



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

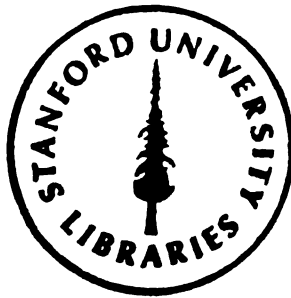
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.









Deutsche  
**Roman-Zeitung.**

---

**Dreißigster Jahrgang. 1893.**

**Zweiter Band.**

30.2

Unbefugter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitung ist untersagt.



**Berlin, 1893.**

**Verlag von Otto Jante.**

STANFORD UNIVERSITY  
LIBRARIES

JUN 18 1982

APR 18 1982

# Inhalt des zweiten Bandes.

- Kein Erbarmen.** Roman von E. von Wald-Zedtwitz. (Fortsetzung und Schluß.) Seite: 1—30; 73—104; 145—182; 217—246; 289—318; 385—416.
- Sie ist reizend.** Erzählung von Brenda von Eichen. Seite: 29—56; 103—130; 183—200.
- Zwischen Haß und See.** Erzählung von E. Karl. Seite: 245—274; 317—344.
- Die Sonntagskinder.** Roman von Hans Werder. Seite: 361—386; 433—452; 505—524; 577—596; 649—670; 721—746; 793—818; 865—886.
- Arkanum.** Roman von Ludwig Würzburg. Seite: 451—488; 523—562; 595—632; 669—706; 745—778; 817—848.
- Auf der großen Landstraße.** Roman von H. Schobert. Seite: 885—914.

## Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

	Seite		Seite		Seite
Scheibestunde . . . . .	57	Höchstes Leid. Von E. Arnoldi . . . . .	489	Rosenknospe . . . . .	787
Ein Neujahrswunsch . . . . .	57	Ungefundes Leben. Eine Zeitbetrachtung von D. v. L. . . . .	489	Ora pro nobis . . . . .	790
Sommerfäden . . . . .	59	Es klopft, mach auf, schließ zu! . . . . .	494	Der stille See . . . . .	849
Herzenskeim. Von Karl Brühl . . . . .	59, 135	Rißflänge und Harmonien. Von A. Her. . . . .	495	Gobba. Von G. Emil Barthel . . . . .	849, 890
Heimlich . . . . .	63	Traumbilder. Von Florentine Gebhardt . . . . .	503	Berstein . . . . .	857
Unterwegs. Eine Weihnachtskreise von Carl Postmus. (Schluß) . . . . .	64	Der Pilger . . . . .	561	In der Dämmerung . . . . .	856
Betrachtungen von Ellen Hulda . . . . .	67	Der Genüßborn. Eine Fabel, die man sich in zukünftigen Tagen erzählen wird. Von Thunelda Westphal . . . . .	562	Spötter . . . . .	861
Allgegenwart . . . . .	129	Die Mutter. Von G. Hildebrand . . . . .	566	Die Erfüllung. Von Alfred Rod . . . . .	913
Briefe aus London. Von Carola Blacker . . . . .	129, 204, 273	Eine Vereckterin der Frauenbildung vor 130 Jahren . . . . .	567	Dr. Klett und seine Freunde. Von F. G. Oswald . . . . .	914
Die Dämmerung . . . . .	134	Helmal des Herzens . . . . .	571	„Stumm.“ Von Gola Zugl . . . . .	920
Mit einer Spätrose . . . . .	139	Ferneweg . . . . .	638		
Aus dem Leben für das Leben. Von D. v. L. . . . .	140, 498	„Ist sie Weltkame?“ Von Wilhelmine Hartmann . . . . .	633		
Hinter den Bergen . . . . .	142	Die Nachbarin . . . . .	636	<b>Litteratur.</b>	
Dämmerstimmung . . . . .	201	Ein Fall vom „zweiten Gesicht.“ Von Sophie v. Keller . . . . .	640	Aus Bergen und Wäldern. Gedichte von Reinhold Barfo . . . . .	68
Über Goethes Wahlverwandtschaften. Von H. Grafen Schack . . . . .	201, 279	Rach Sonnenuntergang . . . . .	647	In Kreislauf des Lebens. Dichtungen von Ernst Zeit . . . . .	68
In der Krankheit . . . . .	209	Ein Original aus dem alten Berlin. (Petri Kramer, der Wasserbüchler) . . . . .	640	Gedichte von Alfred Rod . . . . .	69
Traum . . . . .	209	Und eine Sonne kam. Von Paul Barnde . . . . .	642	In gerechter Fehde. Zeitgedichte von Anton Ohorn . . . . .	69
Drei Gedichte in Prosa. Von Paul Kemmer . . . . .	212	Entwaffnet . . . . .	644	In einsamen Stunden. Dichtungen von Richard Köhlich . . . . .	69
Zwei Gedichte. Von Paul Grotowsky . . . . .	213	Gründung eines allgemeinen Deutschen Bühnenervereins . . . . .	645	Alfred Lenters gesammelte Dichtungen. Nach dessen Tode herausgegeben und mit einem Lebensbilde versehen von G. A. Kessel. Erster Band . . . . .	69
Septembertafel . . . . .	213	Kreuz und Kose. Von Oskar Klake . . . . .	705	„Die Kreisleiterin.“ Roman von F. Peters . . . . .	70
Verhüthet . . . . .	279	Nicht aus jedem Holz läßt sich ein Zeug schnitzen. Von H. Fern . . . . .	707	Der Prophet von Kesselheim. Erzählung aus dem Leben einer Kleinstadt von Oswald Bergener . . . . .	70
Spruch. Von D. v. L. . . . .	283	Scheidendes Licht . . . . .	711	Aus der Wirklichkeit. Novellen und Aphorismen von Arthur Loy . . . . .	71
Auf der Reise. Von Karl Busse . . . . .	345	Die Mode in der Sprache. Von Dr. Ernst Wasserzieher = Hensburg . . . . .	712	„Das Leben auf der Walze.“ Roman von Wolfgang Kirchbach. Mit zehn Bildern von Georg Koch. Holzschnitte von R. Brend'amour . . . . .	71
Eine literarische Blaubeere. Von Agnes Harber Sonett. Von Alfred Pollak . . . . .	345, 356	Nachtlieber. Von Franz Evers . . . . .	716	„Der Arbeiterkaiser.“ Trauerspiel in fünf Akten von Friedrich Dackmeyer . . . . .	210
Vor Paris. Von einem Stabsoffizier . . . . .	350, 423	Gebanten. Von Carola Blacker . . . . .	716, 857		
Die Spielteute . . . . .	355	Winternacht. Von Elisabeth Kohn . . . . .	777		
Wohnung und Heim . . . . .	355	Etwas über die Landschaftsmalerei. Von H. Grafen Schack . . . . .	777, 853		
Zu spät! . . . . .	359	Tag des Herzens. Von Otto v. Leitner . . . . .	781		
Auf dem Friedhofe . . . . .	360	Das Geld in der Erziehung. Von Margarete Gente . . . . .	792		
Drei Gedichte. Von Franz Kav. Seidl. Aus dem Nachlaß . . . . .	417				
Die stille Historie vom Michel Du. Von Viktor v. Koblencgg . . . . .	418				
Rausch. Von D. v. L. . . . .	413				
Die moderne Sappho . . . . .	427				
Fragen . . . . .	429				



	Seite
„Tod dem Verräter.“ Drama in fünf Akten von demselben	210
„Savonarola“ „Gottfried“ „Wilbrand“ dramatische Gedichte von Wilhelm Wegand	211
„Sein Kind“ Schauspiel von Ernst Wichert	211
„Das dritte Eramen.“ Lustspiel von Paul Ibschütz	212
Die Wiebergeburt. Schauspiel in fünf Aufzügen von Otto Kraß	283
Erlebnisse eines Artztes aus der französischen Kriegszeit 1870—71. Von Dr. R. Bornemg	283
Die Entwicklung und der Stand der Arbeiterfrage in gemeinverständlicher Darstellung von Dr. Wilhelm Rosenbergl	284
Ein Liebespaar. Roman aus der Geschichte Benedigs von Wilhelm Walloth	284
„Aus Jag und Lann.“ Obenwaldmärchen und Pantastiken von Keuling	284
Der Burmeister. Erzählung von Max Sander	284
Auf bunten Pfaden. Feltter und erste Erzählungen aus dem Rechtsleben von Hans Blum	285
Die Jungen von Holzgrün. Eine Erzählung	285
Aus anständiger Familie. Geschichte eines verlorenen Menschenlebens von Ernst Wichert. Zweite Auflage	427
Das blaue Buch. Märchen und Stützen von Adalbert Kleinhardt	428
Die Kinder Klingensdons. Von Moriz v. Reichenbach	428
Graf W. 62. Roman von demselben	428
Kurländische Geschichten von Lh. S. Pantenius	428
Das Armenhaus zu Dittesdorf. Roman von D. Eister	429
Der Neffe des Notars. Erzählung von J. v. Altona	429
Der Hohel Ehre. Die Hausfreunde. Erzählungen von Ludwig v. Bopyl	429
Martin Greif. Versuch zu einer Geschichte seines Lebens und Dichtens mit besonderer Rücksicht auf seine Dramen und seine Stellung in der deutschen Literatur. Von Dr. S. M. Brem	572
Vor Dijon. Verlust der Fahne des 2. Bataillons des 61. Regiments. Erlebnisse eines Frontoffiziers. Von Wenzel. Mit 18 Textillustrationen, einem Holztouren von Erich Maltzschast, sowie zwei Kartenbeigaben	572
Karl Louis Nibel und seine Schriften in volgländischer Mundart. Eine Studie von Gottfried Doehler. Mit einem Bildnisse des Dichters	573
Standes- und Berufspflichten des deutschen Offiziers. Von Schaidle, Königl. Preuß. Oberst a. D. 2. Aufl.	573
Litterarisches Jahrbuch. Unterlagen für die wissenschaftlichen, litterarischen und künstlerischen Interessen Nordwestdeutschlands und der deutschen Grenzlande. Begründet und herausgegeben von Alois John. 3. Jahrgang, 1893.	574

	Seite
Jung-Deutschland. Halbmonatsschrift für Dichtung, Kritik und modernes Leben	787
Sterns (M. R. von) Litterarisches Bulletin der Schweiz	788
Die Venaten. Eine Halbmonatsschrift, gegründet und herausgegeben von Max Geisler	788
Neue litterarische Blätter. Offizielles Organ der Litterarischen Gesellschaft „Nischebroma“ und Zeitschrift für Freunde der zeitgenössischen Litteratur. Herausgegeben von Franziskus Hähnel	788
Das Recht der Feder. Halbmonatsschrift für die Berufsinteressen der deutschen Schriftsteller und Journalisten. Organ des Allgemeinen deutschen Journalisten- und Schriftstellertages, der deutschen Schriftstellers-Genossenschaft und des Vereins Thüringer Dreize	788
Die Wage. Eine Halbmonatsschrift für politische, soziale und ästhetische Kritik. Herausgegeben von Karl Schneid	789
Das Atelier. Organ für Kunst und Kunstgewerbe. Glückliche Fahrt. Wochenschrift aus allen Gebieten der Litteratur, Kunst, Wissenschaft und des Gewerbes	789
Epheur. Monatschrift für Selen- und Geistesleben; herausgegeben von Sübbe-Schleiden. Organ der Rheopöppischen Vereinigung	789
Wohlfahrts-Korrespondenz der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrts-Einrichtungen. Herausgegeben von Dr. Jul. Peit	789
Ethische Kultur. Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen. Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, herausgegeben von Prof. G. v. Gylsd	790
Deutsche Lierschutz-Zeitung „Zis.“ Geleitet von G. Bernauer	790
Die Flamme. Zeitschrift zur Förderung der Feuerbejattung im In- und Auslande	790
„Wiener Elegien.“ Von Ferdinand von Saar	791
Afraja. Ein nordischer Roman von Theodor Mänge	792
Wie die deutschen Theater die Kunst fördern. Von Gtz Berding	858
Das Wesen und die Formen der dramatischen Dichtung nach den Prinzipien der modernen Arbeit. Von Moriz Brasch	858
Frauencharaktere aus den Tragödien des Euripides. Von Erich Dugler	859
„Aberius Gracchus.“ Trauerspiel von Paul Barth	859
„Rosamunde.“ Trauerspiel von Arnold Dit	859
„Die Massen nieder!“ Drama in drei Akten von Karl Pauli	859
„Delga.“ Schauspiel in fünf Akten von Hans Hopsen	860
„Elisabeth von Thüringen.“ dramatisches Gedicht von Charles Kingsley, überfetzt und neu bearbeitet von Pauline Spangenberg	860

	Seite
Ausgewählte dramatische Werke. Von Franz Rissel	923
Natur- und Lebensbilder. Ein Spätherbststrauch von Heinrich Zesse	924
Gebichte von Josephine Schefel	924
Die Familie de Saff. Historischer Roman aus der letzten Fehzert Graubündens (1629—1632) von Johann Andr. v. Sprecher	925
Das Guntidmoor. Eine nordische Sage aus dem 10. Jahrhundert in zehn Gesängen. Von Erich Seifart	925

### Vermischtes.

Der Minister Leuwois und Colbert	72
Ein Graf von Leinigen-Gunterblum	72
Hollische Sprichwörter	142
Amerikanisches Gaunerstückchen	144
Bismarcks Gespräch mit einem chinesischen Botschaftskorrespondenten	214
Wie ein alter Dufar Schute hielt	215
Noch einmal „Einmal ist feinmal“	285
Indische Legende	359
Hellige Preileure	360
Witwenverhältnis	360
Über das Sprichwort „Neapel sehen und hierden“	430
Charakteristik der europäischen Hauptstädte	431
Weise Entscheldung	431
Zur Geschichte des Panamakanals	500
Intra arma silent leges et Musae	502
Napoleon I. als Russler	574
Sunbe im Kriege	575
Es ist noch gar nicht so lange her	576
Sundschlänger	576
Litellucht	576
Der ehemalige Berliner Generalmusikdirektor	643
Wie man einen Feind zum Freund macht	643
Der englische Schriftsteller Laurence Sterne	644
Der französische Mathematiker Nicole	644
— Folgendes über die Dauer des menschlichen Lebens	926

### Briefkasten.

Seite: 216, 286, 431, 503, 647, 851.

# Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3 $\frac{1}{2}$  M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N<sup>o</sup>. 14.

## Kein Erbarmen.

Roman

von

E. von Wald-Jedtwitz.

(Fortsetzung.)

Erduine war inzwischen auf einem anderen Wege der weitläufigen Wohnung wieder in den Salon zurückgekehrt. Es klingelte. Erduine fuhr zusammen; sollte U $\ddot{z}$  da kommen? Der Diener öffnete.

„Fräulein von U $\ddot{z}$ enstein zu Hause?“

„Ja, bitte hier. Sie sind Herr von U $\ddot{z}$ enstein, der Bruder, und werden erwartet.“

„Ja — ganz recht.“

Jakob öffnete, und ehe Erduine eigentlich noch wußte, wie ihr geschah, stand ihr die Hünengestalt des Freiherrn gegenüber, sie einen Augenblick mit stummem Staunen betrachtend.

„Gnädiges Fräulein — ich bin —“

„Ich weiß es, ich — Elsa — ich — ich werde sie gleich rufen — ich heiße auch —“ Sie war verschwunden, den verdußt dareinschauenden U $\ddot{z}$  allein zurücklassend.

„Elsa! — Elsa! —“ hörte er noch die ängstlich klingende Stimme des jungen Mädchens. Thüren wurden geöffnet und geschlossen, dann war eine Weile alles still, endlich naheten sich flüchtige Schritte, und Elsa flog ihrem Bruder entgegen.

„Endlich, endlich — Fenno war auch eben hier!“

„Fenno — ich sah ihn aus der Entfernung die Straße hinabgehen. War er allein hier?“

Elsa schob das Blut in die Wangen. „Nein, ein Freund — ein Ulanenoffizier war mit ihm.“

„Und Du hast sie beide empfangen?“ fragte U $\ddot{z}$  so streng, wie es Elsa nicht von ihm gewöhnt war.

„Nein, ich habe sie beide nur auf dem Vorsaal gesprochen, sie aber nicht in das Zimmer gelassen.“

„Das war recht von Dir, meine kleine Elsa, Fenno begehrt nichts als Taktlosigkeiten. Ich will Dir Lebewohl sagen.“

„Du willst fort?“

„Ja, leider schon mit dem nächsten Zuge. Ich muß nach Holstein reisen, ich werde Annenhof übernehmen; mein neuer Inspektor, den ich brieflich enga-

giert habe, ist angekommen, er teilt es mir heute mit.“ —

„Ach wie schade, wie schade.“

„Wir sehen uns hoffentlich bald in der Heimat wieder, mein Schatz. Ich sah da eben eine junge, reizende Dame. Sie war aber so verwirrt bei meinem Anblick, daß sie auf und davon ging.“

„Das war Erduine! Ist sie nicht entzückend!“ rief Elsa freudig.

„Allerdings! Ganz allerliebste! Aber wer ist denn diese Schönheit, diese reizende Erduine?“

„Ah so, Du weißt es ja noch gar nicht. Ist es nicht komisch, sie heißt auch U $\ddot{z}$ enstein.“

„Du scherzest.“

„Nein, Erduine von U $\ddot{z}$ enstein, aus Rag $\ddot{u}$ nchel in Holstein.“

Elsa war zu erregt, sonst hätte sie bemerkt, wie U $\ddot{z}$  bei der Nennung des Namens Rag $\ddot{u}$ nchel leicht zusammenfuhr.

„Und sie befindet sich auch hier in derselben Pension?“

„Ja, sozusagen zum Besuch. Kennst Du diesen Zweig der Familie? Sind sie überhaupt mit uns verwandt?“

„Nein,“ entgegnete U $\ddot{z}$ , „der Stamm ist natürlich derselbe, aber die Zweige sind schon lange, lange auseinander gegangen, daß von einer Verwandtschaft nicht die Rede sein kann.“

„Wie sonderbar. Und welcher wunderbare Zufall, daß wir uns hier treffen, und der es am Ende fügt, daß sich die längst getrennten Linien einander wieder nähern.“

U $\ddot{z}$  entgegnete hierauf nichts, sondern schloß Elsa innig in seine Arme und sagte ihr ein herzliches Lebewohl, weil es für ihn die höchste Zeit sei, nach dem Bahnhof zu fahren, wenn er den Zug nicht versäumen wolle.

Wieder stand Elsa allein da, wieder glaubte sie

eine Erscheinung gehabt zu haben. Die Thränen traten ihr in die Augen, sie hatte sich so auf den Besuch ihres Bruders gefreut, und nun war er nur gekommen, um sofort wieder zu gehen, er hatte Erduine kaum gesehen, und dabei schien sie sich recht albern benommen zu haben. Wer konnte wissen, was er für einen Eindruck von ihr empfangen hatte.

Eben hörte sie die Droschke rasselnd davonsfahren, stürzte ans Fenster, sah hinaus und erwiderte die Abschiedsgrüße ihres Bruders. Und dort, am nächsten Fenster im Nebenzimmer gewahrte sie den blonden, sich langsam, vorsichtig zurückziehenden Kopf Erduinens. Sie hatte Uß also auch nachgeblickt, hatte wahrscheinlich ihre Unterhaltung belauscht und wollte ihn noch einmal sehen. Mißfallen hatte er ihr also nicht. Sah sich Uß da an der Ecke nicht noch einmal um? Galt das nun ihr oder der Freundin? Wer konnte es wissen, vielleicht ihnen beiden.

„Erduine — Engel — Süße — er ist fort,“ damit eilte Elsa in das Nebenzimmer.

„Wie schade.“

„Nun, ist er hübsch?“

„Ich habe ihn ja nur einen Augenblick gesehen und wurde so verlegen, daß —“

„Da sieht man doch ob jemand hübsch ist. Wie gefällt er Dir?“

„Ich sage Dir ja — ich habe gar nichts gesehen.“

„Du stunkerst, Dina. Ist er hübsch oder nicht? Gefällt er Dir? Ja? Nein? Aber so sag's doch.“

„Ich glaube — ja.“

„So etwas glaubt man nicht, so etwas weiß man. Nun? Ja oder nein?“

„Nun dann, ja.“

„Siehst Du, Du liebe Kreatur Du. Und nun mußte er so schnell fort.“

„Das ist sehr schade. Kommt er denn nicht wieder?“

„Nein — er reist ja nach Holstein.“

„Um dort zu bleiben?“ fragte Erduine schnell.

„Ich glaube wohl. Er will ein Vorwerk von uns, Annenhof, übernehmen.“

„Annenhof?“

„Ja, ich glaube so heißt es.“

„Das ist gar nicht weit von Ragnüchel.“

„Nicht möglich. Da besuche ich meinen Bruder und dann sehen wir uns alle Tage.“

„Wenn Du nach Holstein gehst, so besuchst Du natürlich uns, da kann Dein Bruder ja leicht herüberkommen.“

„Und dann — dann — ach Erduine, es giebt höhere Bestimmungen — dabei seht Ihr Euch auch — und — und —“

„Still, Elsa, still —“ Erduine schloß Elsa den entzündenden, frischroten Mund mit einem Kuß.

„Da kommt die wilde Jagd zurück.“

„Schon — ach und es war so schön — so schön.“

„Wenn sie wüßten, was wir erlebten.“

„Wie war denn der andere mit Deinem anderen Bruder?“

„Um Gotteswillen! Still! Still!“

Die Stimmen auf der Treppe wurden immer lauter, das tapste und stampfte, sprang und schlürfte die Stufen herauf, das lachte und schwagte da

draußen, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte. Nun überflutete die wilde Schar die eben noch so stillen Pensionsräume, welche ein — nein eigentlich zwei so süße Geheimnisse bargen; entledigte sich der Mäntel sowie der Hüte und nahm hungrig, sichern und plaudern an dem reich besetzten Kaffeetisch Platz.

„Elsa — Elsa —“ flüsterte Emmy Dartenberg.

„Still — leise — leise —“

„Was willst Du?“

„Ich habe einen reizenden Husarenoffizier gesehen und zwar in Begleitung eines entzündenden Gardeulanen —“

„Etwa —?“ entfuhr es Elsa, die blutrot bei dieser Mitteilung wurde.

„Ja — ja — den süßen Sizzo, der neulich mit in dem Wagen saß, als Dein stürmischer Herr Bruder —“

„Keine Heimlichkeiten, meine Damen, sie schiden sich nicht bei Tisch, wie überhaupt für junge Mädchen nicht!“ ließ sich die Kommandostimme von Fräulein Emma Marisfeld vom äußersten Ende der Tafel her vernehmen. Elsa und Emmy fuhren auseinander, erstere aber wechselte mit Erduine einen verhimmelnden, vielsagenden Blick. Ach, wenn diese da wüßten, was sie wußten! Es war doch zu süß, ein Geheimnis zu haben! Die Berge von Sträußelkuchen verschwanden, die Rosinenbrezeln auch, nur die Zwiebacke erfreuten sich eines längeren Daseins, doch endlich schlug auch ihre Stunde. Fräulein Marisfeld stand auf, neigte würdevoll das Haupt, und die schöne Kaffeestunde war vorüber. Elsa und Erduine fanden sich natürlich zusammen, um gemeinsam zu schwärmen.

„Ein Brief aus Kopenhagen!“

„Und ich auch einen von zu Hause,“ begrüßten sich die Freundinnen am nächsten Morgen. Elsa und Erduine erbrachen ihre Briefe und begannen eifrig zu lesen, aber nach und nach malte sich bittere Enttäuschung auf beiden Gesichtern, bis Erduine plötzlich in lautes Weinen ausbrach.

„Das ist furchtbar — das ist entsetzlich!“

„Aber was ist Dir denn?“

„Ich soll nach Hause kommen, meine Eltern wollen mich nicht noch einmal in eine andere Pension thun.“

„Jetzt nach Hause — wo wir uns eben erst gefunden haben.“

„Dies selbst. Mein Vater schreibt, daß unsere Familien gar nicht mehr verwandt wären.“

„Wie mein Bruder Uß mir sagt. Wirklich da steht es — ,reise unverzüglich ab.““

„Und allein!“

„Wenn Uß doch noch da wäre.“

„Die weite Reise.“

In diesem Augenblick erschien auch Fräulein Marisfeld mit einem Briefe des Freiherrn, worin dieser sie bat, Erduine möglichst bald nach Hause zu schicken.

„Es wird Ihnen nur übrig bleiben, morgen zu reisen, Fräulein Erduine, ich bedaure es sehr, und

es würde mir lieb gewesen sein, wenn Ihr Herr Vater einen anderen Entschluß gefaßt hätte.“

Erduine, so sehr sie ihre Eltern und ihre Heimat liebte, so sehr sie sich unter anderen Verhältnissen gefreut haben würde, beide wiederzusehen, weinte still vor sich hin.

„Wir schreiben uns, Erduine.“

„Ja — ja — natürlich.“

„Wir führen jede ein Tagebuch, ganz genau und wahr.“

„Ganz wahr und ganz genau.“

„Das schicken wir uns alle Woche.“

„Keine Thatsache, kein Gefühl wird darin verschwiegen.“

„Keins. Und was schreiben denn Deine Eltern, Elsa?“

„Sie müssen meinen Brief noch gar nicht erhalten haben, denn sie erwähnen unsere Bekanntschaft gar nicht.“

„Gar nicht? Dann haben sie Deinen Brief natürlich noch nicht bekommen.“

Frau Abolie von Ugenstein hatte gleichzeitig mit diesem Schreiben, ein solches an Uß abgesandt und ihn gebeten, für Elsa eine andere Pension ausfindig zu machen, und zwar eine englische, unter dem Vorwande, daß sie sich dort in der englischen Sprache noch mehr vervollkommen sollte. Dieser Brief hatte Uß nicht mehr getroffen, und derselbe ging als unbestellbar nach Kopenhagen zurück.

Mit schwerem Herzen ging Erduine an die Vorbereitungen zu ihrer morgenden Abreise, während Elsa sofort eine Karte an ihre Mutter schrieb, worin sie ihr mitteilte, daß die süße Dina unerwartet nach Hause berufen sei. Die Freifrau erhielt dieselbe mit ihrem eigenen Brief an Uß und lächelte befriedigt. Diese Angelegenheit hatte sich durch einen glücklichen Zufall leichter gelöst, als sie es vorher annehmen durfte, denn so brauchte kein Wechsel in der Pension stattfinden, und sie war nicht gezwungen, ihrer Tochter den Umgang mit Erduine zu verbieten, was wohl kaum angegangen wäre, ohne sie in die inneren feindlichen Familienverhältnisse einzuwöhnen. Sie war noch zu jung dazu, später ließ sich dies vielleicht nicht vermeiden, dann konnte sie es aber mündlich thun, dann machte sich das alles besser.

Der andere Morgen brach an, und die Abreise Erduinens stand nahe bevor. Fräulein Marisfeld und Elsa geleiteten sie zur Bahn und sahen sie schweren Herzens abreisen.

Erduine nahm dieselbe Linie, Wittenberge, Lübeck, Gutin, Oldenburg in Holstein, welche zwölf Stunden früher Uß von Ugenstein gefahren war. Sie mußte oft an ihn denken, als sie allein im Coupé saß und in die öde, herbstliche Landschaft starrte. Wie viel angenehmer wäre es gewesen, wenn sie in Begleitung von Elsas Bruder die weite Reise hätte zurücklegen können.

Es regnete etwas, dazwischen fielen schon einige Schneeflocken, das Wetter war so trübe und die Landschaft so grau und melancholisch. Das paßte zu Erduinens Stimmung, und sie war froh, daß die Sonne nicht schien. Elsas Bild stand deutlich vor

ihrer Seele, aber auch das des großen, starken, blühenden, blonden Holsteiners schwebte ihr vor den Augen. Sie errötete.

„Zu dumm habe ich mich gestern benommen. Was mußte er denn nur von mir denken?“ sagte sie leise vor sich hin und schämte sich noch jetzt darüber.

Draußen war nichts zu sehen, die Ächsen stießen, die Räder kreischten, zuweilen hielt der Zug, und die Thür wurde aufgerissen. Dann fuhr sie jedesmal zusammen, war aber froh, wenn niemand einstieg. Sie brauchte dann nicht zu sprechen und konnte sich ungestört ihren Gedanken und den zuweilen hervorbrechenden Thränen überlassen.

Uß von Ugenstein hatte gestern noch mit knapper Not den Zug, der nach Wittenberge abging, erreicht. Erst als er sich in dem Rauchcoupé eingerichtet hatte, tauchte der Auftritt, den er vor kurzer Zeit in der Pension Marisfeld erlebte, wieder vor ihm auf.

„Hm — — hm — —“ er stampfte unwillig mit dem Fuße auf, und sein Blick verbüfferte sich.

„Wie werden sich die Eltern aus dieser unangenehmen Angelegenheit herauswickeln? Sie können doch unmöglich die Sache ganz mit Stillschweigen übergehen und offen mit einem so jungen Mädchen wie Elsa darüber sprechen, das geht doch auch nicht.“

Er that einen langen Zug aus seiner kurzen Meer Schaumpfeife und stopfte sie fester.

„Das arme Kind! Ein entzündendes Geschöpfchen, so klar, so unschuldig, so engelrein. Hm — hm — — was kann dieses liebliche Kind für ihre Mutter und die Thorheit ihres Vaters. Hm — hm — im Grunde genommen war es wirklich die reine Dummheit von dem guten, ehrlichen Bernd. Er hat sich von dieser schlaun Person übertölpeln lassen. Man findet das ja oft, wenn solche Weiber einen solchen gutmütigen, etwas beschränkten Menschen in die Hände bekommen. Dazu die Einsamkeit, die Langlewile und schließlich die liebe Gewohnheit. Dazu hat sich wohl nie jemand von der Familie um ihn bekümmert,“ dachte Uß weiter.

„Ha — — ha — — dieses kleine, süße Mädchen — — sie war so verlegen — und ein Paar Augen hat sie.“ Er schloß die Lider und versuchte die Neigelangeweile zu verschlafen, aber er kam nicht über jenen halb wachen, halb schlummernden Zustand hinaus, und in diesem sah er immer wieder Erduinens große, blaue Augen mit dem Ausdruck der Bestürzung auf sich gerichtet, dabei leuchtete ihm ihr starkes, welliges blondes Haar entgegen, und ihm war es, als wäre ihr rosiger Mund ihm handgreiflich näher gerückt.

„Station Wittenberge,“ rief in diesem Augenblick der Schaffner. Uß erwachte vollständig und entsann sich, daß hier der berühmte Viehhändler der ganzen Gegend, Herr Simon Ragenstein, wohnte, mit dem er in geschäftliche Beziehungen treten wollte. Schnell entschlossen stieg er aus, ließ sein Gepäck weiter gehen und begab sich nach der Stadt.

So leicht kam niemand aus Herrn Ragensteins Händen, ohne ihm etwas abgekauft zu haben, so erging es Uß auch, und so kam es, daß er den nach

Lübeck abgehenden Zug nicht mehr benutzen konnte und die Nacht in Wittenberge zubringen mußte.

„Ich komme erst morgen mit dem Nachmittagszuge,“ lautete die Depesche, welche er an die Gutsverwaltung von Annenhof aufgab.

Am nächsten Tage war die Zeit der Abfahrt herangerückt, der Berliner Zug brauste herein und hielt hier einige Minuten, um den Reisenden eine Stärkung in dem gut besetzten Büffett zu gestatten. Uß stieg ein und hatte das Glück ein Coupé für sich allein zu bekommen. Das zweite Zeichen zur Abfahrt war gegeben, und man hörte schon, wie die Schaffner die Coupéthüren zuzuslugen.

„Einsteigen! Einsteigen, meine Herrschaften!“

Es läutete zum dritten Male. Ußens Thür war noch geöffnet.

„Mein Wagen! Wo ist mein Wagen?“ ließ sich jetzt eine ängstliche weibliche Stimme auf dem Bahnsteig vernehmen.

„Schnell — — schnell — — kommen Sie hierher,“ rief der Schaffner.

„Das ist nicht mein Wagen,“ wurde ihm zur Antwort.

„Nur herein, oder Sie bleiben sitzen!“

Ein junges Mädchen, eine Düte gefüllt mit den berühmten Wittenberger Spritzkuchen im Arme, stürzte heran, schwang sich auf das Trittbrett, der Schaffner half ihr hinein, Uß streckte ihr die Hand entgegen, die Thür flog ins Schloß, und Erbuine, blutrot im Gesicht, noch ganz und gar außer Atem, starrte den Freiherrn mit großen, erstaunten Augen an.

„Herr — — Herr von Ußenstein.“

„Sie — Sie kennen mich?“

„Natürlich — — gestern — in der Pension von Fräulein Marisfeld — — Sie sind doch der Bruder von Fräulein Elsa von Ußenstein?“

„Ganz recht — gewiß — — jetzt erkenne ich Sie erst. Sie sind Fräulein Erbuine von Ußenstein.“

„Gewiß! Natürlich! Nein, wie komisch, fast wäre ich hier sitzen geblieben — und nun komme ich mit Ihnen in ein Coupé!“

„Wirklich sonderbar. Ja, es giebt eigentümliche Zufälle.“

„Wenn sie jemand niederschreibt, so glaubt man sie ihm nicht.“

„Nein, wirklich nicht.“

Erbuine nahm Uß gegenüber Platz; sie fühlte sich heute, wo der Zufall sie wieder mit ihm zusammenführte, durchaus nicht verlegen, im Gegenteile kam das Gefühl der Sicherheit über sie. Nun brauchte sie doch die lange Strecke nicht mehr allein zurücklegen.

„Ha—ha—ha. Daran sind nur die berühmten Spritzkuchen Schuld. Sie waren alle vergriffen. Die Büffett-dame wartete auf eine neue Sendung, und ich wollte doch welche mitnehmen, es hieße ja gar nicht in Wittenberge gewesen zu sein, wenn man keine Spritzkuchen kaufen wollte.“

„Dann bin ich allerdings nicht dort gewesen,“ scherzte Uß.

„Dem kann abgeholfen werden, bitte bedienen Sie sich, Herr von Ußenstein.“ Sie hielt ihm die Düte mit den duftenden Kuchen hin.

„Eigentlich — so früh am Tage —“

„Natürlich, Herren lieben ja meist keine Süßigkeiten, aber auf Reisen macht man einmal eine Ausnahme. Nur — zur Gesellschaft —“

„Gut denn, zur Gesellschaft,“ antwortete Uß, lächelnd das hübsche Naturkind betrachtend, welches während seiner Pensionszeit in der Hauptstadt nichts von seiner Offenheit und Ungezwungenheit verloren hatte.

„Sie schmecken famos, nicht wahr, Herr von Ußenstein?“

„Vorzüglich, aber so fette Fische wollen schwimmen.“ Uß entorkte eine Feldflasche, nahm ein Glas, schenkte es voll Portwein und hielt es Erbuine entgegen.

„Ha—ha—ha. Meine Mutter hat mir zwar streng untersagt, auf Reisen von jemandem etwas zu essen oder zu trinken anzunehmen, weil oft Betäubungsmittel darin wären, aber bei Ihnen wird es wohl kaum Gefahr haben,“ scherzte Erbuine.

„Nein, bei Gott nicht!“ rief Uß ebenso. „Ich unterhalte mich auch mit meiner mir so unverhofft gewordenen Reisegefährtin viel zu gern, als daß ich sie einschläfern sollte.“

„Nun und zu rauben ist bei mir nicht viel,“ sagte Erbuine heiter, indem sie ihm das kleine Portemonnaie zeigte, worin sich nur noch wenige Mark befanden. „Fräulein Marisfeld hat mir das Reisegeld ziemlich knapp bemessen.“

„Wie kommt es denn, daß Sie heute reisen? Sind denn Ferien? Meine Schwester hat mir kein Wort davon gesagt.“

„Nein, denken Sie nur, wie das gekommen ist.“ Erbuine erzählte nun belebten Blickes ihre ganze Leidensgeschichte. „Und jetzt gerade muß ich nach Hause kommen. Früher, als ich noch bei der Frau Doktor Kirner war, würde ich gern zurückgekehrt sein, jede Stunde — da gefiel es mir gar nicht und ich hatte oft furchtbares Heimweh, aber jetzt, wo ich Elsa kennen gelernt habe. Ich liebe sie so! Und sie liebt mich auch! Und wir haben uns auch versprochen, unsere Tagebücher auszutauschen. Himmlisch, himmlisch! Nein, wie das amüsant ist, daß ich gleich mit einer so interessanten Episode beginnen kann!“

„Mit welcher Episode denn?“

„Nun mit unserer Begegnung,“ antwortete Erbuine etwas enttäuscht.

„Ja so — — natürlich — natürlich!“ suchte Uß sein Vergehen wieder gut zu machen.

Es entstand eine kleine Pause in der Unterhaltung, während der Erbuine ab und zu einen Blick durch das Fenster warf und die hübsche, freundliche Wiesenlandschaft, oft von herrlichen Waldungen unterbrochen, betrachtete.

„Ah, die vielen Rebe! Wie reizend! Wie schön!“

„Die stehen hier fast immer. Es liegen hier große herrschaftliche Güter, wo der Wildstand sehr gepflegt wird.“

„Ja, um nachher totgeschossen zu werden. Wenn ich dachte, daß ich so ein armes, unschuldigtes Tier töten sollte — oh ha!“

„Aber der Rehbraten schmeckt Ihnen trotzdem ganz gut?“

„Das wohl — aber — schrecklich bleibt es darum doch! Sehen Sie nur wie entzückend. Sie gehen natürlich auch auf die Jagd?“

„Natürlich.“

Uz hatte während dieses Gespräches mit stiller Freude den tiefbekümmerten Ausdruck dieses jugendlichen Gesichtchens beobachtet. Wenn ihr schon der Tod eines Tieres so nahe ging, was mühte sie erst empfinden, wenn es sich um das Wohl und Wehe eines Menschen handelte.

„Wo reisen Sie denn eigentlich hin, Herr von Ugenstein?“ fragte Erduine nach einer Weile.

„Nach Annenhof.“

„Bei Klein-Oldenburg?“

„Ja.“

„Himmlich! Da fahren wir ja bis dahin zusammen.“

„Gewiß.“

„Meine Eltern werden sicher auf dem Bahnhof sein, da werden Sie dieselben gleich kennen lernen.“

Uz verbeugte sich etwas tiefer, wie er es unter anderen Verhältnissen gethan haben würde, aber es lag ihm daran, ihr den Ausdruck der Bestürzung, der unwillkürlich auf sein Gesicht getreten war, zu verbergen.

„Papa wird sich sehr freuen — und — meine Mutter auch.“ Sie sprach die letzten Worte etwas zögernd, ein unbestimmtes Etwas, kaum gefühlt, noch weniger gedacht, sagte ihr, daß der Freiherr und sie nicht zusammenpassen würden.

„Es wird mir eine große Ehre sein,“ entgegnete Uz höflich förmlich, aber dabei überlegte er, wie er es anfangen sollte, ohne es Erduine merken zu lassen, diese Bekanntschaft zu umgehen. So freudig ihn auch das Zusammensein mit diesem reizenden Mädchen gestimmt hatte, so sehr er sich an ihrer Unschuld ergötzte, so entzückend ihr Anblick war, so wünschte er jetzt doch, diese Begegnung hätte nicht stattgefunden. Konnte er diese Bekanntschaft fortsetzen, welche ihn naturgemäß mit den Eltern Erduines in Verührung brachte, ohne den Zorn seines Vaters auf sich zu lenken? Was sollte aber Erduine denken, wenn er dieselben ganz abbrach?

„Annenhof liegt gar nicht weit von Ragnüchel, von unserem Gute nämlich,“ fuhr Erduine fort.

„So?“

„Nun kennen Sie denn die Gegend gar nicht, trotzdem Ihre Besitzungen dort liegen?“

„Nein, wunderbarerweise fast gar nicht. Ich bin zwar dort geboren, aber in Kopenhagen erzogen worden.“

„Dann freilich, und haben Sie Videnholm später nie gesehen?“

„Das wohl, aber doch nur flüchtig, meine Mutter, das heißt meine Stiefmutter liebt das Landleben nicht, so haben sich meine Eltern dort nur tageweise aufgehalten, wenn sie einmal eine Reise nach dem Festlande unternahmen. Ich selbst bin auch nur auf der Durchreise dort gewesen. Un-

angenehme Vorkommnisse mit dem Pächter machen jetzt meinen dauernden Aufenthalt dort notwendig.“

„Fast möchte ich mich darüber freuen. Sehen Sie, Herr von Ugenstein, so eigenrützig ist der Mensch, denn vielleicht —“ Erduine stockte. Der lange Blick Ugens verwirrte sie zu sehr. Was er doch für hübsche treue Augen hatte. So groß, so eigentümlich. „Ich glaube Sie können keine Unwahrheit sagen!“ rief Erduine plötzlich vollständig unvermittelt.

„Wie kommen Sie darauf, gnädiges Fräulein?“ fragte Uz errötend, der sich durch diese Auserung getroffen fühlte, denn sein ganzes Benehmen diesem Mädchen gegenüber war ja eine Unwahrheit, freilich nur aus Rücksicht für sie.

„Ich weiß nicht, es kommen dem Menschen manchmal so plötzliche Gedanken, und wie Sie mich eben so ansehen, da fiel's mir ein.“

„Da fiel's mir ein —“

„Da fiel's mir ein,“ summte Uz zwischen den Zähnen.

„Singen Sie?“

„Nein, ich brumme nur wie ein Rabe in den Zweigen, oder vielmehr wie der Bär im Walde. Da fiel's mir ein, da fiel's mir ein' ist der Refrain eines hübschen Liedes, und das kam mir in den Sinn, wie Sie eben zufällig diese Worte gebrauchten.“

„Ist es hübsch?“

„Sehr.“

„Ich singe auch ein wenig.“

„Aber wohl besser wie die Geschöpfe, deren Gesang ich eben mit dem meinigen verglich.“

„Wenigstens nicht so wie der Bär im Walde, mein Vater meinte, ich zirpte wie das Heimchen am Herd.“

„Das glaube ich eher,“ sagte Uz mit einer Aufwallung, die Erduinen nicht entging.

„Ich freue mich immer, wenn ich einmal neue Lieder erhalte. Von wem ist es denn komponiert?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wo ist es denn erschienen?“

„Auch das kann ich nicht sagen.“

Alles in Uz drängte danach ihr zu sagen, daß er es ihr abschreiben und schicken, am liebsten selber bringen möchte, aber es ging ja nicht, es wären dadurch ja Beziehungen angeknüpft worden, die doch einmal nicht bestehen konnten.

„Besitzen Sie's denn auf Noten?“

„Nein,“ sagte er kurz. Es wurde ihm schwer zu lügen. Warum auch der Schaffner dieses Mädchen gerade in sein Coupé setzen mußte! So sehr er sich auch im ersten Augenblick darüber gefreut hatte, jetzt bekümmerte es ihn, und dennoch hätte er keine Minute des Zusammenseins mit ihr missen mögen.

„Freuen Sie sich auf Holstein?“ fragte sie jetzt.

„O ja, endlich meine selbständige Thätigkeit zu üben, für welche ich so lange studierte und in aller Herren Länder praktizierte, macht mir viel Freude.“

„Das kann ich mir denken. Ich freue mich, nachdem ich den ersten Schmerz der Trennung von Elsa überwunden habe, jetzt auch sehr auf zu Hause.“

Bei uns ist es so hübsch, so still, so grün — und dann das Meer — o, das Meer!"

"Sie lieben es?"

"Unendlich — wenn es so weit, so weit vor mir liegt, und sich keine Welle regt, o, dann ist's wie eine große, grenzenlose Sehnsucht. Und dann, wenn es in Bewegung gerät, wenn sich die Oberfläche kräuselt, wenn sich die Wellen türmen und endlich donnernd an den Strand rollen und dort tobend zerschellen."

"Ja das ist schön."

"Dann kommt's mir vor wie ein Mensch, dessen Leidenschaften, dessen Triebe alle, alle entfesselt sind, die guten und die bösen! Ach und unser Haus, so warm, so sauber, und unser Hof — ein Musterhof, das sagen alle — den müssen Sie sich einmal ansehen, Herr von Ugenstein."

Wieder verneigte sich Uß tiefer als nötig war.

"Da kommen viele Fremde. Nun, meine Mutter versteht es auch. Ich sage Ihnen, das ist eine Frau, eine Wirtin, wie es in ganz Holstein nicht mehr giebt. Wenn ich nach Hause komme, wird sie mich wohl in die hohe Schule nehmen."

"Nun, wie wird das werden?"

"Da wird's wohl manchmal etwas Schelte setzen. Aber nur so aus Liebe, denn ernstlich böse kann sie gar nicht werden, da ist sie viel zu gut dazu. Ach, meine Mutter, meine gute Mutter! Die müßten Sie kennen lernen, Herr von Ugenstein, Sie würden schon Respekt vor ihr bekommen."

Uß saß wie auf Kohlen. Erduine nahm sein Kommen als so selbstverständlich an, daß sie noch nicht einmal eine Aufforderung dazu an ihn ergehen ließ. Etwas wie ein Weh zog in seine Seele. Wie würde sie es auffassen, wie würde sie es betrüben, wenn er nicht kam?

Erduine merkte nicht, daß in seinem Innern etwas Außergewöhnliches vorging, sie war viel zu sehr mit ihrer Mutter beschäftigt, auch von ihrem Vater sprach sie mit großer Liebe, aber Uß wollte es scheinen, als ob sich dann etwas wie ein leises Mitleid in ihre Worte schlich. Ihm wurde es heiß und kalt. Wenn er von Cutin aus noch bis Oldenburg weiter mit Erduine fuhr, war eine Begegnung mit seinem Onkel Bernd nicht zu vermeiden, und wenn auch von Ragnüchel aus die Verwandtschaft mit dem Bickenholmer wohl verleugnet wurde, so würde sich das junge Mädchen es doch nicht nehmen lassen, die gegenseitige Bekanntschaft zu vermitteln.

Die Gegend nahm an Liebreiz zu, Lübeck lag längst hinter ihnen, und schon schimmerten durch das herbliche Buchengold die kleinen Spiegel der Holsteiner Seen herüber. Üppige Koppeln, umschlossen von den buntbelaubten Knicks, stiegen an den leicht geschwungenen Hügeln empor, oder senkten sich ins Thal, das Vieh war noch draußen, die Röhre glockten mit großen Augen den vorübersausenden Schnellzug an, während die Pferde in tollen Kapriolen davonjagten.

"Wie schön! Wie heimlich! Mein liebes, liebes Holstein!" rief Erduine, die mit steigendem Wohlgefallen diese bescheidene, rührende Schönheit betrachtete.

"Sie lieben es wohl sehr, gnädiges Fräulein?"

"Über alles. Ah, es ist doch viel, viel schöner wie die ganze andere Welt!"

"Das ist viel behauptet. Was kennen Sie denn von der?"

"Ha—ha, Sie haben recht, nur Berlin; das ist für eine Zeit lang recht hübsch, aber eine echte Holsteinerin hält es da doch nicht lange aus. Sie werden sehen, wenn Sie erst eine Zeit lang bei uns sind, dann haben Sie das Land so lieb, daß Sie gar nicht wieder an das Fortgehen denken."

"Wohl möglich," sagte Uß, der begeistertsten, kleinen Patriotin lächelnd in das gerötete Gesichtchen blickend.

"Wenn alle Holsteinerinnen so reizend sind wie Sie," schwebte es ihm auf den Lippen, aber selbstverständlich sprach er es nicht aus.

"Ach, und da liegt schon Cutin! Dort das Schloß! Sehen Sie den Turm aus roten Ziegelnsteinen — ach, die liebe, kleine Stadt! Hier müssen wir umsteigen, Herr von Ugenstein. Nun muß ich nur gleich nach meinem Gepäck sehen, welches noch im anderen Coupé liegt."

"Leider muß ich mich hier von Ihnen verabschieden, ich will noch ein Geschäft in der Stadt abwickeln und einen späteren Zug benutzen," entgegnete Uß.

"O, wie schade!" entfuhr es Erduinen.

"Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein, es war mir ein großes Vergnügen mit Ihnen gefahren zu sein."

"Mir auch, wirklich. Nun sehen Sie meine Eltern doch nicht — nun dann ein anderes Mal."

"Cutin, Neustadt — Oldenburg aussteigen. Richtung Kiel bleibt sitzen!" rief der Schaffner mit lauter Stimme, riß die Thür auf und ging dann weiter; Erduine sprang leichtfüßig hinaus, nickte Uß, der noch mit seinem Handgepäck zu thun hatte, freundlich zu und begab sich dann an den Wagen, in dem sie vorher gesessen hatte. Bald fuhr sie mit den gemischtesten Gefühlen, halb Verstimmung über das vereitelte Beisammensein mit Herrn von Ugenstein, halb Freude auf das Wiedersehen mit ihren Eltern und der lieben Heimat, weiter. Ob die Geschäfte, welche den ersteren in Cutin zurückhielten, denn nur so dringender Natur gewesen waren?

"Komme erst um neun Uhr," lautete die Depesche des Freiherrn, welche an die Bahnverwaltung nach Oldenburg mit der Weisung, deren Inhalt dem Kutscher aus Annenhof mitzuteilen, abging.

Uß schlenderte in das hübsche friedliche Städtchen, nahm im Wokshause, jenem originellen, schön und stimmungsvoll eingerichteten Gasthof, in welchem Herr Kaufmann Janus die einstige Wohnung des Dichters Wok umwandelte, einen Imbiß und begab sich dann in den alten, herrlichen Schloßgarten.

Hohe, Erfurcht gebietende Bäume umfingen ihn, ein leichtes Rauschen ging durch das goldgelbe Laub, ihm war's, als ob verfloßene Jahrhunderte mit dem Heute ein flüsterndes Zwiegespräch hielten. Schwarze Amfeln huschten durch die Büsche. Lautlos bewegten die dunklen Koniferen ihre Nadelwedel, und dort blinkte durch die Zweige der blaue, lieblich von

grünen Hügeln umschlossene Spiegel des großen Sees zu ihm herüber.

Gehobener Stimmung, geweiteter Brust, offenen Auges schritt er die mächtige, feudale Allee hinab, die in gerader Linie an dem schiffigen Ufer des Sees entlanglief. Hier blieb er stehen und schaute in die Ferne.

„Wie still — wie schön — wie traut und heimlich,“ sagte er leise.

Da kam es so eigen über ihn! Mitten in der einsamen Schönheit erfaßte ihn die Sehnsucht. Doch er wünschte sich nicht fort von hier, nein, im Gegenteil, er hätte hier bleiben mögen, er hätte sich immer so keusch, so nordisch umfassen lassen mögen, aber — er sehnte sie herbei, sie, mit der der Zufall ihn nun zweimal in so kurzer Zeit zusammenführte, die er hier absichtlich verlassen hatte, und die nun allein ihrer Heimat zufuhr. Ob sie sich auch nach ihm sehnte? Ob sie es that?

Ein Lächeln umspielte Uzens rote Lippen, ein Leuchten trat in seine Augen, so seltsam, so hoffnungsvoll. Die wilden Schwäne zogen dort in der Ferne ihre einsamen Kreise, wie silberne Punkte leuchteten sie zu ihm herüber.

„Sie thut es,“ sagte er laut und voller Zuversicht, so laut, daß er selbst darüber zusammenfuhr. Es war so still hier, der Schall der eigenen Stimme erschreckte ihn. Ein lautes Krächzen, ein zankendes Schreien störte sein zärtliches Sinnen. Hunderte von schwarzen Krähen stritten sich in den Zweigen der alten Linden.

Ein Unbehagen beschlich UZ, die schwarzen Vögel erschienen ihm so unheilvoll, und unwillkürlich dachte er daran, wie anders sich vielleicht seine Zukunft gestalten würde, wäre er nicht durch Depeschen nach Annenhof berufen worden, und wenn er den Weg von Berlin nach Holstein im Sattel auf seinem neugekauften Pferd zurückgelegt hätte, wie er es anfangs beabsichtigte.

Die gehobene, poetische Stimmung, in welcher er sich noch eben befand, war plötzlich von ihm gewichen, und er durchwandelte jetzt den herrlichen alten Park wie einer, der heimliche Sorgen hat.

Die Sonne neigte sich und tauchte goldig rot in die Fluten des Sees, dem düstige Nebel trüffelnd entstiegen, dann senkte sich die Dämmerung, und UZ schritt an dem altmodischen, aus roten Ziegelsteinen ausgeführten Schlosse vorüber, durchwandelte die Gartenanlagen, von wo aus ihm die Düfte der herbstlichen Blumen entgegenströmten. Dies alles, dazu die kleinen mit Rosen umrankten Häuschen des Städtchens, der süße Friede, der über dem stillen, malerischen, vielfach besungenen Holstein lag, der Gegensatz dieser keuschen Einfachheit mit dem Weltgetriebe von Berlin, Paris und London, welches ihn noch vor kurzer Zeit umging, erweckte in ihm das Gefühl einer geheimen Sehnsucht.

Wonach sehnte er sich nur? Er besaß ja, was er wünschte. Er hatte ja nichts verloren, was er jemals besessen! „Sie werden unser Land unendlich lieb gewinnen, so daß Sie sich niemals wieder von hier fortsehen,“ glaubte er eine sanfte, jugendliche

Stimme zu hören, der er noch vor kurzem mit Andacht gelauscht hatte.

Auf dem Bahnsteig zu Klein-Oldenburg ging schon seit längerer Zeit der Inspektor Carl Jessen ungeduldig auf und nieder, gefolgt von den neugierigen Blicken des Eisenbahnpersonals. Sie kannten hier fast jeden Menschen, der ankam, abfuhr oder Reisende erwartete. Dieser Mann aber war ihnen fremd. Das war für die guten Leute ein Ereignis.

„Der Zug von Eutin müßte doch schon da sein,“ wandte sich Jessen an einen der Kofferträger.

„Müßte — müßte — der nimmt sich Zeit, der hat immer Verspätung.“

Carl Jessen knurrte einige unverständliche Worte in den blonden, leicht gewellten Vollbart, ging dann in das Wartezimmer und ließ sich ein Glas Grog geben. Auch die Schenkamamsell am Büfett, wo unter Drahtglocken einige Butterbröte und in einem kleinen Glaschränken verstaubte und verbläste Süßigkeiten ihr unbegehrtes Dasein fristeten, musterte ihn neugierig.

„Wieder Verspätung,“ sagte sie jetzt, um ein Gespräch zu beginnen und womöglich herauszubekommen, wer der stattliche Fremde war. So leicht sollte ihr das nicht gelingen.

„Ja,“ gab Jessen einsilbig zurück.

„Schönes Wetter heute,“ klang es wieder vom Büfett her, wo die kleine rundliche Person unauffällig die Stricknadeln in Bewegung setzte.

„Ja.“

„Erwarten Sie jemand?“

„Ja.“

„Sie haben wohl noch weit nach Hause?“

„Ja.“

Das Mädchen gab die Versuche auf.

„Ist hier jemand aus Annenhof, der Rutscher ist noch nicht da, es ist eine Depesche für ihn angelangt,“ fragte jetzt der Portier, den Kopf zur Thür hereinsteckend und das Telegramm in die Höhe haltend.

„Geben Sie her,“ antwortete Jessen.

„Sind Sie aus Annenhof?“

„Ja, ich bin der Inspektor. Die Depesche ist wohl von Herrn von Uzenstein?“

„Ganz recht.“

Der Portier händigte das Telegramm ein, und die Schenkamamsell lächelte befriedigt vor sich hin, sie wußte nun doch, daß der blonde Brummbär dort, übrigens ein hübscher Brummbär, der Inspektor von Annenhof war. Es stand zu erwarten, daß er sich wie alle diese Herren in das Oldenburger Tanzkränzchen und in den städtischen Gesangverein aufnehmen ließ, dann hatte sie ja doch noch Gelegenheit ihn kennen zu lernen.

Jessen öffnete das Papier. „Um, schon wieder nicht — ja, solche Herren lassen gern auf sich warten, sie denken, das ist vornehm.“

Es klang recht trozig wie er das sagte, und ein harter, mißmutiger Zug trat auf sein hübsches, wenn auch nicht feines Gesicht. Als ‚gut in Farbe‘ würde es ein Porträtmaler bezeichnet haben. Die ursprüngliche weiße, zarte Haut war sonnengebräunt, und die Wangen zeigten gesunde Röte, die Lippen waren



frisch, die Zähne weiß und tabellos, die Augen groß und graublau, das Bart- und Kopfhaar goldig, nordisch blond.

Seine große, breitschulterige Gestalt war nachlässig gekleidet. Die grau-grüne Joppe, die gehäkelte braune Weste, die grauen kurzen Sammethosen und die hohen Stiefel erschienen zum ersten Empfang des neuen, ihm persönlich noch unbekanntem Gutsherrn nicht gerade passend gewählt.

Jessen hatte sich das wohl überlegt, wie er alles, was er that, vorher genau bedachte und niemals so aufs Geratewohl handelte. „Man muß solchen Leuten nur nichts weiß machen, sonst denken sie gleich, daß sie etwas Besseres sind wie unsereins.“

Jessens Gesicht hatte, als er dies sagte, einen recht gehässigen Ausdruck angenommen, und eine prinzipielle Abneigung gegen alle, die reicher, durch Geburt oder Bildung vornehmer waren als er, hatte sich darin ausgesprochen.

Mißmutig schob er jetzt die Depesche in die Brusttasche, er war ja nun genötigt noch bis neun Uhr zu warten, zahlte, nahm seinen kurzen Reistock, stülpte nachlässig den Jägerhut auf den Kopf, verließ den Bahnhof und ging dem Wagen entgegen, der eben die Stadt verließ und im scharfen Trabe hierher fuhr.

„Es paßt dem Herrn Baron schon wieder einmal nicht, wenden Sie nur, Kutscher, und seien Sie um neun Uhr wieder hier. Haben Sie noch Futter mit?“

„Ne.“

„Na, dann kaufen Sie welches, und lassen Sie die Pferde fressen, was sie wollen. Wenn die großen Herren warten lassen, dann können sie auch zahlen, was das kostet. Feuer.“

Das letzte Wort klang wie ein Kommando. Der Kutscher, an solche kurze Sprache offenbar nicht gewöhnt, sah den Inspektor verwundert an und beeilte sich durchaus nicht, diesem, so zu sagen Befehl nachzukommen.

„Kömst Du hüt nich, so kommt he morgen,“ sagte Jessen ungeduldig.

„Obder übermorgen,“ setzte der Kutscher, das mangelhafte Blatt des Herrn Inspektors belächelnd, mit unerwünschter Ruhe hinzu.

Jessen begab sich in die Stadt, trat hier in eine Bierwirtschaft und ließ sich ein Abendessen geben. „Ich müßte es dem Herrn auf die Rechnung setzen,“ dachte er, griff nach einer stark rotgefärbten Zeitung und vertiefte sich in dieselbe, den aufrührerischen Leitartikel mit beifälligem Lächeln lesend. Carl Jessen las nur solche Blätter. „Je roter desto besser. Die ganze eingebildete, vornehme Bagage muß runter — runter. Arbeiten soll das vornehme Viehzeug — arbeiten, schaffen und schufken, wie unsereins!“ Damit beschloß er seine politischen Betrachtungen, welche er an diesen Artikel, der von Steuern und Armenangelegenheiten handelte, knüpfte.

Es lag zornig auf seinem hübschen Gesicht düsterer Haß leuchtete aus seinen großen, sprechenden Augen. Den Kopf schwer in die breite, kräftige, aber weiße Hand gestützt, saß er da und starrte vor sich auf den Tisch. Es ging ihm so manches im Kopf herum. „So — manches — manches —“

murmelte er zwischen den weißen Zähnen. Seine Kindheit, die Jahre seiner reiferen Jugend zogen an seinem Geiste vorüber und sein Gesicht wurde immer finsterner, seine Mienen immer drohender.

„Vande! Verdamnte Vande!“ rief er plötzlich und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Teller und das Glas klirrten.

Die übrigen Gäste sahen wohl einen Augenblick erstaunt zu ihm hinüber, ließen sich dann aber in ihrem Statspiel nicht stören. Der Herr da hatte wohl ein bißchen zu tief ins Glas geguckt, nun das war ja nichts Außergewöhnliches im lieben Holstenlande.

Einmal geschieht das wohl einem jeden.

Carl Jessen stieß jetzt mächtige Rauchwolken von sich und zündete sich eine Cigarre nach der anderen an. Die übrigen Herren dampften ihre langen Pfeifen, und bald war das niedrige Zimmer über und über mit undurchbringlichem Qualm erfüllt. Die Schenk-mamsell öffnete eine Luftscheibe.

„Zumachen!“ sagte Jessen kurz.

„Na nu,“ rief Kötschen lachend, denn solche Behandlung war das verhätschelte Ding von den Herren Stammgästen nicht gewöhnt; aber sie kam dieser Aufforderung doch nach, denn sie hatte in ihrer langen Praxis gelernt, daß mit Leuten, die was im Kopfe haben, nicht zu spaßen ist.

Endlich schlug es auf dem Rathhausturm dreiviertel auf neun, und Jessen machte sich auf den Weg nach dem Bahnhof, um Herrn von Ugenstein zu empfangen. Dieses Mal hatte der Zug ausnahmsweise keine Verspätung und Ugenstein als einziger Reisender dem Coupé zweiter Klasse.

„Sie sind Herr Jessen?“ damit trat der Freiherr auf den Inspektor zu, reichte ihm die Hand und schüttelte sie kräftig.

„Ja wohl, der bin ich.“

„Nun, ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, und ich denke, wir werden uns schon zusammen einbeißen.“

Carl Jessen nickte mit dem Kopfe, ohne etwas zu erwidern, aber in seinem Innern dachte er, daß es an dem Reizen, was ihn anbetraf, nicht fehlen sollte. Er streifte dabei mit dem Blick die urwüchsige Gestalt und das offene männliche Gesicht des Freiherrn und gewann sofort den Eindruck, daß mit dem wohl nicht zu spaßen sei. Höllisch energisch sah er aus, dazu schien es, als ob er mit seinen Ansichten nicht hinter dem Berge halten und gerade kein Blatt vor den Mund nehmen würde.

Beide Herren bestiegen den bereitgehaltenen Jagdwagen und fuhren in den dunklen Abend hinaus.

„Was sind das für Pferde, Herr Jessen?“

„Ein paar achtjährige Preußen, sie gehen für gewöhnlich im Acker.“

„Gut — gut. Wie haben Sie den Pferdebestand gefunden?“

„Miserabel.“

„Kann's mir denken.“

„Nun, und sonst den Viehstand?“

„Höllisch heruntergewirtschaftet, wie das Land auch.“

„Das war anzunehmen, nun dann haben wir beide wenigstens was Ordentliches zu thun.“

„Gewiß.“

Jessen sah starr gerade aus. „Wir beide“, hatte Herr von Ugenstein gesagt, das war ihm nicht angenehm, denn er war tüchtig und ehrgeizig, und hatte es nicht gern, wenn ihm jemand in den Kram pfuschte.

„Sie sind Holsteiner von Geburt?“

„Jawohl.“

Uz war viel zu harmlos um zu bemerken, daß der Inspektor die üblichen Ehrenbezeichnungen, wie Herr Baron, Herr Freiherr oder gar gnädiger Herr, fortließ, und wäre es ihm aufgefallen, so würde er dies als Unerzogenheit angesehen und sicherlich keine Absicht darin erblickt haben.

„Ich habe Sie unter den vielen Bewerbern um diese Stelle gerade deshalb bevorzugt, abgesehen davon, daß Ihre Zeugnisse mit den besten konkurrieren konnten, denn es ist mir natürlich lieb, einen Mann zu haben, der Land und Leute kennt und die letzteren in ihrer Eigenart zu nehmen versteht.“

„Ich hoffe, daß dies der Fall sein wird, wenn ich auch eigentlich ganz und gar vergessen habe, daß ich Holsteiner bin.“

„Wie so?“

„Ich bin mit sechzehn Jahren nach Amerika gegangen, habe dort wie ein Pferd gearbeitet, dann vor einigen Jahren Stellen in Süd- und Mitteldeutschland inne gehabt und bin nur einen Monat im Schleswigschen bei dem Grafen Randau auf Torfmor gewesen.“

„So — so? Durch den Tod des Grafen wurden Sie frei.“

„So ist es, der junge Graf, der das Gut erbte, brachte den Sohn seines Pastoren mit, da saß ich auf dem Trodnen. Diese infame Protektionswirtschaft spielt ja bei dergleichen Sachen immer eine große Rolle.“

Es klang sehr bitter, wie Inspektor Jessen das sagte. Nun, Uz konnte es sich denken, daß es für einen tüchtigen Mann nicht angenehm war, auf diese Weise brotlos zu werden.

„Wo sind Sie geboren? Hier in der Gegend?“

„O nein. Ich bin bei Jkehoe geboren.“

„Also in der Marsch, wenn ich nicht irre.“

„So ist es.“

„Und leben Ihre Eltern noch?“

„Bei Leibe nicht, wenn das der Fall wäre, dann würde ich damals nicht nach Amerika gegangen sein.“

„So — so —“ Uz berührte diesen Punkt nicht weiter, denn es schien ihm, als ob die Erwähnung seiner Eltern Jessen in Aufregung, ja in Wut versetzte, welche er kaum zu unterdrücken vermochte. Die Familienverhältnisse seines Inspektors konnten ihm ja auch schließlich ganz gleichgültig sein, wenn er nur seine Pflicht und Schuldigkeit so that, wie er sie den Zeugnissen nach immer gethan hatte.

„Leicht ist mir's nicht gemacht worden, da können Sie sich darauf verlassen, na schadet nichts, ich bin auch so durch die Welt gekommen.“ Das klang wieder sehr bitter und dazu kam jedes Wort grob

und ungezogen heraus. Man merkte Herrn Jessen den Schlimm der großen Welt durchaus nicht an.

Der Mond war aufgegangen und schwebte beinahe als volle Scheibe am Himmel. Einzelne Wolken huschten vorüber, verhüllten ihn einen Augenblick, um ihn dann wieder frei zu geben. Es war eine schöne, tageshelle Nacht und ein poetischer Schimmer lag verklärend und verschönend über dieser sonst an landschaftlichen Reizen eigentlich armen Gegend, wenigstens arm für den, der sie nicht mit den Augen der Liebe als seine Heimat betrachtet. Uz dachte daran, was Erduine wohl beim Anblick derselben empfunden haben mochte. Eben fuhren sie an der ersten Waldparzelle vorüber, deren es mehrere hier gab und die sich wie große, schwarze, viereckige Kästen ausnahmen.

„Gehört dieses Holz schon zu Annenhof?“

„Nein, bis dahin ist es noch weit, ich glaube zu Bickenholm.“

„So — so — und was ist das dort?“ Uz deutete mit der Hand nach vorwärts.

„Was?“ sagte Jessen ungechliffen.

„Ich meine den Turm und die Gebäude, die sich dort so scharf vom Himmel abheben.“

„Ah so. Das ist Bickenholm.“

„Wahrhaftig, ja, ja, jetzt entsinne ich mich, es ist da so ein alter, wunderbarer Turm.“

„Ich glaube, die meisten alten Raubnester und diese alten Ritterlöcher haben ja solche Dinger gehabt, damit die Kujone recht weit sehen konnten, um die Reisenden auszuplündern,“ polterte Jessen gehässig heraus. „Na jetzt sind sie ja unnützlich, so toll und geradeaus können sie's ja doch nicht mehr treiben!“

Uz sah seinen Inspektor scharf von der Seite an.

„Wohl ein bißchen Demokrat, guter Freund?“

„Tüchtig.“

Jetzt ging Uz plötzlich ein Licht auf, der Kerl trat ihm absichtlich und aus Haß gegen den Adel und seine vermeintlichen Vorrechte so schroff entgegen. Da kam er bei ihm an den Rechten.

„Gut, daß Sie das sagen, Herr Jessen. Nun will ich Ihnen auch meine Meinung sagen, gleich beim ersten Sehen. Mein Inspektor mischt sich nicht in Politik, weder nach der einen noch nach der andern Seite. Mein Inspektor bekümmert sich um das, für das ich ihn angestellt habe, und um weiter nichts.“

„Gewiß,“ fuhr Jessen auf, „aber Sie werden mir nicht verwehren, daß ich meine Rechte als freier Staatsbürger ausüben und offen meine Meinung aussprechen darf.“

„Mein Inspektor —“ Uz betonte das erste Wort haarscharf — „treibt keine Politik, er giebt seinen Stimmzettel bei der Wahl ab, das ist alles, und wenn Ihnen das nicht paßt, Herr Jessen, so steht es Ihnen ja frei, nicht einen Augenblick länger eben, mein Inspektor zu sein.“

Uz hatte vollkommen ruhig gesprochen, aber mit einer Bestimmtheit, welche keinen Zweifel aufkommen ließ, daß er unerfütterlich an seinen ausgesprochenen Grundsätzen festhalten würde.

Ein wütender luchsartiger Blick Jessens traf ihn, dann starrte dieser unverwandt gerade aus. Wäre es nach ihm gegangen, so hätte er den Freiherrn

bei der Kehle gepackt und ihn vom Wagen geschleudert. Mehr als eine Gewaltthatigkeit hatte er drüben in Amerika ausgeführt, hier lagen die Verhältnisse freilich anders, das Faustrecht, was er dort gegebenen Falls anwandte, war hier ausgeschlossen.

Der Mond schien hell, ließ in weiter Ferne die Gegenstände deutlich erkennen und gestattete sogar das Lesen der Aufschrift auf dem Wegweiser, der sich jetzt zeigte. Rechts und links von der Straße, tief eingesenkt zwischen den hohen Knicks, zweigten sich zwei Feldwege ab.

„Nach Ragnüchel? Wie weit ist das von Annenhof, Herr Jessen?“ fragte Uk, nachdem sie ohne ein Wort mit einander zu wechseln, eine Zeit lang gefahren waren.

„Ich weiß nicht,“ antwortete der Inspektor, noch immer in jenem respektswidrigen Tone, der Uk schon längst geärgert hatte. Dabei fiel es ihm auf, daß derselbe bei Nennung des Namens Ragnüchel, unwillkürlich zusammengefahren war und ihn durchdringend angelehen hatte.

„Es kann nicht weit von hier sein,“ bemerkte Uk.

„Weiß nicht.“

„Wie lange sind Sie schon hier, Herr Jessen?“

„Nun seit acht Tagen, ich teilte Ihnen doch gleich meine Ankunft mit,“ antwortete der Inspektor in einem so beleidigten Tone, als wenn in der Frage des Freiherrn ein Tadel gelegen hätte.

„Herr, was haben Sie eigentlich!“ fuhr Herr von Ugenstein endlich auf.

„Ich? Was soll ich haben? Was haben Sie denn eigentlich?“

„Halt, Kutscher!“ donnerte Uk. „Steigen Sie aus, Herr Jessen!“

„Ich? Ich soll aussteigen!?“

„Augenblicklich. — Nun, wird's bald? — Oder?“ Uk richtete sich von seinem Sitze auf und redete seine beiden Arme gegen den Inspektor aus. „Nun — eins — zwei — und —“

Jessen stierte zähneknirschend einen Augenblick diesen Riesen, dem er so frech gegenüber zu treten wagte, an und sprang, einsehend, daß er, wenn es zu Handgreiflichkeiten zwischen ihnen kam, auf jeden Fall den Kürzeren gezogen haben würde, mit einem Sage aus dem Wagen.

„Schicken Sie mir Ihre Kostenliquidation und lassen Sie sich Ihre Sachen von Annenhof holen. Wagen Sie es den Hof zu betreten, so jage ich Sie mit den Hunden und mit Stockprügeln herunter! — Zufahren, Kutscher!“

Die Pferde zogen an, und Carl Jessen blieb wie niedergeschmettert mitten im Felde stehen. Ein Wutschrei entrang sich seiner Kehle. Wozu hatte ihn sein tödlicher Haß gegen den Adel, gegen alle höher stehenden Menschen verleitet? — Wie thöricht war sein Benehmen diesem Manne gegenüber, dem er, um sich von vorn herein seine Selbständigkeit zu wahren, in dieser pöbelhaften Weise behandelte! Er war dumm, sehr dumm gewesen. Geschmeidig, kriechend hätte er sein sollen, dann wäre ihm Herr von Ugenstein vielleicht behülfslich gewesen, seine Ziele zu erreichen, half

dieses nicht, nun so war es ja noch immer Zeit, die raube Seite herauszukehren.

Vollständig niedergebottet, der Verzweiflung nahe, schlug er den Weg nach dem Dorfe Rienbusch ein, um sich in dem dortigen Gasthause für die Nacht einzuquartieren, während Uk innerlich empört, aber doch froh, diesen widerlichen Kerl los zu sein, Annenhof zufuhr.

Erduine von Ugenstein hatte die Reise von Gutin nach Klein-Odenburg in Gesellschaft einiger Bürger von Heiligenhafen und Neustadt zurückgelegt. Sie kannte keinen derselben, saß still in der Ecke und lauschte mit Wohlgefallen dem heimatischen Dialekte, in welchem die Leute mit einander sprachen.

Anfangs hatte ihr Herz ein wenig unruhig geschlagen, ab und zu hatte sie beinahe eine Sehnsucht nach ihrem Reisegefährten erfaßt, dann war dieselbe vergangen und die freudige Erwartung, nun bald in die Arme ihrer Eltern zu fliegen, hatte sie ganz erfüllt. Baum auf Baum, Haus auf Haus flog bei ihr vorüber, immer richtete sie den Blick hinaus in die Landschaft, welche ihr immer bekannter wurde.

Mehr als einmal wischte sie die beschlagenen Fenster Scheiben ab und spähte, ob sich die hohe Pappelallee, das sichere Zeichen, daß sie sich ganz nahe bei der Stadt Odenburg befanden, noch nicht zeigte.

„Endlich — endlich,“ sagte Erduine vor sich hin, raffte eilig ihre Sachen zusammen und blieb nun, um ja recht schnell herauspringen zu können, die Fensterquaste in der Hand, an der Coupéthüre stehen.

Nun ein greller Pfiff — noch einer — ein kurzer Ruck, die Thür ging auf und Erduine lag in den Armen ihrer Mutter.

Erduine wußte vor Freude nicht, ob sie ihre Mutter, den alten Christian oder die dicke Braunen freudiger begrüßen sollte. Sie konnte es ja kaum fassen, daß sie nun wieder in der alten, lieben Heimat war. Nun bestiegen sie die altmodische Kutsche und rasselten dem nahe gelegenen Städtchen zu. Fragen und Antworten überstürzten sich, dazwischen tauschten Mutter und Tochter Küsse und innige Händedrucke aus.

„Endlich bist Du wieder da, mein einziges Zuderkind.“

„Du mein einziges Mutting!“

Jetzt fuhren sie in das kleine Landstädtchen ein. Erduine kam es vor, als wäre es aus einer Spielzeugschachtel genommen.

„So ein Haus ohne Kind ist nur ein halbes Haus. Freust Du Dich auch wieder auf zu Hause?“

„Ja — gewiß — aber — es war in Berlin auch schön und besonders bei Fräulein Marisfeld. Warum habt Ihr mich dort nicht länger gelassen?“

„Wir dachten, Du hättest nun genug gelernt, mein kleines Bludschöchen; ein Frauenzimmer braucht gar nicht so gelehrt zu sein, sonst steckt sie schließlich nur die Nase in die Bücher statt in die Wirtschaft.“

„O, ich weiß noch gar nicht zu viel, Mutting.“

„Nun, für Ragnüchel, für mich und den Vater weißt Du genug. — Oha!“

„Ja — aber —“ Erduine stockte — „ich will doch nicht immer in Ragnüchel bleiben.“

„Nein, nein — aber freilich —“

„Wenn ich nun einmal heirate —“

„Ha — ha — na Du scheinst schöne Ideen mit nach Hause gebracht zu haben. Daran denkst Du schon?“

„Nein, das nicht gerade — aber am Ende — heiraten will doch schließlich jedes Mädchen einmal.“

„Das ist natürlich, aber mit der Gelehrsamkeit und dem poetischen Kram ist's gewöhnlich aus, wenn die Mädchen erst verheiratet sind und kleine Familie kommt, da ist die Wirtschaft die Hauptsache.“

Erduine schwieg und streifte das dicke rote Gesicht ihrer Mutter mit einem prüfenden Seitenblick. Wie sie nur in der großen, braunen, gestrickten Rapotte aussah! Man konnte sich ja warm kleiden, das thaten die Damen in der Residenz auch, ohne dabei so geschmacklos zu verfahren. Und die knallroten Bänder paßten weder zu der Rapotte, noch zu Mamas Gesicht, und dann, was trug sie für Handschuhe! Graue, gestrickte Handschuhe sahen doch zu sonderbar aus — und der Ruff war geradezu vorwellig groß; in Berlin führten die Damen ganz kleine Sorten. Früher hatte Erduine dafür gar keinen Blick gehabt, aber jetzt, da sie sich in der großen Welt umgesehen hatte, fiel ihr dies alles auf. — Und dann — wie profaisch ihre Mutter über das dachte, was ein Mädchen gebrauchte, um eine glückliche Ehe zu führen! — Kenntnisse, um mit dem Manne weiter zu lernen, mit ihm die Lebens- und Tagesfragen zu besprechen — und etwas Musik und Poesie, welche über die Alltäglichkeit des Kochtopfes und des Scheuerfelles hinweg halfen — waren doch auch schön!

Auch daran hatte Erduine bisher nie gedacht, aber heute regte die Mutter dies in ihr an — und dann — dann —

„Denke Dir, Mutter,“ rief Erduine plötzlich, „ich hatte bis Eutin eine ganz reizende Reisebegleitung. Der Herr von Ugenstein, der Bruder von Elsa, von der ich Dir schrieb —“

„Grüße, Dina, der Steuereinnnehmer nickt Dir zu. Tag! Tag! Grüßen Sie Ihre Frau schön.“ —

„Er hat Annenhof, ich glaube, es ist ein Vorwerk von Videnholm, übernommen —“

„Die Frau Doktorin, nicke ihr auch einmal zu,“ unterbrach Miete wieder den Redefluß ihrer Tochter. Erduine that es.

„Ein zu netter Mensch, ich begreife gar nicht, daß Ihr von diesen Ugensteins —“

„Siehst Du dort das neue schöne Haus? Ja?“ fragte die Freifrau schnell.

„Welches?“

„Nun, das große, mächtige Gebäude mit dem hübschen Balkon.“

„Ach Du meinst das dort?“

„Nun, ist es denn nicht herrlich?“

„O ja, freilich, wenn man von Berlin kommt,“ Erduine stiegen beinahe die Thränen auf. Wie klein, wie jämmerlich kam ihr das hier alles in dem Städtchen Oldenburg vor, früher da war es anders gewesen, da hatte sie nichts anderes gekannt, aber

jetzt — jetzt? — Und hier sollte sie von nun an leben? — Wie still die Straßen waren! — Wie sich die Leute kleideten? Von eleganten Menschen, prunkenden Läden, stattlichem Fuhrwerk gar keine Rede. Nun lag Oldenburg hinter ihnen und sie fuhren in das offene Land hinaus.

„Ach es war so schade, daß ich jetzt gerade von Berlin fort mußte,“ sagte sie nach einer Weile.

„Warum das?“

„Weil ich eigentlich jetzt die erste Freundin in meinem Leben gefunden habe, die reizende, süße Elsa von Ugenstein.“

„Wie schön bei Rothhusens die Wintersaat aufgelaufen ist. Sieh nur, eine Reihe wie die andere, wie die Perlenschnüre steht sie da.“

„Ja, ganz hübsch.“

„Wundervoll! Das kommt von der Maschinenarbeit, ja ich sage es immer, Rothhusen ist ein ganzer Kerl. Ich setze Kopf und Kragen d'ran, wir müssen auch mit solchen Säemaschinen arbeiten.“

„Ach da geht's ja nach Annenhof ab, das muß das Herrenhaus sein.“

„Ja, weshalb fragst Du denn danach, Dina?“

„Nun weil Ugenstein, Elsas Bruder, jetzt dort wohnen wird,“ antwortete Erduine treuherzig.

Über Mietes Gesicht glitt ein düsterer Schatten, aber Erduine bemerkte ihn nicht, sie sah immer noch dem langgestreckten, weiß getünchten Gebäude hin, welches über die Erlen, die schon fast ganz und gar ihres Blätter Schmuckes beraubt waren, hervor sah. Jetzt kam eine Biegung des Weges und sie fuhren zwischen hohen Knicks dahin, welche ihr den Anblick des Hofes entzogen.

Miete versank in nachdenkliches Schweigen. Das war Erduine lieb, die Bemerkungen ihrer Mutter über Landwirtschaft, Molkereien und Viehstand waren ihr so gleichgültig und so konnte sie sich doch jetzt ungestört ihren Gedanken überlassen.

„Das Meer! Mein liebes Meer!“ rief sie plötzlich, als sich eine Einsenkung in der erhöhten Küste zeigte und die Ostsee herüber bligte. Blau, rötlich-goldig schimmerte sie im letzten Grusse des Abends. Ganz in der Ferne huschte ein weißes Segel vorüber.

„Nun ist es verschwunden,“ sagte Dina traurig.

„Aber dort liegt Ragnüchel!“ entgegnete Miete.

„Wo? Wo? Ach ja!“ rief Erduine freudig und nun erfaßte sie die Ungeduld, die sich erst legte, als sie der Freiherr, Freudenthränen im Auge, an seine mächtige Brust drückte.

## Achtes Kapitel.

Abolie von Ugenstein, gewöhnt sehr spät aufzustehen, hatte heute jedoch besonders lange geschlafen. Gestern war kleiner Hofball gewesen, und dabei waren selbstredend Abolie und ihr Gatte mit einer Einladung beehrt worden. Wäre ein Ball in diesen Kreisen ohne Abolie zu denken gewesen?

„Mein lieber, junger Freund,“ hatte auf diesem Feste der etwas spottfüchtige Graf Arno Fiding zu einem jungen österreichischen Gesandtschaftsattaché ge-

sagt, als dieser sich darüber wunderte, daß so viele ältere und so wenig junge Damen tanzten, „eine bekannte Thatsache, je vornehmer die Gesellschaft, desto mumienhafter die tanzende Weiblichkeit.“

„Ha — ha — ha — Sie haben recht, Graf Fiding, wirklich — ha — ha — zum Beispiel würde es der zwar immer noch schönen aber doch vom Alter schon genugsam angekränkelten roten Löwin — ich glaube es ist die Baronin Ugenstein — weit besser stehen, wenn sie sich auf den Drachensfels zu den Müttern setzen, als wenn sie jeden Rundtanz abarbeiten wollte. Sie sollte sich mit den viereckigen Tänzen begnügen.“

Graf Fiding hatte diesen „Ahnungslosen“ einen Augenblick *angestarrt*, als habe er nicht recht gehört. An Abolie hatte seine Seele bei Gott nicht gedacht, als er die bissige Bemerkung machte. Es tanzten ja noch ältere Damen *wie* sie, und viele junge, welche Terpsichoren huldigten, konnten sich mit ihr nicht vergleichen. Eine hanebüchene Grobheit schwebte ihm auf der Zunge, aber der Gedanke, daß bekanntlich Kinder und Narren die Wahrheit sprechen, verschuchte sie wieder.

Er brückte das Glas in das Auge und sah zu Abolie hinüber. Da war es ihm, als ob er plötzlich sehend würde. Ja, sie war immer noch schön, aber die Spuren des Alters zeigten sich doch. Der Hals wurde bereits etwas sehnig, die Züge scharf, der Puder und das zarte Rot konnten die entflozene Jugend nicht ersetzen. Ja, er war sehend geworden — das rote, goldig feurige Haar verlieh ihr zwar immer noch einen eigenen Charm, die prächtige Kleidung trug auch dazu bei. Aber war dieses zarte, matte Grün ihrer Robe nicht zu schmachtend, zu verlangend? War das Feuer ihrer Augen Natur oder wurde es durch die leichten schwarzen Punkte in den Winkeln und die dunkle, künstliche Färbung der Brauen noch einmal angefaßt wie die verglimmenden Kohlen in der Asche zu hellen Flammen?

Arno schwankte längst in seinen Gefühlen für Abolie, so schwankend wie heute abend waren sie aber noch nicht gewesen. Aber nein, er sah sie durch die Brille des Vorurteils an, sie seierte ja heute noch Triumphe wie vor zwanzig Jahren. So lange kannte er sie schon? Wie doch die Zeit verging! — Alte und junge Herren belagerten sie trotzdem noch immer, gerade so wie damals. Sie war die gesuchteste Tänzerin! Man stritt sich um eine Tour mit ihr, und der Kotillon brachte ihr ja wahre Labungen von Blumen, Fächern und Süßigkeiten! —

An diesen Gaben erfreute sich Abolie eben. Die Bonbonnièren und die Fächer lagen vor ihr auf der kostbaren Marmorplatte, die auf vergoldeten, geschwungenen Füßen ruhte, während sich die Blumen in Schalen und Vasen, welche alle aus der Zeit der höchsten griechischen Kultur zu stammen schienen, langsam zu Tode dursteten.

Dieser Salon schien überhaupt aus dem alten Athen hierher nach dem modernen Kopenhagen gezaubert zu sein. Er war nicht groß. Flache Marmorsäulen mit vergoldeten Sockeln und Knäufen strebten zu der mit Blumen und Amoretten geschmückten Decke,

zwischen den Säulen bauschte sich kornblumenblaue Seide in gefälligen Falten, vergoldete Sessel mit altgriechischen Ornamenten standen umher, Abolie selbst ruhte in einem weißen Schlafrock aus weicher Wolle auf dem gleichfalls der Antike nachgebildeten Ruhebett, das rote, volle Haar zu einem mächtigen Knoten am Hinterkopf geschürzt. Abolie dachte auch an den Grafen Fiding. Arno war nun einmal ein Sonderling, der immer an ihr erziehen mußte, und sie ließ es sich gern gefallen, denn sie wußte ja längst, daß die Bogen seiner Leidenschaft für sie am höchsten schlugen, wenn er am meisten an ihr tabelte.

„Und gestern?“ fragte sie leise, indem sie einen Strauß von Rosen und Veilchen ergriff, der neben ihr auf dem Tische lag und den sie an die Nase führte. Der Strauß war — ha — ha — ha — ha — von dem neunzehnjährigen Grafen Uchanzi, einem Polen, der geradezu sterblich in sie verliebt war.

„Und gestern?“ wiederholte sie noch einmal, wobei sich ihr Gesicht verdüsterte.

Gestern hatte er Bemerkungen über ihr eifriges Tanzen gemacht, die Farbe, den Ausschnitt des Kleides hatte er getabelt; die Frisur hatte seinen Beifall nicht gefunden, und es war keine Spur von auflobernder, mühsam unterdrückter Liebe dabei zu erkennen gewesen.

„Und ich glaube doch, daß er eifersüchtig war, der gute Arno,“ sagte sie lächelnd. „Prinz Heinrich war auch wie toll — ha — ha — ha — und dann der junge griechische Lieutenant — ha — ha — ha — ich glaube zwei ganze Tänze und fünf Extratouren hat er mit mir getanzt.“

Abolie ließ die gestrige Festlichkeit, ihre Eroberungen und das glänzende Souper, bei dem es so überaus heiter zugegangen war, noch einmal an ihrem Geiste vorüberziehen, und kam zu dem Resultat, daß diese kleinen, auserwählten Hoffeste, bei denen die strenge Etikette so angenehm gemildert war, doch die amüsantesten seien, welche sie sich nur denken konnte.

Angenehm abgespannt schloß sie die Augen. Das Erscheinen ihres Gatten störte sie in ihrer beschaulichen Ruhe. „Nun?“ fragte sie ihn erstaunt; es gehörte zu den Seltenheiten, daß er sie in ihrem altgriechischen Salon aufsuchte, und meist waren es dann keine angenehmen Gründe, welche ihn hierherführten.

„Bist Du aufgelegt, mit mir über eine ernste Angelegenheit zu sprechen?“

„Warum nicht?“

„Nun, ich dachte, der Ballplunder da ließe nicht gerade darauf schließen.“

Wolf warf gehässige, verächtliche Blicke auf die Blumen und Fächer.

„Was haben Dir diese unschuldigen Dinge gethan?“

„So höre.“

„Bitte.“ Abolie richtete sich ein wenig aus ihrer liegenden Stellung empor, stützte den Ellbogen auf die Lehne des Ruhebetts, legte den Kopf in die flache Hand und sah ihrem erregten Gatten ruhig in das Gesicht.

„Unsere Verhältnisse befinden sich in einem bodenlosen Zustande.“

„Wieso?“

„Wieso? Nun ich sitze bei dem Banquier Fredensborg so tief in der Kreide, daß ich gar nicht weiß, wie ich wieder herauskommen soll.“

Abolie ließ einen leisen, zischenden Laut hören. „Was natürlich auf meinen Luxus zurückzuführen ist — ha — ha — ha — ha.“

„Davon spreche ich nicht, es kommt mir gar nicht darauf an, wer das Geld ausgegeben hat, genug, es ist ausgegeben und muß notwendigerweise wieder eingebracht werden. Unser Haus, unser Leben in Kopenhagen kostet Riesensummen, die großen Güter rentieren sich nicht —“

„So laß sie doch durch Deinen Herrn Sohn Uk rentabel machen, Du hast ja enorme Summen für seine land- und forstwirtschaftliche Ausbildung gezahlt.“

„So weit das möglich ist, wird dies auch geschehen. Aber Bidsenholm ist zu groß, allein kann er es nicht bewirtschaften; er soll die Vorwerke übernehmen und ich das Hauptgut.“

„Nun schön — schön.“

„Das bedingt, daß wir nach Bidsenholm übersiedeln.“

„Gewiß, siedle nur dorthin über.“

„Nun und Du?“

„Ich bleibe hier und werde Dich im Sommer vielleicht einige Wochen besuchen.“

Der Freiherr stieß ein hartes Lachen aus. „Das könnte Dir gefallen, ha — ha — ha — ganz frei, ganz, Du könntest treiben was Du wolltest, und anstatt zu sparen, würden wir das Dreifache gebrauchen.“

„Aber wie willst Du es denn anders einrichten?“

„Indem wir beide nach Bidsenholm gehen und ich das Palais hier vermiete.“

„Wer — miete!? Ich habe mich bereit erklärt, Dir aufmerksam zuzuhören, weil Du mit mir über ernste Dinge sprechen wolltest, aber zu solchen Scherzen bin ich nicht aufgelegt.“

„Es ist mein heiliger Ernst, so wahr ich Ugenstein heiße.“

„Ich sollte auf das Land! Noch dazu in dieses barbarische Deutschland, was mir bis in die Wurzel zuwider ist? In das langweilige, menschenleere philiströse Holstein?“

„Es wird Dir nichts anderes übrig bleiben, denn es sind bereits die Schritte zur Vermietung des Palais eingeleitet — das Finanzministerium wird es am ersten April übernehmen.“

„Unmöglich!“ kreischte Abolie, indem sie vom Lager aufsprang und ihrem Gatten wie eine gereizte Löwin gegenüberstand. Die einzige Nadel, welche das rote Haar hielt, war herausgefallen, und jetzt floß es wie eine wogende, feurige Mähne über ihre Schulter, fast bis zu den Hüften reichend.

„Du wirst Dich an die Möglichkeit gewöhnen müssen,“ entgegnete Wolf mit eiserner Ruhe und einer Festigkeit, welche Abolie sonst nicht an ihm kannte.

„Nimmermehr! Ich bleibe!“

„Und ich gehe — folgst Du mir nicht, so müßte ich, so sehr ich das bebauern würde, überhaupt auf ein Zusammenleben mit Dir verzichten.“

„So — so!? Das soll heißen, daß Du Dich in diesem Falle von mir scheiden lassen würdest.“

„So ist es. Ich werde Deine Weigerung mir zu folgen, als böswillige Verlassung auffassen, welche als triftiger Scheidungsgrund Geltung findet.“

„So? — So? — Ha — ha — ha. Du gestehst also Deiner Frau keine Stimme bei den wichtigsten Beschlüssen des Familienlebens zu?“

„Wenn dieselbe die Familie an den Rand des Abgrundes, des pekuniären Ruins führt, gewiß nicht.“

„Ich bleibe!“ Abolies blaue Augen sprühten Funken, und sie trat heftig mit den Füßen den Boden.

„Thue das, ich gebe Dir aber zu bedenken, daß ich in diesem Falle gar keine Verpflichtungen habe für Deinen Unterhalt zu sorgen.“

„Aushungern willst Du mich also?! Aushungern?! Wolf, Du bist doch der liebenswürdigste Gatte, den man sich denken kann! Ha — ha — ha — ha.“

Abolie lachte zornig, dabei rannen ihr die Thränen, welche ihr die Wut auspreßte, von den Wangen.

„Nun überlege Dir's, liebe Frau,“ damit ging er hinaus, Abolie in einem unbeschreiblichen Zustand der Wut zurücklassend. Sie stürzte zur elektrischen Klingel, der Diener erschien.

„Sofort zum Grafen Fiding!“

„Zu Befehl, Frau Baronin.“

„Er soll unverzüglich hierherkommen. Er soll fahren — setzen Sie sich auch in einen Wagen — schnell, schnell!“

Der Diener war schon verschwunden, und Abolie raste auf und nieder.

„Der Abscheuliche! Der Furchtbare!“ rief sie laut, dazwischen stieß sie ein heiseres Lachen aus. Die Zeit schlich; Abolie wich nicht vom Fenster und horchte gespannt auf jeden Wagen. Keiner hielt, keiner brachte Arno, alle fuhrten vorüber.

„Endlich! Endlich!“ Sie eilte zur Thür, aber sie hielt inne, was sollte die Dienerschaft denken, wenn sie dem Grafen Fiding entgegenlief?

„Wolf ist verrückt geworden! Ganz verrückt!“ rief sie dem hastig Eintretenden zu.

„Verrückt!? Sie irren sich, Abolie, haben Sie schon zu einem Arzt geschickt?“ Arnos Augen ruhten voll auf der in ihrer Erregung geradezu herrlichen Erscheinung der Freifrau.

„Sie brauchen das nicht wörtlich zu nehmen, denken Sie, er will Kopenhagen verlassen, nach Bidsenholm ziehen und dort den Bauern spielen.“

Abolie rang die Hände.

„Sehr vernünftig, sehr weise — der klügste Streich seines Lebens.“

„Arno! Arno! — Und ich? Ich?“

„Sie werden die denkbar stattlichste Gutsfrau werden, den holsteinischen Landjunkern und Majoratsherren die Köpfe verbrechen und sie aus ihrer lethargischen Ruhe herausbringen.“

„Gräßlicher! Gehen Sie! Ich mag Sie nicht!“

„Abolie!“ Das klang sehr weich, sehr herzlich.

Natürlich, denn Abolie war in diesem Augenblick so schön wie selten und dabei unglücklich, Grund genug für Arno sie anzubeten und mit ihr zu fühlen. Er nahm sie sanft bei der Hand und geleitete sie zum Ruhebett.

„Segen sie sich, Abolie, weinen Sie nicht, überlassen Sie mir Ihre Hand.“

„Ach Arno — Arno.“

„Sehen Sie — hm — die Sache ist wirklich — hm — hm —.“ Arno brühte und würgte an den Worten, um die Nüßrung zu überwinden. „Abolie — wir beide — nun — wir wissen ja wie wir mit einander stehen — ja, ja — das wissen wir ja.“

Es gab Augenblicke, in denen Arno über dieses Verhältnis geradezu in Verzweiflung geriet, noch gesteigert dadurch, daß es ihm dann klar wurde, wie unendlich schwer es ihm werden würde, daselbe abzubrechen.

„Arno, —“ flüsterte Abolie verschämt, glücklich zu ihm aufsehend, denn sie kannte seine Schwäche ja zu genau.

„Das Glück des Hauses Ukenstein liegt mir warm am Herzen.“

Hand und Fuß befanden sich wieder in lebhafter Bewegung, wie stets wenn sein Gemüt erregt war.

„Wolf ist verschuldet, sehr verschuldet, die ganze Welt weiß es, sein Kredit ist erschüttert, und Schulden — für einen Edelmann — fatal — sehr fatal. Er kann sich aufhelfen, wenn er hier fortgeht und nach Videnholm zieht.“

„In die Einöde! In die Wüste!“

„Nein, nein, Holstein ist keine Wüste, nett, sehr nett, etwas idyllisch — aber Abolie, —“ Arnos Stimme klang weich, sein Blick wurde wärmer, „gebraucht denn eine Frau durchaus den Trubel der großen Welt um befriedigt und glücklich zu sein?“

„Aber etwas Zerstreuung doch — aber dort — dort — o Himmel!“

„Sie werden Nachbarn haben.“

„Aber was für welche!“

„Etwas steife, etwas zurückhaltende, etwas hinterweltliche vielleicht, aber brave, biedere mit gesunden, kernigen Lebensanschauungen.“

„Und dann — denken Sie doch an den Hausbesuch.“

„Freilich.“ Abolies Augen erheiterten sich ein wenig.

„Eine ganz neue Seite des Daseins wird Ihnen aufgehen. Man ladet sich auf dem Lande stets Besuch ein: zehn, zwanzig, noch mehr Personen, wenn Sie wollen, Abolie. Es kommt jeder gern zu Ihnen auf das Land.“

„Sie auch, Arno?“

„Natürlich — selbstredend! Ich werde Stammgast bei Ihnen.“

„Dann Arno —“

„Es entwickelt sich auf so einem deutschen Schlosse ein ganz entzückendes Leben. Tag und Nacht zusammen, Jagden, Ausflüge — alle Künste werden geübt — man musiziert, malt, botanisiert — dann die Nähe der See — der große Teich, man fährt Kahn, fischt, badet, — tanzt, diniert, soupiert — besucht sich, reitet —“

„Ja, ja — Sie malen wirklich entzückend. Und Sie werden nie fehlen?“

„Benigstens nur selten. Und dann — welche reizende Stellung nimmt eine Burgfrau ihren Gutsangehörigen gegenüber ein? Sie ist Helferin und Beraterin, sie kann so viel thun. Sie teilt die kleinen Freuden und die großen Leiden ihrer Leute — dazu Weihnachtsbescherungen, Erntefeste — Schulförsterin, Patronin der Kirche — es ist gottvoll.“

„Ja — ja —“ sagte Abolie jetzt wieder etwas abgeköhlt; die ersteren Schilderungen der Reize des Landlebens erschienen ihr entschieden verlockender wie die letzteren.

„So, nun machen Sie Wolf den Kopf nicht noch heißer — er hat wirklich viel um die Ohren — seien Sie vernünftig und lassen Sie ihn schalten und walten wie es ihm gut scheint.“

„Ich soll also mitgehen?“

„Natürlich.“

„Gleich?“

„Sobald er hingeht. Natürlich! Sie halten einen gemeinsamen feierlichen Einzug. So etwas liebt man da. Sie haben sich mit einem Schlage aller Herzen erobert, und das verstehen Sie ja so meisterhaft.“ Er sah ihr tief in die Augen. „Abolie! Abolie! Du bist wunderschön!“ Sie leidenschaftlich umarmen, sie mit der Blut eines Jünglings küssen war das Werk eines Augenblickes, dann war er verschwunden, um einige Minuten später wie ein halb Betrunkener durch die Straßen der dänischen Hauptstadt zu irren.

„Ich bin ein Schurke — ein Schuft — ein Galunke — ti done — kein Hund sollte ein Stück Brot von mir annehmen — ich betrüge den Mann, meinen besten Freund — ja bei Gott er ist es! — Ich betrüge Abolie, denn — mein Herz — ach Friederike! Friederike! — Ich betrüge Friederike — denn ich küsse Abolie! — Ha — ha — ha — und schließlich betrüge ich mich selbst, denn ich will mir trotz meiner Schusterei einreden, daß ich ein anständiger Kerl bin!“

Er stand vor dem Kanal. Die abgetakelten schwarzen Schiffsleiber lagen da wie große Säрге. Bei jeder Hebung und Senkung des vom Meere hereinflutenden Wassers schlügen sie dröhnend aneinander.

„Klapp, klapp, baff, baff —“

Graf Fiding folgte den Bewegungen taktmäßig mit dem Kopfe.

„Klapp, klapp, baff, baff. Soll ich? — Da zwischen die Herta und die Erika — weit hinein — in das Wasser. Es wäre vorbei! — Ganz vorbei! — Aber nein ti done — da schwimmen alter Blumenkohl, Zwiebeln und Kartoffelschalen — es wäre eine zu schmierige Geschichte. — O Gott — ja — ja — ja — die kokette Abolia verlache ich — aber — die natürliche — die traurige Abolia — o Himmel — der mag ein anderer widerstehen.“

Fiding ging so schnell davon wie es sich irgend mit dem Anstande vereinigen ließ, denn sonst — wenn auch faule Gemüsereste da im Kanal herumschwammen — sonst — wer weiß — er war heute zu vielem fähig, was er, wenn es geschehen wäre, noch nicht einmal hätte bereuen können.

Wolf fand Abolie wie ein Lamm. Sie stimmte in allem zu und bestand nur auf ein glänzendes Abschiedsfest.

„Wenn es weiter nichts ist!“ willigte der glück-

liche Gesandtschaftsrat etwas leichtsinnig ein, denn er hätte sich denken können, daß eine Jahresmiete des Palais Uzenstein die Unkosten des Festes vielleicht — aber nur vielleicht — decken würde.

(Fortsetzung folgt.)

## Sie ist reizend.

Erzählung

von

Brenda von Eichen.

Eine Frau soll leuchtend stehn im Leben,  
Gleich der weißen Rose keusch und rein.  
Wie von duft'gem Rauch umgeben,  
Soll sie unbewußt der Schönheit sein.

I.

„Sie ist reizend!“ versicherten die Herren einstimmig bereits in der ersten Tanzpause. „Sie ist reizend!“ wiederholten die Damen, welche in gewohnter Reihe und mit bekannter Ausdauer, die eine Seite des Ballsaals einnahmen. Sie hatte sich jeder vorstellen lassen und auf jede Anrede etwas Verbindliches zu erwidern gewußt. Nur die jungen Mädchen verhielten sich noch zurückhaltend. Eine festgeschlossene Gruppe, standen sie am Ende des Saals, unter der Musikantentribüne, steckten flüsternd die Köpfe zusammen und warfen hin und wieder mißtrauisch beobachtende Blicke nach der Mitte.

Im vollen Lichte des in kleinstädtischer Weise mit bunten Papierrosetten geschmückten Kronleuchters, stand dort eine kleine, graziose Mädchengestalt mit einem Herrn im Gespräch, unbekümmert um die Beobachtung. Hände, Füße, alles an ihr war so zierlich und fein wie bei einem Kinde. Lichtblondes, mit Silberstaub gepudertes, im Nacken kurzverschrittenes Haar, fiel ihr in losen Wellen so tief in die Stirn, daß es fast die großen, neugierig und naiv in die Welt schauenden Augen beschattete; von langen, schwarzen Wimpern umsäumt, bildeten dieselben in ihrem Dunkel einen eigentümlichen Kontrast zu der hellen Haar- und Hautfarbe.

„Blauer, mit silbernen Pünktchen, wie Taupfropfen bestreuter Tüll über seidnem Unterkleide,“ flüsterte es aus der Mädchengruppe, „und Schuhe, Strümpfe und Fächer von derselben Farbe! Hat man je hier schon so etwas erlebt? — Wir fallen schön weg in unseren gewaschenen Mullkleidern.“

„Darf ich um den nächsten Walzer bitten, mein Fräulein?“ fragte der junge Mann. Seine elegante Erscheinung paßte ebensowenig wie die ihre in den Rahmen eines kleinstädtischen Ballsaals.

Sie faßte nach dem Gürtel und zog die Hand in naiver Bestürzung zurück. „Ja so, Tanzkarten giebt es hier nicht.“

„Nein, so weit ist unser Städtchen noch nicht vorgeschritten; sie würden auch bei der geringen Tänzer-

zahl im Verhältnis zu den Damen nicht praktisch sein,“ bemerkte er lächelnd.

„Nun, so schreibe ich den Tanz in mein Gedächtnis, und ich hab' ein gutes, besonders für angenehm verplauderte Augenblicke,“ erwiderte sie, schelmisch zu ihm aufsehend.

Aber wenn sie auf diese liebenswürdige Redewendung ein Kompliment erwartete, so täuschte sie sich. Mit ruhigem Lächeln schaute er auf sie nieder.

Oben wurden die Geigen gestimmt. In der Thür, welche zum Rauchzimmer führte, erschienen die Herren und zogen ihre Handschuhe an. Bei dieser Wahrnehmung zuhren die Mädchenköpfe noch dichter zusammen. „Heute haben sie's ja sehr eilig und sonst können sie sich nicht trennen vom Büffett. Aber das macht die Fremde; jeder denkt sich den nächsten Tanz von ihr zu sichern, doch da kommen sie zu spät, den hat schon Euer Herr Hochberg weg, Elisabeth. Findest Du es nicht auch unpassend, daß er sich so lange mit ihr unterhält?“ —

Sämtliche Mädchenaugen richteten sich bei dieser Frage prüfend auf die Angeredete. Es war kein Geheimnis, daß Elisabeths Vater, der Besitzer des alten Handlungshauses R. Lemde & Sohn, sich seinen Disponenten, den jungen Hochberg zum Schwiegersohn ausersehen. Elisabeth war sein einziges Kind und das reichste Mädchen im Städtchen, sowie zehn Meilen in der Runde. Aber nichts deutete in ihrer Erscheinung, ihrem Auftreten darauf hin, eher trat ein gewisses Bestreben hervor, sich durch nichts von den anderen auszuzeichnen.

Sie stand in vorgebeugter Haltung ein wenig abseits und ließ gedankenversunken die blauen Schärpenbänder durch die Finger gleiten. Bei der plötzlichen Anrede überflog ein tiefes Erröten ihre lieblichen Züge; die nußbraunen Augen aufschlagend, erwiderte sie sanft: „Warum sollte Herr Hochberg nicht mit ihr plaudern? sie ist ja reizend.“

Der Besprochene verabschiedete sich in diesem Augenblick. Flüchtig sah sich die kleine Elfengestalt im Saale um und eilte dann auf die jungen Mädchen zu. Ihnen beide Hände entgegenstreckend, bat sie mit bezaubernder Liebenswürdigkeit: „Laßt die Fremde nicht fühlen, daß sie fremd ist! O, bitte, bitte, nehmt mich in Eurem Kreise auf.“



Noch standen die jungen Mädchen stumm, aber es war mehr Unbeholfenheit wie Übelwollen. Da trat Elisabeth hervor, und die dargereichte Hand ergreifend, sagte sie: „Wenn Ihnen unser einfacher Kreis genügt, so sind Sie uns herzlich willkommen, Fräulein Hellmuth.“

„Susanne, oder vielmehr Suschen, bitte, wie mich alle meine Freundinnen nennen.“ Und sie plauderte so unbefangen, hatte so drollige Einfälle, und verstand es so geschickt alle in das Gespräch zu ziehen, daß die jungen Mädchen ihre Befangenheit verloren. Bei der nächsten Tanzpause war die Freundschaft besiegelt; truppweise zogen sie Arm in Arm durch den Saal, und waren ebenfalls, mit noch einigen überschwenglichen Zusätzen darüber einig, daß sie reizend sei.

Dafür fand aber auch Suschen ihrerseits alle und alles reizend: die lieben, alten Damen in ihren unmodischen Staatsroben, die schön geblauten und zierlich gebügelten Ballkleider der jungen Mädchen, — ihr höchstes Entzücken aber erregte der große Scheuerlappen, der in jeder Pause durch den Saal gezogen wurde, um den Staub zu löschen. Zierlich den Kleiderfaum hebend, sprang sie mit beiden Füßchen auf das graue Ungeheuer und ließ sich eine Strecke mit fort schleifen. Es sah allerliebste aus; sämtliche Herren fanden es.

\* \* \*

Es hatte über Nacht geschneit, unaufhörlich geschneit. Auf allen Dächern, Wegen und Stegen liegt der frische Schnee; weich und leise war er gefallen, aber in solchen Massen, daß die kleine Stadt vermundert erwachte, und die bleichen Strahlen der Winter Sonne vergeblich ihre Kraft an ihm versuchten. Der Arbeit müde, zogen sie sich bald wieder in die bleigraue Wolkendecke zurück, aus der die Flocken dicht und emsig von neuem niederschwebten.

Vor dem alten Kaufhause, das sich mit seinem hohen, schweren Siebeldach weit über die kleinen Häuser der Nachbarschaft erhebt, wird Besen und Schaufel eifrig gehandhabt; schon zieht sich zu beiden Seiten der mächtigen, eisenbeschlagenen Hausthür ein breiter Schneewall dahin, von dem die Straßenjugend jubelnd Besitz ergreift. Oben, auf dem mit Schnörkeln geschmückten Wetterdache eines Fensters und dem Blumenbrett davor, sitzt plusternd und schreiend eine Spagenschar, begehrlieh auf die Krumen wartend, die ihnen eine freundliche Mädchenhand jeden Morgen streut. Verwundert scheinen sie zu fragen, warum dieselbe denn heute so lange auf sich warten läßt? Sie wissen ja nicht, daß gestern Ball war, von dem die Tochter des alten Handlungshauses, in dem es so prächtige Schlupfwinkel für alle das kleine gefiederte Gesindel giebt, erst spät heim gekommen war und dann noch lange, lange wachend im Bett gelegen hatte.

Und das junge Mädchenantlitz, mit den feinen, festgeschlossenen Lippen und der Wucht dunkler Flechten im Nacken, das jetzt zwischen den blütenweißen Vorhängen erschien, sah müde und überwacht aus. Wie über einem schweren Rätsel sinnend, schauten die

braunen Augen in den trüben Wintertag, und die Hände griffen nur mechanisch in die Düte, aus der sie den kleinen Grauröden das Futter streute, ohne sich, wie sonst, an ihrem Eifer zu freuen.

Drüben, in dem neumodischen Flügel, den eine bedeckte Galerie von dem alten Hause trennt, zeigte sich hinter den breiten Spiegelscheiben ein blonder Mädchenkopf, mit einem zierlichen Morgenhäubchen auf den krausen Locken, und suchte auf alle Weise die Aufmerksamkeit des Gegenübers zu erregen. Zwischen beiden aber, in dem Ausbau der Galerie, steht ein junger Mann und beobachtete die Blonde und die Braune. Seine ernsten, dunklen Augen wandern von einer zur andern, bis ein heller Glanz in dieselben tritt und sie auf Elisabeth ruhen bleiben. Besaßen diese Augen eine geheimnisvoll anziehende Macht? — ihre Blicke trafen sich, eine heiße Röthe stieg in die Wangen des jungen Mädchens, und Suschen, der kleine Krauskopf sah mit Erstaunen und Verdruß, daß ihre Nachbarin plötzlich verschwand. Jetzt erst bemerkte sie ihren Tänzer von gestern, Herrn Hochberg, aber auch er verließ gleich darauf das Fenster.

Mißmutig, gähnend, warf sie sich in den ledergepolsterten Sessel, vor dem mit Büchern und Papieren bedeckten Schreibtische, und ließ den kleinen Pantoffel auf der Fußspitze tanzen: Neugierig prüfend wanderten dabei ihre Blicke im Zimmer umher, bis sie auf einem Totenkopfe haften blieben, der auf einem mit blanken, chirurgischen Instrumenten gefüllten Schranke stand.

„Gut!“ schüttelte sie sich, und lief rasch zum Spiegel, um über ihr eigenes rosig blühendes Gesichtchen den häßlichen Anblick zu vergessen.

Im Korridor näherten sich Schritte. Hastig ergriff sie einen Staubwedel und begann eifrig die Bücherreihen auf den Regalen abzustäuben.

\* \* \*

Hyazinthen, das waren die Lieblingsblumen der Frau Doktor Ewald. In schlanken Kelchgläsern gezogen, standen sie von den zartesten Schattierungen bis zu den farbenfattetsten Prachtexemplaren, in der breiten Fensterbank, hinter den schweren, faltigen Vorhängen ihres Zimmers. Es duftete wundervoll. — Dazu brodelte das Wasser in der blanken Wienermaschine, der überquellende Kaffee verbreitete sein feines Aroma, und eine zarte Frauenhand griff nach der chinesischen Tasse um ihn einzugießen. Man konnte es dem Amtsrichter Gronau nicht verdenken, daß er sich mit einem unendlichen Behagen in einem der pfauenblauen Sessel, welche in zwangloser Ordnung den runden Tisch umstanden, niederließ. Das Gefühl für alles Ästhetische, Schöne, war bei ihm besonders ausgeprägt, er selbst aber gehörte nicht zu den Glücklichen, denen Schönheit zu teil geworden. Seit er einmal harmlos gebeten wurde seinen Kopf als Silenbüste zu leihen und unter ungeheuerem Beifall, schön drapiert auf einem Postament gestanden, wußte er, was er von seinem Aussehen zu halten hatte.

Schweigend folgten seine kurzfristigen, mit einem Kleinmer bewaffneten Augen den anmutigen Bewegungen der jungen Frau.

Sie sah auf und lächelte. „Nun, Herr Amtsrichter, über welchen wichtigen Prozeß sinnen Sie?“

„Über den der Kaffeebereitung, meine Gnädige. Ich dachte soeben, daß der Stoff es nicht allein macht, sondern die feine, subtile Behandlung des Stoffes, die Form, in der er sich darbietet.“ Wohlgefällig führte er die Tasse zum Munde und verriet dadurch, daß er nicht nur den idealen, sondern auch realen Genüssen huldigte, d. h. er war Schönggeist und Gourmand.

„Die Form, in der sich der Stoff darbietet?“ wiederholte sie erregt, und ließ sich ihm gegenüber nieder, — „Sie sprechen meine eigensten Gedanken aus . . . ja, die Form muß dem Stoff erst das für jede Individualität passende Gepräge geben, wenn der Trank genießbar sein soll. — Stoff ist Leben. — Wenn das Leben in eine Form zwingt, die ihn beengt, bedrückt, verzerrt, der wird sein Leben nie voll ausleben, oder . . .“ sie hielt hochatmend inne und setzte dann ruhiger hinzu: „oder die Form zerbrechen.“

„Wenn die Form nun aber unzerbrechlich ist?“ Er sah ernst in das erregte Frauenantlitz, das mit seinen feinen, ausgemeißelten Formen in der Ruhe einer Gemme gleich, jetzt zuckten darüber Streiflichter eines leidenschaftlichen Temperamentes.

Er mußte ein intimer Freund des Hauses sein, daß sie sich so offen gab, denn in Gesellschaft kannte man seit lange Frau Doktor Ewald nur als kühl und zurückhaltend. Sie war dort nicht beliebt. Die Frauen des kleinstädtischen Kreises, in beschränkten Ansichten aufgewachsen, fanden an ihr stets etwas zu bemängeln und zu tabeln. Ihre zwanglose, leichte Art des Verkehrs nannten sie emanzipiert, kokett, ihr selbstbewußtes Auftreten wurde für Hochmut erklärt, die gewinnende Liebenswürdigkeit, mit der sie einzelnen, ihr sympathischen Persönlichkeiten entgegenkam, scheu aufgenommen und mißtrauisch beobachtet. Allmählich hatten sie es durch unausgesetzten Tabel, die Beleuchtung, welche sie jedem Wort, jeder Handlung gaben, dahin gebracht, daß auch ihre Männer, welche der jungen Frau im Anfang harmlos entgegengekommen, sie in gleichem Lichte sahen, wenigstens nicht mehr wagten so gewichtigen Urteilen zu widersprechen. Wie sehr sie, die gefeierte Tochter eines berühmten Unioersitätsprofessors unter diesen Verhältnissen litt, wie tief ihr warm empfindendes Gemüt verletz wurde, ahnte niemand von allen denen, welche sich für berechtigt hielten, ihr alles Gemüt abzuspochen. Nach und nach stand sie, ohne sich einer Schuld bewußt zu sein, isoliert, nur auf die Gesellschaft ihres Mannes und weniger Freunde desselben angewiesen.

Sie hatte bei dem Ernst seiner Frage betroffen aufgeschaut und sah jetzt, den Kopf in die Hand gestützt, sinnend da. Ihre Augen folgten dem Spiel der Schneeflocken draußen, wie sie sich leicht und leise gegen die Fensterscheiben legten, um zerrinnend den nächsten Platz zu machen, bis nach und nach eine eilige Kruste die durchsichtige Fläche überzog.

Es herrschte Stille im Zimmer. Den klugen Augen des Amtsrichters entging keine der wechseln-

den Empfindungen auf ihrem Antlitz. Plötzlich streckte sie ihm die Hand hin und sagte durch Thränen lächelnd: „Sie haben recht, lieber Freund; die Form ist unzerbrechlich. Mit anderen Worten, ich kann und darf mich den engen, hiesigen Verhältnissen, meinen Mann seinem Wirkungskreise, der ihm lieb geworden, nicht egoistisch entziehen, wenn ich nicht eine Schuld auf mich laden will, die früher oder später geföhnt werden muß — ich muß ausharren auf dem Posten, der mir gewiesen.“

„Und glauben Sie mir, es ist kein verlorener,“ sagte er, und der sarkastische Ausdruck, der für gewöhnlich seinen Mund umspielte, verschwand. „Die Beschränkung lehrt entbehren, was wir für wesentlich hielten und schätzen, was uns unwesentlich erschien. Es ist ein eigentümlich Ding um solche kleine Stadt; sie verlangt, daß der einzelne in ihr aufgeht, seine Leiden und Freuden sind Gemeingut. Wer diese nicht mit ihr teilt, steht außerhalb. Wohl ist es schwierig, noch dazu für eine freibetende Frau, sich in dem engen Ibeentreise solcher Umgebung zurecht zu finden, um ihr gerecht zu werden, denn nirgends tritt das Philistertum stärker hervor, als gerade unter den Kleinstädterinnen; die Fähigkeit, mit der sie an Althergebrachtem festhalten, nimmt hier die Form der Unbulsamkeit an, und ihre steife Ehrbarkeit artet leicht in Selbstüberschätzung aus. Und doch,“ fuhr er nachdenklich fort, „wer mit geduldigem, liebevollem Sinn ihrem Denken und Fühlen nachgeht, sich demselben anzupassen versteht, der wird gerade unter diesen Frauen manche zarte und hochherzige Seele finden und Eigenschaften entdecken, welche die Grundpfeiler, die Schutzmauern unseres Deutschtums sind.“

Nachdenklich war sie seinen Worten gefolgt, und sagte nun mit einer leisen Selbstanklage in der Stimme: „Das haben Sie hübsch gesagt und mag auch richtig sein, aber der liebevolle, geduldige Sinn, der ist es ja gerade, der mir fehlt, wie soll ich den finden?“

„Versuchen Sie's nur,“ antwortete er lächelnd. „Um aber vom allgemeinen in's Persönliche überzugehen, möchte ich Ihnen jemand nennen, den ich Ihrer Freundschaft wert halte: Fräulein Elisabeth, Ihre kleine Nachbarin. Sie besitzt keine gesellschaftliche Routine, keinen schlagfertigen Wit, nicht jene Redegewandtheit, die beim großen Publikum so leicht für Geist gehalten wird; einfach, anspruchslos bei allem Reichtum, thut sie täglich, stündlich ihre Pflicht, ohne dies für etwas Besonderes zu halten. Und diese Pflichten sind nicht leicht, denn das ganze, große Hauswesen ruht seit dem Tode der Mutter in ihren Händen, und bei dem wunderlich, starren Sinn des Vaters, der, sowie er dasselbe von alters her gekannt, fortgeführt haben will, nur mit größter Selbstlosigkeit zu erfüllen. Dabei hat sie ein feines litterarisches Verständnis, und wenn sie einmal aus sich herausgeht, eine Anmut der Sprache, wie sie nur eine reine, edle Frauenseele besitzen kann.“

Er hatte diese Worte rasch hingeworfen und dabei gleichmütig mit der blauen Quaste des Sessels gespielt, aber dem feinen Frauenohr entging der besondere Klang seines tiefen, vollen Organs nicht.

„Elisabeth ist ein liebenswürdiges Mädchen, das

ich schon lange gern habe. — Doch was Anmut, sprudelndes Leben und Geist anbetrifft, da müssen Sie meiner kleinen Cousine den Preis zuerkennen?“ fragte sie, seiner zustimmenden Antwort gewiß.

„Ich kann mich nur dem allgemeinen Urteil anschließen, daß sie reizend ist,“ antwortete er mit einer leichten Verneinung.

Sie war nicht befriedigt von seiner, mit einer gewissen Zurückhaltung gegebenen Antwort. Suschen war ihr ganzer Liebling, ihr ans Herz gewachsen wie ein jüngeres Schwesterchen. Aber sie fand nicht Zeit sich darüber zu äußern, denn draußen ging die Klingel, man hörte eine tiefe Männerstimme, gleich darauf trat Doktor Ewald ein. Er war ein hochgebauter Mann, mit heiteren, gewinnenden Gesichtszügen.

„Ah, ist das mollig hier!“ rief er, mit beiden Händen durch den dunklen Vollbart fahrend, in dem noch einige Eisförner glänzten, und die Rechte gleich darauf dem Amtsrichter auf die Schulter legend, der von der Kälte durchschauert, zusammuckte, sagte er lachend: „Laß Dich den frostigen Gruß nicht kümmern, alter Freund, wenn's Herz nur warm ist. — Hast Du noch eine Tasse Kaffee für mich, liebe Hanna? Ich habe mich bei der kalten Fahrt den ganzen Weg über darauf gefreut.“

Sie war schon beschäftigt die Spiritusmaschine von neuem anzuzünden. „Armer Mann,“ und ihre dunklen Augen begegneten mit innigem Ausdruck den seinigen, „Du bist einmal wieder tüchtig durchgerüttelt und durchgeschüttelt worden.“

„Danke, es geht,“ sagte er mit Humor und rollte sich einen Sessel heran. „Seit zwei Tagen bin ich allerdings fast nicht von der Landstraße gekommen. Nun, was giebt's Neues im Städtchen, Gronau? Du hast doch gewiß den Frühshoppen im Weißen Hof' nicht veräußert — was erzählt man sich? Haben der Baurat und der Bürgermeister ihren Streit über den Umbau des Rathhauses fortgesetzt?“

„Alles vergessen heute. Das Tagesgespräch ist natürlich der gestrige Ball, und die ganze Stadt singt: „O, Susanne, o, Susanne, wie bist Du so schön.“

Der Doktor lachte laut auf. „Wie boshaft er das sagt,“ wandte er sich an seine Frau. Als Bewunderer alles Schönen hast Du natürlich mitgesungen, Gronau.“

Derfelbe ging, gegen seine Gewohnheit, nicht auf den Scherz ein, vielmehr sagte er mit einem gewissen Nachdruck: „Ich bin ein aufrichtiger Verehrer alles wahrhaft Schönen, aber zu alt und kritisch, um mich von jedem anmutigen Mädchengesicht hinreißen zu lassen.“

„Schon zum zweiten Mal weichen Sie einem Urteil über meine kleine Susanne aus,“ sagte die junge Frau. „Ehrlich gefragt, hat dieselbe Ihnen nicht gefallen? Sie ist in ihrer Natürlichkeit vielleicht ein wenig zu lebhaft, zu übermütig,“ fuhr sie rasch fort; „ihr Blut jagt noch gar zu lebensfrisch und lustig durch die Adern, und unüberlegt folgt sie nur allzu schnell jedem Einfall ihres Köpfcens. Man muß ihr manches zu gute halten; das arme Kind hat ja schon in frühester Jugend ihre Mutter verloren; sie war die Schwester der meinigen. Die

mutterlose Kleine hat ihre Kindheit dann in meinem Elternhause verlebt. Das drollige, aufgeweckte kleine Ding mit seinem anschießenden Wesen, wurde bald aller Verzug, und ich weiß mich noch recht gut des bitteren Kammers zu erinnern, den ich, das um acht Jahre ältere Mädchen empfindend, als ihr Vater bei seiner Wiederverheiratung die Kleine zurückforderte. Ihre Stiefmutter, die großen Wert auf alles Äußere legt, hat es sich besonders angelegen sein lassen, des Kindes natürliche Anlagen nach dieser Richtung hin zu entwickeln. Aber der Grundzug ihres Wesens: die warme Innerlichkeit des Gemüths, der harmlos kindliche Frohsinn ist der gleiche geblieben.“

„Ich kann mich dem, was meine Frau soeben ausgesprochen, nur anschließen,“ fiel der Doktor lebhaft ein. „Die Kleine ist wirklich ein reizendes Geschöpfchen. Ich denke ihr Besuch soll Hanna auf-frischen und ihr die kleine Stadt lieber machen, denn . . . . . Ah!“

Ein weißer Muff aus den Federn einer Möwe flog mitten ins Zimmer. Die Thürvorhänge hatten sich geteilt und durch die Spalte schaute eine kleine Hand mit einem Paar klirrenden Schlittschuhen, ein zartes, von Lust und Lust gerötetes Gesichtchen im großen Babyhut.

„Ich melde mich!“ rief eine helle Mädchenstimme. Gleich darauf stand Suschen wie ein frischer Schneeball, im weißen eleganten Winterkostüm vor den Anwesenden und machte ihnen einen schelmisch tiefen Knix. „Der Winter läßt grüßen.“

„Danke, bin ihm soeben selbst begegnet,“ entgegnete der Doktor. „Wo kommst Du denn her, kleine Eiskönigin?“

„Wir haben auf den überschwemmten Wiesen Schlittschuh gelaufen.“

„Wer ist wir? Seine Majestät der Winter und Du?“ fragte Hanna scherzend.

„Nein, Herr Hochberg und ich und noch ein paar Herren, Meyer oder Beyer, ich habe ihre Namen nicht behalten.“

„Also eigentlich nur Herr Hochberg und ich,“ brummte der Amtsrichter.

„Elisabeth nicht? Du sagtest mir doch, Du wolltest sie abholen, Ihr hättet Euch verabredet zusammen zu gehen,“ entgegnete Hanna ein wenig unwillig.

„So war's auch. Aber da hatte eine alte Frau Garn gebracht, das mußte sie zählen, dann wünschte jemand weiches Leinen, um eine Wunde zu verbinden, und so weiter, bis sie schließlich selbst meinte, wir möchten nicht auf sie warten, obgleich Herr Hochberg dies durchaus wollte. Süße Hanna!“ fuhr sie lebhaft fort, „wie habe ich mich gestern und heute amüsiert! Guer Boltheim ist zu nett! Ihr werdet mich garnicht wieder los, wenigstens für den Winter nicht, und den Frühling denke ich mir nun besonders hübsch in solcher kleinen Stadt, wo man mit ein paar Schritten auf dem Lande ist und . . . . .“

„Und im Lehm stecken bleibt,“ vollendete der Doktor. „Gilt Himmel! Das Kind weiß nicht, was es in aller Unschuld spricht. Unser Frühling, unser norddeutscher Frühling auf dem Lande — brrrr! Er

ist nicht so verführerisch, wie ihn die Dichter schildern.“ —

„Na, wenn er Dir auch keine Rosen streut, dann doch gewiß Geld,“ sagte sie neckisch und schlüpfte hinaus, um ihren Anzug zu wechseln.

Als auch der Amtsrichter gegangen und Hanna mit ihrem Mann allein war, sagte sie betrübt: Suschens heiteres Wesen scheint Gronau nicht zu gefallen, und ich hatte doch schon im stillen gedacht, sie möchte eine ganz passende Frau für ihn sein.“

„Der Irrensch!?“ Der Doktor lachte herzlich. „Daß Ihr Frauen doch immer gleich an's Heiratenstiften denkt und selbst meine kluge davon keine Ausnahme macht.“

„Nun, heiraten wird Suschen gewiß einmal, und da ist es doch natürlich, daß mir ein Freund lieber als ein Fremder ist,“ entgegnete sie erröthend.

„Natürlich!“ bestätigte er lachend.

## II.

Es war ein wunderbar schiefes und eckiges Gebäude, das alte Handlungshaus von Lemcke & Sohn. Schmal und hoch, mit einer ganzen Reihe kleiner, zum Teil noch in Blei gefaßter Fenster, dem unüberputzten, rötlich gefärbten Holzwerk und spizigen, himmelanstrebenden Dach, mochte es wohl schon drei bis vier Jahrhunderte zählen, und über den vierten Teil dieser Zeit war es in der Familie. Allerdings eignete es sich mit seinen engen, niedrigen Räumen, den vielen Treppen und schmalen Gängen herzlich schlecht zu einem Geschäftshaus, besonders seit sich dasselbe vom einfachen Kramladen zu einer Großhandlung aufgeschwungen, die ihre Verbindungen bis über den Ocean erstreckte.

Aber nichts hätte den jetzigen Chef, Herrn A. Lemcke zu bewegen vermocht, es mit einem neuen, geräumigeren zu vertauschen, ebensowenig wie er das Detailgeschäft aufgab, das schon Vater und Großvater befaßen; ja er pflegte dasselbe sogar mit einer gewissen Vorliebe, denn es hatte den Grundstein zum Ansehen der Firma gelegt. Aber nach und nach, je nachdem es der Raum hergab, war bald hier, bald da, ein Stübchen angeflückt worden, und auf der Stelle, wo einst eine Feuersbrunst den einen Flügel zerstört, ein neues, massives Haus entstanden, das eine altertümliche fast ganz von Epheu übersponnene Galerie mit dem alten verband. Es wurde zum Warenlager benutzt; die untere, mit aller Bequemlichkeit der Neuzeit eingerichtete Etage hatte Dr. Ewald gemietet.

Nach dem Lichte draußen mochte es ungefähr um die dritte Nachmittagsstunde sein. Die breiten Thürflügel des alten Kaufhauses stehen weit offen; vor demselben halten ein paar Kollwagen; Fässer werden abgeladen, Ballen verschnürt, und aus der Dachluke straff gefüllte Säcke nieder gelassen. Rasch und emsig wird die Arbeit gefördert; man hört nur das Knarren und Ächzen der Winde, das Rollen der Fässer, einzelne knappe Fragen und Antworten, das Rasseln einer Kette oder Schnauben eines Rosses.

In die weite, gepflasterte Hausdiele, mit den

alten Schränken und Truhen, stiebt der Schnee; in der Tiefe herrscht bereits ein Dämmerlicht; kaum erkennt man die altergeschwärzte Treppe, welche in verschiedenen Windungen und Absätzen zu den oberen Stockwerken führt. Das Schnitzwerk an denselben, die dicke Eichenblätter-Quirlande, mit den dazwischen hervorschauenden Gnomengesichtern, ist ein wahres Meisterstück der Holzschneidekunst. Zu rechter Hand liegt das Detailgeschäft, d. h. ein paar ausgetretene Stufen führen von der Diele zu einem offenen, bis zur Decke mit allerhand Waren vollgestopften Raum empor, vor dem sich ein schmaler Tresen hinzieht.

Ein paar Kinder und eine alte Frau, das runzlige Gesicht von einer schwarzen Kappe umgeben, stehen davor, und eine liebliche Mädchenstimme fragt sanft: „Habt Ihr denn noch Zucker dazu Mütterchen?“ indem ihre Hand ihr den gewünschten Kaffee zuschiebt.

„Ach, Gott, Fräuleinchen,“ erwiderte die Alte, „dazu langt's nicht mehr. Der Winter ist gar zu kalt und der Verdienst schlecht, seit die alten, zitternden Hände nicht mehr einen so feinen Faden wie früher spinnen können.“

Ohne eine Erwiderung legte sie noch ein zweites Päckchen hinzu. Mit vergnügtem Schmunzeln ließ es die Alte in der grauen Hanstaube verschwinden und ging mit einem „Gott'slohn“ und warmen Blick auf die junge Geberin davon.

Dieselbe hatte sich schon den Kindern zugewandt, die zusammengedrängt, begehrlig nach den hohen, mit Bonbons gefüllten Gläsern schauten, und ein kleiner, lecker Junge rief mit vor Wichtigkeit lauter Stimme: „Für 'nen Pfennig Latzigen!“

Sie gab ihm ein paar dicke Stangen und sagte lächelnd: „Aber redlich teilen, Karlehen.“

Er nickte, und forttriebte die kleine Schar wie aufgeschrecktes Spazenvolk.

Hinter dem jungen Mädchen hatte sich die Thür, die aus dem Laden in die Comptoirräume führte, geöffnet. Ernst Hochberg stand, die Feder hinter dem Ohr, einen Zettel in der Hand, auf der Schwelle. Voll fiel das Licht auf seine hohe, kräftige Gestalt. Der dunkle Männerkopf mit den energischen, selbstbewussten Zügen, war entschieden anziehend, aber er konnte hinreißend sein, wenn, wie in diesem Augenblick, in die klar und scharf blickenden Augen ein weicher, schwärmerischer Ausdruck trat.

„Fräulein Elisabeth, Sie hier bei der Kälte?“ sagte er vorwurfsvoll.

Bei seiner unvermuteten Anrede fuhr sie zusammen. Ihr Antlitz tief über den Garnsträhn neigend, den die Hände zu entwirren bemüht, erwiderte sie: „Die jungen Leute hatten heute so viel zu thun, da habe ich ein wenig geholfen.“

„Ja, ich weiß,“ sagte er nähertretend, „Sie sind stets da, wo es etwas zu helfen giebt, ohne an sich selbst zu denken, nun müssen Sie schon erlauben, daß es andere thun.“ Damit nahm er ihr das Garn aus der Hand und rief einen der Kommis, der gemüthlich seinen Kaffee trank.

Sie hatte es schweigend geschehen lassen und sich entfernt. Er sah ihre schlank, sich etwas gebeugt tragende Gestalt auf der Treppe verschwinden,

dann bei einer Biegung den kleinen Kopf, um den ein weißes, gestrichtes Wolltuch geschlungen war, wieder auftauchen. Ihr Gesicht erschien ihm in der dichten Umrahmung seltsam zart und blaß, es erinnerte ihn unwillkürlich an ein kleines, verblühenes Bild, das er in einem Winkel des Hauses gefunden: eine junge Nonne, mit einer erblühten Rose in der Hand. Ein eigentümlich Weh, dem er keine rechten Worte zu geben wußte, überkam ihn dabei. Er fühlte, daß sie anders war als früher. Was hatte sie nur? Was fehlte ihr? . . . Sie war freundlich und gelassen wie immer, aber so still, so still . . .

Oben schloß sich sacht eine Thür.

Das schmale Köpfchen mit den schweren, im Nacken schlicht und fest geordneten Flechten ein wenig gesenkt, die braunen Augen sinnend ins Leere gerichtet, so stand das junge Mädchen einen Augenblick inmitten ihres Zimmers; tief atmeholend, strich sie dann mit beiden Händen über den glatten Scheitel, als ob die quälenden Gedanken ihn hätten in Unordnung bringen können, und ließ sich vor ihrem Nähtisch, auf dem Tritt in dem runden, ausgebauten Erker nieder. Aus einem Weidenkorbe ein Stück Weißzeug nehmend, begann sie emsig zu nähen.

Sie war so vertieft in ihre Arbeit, daß sie das Klopfen überhörte.

„Darf ich eintreten?“ fragte eine lustige Stimme; Suschen steckte ihren Krauskopf durch die Thür. Gleich darauf schlüpfte sie, ohne die Antwort abzuwarten, hinein.

„Bitte, bleiben Sie sitzen, Elisabeth. Wie reizend Sie in der altertümlichen Nische, in Ihrem hohen, dunklen Tuchkleide und der weißen Näharbeit in der Hand aussehen — ganz wie ein Patriizierfräulein, wie man sie jetzt auf Schalen malt und dann als Schaustücke an die Wand hängt. Dieselben sehen wunderhübsch aus und sind sehr modern.“

„Hier in meinem Zimmer werden Sie nichts Modernes finden,“ erwiderte sie und war ihrem Gast behülflich, Hut und Mantel abzulegen, „keinen Schaukelstuhl und keinen Fauteuil, wie Sie dieselben gewohnt sind — kaum ein bequemes Plätzchen. Aber möchten Sie mein Sofa mit den hohen, geschweiften Rehfüßen und den steifen Ohrlehnen nicht einmal probieren?“ jagte sie mit einer einladenden Handbewegung und setzte lächelnd hinzu: „bequem ist's freilich nicht, aber altherwürdig.“

Suschen nahm Platz, nach wenigen Minuten aber zog sie die Füße in die Höhe und kauerte sich in die Ecke — eine Stellung, die sie sehr liebte.

„Nicht wahr, es ist kein schwellender Divan?“

„Ein bißchen hoch.“

„Und auch ein bißchen hart?“

„Auch, aber auch ganz modern. Man bevorzugt jetzt viel diese alten Sachen, ich ziehe freilich die französischen, überpolsterten vor, aber Mama würde in Entzücken geraten, wenn sie diese Stube sähe. Freilich, so ganz stilvoll ist sie nicht,“ setzte sie hinzu und ließ ihre Blicke prüfend umherwandern, „der Nähtisch da ist neu und paßt nicht hinein.“

„Er ist noch von meiner Mutter; sie hat ihn

an ihrem letzten Geburtstag bekommen und sich sehr über ihn gefreut.“

„Ich würde ihn doch mit einem stilvolleren vertauschen,“ riet Suschen. „Besonders aber paßt die Tapete nicht. Die dicken Rosenbouquets auf blauem Grunde sind geschmacklos, dabei schon recht verschossen. Dies wäre ja an und für sich ganz stilvoll, wenn nur das Muster passender wäre. Nein, Elisabeth!“ rief sie lebhaft und sprang mit beiden Füßen zur Erde, „neu tapezieren müssen Sie sich Ihre Stube lassen! Sehen Sie nur, was für Flecke dieselbe auch schon hat!“

Elisabeth wurde rot und schämte sich ihrer nicht stilvollen und schmutzigen Tapete.

Suschen achtete nicht darauf und ging prüfend im Zimmer umher. Die niedrige, einfach getünchte Balkendecke gefiel ihr nicht. Neugierig hob sie die Gardine des Kofens, in dem Elisabeths Bett stand, wunderte sich über den kleinen Spiegel und geriet dann in Entzücken über einen alten Schrank von eigentümlich schöner Arbeit.

„Nicht wahr, er ist hübsch?“ sagte Elisabeth erfreut. „Er stammt noch von meiner Urgroßmutter, und die hielt ihn als altes Erbstück schon hoch. Sehen Sie die verschiedenartigen Hölzer, die grotesken Figuren, welche diese bilden, vor allem aber die erhabene eingelegte Elfenbeinschnitzerei auf den Thüren, mythologische Götter- und Heldengestalten darstellend: der Raub der Proserpina, Hektors Abschied von Andromache, Odysseus, mit erhobenem Bogen, die Freier tödend. — Wie fein die Figuren sind, besonders die Gestalt des Odysseus, man sieht förmlich, wie sich jeder Muskel an ihm spannt. Er ist für mich überhaupt die anziehendste des griechischen Altertums. Geht es Ihnen auch so?“ fragte sie und rieb dabei liebevoll an den blanken Beschlägen, „oder haben Sie einen anderen Lieblingshelden?“

„D, nein, Odysseus ist ganz nett. Aber bitte, machen Sie den Schrank auf, wie er innen aussieht. D, wie himmlisch! Wie entzückend!“ rief sie gleich darauf. „Die reizenden kleinen Schiebläden und auf jeder ein anderer drolliger Kopf! Finden Sie nicht, daß dieser ganz wie der Amtsrichter Gronau aussieht? Nein, die Ähnlichkeit ist wirklich zum Totlachen.“ Sie klatschte vor Vergnügen in die Hände.

Elisabeth blieb ernst. „Ich kann's nicht finden. Das da ist der Kopf eines Satyrs — die Lippen dünn und spitz, die Augen frech und dreist. Der Amtsrichter hat ruhige, kluge Augen, es ist als ob sie auf dem Grunde der Seele zu lesen vermöchten, sich keine unrechte That, kein Gedanke vor ihnen verschleiern könnte — man vergißt darüber ganz, daß er sonst nicht schön ist.“

„Wirklich?“ fragte sie neckisch zu ihr aufblickend. „Hanna sagt übrigens dasselbe, da muß es wohl wahr sein; nach meinem Geschmack ist er ein unhöflicher, häßlicher . . . Ah, bah!“ unterbrach sie sich selbst, „verschwenden wir diese hübsche Plauderstunde nicht an einen so wenig anziehenden Gegenstand. Darf ich?“ Sie zog eine der Schiebläden auf. „D, wie viel Schmuck! Was für eine dicke Erbskette!

und diese Ringe und Agraffen! Entzückend! aber alles unmodern. Sie sollten es sich umarbeiten lassen."

Sie schüttelte den Kopf. „Es sind alles alte Erbstücke und Andenken, sie würden mir in umgeänderter Gestalt nicht so lieb sein, und ich denke auch, man trägt den Schmuck weniger der Mode zu Liebe, als der Erinnerung, welche an jedem Stücke haftet. Diese alte Kette hat meine Großmutter an ihrem Hochzeitstage getragen, die goldenen Schnalzen stammen von den Schuhen meines Urgroßvaters, die Tuchnadel hat ihm ein Freund verehrt, und diese Broche und Ohrringe sind der Brautschmuck meiner Mutter. Aber hier ist etwas Modernes, das Ihnen vielleicht besser gefällt," sagte sie lächelnd und drückte auf die Feder eines Etuis.

Auf blauer Sammetunterlage lag ein breites, goldenes Armband. Glaube, Liebe, Hoffnung in schöner und kostbarer Ausführung, aus Perlen, Rubin, Smaragden zusammengestellt und strahlenförmig von Brillanten umgeben, bildete die Mitte.

Suschen war sprachlos vor Überraschung. „Das gehört Ihnen?"

„Nicht wahr, es ist viel zu kostbar für mich? Mein Vater hat es mir zur Konfirmation geschenkt. Sehen Sie her, hier innen steht eingraviert: ‚Meiner geliebten Tochter von Ihrem Vater.‘ Name und Datum darunter."

„Und das tragen Sie nicht?"

„Selten, oder vielmehr erst einmal habe ich es dem Vater zuliebe getragen."

„Aber, warum denn?" fragte Suschen in naivem Erstaunen.

„Es ist so wertvoll, ich mag nicht gern schönere Sachen tragen als die anderen jungen Mädchen sie besitzen; diese könnten mich . . ." sie stockte erröthend ein wenig, . . . „dann nicht mehr so lieb haben."

„Ich hielt Ihnen den Schmuck bei jeder Gelegenheit vor die Augen, sie wären alle neidisch." Auf ihren beweglichen Zügen zeigte sich eine ähnliche Empfindung. Sie seufzte. „Wie hübsch ist es doch, reich zu sein, sich alles Schöne, was man sieht, kaufen zu können, — aber schrecklich denke ich mir Armut . . . stets in abgetragenen, unmodernem Kleidern einherzugehen — lieber tot."

„Ein weiser Mann des Altertums sagt an irgend einer Stelle: ‚Nicht wer wenig hat, sondern wer viel wünscht, ist arm,‘" bemerkte Elisabeth sanft.

„Dann muß ich sehr arm sein, denn ich habe viele, viele Wünsche, aber seit kurzem einen sehr großen, den ich noch niemand mitgeteilt — er nimmt mir alle Ruhe."

Sie sagte es träumerisch, mit verschleierten Augen und seufzte dabei. Elisabeth fühlte es wie einen Stich, ihre Farbe wurde ein wenig blässer.

„Sind Sie gar nicht neugierig, meinen Wunsch zu hören?"

„Wenn Sie mir das Vertrauen schenken wollen, ihn zu nennen," antwortete sie gepreßt.

„Warum nicht? ich fühle mich so hingezogen zu Ihnen, wie zu keinem der anderen jungen Mädchen. Wollen wir uns nicht duzen, Elisabeth? Das ist viel gemüthlicher, man kann dabei viel vertrauter plaudern."

„Gewiß, wenn Sie . . . wenn Du es wünschst. Aber was wolltest Du mir anvertrauen?" fragte sie mit stockendem Atem.

„Ja, so! Ich möchte gern einen Hofball mitmachen."

„Einen Hofball?" wiederholte Elisabeth erstaunt, und das Blut kehrte in ihre Wangen zurück.

„Ja, seit meine Freundinnen Helena von Rothnagel und Klementine von Aslott mir schrieben, daß sie diesen Winter zwei Hofbälle besucht, ist es mein höchster Wunsch. Aber ich bin bürgerlich und habe also wenig Aussicht dazu." Das lachende Gesichtchen, auf dem sonst ein Duzend neckische Geister ihr Spiel trieben, sah dabei so betäubt aus, als wenn ihr mit dem bürgerlichen Namen das schwerste Unrecht geschehen sei.

Mechanisch hatte sie dabei eine andere Schieblade geöffnet. Ein paar vertrocknete Sträußchen, ein blaues Band, ein Knallbonbon und ähnliche Kleinigkeiten lagen in derselben.

„O, bitte, das nicht," rief Elisabeth erglühend und breitete beide Hände darüber.

„Liebesbriefe?" fragte Suschen lachend.

„O, nein! Wie kannst Du nur so etwas denken?" entgegnete sie erschrocken.

„Was ist denn dabei? Ich habe schon einen bekommen, als ich noch mit der Schulmappe ging."

„Was sagte denn Deine Mutter dazu?"

„Na, der habe ich's natürlich nicht erzählt."

„Nicht? — Aber das war doch sehr unrecht?"

Suschen lachte laut auf. „Was Du für kleinstädtische, spießbürgerliche Ansichten hast. Meine Freundinnen würden spöttisch die Achseln zucken, wenn ich dergleichen meiner Mutter erzählen wollte."

„Dann sind sie keine wahren Freundinnen," sagte Elisabeth ernst.

„In dem Sinne, wie Du es meinst, vielleicht auch nicht, denn wenn sie mir einen Anbeter abspänstig machen könnten, thäten sie es nicht mehr als gern."

Elisabeth sah, den Kopf an den alten Schrank gelehnt, traurig vor sich hin. „Ich dachte nicht, daß Freundinnen so schlecht sein könnten, denn:

Der Mensch hat nichts so eigen,  
So wohl steht ihm nichts an,  
Als daß er Lieb erzeigen  
Und Freundschaft halten kann."

sagte sie leise und innig.

„Gütiger Himmel! Wer wird das so sentimental nehmen. Ihr seid zu komische Menschen hier in der kleinen Stadt. Herr Hochberg sagte mir, auch er habe sich zuerst gar nicht unter Euch zurecht finden können und einen wahren Heißhunger nach der Gesellschaft der großen Stadt gehabt."

Elisabeth wurde weh ums Herz; Hochberg hatte ihr stets das Gegentheil versichert.

„Nicht wahr, er ist aus Hamburg?"

„Ja, sein Vater war ein langjähriger Geschäftsfreund des meinigen; als derselbe vor zwei Jahren starb, trat sein Sohn in unser Geschäft."

„So lange ist Hochberg schon hier und hat noch nichts von seinen eleganten Formen, seiner weltmännischen Gewandtheit eingebüßt!" Suschen schlug die Hände vor Verwunderung zusammen.

Elisabeth maß sie mit großen erstaunten Blicken. „Denkst Du so gering von meiner Vaterstadt, daß sie den beiden genannten Eigenschaften Herrn Hochbergs zum Schaden gereichen könnte?“

Suschen biß sich auf die Lippen; sie fühlte, sie war zu weit gegangen. „Nein, nein,“ sagte sie leicht hin. „Übrigens glaube ich nicht, daß er noch lange hier bleibt.“

Dann nahm sie in heiterer Lebendigkeit, in zwangloser Weise wie sie dieselbe begrüßt, Abschied von Elisabeth. „Wir wollen oft zusammen kommen — recht innige Freundschaft halten — Hanna wünscht es auch, sie hat eine hohe Meinung von Dir und mir aufgetragen Dich einzuladen. Doch Du wolltest mir einen Schlüssel zur Galerie geben, dann ist der Weg bequemer. Adieu, liebste, beste Elisabeth!“ Sie warf ihr im Hinausgehen noch eine Kußhand zu.

Über das Treppengeländer gebeugt sah Elisabeth ihr nach, wie sie leichtfüßig und munter die Stufen hinab hüpfte, dann wandte sie sich und ein Ausdruck tiefer, rätselhafter Traurigkeit lag auf dem jungen, stillen Gesicht.

### III.

„Nun, giebt's was Neues, Herr Schrader?“ fragte Fips, der Kommiss, den Stadtboten, während er ihm das gewünschte Pfund Tabak abwog.

„Daß ich nicht wüßte,“ erwiderte derselbe und verfolgte bedächtig das Gewicht. „Bei der Feuerwehübung ist gestern ein Schlauch geplatzt, und dem Bäcker Rade haben sie in der Nacht eine Gans aus dem Stall gestohlen. Aber die Wasserleitung, die kriegen wir jetzt.“

„Ja, das wäre! Nun sehen Sie mal! Also doch noch durchgesetzt — und monatelang haben sie sich hin- und hergestritten; der größte Teil der Stadtverordneten war ja dagegen.“ Und Herr Fips ließ in seinem Erstaunen die Wage schwer herunter schlagen.

„Ja, ja, so war's auch! Und wenn der Alte —“ er zeigte mit dem Daumen über die Schulter nach dem Kontor — „nicht gewesen wäre, so käm's auch noch lange nicht dazu.“

„Wieso?“ fragte Fips, sich neugierig über den Ladentisch beugend, und Frits, der Lehrjunge, der in einer Ecke Düten klebte, horchte hoch auf.

„Na, er hat einen schönen Dur gezeichnet, da hatten die andern auch nichts mehr dagegen.“

„Ja, den Alten begreift man nie,“ erwiderte Fips sein Haupt schüttelnd, „zuweilen kann er sich um einen Dreier haben, dann schmeißt er's wieder mit Fäusten fort. Was ist gefällig Niekchen? Wieder etwas Schokolade zum Knabbern fürs Fräulein?“ Und er eilte das niedliche Dienstmädchen der Frau Doktor Ewald zu bedienen.

„Na, Guste, nun können Sie sich freuen, die Wasserflepperei hört auf,“ sagte Frits zur Köchin, „der Alte läßt eine Wasserleitung anlegen.“

„Ach, schwagen Sie doch nicht wieder Unsinn!“

„Doch, doch; diesmal ist's Wahrheit, Schrader hat's eben erzählt. In der Stadtverordnetenver-

sammlung ist's gestern abend beschlossen worden, und der Alte bezahlt die Hälfte dazu — bloß für Sie, Guste.“

„Fräulein, wir kriegen eine Wasserleitung,“ sagte Guste in der Küche zu Elisabeth.

„Ich weiß, der Vater hat es mir gestern mitgeteilt.“

„Hat der Herr Ihnen auch erzählt, daß er sie ganz allein bezahlt?“

„Nein,“ erwiderte sie lächelnd, „aber das wird auch wohl ein Irrtum sein.“

„Ganz gewiß, Fräulein! Schrader hat es selbst erzählt und der muß es doch wissen.“

„Vater ich habe eine Bitte an Dich,“ sagte Elisabeth, als alle vom Tisch aufgestanden waren und sie sich einen Augenblick allein mit ihm befand.

Er war ein hagerer Mann von mittlerer Größe, mit einem ernsten Gesichtsausdruck. Das leichtgraute Haar trat an den Schläfen weit zurück und seine Augen blickten unter der hochgeschobenen Brille scharf und klug, doch um den Mund lag ein von Wohlwollen und Humor gemischter Zug.

„Nun, was giebt's?“ fragte er ruhig.

„Die Tapete in meiner Stube ist sehr schlecht, ich hätte gern eine neue.“

„Eine neue Tapete in Deiner Stube? — Ich tächte, die wäre noch sehr gut.“

„Gewiß nicht, sie ist voller Flecke; ich muß mich schämen, wenn mich jemand besucht. Komm und sieh selbst.“

Sie gingen die Treppe hinauf.

„So schlimm ist's nicht,“ sagte er dieselbe betrachtend. „Es müssen noch ein paar Stücke davon da sein, damit kann sie ausgeflickt werden.“ Er hielt die Sache für erledigt und wandte sich zum Gehen.

Elisabeth legte erschrocken die Hand auf seinen Arm. „Nein Vater, das geht nicht, — das würde noch schlechter aussehen, dann mag sie lieber so bleiben.“

„Nun, nun,“ erwiderte er begütigend, „liegt Dir soviel daran, dann laß Dir eine neue einkleben. Frits“ sagte er einige Augenblicke später, durch den Boden gehend, „lauf mal zum Meister Vogel und er möchte mit seinen Tapetenmustern kommen.“

Meister Vogel hatte seine Musterrolle auf dem großen Tisch in der Wohnstube ausgebreitet und fast schon zu Ende geblättert, lauter hübsche, frische Tapetenmuster, aber keins fand bis jetzt Elisabeths Beifall.

„Du bist ja heute sehr wählerisch“ sagte ihr Vater humoristisch lächelnd. „Wonach suchst Du denn?“

„Nach einer stilvollen.“

„Stilvollen! — Was verstehst Du denn darunter?“

„Ein Muster, das zu meinen alten Möbeln paßt.“

„O, dann weiß ich Bescheid, Fräulein,“ sagte der Tapezier; „damit kann ich dienen; der Frau Oberamtman in Falkenwinkel habe ich auch eine stilvolle einkleben müssen. Hier ist die Probe.“

„Die? — die sieht ja aus als wenn sie ein halb Jahrhundert im Mober gelegen.“

„Das ist das Schöne, das Stilvolle, Herr Lemde,“ beeilte sich Meister Vogel zu erwidern.

„So, so, das ist das Schöne . . . . Wie gefällt sie Dir, Elisabeth?“

„Recht gut, ich werde sie nehmen.“

Aufmerksam besah er die Probe. „Das ist ja der reine Gobelin! Was ist der Preis?“ Als er denselben hörte, sagte er ruhig: „Nein, mein Kind, das ist zu teuer und paßt nicht für Deine einfache Stube; suche Dir eine andere aus.“

„Vater,“ flüsterte sie schüchtern, „ich dachte, als ich hörte, daß Du eine so große Summe für die Wasserleitung ausgegeben, würde es Dir auch auf eine teure Tapete nicht ankommen.“

„Das hat damit nichts zu thun,“ erwiderte er kurz. Und Elisabeth wählte resigniert eine einfache, dunkle Tapete, von der sie dachte, daß sie noch am besten Suschens anspruchsvollem Geschmack entsprechen würde.

\* \* \*

„Elisabeth! Elisabeth! Hoio!“ rief es aus einer der höchsten Dachluken im Giebel des alten Hauses, wo auf der Wandfläche in verwischter Malerei noch die Spuren eines Ritter St. Georg, der den Lindwurm tötet, zu sehen waren.

Es war ein klarer kalter Wintertag, der Himmel so blau und blank wie Stahl, aus dem glitzernde, blizende Strahlen niederschießen. Durch die weiten Bodenräume zog schneidend der Wind, an den Wänden glänzte Reif und unter den Füßen knackte und bröhlte es, als wenn sie nicht über dicke Bohlen, sondern einen gefrorenen See schritten. Es herrschte ein Dämmerlicht, nur hier und da fällt durch die Ritzen der Luken eine feine Lichtsäule.

Ein Schlüssel wird gedreht; die schwere Eichen- thür kreischt in den Angeln.

„O, wie prächtig es sich hier Rollschlittschuh laufen lassen müßte!“ rief Suschen etwas atemlos auf der letzten Treppenstufe stehen bleibend und verwundert um sich schauend. „Meinen Sie nicht auch, Herr Hochberg?“

„Ich kann diesem Vergnügen keinen Reiz abgewinnen; es ist eine geschmacklose Kopie der Eisbahn,“ erwiderte er und stieß eine der Luken auf, durch die das Licht so blendend einströmte, daß Suschen einen Augenblick die Augen schließen mußte, ehe sie hineinzusehen vermochte.

Sie hatte ihn unten, als er eben im Begriff war zu den Warenräumen zu gehen, getroffen, und so kindlich unbefangen gebeten sie mitzunehmen, um das merkwürdige alte Gebäude einmal bis zum Dachstuhl kennen zu lernen, und von da einen Blick über das Städtchen zu thun, daß er ihr dies, ohne unartig zu sein, nicht abschlagen konnte. Aber es war ihm doch lieb, daß ihnen auf dem Wege niemand begegnete.

Den Rücken gegen die Klappe der Luke gelehnt, mit der ausgestreckten Hand leicht die Krampe berührend, war er im Anblick der prächtigen Winterlandschaft vor ihr stehen geblieben. Da lag die kleine Stadt, der Marktplatz, von dem sich die Straße mit den niedrigen Häusern bis in das weite, leere Feld hinauszieht, still und reglos. Nur der leise, dumpfe Klang der Betglocke hallt durch die Luft,

und eine Schar Dohlen, die in dem alten Kirchturm haufen, fliegt kreischend auf. Weiterhin das flimmernde, weiße Hügelland, mit den kleinen verschneiten Dörfern, den eingefrorenen Wassermühlen, und in der Ferne die schneeige, von der Sonne goldig besäumte Gebirgskette, die sich klar und scharf vom Winterhimmel abhebt. — Unter ihm aber der kleine Geflügelhof, mit dem verkrüppelten Hollunderbaum in der Mitte, den einst die vierjährige Elisabeth mit ausgebreiteten Armen daraufstürzend, vor dem Geschick des Gefälltwerdens bewahrt hatte, als schon die Art an seinem Stamm lag. Ab! und da . . . . .

„Elisabeth! Elisabeth! Hoio!“ rief Suschen mit heller Stimme.

Unter seinem ausgestreckten Arm hindurchschauend, hatte sie dieselbe auf dem Geflügelhofe, wo sie ihre Perlhühner fütterte, entbedt.

Unwillkürlich machte er eine Bewegung um sich zurückzuziehen. Erschrocken hielt sie sich an seinem Arm. „Bitte, bleiben Sie stehen, ich werde sonst schwindlich.“ Und vergnügt ließ sie ihren Ruf noch einmal erschallen.

Der Wind zerzauste ihre Locken und spielte mit der Quaste des roten Baschlik. — Sie sah von unten wie ein kleiner Kobold aus.

Schon bei dem ersten Ruf hatte Elisabeth verwundert in die Höhe geschaut und den blonden Mädchenkopf, der sich so zutraulich an den Arm des Mannes schmiegte, in der Dachluke bemerkt. Die Körner entglitten ihrer Schürze, einen Augenblick stand sie atemlos, an den dickereiften Stamm des Baumes gelehnt und wagte sich nicht zu rühren, in der Furcht, man möchte ihren Bewegungen den Schrecken ansehen.

„Sie sieht mich nicht. Ob mich die Stadt wohl sehen kann?“ fragte Suschen naiv.

„Müssen Sie denn immer gesehen werden?“ entgegnete er, ein wenig gereizt.

„Ich bin so klein und muß stets zu allen hinaufsehen, da freut es mich, wenn ich auch einmal auf andere herabsehen kann.“

Er fühlte sich entwandert. Es lag eine solche Kindlichkeit in der Antwort und dabei sah sie mit den tiefblauen, schwarzbewimperten Augen unschuldig zu ihm auf.

„Sie ist in der That ein sehr anmutiges Geschöpf,“ dachte er und sein Blick glitt unwillkürlich bewundernd über ihre zierliche Gestalt, das eigenartige pikante Gesichtchen.

Der rote Mädchenmund verzog sich dabei zum Lächeln und ein schelmisches Grübchen zeigte sich im Rinn. Er konnte nicht widerstehen.

„Zu mir müssen Sie aber noch immer aufsehen,“ entgegnete er scherzend und reckte sich höher.

„Muß ich?“ fragte sie. „Wenn ich nun aber nicht will?“ Blichschnell hatte sie ein paar Sprossen der Leiter, welche in die Dachspitze zur Fahnenstange führte, erklimmen und sah nun von da oben, wie ein kleiner rotköpfiger Vogel, der sich sicher in seinem Nest fühlt, belustigt auf ihn hinunter.

Das neckische Spiel reizte ihn. „Nun zwinge ich Sie erst recht!“



Die kurze Leiter ein wenig zu sich hinüber biegend, sagte er sie leicht um die Taille und zog sie hinab. „Was nun?“ fragte er lachend und hielt sie noch eine Sekunde fest; sie reichte ihm kaum bis zur Schulterhöhe.

Berschüchtert, errötend sah sie zu ihm auf, aber es lag etwas Rätselhaftes, Verschleiertes in dem Blick. Er verwirrte ihn; rasch gab er sie frei.

„Sie verzeihen meine Unart, Fräulein Hellmuth,“ sagte er, sich wiederfindend, mit leichter Verneigung, „und entschuldigen . . . .“

Hinter ihm räusperte sich jemand. Ein langaufgeschossener junger Mensch mit grauen Schreibärmeln, flatterte verlegen: „Der Chef läßt um das Verzeichnis der in Nr. 3 gelagerten Sämereien, die an die Firma Bright & Comp nach Australien gehen sollen, bitten.“

„Ich bringe dies gleich selbst,“ erwiderte er kurz. „Zeigen Sie indessen dem Fräulein den Weg über die Böden nach unten.“

Ein knapper Gruß, und er verschwand hinter den mächtigen Tragebalken des Bodens, der Suschen auf einmal sehr öde und uninteressant vorkam. Übel-launig schritt sie an der Seite ihres verlegenen Begleiters die steilen Treppen hinunter, wo sie ihn mit einem leichten Kopfnicken entließ, das er mit einer tiefen, linkschen Verbeugung erwiderte.

\* \* \*

Die Dachlücke war schon lange leer; der Wind strich ungehindert aus und ein, und ein frecher Spatz war in die Öffnung gehüpft, um zu sehen, ob es hier nicht etwas zu schnabelieren für ihn gäbe, als zwei Damen noch immer angestrengt hinübersahen.

„Sie sind weg,“ sagte die eine. „Ja, sie sind weg,“ bekräftigte die andere bedauernd. Dann setzten sich beide rechts und links vom Fenster, aus dem man gerade auf den Giebel des alten Kaufhauses sah, und tranken ihren kaltgewordenen Kaffee.

„Noch ein Täschchen, Frau Amtsrichter?“

„Ja, bitte, aber nur halb, Frau Oberamtsrichter.“

„Dies Rendezvous der beiden da oben ist wirklich sonderbar,“ begann die eine, nachdem der Kaffee diesmal heiß getrunken, und zählte die Maschen an ihrem Strumpf, die ihr im Eifer der Beobachtung entfallen waren. „Wenn man bedenkt, daß er so gut wie verlobt ist, — wenigstens läßt der alte Lemde ihn doch deutlich seine Wünsche merken und er widerspricht nicht.“

„Versteht sich. Und das junge Mädchen zu solchem Schritt zu veranlassen . . . es ist unerhört!“ setzte die andere hinzu. „Ich hätte es ihr übrigens nicht zugetraut, sie macht solchen unschuldigen, kindlichen Eindruck.“

„Ah, bah! sie ist auch noch das reine, unbeschangene Kind. Wie würde sie sich sonst so unbedacht in der Luke gezeigt haben, während er — bemerkten Sie's wohl? — vorsichtig zurücktrat. Ich table vor allem die Doktor Ewald. Warum bekümmert sie sich nicht mehr um die Kleine? warum läßt sie die-

selbe so oft in das Nachbarhaus gehen, wo so viele junge Leute sind?“

„Sie hat große Freundschaft mit Elisabeth geschlossen, darum . . .“

Eine abwehrende Handbewegung der Frau Oberamtsrichter schnitt den Nachsatz ab.

„Das mag sein, vor allem aber ist es die Langleweiligkeit, die sie hinüber treibt, sie hat dies meiner Anna neulich selbst angebeutet. Ich bitte Sie, wie könnte das muntere, gewandte Mädchen im Grunde auch Geschmack an dieser nichtsagenden Elisabeth finden? Ich sehe es gern, wenn die kleine Hellmuth zu uns kommt, sie hat in jeder Beziehung den richtigen großstädtischen Schick, den man nie in einer kleinen Stadt findet.“ Und die korpulente Dame warf bei diesen, mit einer gewissen Absichtlichlichkeit gesprochenen Worten, einen befriedigten Blick in den ihr gegenüberhängenden Spiegel. Sie stammte aus der Residenz und bildete sich ein, ebenfalls bewußten Schick zu besitzen.

Die Amtsrichter sah ein wenig pikiert aus. Sie war zwar nur in einer Landpfarre aufgewachsen, aber ihr Vater war doch ein studierter Mann, was die Frau Oberamtsrichter nicht von dem ihrigen sagen konnte. Aber da sie friedliebender Natur und außerdem das Thema zu interessant war, um es so gleich mit einem andern zu vertauschen, so that sie, als wenn sie die anzügliche Bemerkung nicht gehört hätte und sagte:

„Auch mit meiner Sophie hat sich Suschen befreundet. Neulich war sie den ganzen Nachmittag bei uns, wir machten Weihnachtsarbeiten und sie plauderte und schwärmte uns von ihrer Cousine vor. Das ging in einem fort: die süße Hanna thut dies, und die süße Hanna sagt das — und ich kann nicht begreifen, daß sich die süße Hanna hier in der kleinen Stadt nicht glücklich fühlt. — Merken Sie wohl, — die Frau Doktor Ewald fühlt sich zwischen uns nicht glücklich.“

„Das wissen wir schon lange,“ lachte die Wirtin höhnisch auf. „Die gelangweilte Miene, die sie sogar in meinen Kaffees zeigt, läßt nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig. Sie ist eine arrogante, eitle und dabei höchst uninteressante Person.“

„Just das, was Du bist,“ dachte die Amtsrichter, verfehlte aber nicht ihr kopfnickend beizustimmen. Nicht ohne Bosheit erwiderte sie darauf: „Und doch soll der Amtsrichter Gronau neulich erklärt haben, sie sei die geistreichste und interessanteste Frau der Stadt.“

Die Oberamtsrichter wurde kirschrot vor Ärger, denn sie beanspruchte letztere beide Eigenschaften für sich allein.

„Ach, was sagt der Amtsrichter nicht alles!“ fuhr es ihr heraus. „Als wir neulich bei Anwesenheit meines Veters, des Oberappellationsgerichtsrats unsere Gesellschaft gaben — ich hatte gerade mein rolfeidenes defolletiertes Kleid an, das mir so gut steht — war Gronau mein Tischnachbar; wir sprachen über die Kopie eines Kunstwerks, einer Pallas Athene, die er besitzt, und er sagte, während er auf mein Wohl sein Glas hob: ‚Wozu ein totes Bildwerk bewundern,

wenn man ein so herrliches lebendes vor Augen hat?“ Triumphierend sah sie die Amtrichter an.

Dieselbe hatte die Kaffeetasse ergriffen und schluckte . . . und schluckte . . . und schluckte auch glücklich die Antwort hinunter.

„Ich weiß nicht, was er bei ihr findet,“ fuhr die andere fort. „Ich habe ihn einmal gefragt, und er antwortete mir: ‚eine ausgezeichnete Tasse Kaffee.‘ Ich bitte Sie, als ob er die nicht auch stets bei uns fände. — Gronau ist entschieden ein sehr geschauter Mann,“ sprach sie selbstgefällig weiter, „mit dem man sich immer ausgezeichnet unterhält.“

„Ein wenig spottföchtig, ein wenig sarkastisch,“ wagte die Amtrichter vorsichtig zu erwidern — „er kann einen manchmal mit seinen Bemerkungen, von denen man nie weiß, wie sie gemeint sind, verwirren.“

Die Oberamtrichter zuckte mitleidig die Achseln; das souveräne Lächeln auf ihrem Gesicht sagte: nicht mich, die Frau von Welt und Bildung. Schon hatte sie den Mund zu einer Entgegnung geöffnet, da schloß er sich rasch wieder, und beide Frauenköpfe fuhren hastig an das Fenster.

Vor dem Doktorhause, wie der Flügel, wo Doktor Smald wohnte, in der Stadt hieß, war ein Schlitten vorgefahren, Pelzdecke und Fußsack hineingelegt worden, und dann Hanna und — die beiden Damen sahen sich ganz erstarrt an — der Amtrichter Gronau eingestiegen. Mit lustigem ‚Kling, kling‘, fuhr der Schlitten jetzt an ihrem Fenster vorüber, und der Amtrichter küßte höflich seinen Hut, als er die Köpfe hinter der Gardine bemerkte.

„Die Damen haben heute einen genussreichen Nachmittag,“ bemerkte er sarkastisch.

„Wie so?“ fragte sie, bemüht die Pelzdecke höher zu ziehen.

„O, zuerst haben sie einen reizenden kleinen, roten Vogel, hoch oben auf dem Dachfirst entdeckt, dessen unschuldiges Gepiepe und Gefläster beobachtet, und dann . . .“ Er brach ab und griff nach dem Schleier, den ihr der Wind zu entreißen drohte.

„Dann? . . .“ fragte sie, ohne die ersten Worte recht verstanden zu haben und knüpfte das blaue Gewebe fester.

„Dann wird ihnen in unserer heutigen Ausfahrt ein tiefsinniges Rätsel zu lösen aufgegeben.“

„Und es ist doch so einfach,“ erwiderte sie lächelnd, aber es war kein heiteres Lächeln. „Da ist mein Mann mit der Bahn zur nächsten Station gefahren, wo er einen Patienten hat und Suschen und ich wollen ihn abholen, Sie kommen gerade dazu, und da der kleine Troßkopf erst nicht zu finden ist und dann behauptet keine Lust zu haben, biete ich Ihnen den Platz an. Merkwürdig, daß der Mensch sich immer in den verwickelsten Kombinationen verliert, um das Einfachste, Nächstliegende zu finden.“

„Weil das Einfache, Natürliche meist nicht seinem Geschmack entspricht,“ bemerkte er.

Aber ihre Unterhaltung kam heute nicht recht in Fluß, beider Gedanken waren mit anderem beschäftigt. Schweigend fuhren sie dahin. Der Schnee ballte sich unter den Hufen der Pferde und säubte auf die

Schlittenbede, die Schellen klangen hell, der Rutscher ließ die Peitsche knallen, und die Raben flogen mit Geträchze über das Feld.

Die beiden Damen hatten sich hochrote Köpfe gerebet und nahmen jetzt bereits den zweiten Abschied an der Treppe. „Unfasslich! Unbegreiflich! Was soll man da von der Kleinen sagen?“ flüstertern sie. „Der Doktor ist zu arglos, zu blind eingenommen von seiner Frau. Was nur daraus werden wird? Ha, wir werden's ja erleben! Adieu! Adieu! Bitte, besuchen Sie mich bald wieder!“

#### IV.

Sonntagnachmittag! Wie feierlich, wie voll und rein das Geläut vom Kirchturm klingt, wie eine Glocke die andere ablöst um sich wieder mit der nächsten zu vereinen, und wie Elisabeth diese Glockenstimmen liebte. Sie kannte jede einzelne und verstand ihre Sprache. „Sei fromm, sei fromm!“ sagte die eine, „sei demütig, sei demütig,“ die andere und „lieblich, lieblich,“ rief die kleine dazwischen.

Die Hände im Schoß gefaltet, tief in den alten Lehnstuhl geschmiegt, in dem vor Jahren die Mutter gestorben, saß sie vor dem Fenster der Wohnstube und horchte auf das Geläute.

Der Vater hielt seinen Nachmittagschlaf, die alte Tante rüstete sich zum Kirchgange, und eine Magd räumte von dem langen Eßtisch in der Mitte das feine Damastlaken fort; sorgfältig legte sie es in alle Knicke, breitete eine grüne Decke über die Tafel, strich noch ein paar Falten glatt und verschwand geräuschlos.

Elisabeth war ganz allein, aber sie war gern allein. Die Augen geschlossen, den Kopf in die Polster gedrückt, lauschte sie auf die Glockenstimmen. Wie sie anschwellen, sich gewaltig vereinigen, wieder lösen und von neuem beginnen, bis ganz allmählich, in mächtigen Schwingungen, eine nach der andern verklingt, und nur die kleine, die liebliche, welche die Armen zu ihrer letzten Ruhestätte begleitet, zu hören ist, leise bittend, mahnend, ertönt sie noch ein paar mal, immer schwächer, ferner, jetzt nur noch wie ein verlorener Ruf aus der Himmelsbläue — dann war alles still. Nur zuweilen drang es wie ferner Orgelton und Kirchengesang an ihr Ohr.

Vor ihren Augen zogen die Bilder vorüber. Sie sah die schöne, Hunderte und Hunderte von Jahren alte Kirche mit ihren Rundbögen und Glasmalereien, durch die das Licht gedämpft auf die Gemeinde fällt, — das Taufbecken in der Nähe des Altars, aus dem schon ihr Großvater und dessen Vater und auch sie getauft wurde, — den alten lederüberzogenen Kirchenstuhl, in dem sie als Kind mit den Eltern gesessen, als die Mutter noch lebte . . .

Ja, als die Mutter noch lebte; — wie anders war es da gewesen! — Da war die stille Elisabeth eine fröhliche. Jeden Kummer hatte sie ihr geklagt, und von der sanften, lieblichen Mutter getröstet, war er verschwunden. Jetzt trug ihr Herz so schwer, so schwer an jedem Leib. Sie hatte ja niemand; nicht

den Vater, der ernst und verschlossen, selten sein Gefühl durchblicken ließ und dies auch von ihr verlangte, nicht die Tante, die taub und mißtrauisch, mürrisch ihr Tagewerk verrichtete, keine Freundin, der ihr feines Gefühl hätte Vertrauen schenken mögen. —

„Wie still war es da in dem alten Hause geworden — wie einformig die Tage und Wochen dahingegangen, bis — Hochberg kam. Elisabeth erinnerte sich genau des Tages. Gerade wie heute läuteten die Glocken, als der Vater mit ihm in die Stube trat und ihn ihr als Hausgenossen vorstellte. Schüchtern hatte sie ihm die Hand gereicht, er aber sie herzlich ergriffen, und als sie aufsaß, war sie seinen dunklen, auf sich gerichteten Augen begegnet. Ein seltsam angstvoll glückliches Gefühl überkam sie dabei, und dann? — dann wurde es hell in dem alten Hause, immer mehr und mehr, sie dachte, das Licht könne nie wieder verlöschen, und nun wollte es doch wieder dunkel werden . . . Und es war doch ein so kleines, sonniges Geschöpf, das ihre Welt verdunkelte . . . Konnte man es dem vielseitig gebildeten, weislichen Manne verdenken, daß er sich diesem zuwendete . . . Nein, nein. Erst jetzt, auf jenem Ball, bei Suschens Bekanntschaft, war sie sich ihrer kleinstädtischen Unbeholfenheit, dem Mangel gesellschaftlicher Formen, der leichten, eleganten Ausdrucksweise schmerzlich bewußt geworden. Wie qualvoll war dieser Ball für sie gewesen, wie angstvoll hatte sie die beiden beobachtet, sich selbst beobachtet fühlend von den Blicken der Gespielinnen. Dann war's gekommen so, wie sie es an jenem Abend vorausgeföhlt: sie war nichts mehr für ihn . . .

Zwei schwere Thränen stahlen sich unter den dunklen Wimpern hervor und sie drückte das Antlitz tiefer in die Polster des Sessels.

So lag sie ganz still, und hörte nicht, daß die Thür aufging und Hochberg eintrat; zaubernd blieb er auf der Schwelle stehen. Er hatte gewußt, daß er sie hier finden würde; er liebte diese stillen Sonntagnachmittage in der alten, patriarchalisch eingerichteten Stube; ein eigener Zauber wehte ihm daraus entgegen, — ein Duft wie von Lavendel und welken Rosenblättern umgab die schlanke Mädchengestalt, in dem einfachen, mit einem Spitzengekräusel am Halse geschlossenen Kleide. Und wenn sie aus dem Rußbaumschirm die altmodische, silberne Kanne holte, — die nur am Sonntag gebraucht wurde — und den Kaffee daraus in die steifen, geblühten Tassen goß, dann stieg es vor ihm auf wie ein Bild aus alter, alter Zeit, und ein unnennbares Gefühl von Friede, Glück und Hoffnung zog in sein Herz.

Was hatte ihn nur bewegen können ein paar Sonntage fort zu bleiben? . . . Ein verheißendes Lächeln, eine neckische Frage, eine halbe Bitte aus einem lachenden Mädchenmunde, und er war zum Eislauf gegangen und hatte eine Schlittenpartie mitgemacht. Er verstand es jetzt selbst kaum, wie es gekommen war.

Die Zeiger der Uhr in dem hohen Rußbaumgehäuse zeigten auf drei. Bald war die Kirche aus, dann kam die Tante zurück und auch wohl eine oder die andere von Elisabeths Gespielinnen zum Besuch.

Ihm war's als müsse er die Zeit nützen, als hätte er ihr etwas zu sagen. Aber sie ruhte so still in dem Sessel; woran dachte sie? Er wagte sich nicht zu regen.

Da schlug die Uhr mit langsamen schnarrenden Tönen. Elisabeth fuhr empor und schreckte zusammen als sie ihn an der Thür lehnen sah.

„Störe ich Sie nicht, so möchte ich gern einmal wieder den Sonntag mit Ihnen verleben,“ sagte er mit herzwinnendem Klang der Stimme und trat näher, die ganze Woche habe ich mich schon darauf gefreut.“

„Sie wissen, daß Sie uns zu jeder Zeit willkommen sind,“ erwiderte sie leise und versuchte die thränenfeuchten Augen zu verbergen.

„Ihnen auch, Fräulein Elisabeth? . . . Wirklich? . . .“ Er fragte es ernst und blickte sie erwartungsvoll an. Aber ängstlich wich sie seinen Augen aus. Eine Verzagttheit, eine Scheu und Unruhe überkam sie; sie hätte ihm ihr ganzes Herz ausschütten mögen und wußte doch nichts weiter zu sagen als:

„Mir ebenso wie dem Vater.“ Es klang kühl und ruhig.

Ein Seufzer rang sich unwillkürlich aus seiner Brust. Hatte er eine andere Antwort erwartet? — sie ihn beleidigt? . . . er schwieg so beharrlich.

Sie raffte sich zusammen und fuhr fort, indem sie zaghaft zu ihm aufsaß: „Es ist so still bei uns, Vater und ich so wenig unterhaltend, da finden wir es ganz natürlich, daß Sie lieber in fröhlicher Gesellschaft sind.“

„Wissen Sie denn wirklich nicht, daß ich mich nirgend so glücklich fühle, wie gerade hier, in Ihrem Vaterhause? Ich habe ja keine Eltern mehr, nur eine viel jüngere Schwester, die ich sehr lieb habe; sie ist Ihnen in manchen Stücken sehr ähnlich und sagt mir jeden Kummer, denn sie hat niemand weiter.“

„Dann ist sie immer noch nicht so einsam wie ich, sie hat einen Bruder, der sie versteht,“ flüsterte sie, und suchte die Thränen, die ihr dabei in die Augen stiegen, zu unterdrücken, es wollte nicht gelingen, sie sah alles um sich her wie durch einen Schleier.

„Fräulein Elisabeth, möchten Sie mir nicht auch sagen, was Sie bewegt, was Sie seit einiger Zeit so verändert hat? Die Hand auf dem Sessel gestützt, beugte er sich fragend zu ihr nieder und setzte ahnungslos hinzu: „Vielleicht ist es eine Kleinigkeit, ein Mißverständnis, daß sich mit einigen Worten aufklärt.“

Sie hörte aus seinen Worten nur das Mitleid. Aus Mitleid wollte er heute den Sonntag mit ihr verleben. Eine flammende Röte übergieß ihr Antlitz, sie richtete sich auf. „Ich danke Ihnen, Herr Hochberg, aber ich habe nichts, mir fehlt nichts, vielleicht ein wenig Übermüdung, das Weihnachtsfest ist nah, da giebt es alle Hände voll zu thun.“

Verlezt wendete er sich ab.

Und die Zeiger der Uhr rückten weiter, die Stunde verrann, die Kirche war aus, die andern kamen. Sie waren ihm heute unerträglich und er verließ das Zimmer.

\* \* \*

Durch die Galerie, die von ihrer Wohnung zum alten Hause führt, huschte Suschen. Es ist dunkel, nur der Mond wirft durch die halbgefrorenen Scheiben ein bleiches Licht auf das alte Gerümpel, das sich seit Generationen hier angesammelt: Zerbrochene Spinnräder, wurmfressene Möbel liegen umher, rissige Ölbilder hängen an der Wand, und in der Ecke steht die Statue einer Flora. Sie hatte einst zwischen zwei Buchsbaumpyramiden, in dem Gärtchen hinter dem Hause, von dem nur noch der Hollunderbaum übriggeblieben, gestanden, zum Ärger von Elisabeths Großmutter, welche die leicht geschürzte Göttin in diesen Winkel verbannte. Der eine Arm ist abgebrochen, aber der andere streckt sich in dem fahlen Mondlicht wie drohend gegen den kleinen Eindringling aus. Mit angehaltenem Atem steht derselbe einen Augenblick still, um gleich darauf furchtgejagt vorwärts zu stürzen, direkt in die Arme von Hochberg, der ihr in dem schwachbeleuchteten Gange des Hauses entgegenkommt.

Verblüfft schaut er auf das plötzlich an seiner Brust liegende Vordentköpfchen.

„O, ich fürchtete mich . . . die bleiche Frau . . .“ stammelte sie und schmiegte sich wie eine verschüchterte Taube an ihn.

Nicht weit von ihnen öffnete sich eine Thür, Gronau trat heraus. Unsanft fühlte sie, wie Hochberg zurücktrat.

„Es wird dem Vater leid thun, Ihren Besuch verfehlt zu haben, Herr Amtsrichter,“ sagte Elisabeth mit einem Lichte in der Hand auf der Schwelle stehenbleibend. „Ich würde ihn haben rufen lassen, aber ich weiß, daß er heute in der Stadtsitzung nicht fehlen darf,“ und unsicher setzte sie hinzu: „nun habe ich Sie mit meiner selbstfüchtigen Unterhaltung vielleicht ermüdet.“

„Ermüdet? . . . Das können Sie unmöglich glauben, daß diese Stunde, in der Sie mir, die Sie so selten von sich selbst sprechen, durch die paar Äußerungen ein Vertrauen geschenkt, das mich nur beglückt, mich ermüdet haben sollte?“ erwiderte er ungewöhnlich warm. „Fräulein Elisabeth“ — er sprach den Namen so eigen aus — „möchten Sie sich nicht zuweilen unseres heutigen Gesprächs erinnern und etwas mehr Selbstbewußtsein, Selbstvertrauen haben, nicht immer in den Schatten treten, den das Licht einer anderen zu werfen sucht; es ist ein Irrlicht, des . . .“

Er vollendete nicht, sondern folgte erstaunt der Richtung ihres seltsam bleichen Antlitzes und sah im Halbdunkel die beiden Gestalten.

„Ich habe mich eben sehr gefürchtet!“ rief Suschen und flog auf Elisabeth zu.

„Wovor? doch nicht vor Herrn Hochberg?“ fragte der Amtsrichter spöttisch.

„Nein, vor der weißen Frau in der Galerie,“ entgegnete sie weinerlich.

„Die weiter nichts als die Statue der Flora ist, sie hat Fräulein Hellmuth jedoch so erschreckt, daß sie blindlings auf mich zustürzte,“ sagte Hochberg. Er sah erregt aus und seine Augen suchten Elisabeth.

„Suschen wollte mich gewiß besuchen, und thut

es mir leid, daß sie auf dem Wege in solchen Schrecken versetzt worden ist,“ sagte dieselbe, aber die Worte kamen gepreßt hervor und sie atmete rasch.

„Dann wollen wir die jungen Damen nicht länger stören. Kommen Sie Hochberg,“ entgegnete Gronau.

Elisabeth reichte ihm zum Abschied die Hand; einem unwillkürlichen Impulse folgend, führte er dieselbe achtungsvoll an die Lippen. Errötend zog sie dieselbe zurück und verschwand mit Suschen im Zimmer, ohne Hochberg weiter zu bemerken.

Derselbe stand und starrte noch immer auf die geschlossene Thür als der Amtsrichter schon eine Strecke gegangen war. Was war das nur? Eine ganze Stunde hatte der sarkastische, schwer zu befriedigende Gronau mit ihr geplaudert. Er, der sich sonst nie um junge Mädchen bekümmerte und offen ausgesprochen, Frauen seien ihm interessanter, da brauche man auch nicht gleich zu fürchten geheiratet zu werden, er behandelte diese eine nun plötzlich mit solcher zartfühlenden Aufmerksamkeit? . . . Nein, nicht plötzlich — es wurde ihm klar, wo es nur die Gelegenheit mit sich brachte, hatte er sich ihr zu nähern gewußt. Und sie? . . . Das Blut stieg ihm in die Schläfe . . . so freundlich, so zutraulich hat er sie noch gegen keinen andern Herrn gesehen.

„Nun, Hochberg, sehen Sie auch Geister?“ rief der Amtsrichter auf ihn wartend, ungeduldig.

Ein Grimm stieg plötzlich gegen den Mann, den er sonst wie einen Freund betrachtet, in Hochberg auf. Seine Bemerkung verletzte ihn und er fragte scharf: „Sie glauben doch nicht etwa, daß dies Zusammentreffen ein verabredetes gewesen sei?“

„Nein, das glaube ich nicht,“ sagte Gronau ernst, faßte ihn unter den Arm und ging mit ihm die Straße entlang. „Ich kenne Sie zu genau und weiß, daß derartige Spielereien Ihnen fern liegen, aber —“ er machte eine Pause und sah prüfend in das ihm sympathische Männerantlitz — „lassen Sie auch nicht mit sich spielen.“

„Halten Sie mich für einen solchen Schwächling, der sich als Spielzeug gebrauchen läßt?“

„Für einen Schwächling halte ich Sie durchaus nicht, im Gegenteil für einen starken, willensträftigen Mann, der wohl das durchzuführen vermag, was er sich vorgenommen. Aber Ihr Blick geht ins Weite, einem Ziel zu, Sie übersehen dabei das Nächste, vor Ihnen liegende, und stolpern arglos über die Steinchen, die Ihnen kleine Mädchenhände in den Weg rollen.“

„Ich verstehe Sie nicht und bin auch nicht in der Stimmung Rätsel zu lösen. Wohl aber weiß ich seit heute, daß ein Stein in meinem Wege liegt, den zu beseitigen wohl über meine Kräfte gehen wird.“

Er küftete ein wenig den Hut und verließ den erstaunten Amtsrichter.

Ein paar Augenblicke schaute ihm derselbe, den Knopf des Rohrstocks an die Lippen gelegt, sinnend nach, wie er im Mondlicht die Straße hinab, der offenen Landstraße hastig zuschritt. „Was ist denn dem auf einmal in die Krone gefahren?“ murmelte er. Plötzlich flog ein feines, halb wehmütiges, halb ironisches Lächeln über seine scharf markierten Züge.

„Wahrhaftig, ich glaube er ist eifersüchtig; — auf mich eifersüchtig; ich könnte eitel werden, wenn ich nicht einen treuen Freund, den Spiegel hätte.“

Den Kopf gesenkt, schritt er langsam weiter, es kam wie ein leiser, leiser Seufzer aus seiner Brust, er hieß so viel: wenn er Grund hätte, wie glücklich, glücklich wäre ich, so aber muß ich ihn bei der nächsten Gelegenheit über seinen Irrtum aufklären.

Eine Weile war er in Nachdenken versunken dahingegangen, da lächelte er von neuem, aber es war ein heiteres Lächeln. Unwillkürlich sagte er laut: „Vogue la Galère! Lassen wir die Sache einmal gehen, sie hat auch ihre guten Seiten und bringt das Spiel vielleicht rascher zum Ende.“

Bergnügt sah er zum Monde auf, der gerade über dem Wirtshaus schwebte, als wolle er ihn fragen, was er zu der Sache sage. Aber der verzog sein breites Gesicht und schaute auf das Wirtshaus nieder, aus dem Seidelklappern und das Rollen von Billardkugeln erschallte, und er ging hinein.

Um den wachstuchüberzogenen Tisch in der Stammkneipe zum „Weißen Roß“ saßen vier Herren.

„Na, Grüßen, was für Zündstoff hat sich wieder in Ihrer Apotheke angesammelt, daß Sie ein so geheimnisvolles Gesicht machen und unaufhörlich seufzen? Schießen Sie los, Sie plazen sonst,“ sagte der Assessor Trübach, den ein Schmiß im Gesicht als einstigen flotten Corpsburschen kennzeichnete.

„Wie Sie wieder reden!“ antwortete vorwurfsvoll der kleine geschniegelte Apotheker und Vergnügungsdirektor des Städtchens. „Soll man aber nicht seufzen, wenn die besten Freunde straucheln?“

„Na, na, was ist denn das wieder für eine Räubergeschichte?“ fragte der Baumeister aus seiner Sofaecke und nahm vorsichtig aus dem dampfenden Brogglas einen Schluck.

„Räubergeschichte?“ wiederholte der Kleine pikiert. „Ich erzähle niemals Räubergeschichten und bin der diskreteste Mensch auf der Welt.“

„Na, dann erzählen Sie uns mal in aller Diskretion, worüber Ihre vertrauten Freunde gestolpert sind?“ sagte der Assessor mit pffiffigem Lächeln.

Der Apotheker sah nach der Thür, ob sie geschlossen. „Eigentlich sollte ich nicht darüber sprechen,“ begann er wichtig, „aber es ist ja schon Stadtgespräch, und hier im vertrauten Kreise begehe ich wohl keine Indiskretion. . . Er räusperte sich hinter der vorgehaltenen Hand und blickte verlegen um sich.

„Kommen Sie endlich zur Sache oder behalten Sie dieselbe für sich,“ rief der Baumeister ungeduldig.

„Es ist so peinlich, so schmerzlich. . .“ Er stockte wieder.

„Vorwärts, Grüßen, es thut nicht weh,“ ermutigte ihn der Assessor.

„Schon seit einiger Zeit geht in der Stadt das Gerüde,“ flüsterte er, „daß der Amtsrichter Gronau der Frau Doktor Ewald lebhaft den Hof macht, fast täglich soll er dort sein und dies der Grund, daß sich dieselbe so auffallend von aller Geselligkeit zurückzieht; neulich aber haben sie sich nicht geschaut, frei-

öffentlich eine Schlittensfahrt zusammen zu machen und. . .“

„Ich muß Sie ganz energisch bitten, uns mit derartigen Klatschereien zu verschonen,“ sagte ein älterer, vornehm aussehender Herr und richtete sich hinter seiner Zeitung auf. „Wenn Sie diesem albernen Geschwätz nicht entgentreten, so sehe ich mich veranlaßt, Ihre Worte dem Herrn Amtsrichter Gronau mitzuteilen.“

Grüßen wurde sehr rot, sehr verlegen. „Sie können mir glauben, Herr Amtshauptmann,“ stotterte er, „es liegt mir nichts ferner, als wie der Frau Doktor Ewald und dem Herrn Amtsrichter Böses nachzusagen; Sie wissen, wie ich ihn verehere, und auch die Frau Doktor. . . sie ist eine charmante Dame. . . ich sprach auch nicht aus eigener Beobachtung, sondern in diesem engen Kreise nur nach, was mir mitgeteilt worden, — meine Quelle ist die Frau Oberamtsrichter, sie weiß von Fräulein Hellmuth. . .“

„Guten Abend, meine Herren,“ sagte Gronau hinter seinem Rücken. „Schon wieder, o, Susanna? . . . Zappeln Sie auch im Neze der Sirene, Trübach? Daß Grüßen sich ganz und gar darin verfangen, wissen wir. Der poetische Erguß im Wochenblatt stammt doch jedenfalls von Ihnen,“ wandte er sich direkt an den rot und verlegen Dastehenden. „Natürlich,“ fuhr er lachend fort und klopfte ihm auf die Schulter, „er sieht ja aus wie das leibhaftige böse Gewissen.“

„Ein böses Gewissen — das hat er auch,“ lachte der Assessor verschmizt.

Der Kleine fuhr auf seinem Stuhl in die Höhe und warf ihm einen flehenden Blick zu.

Aber unerbittlich fuhr er fort: „denn er sucht den besten Freunden. . .“

„D, o!“ stotterte der geängstigte Grüßen, „es war nicht so böse gemeint,“ und griff nach seinem Hut. „Ich empfehle mich den Herren!“

Er war hinaus, und der Assessor vollendete langsam: „bei dem reizenden Suschen den Rang abzugewinnen.“

„Ist der Kerl verrückt geworden?“ fragte der Amtsrichter, während die übrigen sich eines Lächelns nicht erwehren konnten.

„Nur verliebt,“ beruhigte ihn der Assessor.

„Das mögen die Götter wissen,“ entgegnete er und warf seine Handschuhe auf den Tisch, „womit die kleine Person allen die Köpfe verdreht? Ist's der Reiz der Neuheit, das Ungewohnte — oder besitzt sie in Wahrheit so fabelhaft liebenswürdige Eigenschaften, einen so fesselnden Geist, den nur meine kurzfristigen Augen nicht zu entdecken vermögen?“

„Erlauben Sie,“ sagte der Assessor eifrig, „sie ist wirklich eine phänomenale Erscheinung.“

„Phänomenal! Sehr richtige Bezeichnung. Wie ein Meteor am Himmel dahinfährt, erscheinend, glänzend, verschwindend und nicht die geringste Spur zurücklassend.“

(Fortsetzung folgt.)

# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## Scheidestunde.

Durch des Epheus dicke Hülle,  
Die uns dunkelgrün umschlossen,  
Hat der Tag die ganze Fülle  
Seines letzten Lichts gegossen —  
Traurig starrt Dein Blick ins Land,  
Deine stummen Lippen klagen,  
Und Du reichst die schmale Hand  
Mir zum letzten Abschiedsagen.

In den lichten Epheugängen  
Senkt der Tag die müden Schwingen,  
Von den nahen Bergeshängen,  
Voll die Abendglocken klingen,  
Sacht hat sich der Wind gelegt.  
Purpurlicht umhaucht die Hügel,  
Nur ein letzter Falter regt  
Durch den Glanz die Schimmerflügel.

Übervoll sind unsre Herzen —  
Tiefe Ruh auf allen Wegen —  
Und der Nacht geweihte Sterzen  
Leuchten fern uns schon entgegen —  
Ohne Schuld und ohne Fehle  
Stehst Du vor mir wie erschrocken —  
Leise gehn durch meine Seele  
Der Erinnerung Abendglocken. . .

Franz Evers.

## Ein Neujahrswunsch.

Wenn der einzelne Mensch dem einzelnen gegenübersteht, dann wird er am Neujahrstage Wünsche aussprechen, die sich auf das persönliche Wohl beziehen. Obwohl ich nun nicht jedem unserer Leser einen Besuch machen kann, um ihm das Beste zu wünschen, so kann ich's doch im Geiste thun und so einer lieben Pflicht genügen.

Aber der Mensch hat auch den Drang in'sich, Wünsche zu hegen, die sich nicht unmittelbar auf den einzelnen beziehen. Er denkt dabei der Menschheit, denkt vornehmlich seines eigenen Volks. Vornehmlich, sage ich. Wohl kenne ich in meinem Herzen jene jugendlich flammende Begeisterung, die alle Erdenbrüder umfaßt, die für alle das gleiche Glück wünscht, die Güter der Erde und die des Geistes mit gleichem Maße allen zuteilen möchte. Je tiefer diese Begeisterung wurzelt, mit um so heißerer Liebe umschließt sie diese gedachte Menschheit; jedes Leid der anderen, jedes Unrecht, das sie erdulden müssen, fühlt dann das junge Menschenkind so lebhaft, daß ihm die Augen brennen vor Weh und die Hand sich zuckend zur Faust schließt. Aus der weichmütigen Klage, die wolkenleich das Gemüt umhüllt, zuckt dann der Blick der Anklage, gefolgt vom grollenden Donner des Zornes. Der hilfseuchende Geist verbündet sich der ungefühmen Einbildungskraft und als Kind der beiden steigt das Traumbild aus dem Schoße der Mutter: die seligen Inseln, das Menschheitsparadies. Aber diese Traum-

gestalt ist so vom Blute des Träumers erfüllt, daß sie nicht mehr Schatten ist, sondern erfüllt scheint von Wirklichkeit. Der purpurne Morgenschimmer, den der begeisterte Träumer in die große Welt wirft — die doch nur in ihm selbst lebt — scheint den nahen Tag der Erlösung für alle anzukündigen; mit einem Male soll dann eine leidesfreie Menschheit auf der befreiten Erde erstehen, um im Lichte zu wandeln, des Glücks, der Liebe, der höchsten geistigen Gesittung. Dann werden alle künstlichen Schranken weggehaucht sein, und auf der einen Erde wird wohnen die einige Menschheit.

Wer wollte diese Träumer verspotten, ohne der eigenen Jugend zu höhnen?

Aber der Jüngling wird langsam zum reifen Manne. Noch immer bleibt der süße Duft jener Träume im Gemüte zurück; nicht stirbt die Liebe zu den Brüdern, nicht die Fähigkeit mitzuleiden und sich zu empören. Aber an Stelle des wilden Dranges, der in Gefühlen und Worten ausschäumt, tritt die Einsicht vom Werden, tritt der Thatenwille, der dem Leitbilde des Geistes in festem, unerschütterlichem Vorwärtsschreiten an einem von freiem Entschluß und Lebensnotwendigkeit gegebenen Orte gerecht zu werden strebt, ehrlich, ohne Zshucht, oft auch mit Entfagung. Das unklare Bild der Menschheit verdichtet sich langsam; und je klarer erkennbar es wird, desto fester gestalten sich die Züge zum vollendeten Ideal des eigenen Volkswesens.

Und so wird in dem Manne gezeitigt das Bewußtsein der heiligsten Pflicht: für das eigene Volk zu arbeiten, das hohe Leitbild der Menschheit verkörpern zu helfen auf dem Boden der geliebten Heimat.

Der Mensch bedarf, um zu wirken, festen Boden unter sich. Den aber bietet ihm nur das eigene Volkstum, wenn die Früchte auch andern Völkern zugute kommen können.

Von der richtigen Auffassung des deutschen Gedankens hängt heute unsere ganze Zukunft ab. Er soll den einzelnen erziehen zum in sich freien Manne; er soll ihn lehren, hohlen Glanz zu verachten, treu, gewissenhaft und thatkräftig zu sein, er soll in ihm deutsche Frömmigkeit erziehen, die sich dem Göttlichen hingiebt, es im Kerne erfassend, aber nie sich vor Formen knechtisch beugt, die aber auch versteht, wie sich Geistiges in Formen kleiden muß, und in ihnen den Atem Gottes ahnt.

Der deutsche Gedanke soll uns helfen, die sozialen Wirren nach Möglichkeit einer Lösung entgegenzuführen. Denn er will seinem Wesen nach nicht knechten, nicht den Volksgenossen ausbeuten, sondern gerecht sein. Er versteht es, wenn der Handarbeiter nicht nur Brot verlangt, sondern auch die Achtung vor ihm als Manne und Bürger des Staats.

Zerrissen in Sippen ist unser Volk — aber es kann eins werden, wenn der deutsche Gedanke sich in seiner vollen Klarheit der Geister und Herzen bemächtigt. Und wir dürfen ihm uns ganz hingeben, ohne in Einseitigkeit zu verfallen. Denn viel mehr als das Romanen- und Slaventum, das im Wesen zur Ausschließlichkeit neigt, trägt das echte Deutschtum die Achtung fremden Wesens in sich.

So spreche ich am Jahresbeginn den Wunsch aus: Möge endlich der Tag erscheinen, wo das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit die Deutschen aus dem Sumpfe des Sippenwesens auf das Festland innerer Einheit führt. Dann werden

wir stehen, ein Fels von Erz, in der Sturmflut, die sich schon vorbereitet, und der deutsche Geist wird die Fackel tragen, die aus den Wirren dieses Jahrhunderts in bessere Tage hinüberführt.

### Sommersäden.

Sommersäden hat gewoben  
Mir der Herbst ums Haupt,  
Da ich ihn mit seinem Wirken  
Noch so fern geglaubt.

Und er ließ die Fäden haften  
Mir zur bleichen Pier,  
Ach, ich weiß, sein frühes Kommen  
Galt auch mir, auch mir.

Anna Krüger.

### Serzenseinsam.

Von Karl Brök.

I.

Ein unerwartetes Regenwetter war eingetreten und auf der Eisenbahnstation des beliebten Ausflugsortes drängten sich die Sonntagswanderer zusammen, welche der Himmels- traufe entfliehen wollten. Man betrachtete sich gegenseitig und erschraf vor der stets zunehmenden Zahl der Heimkehr- süchtigen, welche unmöglich auf einmal befördert werden konnten. Nun brauste der Zug heran und wurde gebremst. Es begann der Ansturm gegen die Waggonn, welcher in ein Vor- und Zurückstoßen und hier und da zu einem wirklichen Handgemenge ausartete. Denn niemand mochte gerne noch eine weitere Stunde in dem halbfeuchten Raume unter dem Schuttdache warten.

Clement Buchner, ein junger, rüstiger Arzt, welcher nicht mit Familienanhang belastet war, hatte energisch den Griff der vor ihm stehenden Coupéthür erfaßt. Nicht um ihn ballte sich eine fieberhaft erregte Schar von Männern, Frauen, Kindern, welche in demselben Raume Unterkunft finden wollten; ja ein junges Mädchen stand bereits mit einem Fuße auf dem Trittbrette. Indem Buchner die schwer bewegliche Thür mit einem kräftigen Ruck an sich zieht, hört er nebenan einen Schmerzensschrei; aber er kann sich nicht darum kümmern, denn schon wird er förmlich gehoben und hineingestoßen in das Coupé von den ungestüm Nachdrängenden. Er nimmt eilig Platz, sieht sich gegenüber eine junge Mädchenerscheinung, welche das Taschentuch vor ihr Antlitz hält und halb weinend ihm zuzuft: „Sie haben mir das Auge verletzt, mein Herr!“

Bestürzt blickt er zu der Anklägerin hin und bringt nur das Wort hervor: „Ach?“

„Ja, Sie mein Herr! Sie haben mir beim Öffnen direkt die Klinker in das Auge geschlagen.“

Buchner sammelt sich und erwidert: „Das würde mir unendlich leid thun, Fräulein. Doch ich wäre unschuldig an der Sache. Ich konnte in dem Wirrwarr unmöglich an etwas anderes denken, als daran, die eingeklemmte Thür rasch zu bewältigen; denn die übrigen erlaubten mir kein Überlegen und kein vorsichtiges Beachten der zufälligen Nachbar-

schaft. Lassen Sie mich übrigens das geschädigte Auge einen Moment betrachten; ich verstehe etwas davon, denn ich bin Mediziner.“

Sie zog ihr Taschentuch weg und Buchner neigte sich zu der zierlichen Kleinen hin, während die Anwesenden im Coupé, von denen mehrere nur Stehplätze gefunden, ihr Stimmendröhnen und Schnattern abschwächten und neugierig dem Zwischenfall sich zuwendeten. Der junge Arzt prüfte, hob mit dem Zeigefinger das zitternde Lid der Verwundeten empor und sagte:

„Nun, die Sache ist minder schlimm abgelaufen, als Sie glauben. Der Stoß traf nur den Knochen unter dem Auge, dieser mag jetzt heftig schmerzen und diese Stelle wird einige Zeit einen blauen Flecken zeigen. Aber die Hornhaut ist ungetrübt und mithin ist das hinter ihr liegende zarte Organ nicht in Mitleidenschaft gezogen. Halten Sie sich nur tapfer und pressen Sie Ihr Taschentuch nicht zu fest an. Auf der nächsten Station verschaffe ich mir kaltes Wasser und wir wollen einen lindernden Umschlag herstellen. Dann werden Sie auch meine vermeintliche Schuld in milderem Lichte sehen.“

Seht, nach Erfüllung der Berufspflicht, überflog auch der Blick Buchners die ganze Erscheinung der hübschen Blondine, welche sich langsam beruhigte und nur hier und da durch einen unterdrückten Stoßseufzer kundgab, daß sie gegen Schmerz wenig abgehärtet sei. Das Durcheinandergespräch im Coupé kam wieder in vollen Gang, Fragen wurden an den Arzt und an das Mädchen gerichtet, Hausmittel angepriesen und ähnliche Vorfälle mit schlechtem Ausgange erzählt und übertrieben.

Auf der nächsten Station hielt der Arzt sein Wort, indem er von dem mit einem Trinkgeld abgefundenen Schaffner sich Wasser in einem Feldbecher bringen ließ, den einer der Insassen zufällig bei sich trug. Nun neigte Buchner das Täschlein seines Gegenübers, legte es sanft auf den gestoßenen Gesichtsteil und band zur Befestigung sein eigenes Taschentuch über Stirn und Hinterhaupt, wobei er sich beinahe in die rotblonden Locken verwickelte. Die Meisten jahen mit offenen Mäulern dieser Prozedur zu und einige Hüpfel machten ihrer angeborenen Natur durch ein unzeitiges Lachen Luft.“

„Ist es jetzt besser?“ fragte der Arzt.

„Ja,“ hauchte die Kleine, welche allmählich wieder ununterer zu werden begann, da sie ihr Wunden- und Heilspender zu einem Gespräch zu verlocken wußte. Es entspann sich das neckische Spiel, durch welches man die Personalien des andern erforschen will. Den Vornamen Emma gab die Blondine nach einigem Raten preis. Aber schwerer machte sie Buchner die Enträtselung ihres Berufes. Denn sie hatte angedeutet, daß sie auf eigenen Füßen stehe und sich selbst ernähre. Fast alle denkbaren weiblichen Berufszweige wurden von ihm angeführt; allein immer schüttelte Emma verneinend mit dem Kopfe. Nun gestand der Arzt, daß seine Inquirierkunst zu Ende sei, und fröhlich lachend gab Emma, welche den Schmerz vergessen haben mußte, zurück:

„Das glaube ich, Herr Doktor. Meine Kunst hätten Sie bis zum jüngsten Tage nicht erraten. Ich bin Fleischbeschauerin auf dem städtischen Central-Viehhofe. Das klingt nicht sehr poetisch, ist aber doch so. Und ich und meine Kollegin, die in ein anderes Coupé verschlagen sein wird, haben es nicht schlecht. Zwei bis drei Mark verdienen wir doch im Tage. Davon kann ich den Eltern, die

einst bessere Tage gesehen, das Nötige für meine Verköstigung abgeben, und mir bleibt noch immer etwas für Gewandung und Putz übrig. Freilich, ohne die Protektion des meinem Vater befreundeten Stadtrates würde ich zu der guten Stelle nicht gekommen sein.“

Buchner, der sonst nicht lährfelig war, wurde doch ergriffen von der schlichten Art, mit der das fein erzogene Mädchen, wie es Sprache und Ausdrucksform bekundeten, sein nicht auserwähltes Schicksal hinnahm. Er befragte sie um den Dienstgang und um ihre Einzelverrichtungen. Emma erzählte plauderfelig, wie sie die kleinen Probefchnitte aus dem geschlachteten Fleisch unter das Mikroskop nehmen und genau untersuchen müsse, ob sich keine gefährlichen Anzeichen von Finnen und ähnlichen Gesundheitsfeinden vorfinden, wie ein angrenzendes Fleischstückchen von einer zweiten Beobachterin durchschaut würde und wie, wenn sich zwiespältige Aussagen einstellten, ein höherer Aufseher noch die Nachprüfung vornähme. Dann werde alles in Schächtelchen verpackt, mit den Nummern der Abteilung und der Fleischbeschauerin versehen und aufbewahrt, damit man jedes etwaige Übersehen später verfolgen könne. Das Geschäft strenge sehr die Augen an und deshalb hätte sie doppelt Angst gehabt, als sie vor kurzem fürchtete, es wäre ihr alleiniges Werkzeug verlegt worden. Schon ein etwa nötiger Heilungsprozess würde sie auf Wochen ihrer Einnahmen beraubt haben. Sonst sei die ganze Sache nicht schwer und mit einiger Übung zu erlernen. Im Winter wäre es freilich recht unangenehm, daß sie so früh aufstehen und noch in der nächtlichen Dämmerung von Hause nach dem weit entfernten Centralviehhofe mit der Pferdebahn fahren müsse. Doch gehe der ganze Dienst sehr ruhig von staten und zum Schwätzen bleibe keine Zeit übrig. Habe man einen halben Tag die etwas eintönigen Untersuchungen vorgenommen, so dürfe man in der zweiten Hälfte unbeschränkte Freiheit genießen, die Eltern unterhalten, etwas lesen, spazierengehen, Besuche machen, überhaupt wieder Mensch sein. Das alles sprudelte unaufhaltsam aus dem rosigen Mündchen hervor, welches auch tabellos weiße Mäusezähne zeigte.

Ein Herr, mit etwas weingerötetem Gesicht, der auf derselben Bank wie Buchner saß, mischte sich in das Gespräch. Er war Beamter der städtischen Centralmarkthalle und gab seine Erfahrungen über diesen Niesenmagaz der Weltstadt zum besten. Das Ankommen der zahlreichen Proviantzüge von 1 Uhr nachts bis 7 Uhr morgens, das rasche Ausladen derselben, die Verteilung und Taxierung der Verkaufsplätze in der ungeheuren Halle, die verschiedenen Versuche, sich der Entrichtung des Standgeldes zu entziehen, schilderte er recht breit und behaglich, dabei Wichtiges und Unwichtiges durcheinandermengend. Auch dieser Erzähler moderner Verkehrsmärchen fand sein Publikum. Den Mediziner ärgerte aber die Wortüberfülle, der er nicht zur Aber lassen konnte, besonders weil sie den traulichen Gedankenaustausch mit Emma unterbrach. Als der Beamte jedoch in die Nebenhypnose versiel, in der er nur seine Worte hörte und jedes anderen Eindruck unfähig war, nahm Buchner wieder die halblauten Zwiesprache mit der anmutigen Fleischbeschauerin auf, deren verbundenes Auge ihr eine pitante Nasenpartie gab, und deren offenes Auge schon recht vertrauensvoll seinen bräunlichen Stern Clement zuwandte.

Buchner erkundigte sich über Emmas Familienleben, ihre kleinen Gewohnheiten und Liebhabereien. Und er erfuhr, daß deren Vater einst ein wohlhabender Kaufmann

gewesen, der, in den Sturz eines Großhandlungshauses hineingezogen, gleichfalls Bankrott ansagen mußte, seit dieser Zeit fränkelte und auch etwas gemütsleidend war. Dagegen halte sich die Mutter tapfer aufrecht und vollziehe das Wunder, mit den bescheidensten Mitteln den Haushalt im geordneten Zustande zu erhalten. Sie selbst sei bereits auf dem Lehrerinnen-Seminar gewesen, habe aber die Kurze nicht fortziehen können, weil das hohe Schulgeld nicht aufzubringen war. Da verschaffte ihr ein alter Freund des Vaters den jetzigen Erwerb, zu dem sie sich schwer verstanden, der ihr jedoch bereits zu einer nicht unlieben Gewohnheit geworden. Im Winter mache sie ein oder zwei Tanzkränzchen mit und gehe auch manchmal in das Theater, das ihr vor allem Freude bereite. Im Sommer nehme sie an kleinen Ausflügen teil, die ihre Freundinnen veranstalteten, da der Vater stets zu Hause bleibe und die Mutter um ihn unablässige Sorge trage. Deshalb müsse sich Emma ihre kleinen Vergnügungen selbst aussuchen und gestalten. Aber die Halbtagsferien schmecken auch gut; man brauche keine Badereise zu machen, für die ihr nebst anderem die feine Toilette fehle.

Buchner gewann durch diese Geständnisse Einblick in ein Familienidyll, das zwar im herbstlichen Nebel dalag, doch zugleich die milde laue Luft begnügter Seelen ausatmete. Stürmische Leidenschaften schienen den gedämpften Frohsinn der holden Fleischbeschauerin nicht berührt zu haben und ein Herzensbeschauer hätte schwerlich irgend ein tückisches Fremdwesen in dem zarten Blutgeäder ertappt.

Während sich diese Selbstdarstellung eines kleinen Lebensschicksales vollzog, gelangte auch der Markthallen-Sprecher, der seine Umgebung immer mehr angeödet, zum Schlusse seiner selbstgefälligen Mitteilungen. Der Zug ging langsamer, verschiedene Ausflügler nahmen die Schirme, Mäntel und die von den Wurststullen erleichterten Strohförbe oder Ledertaschen aus dem Gepäck und bereiteten sich zum Aussteigen vor, da die Stopffstation herannahte. Buchner warf einen Blick durch das Coupéfenster und sah einen Schutthaufen, aus dem ein blaßviolettees Blümchen sich mutig heraus hob. „Ganz wie die kleine Emma,“ sagte er still zu sich.

Nun wagte sich der Doktor mit dem Antrag hervor, Emma nach Hause zu begleiten. Sie erwiderte, daß dies leider nicht ginge, weil sie sich jetzt wieder ihrer Freundin anschließen und böses Geschwätz vermeiden müsse. „Denn wir Fleischbeschauerinnen sind gar nicht so harmlos,“ bemerkte Emma, während ihr kindliches Lächeln sie Lügen strafe.

Buchner versiel nun auf eine kleine List, um den hübschen Falter, der einmal an ihm vorbeigezogen, wenigstens einmal ergreifen zu können. Mit ernsthafter Miene schob er den Notverband in die Höhe, betrachtete sich die unbedeutende Verletzung nochmals und erteilte den Rat: Emma solle sich etwas Bleiwasser in einer Apotheke holen und die Nacht über ein damit befeuchtetes Linnen auf das Auge legen. Die Sache werde ohne Schaden verlaufen und auch keine die Schönheit schädigende Spuren hinterlassen. Nur möge sie in ein oder zwei Tagen zu ihm während der Ordinationszeit kommen, damit er nachsehe. „Mit den Augen ist nicht zu spaßen,“ meinte er mit heuchlerischem Ernst und es sei immer gut, wenn man einen Fachmann auch bei unbedeutenden Fällen befrage.

Emma errötete und wurde verlegen. Sie flüsterle: „Es



geht doch nicht, daß ich zu einem jungen Arzte, wie Sie es sind, meine Zuflucht nehme.“

Er schnitt diesen Einwand mit den Worten ab: „Sie glauben wohl, daß ein jüngerer Arzt weniger geschult oder weniger pflichttreu wäre. Nun für dieses unbedeutende Übel reicht mein Wissen sicherlich aus. Und Patienten sind für mich nur Patienten, gleichviel ob dieselben alt oder jung, häßlich oder hübsch sind. So viel Vertrauen muß ich schon im Namen meiner Berufsehre beanspruchen. Außerdem bin ich die unschuldige Ursache des kleinen Zufalles, und fühle mich innerlichst gedrungen, allen möglichen Folgen vorzubeugen. Einem anderen Arzte müßten Sie Honorar zahlen, das bei mir selbstverständlich wegfällt. Also, Sie kommen zur Besichtigung,“ schloß er mit halb befehlendem Tone, während er sich heimlich ergökte, daß er seine nicht unzweideutige Rolle so gut spielt.

Emmas brauner Augenstern senkte sich und mit etwas zitternder Stimme äußerte sie: „Wenn Sie glauben, daß es sein muß, nun dann will ich mich morgen Nachmittag bei Ihnen einfinden. Vormittags habe ich Dienst.“

Buchner nahm aus seinem Schreibtäschchen eine Visitenkarte und übergab sie der Kleinen, welche diese neugierig durchsah. „Sie wohnen ja gar nicht weit von uns,“ erklärte sie naiv, „da habe ich wenigstens keinen weiten Weg zu machen.“

„Der liebe Gott fügt alles gut,“ sagte er, „was er gefügt wissen will. Doch jetzt hält der Zug!“ Buchner half Emma galant aus dem Wagen und drückte ihr die Hand, welchen Druck sie leicht erwiderte. Schon hörte sie ihren Namen von dem Munde der Freundin rufen und eilte auf diese zu.

Buchner wollte die Kleine nochmals an sich vorübergehen lassen, befaß sich jedoch eines besseren und ging mit seinen Gedanken, denen sich auch ein leises Herzklopfen zugesellte, durch die sich zum Ausgang bewegende Menge, welche auf der Straße sich nach verschiedenen Richtungen hin zerstreute. Er verschmähte heute sein Stammlokal, kehrte vielmehr in ein Café ein, wo er in den Zeitungen herumblätterte, indes ein rotblondes Köpfchen immer vor ihm gaultete.

(Schluß folgt.)

### Seimaffos.

Meine Schuhe sind zerrissen,  
Durch das Rödlein pfeift der Wind,  
Hab' nicht Vater, hab' nicht Mutter,  
Bin ein heimatloses Kind.

Ach, die Tiere haben Höhlen,  
Und der Vogel hat sein Nest,  
Und ich — weiß mir keine Stätte,  
Wo sich sicher ruhen läßt!

Niemand kümmern meine Thränen,  
Keiner fühlet meinen Schmerz,  
Meiner Seele heißes Sehnen,  
Denn es schlägt für mich kein Herz!

Bin ich Tages weit gewandert,  
Sinkt mein Haupt im Moos zur Ruh —  
Frag' ich mich, warum ich lebe —  
Woht das Herz: Wo zu? Wo zu?

Meine Schuhe sind zerrissen,  
Durch das Rödchen pfeift der Wind  
Hab' nicht Vater, hab' nicht Mutter,  
Bin ein heimatloses Kind.

L. von Oberhofen.

### Unterwegs.

Eine Weihnachtsreise von Carl Posthumus.

(Schluß.)

Wie wir in Königszell umstiegen, flüsterte man hinter uns „das ist das junge Paar, das statt nach Breslau, von Berlin nach Hirschberg fuhr.“ Meine Hand, die ihr die Tasche in den Wagen reichte, zuckte. Das junge Paar? Und ich Unglücklicher wußte von meiner Gefährtin nichts, als daß sie Schlesierin war, das Riesengebirge oft besuchte, und auch ohne Eltern hatte aufwachsen müssen. Zürnen hätte ich ihr mögen, konnte das aber nicht, so gewaltsam riß sie mein Fühlen und Denken an sich. Zwar fragte ich mich, warum sie mich quälen müsse? O, sie wußte ganz gut, daß sie das that, aber ich fügte mich ihrem Willen, drang nicht weiter in sie, und bildete mir wirklich einen Augenblick ein, wir würden uns auch so wiedertreffen, „denn ganz Schlesien kennt sich, ist miteinander verwandt“. Diese große Verwandtschaft schien mir, während sie's sagte, wie ein fester Anhaltepunkt.

Es war ein herrlich klarer Tag geworden; aber sollte ich heute die Landschaft, welche wir durchfuhren, beschreiben, ich könnte es nicht, so fesselte mich der einzigen holde Gegenwart. An ihren Augen, an dem Lächeln ihres Mundes hängend, vergaß ich alles um mich. Nur eins vergaß ich nicht, meine Rauchlust. Zu sehr an meine Morgencigarre gewöhnt, ertappte meine Gefährtin mich, daß ich, nach einem verzweiflungsvollen Blick in meine leere Tasche, ein Holzstäbchen ergebungsvoll zwischen die Lippen steckte.

„Mein Gott, Lieutenant Vär, warum sagten Sie nicht, daß Sie rauchen?“

Ein, zwei, drei holte sie aus ihrer Reisetasche ein Kistchen mit Cigaretten.

„Ich schämte mich nur es zu gestehen! Die meisten Herren finden das Rauchen für eine Dame unweiblich, — Sie auch?“

Ohne zu zucken versicherte ich das Gegenteil und log damit wirklich nicht.

Sonst waren rauchende Frauen mir geradezu verhaßt gewesen, ich hatte sie nicht streng genug verurteilen können, ihre allerliebste Art beim Anrauchen indes, und wie sie, während sie hin und wieder einen kleinen Zug that, den Dampf fast verschämt von sich blies, gefiel mir ausnehmend. Ja, die Cigarette im Munde, sah die junge Frau mit dem zarten dunklen Flaum auf der Oberlippe, — bärtige Frauen hatte ich früher auch im höchsten Grade unschön gefunden — geradezu mädchenhaft reizend aus.

Wenn nur diese wunderbare Beharrlichkeit im Verschweigen ihres Namens nicht gewesen wäre! Dazu führte sie weder auf der Tasche noch auf den sonstigen Reisesachen einen Namenszug, ein Wappen. In der Ecke ihres Taschentuches hatte ich freilich ein W. St. mit siebenpunktiger Krone entdeckt, — das war alles.

Und ich hatte ihr, allerdings auch bis auf den Namen,

welchen sie nicht wissen wollte, von mir alles gebeichtet, selbst meines Vormundes tollen Plan mich mit einer Dame seiner Wahl zu verheiraten. Wie lachte sie mich aus! Ob es ihr charakterlos erschien, daß ich daraufhin überhaupt gereift war?

„Vormünder setzen ihren Willen gewöhnlich durch!“ warf sie in meine Versicherung, jetzt gegen jede andere Frauengestalt gefeit zu sein, leicht ein.

„Nicht, wenn man liebt!“

Einen Augenblick sah sie mich prüfend an, dann meinte sie mit der den Frauen eigenen Beharrlichkeit im Verteidigen ihrer Ansichten: „O, Ihr Männer seid wankelmütig! die Schöneren verdrängt stets die Hübsche!“

Ob sie aus eigenen Erfahrungen schöpfte? Das machte mich etwas stutzig. Und keine Zeit mehr zur Aussprache zu haben! Ich versicherte aber gewiß eine Ausnahme zu sein, und bat von neuem um einen Fingerzeig sie auffinden zu können.

„Liegt Ihnen wirklich so viel daran?“

Ein halb scharfer, halb übermütiger Augenaufschlag begleitete die Frage. Schon schien sie eine Erklärung geben zu wollen, da siegte der neckische Kobold wieder in ihr.

„Nein, nein, Sie müssen geprüft werden! Doch verspreche ich Ihnen, falls mein Verbündeter, der Zufall, uns bis dahin nicht zusammenführt, Ihnen heute abend unter'm Lichterbaum ein Lebenszeichen zu geben, d. h. wenn Sie bis dahin hübsch suchen!“

Ich verstand sie nicht, zürnte der Golden allen Ernstes. Dem wetterwendischen Gesellen trauen? Ohne Anhalt in Stadt und Land suchen? Sie konnte mich freilich finden, aber ob sie das wirklich wollte?

In dem Augenblick stampfte die sich übersehen glaubende Slawa mit dem Füßchen auf, schmiegte sich eifersüchtig grollend an ihre holdselbige Tante und fuhr trotzig auf:

„Ich mag aber keinen Champagner, der schmeckt wie eingeschlafene Beine!“

Wir versicherten lächelnd: auf den Labetrunk wäre gar keine Aussicht, — bei meiner schwindstüchtigen Kasse, Sekt, — doch das zornige Geschöpfchen meinte weinerlich: O, Onkel Richard sagte neulich noch, sobald Du Dich verliebst, feierten wir Verlobung, und dann gäbe er Champagner!

Gottlob, die Unvergleichliche war unvermählt! Ich zog den kleinen Trostkopf, der endlich aus der Schule plauderte, zärtlich an mich. Wer „Onkel Richard“ sei, wollte sie, sich wichtig machend, trotzdem nicht sagen, zumal unsere Einfahrt in den Freiburger Bahnhof ihre Teilnahme vollauf fesselte.

„Sie versprechen mir ein Wiedersehen, gnädiges Fräulein?“ bat ich eindringlich, als ihre Hand zum Abschiede in der meinen ruhte.

Während ich ihren kräftigen Druck fühlte, neigte sie lächelnd den Kopf. „Gewiß! Vielleicht in einem Augenblick, wo Sie mich am wenigsten erwarten!“

Mit dem Orakelspruche reichte sie dem ihrer harrenden Diener ihr Handgepäck. Ich half ihr beim Aussteigen, verbeugte mich noch einmal, und schaute der hohen Gestalt, so lange nach, wie es das uns umflutende Menschengewühl erlaubte.

Noch immer stand ich an meinem Plage. Des Dieners silberne Knöpfe hatten auch nur eine siebenpunktige Krone gezeigt. Ich sollte sie suchen?

Dummkopf, der ich war! — Statt ihr kühn zu folgen, — wie ein Seminarist der Geliebten dögdenartig nachzusehen!

O Conte Deine Erfahrungen schulten mich schlecht! Das Versäumte nachzuholen, sürzte ich davon.

Hatte ich durch mein zauberndes Schwanken den Augenblick des Glückes vorüberreisen lassen? Sie war nirgendes zu sehen. O, diese Kopfslosigkeit! „Zugreifen, Vär! Immer schnell zugreifen, und dann, festhalten, was Du hast!“ So hatte Conte mich oft gescholten. Jetzt übernahm ich selbst seine Rolle, und schlich davon, opferte mein letztes fünfzig Pfennigstück dem Kofferträger, und stieg, von Männern unbelästigt, in einen Wagen, der mich zum Bankier führte; schlug dann im „weißen Adler“ mein Quartier auf, von wo ich meinen Vormund besuchte.

Alles was ich that, thun mußte, verrichtete ich willenlos wie ein Automat; mir war's, als ob die Seele mir entwichen sei, als ob die Welt trotz der fröhlichen, jeligen Weihnachtszeit sich in Dunkel hülle. So erwiderte ich des väterlichen Freundes Umarmung äußerst zerstreut, und begriff sein behagliches Schmunzeln nicht, mit dem er mich auf seine prachtvolle Überraschung aufmerksam machte.

„Reizend, sage ich Dir, mein Junge! Du wirst vom ersten Augenblick an weg sein, — aber Ihr sollt Euch erst unterm Tannenbaum kennen lernen!“

Unterm Tannenbaum? Hatte sie mir nicht auch ein Lebenszeichen unterm Tannenbaum versprochen? Ich sah den alten Herrn gar nicht entzückt, sondern recht verstört an, und sagte ihm kurz und bündig: aus seinem Plane könne nie und nimmer etwas werden, ich habe mein Herz unterwegs verloren, ein Engel in Menschengestalt könne mich der einen nicht abspenstig machen. Der gute Baron sah mir mit einem Gemisch von Belustigung und Verwunderung in die erregten Züge und schüttelte den Kopf:

„Ein Wolzow und liebestoll? Junge, bist Du von Gott verlassen? Ne Abenteuerin, wird ihre guten Gründe haben, keinen Namen zu nennen!“

Ein lautes Klinglein schnitt meine heftige Erwiderung ab. „Na, komm nur, oder willst Du sie um diese Zeit auf der Straße suchen?“

Mein Aufbrausen bereuend, folgte ich ihm in das Nebenzimmer, und schloß vor all dem Lichterglanz und Weihnachtsduft geblendet die Augen. Ich sah nichts wie zwei Frauengestalten unterm Tannenbaum, küßte gesenkten Blickes der Tante mir gereichte Hand und schaute nicht auf, als der Onkel schmunzelnd, — er schmunzelte stets, wenn er entschlossen war seinen Willen durchzusetzen, — meine Schulter berührte.

„Herr von Woltzow, — meine Nichte!“

Die Lider niedergeschlagen verbeugte ich mich stumm. Da drang ein schalkhaftes, holdes Lachen in mein Ohr.

„Wozu die Förmlichkeit, Onkel Richard? Herr von Woltzow und ich fanden uns schon unterwegs. Nicht wahr?“

Wie beseligt ich ihre Rechte an meine Lippen zog. Ja, wir hatten uns unterwegs gefunden! Freund Amor in höchst eigener Person war unser Zugführer gewesen; Freund Conte aber, der meinen Spottnamen verriet, soll morgen die Neuigkeit von meiner Überraschung unterm Tannenbaum zuerst erfahren.

Am dem Abende gab's perlenden Sekt, der unserer kleinen Slawa gut mundete.

## Betrachtungen.

Von **Ellen Fulda.**

Ein lieberlicher, betrunkenen Mensch geht wankenden Schrittes über eine Brücke, tritt fehl und stürzt kopfüber ins Wasser. Viele Menschen eilen hülfbereit herbei, ihn aus Land zu ziehen, des Wassers und Schlammes nicht achtend, mit dem sie ihre eigenen Hände und Kleider befudeln. Der ehlen That alles Lob und volle Anerkennung, die ihr gebührt und reichlich zu Teil wird. Weshalb aber zeigt sich so selten die Nächstenliebe, wenn es heißt, einem durch eigene Schuld geistig Gefallenen ihr Mitleid zu schenken, ihn vor Untergang zu retten? Weil wir fürchten, durch eine Gemeinschaft mit ihm in der Achtung der Menschen zu sinken, unsern guten Ruf durch seinen Umgang zu schädigen. Findet sich hier und da eine selbstlose Seele, die sich eines solchen Unglücklichen erbarnt, werden fast immer nur Mißdeutungen und Spott der Lohn des Edelmutes sein.

\*

Die wetterkundigen Hafensbewohner ziehen Sturmwarnungen auf, und jeder sucht sein Fahrzeug in der Sicherheit des Hafens zu bergen, es vorsichtig der Gefahr entziehend.

Wie oft kommen uns von welt- und menschenkundigen Mitbrüdern Warnungen, Herz und Seele vor dieser oder jener Gefahr zu schützen, doch — wir beachten sie nicht.

\*

Stückgüter und Teile von kostbaren Schiffs Ladungen schwimmen gegen den Strand und die Bewohner desselben eilen, die Gottessendung — als solche betrachten sie diese — zu bergen. Emsig schafft jeder, ein gutes Stück zu erbeuten und kein Gedanke, kein Laut verrät ein Bedauern für die Armen, die mit dem gestrandeten Schiffe gesunken sind, so sehr haben diese altgewohnten Vorkommnisse das Mitleid abgestumpft.

Wie oft preisen wir ein Glück als von Gott gesandt und gedenken nicht des Unglücklichen, der es verloren.

\*

Tosend und brüllend tobt der Sturm durch die Nacht. Beim Morgenrauen sehen wir, wie er die Bogen des Meeres über Deiche und Dämme gepeitscht, wie das Wasser über Brücken gestiegen ist und Wege überschwemmt hat. Staunend gewahren wir die Umwandlung und fragen: „Ist dies dieselbe Gegend die wir gestern sahen?“

Ähnliches Verwundern trifft unser verwandeltes Selbst, nachdem der Sturm der Leidenschaft uns geschüttelt oder das Schicksal schwer über uns hinwegzog.

\*

Vor Monden ist ein Schiff in See gegangen. Wir haben es angestaunt, wie es ausgerüstet war mit allem Zweckmäßigen, was Menschen sinn erdenken und Menschenhand schaffen konnte, es seetüchtig und wetterfest zu machen. Seine eisernen Masten widerstanden den größten Stürmen und die Maschine trieb die Schrauben des Kolosses, trotz allem Unwetter, ohne zu versagen, durch das unendliche Meer. Da senkt sich ein Nebel auf das Wasser hinab immer dichter, undurchdringlich, jeden Ausblick hemmend. Langsam, langsam nur sucht sich das Fahrzeug den Weg; all' seine Dampfkraft, seine wetterfeste Widerstandsfähigkeit ist

hinfällig in dieser Gefahr. Unsicher, wie tastend bewegt es sich vorwärts. Da — ein Knirschen, ein Ruck, das stolze Schiff ist auf Strand geraten. Nach vielen Stunden klärt sich ein wenig die Luft, die Flut steigt und mache es wieder flott. Hülfbereit eilt ein Lotfenschoner herbei, es sicher in den nahen Hafen zu geleiten.

Armes, hülfbedürftiges Menichentkind, magst Du noch so vollkommen ausgerüstet sein mit allen Gaben des Geistes und des Verstandes und spielend des Lebens Stürme überwinden, einmal kommt doch eine Zeit in der es dunkel um Dich wird, Dein Fuß unsicher nach dem rechten Weg tastet und nur Deines allweisen Schöpfers und der Nächstenliebe Erbarmen Dich vor schwerem Fall bewahrt.

\*

Langsam mit grazidiem Flug sehen wir die Möwe im blauen Ather sich wiegen. Leicht durchstreift sie die klare Luft, ihr silberglänzendes Gefieder im goldenen Sonnenlicht zu baden. Wohl verläßt sie ihr liches Reich, um nach Weite in die kalten Fluten des Meeres zu tauchen, doch bald sehen wir sie wieder sich ausschwingen zur warmen, sonnigen Höhe!

Menschenwürdigendes Verlangen der Realisten. Zweck und Ziel unseres Daseins einzig nur auf das, wenn auch notgedrungen Festschalten des Materiellen zu beschränken. Unablässig strebt des Menschen Sinn seiner eigentlichen Heimat, der Welt des verklärten Geistes zu und stets von neuem hebt er seiner Seele Schwingen, die Flugkraft zu stählen, damit sie ihn emportrage zum ewigen Licht.

## Neue Lyrik.

Angezeigt von **Oskar Linke.**

**Aus Bergen und Wäldern.** Gedichte von Reinhold Bartsch. (Strasburg, G. Friedemann Nachf.)

Der Verf. ist eine sangfrohe Natur, der immer nach Volkstümlichkeit strebt; so kommt es vor, daß er hin und wieder ins Banale verfällt. In Gedichten wie „eine Reise ins Jenseits“ herrscht ein etwas grobkörniger Humor, wie er zu Bürgers Zeiten beliebt war. Für „Liebertafelkomponisten“ bietet das Buch eine reichliche Auswahl. Nicht viel mehr läßt sich sagen über die Verse von Fest:

**Im Kreislauf des Lebens.** Dichtungen von Ernst Fest. (Düsseldorf, Felix Bagel.)

Das ist alles gut gemeint und sauber gereimt, entbehrt aber jeglicher Originalität. Dürfte man einen Gelegenheitsvers wie folgenden noch drucken lassen?

Wie dieses Jahr ein gutes war,  
So mög' auch Segen, auf allen Wegen,  
In dem neuen Dich erfreuen!

Wir wissen sehr wohl, daß in Goethes Werken ganze Dugende ähnlicher Gelegenheitsnichtigkeiten stehen, die nur für den Empfänger den Wert eines Begleitbriefes hatten; aber im Zeitalter des Telegrammes darf man nicht zu sehr Rücksicht auf das Gebeihen unserer Papierindustrie nehmen, sondern soll sparsam mit dem Papier sein. Wenn man es einem modernen Leser überlassen will, aus hundert Gedichten sich das eine gute auszusuchen, so glaube ich, daß er überhaupt auf diese Arbeit lieber verzichtet.

In einem ebenso prachtvollen Goldschnittbande stellen sich dar:

**Gedichte** von Alfred Vof. (Dresden, Pierfons Verlag.)

Der Verf. befitzt echtes lyrisches Talent. Der Hauch der neuen Dichterschule ist nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Einzelne Hymnen find schön, viele der Lieder fangbar und voll Gefühl; irgendetwelche Muster kaum zu verfpüren. Nur die erzählende Dichtung „Irmgard von Weinsberg“ hätte fehlen können. Sie könnte ebenfogut von irgend einem Herrn Meyer oder Lehmann einem Kinkel, Redwitz und anderen nachgedichtet fein.

**In gerechter Fehde.** Zeitgedichte von Anton Dhorn. (Berlin, G. Lüftenöder.)

Schon um ihres Zweckes willen verdienen diese Gedichte weite Verbreitung. Anton Dhorn hat sich schon durch manche lyrische und epische Gabe einen geachteten Namen verschafft. Auch unter den vorliegenden, meist politischen Gedichten und Stimmungsbildern befindet sich mehr als eines, das künstlerisch vollendet genaunt werden kann.

**In einsamen Stunden.** Dichtungen von Richard Köhlich. (Großenhain, Baumert und Kongo.)

Ein Einleitungsgebidht, in Terzinen, an Julius Groffe, macht uns unter anderem mit der gewiß nur wenig gehörten Thatsache bekant, daß Groffes „Wolframslied“ als klassisches Werk neben Schiller und Goethe an den Hochschulen — Japans gelesen wird . . . Die Leier des Dichters ist nicht auf die G-dur-Saite allein gestimmt. Neben rein lyrischen Gedichten und schwererwiegenden Gedankenpoemen behandelt er auch epische Stoffe mit künstlerischem Geschick. Besondere Erwähnung verdienen die „Reisebilder“. Der kleinen epischen Dichtung „Ragnarök“ vermögen wir keinen Geschmack abzugewinnen: Worte und Wendungen sind hier zu konventionell abgefaßt; da muß man schon in Wagners Weise schreiben, um auch das entsprechende Skolorit vor der Phantasie des Lesers hervorzuzaubern. Jedenfalls läßt dieses erste Werk noch Größeres erwarten. Zum Schluffe unserer diesmaligen Wanderung seien noch genannt:

**Alfred Teniers' gesammelte Dichtungen.** Nach dessen Tode herausgegeben und mit einem Lebensbilde versehen von G. A. Kessel. Erfter Band. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A. = G.)

Der Dichter führte im Leben den weniger malerisch klingenden Namen Siegmund Herzl, war 1830 geboren und ist in Wien am 9. Februar 1889 gestorben. Eine echte idealistische Gesinnung hat ihn nie verlassen; daneben war er von einer seltenen Bescheidenheit! Eigenschaften, die von vornherein für einen lyrischen Dichter einnehmen. Wenn wir nun das hier Gebotene im allgemeinen charakterisieren sollen, so muß freilich zugestanden werden, daß Teniers nur ein sehr kleines Fleckchen im Lande Apolls bebaut hat, dieses aber mit Meisterschaft. Teniers ist immer bemüht recht viel in wenig Zeilen zu sagen und zwar meist mit einer fein zugespitzten Pointe. Diese Liebeschen von sieben bis acht Zeilen erinnern oft an kleine antike Kameen. Gewisse Sprachhärten, Inversionen sind Teniers' Nationalität zu gute zu halten. Aus dem Capriccio: „Die Trompete von Säckingen“ leuchtet nur so viel heraus, daß dem Dichter jedes epische Darstellen versagt war. Wenn noch fernere Bände erscheinen, so möge der Herausgeber nicht Teniers' Übersetzungen vergessen; auch manche seiner geistvollen litteraturgeschichtlichen Aufsätze verdienen, der Vergessenheit entriffen zu werden. Ob der Dichter bei seinem Liebschen „Rosenverkauf“ wohl gewußt hat, daß sein zierlicher Scherz

fast schon wörtlich in einem uralten hellenischen Epigramme vorliegt?

## Neue Romane und Novellen.

Besprochen von Otto Stad.

F. Peters: „Die Kreissekretärin.“ Roman. Leipzig 1892. Verlag von Carl Reißner.

Die Leiden und Freuden einer Beamtenfamilie in der Provinz bilden den Inhalt dieses Romans. Der Herr Stump, der es vom gemeinen Soldaten bis zum Feldwebel und im späteren Verwaltungsdienst vom einfachen Hilfsarbeiter zum Kreissekretär gebracht hat, will mit seinen Söhnen hoch hinaus. Sie sollen alle studieren und Landrat werden. Aber mit seinem ältesten macht er gleich eine schlimme Erfahrung. Egon ist nämlich sehr dumm und muß Schlächter werden. Arthur, sein Lieblingskind, macht auf der Hochschule chrlose Streiche und brennt nach Amerika durch. Darüber verliert der alte Stump allen Lebensmut und schießt sich eine Kugel vor den Kopf. Der dritte Sohn bringt es endlich nach manchen schlimmen Abenteuern durch Protektion bis zum Landrat, und die einzige Tochter Thekla, ein braves, treues Mädchen, wird das glückliche Brautchen eines prächtigen Schulmeisters. Der böse verschollene Arthur läßt am Schluß auch von sich hören; er ist in Amerika ein reicher Mann geworden. Selbst der schwergeprüften Kreissekretärin erblüht an ihrem Lebensabend ein neues Glück. Sie findet einen Jugendgeliebten wieder und legt den Wittwenschleier ab. So löst sich auf den letzten Seiten alles in Wohlgefallen auf. — Der Roman birgt einen Band Novellen in sich. Jedes Einzelschicksal bildet eine Novelle an sich: Das eigenartige Geistes- und Gefühlsleben des Kreissekretärs; die stillen seelischen Leiden seiner duldben Frau; die Entwicklung des ältesten Sohnes, der aus dem Gymnasium in das Schlachthaus wandert; die langsame moralische Versumpfung des begabten Studenten auf der Univerfität; der lieberliche Liebeshandel des dritten Sohnes in Berlin, und endlich die einfache Herzensgeschichte der braven Tochter. Dem Roman fehlt die feste Art, um welche Schicksale und Handlungen gravitieren sollen. Erst am Ende der Erzählung wird das Interesse in der Kreissekretärin konzentriert, die von Anfang an den Mittelpunkt bilden sollte. Die Darstellung ist schlicht und einfach, ohne gesuchte Effekte; die Sprache ist kurz und lebendig. Die Zeichnung der Charaktere verrät eine sichere Hand.

**Der Prophet von Kesselheim.** Erzählung aus dem Leben einer Kleinstadt von Oswald Bergener.

Ein eigener Zauber ruht auf dieser kleinen Geschichte, die so einfach und alltäglich ist. Ein Zeitungsschreiber mit edlem Willen und hochgespannten idealen Forderungen, ein kleiner Weltverbesserer mit dem Fanatismus der Wahrheit wird in ein kleines Nest verschlagen, um den täglich erscheinenden „Stadtboten“ zu leiten. Der Gang der Erzählung zeigt, wie sich ein großer Gedanke an der kleinen Wirklichkeit bricht. Wie ein Prediger in der Wüste hält er den friedlichen Bürgern alle ihre Sünden vor, allein die guten Kesselheimer wollen nichts davon wissen. Er muß nach einem Vierteljahr wieder sein Bündel schnüren und weiter wandern. Aber er nimmt mit sich die Freundschaft einiger edler Menschen, die er aus dem niederbrückenden Philistertum der Kleinstadt mit seinem starken Wort aufgerichtet hat; er gewinnt die Liebe eines herrlichen Mädchens, das er zu seinem Glauben bekehrt

hat. Dieser Glaube ruht auf dem Prinzip der Solidarität aller Menschen. Es ist schade, daß hier und da ein tendenziöses Element auftaucht. Der ideale Held wird in seinem Eifer manchmal zum Kanzelredner mit Talar und Wäffchen. Sonst stört keine Disharmonie das fatale Gehör eines nörgelnden Kritikers. Ein echt deutsches, inniges Gemüt mit tiefem Ernst und sonnigem Humor spricht aus diesem kleinen Buch, das ich allen Lesern warm empfehlen möchte.

**Aus der Wirklichkeit.** Novellen und Aphorismen von Arthur von Loy. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger. (H. Krüger.)

Die erste Novelle „**Ballstube**“ erzählt die Verlobungsgeschichte der bekannten Gräfin Ida Hahn-Hahn mit dem Erbgrafen Friedrich Hahn-Bajedow. Dem Grafen gilt ein kleiner zierlicher Fuß als eine Hauptsache der weiblichen Schönheit. „Abgesehen davon, daß ich ihn bewundere,“ sagt er „gilt er mir auch als ein untrüglicher Seelenpiegel.“ Die kleine, lebenslustige Comtesse, die sich eines sehr kleinen Fußes rühmen kann, kennt diese Psychologie ihres reichen Betters und baut darauf ihre Pläne. Sie trägt ihre selbstgestickten Atlastische in sein Zimmer. Der Graf findet die Schuhe und ist entzückt. Die schlaue Cousine hat das Spiel gewonnen. Der Better bietet ihr seine Hand. — Die zweite Novelle „**Das Fingstfest der armen Schneiderin**“ spielt in Berlin. Sie behandelt die Leidensgeschichte eines jungen Mädchens, das ehrlich durch die Welt kommen will. Der Verfasser arbeitet nicht nach dem Rezept der Naturalisten. Der Kampf um's Dasein treibt nicht jedes arme Ding aus Not und Glend in die Arme des Lasters. Die kleine Elfe schlägt sich tapfer durch ein kümmerliches Leben und eine unglückliche Liebe. Sie läßt sich nicht fangen von den skünsten der Verführung. Am Ende wird sie das glückliche Weibchen eines vermögenden Industriellen, dessen Herz die arme Schneiderin gewonnen hat. — Die Aphorismen „**Aber Lob und Tadel**“ und „**Vom Wesen des Selbes**“ zeigen einen scharfen und tiefblickenden Beobachter des modernen Lebens.

Wolfgang Kirchbach: „**Das Leben auf der Walze**.“ Mit zehn Bildern von Georg Koch. Holzschnitte von H. Brend'amour. Berlin 1892, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.

Der umfangreiche Roman will im Silbe des deutschen Wanderschaft- und Bagabundenlebens einen humoristischen Reflex der modernen sozialen Zustände überhaupt geben. Das bunte Treiben auf den Herbergen und Pennen ist mit großer Anschaulichkeit geschildert; alle die heruntergekommenen Existenzen sind so durch und durch lebenswahr gezeichnet, daß man glauben möchte, der Verfasser hat sich selbst den Berliner umgeschnallt und auf die Wanderschaft gegeben, um diese Zigeunerwelt zu studieren. Wir haben bisher diese Welt durch die blaue Brille der Romantik gesehen. Wir haben einzelne Erzählungen und Schilderungen über das Dasein fahrender Künstler, herumziehender Judenbesitzer, welche die Jahrmärkte und Volksfeste überschwemmen; wir kennen die Schicksale einzelner Existenzen, welche zu Bettlern, Krüppeln, Wegelagerern, Dieben und Spitzbuben werden im Kampfe um's Dasein. Aber wir kannten diese Ausgeschlossenen nicht in ihren Beziehungen zu einander, nicht in ihrem Gegensatz zur bürgerlichen Welt, nicht als ein Ganzes. Kirchbach zeigt uns die geheimen Verbindungen, die zwischen den Mitgliedern dieser ausgesonderten Menschenklasse bestehen;

er zeigt uns ihren Haß gegen die Gesellschaft, welche sie ausgestoßen hat, diesen Haß, der sie zu Dieben, Verbrechern und Mördern machen kann. Ein wilder Anarchismus glüht in diesen Köpfen, die außerhalb der Grenzen sozialer Ordnung leben. Im Mittelpunkt des Romans steht ein junger Privatdozent, der dieses Leben aus einem wissenschaftlichen Grunde studiert. Er ist von der Polizeibehörde mit dem Paß eines reisenden Handwerksburschen versehen, um ungestört seine Beobachtungen machen zu können. Mit Angst entläßt seine junge energische Braut den Geliebten auf die Wanderschaft. Ihre Ahnungen erfüllen sich. Ihm wird übel mitgespielt von den Pennbrüdern. Sie selbst muß ausziehen, um die unseligen Verwickelungen zu lösen, denen der unerfahrene Gelehrte zum Opfer gefallen ist. Mit einem Tage Paß muß er ein schmerzliches Lehrgeld bezahlen für die gesammelten Erfahrungen. — Die Führung der Handlung verrät einen Meister der Technik. In der Form der Darstellung bildet das Kapitel der Lumpenball eine Perle deutscher Erzählungskunst.

### Vermischtes.

— Die Minister Louvois und Colbert, die eben nicht die besten Freunde waren, gingen einst zusammen in dem Park von Versailles spazieren.

Jeder der ihnen begegnete, grüßte sie ehrerbietig; nur ein einziger Mann ging bei ihnen vorüber, ohne den Hut zu ziehen, ob er sie gleich starr anblickte.

„Wie glücklich ist dieser Mensch,“ sagte Louvois zu Colbert: „daß er uns nicht kennt.“

— Ein Graf von Leiningen-Guntersblum ließ ein Pferd, das ihn abgeworfen hatte, von seiner Regierung für unehrllich erklären, des Landes verweisen und durch den Schinder über die Grenze führen. Ein Bauer, der nicht zu seinen Unterthanen gehörte, und der folglich keine Verpflichtung hatte, auf den Spruch der Leiningen-Guntersblumischen Regierung zu achten, fing es ein, spannte es an seinen Pflug und machte es dadurch wieder ehrlich.

### Berichtigung.

Im Aufsatz „Fünzig Jahre“ Heft 13. Sp. 922 ist in der ersten Zeile statt 1843 — 1848 gedruckt. Wenn auch die Leser diesen Fehler sofort entdeckt haben werden, berichtigen wir ihn dennoch an dieser Stelle.

D. L.

### Inhalt der Nr. 14.

Kein Erbarmen. Roman von E. von Wald-Jedtwik. Forts. — Sie ist reizend. Erzählung von Brenda von Eichen. — **Beiblatt:** Scheidestunde. Von Franz Evers. — Ein Neujahrswunsch. — Sommerfäden. Von Anna Krüger. — Herzenstein. Von Karl Pröll. I. — Heimatlos. Von L. v. Oberhofen. — Unterwegs. Eine Weihnachtsreise von Carl Postumus. — Schluß. — Betrachtungen. Von Ellen Fulda. — Neue Lyrik. Angez. von Oskar Linke. — Neue Romane und Novellen. Besprochen von Otto Kraß. — Vermischtes.

# Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3¼ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

No. 15.

## Kein Erbarmen.

Roman

von

E. von Wald-Edtwitz.

(Fortsetzung.)

### Neuntes Kapitel.

Das Husarenregiment, bei dem Fenno von Ugenstein Dienste that, garnisonierte schon seit Jahrzehnten in einem kleinen märkischen Landstädtchen. Das Gras wuchs zwischen den unregelmäßigen Pflastersteinen, zur Freude der Gänse und Hühner, welche hier ungestört ihr Wesen trieben. Kleine einstöckige Häuser aus Fachwerk, freundlich umrankt von uralten Weinstöcken, die saure Trauben brachten, erhoben sich in den breiten, hellen Gassen.

Der Grund und Boden war hier zu Lande nicht teuer, denn er brachte wenig, Buchweizen, magerer Hafer und Kartoffeln gediehen zur Not darauf, obgleich die gelbe Lupine gewaltige Anstrengungen machte, ihn zu verbessern. Am besten wuchsen noch die Kiefern und Birken und in den ausgebreiteten Lachen, Teichen und Tümpeln das Schilf, welches weit und breit hin verkauft wurde. Seit die neue Bauordnung die Ziegel — statt der bisher auf den Dörfern üblichen Rohrdächer verschrieb, war dieser Verdienst bedeutend geschmälert.

Solche Gegenden sind nur demjenigen ans Herz gewachsen, der darin geboren wurde. Fenno Ugenstein aber, der an die gegneten Fluren Seelands gewöhnt war, wo die Weizenfelder in üppiger Pracht wogen, wo die Buchenwälder kraftstrotzend gen Himmel streben, wollten sie gar nicht behagen. Nur die weichen, endlosen Sandwege, welche sich durch die Felder und Nadelholzwaldungen zogen, entsprachen seinem Geschmack.

Heidi, hast Du nicht gesehen, da stizte sich schneidig darauf hin, da konnte man den Gaul ausgreifen lassen, daß es eine Lust war. Dies that Fenno Ugenstein eben. Den Oberkörper leicht nach vorn gebeugt, die Zügel fest und dabei doch so leicht in der Faust, als wären es seidene Fädchen und nicht

derbe Riemen, galoppierte er flott dahin, kaum daß der Kappe seinen Schenkelbruch fühlte, kaum daß er Fenno's Führung merkte. Ein Sprung wie der andere, lang, sicher und dabei ging er an die Trense heran und laute ab, daß es eine wahre Freude war.

„Stop!“ kommandierte Fenno. „Nun, was meinst Du, Pfeilen?“ rief er diesem entgegen, der bei der Teutoneneiche, einem uralten, weit und breit bekannten Baume auf einem leichten Fuchs, dem Lieblingspferde Fenno Ugensteins hielt, und den Ankommenden aufmerksam beobachtet hatte.

„Brav, sehr brav,“ antwortete der schöne Sizzo.

„Du meinst, daß ich's also mit ihm riskieren kann?“

„Ohne Zweifel. Wenn Du auch nicht gerade Erster werden wirst, Du müßtest denn ein besonderes Schwein haben, so doch Dritter. Einen kleinen Preis wirst Du Dir schon holen.“

„Gut denn, ich werde reiten. Ich schicke Dir den Kappen, Du nimmst ihn in Deinen Stall.“

Wenn zwei Kavallerieoffiziere, besonders zwei so passionierte wie Ugenstein und Pfeilen, zusammen sind, so werden das Pferdethema und die Kommishose gründlich besprochen. Aber auch das ewig Weibliche pflegt gerade keine kleine Rolle zu spielen.

„Was macht Wieke Kaz, schöner Sizzo?“ fragte Fenno, als sie weiter ritten.

„Weiß nicht.“

„Nanu! — Alle?“

„Gänzlich.“

„Ach! Geh doch! Der schöne Sizzo und ohne Liebe! Lächerlich.“

Herr von Pfeilen zündete sich eine neue Cigarette an, blies die blauen Ringe langsam in die Luft und entgegnete nichts.

„Oder, höre Junge, solltest Du am Ende etwas Ernstliches auf dem Rieker haben? Du machst mir wirklich manchmal so ein sentimentales Gesicht.“

„Auch das nicht.“

„Du das klang zögernd.“

„Blödsinn.“

„Das meine ich selber, Sizzo. Es wäre doch zum Schreien, wenn Du wirklich jetzt schon daran denken wolltest, Dich in den Stand der geflickten Hosen und des kassierten Hauschlüssels zu begeben.“

„Vorläufig denke ich auch gar nicht daran.“

„Vorläufig — nicht? — Also — doch! — Junge beichte.“

„Ich habe aber nichts zu beichten!“

Aber die Worte klangen schwankend und wurden nicht mit der gewohnten schneidigen Sicherheit gesprochen, in welcher sonst Sizzo Baron von Pfeilen von „die Jarde-Ulanen“ ein Meister war.

Fenno war diskret genug weitere Forschungen einzustellen. Es hat am Ende jeder eine Falte in seinem Innern, welche auch der beste Freund und der intimste Bummelkumpan nicht lüften darf. Sie ritten weiter über die endlosen Brücken, welche die zeitweise Überschwemmung dieser flachen, märkischen Wiesen-gegend notwendig machen, bogen in die lange Pappelallee ein und erreichten die ersten, niedrigen Lehmhütten des Landstädtchens.

„Ein dolles Nest, Fenno!“

„Bei Gott!“

„Du müßtest Dich zur Garde kommandieren lassen, Du kommst doch nicht aus Dänemark hierher um in diesem Nest zu sitzen.“

„Wenn die verdammten Moneten nicht wären!“

„Glaubst Du, daß Du hier umsonst lebst?“

„Ich wohl, mein Vater aber nicht.“

„Armer, biederer Erzeuger! Ja, er ist in der Auswahl seines Sohnes nicht gerade übermäßig vorichtig gewesen.“

Die Häuschen wurden größer und formierten sich nach und nach zu regelmäßigen Straßen. Das Rathaus, die Bürger- und Armenschule, die Wohnung des Landrats oder Zivilkönigs und die des „berittenen Allmächtigen“ wurden sichtbar, und hoben sich vorteilhaft von den andern Minimal-Gebäuden ab.

Bald hielten sie vor Fennos Haus, Diesterfeld, der Bursche nahm den Herren die Pferde ab, und sie begaben sich in die Wohnung. Fenno schickte sich an im Schlafzimmer seine Uniform zu wechseln. Sizzo Pfeilen aber warf sich auf eine üppige Chaiselongue, zündete sich eine Cigarette an, die in mehreren Kisten zu jedermanns Gebrauch — wahrscheinlich auch zu p. p. Diesterfelds — auf dem Tische standen, schwang ein Bein über die Lehne und überließ sich seinen Betrachtungen.

„Fenno, die reine Schönheitsgalerie.“

„Man könnte es eine berittene Schönheitsgalerie nennen,“ antwortete Ugenstein aus dem mächtigen, tiefgroßen Waschbecken heraus, in welches er prustend und planschend seinen halben Körper versenkt hatte.

„Bei Allah! Weiber und Pferde!“

„Und was für welche! Und was die Hauptsache ist, keine Phantasieweiber und Galeriepferde — alles reelle Wirklichkeit. Was meinst Du schöner Sizzo?“

„Ja mit der Zeit läppert sich da was zusammen,“ entgegnete Pfeilen blasfiert, ohne seine halb liegende

Stellung zu verändern. Plötzlich schoß er empor und ging zum Schreibtisch.

„Reizend — süß — wirklich zu allerliebste.“

„Was denn? Wer denn? Du betrachtest Dir wohl die kleine Dide, Schwarze mit dem griechischen Gewande?“

Fenno stürzte aus dem Schlaf in das Wohnzimmer und wollte Sizzo das Bild Elsas entreißen, welches dieser eben mit einer viel Übung verratenden Gewandtheit in die Tasche prattizieren wollte.

„Ich behalte es! Schämst Du Dich denn nicht, dieses reine Engelsbild in solche Gesellschaft zu bringen?“

„Kommt es bei Dir etwa in bessere?“

„Bestimmt — ich schwöre Dir zu, ich habe mit der Vergangenheit gebrochen.“

„Das ist wohl möglich — ha — ha — ha — aber die Vergangenheit nicht mit Dir.“

„Alles verbrannt, Bilder, Briefe, Liebeszeichen —“

„Nun, da nimm es, aber ich bitte mir aus —“

„Diskretion ist die Parole bei den Ulanen —“

Ugenstein kleidete sich schnell an und lachte über den plötzlich zum Schreien umgewandelten Pfeilen, der sich an Elsas Bild nicht satt sehen konnte, dann gingen sie zu Tisch und nahmen im elegant eingerichteten Offizier-Kasino das Mittagessen mit sehr viel Sekt.

Sizzo fuhr am Abend mit etwas schwerem Kopfe nach Berlin zurück.

„Elsa! — Meine Elsa!“ damit erwachte Sizzo am nächsten Morgen und erhob sich mühsam. Jedes einzelne schmerzende Haar zog ihn sanft nieder auf den weichen Pfuhl — aber er war mannhaft und katergewohnt genug, um sich doch endlich empor zu richten.

„Hier sollst Du stehen!“ damit wies er dem Bilde des reizenden Mädchens einen würdigen Platz auf seinem Schreibtisch zwischen seiner Mutter und seiner Schwester an, nach dem er auf die Rückseite mit zitternder Hand „Meine Cousine Elsa von Z.“ geschrieben hatte, damit ein indiskreter Beschauer irre geführt würde, denn — so gern auch Sizzo von Pfeilen die schöne Redewendung: „Diskretion ist die Parole bei den Ulanen“, anwandte, so ganz bewahrheiteten die lieben Kameraden diesen Spruch doch nicht immer.

Er entfernte den Barthalter aus schwarzer Seide von seiner Oberlippe und kleidete sich mühsam an, um sein Tagewerk zu beginnen, was in letzter Zeit hauptsächlich darin bestand, daß er in freien Stunden den weiten Weg bis zur Pension des Fräulein Marisfeld nicht scheute und dort einige rasselnde Fensterpromenaden machte; in der Regel eine zu Fuß, die zweite im Sattel und die dritte im Wagen. Wäre die Pferdebahn dort vorübergefahren, so würde er einen Partoutplatz auf dem Trittbrett abonniert haben, doch da es nicht der Fall war, mußte er sich diese vierte Promenade verkneifen.

„Elsa! Elsa!“ flüsterte die kleine, schwarzäugige Bertha von Süßmilch, welche gerade den Fensterplatz in der Arbeitsstube der Pension inne hatte, ihrer Freundin zu, zeigte ihr eine Blume, welche sie eben gestickt hatte, deutete aber dabei so bezeichnend mit

den Augen nach der Straße, daß Elsa diesem Blicke folgen mußte. Sie hatte Sizso von Pfeilen wahrgenommen, der langsam — langsam — ganz, ganz — langsam, an der gegenüberliegenden Häuserreihe vorüberging, an einem Laden, wo wollene Kinderjäckchen und dergleichen, für einen Lieutenant unbrauchbare Dinge, feilgeboten wurden, stehen blieb, jedes einzelne Kaufobjekt mit Kennermiene betrachtete, ab und zu einen ganz — ganz zufälligen Blick nach der Pension sendend.

„Die Blume ist sehr hübsch, Bertha, ein klein wenig zu rot,“ sagte Elsa möglichst unbefangen, denn auch der kleinen Süßmilch wollte sie nicht zugestehen, daß dort der junge Ulan ihr kleines Herzchen ein klein wenig beunruhigte.

„Aber noch lange nicht so rot wie augenblicklich Deine Wangen, meine süße Elsa von Brabant,“ entgegnete Bertha neckisch.

„Oh — oh — ich — es ist hier recht warm.“

„Hier, das glaube ich wohl,“ spottete Bertha gutmütig, indem sie ihre Hand auf Elsas Herz legte.

„Du bist abscheulich, Bertha, ganz abscheulich.“

„Gar nicht, im Gegenteil, unendlich gutmütig, denn ich sehe hier als freiwilliger Elefant mit einer Ausdauer, die wahrhaft rührend und eines besseren Dankes wert ist.“

„Bertha? Glaubst Du wirklich, daß er meinetwegen kommt?“

„Natürlich. Ich habe genau beobachtet, daß er so lange auf und nieder pendelt, bis die Liebliche sich zeigte — bis das holde Angesicht — zc. zc.“

„Nun, wie Ritter Toggenburg sieht er nicht aus.“

„Nein, das nicht. Sterben würde er nicht, aber ich glaube es liegt auch gar keine Gefahr vor, denn nach Ritter treue Schwesterliebe‘ sieht unsere süße Elsa auch nicht aus.“

„Bertha, ach Bertha.“

„Du seufzest — dann steht es schon recht schlimm mit Dir.“

„Meine Damen, ich habe Ihnen schon so oft gesagt, daß ich nicht wünsche, daß Sie den Fensterplatz einnehmen — kommen Sie hierher — oder —“  
Fräulein Kepplin stand auf und näherte sich — „gibt es denn da vielleicht — etwas — Interessantes — zu — sehen?“

„Nein, gar nichts!“ rief Bertha schnell, fuhr empor und warf den Nährkorb mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit um, so daß alle die tausend Kleinigkeiten, welche solch ein mädchenhaftes Heiligtum füllen, polternd zu Boden fielen und nach allen Seiten auseinander rollten.

Fräulein Kepplin war so ein plötzliches Hindernis in den Weg gelegt, sie mußte inne halten, denn sie lief sonst Gefahr, irgend eine Kostbarkeit zu zertreten. Elsa warf der treuen Freundin einen dankbaren Blick zu und schwor in ihrem Herzen, sie durch die ungeschminkte Wahrheit zu belohnen. Das hat sie wirklich verdient.

Noch an demselben Abend ging ein Brief an Erbuine nach Ragnüchel ab, worin Elsa ihr unwandelbare Treue und Liebe versicherte, worin sie in schwärmerischer Stimmung bedauerte, daß sie gerade jetzt

nicht hier sein konnte, jetzt, wo sich ihr Leben so herrlich zu gestalten beginne und wo sie sich so namenlos — (dreimal unterstrichen) — sehnte, ihren ‚seligen Kummer‘ und ihre ‚kummervolle Seligkeit‘ — Elsa war sehr stolz auf dieses Wortspiel — gerade in ihre treue Brust auszusüßten.

„Und ich habe erst eine einzige magere Postkarte von Dir erhalten, meine geliebte Seele, und ich schrieb Dir schon drei lange Briefe, doch Dich wird die Wirtschaft, Dich werden die neuen Eindrücke Deiner Heimat zu sehr in Anspruch nehmen. Tanzt Du viel? Geht Ihr viel aus? Habt Ihr viel Besuch aus der Nachbarschaft? Laß mich an allem teilnehmen was Dich anbelangt. Ich möchte Dir so viel, so unendlich viel schreiben, aber ich — fürchte — es dem Papier anzuvertrauen.“

So schloß das Schreiben Elsas an ihr geliebtes Seelen- und Namensschwesterchen Erbuine, der die Thränen in die Augen traten, als sie dasselbe las und zwar heimlich oben in dem kleinen, auf dem höchsten Punkte des Gutes gelegenen Pavillon, von wo aus man einen so bezaubernden Blick über das Meer genoß.

Erbuine senkte traurig den Kopf, den feuchten Blick starr auf das Papier geheftet merkte sie kaum, daß die nur angelehnte Thür geöffnet wurde und sich das rote, fleischige Gesicht ihrer Mutter zeigte.

„Hier steckst Du — das muß ich sagen — es ist zehn Uhr des Morgens und wirklich noch keine Zeit, die Hände in den Schoß zu legen — ich dachte Du wirtschaftetest mit in der Meierei.“

„Nein, ich wollte einmal nach Fehmarn hinübersehen, jetzt sieht man es gerade so genau.“

„Fehmarn! Was Fehmarn, das hast Du oft genug gesehen, und das läuft nicht fort.“

„Die Butter und der Käse auch nicht — und dann — ich kann den scharfen Milchgeruch in der Molkerei nicht aushalten.“

Mietes Gesicht erschien wie versteinert. Sie traute ihren Ohren nicht. Sprach so ihre leibliche Tochter, die Tochter einer Mutter, für die es überhaupt keinen schöneren, lieblicheren Geruch gab, als der, welcher sich aus Molkerei, Schweine- und Kuhstall zusammensetzte? Der Pferdegeruch war dagegen das Leibparfüm ihres Gatten.

„Aber Erbuine — was willst Du denn einmal anfangen, wenn Du Dich verheiratest?!“ fragte die Freifrau, sich langsam von ihrem Staunen erholend.

„Ach — ich glaube, ich —“

„Ha — ha — Du glaubst überhaupt Dich nicht zu verheiraten, mein süßes Schmuttelkirschen! Ha — ha — ich sage Dir — hübsch, jung, gebildet und hier sitzen die Musikanten,“ die Freifrau schlug auf ihre leberne Wirtschaftstasche, ohne die sie nie zu sehen war. Kränkten Erbuine schon diese Worte, so noch mehr die gar zu drastischen Handbewegungen ihrer Mutter.

„Und Du glaubst, daß sich da keiner finden würde? Zehn für einen. Drüben der junge Pastor von Amtsbüttel, der hatte neulich, als er Dich sah, schon die Heiratsaugen eingesezt, und dann der hübsche Inspektor von Blumenort — ein ganzer Kerl —“



Erduine schnellte von dem wackligen Korbsofa auf, welches noch vom Sommer her hier oben stand. „Du denkst — ich sollte einen Dorfpastoren heiraten — oder — einen Inspektor — ich — ich —“

„Nu, nu — ein Dorfpastor kann Domprediger werden, einem Inspektor kaufen wir sofort ein Gut — es kann ja auch ein Doktor oder sonst was sein.“

„Eine Baronesse von Uzenstein heiratet keinen Doktor oder sonst wen — das thue ich nie — ich heirate nur einen Mann von Adel, einen Mann aus der Gesellschaft! Wegwerfen thue ich mich nicht!“

„Aber Erduine!“ rief Mieta mehr besorgt und erschüttert als zornig. Ihr war es, als ob plötzlich ein Schleier, der bisher die Zukunft gnäbig verhüllte, mitten entzwei riß und ihr einen Blick in die kommenden Zeiten gestattete; was sie da sah war düster und trübselig. Aber auch nach rückwärts wandte sich ihr Auge und sie mußte sich mit Schrecken gefehen, daß die Saat, welche sie dort ausgestreut hatte, nur solche Früchte tragen konnte. Sie stand da wie zerstückt. Die heftigen Worte ihres Kindes hatten die einfache, natürliche Frau zu tief erschüttert.

Erduine sah es und stürzte an ihren Hals. „Mutter — verzeih — ich — ich — dachte ja nicht daran, daß Du bürgerlich geboren bist — ich habe nie daran gedacht, denn ich habe Dich ja so fürchtbar lieb — aber von den Leuten, die Du anführtest, heirate ich keinen — nie — ein Adliger braucht es ja nicht zu sein — aber die — ein Pastor — ein Doktor — oder ein Inspektor —“

„Ich meinte ja auch nur so, Kind —“ wehrte Mieta.

„Es giebt ja sehr hochgestellte Bürgerliche: Präsidenden, Minister, Generale — was war Dein Papa eigentlich, Herzens Mutting? War er so etwas? Du hast mir das nie gesagt. Früher dachte ich auch an so etwas gar nicht — aber jetzt —“

Der Freifrau war es, als ob ihr jemand einen Eimer eiskaltes Wasser über den Kopf schüttete. Was sollte sie ihrer Tochter, die mit diesen Ansichten aus der Welt in diesen einsamen holsteinischen Winkel zurückgekehrt war, über ihre Familie sagen?

„Mein Vater war so ein einfacher Inspektor, mein liebes Kind,“ stotterte sie endlich.

Erduine slog ihr wieder um den Hals. „Wie mußten Dich da meine Worte tranken, liebe Mutter,“ sagte sie, ihr zärtlich in die Augen blickend. „Aber ich wußte es nicht, ich konnte es ja auch nicht wissen; Du hast mir ja niemals von meinen Großeltern etwas erzählt. Aber das ist ja auch egal, der Mann giebt ja der Frau die Stellung und den Namen, — wir tragen nun einmal den aristokratischen Namen Uzenstein — und Du wirst es natürlich finden, liebstes Mutting, daß ich auch später einmal dem Stande angehören möchte, den mir mein Vater gab?“

„Das ist begreiflich,“ antwortete Mieta, indem sie mechanisch mit dem Kopfe nickte und starr geradeaus sah. Es brauste und sauste ihr vor den Ohren, ihr war's, als ob die Dlfsee bis hier heraufstiege und Einlaß begehrend vor der Thür des Pavillons tobte. Wenn sie doch käme und sie jetzt verschlänge! Welch ein Wunsch! Er dünkte ihr selbst unbegreiflich,

ihr, die sich bis vor kurzer Zeit so sicher, so ganz als Herrin auf ihrem Besitz gefühlt hatte, ihr deren Thun von gesunder Lebenskraft und Lebenslust wahrhaft durchseht war.

„Und hatte Großpapa später ein Gut?“ forschte Erduine weiter.

„O nein, nein, er hatte Unglück — verlor sein Vermögen, starb kurz nach meiner Mutter, als ich noch ein Kind war.“

Mieta staunte über sich selbst, wie geläufig ihr die Unwahrheiten von den Lippen flossen.

„Du arme, arme Mutter,“ flüsterte Dina zärtlich gerührt. „Und ist es Dir gut gegangen, haben sie Dich liebevoll behandelt?“

„Schweigen wir davon — meine Jugend war eine zusammenhängende Kette von Trübsal, ich will nicht daran denken, es macht mich traurig, die erste frohe Stunde war, wie ich Deinen Vater heiratete.“

„Mein lieber, guter Papa!“ rief Erduine.

„Da hast Du recht, Dina, es ist der beste Mann, den man sich denken kann, immer gut, — zwar ein bißchen still vor sich hin.“

„Daher kommt es wohl auch, daß er so wenig ausgeht?“

„Freilich.“

„Und daß er gar keinen Verkehr mit den andern hat?“

„O, Doktors mögen ihn sehr gern, o ja!“

„Ja, die.“ Wieder legte das stolze Bewußtsein, eine Baronesse Uzenstein zu sein, Erduine diese etwas wegwerfende Bemerkung in den Mund.

„Und Pastors in Oldenburg und auch in Bornholm und in Steinfurt, sie sind sehr gut mit uns.“

„Nun ja, aber ich meine die Rittergutsbesitzer, es giebt doch viel Adel hier in Holstein.“

Mieta wandte sich ab. Das Kind mit seinen Fragen und Forschen war ja wahrhaft entsetzlich.

„Ja, denen mag er zu still und einfach sein.“

„Zum Beispiel ist es mir doch unbegreiflich, daß er mit den anderen Uzensteins Widenholm in gar keinen Beziehungen steht.“

Mieta wurde dunkelrot. „Die sind ja nie da.“

„Aber wenn auch. Manchmal sind sie doch da. Und weshalb wünscht Ihr denn eigentlich nicht, daß ich die Freundschaft mit Elsa aufrecht erhalte?“

„Kind, Kind, Du fragst auch —“

„Aber ich bin doch am Ende in einem Alter in dem man über so etwas aufgeklärt wird.“

„Da liegen Grenzstreitigkeiten vor, von Alters her, es ist stets Spannung gewesen, und wenn die von drüben nun einmal kommen sollten —“

„Ach das wäre herrlich!“

„Na ich danke.“

„Dann glühe sich am Ende alles aus.“

„Keine Ahnung, das ist von Urzeiten her.“

„Das kann alles überbrückt werden.“

„Nein, nein, das will Papa aber nicht, er besteht auf sein Recht, Du kennst ihn noch nicht, einen Kopf hat er, einen Kopf!“

Erduine wollte dies gar nicht einleuchten. Ihr Vater war ja stets die Güte und Nachgiebigkeit selbst.

„Und dann, ich setze den Fall, sie kämen und

Ihr hättet eine so große Freundschaft geschlossen und es käme zu einer Annäherung, dann pakte es Papa bei den vornehmen Leuten gar nicht."

"Vornehmen Leuten?!" fuhr Erduine auf. "Sind wir das nicht auch? Das sind Ugensteine und wir sind Ugensteine!" Sie hielt plötzlich inne, es krampfte sich in ihrem Innern etwas zusammen: Kein Zweifel, den Ugensteins-Bidenholm war die Ragnüchler Frau nicht vornehm genug; sie wollten den Umgang vermeiden und diese verwandtschaftlichen Beziehungen nicht anerkennen.

Auch Miete fühlte, wie sich ihr Herz zusammenzog. Einmal mußte Erduine ja doch erfahren, daß Wolf und Bernd Brüder waren. Und was dann? Ja, was dann? Ja, was dann? Wieder brauste das Meer, das Meer, ach und es verschlang sie nicht!

"Papa ist bequem, Visitenfahrten, den Frack anziehen, ha, ha, ha, und den Cylinder — Papa haßt solche Angsttröhren wie den Tod."

Erduine schwieg. Namenloses Mitleid für ihre Mutter erfaßte sie; sie suchte nach allen möglichen Gründen, um ihr den wahren Grund zu verbergen. Was mußte sie dabei empfinden? Erduine wollte auch nicht wieder fragen, sie wollte sie nicht quälen. Aber, aber — Erduines Gesicht leuchtete auf in heller Freude — sie hatte der Himmel dazu ausersehen, um jenen Ugensteins, so bald sich die Gelegenheit dazu böte, zu beweisen, wie thöricht ihr Vorurteil war. Sie sollten erfahren was ihre Mutter, die einfach bürgerlich Geborene für eine edle, brave, gute, hochdenkende und tüchtige Frau war, wenn sie auch keine wissenschaftliche Bildung und den Schlimm der großen Welt besaß. Ja, das wollte sie! Und wenn es die andere Ugensteine, die sie nicht kannte, nicht glauben wollten, dann mochte es sein; Elsa und Uß die würden es ihr glauben, dessen war sie sicher.

"Ach meine traute Altsche, meine gute, süße, einzige Mutter," flüsterte Erduine, umhalsste die Freifrau und schaute ihr mit inniger Liebe in das runde, gerötete Gesicht. Schön war sie nicht, vornehm auch nicht, aber gut, gut, so gut. Die Menschen müßten ja reine Kannibalen sein, wenn sie diese Frau nicht achten und lieben wollten, sobald sie sie nur kennen gelernt hatten. Nun dafür wollte Erduine schon sorgen.

Miete zitterte vor Wonne unter der Umarmung ihres Kindes.

"Nun höre, Du spürnasiges, süßes Mutting Du, bis hierher bist Du mir also nachgeschlichen, weil Du mich nicht im Mollereikeller angetroffen hast?"

"Freilich, das bin ich."

"Nun dann komm in die himmlische Mollerei!"

Erduine nahm den fleischigen Arm ihrer süßen Altschen, zog sie zum Pavillon hinaus, trollte mit ihr den Abhang hinunter, schleifte sie über den Hof und verschwand mit ihr in der Mollerei.

Am Abend, als alles im Herrenhause von Ragnüchel längst mäuschenstill war, als der Nachtwächter die zehnte Stunde abgetutet hatte, — man ging ja hier mit den Hühnern zu Bett — saß Erduine bei verschlossener Thür in ihrem traulichen Mädchenstübchen und ließ die Feder eilig über das moderne Briefpapier gleiten, so modern, daß in den dicken Riefen kaum die Dinte haften wollte.

Ein süßes Lächeln umspielte ihre Lippen, denn sie machte Elsa eben eine naturgetreue Beschreibung ihrer lieben, dicken Altschen. "Ich fordere ein Plätzchen — nein einen großen Platz für sie in Deinem großen, treuen Herzen," schrieb sie gerade.

Dinas Gesicht wurde immer heiterer, bis es sich mit dem Sonnenaufgang eines schönen Frühlingmorgens am Meere messen konnte, denn — sie schrieb von Uß, dem reizenden, bezaubernden, hinreißenden, so unverhofft erschienenen Reisebegleiter.

Nun schloß sie mit Uß Bild im Herzen, begab sich zur Ruhe und träumte von ihm. Am nächsten Morgen praktizierte sie heimlich den Brief in die Tasche des Landpostboten, dem sie wie immer, auch heute ein gutes Stück Weges entgegen ging.

### Zehntes Kapitel.

Elsa erhielt Erduines Schreiben in einem Augenblicke, in dem die Wogen der Erregung in der Pension des Fräulein Mariefeld auf das höchste gingen, denn es handelte sich um nichts Geringeres, als um die Vorbereitungen zum Besuch des Rennens.

"Meine Damen, ich gestatte Ihnen den Besuch des Rennens nur aus Rücksicht für Ihre Bildung. Betrachten Sie ihn als einen Akt der Erziehung, damit Sie später, wenn Sie sich einmal in der Gesellschaft bewegen, doch auch imstande sind, darüber ein Wort mitzsprechen zu können. Selbstredend sind Betten bei Ihnen ausgeschlossen, ebenso jede Beifallsäußerung. Kein Klatschen, noch viel weniger Bewegungen mit dem Taschentuche oder dem Fächer — lassen Sie die Fächer überhaupt zu Hause — oder gar laute Zurufe! Sind Sie bereit, meine Damen?"

"Ja!" erklang es aus vierundzwanzig, jugendlichen Mädchenteilen ebenso feierlich wie Fräulein Mariefeld gesprochen hatte und nun setzte sich die junge Schar in Bewegung, um in sieben Droschken erster Klasse — ein wahrer Götteranblick — die vor der Pension aufgefahren waren, die Reise nach Charlottenburg anzutreten. Die erste füllten die Lehrerinnen, die sechs anderen die jungen Mädchen. Elsa Ugenstein war die gefeierte Heldin des Tages, denn ihr verdankte man es in erster Linie, daß dieser „göttliche“ Ausflug gemacht wurde.

Sieben offene Droschken erster Klasse, alle mit Damen, noch dazu meist mit jungen Damen besetzt, hintereinander die Linden entlang fahrend, erregen selbst in Berlin die Aufmerksamkeit des Publikums.

Sie thaten es gründlich. Die Lindentreter, der Lieutenant in Uniform und Civil, die Damen, die Schutzleute, die Dienstmänner und selbst der berühmte Berliner Straßenjunge schenkten ihnen ungeteilte Aufmerksamkeit.

"Da mal mittenrang, Madamchen."

"Ein fahrendes Nonnenkloster."

"Wenn ich doch mal'n bischen Mönch spielen könnte."

"Reisemarschall jesällig?"

Fräulein Mariefeld, umgeben von ihrem Stabe, verzog keine Miene zu den mäßigen Wigen, die

jungen Damen aber kicherten in ihre Müsschen hinein und hielten mehr als einem monokelbewaffneten Auge tapfer stand.

Nur Elsa schenkte dem Menschengetriebe um sich her wenig Beachtung, denn sie vertiefte sich ganz und gar in Erduines Brief.

„Erduine läßt alle, alle grüßen.“

„Danke, danke, ach wenn sie doch hier wäre.“

„Zu schade — dieses reizende Mädchen.“

„Wir schreiben ihr nach dem Rennen.“

„Und setzen alle unsere Namen darunter.“

Erduine mußten die Ohren klingen, so viel Gutes wurde jetzt über sie gesprochen.

Ein Renntag in Charlottenburg ist ein Festtag für Berlin. Wie in allem, so hat sich Berlin auch zum Centralpunkt des Rennsports emporgeschwungen, an dem jetzt nicht nur die oberen zehntausend, sondern auch die unteren Hunderttausende lebhaften, ja beinahe zu lebhaften Anteil nehmen. Manche schöne Arbeitsstunde wird auf dem Rennplatz verbummelt und mancher Thaler dort verwettet oder vertrunken, der besser im Kasten geblieben wäre.

Heute nun, an einem herrlichen Spätherbst-Sonntage strömte Alt und Jung dem Brandenburgerthore zu. Jeder Omnibus hoch hinaus bis auf den letzten Platz besetzt, unzählige Droschken, hoch elegante Equipagen und fragwürdiges altes Fuhrwerk fuhr da hinaus, dazu folgte Reiter auf Reiter und die Reihe der Fußgänger war schier unabsehbar. Civil und Militär, Militär und Civil einträchtiglich zusammen. Die männliche Jugend angenehm beweiht und die weibliche ebenso bemannt.

Der Tiergarten hatte seinen Blätterschmuck beinahe eingebüßt, aber er war dennoch exemplarisch sauber gehalten, die Wege waren gut geharkt, kein dürres Blatt lag umher und darauf kribbelte und krabbelte es von Menschen, die in frohester Laune dem Rennplatz zu pilgerten.

„Wie schön,“ hauchte Flora Brittenstern.

„Ein Traum,“ sekundierte Blanka von Fiebelcorn schwärmerisch.

„Traum? Thorheit! Eine gottvolle Wirklichkeit,“ sagte Elsa, welche endlich die zweite Lesung ihres Briefes beendet hatte und sich nun ganz der Welt wiedergab.

„Ich halte auch nichts von den Träumen,“ äußerte jetzt Flora.

„Träume sind Schäume,“ meinte Emmy von Dinkelberg.

„Aber manchmal süße Schäume — Chokoladen- oder Weinschäume,“ scherzte Elsa.

„So? Du mußt ja sehr schön geträumt haben,“ neckte Flora.

„Hab' ich auch — hab' ich auch.“

„So — und von wem?“

„Wem?“

„Nun ja.“

„Es war gar kein ‚wer‘ dabei.“

„Ha—ha—ha, das sollten wir glauben.“

Elsa lächelte sehr überlegen, sehr geheimnisvoll. Sie sollten ahnen, daß sie von einem ‚wer‘ träumte,

was das aber für ein süßes ‚wer‘ war, sollte ihnen ewiges Geheimnis bleiben.

„Ich weiß es.“

„Ich auch.“

Die drei anderen Wageninsassen lachten.

Elsa versuchte ein sehr würdiges, ernstes, gekränktes Gesicht zu machen, aber endlich hielt sie sich nicht mehr und lachte herzlich mit.

„Ob er wohl heute mit reitet?“

„Wer?“

„Nun der?“

„Ach thue doch nicht so.“

„Natürlich, er ist ja der Matador des grünen Rasens,“ bemerkte Flora mit sehr überlegener Miene, denn sie bildete sich nicht wenig auf ihre sportlichen Kenntnisse ein, war doch der Vetter ihres Onkels der Kommandeur eines Husarenregiments und ein berühmter Sportsman.

Und nun lag Charlottenburg hinter ihnen, die Völkerverwanderung wurde immer stärker, schon bog die „Lantentutsche“, welcher Name sofort erfunden wurde, in das weitgeöffnete Thor des Rennplatzes ein: Schmetternde Fanfaren der Regimentsmusik des Garde-Kürassierregiments, wehende Fahnen, Pferde mit Rennsattel, Reiter und Reiterinnen, Blumenverkäuferinnen in phantastischer Tracht, Zettelträger, Hausierer, fliegende Restaurationen, ein unsinnig schickes Damen- und Herrenpublikum, Offiziersburschen und endlich — endlich — der Hof.

„Himmlich! Himmlich! Hoch! Hoch! Hoch! Hoch! — Hurraaaaaa!“

Mademoiselle Marisfelds Ermahnungen hatten nichts genutzt, ihre jungen Schützlinge standen in den Wagen aufrecht da, schwenkten Taschentücher und Sonnenschirme und riefen aus voller Kehle dem jungen Kaiser und seiner hohen Gemahlin den Willkommengruß entgegen.

„Silence! Silence! — Aussteigen! — Folgen!“ kommandierte Mademoiselle.

Nun surrte, kribbelte und krabbelte es wie in einem ausfliegenden Bienenschwarm und einem zerstörten Ameisenhaufen zugleich und dann schwirrte es wieder wie ein Taubenflug die Tribüne hinauf, bis endlich, immer von den höchsten Herrschaften freundlich beobachtet und belächelt, die buntschedigen Pensionsvögelchen, welche heute ihr Bestes und Farbenprächtiges angelegt hatten, auf den Bänken Platz fanden.

„Hätten wir nur ein Opernglas,“ wandte sich Elsa an Flora.

„Ich habe scharfe Augen, ich werde Dir schon einen Wink geben, wenn ich ihn sehe.“

„Was ich sehen will, sehe ich schon allein,“ antwortete Elsa, durch die Neckereien der Freundin gekränkt. „Ach, jetzt geht es an! Und da — da!“

„Der schöne Sizzo?“

„Nein, mein jüngster Bruder Fenno.“

„Welcher? Welcher?“

„Nun, der Husar auf dem hübschen Rappen.“

„Ach, wie interessant!“ rief Flora schwärmerisch.

„Wer, mein Bruder oder der Rappe?“ spottete Elsa.

„Beide vereint; sie sind ja wie mit einander verwachsen, das reine Tableau.“

Die Bewegung im Publikum wurde immer lebhafter; ungefähr zwanzig Offiziere der verschiedensten Kavallerieregimenter ritten, nachlässig im Sattel hängend, langsam auf die Bahn, wobei die meisten derselben ihre Burschen oder Jockeys die Pferde am Zügel führen ließen.

„Ach, wie schön! Wie bunt! Wie herrlich! Husaren, Kürassiere und Dragoner!“

„Die mit dem schwarzen Kragen und rotem Vorstoß sind Artilleristen.“

„Und Ulanen sind auch dabei — und dort — dort —“

„Was denn?“ fragte Elsa neugierig.

„Nun er —“

„Wer denn nur?“

„Der Herrlichste von allen! Le beau Sizzo, der Lady-Killer von Berlin, der schöne Sizzo!“

Elsa war dem Weinen nahe. Was hatte sie denn nur gethan, daß alle ihre Freundinnen sie mit dem schönen Sizzo neckten? Seine Fensterpromenaden hatten das verschuldet. Sie war recht böse auf ihn. Aber galten sie ihr denn wirklich? Ein Lächeln zuckte um ihre Lippen, eine Stimme ihres Innern hatte ihr gesagt, daß er nur ihretwegen kommen konnte. Und jetzt — jetzt — er warf den Klemmer mit einer wahrhaften Virtuosität in das linke Auge — er überflog die Tribüne — er zuckte zusammen — er hatte sie erkannt — er hob — Elsa sah sich schnell um, sie durfte den Gruß nicht empfangen, denn sie konnte ja nicht danken, Fräulein Marisfeld wäre außer sich gewesen und sie selbst würde die Neckereien der lieben Freundinnen nicht haben ertragen können.

Eins, zwei, drei, vier — eins, zwei, drei, vier — die Herren setzten die Pferde in einen kurzen, regelmäßigen Galopp, der Sprung wurde länger, länger, immer länger, bis Roß und Reiter in einer Sentung den Blicken der Zuschauer entzogen waren. Weiter hinten tauchten sie klein und kleiner werdend wieder auf, bis sie endlich am Start anlangten, sich dort in einer Reihe aufstellend.

„Man sieht nur eine funkelnde, lebendige Mauer,“ sagte Dora Wentstern.

„Welche Aufregung. Mir klopt das Herz wahrhaft,“ entgegnete Thuisnela von Blanc.

„Dir auch, Elsa?“

„Nein!“ rief Elsa wütend.

„Ach jetzt — jetzt fällt die Fahne!“

„Sie reiten los —“

„Ach — ach!“

„Was denn?“

„Nun, sie springen.“

„Ja, das ist's ja eben.“

„Aber wenn jemand stürzte —“

„Auch das kommt vor.“

„Und den — Hals bräche?“

„Nun, wenn's nur nicht der schöne Sizzo ist.“

„Oh! Oh! Dieser Sprung!“

„Sie kommen näher — immer näher.“

„Wie die wilde Jagd.“

„Graben! — Mauer! — Hecken! — Herrlich!“

„Ah! Wie schön! Wie — hu — hu — ich kann's nicht mit ansehen!“

Wie in einem Spazenschwarme ging es zu. Keines der jungen Mädchen saß noch, alle standen.

„Aber meine Damen! Setzen! Setzen! Nicht so erregt!“ Fräulein Marisfeld war in heller Verzweiflung.

„Sizzo — dritter —“

„Der Kürassier überholt ihn.“

„Nun der Husar.“

„Elsa, Dein Bruder wird's.“

„Pfeilen wird! Pfeilen!“

„Er kommt vor!“

„Er — er — kommt!“

„Jetzt läßt er laufen!“

„Nein — nein — oh — himmlisch — süß!“

„Still, still! Ich muß bitten!“ Wer hätte auf Mademoiselle Emma gehört, jetzt in diesem Augenblick der höchsten, aller aller höchsten Erregung!

„Zweiter! — Kein Dritter!“

„Erster! Erster! Herr von Pfeilen!“

„Sizzo! Pfeilen!“

„Pfeilen! Pfeilen!“

„Er wird! Er wird!“

„Gleich! Gleich!“

„Noch nicht!“

„Peitsche! Peitsche! Sporen!“

„Finish! Finish!“

„Jetzt! Hoch! Hoch! Hoch!“

„Hurra! Hurra!“

Taschentücher! Schirme! Was nur zu schwenken war, wurde geschwenkt; die Pensionärinnen stimmten ein und Fräulein Marisfeld glich in ihrer stummen Verzweiflung einer Bildsäule.

„O Gott!“ Damit sank Elsa abgespannt auf ihren Sitz zurück, die vielsagenden Blicke der Freundinnen nicht beachtend. Aber jetzt hob sie das Haupt stolzer, Sizzo, der Sieger, schwang sich vor der Tribüne aus dem Sattel und sandte ihr einen Blick — einen Blick — und nun kam Fenno, der Zweite geworden war, wechselte mit von Pfeilen einige Worte und beide — Elsa stand das Herz still — die Badische vergingen fast vor Aufregung — stiegen die Tribüne hinauf — und —

„Elsa, holde Schwester,“ ließ sich Fenno vernehmen, der mit der größten Ungezwungenheit, als müßte es so sein, mit Sizzo vor ihr stand. „Mein Freund Sizzo von Pfeilen und ich wollen uns unsere Glückwünsche persönlich von Dir holen. Meine Damen,“ Fenno grüßte nach allen Seiten, „von Ugenstein, der Bruder Ihrer Kollegin Elsa, mein Freund, Baron Sizzo von Pfeilen.“

Beinahe wären die jungen Mädchen vor freudigem Schreck wieder von ihren Stühlen in die Höhe geschleudert, aber sie faßten sich, blieben sitzen und verneigten grüßend die jugendlichen Häupter vor diesen beiden höchst interessanten Herren.

„Stell Dich der Vorsteherin vor, um Gotteswillen, schnell,“ flüsterte Elsa ihrem Bruder zu, der, sofort die Notwendigkeit dieses Wunsches einsehend, mit Sizzo auf Mademoiselle Marisfeld zusteuerte,

welche das Unvermeidliche mit Würde über sich ergehen ließ.

Nun saßen die beiden Herren hinter dem Pensionat Posto. Fenno machte als getreuer Elefant drei Schönen auf einmal den Hof, während Sizzo von Pfeilen einzig und allein der Schwester seines Freundes huldigte.

„Den Sieg habe ich Ihnen zu verdanken, gnädiges Fräulein.“

„Mir?“

„Die Gewißheit unter Ihren Augen zu reiten, stärkte mich und hob mich über mich selbst.“

Elfa lächelte. „Solchen Einfluß hätte ich mir gar nicht zugetraut,“ entgegnete sie schelmisch. „Glauben Sie, daß Ihr Pferd auch davon begeistert wurde?“

„Sicherlich. Das Fluidum seines Reiters, welches Sie in ihm entfachten, verfehlte auch seine Wirkung auf das edle Tier nicht.“

„Ich glaube, Sie trauen mir doch zu viel magnetische Kraft zu, Herr von Pfeilen.“

„Nein, nein, ich habe stets bemerkt, daß ich weit besser reite, wenn schöne Augen mich begeistern.“

Elfa stuzte einen Moment, dann lachte sie glöckchenhell. „Also das kommt bei Ihnen öfters vor, Herr von Pfeilen?“

„Oh — ah — nein —“

„Bestehen Sie es nur offen, Sie lassen sich schnell, gern und öfters begeistern.“

„Sie haben recht, gnädiges Fräulein, doch so wie heute —“

„Was ist das für ein Pferd?“ unterbrach ihn Elfa schnell, auf ein Pferd deutend, welches eben vorübergeführt wurde.

„Ein Blender — der nichts machen wird.“

„Der Ärmste — dem fehlen wahrscheinlich die Augen, die ihn begeistern müssen.“

Sizzo lachte. Er lachte oft und gern, denn er wußte, daß es ihm gut stand. Es scherzte und neckte sich so nett mit der muntern Elfa und jetzt kam es trotz der ernstern Mahnung Fräulein Emmas sogar zwischen Sizzo, Fenno und dem gesamten Pensionat zu den verschiedensten Wetten, deren Preis freilich nur auf bescheidene Chokoladentafeln normiert wurde.

Mademoiselle Marisfeld fügte sich feufzend, ja sie ging, einsehend, daß es das Beste war, sogar so weit selbst mit zu wetten. Natürlich verloren die Herren galanterweise und noch an demselben Abend wanderten Berge von Chokolade in die Pension, während sie es sich augenblicklich nicht nehmen ließen, die sämtlichen Damen, Fräulein Marisfeld eingeschlossen, mit frischen Weichenssträußen zu beschenken. Letztere erhielt klugerweise den ersten und größten. Und nun ließen sie ihnen auch noch Fruchtteis präsentieren! Fräulein Marisfeld war es, als ob sie glühende Kohlen verspeiste.

Es war ein herrlicher Tag dieser Charlottenburger Renntag, der selbstredend noch lange den Gesprächsstoff in der stillen Pension bildete, an dem sich auch die würdige Vorsteherin gern beteiligte, wenn auch stets mit dem weisen Zusatz: „Einmal im Jahre, meine Damen, nicht öfter, das Vergnügen muß eine

Ausnahme bleiben und darf nicht zur Regel werden, denn sonst gewährt es keinen Genuß mehr.“

Die Mädchen pflichteten ihr durch stummes Kopfnicken äußerlich bei, wenn es auch in ihrem Innern ganz anders aussah.

### Elftes Kapitel.

An der Eisenbahnlinie zwischen Kiel und Lübeck liegt das kleine holsteinische Landstädtchen Preetz, weder durch stolze Bauten noch durch romantische Lage oder sonst etwas ausgezeichnet. Dennoch ist es in Holstein sehr bekannt und oft genannt, denn es hat den Vorzug die meisten Klosterdamen und die zahlreichsten Schuhmacherwerkstätten im Lande zu besitzen.

Die unverehlichten Töchter der holsteinischen Ritterschaft finden hier eine freundliche Aufnahme und beziehen zum Teil recht reichliche Geldebeträge, während die Schuhmacher mit den Erzeugnissen ihres Fleißes die nordischen Märkte weit und breit beschicken. Ja selbst auf dem Weihnachtsmarke von Berlin kann man Schubbuden finden, welche Preetzer Ware zum Verkauf ausbieten.

Ein Propst und eine Präpstin regieren, wenn auch nicht miteinander verheiratet, als König und Königin den feudalen Damenstaat, dem auch viele junge Mädchen bereits angehören, wenn ihnen das Glück hold gesinnt war und sie frühzeitig in eine Klosterstelle einrückten ließ.

Manche Familien, so auch die der Ugensteins besitzen hier ihre eigenen Häuser, in denen ihre Töchter, insofern sie die genügende Ahnenzahl aufweisen können, wohnen. Diese Gebäude scharen sich um die vornehmen Residenzen des Propstes, der Präpstin und um die Kirche, welche sich inmitten freundlicher, durch eine Mauer umschlossener Gartenanlagen erheben, so daß das Ganze einer kleinen hübschen Villenstadt gleicht.

In einem dieser Häuser saß das Klosterfräulein Friererike von Ugenstein am Fenster und legte eben einen Brief, welcher den Poststempel Kopenhagen trug, aus der schmalen, aristokratischen Hand. Diese Hand zitterte ein wenig und das feine, blasse, durch zwei wunderbar schöne, graue, klug und zugleich gutmütig blickende Augen belebte Gesicht drückte Besorgnis aus.

Ihr für die Ihrigen so warm fühlendes Herz war durch den Inhalt dieses Schreibens beunruhigt worden.

„Die Verhältnisse verlangen es gebieterisch, daß wir Kopenhagen verlassen und nach Bickenhelm übersiedeln, wo ich die Verwaltung selbst zu übernehmen gedenke.“

„Eigentlich freue ich mich darauf, denn es ist am Ende doch das natürlichste, daß der Edelmann seine Scholle, die ihn ernährt, auch selbst bewirtschaftet.“

„Aber Adolie kann sich noch nicht recht an den Gedanken gewöhnen, obgleich sie anfangs damit einverstanden war. Sie hängt zu sehr an Kopenhagen, ihr ist Deutschland und in Sonderheit Holstein unsympathisch. Ich bitte Dich nun, liebe Friererike,

ihr gut zuzureden und ihr die Vorteile und Lichtseiten des Landlebens im günstigsten Lichte darzustellen.“

Friederike, die den Brief noch einmal genommen hatte und durchlas, nickte befriedigt mit dem Kopf, wenn auch der Schatten noch auf ihrem Gesicht lag.

„Die Verhältnisse verlangen es gebieterisch,“ wiederholte sie noch einmal. „Ich habe es längst befürchtet — — aber meine Mahnungen verhallten bei Wolf an tauben Ohren.“

Sie strich sich über den glatten, dunkelblonden Scheitel und schob den schwarzen Spitzenschleier, den sie in malerische, kleidsame Falten gesteckt stets zu tragen pflegte, ein wenig zurück. Sie fuhr im Lesen fort:

„Das, was bei der Sache besonders stört, ist die Nähe von Ragnüchel; wenn man Bernd bewegen könnte, zu verpachten und nach irgend einer Stadt zu ziehen, würden die Verlegenheiten gehoben sein.“

Friederike seufzte schwer.

„Aber das geht nicht, denn er ist tot für uns und bekanntlich kann der Lebende nicht mehr mit den Toten verhandeln.“

Fräulein von Ugenstein ließ den Brief sinken und schaute wehmütigen Blickes zum Fenster hinaus auf den Klosterhof, wo der Wind die trockenen Blätter im kreisenden Wirbel drehte.

„Tot — — tot,“ wiederholte sie leise und wehrte der stillen Thräne nicht, die sich unmerklich über ihre Wange schlich.

„Eine unliebsame Begegnung hat es sowieso durch einen wunderbaren, ganz außer aller Berechnung liegenden Zufall schon gegeben. Bernd's Tochter ist mit Elsa in der Pension in Berlin zusammengetroffen.“

Friederike schüttelte den Kopf. „Seltsam — — — wunderbar — wunderbar.“

Sie ergriff das Schreiben wieder. „Zum Glück hat er soviel Taktgefühl befaßen, seine Tochter sofort nach Hause zu rufen. Nun es wird sich wohl alles machen, denn wie gesagt, — — Ragnüchel wird tot für uns bleiben, wie es immer gewesen ist.“

Das Freifräulein von Ugenstein faltete den Brief vorsichtig zusammen, entnahm dem altmodischen, gestickten Arbeitskörbchen einen Notstift und malte ein großes A — zu beantworten — auf das Couvert, dann stand sie auf, öffnete die Klappe des zierlichen Sekretärs aus der Rokokozeit, an welchem schon ihre Urgroßmutter geschrieben hatte und verschloß dort Wolfs Brief.

Nun saß sie wieder auf ihrem gewohnten, durch einen Tritt erhöhten Fensterplatz, ließ die Nadeln klappernd aneinander schlagen, zuweilen einen langen Blick auf die entlaubten Linden des Klosterhofes werfend. Nur einige goldgelbe Blätter hingen noch daran, die weißen Pfautauben der Frau Präpstin drehten sich gurrend auf den kahlen Zweigen, schlugen ihre schillernden Flügel und schauten sehnsüchtig zu dem Fenster des Fräuleins.

Sonst streute Friederike ihnen um diese Zeit gewöhnlich Futter auf das Blumenbrett, heute achtete sie nicht der verlangenden Blicke der Tauben. Ihre Gedanken gingen weit zurück in die Vergangenheit, in die Jugendzeit, um sich dann mit einem kühnen

Sprung ganz und gar mit der Gegenwart zu beschäftigen.

Hätte sie nicht doch besser gethan, damals, als sie noch ganz jung war, Bernd's Bitten Gehör zu schenken und seine Frau zu werden? „Vielleicht — vielleicht,“ murmelte sie. Ihr Herz gehörte eigentlich dem stillen, in sich gefehrten Vetter, aber dennoch reichte sie ihm nicht die Hand. Ihr Bildungsgrad war ein zu verschiedener, ihre Lebensanschauungen lagen zu weit von einander entfernt.

„Trotzdem unsere Herzen für einander schlugen, ein Glück wäre es nicht geworden — — aber freilich — — ein Unglück wäre verhütet worden.“

Bange Zweifel quälten das treue Herz der Klosterdame, die es noch jetzt mit Kummer empfand, daß das Scheitern jenes Heiratsplanes im Grunde genommen wohl die Veranlassung zu Bernd's unglücklicher, himmelschreiender, allen Familientraditionen, allem Hergebrachten widersprechender Ehe war mit Miete.

„Aber ist er wohl glücklich in diesem Bunde?“ fragte sich Friederike wieder, wie sie es schon so unendlich oft gethan hatte.

Man hörte wenigstens nie das Gegenteil und so etwas erfuhr man in den engen holsteinischen Verhältnissen doch. Selbstredend sprach sie nie mit jemand über diesen von der Familie ausgeschlossenen Vetter, aber zufällig hatte die Frau Doktor Brandt doch einmal auf einer gemeinschaftlich zurückgelegten Fahrt nach Kiel die Rede auf ihn gebracht und war des Lobes über die Frau und des stillen, friedlichen Daseins in Ragnüchel voll gewesen.

Friederike lächelte befriedigt, wenn sie daran dachte. Dann aber zuckte es schmerzlich über ihr noch immer hübsches, feines Gesicht. „Und seine Tochter — diese kleine Erduine — — sie soll, wie die Doktorin sagte, ja entzündend sein!“

Dem Stiftsfräulein wurde es bange ums Herz. Hatte die Familie nicht die Pflicht, dieses unschuldige Wesen, welches doch immerhin eine Ugenstein war, zu sich heranzuziehen? Durfte sie ein Mädchen dieses Namens in jenen zweifelhaften Verhältnissen belassen? Aber wie sollte ein Heranziehen geschehen? Eine Bekanntschaft mit Elsa war ja erfolgt. Wenn Wolfs nun nach Videnholm zogen und Nachbarn von den Ragnüchlern wurden, ließe es sich dann nicht bewerkstelligen?

Friederike führte die weiße, schmale Hand gegen die Augen und es fiel schwer, immer schwerer in ihr Gemüt. Das konnte nicht ohne heillose Wirren, ohne Beunruhigungen und ohne Verletzung der heiligsten Gefühle abgehen! Nun sie saß hier in Preeß weit vom Schuß, sie wollte in dieser Sache nicht die Hand rühren.

„Oder doch!? — doch!? — — Ist es nicht am Ende meine Pflicht? — — Wäre es nicht feige, hier ruhig zu bleiben, dort meine nächsten Verwandten sich selbst zu überlassen und nichts zur Lösung der heiligsten Familienfragen beizutragen?“

Fräulein von Ugenstein erhob sich, faltete die Hände über der Brust und ging, in tiefem Nach-

denken über jene verworrene Angelegenheit beschäftigt, in ihrem behaglichen Zimmer auf und nieder.

„Ach diese Sorgen — und dazu kommen noch die über Wolfs Verhältnisse. Daß sie zurückgegangen sind, steht fest — — und Adolie — — Adolie!“

Friederike hatte sich, so sehr sie Wolfs erste Frau liebte, nie sonderlich zu Adolie hingezogen gefühlt, aber sie nahm sich vor, diese mangelnden Sympathien zu überwinden und sich so oft und so lange wie möglich in Widenholm aufzuhalten, um dort Gutes zu stiften. — Vielleicht — Friederike erötete bei dem Gedanken und ihr Herz schlug ein wenig beschleunigter — gelang es ihr dann auch, ihren Vetter Bernd einmal wiederzusehen.

Es waren unruhige Tage, welche Friederike jetzt verlebte und dazu noch — sie lächelte wehmütig — diese sonderbaren, halb überschwenglichen, halb blasferten Briefe dieses alternden Lebemanns, des Grafen Arno Fiding-Bösberg.

„Ein Glück für Adolie, daß sie Kopenhagen verläßt — —“ dachte Friederike oft — — „und daß sich zwischen diese beiden die Entfernung legt, — Ja, ja, — lange wird es Fiding, wenn er auch einmal nach Widenholm kommt, dort doch nicht aushalten; er ist zu sehr an das großstädtische Leben gewöhnt.“

Freiherr Uß von Ugenstein war, ohne sich in seinem Innern wesentlich beunruhigt zu fühlen, nach jenem unliebsamen Auftritt mit dem Inspektor Jessen nach Annenthal weiter gefahren. Der erste Eindruck bei seiner Ankunft war der der Verwunderung, denn es war, wie dies sonst auf dem Lande bei Ankunft des Herrn üblich ist, nicht der geringste festliche Empfang vorbereitet.

Alles dunkel, nur das eiserne Thor war weit geöffnet. Uß ließ sich dadurch nicht aus seinem Gleichmut bringen. „Ha — ha — ha, da steckt dieser infame Kerl dahinter,“ dachte er gutmütig, sprang vom Bod und trat mit einem lauten Donnerwetter, welches eine verschlafene dralle Holsteinerin, scheinbar ein Mittelbing von Wirtschafterin und Köchin herbeilockte, in das Haus.

„Na, meine Beste, da bin ich — nämlich der Freiherr von Ugenstein — —“

„Ach Du lieber Himmel und wie sehe ich aus!“ rief die dicke Person erschrocken in bester Absicht davonzulaufen.

„Das ist mir ganz egal, schnell etwas zu essen und zu trinken und dann ein Bett. Geschwind hier ins Wohnzimmer!“

„Ja — ja.“

„Licht!“ kommandierte Uß, warf seinen Mantel ab und betrachtete die Bäuerin, welche ihre angeborene, landesübliche Ruhe überraschend schnell wiedergefunden hatte und in größter, wie es dem Freiherrn schien, obstinater Gemächlichkeit eine wacklige, schmierige Lampe anzündete.

„Das scheint ja eine heillose Gesellschaft zu sein,“ dachte Uß, die Wirtschafterin durch einige kräftige Aufmunterungen zur größten Eile antreibend. Trotzdem dauerte es eine ganze Weile, ehe ein ländliches Abendessen auf dem Tische stand.

Uß hielt noch eine kurze Umschau in dem un-

wohnlichen, fast leeren Raume, dann legte er sich ins Bett und schlief bis zum Morgen.

Um fünf Uhr stand er schon auf dem Hofe und sah zu wie die Knechte und Mägde an die Arbeit gingen.

„Kommst Du heute nicht, so kommst Du morgen. Na das soll anders werden,“ dachte Uß, dabei schlenderte er durch die Ställe, sah in die Scheunen, die ihm dunkel und leer entgegen starren. Der Pächter hatte selbst das Saatkorn verkauft; das Stroh und das Futter, welches vorhanden war, konnte höchstens bis Weihnachten reichen.

„Eine nette Wirtschaft,“ sagte Uß, rief sich einen Knecht heran und machte mit ihm einen Rundgang durch die Felder, wo es so übel ausah wie in den Scheunen und Ställen, trotzdem der Boden, wenn er nur einigermaßen sorgfältig behandelt wurde, zu den besten Erträgen berechnete.

Eben stand Uß an einem Weidenheger, der in seiner Pflanzung die größten Büden aufzuweisen hatte, als in der Ferne auf dem Oldenburger Wege ein Mann auftauchte, der müden, schwankenden Schrittes näher kam. Der Freiherr sah scharf dorthin und erkannte den Inspektor Jessen.

„Aha — der Bursche wird seine Sachen holen wollen, nun mag er,“ damit ging Herr von Ugenstein weiter und zwar, da es einmal in seiner Absicht gelegen hatte, den Oldenburger Weg entlang, sodas er Jessen begegnen mußte.

Nur noch wenige Schritte und sie standen sich gegenüber.

„Ob der Schlingel mich grüßt?“

Uß hatte kaum diese Frage gedacht, so riß Jessen den verdrückten Hut herunter, stand in strammer, militärischer Haltung vor ihm und neigte demütig den Kopf.

„Herr Baron,“ sagte er bittend.

„Was wollen Sie?“ fragte Uß stramm wie ein alter Sergeant.

„Herr Baron —“ wiederholte Jessen, einen stehenden Blick auf den Knecht richtend.

„Du kannst auf den Hof gehen, Gottlieb,“ sagte der Freiherr, worauf der Knecht schwerfällig davonschritt.

„Herr Baron,“ begann Jessen jetzt im bescheidenen Ton, „ich war gestern —“

„Wie Sie waren weiß ich, das brauchen Sie mir nicht erst zu sagen, ich will Ihnen gestatten, Ihre Sachen zu packen, in einer Stunde kann dies erledigt sein.“

„Es ist eine Lebensfrage für mich, Herr Baron, ob Sie mir vergeben und mich behalten wollen. Ich hatte gestern einen großen Ärger gehabt, dann das Warten in Oldenburg, ich traf da diesen und jenen, und ich hatte, was ich sonst nie thue —“

„Sie hatten getrunken!“

„Ja, und weil ich gar nicht an die geistigen Getränke gewöhnt bin, so stieg es mir sofort in den Kopf, ich trinke sonst nie — nie. Ich war so ungezogen wie möglich und bitte Sie herzlich um Vergebung. Es ist eine Lebensfrage für mich, ob ich hier bleibe oder nicht. Und bedenken Sie, Herr Baron, drüben in Amerika — es ist anders wie

hier — man muß sich erst wieder an das hiesige Leben gewöhnen. Wirklich, Herr Baron.“

Uz sah den bildhübschen, stattlichen und kräftigen Mann, der jetzt so demütig bat, durchdringend an. Es machte ihm Spaß, diesem eingebildeten Grobian die Zähne gezeigt und ihn dadurch klein bekommen zu haben, und er gewann die Überzeugung, daß seine erste Lehre auch fernerhin gute Früchte tragen würde. Außerdem sprach Jessen von zerstörten Lebenshoffnungen; vielleicht hatte er eine Liebe, die er jetzt heiraten wollte? Schickte er ihn fort, so wurde am Ende eine andere Familie auch unglücklich — und — Uz lächelte still in sich hinein, ein ganz sonderbares Gefühl stieg in ihm auf, wie würde es ihm gefallen, wenn sein Herz einmal spräche, und sich dann so plötzliche, unerwartete Hindernisse in den Weg stellten?

Der „ganze gute Kerl,“ der in der Brust des Freiherrn schlummerte, machte sich geltend und drängte ihn dazu, den Wünschen Jessens nachzugeben.

„Und wer steht mir dafür, daß solche Auftritte nicht wieder vorkommen?“

„Herr Baron, ich kann darauf nur sagen, daß es mein fester Wille ist, Ihnen treu zu dienen und Ihnen ehrerbietig zu begegnen,“ antwortete Jessen.

Das gefiel Uz, Jessen machte keine überschwenglichen Beteuerungen, sondern er sagte einfach was er eben sagen konnte.

„Gut denn! Bleiben Sie! Sie haben gesehen mit wem Sie es zu thun haben, und das ist in allen Fällen gut. Also abgemacht, vergeben und vergessen!“ damit reichte er dem Inspektor die Hand, welche derselbe kräftig drückte.

„Darf ich nun die Führung des Herrn Baron übernehmen?“

„Nur zu.“

„Die letzten Koppeln liegen weit von hier, darf ich den kleinen Jagdwagen holen?“

„Gewiß.“

„Und soll ich Ihnen etwas Warmes mitbringen?“

„Es wird wohl nötig sein.“

Jessen ging eilig dem Annenhofe zu, wobei sich sein eben noch so ruhiger, bittender Gesichtsausdruck plötzlich veränderte. Trotz, Hohn und Haß lagen darauf, leise Flüche und grobe Schimpfworte kamen von seinen Lippen. „Und dennoch mußte ich bleiben, denn nur von hier aus, in unmittelbarer Nähe — nun wir werden ja sehen — hm — hm. Vorläufig heißt es duden, duden, duden und sich fest in den Sattel setzen, daß ich auch gestern so hornviehmäßig dumm sein konnte.“

Uz blieb indessen auf derselben, etwas erhöhten Stelle stehen. Er war mit sich zufrieden. „Wie ein Ohrwürmchen. Ja, ja, man muß solche Leute nur fest anpacken, dann sind sie um den Finger zu wickeln.“

Er hielt, die Karte in der Hand, Umschau über das weilige, von zahlreichen Knicks durchzogene Land: Im Westen tauchte der Kirchturm von Oldenburg auf, weiterhin erblickte man den Angerstorffer Buchenbestand, auch der Bickenholmer Forst war zu sehen, und von Norden her blitzte die Ostsee herüber. Wilbe Gänse zogen im langen Zickzackfluge am Himmel

entlang und fielen schnatternd auf eine Kapsstoppel ein. Die Gegend war nicht schön, nicht großartig, aber eine ungemene Lieblichkeit, ein stiller Friede war über sie ausgegossen, und Uz hatte das Gefühl, als ob man sich hier recht glücklich fühlen könnte, als ob hier nur gute Menschen wohnen müßten.

Es dauerte nicht lange, so lehrte Inspektor Carl Jessen mit dem Jagdwagen zurück. Er fuhr selbst, hielt kurz vor dem Freiherrn, sprang vom Bod und gab ihm seinen Lodenmantel um.

„Ich danke Ihnen. Ich steige zu Ihnen auf den Bod. Halten Sie noch einen Moment. Ihnen sind die Ortschaften hier wohl auch noch nicht bekannt?“

„So ziemlich doch, Herr Baron. Wenn man lange im Urwalde lebte und dort mit eigener Hand Kultur trieb, so schärft sich der Blick und das Orientierungsvermögen.“

„Natürlich.“

Jessen deutete mit der Peitsche nach vorwärts.

„Das ist Oldenburg, dort liegt Angerstorff, daran schließen sich die Besitzungen des Großherzogs von Oldenburg, dort hinter dem Walde liegt Bickenholm, da Zedtwitz, der lange Hof ist ein Duffernheimisches Vorwerk, die Straße führt nach Heiligenhafen, an die See, und dieses rote Dach dort an der Berglehne gehört zum adeligen Hof Rahnüchel.“

Herr von Uzenstein bemerkte nicht, wie Jessen ihn bei Nennung dieses Namens scharf beobachtete, diesem war es jedoch nicht entgangen, daß es dabei über das Gesicht des Freiherrn ganz eigentümlich gezeichnet hatte.

„So, nun fahren Sie nur zu, ich werde ja die Nester noch alle kennen lernen.“

Die Felder wurden einer eingehenden Besichtigung unterworfen, wobei beide zu der Überzeugung kamen, daß sie sich in einem abscheulichen Zustande befanden, und daß es hier viel zu thun gab, um sie wieder in Ordnung zu bringen.

## Zwölftes Kapitel.

Im Palais Uzenstein zu Kopenhagen war das Abschiedsfest mit allem Glanze vom Stapel gelaufen. Adolie wollte mit Pomp von der Weltbühne abtreten, für welche sie die nordische Hauptstadt auf der grünen Insel Seeland nun einmal ansah. Keine andere Stadt — ausgenommen Paris — stellte sie mit Kopenhagen auf eine Stufe, selbst als getreue Schwedin nicht einmal Stockholm. Sie liebte es nicht; ihr Vater hatte dort keine angenehme Stellung eingenommen, und dies ließ Adolie Stockholm entgelten.

Lächelnden Mundes, strahlenden Auges, aber mit heimlich blutendem Herzen nahm sie alle die Gulbigungen hin; niemand sollte ahnen, wie schwer es ihr wurde, und daß sie allein die üblen Geldverhältnisse zwangen, ihren alten Wohnsitz aufzugeben. Ein wahrer Blumenwald wurde mit auf den Dampfer eingeschifft, der sie nach Kiel führen sollte.

Unzählige Menschen aus der Gesellschaft gaben ihr das Geleit, und alle versprachen, im Laufe der Zeit das gastliche Dach von Bickenholm aufzusuchen.



Nur Graf Fiding-Bösberg fehlte unter denen, welche ihr die Abschiedshuldigungen darbrachten. Adolie that als ob sie es nicht bemerkte, grollte ihm aber in ihrem Inneren desto mehr.

Endlich ertönte der letzte gelle Pfiff, der Dampfer setzte sich in Bewegung, fuhr langsam an der herrlichen Küste entlang und wandte sich durch die Unzahl der im Hafen aus- und eingehenden Schiffe sowie die zahlreichen Festungswerke.

Kopenhagen mit seinen Türmen und Zinnen wurde klein und kleiner, bis es endlich ganz in der blauen Flut verschwand, und sich das freie Meer dem Auge des Beschauers erschloß. Adolie stand auf Deck und starrte nach der Gegend, wo für sie das Paradies entschwunden war.

Nun hielt sie sich nicht länger.

„O mein Gott! Wie soll ich's ertragen!“ damit sank sie weinend in einen Stuhl, während der Gesandtschaftsrat noch einige Anordnungen wegen des Gepäcks gab.

„Adolie,“ ließ sich in diesem Augenblick eine sanfte, weiche Stimme vernehmen.

„Arno — Sie — Sie, o — o — welche namenlose Freude,“ sagte Adolie noch immer unter Thränen. Aber sie lächelte, aus ihren Augen brach ein freudiger Strahl.

„Ich wußte, wie schwer Sie in diesem Moment leiden würden und wollte Ihnen beistehen,“ entgegnete Graf Arno, indem er Adolies Rechte erfaßte und sie mit einem Blicke ansah, der viel Ähnlichkeit mit denen hatte, welche er ihr in früheren Zeiten zu Hunderten sandte.

„Sie guter, Sie lieber Mensch. Arno, Sie sind doch mein bester, vielleicht mein einziger wirklicher Freund. Ich werde Ihnen das nie, nie vergessen.“

Adolie war glücklich, Arno aber empfand in diesem Augenblick etwas wie Beschämung. Er spottete dabei über sich selbst, denn das sarkastische Lächeln, welches jetzt seine schmalen Lippen umspielte, galt seinen eigenen Gedanken.

„Ich verstehe es vorzüglich, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen,“ bedeuteten dieselben. „Ich tauche einmal als Tröster einer liebebedürftigen Seele sozusagen aus den Wellen auf, wodurch deren gesunkene Hoffnungen himmelhoch schwellen, und am Ziele unserer gemeinsamen Reise — hm — hm — hm — ä — ä — abscheulich, ganz, ganz abscheulich, und doch menschlich, rein menschlich, nicht zu ändern, ä — ä — es ist nun einmal so.“

Graf Fiding rannte auf dem schwankenden Schiffe wie ein Toller umher, führte im lebhaftesten Unwillen über sich selbst die drohendsten Handbewegungen aus, fühlte zuweilen die Anwandlung über Bord zu springen und konnte es doch nicht ändern, trotzdem er bestimmt wußte, daß diese Reise eine einzige große Liebelei mit Adolie sein würde, sich wie ein Kind auf das Wiedersehen mit Friederike von Uzenstein zu freuen.

„Wenn ich mich nur beherrsche und nicht gleich in den ersten Tagen von Videnholm nach Breeß desertiere,“ dachte er weiter. „Wie ist es nur möglich, immer und immer wieder in die Netze einer Adolie

zu fallen, wenn man in seinem Herzen einen Tempel der Liebe für Friederike erbaute? Aber es ist — es ist —!“ rief er laut, seine Gedankenkette beschließend, um endlich, wie schon so oft, auf die Entschuldigung zurückzukommen, daß die Liebe nicht nur einen Dualismus, sondern eine noch weit größere Vielseitigkeit zulasse. „Menschlich — rein menschlich.“ Für das was menschlich war, oder was Arno Fiding als solches ansah, hatte er ein besonderes Verständnis.

Wie Arno es vorausgesehen hatte, geschah es. Er war auf der ganzen Reise Adolies getreuer Liebhaber, unbequemer Erzieher, pedantischer Lehrmeister und aufopfernder Kammerdiener, wobei er seine Gedanken zwischenburch, wer weiß wie oft, in das stille, traute Stübchen des Klosterfräuleins sandte.

In Kiel wurde Nachtquartier gemacht, die Reise nach Videnholm sollte von da aus am nächsten Tage zu Wagen erfolgen.

Ungefähr um dieselbe Zeit als die Familie Uzenstein von Kopenhagen abreiste, ließ sich Fräulein Friederike von dem etwas altmodischen Stiftsbienner nach dem Bahnhof in Breeß geleiten. Der Alte, stolz auf seine bevorzugte Stellung, wußte der Abreise einer Klosterdame stets einen gewissen feierlichen Anstrich zu geben, und so stand er auch heute, den vorweltlichen Trespenhut in der Hand haltend, so lange auf dem Bahnsteig, bis der Zug seinen Blicken entschwunden war.

Fräulein von Uzenstein hatte beschlossen, ihre Verwandten in Videnholm zu erwarten, sie sollten dort festlich empfangen werden. Die neue Heimat sollte ihnen in einem freundlichen Lichte erscheinen.

Sinnend in die Ecke eines Wagens erster Klasse zurückgelehnt, fuhr sie dahin. Was würde die Zukunft bringen? Diese Frage beschäftigte sie besonders, und dabei tauchten die alten Erinnerungen ihrer Jugendzeit, teils freudiger, teils wehmütiger Natur, lebhaft vor ihrer Seele auf.

Am farbenfrischesten traten diese vor ihr in Erscheinung, als sie in Udenburg den sie erwartenden Wagen bestieg und durch die ihr so bekannte Gegend dem Schlosse Videnholm zufuhr.

Da an jener Waldecke hatte sie in Begleitung ihres Veters Bernd ihren ersten Hasen geschossen. Friederike lächelte. Wenn sie jetzt noch auf die Jagd gehen sollte? Dort den schattigen Weg, der sich so weich und anmutig durch den hohen Buchenbestand zog, hatte sie oft im Sattel zurückgelegt. Auch dabei hatte Bernd sie meist begleitet. Bernd und immer Bernd war es, der eng mit ihren schönsten Jugenderinnerungen verknüpft war.

„Und dort — dort —“ Fräulein von Uzensteins Blick hing wehmütig an der alten mächtigen Eiche, die noch heute unverändert wie damals ihre Kiefernweige breitete — dort war es gewesen, wo sie ihrem Vetter sagte, daß sie ihm gut sei und doch nicht die Seinige werden könne.

Bernds todtrauriges Gesicht tauchte vor ihr auf, und sie sah noch wie er damals langsam hinter den hohen Stämmen der Buchen verschwunden war.

„Und ich habe ihn nie wiedergesehen — und dann — dann ging er jene unglückliche Ehe ein.“

Duälende Bormürse zogen in ihr Herz, und sie hatten sie noch nicht verlassen, als plötzlich beim Austritt aus dem Walde Schloß Bickenholm vor ihr lag.

„Da ist es!“ rief sie laut und sah feuchten Auges zu dem feudalen, wenn auch nicht schönen alten Bau hinüber.

Ein mächtiges Viereck mit übermäßig hohem, spitzem Schieferdach zeigte sich ihren Blicken. Vier runde, massige, nicht sehr hohe Türme bauten sich aus den Ecken heraus, während sich ein hoher, mit bunten Ziegeln gedeckter, freistehender Turm in der Mitte des Schloßhofes erhob.

Ein mit Wasser gefüllter, halb versumpfter, überbrückter Graben umzog das Schloß, dessen Nord- und Ostfronten sich dem alten, verwilderten Park zuwandten, wohingegen die beiden anderen den Ausblick nach dem Walde und den Koppeln gewannen.

Etwas abseits lagen die ausgedehnten, baufälligen Wirtschaftsräume, während das zu dem adeligen Gute gehörige Dorf Christiansfelde, wohl eine halbe Stunde entfernt, von hier aus nicht zu sehen war.

„Tante! Mein gutes, altes Tantchen!“ ertönte in diesem Augenblick Uß's Stimme, der auf seinem in Berlin gekauften Braunen flott heran galoppiert kam. Altes Tantchen? Wie eigen Friederike das berührte! Ja, sie war inzwischen alt geworden, seitdem sie zum letzten Male auf Bickenholm weilte. Es war lange her, und was lag nicht alles dazwischen?

Die Begrüßung zwischen ihr und ihrem Neffen Uß, der sie hier erwartet hatte, war eine herzliche. Er hob sie vor dem Hauptportale, welches auf einen mäßig großen, mit alten Linden besetzten freien Platz hinausging, leicht wie eine Feder aus dem Wagen und küßte sie herzlich.

„Mein süßes, einziges Tantchen! Aber wie hübsch Du noch aussehst!“

„Ach geh doch, Spötter,“ wehrte Friederike geschmeichelt.

„Bei Gott, so — so — wie eine Königin — aber eine sanfte und stolze Königin zugleich. Ja, ja, die Rose von Holstein ist noch nicht ganz verblüht.“

„Hör' auf, Uß, Du Schlingel! Willst Du mich gleich bei unserm ersten Wiedersehen nach so langer Zeit verspotten?“

Das Klosterfräulein lächelte mit vollendeter Anmut; sie hörte so etwas noch immer gern und liebte es, an den poetischen Namen, den man ihr in der Jugend schönen Tagen beilegte, erinnert zu werden.

„Verspotten? Zeige nur Deinem ungezogenen Herrn Neffen die Dornen gehörig, sonst — sonst —“

„Run?“

„Sonst läufst Du Gefahr, daß er Dir auf Tod und Leben den Hof macht.“

„Darauf will ich es ankommen lassen, mein guter Uß,“ jagte Friederike mit jenem herzwinnenden Lächeln, welches ihr in so hohem Grade eigen war, hing sich an seinen Arm und betrat mit ihm das Schloß.

„Uß, mein lieber Uß,“ flüsterte sie, auf der prächtigen, gemöblten, mit Waffen und Familienbildern geschmückten Diele angekommen, indem sie ihren Arm um seinen Hals schlang. „Gott möge den

Ußensteins, die nach so langer Zeit wieder diese angestammten Räume bevölkern, gnädig sein. Möge das frohe, harmlose Leben, welches hier einst zu den Zeiten Deiner Großeltern herrschte, darin von neuem erblühen.“

„Das walte Gott, mein Herzens-Tantchen.“

Es war eine geweihte, stille Stunde, welche Tante und Neffe zusammen verlebten, dann aber begannen sie mit der gemeinsamen Arbeit, um im Verein mit den wenigen alten Leuten und denen, welche Adolie aus Kopenhagen hierher vorausgeschickt hatte, die Vorbereitungen zum morgenden Empfang fortzusetzen.

Friederike flog Trepp auf Trepp ab, ließ aus allen Zimmern die besten Möbel, Bilder, Vorhänge und Teppiche zusammentragen und richtete damit das erste Stockwerk so wohnlich wie möglich ein. Tischler und Tapezierer, die Uß aus Oldenburg und Gutin hierher bestellt hatte, gingen ihr hülfreich zur Hand, der alte taube Gärtner schaffte dazu die kränkelnde einst berühmte Orangerie aus dem Gewächshause herbei, während der Förster Tannenreisig im Überfluß lieferte, welches von den Händen der Bauernbirnen schnell zu Kränzen und Gewinden verarbeitet wurde.

Auch um die Küche und den Keller bekümmerte sich Friederike; ein Wagen fuhr sofort nach Oldenburg, um dort alles Nötige einzukaufen. Inzwischen sah Uß auf dem Hofe und im Park nach dem Rechten. Ehrenportale mit Fahnen und Inschriften erstanden, die Wege wurden geharkt, mit weißem Sand und grünen Zweigen bestreut, die Wagen, welche nach Oldenburg abgingen, wurden gereinigt und die Geschirre gepußt, und als am nächsten Tage die Stunde des Empfanges heranrückte, prangte Bickenholm im festlichsten Schmucke.

Die Bauern von Christiansfelde und den Vorwerken, Uß an der Spitze, von Carl Jessen begleitet, ritten der Herrschaft bis an die Gutsgrenze entgegen, die sämtlichen Arbeiter, der Lehrer und die Dorfkinder hatten im Sonntagsstaate auf dem Schloßhofe vor der Freitreppe Aufstellung genommen und drinnen im Schlosse war die Mittagstafel so reich und wirklich wie möglich besetzt.

Am rot und weißen Grenzpfahl, der einen neuen Anstrich erhalten hatte und mit Grün und Fahnen geschmückt war, ließ Uß die berittenen Bauern halten, jetzt nahte das flotte Biergespann im scharfen Trabe, und ein donnerndes Hoch begrüßte die nach so langen Jahren in ihren alten, angestammten Besitz heimkehrende Herrschaft.

„Grüß Gott! Grüß Gott!“ rief Uß, an den Wagenschlag sprengend, seinen Eltern die Hand entgegenstreckend. Aber sein heiterer Gesichtsausdruck verschwand für einen Augenblick, denn er hatte neben seiner Stiefmutter Adolie, die abgelebte, ihm so unsympathische Gestalt des Grafen Arno Fiding-Bösberg bemerkt. Mußte der gleich mit in Bickenholm einziehen? Konnte er nicht in Kopenhagen bleiben, anstatt hier das sonderbare Freundschaftsverhältnis mit Adolie fortzusetzen?

Seine Begrüßung mit dem Grafen war kühl,

sie machten beide kein Fehl daraus, daß sie sich nicht sonderlich zugethan waren.

Es erfolgte eine kernige Ansprache des Bauernvoigtes, während der die übrigen den Wagen im Halbtreise umstanden.

Die Sonne strahlte zu diesem festlichen Akte freundlich vom Himmel und lag voll auf dem schönen Gesichte Adolies, welche sich durch die feierliche Art der Begrüßung in gehobener Stimmung befand. Aber der gute Bauernvoigt konnte nach Art solcher Leute den Schluß seiner Rede nicht finden; Wiederholung reihte sich an Wiederholung, so daß sich die Freifrau zu langweilen und die übrigen Gutsangehörigen zu mustern begann.

Da fiel ihr Blick auf die stattliche Gestalt des Inspektors Carl Jessen. Sie streifte ihn nur flüchtig, aber immer wieder flog ihr Auge zu ihm zurück. Diese frische Männlichkeit, das zarte, blonde und doch so kräftige Gesicht, sein schlanker und doch muskulöser Körperbau zogen sie an.

Sie fühlte, daß die Augen des Inspektors gleichfalls bewundernd auf ihr hafteten und sie wurde sich wieder, wie schon so oft, der Anziehungskraft, welche sie auf die Männer jedes Standes ausübte, bewußt.

Das rötete ihre Wangen, das belebte ihr Auge, das zauberte einen verführerischen Zauber auf ihr Gesicht. Dazu war ihr Anzug ein gewählt festlicher, weißes Pelzwerk legte sich weich und wohligh um ihr Gesicht und brachte den Pfrirscheint desselben zur vollen Geltung, während das Feuer ihres purpurfarbenen Sammetmantels dadurch noch gehoben wurde. Und dann das Haar! Wie goldene Wellen, durchleuchtet vom Sonnenschein, legte es sich um die Stirn und quoll unter dem Federbarett hervor.

Jessen sah erst flüchtig hin und wandte den Blick zur Seite, sobald er dem ihrigen begegnete, nach und nach aber wurde derselbe fester, bis er die Augen wahrhaft in die Adolies bohrte. Sie senkte unwillkürlich die Lider, dann erhob sie dieselben stolz und kalt in das Leere schauend. Aber lange dauerte das nicht. Blick neigte schon wieder zum Blick und jetzt — der geschwäzige Bauernvoigt, der seine Zuhörer auf eine so harte Probe stellte, versprach sich nun schon zum zehnten Male — umspielte fogar ein Lächeln Adolies sowie Carl Jessens Lippen, wenn auch nur, um bei der ersten sofort wieder einem hochmütigen, abweisenden Ausdruck Platz zu machen.

„Hoch — hoch!“ damit schloß endlich die Rede, die Bauern schwenkten ein und der Zug setzte sich, gefolgt von dem Biergespann, in Bewegung.

Adolies Blicke suchten im Vorwärtsfahren die kraftstrotzende Gestalt Carl Jessens und dieser, als ob er die magnetische Kraft dieser Blicke fühlte, redete sich höher im Sattel, preßte die Flanken des Pferdes mit seinen kräftigen Schenkeln, daß es tänzelte und kurbettierte, so dem Reiter Gelegenheit gebend, seine Gewandtheit zu zeigen.

„Wonach sehen Sie nur, Gnädigste?“ fragte Graf Fiding, der sich durch Adolies gänzliche Nichtbeachtung unangenehm berührt fühlte.

Frau von Ufenstein fuhr einwenig zusammen. „Nun, ich dachte doch, daß es genug zu sehen giebt,

wenn man zum ersten Mal in eine Gegend kommt, in welcher man dauernd wohnen soll?“

„Viel ist wirklich daran nicht zu sehen, eine bezaubernde Gegend!“ sagte Arno leuzend.

„Und wenn man sie nur deshalb so eingehend betrachtet, um zu diesem niederschmetternden Resultat zu gelangen,“ entgegnete Adolie ebenso. — „Mein schönes Seeland! — Diese einförmige Gegend — diese ewigen Wälle mit dem Gestrüpp darauf, welche die Aussicht ganz und gar benehmen, sind wohl die viel berühmten Knicks?“

„So ist es, Werteste.“

Wolf mischte sich beinahe gar nicht in die Unterhaltung der beiden, welche ihn nicht interessierte, sondern suchte sich von der Bodenbeschaffenheit und dem Stande der Wintersaaten Kenntnis zu verschaffen, freilich mit wenig Nutzen, denn er verstand von der Landwirtschaft so gut wie nichts.

„Da liegt Videnholm! Doch ein stattlicher Bau!“ rief er endlich mit einem gewissen gehobenen Gefühl, welches der Anblick der Wiege seiner Väter in ihm erzeugte.

„Mein Gott, wie eine alte Festung — wie ein Gefängnis!“ setzte Adolie düstern Tones hinzu. Doch ihre Mienen erheiterten sich ein wenig, als sie den Inspektor bemerkte, der sein Pferd verhalten hatte und jetzt an ihrer Seite neben dem Wagen ritt.

„Das ist Videnholm?“ fragte sie, sich leutselig an ihn wendend.

„Zu dienen, Frau Baronin. Ein alter, feudaler Bau,“ gab Jessen dienstfertig und doch nicht unterwürdig zurück. Adolie gefiel die anerkennende Art, und sein Organ tönte ihr angenehm in den Ohren.

„Sie sind wohl auf Videnholm angestellt?“ fragte sie weiter.

„Doch nicht, gnädigste Frau; ich bin der Inspektor des jungen Herrn auf Annenhof, aber wir sind heute an diesem festlichen Tage alle hergekommen, um der gnädigen Herrschaft unsern Respekt zu erweisen.“

„Sehr freundlich,“ entgegnete Adolie, die sich in diesem Augenblick ganz als Schlossfrau und als Mittelpunkt aller Huldigungen fühlte. „Sind Sie verheiratet, Herr Inspektor?“

„O nein!“ rief Jessen lachend und mit einem flammenden Blick auf die schöne, liebenswürdige Frau. Adolie verstand sich auf solche Blicke, die ihrer grenzenlosen Eitelkeit schmeichelten. „Mich ruft jetzt meine Pflicht, Frau Baronin,“ sagte Carl Jessen, lästete den Hut, warf das Pferd kurz zur Seite, gab ihm eine Aufmunterung, setzte über einen breiten Graben und jagte im langen Galopp dem Schlosse zu.

„Ein schneidiger junger Mann,“ schwebte Adolie auf den Lippen, doch sie unterdrückte den Ausruf und grüßte lächelnd nach beiden Seiten, wo sich bereits einige alte Weiber mit kleinen, unsauberen Kindern aufgestellt hatten, um ihre Neugier zu befriedigen.

„Sie machen sich als angehende Landfrau sehr gut, teure Adolie,“ spöttelte Arno.

„Wieso?“

„Nun erst so herablassend gegen den da — den

Inspektor, oder was er ist, und nun bestücken Sie diese alten Weiber ja geradezu mit Liebenswürdigkeit.“

„Römischer Mensch! Haben Sie mir nicht erst gestern abend in Kiel einen langen Vortrag darüber gehalten, wie ich mich in meiner neuen Rolle benehmen soll? Sie sind schwer zu befriedigen, Fibing.“

„Rinder — Rinder — jetzt nur keinen Streit,“ fiel Wolf ein, dem es als schlechte Vorbedeutung für den Eintritt in das neue Heim galt. „O die schöne Ehrenpforte.“

„Sehr hübsch! Sehr hübsch!“ rief Adolie und wieder grüßte sie huldvoll nach allen Seiten.

„Sie nehmen die Herzen im Sturm,“ neckte Arno.

„Das will ich auch!“ gab Adolie trotzig zurück.

„Hurra! Hurra! Hoch! Hoch!“ ließen sich jetzt die am Fuße der Treppe versammelten Bauern und Arbeiter vernehmen und in demselben Augenblicke erschien Friederike von Ugensteins schlanke Gestalt im Rahmen der von je zwei Säulen flankierten und mit einem klassischen Bogen gekrönten Thür, über deren Mitte das Wappen der Ugensteins thronte.

„Friederike! Friederike! Sie hier?“ rief Graf Fibing voller Freude, indem er mit einem für seine Fußverhältnisse geradezu kühnen Satz aus dem Wagen sprang und ihr entgegen eilte. Adolie sah es und ein gehässiger Blick traf die beiden.

„Nachher, erst muß ich diese da willkommen heißen,“ damit ging das Klosterfräulein auf Adolie und Wolf zu, der ersteren freundlich die Hand entgegenstreckend.

„Gott segne Guern Eingang, Ihr meine Lieben. Möge das Glück und die Freude fortan in diesen Mauern wohnen.“

Friederike zog Adolie an sich und küßte sie, dann ihrem Better ihre beiden schmalen, weißen Hände reichend.

„Danke — danke —“ antwortete Adolie, in Betracht des Ernstes des Augenblicks, der Rührung und der Herzlichkeit, mit der Friederike gesprochen hatte, auffallend flüchtig. „Also Du bist hier? — Sehr, sehr freundlich — wirklich — sehr liebenswürdig.“

Das Stiftsfräulein, viel zu ehrlich, um nicht an Adolies Aufrichtigkeit zu glauben, hörte nicht, wie gezwungen dieselbe sprach.

„Ich wollte Euch nicht in die leeren Räume kommen lassen, es sollte Euch verwandtes und hoffentlich auch liebes Blut dort begrüßen,“ wandte sie sich an Wolf, der sie, seinen natürlichen Regungen folgend, herzlich umarmte.

„Nun, langweilen werden Sie sich nun bei uns nicht, mein lieber Fibing,“ sagte Adolie scharf.

„Wieso? Ich hatte auch durchaus nicht die Absicht,“ gab dieser zurück.

„Nun, Friederike soll ja die Fähigkeit besitzen, die blasierteren Männer zu feurigen Jünglingen zu machen, — ha — ha —, das wußten Sie wohl, Fibing, und deshalb die rührende Aufopferung uns in die Verbannung zu folgen? Ha — ha — ha.“

„Das ist — wirt — lich — un — er — träg — lich —,“ preßte Arno heraus und begab sich auf das

Geratemoß in eines der anstoßenden Zimmer, bis man ihm eine Fremdenstube anweisen würde.

Adolie war das Blut jäh zur Stirn geschossen. Sie ärgerte sich über Friederikens Gegenwart, noch mehr aber über sich selbst, daß sie sich Arno gegenüber solche Blöße gegeben hatte. Diesen Eindruck mußte sie abschwächen und so entwickelte sie jetzt dem Klosterfräulein gegenüber jene Liebenswürdigkeit, durch welche sie Alt und Jung, Männer und Frauen stets bezauberte.

Auch bei Friederike blieb diese Wirkung nicht aus, und Arm in Arm schritt sie mit ihr jetzt auf die Versammelten zu, ihre Blumen entgegen nehmend und ihnen für ihre guten Wünsche dankend.

„Auch Ihnen danke ich sehr, Herr Inspektor,“ sagte sie mit einer kühlen, entlassenden Neigung des Kopfes, die sehr von der vorherigen Freundlichkeit abwich.

„Du, hier zu Lande sind dergleichen Leute große Herren, für die müssen immer etwas besondere Semmeln gebacken werden,“ meinte Friederike, als sie zusammen ins Schloß gingen.

„War ich nicht freundlich genug gegen ihn?“

„Ein wenig mehr konntest Du es sein.“

„Nun, ein anderes Mal.“

„Dergleichen Leute sind, wenn sie gut sind, nicht mit Gold zu bezahlen und Uß ist sehr mit ihm zufrieden.“

„Ja, ja, ich will ja gehorsam sein; man muß das alles erst lernen,“ erwiderte Adolie und ließ sich, ohne dem neuen Heim vorläufig viel Beachtung zu schenken, auf das für sie bereit gehaltene Schlafzimmer führen.

„Fort! Nach Hause!“ kommandierte Jessen unwirksam, worauf die Leute auseinandergingen, doch der Gesandtschaftsrat rief sie noch einmal zurück und kündete ihnen an, daß er sie in einigen Tagen zu einer festlichen Bewirtung alle wieder hier zu sehen hoffte.

Auf Jessens Zügen flammte die helle Wut.

„Wie einen Bedienten entließ mich dieses Weib, wie einen hergelaufenen Durschen,“ murmelte er zwischen den Zähnen, aber plötzlich zuckte es cynisch um seine Lippen und seine Augen erhielten einen stehenden Ausdruck. „Vorher — als niemand sie beobachtete, da war sie ganz anders und ihre Augen — ihre Augen —“

Jessen schnalzte mit der Zunge und erinnerte sich beim Heimritt nach Annenhof, daß der Baronin Adolie von Ugenstein der Ruf einer sehr flotten, leichtlebigen Frau von Kopenhagen aus vorausgegangen war.

Seine gute Laune war plötzlich wiederhergestellt, mit der Reitpeitsche in der Luft herumfuchtelnd, setzte er seinem strammen Holsteiner Gaul ein paar Sporen und galoppierte querfeldein Annenhof zu.

Behaglich verzehrte er hier seine Grüße mit Milch, sein Schwarzbrot und den prächtigen Holsteiner Schinken. Wie kräftig seine Kiefern dabei arbeiteten und wie sonderbar es zuweilen in seinen Augen aufleuchtete, während er fast ein Loch in das Tisch Tuch starrte. Vielleicht war diese Frau dazu angethan, seine Pläne, um derentwillen er hierher gekommen

war, um derentwillen er sich nur so geschmeidig diesem hochmütigen Abelspad fügte, zu fördern.

„Das ganze Leben ist eine große Kette von Zufälligkeiten und es kommt nur darauf an, dieselben zu seinen Gunsten auszuheben. Nun, das soll geschehen — ha—ha —,“ schloß Carl mit höhnischem Lachen, schob den Teller von sich, trank in langen, tiefen Zügen sein Bier aus und zündete sich dann behaglich seine kurze Pfeife an, die mit hohen Stiefeln bekleideten Füße weit von sich streckend.

„Diese — Augen — — und das Haar, wie eine Löwin. — Und die Gestalt! — Ei, das Donnerwetter!“

Carl Jessen hatte zwischen den einzelnen Sätzen, wie um sich erst Abolies Schönheit recht deutlich vorzuführen, eine lange Pause gemacht, bei dem Gedanken an ihre junonische Gestalt, hielt er sich jedoch nicht länger, sondern schlug mit der Faust donnernd auf den Tisch und stürzte ins Freie.

„Luft! Luft!“

Drüben in der großen Scheune wurde Erbsenstroh abgeladen, Carl Jessen ergriff eine Forke und arbeitete wie ein Pferd. Er mußte körperliche, schwere, anstrengende Arbeit haben, um sein wallendes Blut, die Flut seiner in ihm aufbrausenden Gedanken zu ersticken.

(Fortsetzung folgt.)

## Sie ist reizend.

Erzählung

von

**Brenda von Eichen.**

(Fortsetzung.)

„Sollte das nicht zu viel gesagt sein?“ erwiderte der Baumeister bedächtig. „Ganz abgesehen von unseren jungen Herren, die mehr oder minder alle in sie verliebt sind, ist diesmal auch das einstimmige Urteil der Damen ein günstiges.“

„Darauf gebe ich nun erst recht nichts. Wie leicht sind diese zu blenden? Hier eine geschickte Schmeichelei, ein bewunderndes Zuhören, dort eine kindliche Frage, ein unschuldiger Herzenserguß, eine stürmische Liebesversicherung, alles vermischt mit der zuvorkommendsten Dienstwillingkeit, und sie sind gewonnen und preisen, was sie in anderer, weniger anmutiger Gestalt, verdammen, zerreißen, zerfleischen würden. Die Kleine versteht eben die Kunst mit jedem in seiner Sprache zu reden — eine Kunst, die edel angelegte Menschenkinder nie zu lernen vermögen. Voila tout!“

„Wenn Sie denn auf das Urteil der hiesigen Damen im allgemeinen nichts geben, so doch vielleicht auf das einer einzelnen im besondern,“ sagte der Baumeister ein wenig pointiert.

„Und welcher?“ fragte er, den Sprecher gelassen fixierend.

„Nun, die ganze Stadt weiß ja, mit welcher Liebe die sonst kalte Frau Doktor Ewald an der Kleinen hängt,“ beeilte er sich gleichmütig zu erwidern.

„Haben Sie ganz vergessen, daß Liebe blind ist?“

„In diesem Falle doch wohl nicht. Wie ich hörte, soll die kleine Hellmuth der Frau Doktor schon unentbehrlich sein, dieselbe den ganzen Haushalt führen. Während ihre Cousine vor dem Schreibtisch sitzt oder sich in ein Buch vertieft, schneidert, kocht, plättet die Kleine.“

„Was noch mehr? Schreibt sie dem Doktor nicht auch die Rezepte und fühlt seinen Kranken den Puls?“ Mit kühlgeistiger Ruhe blickte er ihn an.

„Da möchte mancher gern krank sein,“ warf

der Assessor ein, bemüht dem Gespräch eine heitere Wendung zu geben.

„Sie müssen das alles freilich besser wissen, Sie sind ja dort Hausfreund,“ sagte der Baumeister vorsichtig seinen Rückzug nehmend.

„Ich habe die Ehre und weiß daher auch, daß Frau Doktor Ewald eine zu selbständige Natur ist — einer von jenen hochangelegten Charakteren, der vorurteilsfrei seinen Nebenmenschen mit allen seinen kleinen Schwächen und Fehlern zu beurteilen vermag und doch an sich den höchsten Maßstab legt — um sich einer Pflicht, selbst wenn sie ihr schwer fallen sollte, zu entziehen.“

Beherrscht von dem Gedanken der angefeindeten Frau Genußhuung zu verschaffen, achtete er bei seinen schnell und energisch gesprochenen Worten nicht auf die sonderbaren Mienen der Zuhörer. Der Amtshauptmann hatte sich mit hochgezogenen Brauen hinter seiner Zeitung verschanzt und that, als ob ihn das ganze Gespräch nichts angehe, der Baumeister studierte beharrlich das Tapetenmuster und der Assessor hüllte sich in Rauchwolken. Während er zierliche Ringe in die Luft blies, dachte er, welch heißes Pflaster so eine kleine Stadt doch für den ledigen Mann sei, wie gefährlich, ein weibliches Wesen vor dem andern zu bevorzugen, und daß er beim nächsten Ballfest nach Erledigung jedes Pflichttanzen, noch ängstlicher als bisher, den Rückzug aus dem Saal antreten wolle, um nicht in falschen Verdacht zu kommen.

„Wo ist Hochberg eigentlich?“ fragte er auf einmal.

„Ja, wo ist derselbe? Er hat sich lange nicht sehen lassen,“ sagte der Amtshauptmann interessiert und legte seine Zeitung beiseite. „Ist etwas an dem Gerücht, daß er sich um die kleine Hellmuth bewirbt?“

„Na, er wird doch nicht so thöricht sein, sich eine so glänzende Zukunft entgehen zu lassen?“ bemerkte der Assessor.

Der Baumeister zuckte die Achseln. „Was spielt die Liebe nicht oft für Streiche.“

Der Amtsrichter pffiff leise vor sich hin und klapperte mit dem Dedel seines Seibels. „Profit, Trübsal! Ich komme Ihnen meinen Rest.“

„Das würde ich bedauern, denn ich glaubte ihn bereits anderweitig gebunden.“ nahm der Amtshauptmann wieder das Wort. „Es ist bewundernswert, wie Lemde es verstanden aus dem unbedeutenden Materialgeschäft im Laufe der Jahre das große, weitverzweigte Haus zu entwickeln, das sich des Rufes eines der solidesten und reellsten unserer Provinz zu sein, erfreut. Ich sage Ihnen, meine Herren,“ fuhr er lebhaft fort, „es werden dort Geschäfte gemacht, in dem kleinen, engen Contor Summen umgesetzt, wie man sie dem prunklosen, alten Hause nicht zutraute. Dabei ist der alte Lemde immer derselbe einfache Niedermann geblieben, für sich anspruchslos, für andere hilfsbereit. Es wäre tief zu beklagen, nicht nur im Interesse der Stadt, sondern auch des ganzen Kreises, wenn das Geschäft einmal aufgelöst werden sollte oder in die Hände eines Spekulanten geriete. Ich glaube, dieser Gedanke schmerzt Lemde oft selbst. Hochberg ist ein tüchtiger Mann, ganz die Persönlichkeit, das, was der Alte begonnen, mit Energie und Umsicht weiterzuführen und auszubehnen. Es wäre schade, wirklich sehr schade, wenn so ein hübsches Lärvochen alle diese wohlbedachten Pläne zu nichte machen sollte.“

„Das wäre es,“ entgegnete der Amtsrichter. „Aber sollte das ganze Gerücht nicht wieder einmal auf einen Stadtklatsch hinauslaufen? Es sind in letzter Zeit viel Kaffeegesellschaften gewesen.“

„Hoffen wir's,“ antwortete der Amtshauptmann lächelnd.

## V.

Unterdessen ging Hochberg mit großen, hastigen Schritten die Chaussee entlang.

Dem Schnee, dem Regen,  
Dem Winde entgegen.  
Im Dampf der Rüste,  
Durch Nebelbüfte;  
Immer zu, immer zu,  
Ohne Rast und Ruh.

Es herrschte eine bitterkalte Luft; der Schnee knisterte unter seinen Füßen, der schneidende Wind trieb ihm feine Eiskörnchen in das Gesicht und Haar und Bart war nach wenigen Minuten weiß bereift. Er achtete nicht darauf. Nur weiter, weiter, dachte er, frei aufatmen können, die engen Straßen, die Luft der kleinen Stadt hatten ihn schier erdrückt.

So stürmte er vorwärts und hatte doch das Gefühl, als wenn er sich mit jedem Schritt mehr von ihr entferne. Entferne? „Als ob ich ihr je nahe gestanden,“ murmelte er, „sie ist ja freundlich und gütig gegen jeden, warum nicht auch gegen mich? und ich Thor glaubte mich besonders bevorzugt.“

Erst jetzt wußte er, wie innig er das stille, sanfte, anspruchslose Mädchen liebte. Nicht plötzlich,

blendend, überwältigend war die Liebe gekommen; ganz leise, leise hatte sie sich in sein Herz gestohlen, war Tag für Tag in ihm gewachsen; er konnte nicht angeben, wann sie begonnen, aber er wußte heut, daß sie nie aufhören würde. Heute . . . Was war denn heute geschehen? . . . Eine einzige Stunde, nein, eine Minute hatte ihn aus einem Traum gerüttelt, in dem er Woche für Woche, Monat für Monat, dahingelebt in stillem, leidenschaftslosem Glück, der sicheren Hoffnung auf Erfüllung. Er hätte es hin-genommen als etwas Herrliches, Schönes aber — Selbstverständliches, etwa wie beim Schluß des Märchens der Prinz stets die Prinzessin bekommt. — Und nun sollte es so ganz anders kommen, als er gedacht? Das schöne Märchen nach Art der modernen Geschichten mit einer schrillen Dissonanz schließen, oder er sich mit einem elegisch weichen „Behüt' Dich Gott, es wär' zu schön gewesen“ von dem Mädchen, das er liebte, verabschieden? . . . Nimmermehr! . . . Wohl war der Amtsrichter ein unabhängiger Mann, dem gewiß eine glänzende Karriere bevorstand — aber hatte er denn nichts in die Wagschale zu werfen? . . . Und wenn es nur seine Jugend war, er nahm den Kampf mit ihm auf.

Der Nachwächter rief die zehnte Stunde ab als er mit ruhigen, festen Schritten in das Städtchen zurückkehrte. In Mondlicht gebadet, eisbereift lag das alte Kaufhaus schweigend da, und er trat mit dem festen Vorfaß über die Schwelle, die köstliche Perle, welche es barg, zu gewinnen.

\* \* \*

Die Tage kamen und gingen, sie brachten Frost und Tauwetter, Freund- und Feindschaft, Schlittenpartien und Kaffeegesellschaften. Man war dies Jahr besonders erfinderisch in Vergnügungen und Suschen überall der Mittelpunkt: die Herren lagen ihr zu Füßen, die Damen hätschelten sie und die jungen Mädchen nahmen ihre Ausprüche wie ein Orakel.

Aber sie war nicht mehr die einzige Berühmtheit im Städtchen. Das wunderbare Ereignis, daß unter dem ehrwürdigen Dache des alten Kaufhauses ein Bolontair, ein Australier, wie es hieß, eingezogen, beschäftigte alle Gemüter.

In Begleitung einer riesigen Dogge war er angekommen und von Hochberg auf dem Bahnhof abgeholt worden. Später wurde vor dem Hause zur Bewunderung der Nachbarn und unter dem Staunen der Straßenjugend, ein hochradiges Bicycle, ein paar schmale Kricketaschen, deren Zweck sich niemand zu erklären wußte, eine Reisebede aus Dpossumfellen und verschiedene Koffer abgeladen.

Elisabeth war sehr erschrocken, als ihr der Vater die Mitteilung von der in Aussicht stehenden Ankunft des neuen Hausgenossen machte. Im Grunde war ihm dieselbe ebenso wenig angenehm. Bis jetzt hatte er stets abgelehnt, Bolontaire in seiner Handlung aufzunehmen — er liebte diese Geschäftsbummler, wie er sie nannte, nicht, konnte sich diesmal jedoch dem dringenden Ansuchen eines Geschäftsfreundes nicht entziehen. Dieser hoffte, daß sein unbeständiger

Neffe unter der Leitung eines so tüchtigen und strengen Prinzipals wie Herr Lemde, sich, fern von den großstädtischen Zerstreuungen, an eine regelmäßige und solidere Thätigkeit, als er sie bis dahin entwickelt, gewöhnen würde.

Bis jetzt sah es jedoch nicht danach aus. Die ersten Tage hatte der junge Mann damit verbracht, sein Zimmer — ein wahres Hundeloch — wie er zu Hochberg bemerkte, möglichst komfortabel einzurichten. Ein großer Teppich aus Känguruhfellen wurde über die ausgetretenen Dielen gebreitet, in einer Ecke ein ausgestopfter Nativbär, in der anderen ein zierliches Valubee, vor dem Fenster ein Glaskasten mit den reizendsten, buntschillernden Vogelarten aufgestellt, und an den Wänden die Waffen von Wilden verteilt. Dann legte er sich auf das Kanapee, rauchte Cigaretten und strich die Nase in einen aus einem Emuei gefertigten Becher. Er rührte sich kaum, als es klopfte und Hochberg eintrat.

„Ich dachte, Schmidt, es wäre an der Zeit, daß Sie sich einmal im Geschäft sehen ließen. Der Prinzipal hat schon verschiedene Mal nach Ihnen gefragt.“

„Take a seat,“ sagte er, ohne seine bequeme Lage zu ändern und schob ihm das Cigarrenetui hin.

„Danke, ich kann nicht lange verweilen. Sie haben ein schön Stück Welt kennen gelernt, seit wir zusammen in Hamburg auf der Schulbank saßen. Wie lange sind Sie in Australien gewesen?“ fragte Hochberg und betrachtete mit Interesse die seltsamen Waffen. „So viel ich mich erinnere, kamen Sie direkt von der Schule in das Bankgeschäft Ihres Onkels in Hamburg, während ich in ein Haus in London eintrat. Wir haben uns dann aus den Augen verloren, als ich zurückkam waren Sie fort.“

„Ich ging bald danach für das Haus Lohren & Co. nach Australien, um Drahtneze — bei der kolossalen Kaninchenplage ein sehr gangbarer Artikel — einzuführen, überhaupt Verbindungen anzuknüpfen und blieb drei Jahre dort; there is no mistake about, es ist ein famoseres Land!“ Er zog sich mit dem in gelbledernem Schiffschuh steckenden Fuß einen Stuhl heran und legte ihn darauf. „Alles großartig, weit, frei — man rechnet nur nach großen Zahlen — keine Pfennigsucherei wie bei uns, keine Bevormundung; jeder kommt, geht, lebt, treibt gerade wie es ihm behagt. Da fühlt sich der Mensch noch, da kommt sein Ich zur Geltung, während er hier, bah! weiter nichts als ein Statist ist, dem seine Rolle zuerteilt wird. Und was den Spekulationsgeist anbetrifft — staunenswert! Alles spekuliert, sogar das kleine Mädchen mit der Schulmappe hat seine shares und wird dadurch smart. Geld und Sonnenschein die Fülle — the country is matchless!“

Hochberg spielte mit dem Boomerang eines Wilden und hörte zu. „Warum haben Sie denn das famosere Land, in dem Sie, wie ich nach dem Vorhergehenden doch annehmen muß, ausgezeichnete Geschäfte gemacht haben, sobald verlassen?“

„Das Klima bekam mir nicht, es wurde mir zu heiß.“ Er ging leicht über die Frage hinweg. „Jenes einfache, gebogene Stück Holz übrigens, das Sie da eben in Händen halten, hätte mir beinahe

das Leben gekostet. Ein Wilber schleuderte es nach mir, als ich arglos durch den victorianischen Urwald ritt und nur ein Seitensprung meines Pferdes rettete mich. Ich schoß die schwarze Bestie dafür kaltblütig nieder.“

„Dann haben Sie wohl den letzten victorianischen Wilden erschossen?“ fragte Hochberg mit unverkennbarer Ironie, „denn dieselben sollen in der Kolonie Victoria vollständig ausgestorben und nur noch gezähmt auf den Missionsstationen zu finden sein.“

„Ich mag mich wohl zu nahe an die Grenze gewagt haben, denn in den übrigen Kolonien sind sie noch sehr zahlreich und einzelne Stämme besonders blutig und hinterlistig,“ erwiderte er phlegmatisch. „Auf dieser Tour ins Innere schoß ich auch jenen Bären, den ich mir zum Andenken habe austopfen lassen. Es war eine mondheile Nacht, ich übernachtete in einer Trapperhütte und war ausgegangen um Dpossums zu schießen; ich hörte ihr ‚scher, scher‘, sah sie auf den Zweigen eines riesigen Gummibaumes hin und her laufen, schon wollte ich anlegen, da fällt ein Schatten auf den Weg, der Bär steht vor mir, ich reiße die Flinte an die Wache und feuere, aber er schüttelt sich nur, das feine Schrot war nicht durch den Pelz gegangen, er nahm mich an, da lehrte ich mein Gewehr um und schlug ihm mit dem Kolben so heftig auf den Kopf, daß er betäubt war, und fing ihn dann mit dem Jagdmesser ab.“

„Nun hören Sie auf, Schmidt, mir Bären aufzubinden,“ sagte Hochberg lachend „und suchen sie sich andere Personen aus, Sie werden schon geeignete hier im Städtchen finden. Ich weiß zufällig ganz genau, daß der kleine australische Bär ein höchst harmloses Tier ist, das sich ohne Gegenwehr mit einem Knüttel totschiessen läßt. Erzählen Sie mir lieber, was Sie denn eigentlich in dem Urwald machten — doch nicht Drahtneze verkaufen?“

„Nonsens!“ Er zögerte ein wenig. . . „Ja, das war eine fatale Sache. Ich hatte eine große Summe Geldes in shares einer neuentdeckten Goldmine angelegt und wollte mir diese einmal ansehen.“

„Na, und wie war sie?“

„Garnicht war sie — sie war überhaupt nicht da!“ sagte er sein bisher gezeigtes Phlegma plötzlich verlierend, ziemlich heftig. „Als ich nach allen Anstrengungen nach Melbourne zurückkehrte, waren die Direktoren und unser Geld auch nicht mehr da.“

„Netter Schwindel. Ihr gelobtes Land scheint doch auch Schattenseiten zu haben.“

„Das war's, und niemand bedauert den, der reinfällt, „Look out for yourself“ heißt's dort. Übrigens in den Gründerjahren haben wir in dem soliden Deutschland ähnlichen Schwindel erlebt. Das fatale bei der Sache war nur, daß sie gerade mir passierte. Ich lehrte dann nach Deutschland zurück, in der Absicht, mit neuen Mitteln versehen, wieder nach Australien zurückzulehren um die Scharte auszuweken, und werde nun von meinem Onkel statt dessen in dies kleine, hinterweltliche Nest geschickt, wo, wie er sagt, mir alle Spekulationsgelüste ausgetrieben würden und ich ein solides, altes Geschäft von Grund auf kennen lernen soll.“

„Das können Sie hier,“ sagte Hochberg, „und ist es auch wohl Zeit, daß Sie damit den Anfang machen. Wir haben schon zuviel Zeit verplaudert. Kommen Sie, Schmidt,“ rief er ungeduldig, als derselbe noch keine Anstalten sich zu erheben machte, „der Prinzipal erwartet Sie und hat eine kurz angebundene Art, das werden Sie auch noch spüren.“

„Nennen Sie mich doch nicht immer Schmidt, es ist so vulgär, Smith, bitte.“

„Unsinn! Sie sind ein deutscher Schmidt und kein englischer und sollten stolz darauf sein.“

„So? . . . man hat mich in Australien stets für einen Vollblut-Engländer gehalten,“ sagte er mit affektierter Gleichgültigkeit und betrachtete seine Fingerspitzen.

Hochberg musterte ihn, zwischen Thür und Angel stehend, mit überlegenem Lächeln.

„Ihre lange, überschlanke Gestalt in dem blauen Sergeanzug, das rölliche Haar, die Sommerprossen, der Schnitt des Bartes mag allenfalls für englisch gelten, das ist alles. Ich habe die Poffen übrigens satt. Leben Sie wohl, bester Schmidt.“

„Bewünschte Falle, in der ich hier sitze!“ murmelte dieser, als sich die Thür hinter Hochberg geschlossen. Und doch . . . . Ja, es ist der einzige Weg, um wieder flott zu werden.“

Er warf die Zigarette beiseite, erhob sich langsam, schaute ein paar Augenblicke durch's Fenster und schlenderte dann langsam hinter Hochberg her.

Auf dem Gange begegnete ihm Elisabeth. Sie hatte Weihnachtseinkäufe gemacht und trug ein schweres Paket im Arm, Christgeschenke für die vielen kleinen Patchen, die sie im Städtchen besaß. Ihr blaßes Gesicht war von der Luft und auch wohl der Vorfreude des Gebens gerötet und sah in dem Rahmen des blauen Sammethutes besonders lieblich aus. Schnell wollte sie an ihm vorübergehen.

Er machte Front. „Wohin so eilig, Miß Lemke?“ fragte er mit dreistem Lächeln.

„Ich bin ein deutsches Mädchen und bitte mich demgemäß anzureden, Herr Schmidt,“ erwiderte sie ruhig, ohne sich aufhalten zu lassen und verschwand in ihrem Zimmer.

„Eh . . . eh —“ Er riß die hellbewimperten, für gewöhnlich halbgeschlossenen Lider weit auf und sah ihr verblüfft nach. „Diese prüden deutschen Mädchen — ich habe wahrhaftig den Ton mit ihnen zu verkehren verlernt.“

Hochberg war unversehens Zeuge der kleinen Scene. Sein Herz schlug hoch. Wie mädchenhaft lieblich sie war und wie wußte sie ihre Würde dem Geden gegenüber zu wahren. — Ja, sie war ein deutsches Mädchen in des Wortes edelster Bedeutung, das einfach und schlicht das Heiligtum deutscher, edler Sitte hoch zu halten verstand, der aller phrasenhafte Schimmer, jene Halbheit und Hohlheit der heutigen Mädchenwelt fremd war.

Wie sehnte er sich nach einem Blick in die großen, sanften Mädchenaugen, die sich stets so schnell und schüchtern senkten, wenn er hinein zu schauen hoffte. „The heart's letter is read in the eyes“ das wußte er. Aber nicht von der Kraft, mit der eine keusche, stolze Mädchenseele des Briefes Siegel zu behüten

versteht. Und doch fühlte er sich seit gestern leicht und froh. Ein Nichts hatte ihn beglückt — denn in der Liebe kann ein Nichts oft viel sein und viel ein Nichts.

Nach langer Zeit war sie wieder einmal mit den anderen nach dem Eise gegangen, aber sie lief ungerne und nicht sicher. Da hatte er sie im Schlitten fahren dürfen, der Wind ihm ihren Schleier in das Gesicht getrieben, und als sie danach faßte, ihre Finger seine Wange berührt. Was bedeutete nur die Blutwelle, welche den weißen Hals vor ihm bis unter die dunklen Flechten plötzlich rosig färbte? Jäh, ungestüm, unbezwinglich, erwachte dabei der Wunsch in ihm sie zu fragen, ihr zu sagen — alles, alles.

Weit ausholend war er dahingefahren über die blaublauke Fläche — er und sie ganz allein — bis zu den verkrüppelten Weidenbäumen, die schilfumgeben aus dem Eispiegel ragten. Da hörte er ein helles Lachen hinter sich, ein Schneeball traf ihn, an ihm vorüber glitt Suschen, und einen der Bäume atemlos umschlingend, warf sie ihm neckende Worte zu.

Da war der Moment vorüber, aber das Frohgefühl blieb, und das Christfest nahte. Es sollte ihm etwas recht Schönes, das Schönste bringen. Das hoffte er mit dem ganzen Feuer einer noch ungeprüften Männerseele, die jugendstark, kraftbewußt den Himmel stürmen zu können glaubt und der Hölle zu trotzen — aber er war noch nicht so alt, um zu wissen, daß in diesem Jünglingsfeuer nur der Stahl geschmiedet wird, der dem Manne die stählerne Kraft giebt.

## VI.

Mehr als an jedem anderen Weihnachtsfest zeigte sich diesmal eine geheimnisvolle Thätigkeit im Städtchen: alle Schneiderinnen sind in Bewegung, Handwerker eilen hin und her, im Klubsaal wird gehämmert, gezimmert, Buden aufgeschlagen und die Wände mit Tannenzweigen bekleidet. Es sollte am ersten Feiertage ein Bazar stattfinden; man wollte sich in der kleinen Stadt zum Besten der Armen auch einmal kostümieren und amüsieren und dabei das angenehme, beruhigende Gefühl aufopfernder Wohlthätigkeit genießen.

Oben, auf dem engen Gange des alten Kaufhauses, schimmert Licht. Hochberg hält in der hocherhobenen Hand eine Schirmlampe; ihr Schein fällt auf Elisabeth, die vor einer geöffneten Truhe kniet, welche mit vergilbten Papieren, Spitzen, allerhand altmodischem Kram aus Großmutterzeit gefüllt ist. Sie sucht nach einem alten Kupferstück.

Während sie unruhig den bunten Inhalt durchwühlt, schaut er bewundernd auf den feingeformten Kopf, die Wucht dunkelglänzender Flechten im Nacken; schwer hängen sie herab, ein paar Nadeln haben sich gelöst. Was gäbe er darum, sie vollends herausziehen zu dürfen. Aber was er vielleicht bei mancher anderen — bei Suschen, vom Moment hingerissen, unbedenklich gewagt hätte, hier hielt ihn eine zarte Scheu zurück.



Sie fühlte seinen Blick und neigte das errötende Antlitz tiefer.

Er stellte die Lampe fort. „Darf ich suchen helfen?“ fragte er und ließ sich auf ein Knie neben ihr nieder; eine Raute, die spinnend um ihr Kleid strich, schob er zur Seite.

Nun suchten vier junge Menschenhände nach einem alten Bilbe, und ihre Gedanken sind doch weit ab von demselben. Sie vermag überhaupt nicht zu denken, sie empfindet nur das Glück seiner Nähe, aber zugleich verwirrt es sie.

„Hier ist's,“ sagte sie mit kurzem Atem und schob eine Schachtel zur Seite.

„Wo?“ fragte er und griff, sie anblickend, unsicher zu. Der Deckel öffnete sich — ein Paar vergilbte Atlaskübe, ein Myrtenkranz fielen heraus.

„Der Großmutter Brautkranz und Schube!“ rief Elisabeth.

Er nahm sie in die Hand, sie waren schmal und klein. „Ob dieselben Ihnen wohl passen?“ fragte er lächelnd.

Sie schüttelte den Kopf. „Die Großmutter ist eine kleine, zierliche Frau gewesen.“

„Und Sie sind groß und schlant,“ ergänzte er langsam. „Ich glaube, Sie reichen mir weit über Schulterhöhe.“ Er schaute sie so eigen, prüfend an; leise berührten seine Finger den Myrtenkranz, und dann schweiften seine Augen wieder über den glänzenden Mädchenscheitel. Wie mußte demselben einmal ein solcher Kranz stehen?

„Welch ein poetisches Stückchen Vergangenheit, das auch einmal holde Gegenwart gewesen — wie auf einmal wieder Gestalt und Farbe gewinnt, was schon lange verblaßt, dahin war,“ sagte er, denselben gedankenvoll in der Hand haltend. Seiner selbst nicht mehr mächtig, bat er plötzlich:

„Elisabeth, legen Sie den Kranz einmal auf,“ und er wollte ihn auf ihren Scheitel legen.

Dunkel erglühend fuhr sie zusammen und streckte die Hände abwehrend, bittend aus.

Von draußen kam ein Luftzug, das Licht flackerte hin und her, eine knöcherne Hand berührte seinen Arm. „Um Christi willen!“ flüsterte die alte Tante, „es thut nimmer gut, wenn zwei einen alten Hochzeitkranz berühren — sie kommen nimmer zusammen.“

Hochberg war unwillig aufgesprungen, nun lächelte er: „Das ist der Glaube der alten Zeit, in der neuen trifft's umgekehrt zu.“

Die Alte schüttelte den Kopf. „Was suchst Du noch immer?“ fragte sie in spitzem Ton Elisabeth, die in hilfloser Verlegenheit, den Kopf tief über die Truhe gebeugt, zwischen den alten Sachen kramte.

„Ein altes Bild. Hier ist's,“ sagte sie, sich erhebend, verwirrt, und reichte es ihm. „Ich erinnerte mich desselben, als wir von dem bevorstehenden Bazar sprachen.“

Es war ein schöner Stuch: die Tochter des Wittinghausers. Eine liebliche Mädchengestalt, mit einem zarten, blassen Gesichtchen, kniet in einer Fensternische vor ihrem Beetschemel und schaut, die Hände gefaltet, mit großen sehnsüchtigen Augen in das verblässhende Abendlicht. Fessellos wallte ihr

Haar bis zur Taille. Tracht und Zimmereinrichtung waren aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

„Wie hübsch,“ sagte Hochberg. „Wissen Sie, daß Sie dem Bilbe gleichen?“

„Der Großmutter soll es ähnlich gesehen haben, da hat es ihr eine Gespielin geschenkt,“ antwortete sie mit heißen Wangen. Und als die Tante sich zum Gehen wandte, schloß sie hastig die Truhe, das Bild in seinen Händen zurücklassend.

Auf ihrem Zimmer angekommen, stand sie hochatmend still, beide Hände fest auf das klopfende Herz gedrückt.

„Es giebt Freuden auf der Welt von einer Überschwenglichkeit, daß sie unser Herz zerbrechen könnten,“ sagt ein Dichter, „und Leiden von einer Innigkeit . . .“ Da bricht er ab. Er will wohl damit sagen, daß sie unsagbar seien.

\* \* \*

Der Weihnachtsabend mit seinem seligen Schenken und fröhlichen Nehmen war vorüber. In Hannas Zimmer sieht es bunt aus: Spitzenstoffe, Blumen und Bänder bedecken Tische und Stühle. Die weißen Arme hoch erhoben, steht Suschen vor dem Spiegel und läßt sich von der vor ihr knieenden Schneiderin das Atlasmieder zuzchnüren.

Über einem Unterkleide von roter, mit Perlen schnüren gerasteter Seide, fiel ein leichter, silberdurchwirkter Unterwurf, der vorn offen, von einer breiten, lose geknüpften Schärpe gehalten wurde. Es war das Kostüm einer Odaliske, mit dem sie alle zu überraschen, zu bezaubern gedachte. Mit befriedigtem Lächeln schaute sie in das Glas:

„Spiegelein blink, Spiegelein blank,  
Wer ist die Schönste im ganzen Land?“

fragen ihre Augen.

Hanna sitzt am Schreibtisch; sie hält einen Brief, den sie soeben gelesen, grübelnd in der Hand.

Ungeduldig sieht Suschen zu ihr hinüber. „Nun, wie gefalle ich Dir?“

„Ganz gut.“ Gleichgültig schweifte ihr Blick über den Anzug; die Antwort klang, als ob sie weit ab mit ihren Gedanken sei.

Suschen zieht die Stirn kraus. Sie ist so sehr an Hannas liebevolles Interesse gewöhnt — ihr zu Gefallen nimmt dieselbe an dem heutigen Abend teil und hatte selbst das Zelt ausschmücken geholfen, in dem die kleine Odaliske allerhand Schmuckstücken feilbieten wollte — daß sie sich ihre plötzliche Teilnahmslosigkeit nicht erklären konnte. „Was mochte in dem Brief stehen? Irgend etwas Unangenehmes mußte es sein,“ grübelte sie, „Hanna sah so ernst aus und schien noch gar nicht daran zu denken, Toilette zu machen, obgleich es die höchste Zeit war.“

Die Schneiderin war gegangen und die beiden allein im Zimmer.

„Suschen, hast Du mich lieb?“

Wie ernst die Frage klang. Betroffen sah sie auf. „Nun, natürlich habe ich Dich lieb, süße Hanna, so lieb wie außer Papa niemand weiter,“ und sie schlang die Arme stürmisch um ihren Hals.

Aber nicht wie sonst lief bei dieser Versicherung ein glückliches Lächeln über die Züge der jungen Frau. Leise wehrte sie der Liebkosung und sagte traurig: „Trotzdem hast Du Deinem Vater geschrieben, Du langweilst Dich hier grenzenlos, aber es ist nicht das einzige — Du beklagst Dich auch bei ihm, daß Du im Haushalt zugreifen müßtest, Arbeiten verrichten, welche Dir zu schwer würden, unter denen Deine Gesundheit und Aussehen litte . . . Das ist doch wohl nicht wahr, wenn ich Dir auch hier und da Hausaltungsarbeiten, die zu lernen ich nützlich für ein junges Mädchen halte, übertragen habe?“

„Wie kannst Du glauben . . . Papa hat alles verkehrt aufgefaßt . . .“ stotterte sie verlegen.

Hanna winkte abwehrend. „Dein Vater teilt in dieser Hinsicht ganz meine Ansichten. Du wirst in Deinem Elternhause an ein luxuriöses Leben gewöhnt und verwöhnt, in Ansprüchen erzogen, die nicht mit Deinen Ausichten übereinstimmen, da hält er es für gut, daß Du auch ein einfacheres Leben kennen, in einen bescheidenen Haushalt Dich schicken lernst. Aber noch aus anderen Gründen wünscht er Dein längeres Bleiben hier . . .“ Sie machte eine Pause.

Suschen stand trotzig mitten im Zimmer und spielte mit ihren Armbändern. Bei Hannas letzten Worten suchte sie ein wenig zusammen und sah schnell zu ihr hinüber; mit einer kurzen Bemerkung wollte sie zur Thür eilen. Hanna hielt sie zurück.

„Nur eine Frage noch, dann will ich Dich nicht länger quälen. Hast Du Dich hinter dem Rücken Deiner Eltern mit einem jungen Studenten verlobt und dann, als derselbe bei Deinem Vater ehrlich um Dich anhielt, ihn verleugnet, und trotzdem das Verhältnis fortgesetzt, bis der junge, leichtgläubige Mensch, schließlich doch an Deiner Liebe zweifelnd, seine Studien vernachlässigte, zerfahren und krank wurde?“

„Der dumme Junge!“ erwiderte sie verdrücklich und ungerührt. „Was braucht er die paar Redensarten, die gar nicht so gemeint waren, so ernsthaft zu nehmen . . . Er wohnte mit uns im selben Hause, da begegnet man sich zuweilen, er war so artig mir manchmal ein Bouquet zu schenken, bei Regenwetter den Schirm zu halten, wenn ich aus der Musikstunde kam und die Notenmappe zu tragen, dafür mußte ich natürlich wieder freundlich sein — das ist alles.“

„Das ist alles . . .“ wiederholte Hanna schmerzlich. „Und darüber bricht vielleicht ein armes, junges Menschenherz, verzehrt sich in Kummer und Sehnsucht, betrübt seine Eltern, und ein roter Mädchenmund, der ihn gewiß oft süß angelächelt, sagt wegwerfend, der dumme Junge. Susanne!“ niemals nannte sie dieselbe sonst so — „wie kannst Du nur so unaussprechlich herzlos sein?“ sagte sie entrüstet, indem ihr Antlitz flammende Röte des Zornes übergoss.

Sie dachte nicht daran ihr ihren Leichtsinn, ihren Mangel an Offenheit, die Hintergehung der Eltern vorzuhalten — der Verrat an der Liebe erschien ihrem tief empfindenden Gemüt in diesem Augenblick als das größte Unrecht. Sie stand und starrte die kleine Elfe, die für sie der Inbegriff alles mädchenhaften

Liebreizes und der Unschuld gewesen, fassungslos an und nur ungeheurer Schmerz erschütterte sie.

„Bitte, laß meinen Arm los, Du thust mir wehe,“ sagte Suschen weinerlich.

Hanna ließ denselben, den sie in der Erregung ergriffen, erschrocken fahren, ein roter Streifen zeigte sich um das feine Handgelenk, die Spuren des Reifes, den ihre Hand allzu fest umschlossen.

Suschen eilte hinaus.

Tiefatmend legt die junge Frau beide Hände an die Schläfe und sucht ruhiger zu werden, es wurde ihr schwer. Im Zimmer sieht es wüst und unordentlich aus. Sie beginnt die Blumen und Spitzen vom Teppich aufzulesen und in die Kartons zu räumen, dabei fällt ihr ein Maiglöckchenkranz in die Hände, sie hatte ihn an jenem Ballabend, an dem sie ihren Mann kennen gelernt, getragen und aufgehoben. Ein weiches Gefühl überkam sie. Wie konnte sie sich unglücklich fühlen, so lange sie sich mit ihrem Mann verstand — seine Liebe besaß? . . .

Da trat der Doktor ein; er sah verdrücklich aus.

„Hanna, wie konntest Du nur so heftig, so rücksichtslos gegen Suschen sein! Ich fand sie in Thränen und sah ihr gerötetes Handgelenk.“

„Hat sie Dir auch die Ursache genannt?“ fragte sie scheinbar ruhig.

„Ja, sie hat mir die dumme Geschichte erzählt; eine Kinderei, — sie war ja damals noch ein halber Backfisch — die einem so lebhaften, reizenden Mädchen leicht passieren kann, ohne, daß es darum herzlich ist. Ich begreife Dich nicht, soviel Aufhebens davon zu machen, Du bist doch sonst nicht so engherzig und pedantisch. Überhaupt möchte ich Dich bitten etwas weniger rigoros zu sein, mehr Teilnahme, Interesse für Deine Umgebung zu zeigen.“

„Habe ich's Dir jemals daran fehlen lassen, Ewald?“ fragte sie mit mühsamer kämpfster Beherrschung.

„Mir? — niemals!“ entgegnete er schnell. „Ich finde für alles, was mich interessiert, bei Dir Verständnis; Du verstehst auf wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit einer Geistesstärke einzugehen — ihnen zu folgen, daß ich im Eifer der Unterhaltung zuweilen vergesse, daß ich nicht zu einem Kollegen, sondern zu meiner Frau spreche. Aber alle kleinen Tagesfragen, das, was die Frauenwelt im allgemeinen und besonderen interessiert, sind Dir gleichgültig. Diesen gegenüber verhältst Du Dich kalt und abweisend — stehst Du auf dem Rothurn Deiner Sonderideen. Bis dahin habe ich Dich gewähren lassen — Du verstehst es ja wie selten jemand, die Häuslichkeit lieb und traulich zu machen, wir genügten einander und uns die wenigen Bekannten, die sich bei uns wohl fühlten . . .“

„Und ist dies nicht mehr der Fall?“ unterbrach sie ihn und blickte groß und erschrocken zu ihm auf.

„Gewiß, gewiß!“ antwortete er ungeduldig. „Aber wir dürfen uns nicht mehr in dieser Weise abschließen, müssen mit den Menschen hier, so gut es geht, auszukommen suchen, sie durch unser absichtliches Fernbleiben nicht verletzen.“

„Selbst wenn wir uns durch sie verletzt und unglücklich fühlen?“ warf sie ein.

Sie war zu stolz ihm zu sagen, wie ehrlich sie sich gerade in letzter Zeit bemüht, der kleinen Stadt gerecht zu werden, wie viel Zurückweisungen sie erfahren, ohne sich zurückschrecken zu lassen, ehrlich versuchend den Grund in sich, ihrer abweichenden verwöhnten Geistesrichtung zu finden, die nicht Geschmack an einer Unterhaltung fand, in der nicht ein paar Geistesfunken blühten.

Er achtete nicht auf ihre Worte und fuhr rasch fort: „Sieh Suschen, wie vergnügt sie mit dem allgemeinen Strome schwimmt . . . . Sie ist ebenso wie Du an die Genüsse der Großstadt gewöhnt und versteht doch, wie die Biene, hier aus allem Honig zu saugen. Nimm Dir an ihr ein Beispiel, Hanna.“

„Das heißt, schmeichle alle den kleinlichen Fehlern Deiner Bekannten, lache, scherze, amüsiere Dich mit ihnen und hinter ihrem Rücken spotte über sie, verate, was sie Dir im Vertrauen auf Deine Freundschaft mitteilen, erzähle der dritten und vierten dann wieder, was die erste und zweite dazu gesagt, kokettiere, intrigiere . . . .“

Sie brach erschrocken ab. That das Suschen? . . . Die Worte waren ihr rasch und ohne Überlegung entfahren — hatte sie damit unbewußt die Wahrheit getroffen? . . . Es konnte, es durfte nicht sein — so konnte sie sich nicht in ihrem Liebling täuschen — die ganze Welt getäuscht werden. Hilfesuchend sah sie zu ihrem Manne auf.

„Ewald, verzeih, ich thue Suschen unrecht.“

„Ja, das thust Du, Hanna, denn sie ist eine von jenen sonnigen Ausnahmenaturen, die nicht mit dem gewöhnlichen Maße gemessen sein wollen,“ sagte er kurz und scharf, in einem Ton, wie sie ihn noch nie von ihm gehört.

Ihm schwebte noch immer die kleine, in ihrer märchenhaften Kleidung sinnbestrickende Gestalt vor Augen, die er im Halbdunkel seines Zimmers im Sessel kauern gefunden. Schluchzend hatte sie das goldlockige Köpfchen an seinen Arm geschmiegt und ihm kindlich zutraulich das Geheimnis ihres Herzens erzählt, wie sie einmal einen jungen Studenten geliebt — nein, nicht geliebt, sie wußte ja noch gar nicht, was Liebe war — nur sehr gern gemocht, wie er es so ernst genommen und zum Vater gegangen war, derselbe böse geworden sei und sie hierher geschickt habe, wo sie sich nun doch so glücklich fühle, aber sehr traurig sei, daß Hanna ihr zürne. Und sie hatte ihr wundes Handgelenk gerieben und er gefragt und sie geantwortet und sich von ihm trösten lassen.

Hanna fühlte sich trotzdem beglückt von seiner Entgegnung. Sie wollte ja gern glauben sich geirrt zu haben, zu streng gegen ihren Liebling gewesen zu sein, sie vertraute dem Urteil ihres Mannes, den sie als gerecht und vorurteilsfrei kannte. Aber ein eigentümlich schmerzlich bitteres Gefühl wallte doch in ihrem Herzen auf, als derselbe fortfuhr:

„Um jedoch noch einmal auf unser erstes Gespräch zurückzukommen, so hat mir Suschen gestanden, wie tief verletzt man sich hier von Deinem Zurückziehen, dem geistlichen Vermeiden aller Damengeselligkeit fühlt — wie wenig Du beliebt bist. Alles Außer-

gewöhnliche fordert zum Urteil und . . . verzeih, liebe Hanna,“ setzte er wärmer hinzu, „ich kann nicht vertragen, daß dies über meine Frau anders als günstig lautet.“

Er küßte ihre Stirn, sie lehnte den Kopf an seine Schulter. Er fühlte das Schlagen ihres Herzens und war sich auf einmal bewußt, ihr wehe gethan zu haben.

„Meine liebe Hanna.“

Sie sah sinnend zu ihm auf. „Würdest Du glücklicher an der Seite eines so feurigen, heiteren Wesens sein wie Suschen?“

„Welche frauenhafte Frage, nur gethan um das Gegenteil zu hören,“ scherzte er. „Übrigens glaube ich, daß sich Hochberg für Suschen interessiert und auch er ihr nicht ganz gleichgültig ist.“

„Unmöglich!“ rief sie erschrocken. „Er liebt offenbar Elisabeth — darin sieht eine Frau scharfer — und tändelt und spielt nur mit Suschen, wie mit einem Kinde, aber wenn sie dies anders auffaßte . . .“

Der schrille Klang der Glocke des Sprechzimmers unterbrach die Unterhaltung. Der Doktor ging hinaus. Auf dem Flur war es dunkel. Er glaubte das knisternde Geräusch eines seidnen Gewandes zu hören, den Parfüm, der Suschen stets umwehte, zu spüren, aber sah nichts und ging rasch weiter.

Nach ein paar Minuten löste sich eine helle Gestalt aus dem Dunkel — von draußen warf eine Laterne ihr Licht auf den Estrich, in dem matten Schein stand zart und duftig Suschen!

„Ah, ich will Euch zeigen, wer spielt,“ murmelte sie und schlüpfte hinaus.

## VII.

Ein Wagen nach dem anderen rollt über das holprige Pflaster des Städtchens und hält vor dem „Weißen Hof.“ Dicht gedrängt stehen die Leute vor der geöffneten Hausthür, um etwas von dem bunten Anblick zu erhaschen. Seide knistert, Schleppen rauschen, verstoffenes Räuspern. „Du, wie sitzt mein Kleid? Wie findest Du meinen Anzug? Sehe ich nicht erschauert aus?“ schwirrt es flüsternd in der Garderobe. Dann wird noch hastig an einer Schleife, einem Lödchen gezupft, ein letzter Blick in den Spiegel, ein befriedigender Atemzug — die Thür öffnet sich und mit holdem Lächeln schweben die Damen in den Saal.

Lichterglanz, Blumenduft, Musik. — Der nüchterne Raum bietet heute einen für die kleine Stadt feenhaften Anblick. Mit Hilfe von Spiegeln und geschickt angebrachten Vorhängen erscheint er noch einmal so groß. Teppiche schmücken die Wände, zwischen Tannengruppen stehen zierliche Buben. In einer werden von einer niedlichen Bäuerin hölzerne Löffel und Geschirr, Butter und Eier angeboten, daneben hält eine Honigkuchenverkäuferin ihre süße Ware feil, weiterhin backt eine Holländerin über glühendem Kohlenfeuer Waffeln, dazwischen drängen sich Zeitungsverkäufer, Drehorgelbesitzer und Bärenführer. Blumenmädchen bieten ihre Sträußchen an, und wer Glück hat,

kann in einer Würfelbude allerhand nützliche Dinge gewinnen. Scherz und Lachen, neckische Fragen und lustige Antworten schwirren hin und her. Die jungen Mädchen bewegen sich in ihren Verkleidungen freier, und auch die Herren haben etwas von ihrer kleinstädtischen Steifheit abgelegt.

In einem gestreiften Zelt ruht auf niedrigem Polster Suschen. Eine von der Mitte herabhängende Ampel wirft ihr milchweißes Licht auf die märchenhafte Gestalt; verführerisch hebt sich der weiße Arm, der blendende Nacken von den roten Rissen. Auf dem teppichbelegten Boden, ihr zur Seite, steht ein Korb mit Schmucksachen, welche die Damen als veraltet, zum Besten der Armen entbehrlich gefunden. Freilich sind die Sachen ziemlich wert- und geschmacklos, aber dafür ist die Verkäuferin desto hübscher — und nur knieend, so verlangt es die schöne Odaliske, erhält ein Herr das Gewünschte. Es ist nicht zu leugnen, sie sieht verführerisch aus und versteht es prächtig sich in ihre Rolle zu schicken.

Aber: „Spiegelein blink, Spiegelein blint,  
Wer ist die Schönste im ganzen Land?“

Und er antwortete: „Elisabeth.“

Sie bot ein so wunderliebliches Bild, bezaubernd in seiner Einfachheit, daß alle anderen davor erblichen.

Dunkles Lannengebüsch stand im Hintergrund, absichtlich ein wenig im Dämmerlicht gehalten; aus demselben schaute eine kleine Bude in Form eines altgotischen Fensters hervor, hinter demselben saß die holdeste Mädchengestalt am Stidrahmen. Das sammetverbrämte Nieder des faltigen Überkleides von lichtblauer Seide schloß am Halse ein Gekräusel alter Spitzen und eine altmodische Kette schmückte den schlanken Hals. Aber wie sonst legen sich die dunklen Haarmassen schlicht und glatt um die weiße Stirn und sind im Nacken zu einem festen Nest aufgesteckt. In allem andern ist es Wittinghausers holde Tochter, die wir hier sehen.

Der Gedanke zu diesem Bilde war von Hochberg ausgegangen, nach seiner Angabe alles ausgeführt. Aber ihren Anzug hatte sie sich heimlich, ohne jemand etwas davon sehen zu lassen, nach dem Kupferstich gearbeitet. Die alten Schränke bargen ja eine Fülle von vergilbten Spitzen und altmodischen Seidenkleidern, da war es nicht schwer gewesen Passendes zu finden. Und als sie ihm heute, kurz vor dem Fortgehen im Wohnzimmer begegnet, da hatte sie gefragt, ob sie den Anzug getroffen. — Entzückt hatte er sie angeschaut, dann aber gebeten, die Flechten lösen zu dürfen; errötend, zürnend war sie zurückgetreten, ihm herbe die Bitte weigernd, und er hatte sich, wie öfter schon, verletzt abgewandt.

Der Mann der Welt, an den Verkehr freier denkender Frauen gewöhnt, verstand in einem Punkt diese zartfühlende Mädchenseele nicht — er hielt für Brüderie, was doch nur ein überaus feines Gefühl für alles Edle, Schickliche war. Und doch war es wieder — seltsamer Widerspruch — eben dieser Zug herber Mädchenhaftigkeit, der ihn von Anfang an unwiderstehlich zu ihr hinzog.

Heute jedoch wurde dieser Zug gemildert durch einen wundersamen Ausdruck des Glücks, der ihr

Anlitz durchleuchtete, den dunklen Augen einen tiefen Glanz, der zarten Haut eine erhöhte Farbe gab. Niemals hatte man Elisabeth so hübsch gesehen, selbst ihrem Vater fiel es auf.

In neidischer Bewunderung schauten die jungen Mädchen zu ihr hinüber. Um Suschens Zelt hatten die Herren im Anfang dicht geschart gestanden, aber nach und nach wurden ihre Reihen lichter — das Knieen war nicht nach ihrem Geschmack und entschieden ein Fehlgriff — sie schwenkten nach dem gotischen Fenster hinüber, um sich einen altdeutschen Krug, oder ein besticktes Tuch auszubitten.

Besonders war es der Löwe der Gesellschaft, wenn man denjenigen, dem von derselben das größte Interesse gezollt wird und der es als selbstverständlich beansprucht, so nennen darf, Schmidt, der in nachlässiger Haltung unerschütterlich vor dem Fenster lehnte, Elisabeth seine faden Huldigungen darbrachte, die sie sich nun zum Besten der Armen gefallen lassen mußte.

„Ah, Freund Schmidt scheint doch wieder zu spekulieren,“ dachte Hochberg ironisch.

Mit blasierter Miene, den Kneifer in das Auge geklemmt, hatte der Volontair den Saal betreten und kaum für nötig befunden, die gewöhnlichen Formen gesellschaftlicher Höflichkeit zu erfüllen. Nur Suschens pikante Erscheinung erregte sein Interesse; er ließ sich ihr als Mr. Smith aus Australien vorstellen. Neugierig lugte sie unter der sich über die Stirn stürzenden Lockenflut zu ihm auf. Er war ihr schon lange Gegenstand brennendster Neugierde; sie hatte seit seinem Kommen Elisabeth eifriger denn je mit ihrer Freundschaft beehrt, aber zufällig war es ihr niemals gelungen, die Bekanntschaft dieses Ausländers, von dem das Gerücht ging, daß er der Erbe eines steinreichen Onkels sei, zu machen. Sie betrachtete es als Ehrensache ihn an ihren Triumphwagen zu fesseln.

Schon glaubte sie seiner sicher zu sein, da — die weißen Zähne brühten sich fest auf die roten Lippen — schwenkte er, sobald Elisabeth auftrat, zu dieser hinüber. Diese Elisabeth — die kleinen Hände ballten sich während der Mund lächelte — wie schüchtern sich die dunklen Wimpern auf die heißen Wangen unter den vielen Blicken senkten und wie reizend ihr dies stand . . . Sie hätte ihr kaltblütig den zierlichen Dolch, den sie im Gürtel trug, in das Herz stoßen können . . . Aber es giebt ja noch andere Mittel — die Männer sind so dumm — und ein leises, melodisches Lachen entfuhr ihr.

Der kleine Apotheker glaubte etwas sehr Witziges gesagt zu haben und wiederholte es noch einmal. Im Grunde war er ihr höchst gleichgültig, ja, mehr als das, trotzdem ließ sie sich sein Schmachten gefallen. Sie verstand die feine Kunst, niemand, auch den Unbedeutendsten nicht zu verletzen — ein lebenswürdiger Zug, wenn er der Herzensgüte entspringt, Kofetterie, wenn Eitelkeit die Ursache ist.

Ihr Lachen ertönte fortwährend und beständig hielt sie ihre Getreuen in Atem mit neckischen Bemerkungen. Alles blühte, gährte, sprudelte heute in ihrem Wesen. Nur Hanna, in der die Nachtwandlerin

geweckt, sah, wie sich inmitten der übermütigsten Unterhaltung ihre Augen plötzlich verschleierten und zu Hochberg hinüber schweiften. Er hatte diese heute nur für Elisabeth. Während er früher ihr gegenüber stets eine gewisse Zurückhaltung bei allen öffentlichen Gelegenheiten beobachtet, denn es hatte nicht an unartigen Scherzen und Anspielungen gefehlt, schien er es heute förmlich darauf anzulegen, die Leute nicht länger im unklaren zu lassen. Gronau sah mit schmerzlicher Freude, wie die eifersüchtige Regung jenes Abends den Schleier zerrissen. Noch war ihm Hochberg ausgewichen, hatte sich ihre Unterhaltung auf den Austausch der unumgänglichsten Höflichkeiten beschränkt. Aber — er lächelte, sie würden bald wieder Freunde werden.

„Haben Sie etwas Hübsches für mich,“ fragte Hanna mit Gronau zu Elisabeth tretend. Diese war ihr immer lieber geworden, und auch Elisabeth fühlte sich zu der jungen Frau, die über alle Lebensfragen ernst zu sprechen verstand und doch dabei so anmutig heiter sein konnte, hingezogen.

„Was darf ich Ihnen aussuchen, Frau Doktor?“ fragte sie freundlich, „vielleicht diese Pantoffeln mit dem Motto: Wie glücklich ist der Mensch, dessen Fuß in den Schuh paßt, den das Schicksal ihm giebt?“ oder dies spruchverzierte Deckchen: Wenn der Tag nicht hell ist, sei Du heiter, Sonn' und froher Sinn sind Gottes Streiter?“

Sie fand die junge Frau bleich und angegriffen aussehend, sie haite auch die geflüsterte Zurückhaltung der andern Damen, die fast an Nichtachtung streifte, bemerkte, und verstand den tiefen Sinn als Hanna sich einen Polal aussuchte, mit dem Vers:

„Du' recht, steh fest, keh' Dich nicht dran,  
Wenn Dich auch tabelt manch ein Mann.  
Der muß noch kommen auf die Welt,  
Der thut was jedem Narren gefällt.“

„Nun wollen wir uns noch nach etwas Passendem für unjeren Freund umsehen; helfen Sie finden, Elisabeth.“

Beide suchten eifrig. „Das Beste ist schon fort,“ bedauerte das junge Mädchen. „Aber vielleicht dieser Briefbeschwerer in Form einer Leiter? am Rande der einen Seite steht:

„Die Liebe ist nur eine Bürde, der freie Mann ist büldenlos.“  
auf der anderen:

„Wer erreichen will den Gipfel der Leiter,  
Steige nur immer eine Sprosse weiter.“

„Auszeichne! Hier Gronau; sie führt zum Geheimrat.“ scherzte Hanna. Aber er merkte ebenso wie Elisabeth ihrer Stimme das Gezwungene an. Lächelnd bedankte er sich für das Mittel dahin zu gelangen, dann schritten sie weiter um anderen Käufern Platz zu machen.

Walzermelodien erschallten. In einem der Nebenzimmer wurde getanzt. Suschens Zelt war leer.

„Kommen Sie,“ sagte Hanna zu Gronau, „ich bin müde, hier ist's ein wenig stiller.“ Und sie setzte sich auf das Polster, das Suschen verlassen, ohne daran zu denken, welchen Anlaß zu gehässigen Bemerkungen sie dadurch ihren Feindinnen von neuem gab. Ja, sie war sich nicht bewußt solche zu haben,

und fühlte mit Erstaunen und Bitterkeit ihr kränkendes Benehmen. Wodurch hatte sie ihnen Anlaß dazu gegeben? Soviel sie auch grübelte, sie vermochte es nicht zu ergründen.

„Eine kleine Stadt ist doch eine geistige Wüste,“ sagte sie, „und wie schwierig ist der Verkehr mit ihren Menschen; ich stehe ihren Gedanken und Empfindungen gegenüber wie in einem Labyrinth und weiß mich bei dem ehrlichsten Willen nicht zurecht zu finden. Ich suche und suche Menschen und finde sie nicht.“ „Nicht Ideale?“ fragte er. „Sie suchen Menschen, wie Sie sich dieselben wünschen, aber nicht wie Lebensgewohnheit und Umgebung sie geschaffen.“

Sie antwortete lebhaft, der Doktor kam dazu und die drei vertieften sich weiter in das Thema.

Unterdessen tanzte die Jugend weiter. Elisabeth war von Hochberg um einen Tanz gebeten worden, dann hatte ein anderer sie aufgefordert und er Suschen gewählt. Mit dem Egoismus des Mannes, der ausschließlich mit einem Gegenstand beschäftigt ist, kam es ihm gar nicht in den Sinn, daß er sich heute kaum um sie, die er sonst mit kleinen Aufmerksamkeiten verwöhnt, bekümmerte.

„Finden Sie nicht, daß Ihre Freundin, Fräulein Elisabeth in ihrem Anzug eigentümlich hübsch aussieht?“ begann er die Unterhaltung, ohne daran zu denken, daß er Suschen nichts Unangenehmeres sagen konnte.

Aber sie lächelte süß und freundlich, nickte mit dem Köpfchen und hauchte: „Wunderhübsch!“

„Nur schade, daß sie ihre reichen Flechten nicht gelöst hat und eigenförmig auf dieser Frisur besteht,“ fuhr er erfreut durch ihren Ausspruch fort. Bestimmung erwartend, sah er sie an.

Suschen schwieg und blickte schelmisch zu ihm auf, doch das Mienenspiel ihres Gesichtes war so lebendig, so sprechend, daß es ihn nicht im unklaren über ihre Gedanken ließ. „Sollte Elisabeth . . .“ dachte er. Verwirrt fragte er nicht weiter.

Sie aber schüttelte den Krauskopf und fuhr mit den Händen durch denselben. „Ich habe keine Flechten, aber alles ist echt,“ dann sprach sie unbefangen weiter; „ich freue mich Elisabeth heute so heiter zu sehen, es muß ihr etwas Angenehmes begegnet sein, denn so lange ich sie kenne, bin ich eigentlich nur gewohnt, sie traurig und gedrückt zu finden. Man sagt . . .“

Sie brach erschreckend ab und wehte sich hastig mit dem großen Fächer aus Straußenfedern Kühlung zu.

„Was sagt man?“ fragte er aufmerksam geworden. „Können Sie mir vielleicht mitteilen, weshalb Fräulein Elisabeth in letzter Zeit viel traurig war?“

„Ist's Ihnen wirklich ein Geheimnis?“ fragte sie und sah aus ihren großen, runden Kinderaugen halb verwundert, halb neugierig zu ihm auf.

„Vollständig. Ein Rätsel, für dessen Lösung ich Ihnen dankbar sein würde.“

„Wirklich?“ . . . . fragte sie gehesnt und bewegte den Fächer träumerisch auf und ab.

„Ja, wirklich!“ Es klang ein wenig ungeduldig. „Wenn ich nun aber nicht möchte?“ antwortete sie schnell.

„So bitte ich Sie darum,“ entgegnete er ernst und fuhr ein wenig spöttisch fort:

„Nein sagen ist der Weiber Sitte,  
Doch lieben sie, daß man sie bitte.“

„Ah, das war ungezogen;“ Suschen biß sich auf die Lippen, runzelte die Brauen und schwieg.

„Pardon! ich bitte in aller Demut, mein gnädiges Fräulein.“

Sie legte den Finger an die Lippen. „Parole d'honneur, kein Wort kommt über Ihre Lippen und auch, wie Sie sehen, nur gezwungen über die meinigen. Elisabeth . . . .“

Sie stockte. Er stand wie auf Kohlen und beugte sich vor, um kein Wort zu verlieren.

In diesem Augenblick sah die Genannte zu ihnen hinüber und ein leiser Stich fuhr bei dem tête à tête durch ihr Herz.

„Elisabeth,“ fuhr Suschen fort, „hat . . . eine . . . eine Neigung, wie ich glaube, zu einem Herrn aus der Gesellschaft, der aber kein Kaufmann ist, und ihr Vater wünscht . . . . Nun sage ich aber nichts weiter!“ unterbrach sie sich und sprang auf.

Es war auch genug. Hochberg war leichenbläß. Er hatte das Gefühl, als drehe sich der Saal, wie ein Nebel lag's über allen Dingen, und in demselben sah er nur ein paar große, dunkle Mädchenaugen schadenfroh auf sich gerichtet. Es ist nicht wahr, alles Lüge, — durchfuhr's ihn plötzlich; seine Blicke suchten Elisabeth, sie stand und plauderte mit Gronau.

„Ist Ihnen nicht wohl, Hochberg?“ fragte Schmidt, der an ihm vorbeischlenderte.

Er langweilte sich. Elisabeth hatte ihn ziemlich unverblümt ablaufen lassen, mit den übrigen jungen Mädchen wußte er auch nicht viel anzufangen, sie wagten kaum den Mund aufzutun. Und da hatte er recht; wie verschüchterte Tauben hingen sie in seinem Arme, wenn er mit herablassender Nonchalance mit ihnen tanzte, und auf den beständigen Beginn seiner Unterhaltung: „Komme von Australien, verflucht heiß da, noch viele Schwarze . . .“ wußten sie auch nichts zu antworten, höchstens wagte eine einmal zu fragen, ob alle Menschen dort schwarz seien? . . .

Er wollte sich wieder Suschen zuwenden. Aber sie war stets in Anspruch genommen und schien seine Annäherungsversuche, so viel Mühe er sich gab, nicht zu bemerken. Mißmutig wandte er dem Saal den Rücken und schritt in das Rauchzimmer, wo Gronau mit dem Assessor und noch ein paar anderen Herren um eine Bowle saß.

„Ah! Mr. Smith, der große Weltreisende und berühmte australische Bärenjäger!“ rief er ihm entgegen. „Was machen Sie für ein jämmerliches Gesicht? hat man Sie schlecht behandelt? —“

„Trockne die Thräne tragischen Schicksals tröpfelnd auf;  
Trinke trauten Traubentranks Trostestropfen drauf!“

„Kommen Sie, Bester,“ er hielt ihm ein gefülltes Glas hin — „trinken Sie mit uns der heimischen Rebe edeles Raß, gemischt mit der feurigen Schwester aus Burgund. Lebe, liebe, trinke, schwärme und bekränze Dich mit mir!“

Schmidt entschuldigte sich, er hatte Bowletrinken

auf seiner Welttour verlernt und bestellte sich Whisky und Wasser.

„Wenn Sie dies vorziehen, auch gut.“ sagte Gronau. „Nur keine Beschränkung des persönlichen Geschmacks, das rächt sich allemal. Thun Sie, als ob Sie in Australien seien.“

„Ich vermute, Sie kehren dorthin zurück?“ fragte der Assessor.

„Of course!“ Er warf sich in die Brust. „Wer vermag sich in Deutschland, diesem Zankland politischer und religiöser Parteien, wohlzufühlen, der jenseits des Meeres, noch dazu in Australien gelebt? Da kennt man keinen Druck der Parteien, keine Bevormundung des Staates, da wird der Mensch nicht gegängelt, mit Anordnungen, Verboten, Vorschriften geplagt, wie hier — hang it! wo er bei hoher Obrigkeit erst anfragen muß, wenn er sich einen Schornstein setzen lassen will, und für jede freie Meinung befürchten muß, als Volksaufwiegler denunziert und unter Verschuß genommen zu werden. Dort thue, lasse, was Du willst, sofern es nicht gegen das Gesetz verstößt, — schilt schriftlich oder mündlich auf Kirche, Königin und Regierung, niemand wird Dich daran hindern. Dabei diese großartige Durchführung aller genossenschaftlichen Unternehmungen — dieser kühne Geschäftsgeist — diese Sonne, diese Luft, dies freie, ungebundene Genießen des Lebens, wenn allerdings in etwas realer Weise,“ setzte er, beirrt durch den Ausdruck des Amtsrichters hinzu.

Er fühlte sich nicht behaglich in der Gesellschaft desselben, seine Weise zu sprechen, die scharfblickenden Brillengläser waren ihm unbequem. In seinen langlamen, blasfierten Ton, den er einen Augenblick vergessen, zurückfallend, sagte er:

„I am tiring. Ich ermüde die Herren.“

„Durchaus nicht,“ sagte Gronau trocken. „Es interessiert mich im Gegenteile einmal eine Spezies des vaterlandslosen Kosmopolitismus kennen zu lernen und mich darüber belehren zu lassen. Ich hatte gedacht, jede wahre Bildung, das heißt, in der Gemüt, Herz und Geist in gleicher Weise ausgebildet sind, und besonders die deutsche — müßte auf nationalen Grundlagen erwachsen, wenn sie nicht in Gleichgültigkeit gegen die nationalen Heiligtümer, in jener Laueheit und Halbheit, welche die Kraft eines Volkes zerlegt, verloren gehen soll.“

„Man lernt dort drüben eten anders denken. Auf Bildung wird nicht viel gegeben, wer Geld hat, ist auch gebildet. Eine akademisch gebildete Jugend giebt es nicht und akademisch gebildete Männer, die hier Regel sind dort Ausnahme und spielen durchaus keine Rolle, wenn sie nebenbei nicht auch die gehörigen Mittel besitzen. Und was das Deutschtum anbetrifft . . . pah, ein Narr, der sich auf dasselbe steifen wollte! . . .“

Das Gespräch langweilte ihn, und er erhob sich.

„Unausstehlich arroganter Mensch,“ sagte der Assessor, „wenn sein gelobtes Land nicht interessanter ist wie er, möchte ich's nicht einmal sehen.“

Der Amtsrichter schlug seinen Rock zurück, als wenn es ihm an Luft fehle. „Noch einen Augenblick länger dies Geschwätz und ich hätte nicht mehr

an mich zu halten vermocht. Viele seiner Art im Auslande, und es ist kein Wunder, wenn das Deutschtum sich dort nicht zu behaupten vermag, nicht Ehre und Ansehen genießt. Die ungeheuren Opfer an Gut und Blut, welche unsere Nation in den letzten Jahrzehnten gebracht, was sind sie diesen? Ein Mantel, mit dem sie sich dann und wann brüsten, um ihn bei nächster Gelegenheit fallen zu lassen, den sie, wenn sie es vermöchten, in Geld umsetzen würden. Wahrlich, ich sage Ihnen, sie würden, wie Petrus den Herrn, ihr Vaterland dreimal verraten haben, ehe der Hahn dreimal gekräht! — Ach, diese blinde Schwärmerei für alles Fremde, dies krampfhaftes Bemühen mit Verleugnung des eigenen Selbst das zu scheinen, was man nicht ist — den guten, alten deutschen Rock beiseite zu werfen, um in das bunte Gewand einer fremden Nation zu kriechen, mag es noch so unbequem sitzen — wie echt deutsch sind diese Fehler. Wenn umfassende Bildung, Größe des Vaterlandes freimachen kann, so sollten sie uns auch befreien von diesen Schwächen. Das stolze „civis romanus sum“ des Römers, wann wird es der Deutsche lernen?“

Es war ein Miston in die Gesellschaft gefallen. Hochberg hatte den Ball verlassen, Elisabeth fühlte sich dadurch bedrückt, die jungen Mädchen waren verdrießlich, daß Gronaus Bowle immer mehr Herren in das Rauchzimmer lockte, und Hanna lehnte bleich und fröstelnd, mit den Zeichen nervöser Überreiztheit, in einem Sessel mit dem Wunsche, daß der Bazar bald zu Ende sein möchte.

\* \* \*

„Ihre Frau Mutter ist aus Hamburg? höchst interessant! Das ist auch meine Vaterstadt. Und Ihr Herr Vater ist Major im . . . Regiment? Da ist Ihre Frau Mutter doch nicht etwa die Tochter des Senator Moser?“ fragte Schmidt.

„Ganz dieselbe,“ antwortete Suschen.

Sie standen einander gegenüber in der alten Galerie. Durch welch' ahnungsvolles Gefühl seelischer Verwandtschaft sie sich hier am Tage nach dem Bazar zusammengefunden, blieb unentschieden. Sie hatte den kleinen Fuß in dem zierlichen Goldkäferschuh auf einen an der Erde liegenden Haubtenkopf gesetzt, er lehnte, die Hände in den Taschen, an einem wurmförmigen Firmenschild, zog dieselben aber sofort, bei Suschens Antwort mit den Zeichen des höchsten Erstaunens heraus und machte eine Verbeugung.

„In der That, eine außerordentliche Überraschung, hier in dem kleinen Nest, die Enkelin des reichen Moser zu finden.“

„Nicht so groß, wie für mich die Thatsache, daß ein so weitgereister Mann dasselbe zum Aufenthaltsort wählt,“ entgegnete Suschen schlagfertig.

„Gewisse Verhältnisse . . . wollte sagen, Geschäfte, bedingen meinen Aufenthalt hier,“ sagte er etwas verlegen, wenn ein so routinierter Weltreisender und ertragter Australier überhaupt verlegen werden kann. „Das Leben hier, speziell in dem alten Hause ist in der That schauderhaft langweilig und philiströs, daß wenn . . .“

„Nicht ein so wunderhohes, einziges Töchterlein darin lebte, es mich niemals dorthin gezogen hätte,“ vollendete sie boshaft.

„Wie können Sie denken . . . mir solchen Geschmac zutrauen, daß mich dies blasse Wesen ohne Temperament und Leben auch nur einen Augenblick fesseln könnte?“

Er hatte alle Chancen rasch erwogen und sich zu der angenehmen Entdeckung, die er noch früh genug gemacht, beglückwünscht. Ganz Feuer und Flamme legte er Suschen seine größten Huldigungen zu Füßen. Dieselbe stellte seine Eitelkeit jedoch auf eine harte Probe; sie behandelte ihn ziemlich schnippisch und huschte nach wenigen Minuten davon.

\* \* \*

Die Wanduhr in der Ecke, in ihrem langen, braunen Gehäuse plauderte geschwätzig die Zeit aus. „Schon vier Uhr — so spät!“ Erschrocken blickte Elisabeth nach dem weißen Zifferblatt. — „Wie rasch die Stunden dahingehen.“

Eilig stellte sie die Kaffeekanne in die Ofenröhre, setzte Tassen, Zucker und Milch auf den Tisch, einen Teller mit Weihnachtskuchen daneben und eilt auf ihr Zimmer, um das Hauskleid mit einem besseren zu vertauschen.

Heute ist großer Mädchentaffee bei Amtrichters. Alle haben versprochen zu kommen, um den Bazarabend zu kritisieren, und Elisabeth hat sich nicht ausgeschlossen. Sie ist so fröhlich, so heiter — ihr junges Herz durchzieht ein unnennbares Glücksgefühl, — sie denkt und grübelt nicht über das Wie und Warum, sie fühlt nur, daß die Welt unfäglich schön ist und sie so glücklich, o, so glücklich. Sie freut sich auf das Geplauder mit den Freundinnen; sie möchte allen Menschen, die ihr begegnen, etwas besonders Liebes thun; so hat sie heute mehr denn sonst im Hause gearbeitet und der grämlichen Tante mit rührender Geduld eine Haube so lange geändert, bis sie ihren Beifall besaß.

Um den zierlich gedeckten Kaffeetisch bei Amtrichters sitzt eine schwägende Mädchenchar. Alle sprechen durcheinander und eine sucht die andere zu überschreiten, um gehört zu werden. Aus dem Stimmenbabel hört man nur die Worte „Elisabeth, Hochberg, Suschen . . .“ Dann lösen sich einzelne Sätze heraus.

„Bah, was wollen die Aufmerksamkeiten der Herren sagen, solchem Goldfisch gegenüber!“ rief eine scharfe Stimme, „die gelten ja nicht ihr, sondern dem Geldsack ihres Vaters.“

„Und sie ist so dumm alles auf ihre eigene passabel aussehende Person zu beziehen,“ lachte es dazwischen.

„Ja dumm, dumm, dumm ist sie!“ schrie es im Chor.

„Wie geschickt verstand sie bis dahin die Zurückhaltende, Gleichgültige zu spielen — wir konnten selbst nicht recht dahinterkommen, ob sie ihn eigentlich mochte oder nicht — am Bazarabend aber hat sie sich verraten.“

„Das hat sie, das hat sie!“ bekräftigten die andern. „Und er macht sich im Grunde doch gar nichts aus ihr.“

„Bewahre,“ nahm eine Vierte das Wort, „denn er hat sich Suschen gegenüber förmlich entschuldigt, daß er so viel mit Elisabeth getanzt, aber sie ist ja die Tochter seines Prinzipals, da gehört das Courmachen gewissermaßen zum Geschäft. Eigensinnig soll er sie genannt und dann mit Suschen über ihre Haarfrisur gelacht haben. Ich sah gerade zu ihnen hinüber und neckte sie nachher mit ihm. Das kann doch ein Blinder mit dem Stocke fühlen, daß Suschen seine Liebe ist, und wenn sie so viel Geld hätte . . . Na, wenn Suschen kommt, muß sie einmal ordentlich beichten.“

„Ja, und wenn er schließlich doch noch Elisabeth nimmt, so geschieht dies nur des Geldes wegen,“ ließ sich Oberamtsrichters Anna vernehmen.

„Mama sagt auch, er sei ein moderner Ritter, der nur den Geldsack erlösen möchte und das Dornröschen mit in den Kauf nimmt, — sie sei glücklich, daß keine ihrer Töchter einmal ein solches Schicksal zu befürchten habe.“

So ging das Geschwätz bald lauter, bald leiser weiter.

In dem anstoßenden Zimmer aber lehnt an der kalten Wand Elisabeth. Ihr Antlitz ist so bleich, so leblos wie das einer Toten, gebrochen ihre Haltung, schlaff hängen die Hände, die noch den Hut, den sie eben abgenommen, halten, am Kleide herab, kein Atemzug hebt ihre Brust. Regungslos, die Stirn an die Mauer gepreßt, steht sie da. Dann hoben sich die braunen Mädchenaugen mit dem Blick eines zum Tode getroffenen Rehens klagend zum Himmel. Leise nimmt sie Hut und Mantel und schleicht hinaus.

### VIII.

Wie stille die Luft ist, wie dicht die Floden niederschweben, und wie ruhig die Toten unter der weißen Schneedecke schlafen, Grab an Grab friedlich neben einander. Ihre Namen auf den schwarzen Kreuzen und grauen Leichensteinen hat der Winter mit seiner kalten Hand bedeckt. Wer kennt sie nun? wer weiß, wer unter den stillen Hügeln schläft? — Nur die Liebe. —

Wie grün auf dem weißen Grabe der frische Kranz liegt; wie ergreifend das leise Weinen der schlanken Mädchengestalt davor klingt. — In der tiefen, tiefen Stille ringsumher nur der eine schluchzende Laut: „Mutter, liebe Mutter.“

Heute ist ihr Todestag und heute sind es vier Jahre, daß Elisabeth mutterlos wurde.

Wie einsam sie dasieht inmitten des weiten, breiten Friedhofes — wie allein in der großen, großen Welt. — Wer liebt sie, wie sie sich sehnt geliebt zu werden. Die taube Tante, die seit dem Tode der Mutter im Hause ist? der Vater, der vom Morgen bis Abend beschäftigt ist? Er? . . .

Über das bleiche Mädchenantlitz rieseln die Thränen heftiger und der Schmerzzuckende Mund stammelt: „Er liebt mich nicht.“

Beide Arme um das weiße Marmorkreuz schlingend, bricht sie in herzbrechendes Schluchzen aus. Sie hört nicht das Kreischen der rostigen Kirchhofs- thür, das Geträchze der auffliegenden Raben, nicht den festen sich nähernden Männerschritt.

„Elisabeth!“

Sie fährt empor. Wer rief sie, wer nannte ihren Namen mit so weichem Ton der Liebe? die Tote? . . . Wird blickt sie um sich, geisterbleich ist ihr Antlitz, abwehrend streckt sie beide Hände dem tiefsten Manne neben sich entgegen.

Er aber umschließt dieselben mit den feinigsten und wiederholt: „Elisabeth!“ So süß, so flehend klingt der Name von seinen Lippen, daß sie wie unter einem Zauberbann einen Augenblick, ach nur einen einzigen kurzen, seligen Augenblick regungslos dasieht.

Da bricht aus seinem Herzen, nicht in hochtönender Rede, sondern in schlichten, ernsten Worten, das Geständnis seiner Liebe. Er bezwingt sich selbst, um das scheue Kind nicht zu erschrecken. Aber es muß klar werden zwischen ihnen — nicht länger vermag er die Qual der Zweifel zu ertragen. In verzehrender Ungebuld hat er den Augenblick des Alleinseins mit ihr herbeigesehnt — ist er ihr gefolgt auf dem Wege zu den Toten. Nicht gern spricht mancher hier von seiner Liebe; ihn hören die stillen Schläfer nicht. —

„Elisabeth, nun weißt Du, wie unsäglich ich Dich liebe, — wie diese Liebe in mir gewachsen Tag für Tag, bis ich sie nicht mehr zu bezwingen vermochte,“ sagte er innig, sich zu ihr niederbeugend.

Aber sie steht so seltsam still und starr — eine Angst beschleicht ihn.

„Elisabeth, hast Du mich gehört? . . . O, nur ein Wort, daß Du mein sein willst,“ brach es flehend von seinen Lippen. Leise sucht er sie an sich zu ziehen.

Da schreckt sie wie aus einem Traume auf — ein Seufzer, tief, qualvoll, ringt sich aus ihrer Brust — dann ist alles vorüber.

Die schlante, gebrochene Mädchengestalt richtet sich auf. Eine andere, eine Fremde steht vor ihm. Ihre Hände lösen sich aus den feinigsten, sie tritt zurück, nicht jäh und hastig, sondern alles langsam, ruhig, und das sonst warme Auge blickt kalt und leblos, wie durch erstarrte Thränen. Nur ein maßloser Schmerz konnte es so verwandelt haben.

„Fragen Sie nicht mich, die Ihnen keine Antwort auf solche Frage zu geben vermag.“

Hatte sie das gesprochen oder kam die Stimme aus der Erde? so fremd, so fern klang sie ihr selbst. Er fuhr zusammen. „Und warum können Sie das nicht? Was bindet Ihre Zunge?“ stieß er atemlos hervor. Seine Hand faßte unwillkürlich nach dem Herzen, als könne sie das heftige Schlagen desselben verhindern.

„Nichts.“ —

„Nichts? Und trotzdem weigern Sie mir die Antwort?“ fragte er mit dem tiefen Grollen erzürnter Liebe. „Ich verstehe Sie nicht, Elisabeth, wie ich Sie in den letzten Wochen oft nicht verstanden habe . . .“



Er zögerte ein wenig; es war als suchte er nach dem erlösenden Liebeswort, dem Zauberspruch, der die geliebte, wie versteinert dastehende Gestalt zum Leben erwecke. Er fand ihn nicht. Alles ist so still; — wie eine Erstarrung überfüllt es ihn selbst in dieser Todesatmosphäre, der warme Herzschlag stockt und er fragt stolz und knapp, Antwort heischend:

„Ist die ehrenhafte Werbung eines Mannes seiner Antwort wert?“

Da irrt ein bitteres, schattenhaftes Lächeln über ihre bleichen Züge.

„Sie ist das Köstlichste, was einem Mädchen auf Erden werden kann, wenn er um ihr Herz wirbt, aber das Erniedrigendste, wenn ein anderer Grund ihn dazu bestimmt.“

Sie hatte die Worte leise vor sich hin gesprochen. Die Wirkung war eine unbeschreibliche. Wenn die weiße Schneedecke sich vor ihm gehoben und die Tote ihre stille Gruft verlassen, sie konnte nicht größer sein.

Es war, als ginge ein elektrischer Schlag durch seinen Körper, denn er erzitterte leise, eine dunkle Blutwelle schoß in sein Antlitz, dann wurde es so farblos wie das ihrige.

Ohne ein Wort, eine Silbe weiter zu äußern, wandte er sich und verließ den Friedhof.

Und alles ist wieder so still wie zuvor. Durch das leise Schneegestöber bricht zuweilen ein bleicher Sonnenstrahl, aus den Baumwipfeln schreit ein Rabe und von der Stadt dringt das Geläut der Totenglocke. Ein Leichenzug naht, und schwankenden Schrittes verläßt Elisabeth durch eine Seitenpforte den Kirchhof.

\* \* \*

„Nein!“

Langsam, klar und nachdrücklich fiel das gewichtige Wort von den Lippen des Chefs, und gelassen beobachtete er durch die Brillengläser die Wirkung. In ruhiger Haltung stand er an dem Doppelpult in seinem Kontor, die Schirm Lampe verdeckte seine Züge, und ihm gegenüber im vollen Lichte mit den Zeichen nur mühsam beherrschter Erregung, Hochberg.

„Sie verweigern mir meine Entlassung?“ fragte derselbe bestürzt einen Schritt zurücktretend, „und selbst dann, wenn ich einen andern wüßte, der für mich einzutreten vermöchte?“

„Selbst dann. Als ich Sie engagierte wurde beiderseitig halbjährliche Kündigung ausbedungen, gereut es Sie jetzt, so bedauere ich dies, sehe aber nicht ein, weshalb ich mein Geschäft unter einem unvorbereiteten Wechsel leiden lassen soll, wo ich das Recht habe auf meinen Kontrakt zu bestehen, besonders, —“ seine Stimme hob sich ein wenig, und die grauen Brillengläser sahen scharf zu ihm hinüber, — „da Sie mir doch nicht einmal einen Grund für Ihren plötzlichen Entschluß angeben können.“

Das war kaufmännisch kühl gesprochen und die Hand, die auf dem Hauptbuche ruhte, hielt so gleichmütig die Feder, als sei ihm der Mensch nur der Stiff, der ihm zum Betriebe der Maschine wertvoll.

Auf Hochbergs männlichem Antlitz wechselten Röte und Blässe; er atmete schwer.

„Kann es nicht Gründe geben, die sich einer Aussprache entziehen?“

„Im gewöhnlichen Leben vielleicht, nicht im geschäftlichen.“

„Mein Gott, ist denn beides absolut zu trennen? Können nicht Momente eintreten, wo die einen durch die andern bedingt werden — die Kette eines Gefüges sind?“ brach es stürmisch von seinen Lippen.

„Noch einmal, Herr Lemcke, entlassen Sie mich aus Ihrem Geschäft.“

„Und noch einmal: Nein!“

„Shylock, der auf seinem Schein besteht,“ murmelte er bitter und verließ das Kontor.

Hatte der grauhaarige Mann an seinem Pulse die Worte verstanden? Ein schwaches Lächeln glitt über sein faltiges Gesicht, aber es war gleich wieder verschwunden. Er seufzte tief auf und strich ein paar Mal über die Stirn, dann senkte sich sein Kopf über die Zahlenreihen des Hauptbuches; rechnete oder grübelte er? niemand hätte es zu ergründen vermocht, so stille saß er da.

Im Ofen war das Feuer erloschen, durch die Thür kam ein feiner Zugwind, ihn fröstelte; er klappte das Buch zu und verschloß es sorgfältig, dann trat er an das gardinenlose, vergitterte Fenster und schaute auf die stille Straße seiner kleinen Vaterstadt. Hier hatte er als Junge gespielt und als Mann gearbeitet — hier würde er auch einmal begraben werden. Es mag noch Jahre dauern, es kann aber auch bald sein — Wer weiß, wie nahe mir mein Ende . . . Dann? . . . ja, dann wird das dicke Hauptbuch der Firma Lemcke & Sohn in andere Hände übergehen, die Mauern des alten Kaufhauses vielleicht niedgerissen werden, um einem neuen, prächtigeren Platz zu machen, — noch hier und da wird einer der Mitbürger sich seiner erinnern — den Namen seines Geschlechts auf den Grabsteinen des Friedhofes lesen, aber bald wird es vergessen sein . . . Und Elisabeth, sein einziges Kind, das mit gleicher Liebe an dem alten Hause hängt . . . was wird ihr Schicksal sein, wenn die alten, lieben, gewohnten Mauern sie nicht mehr umschließen? . . . Ist denn keine Hoffnung? Muß er seine liebsten Wünsche begraben? . . .

Den Kopf auf die Brust gesenkt, schaut er grübelnd auf den Lichtschein, der noch zu so später Stunde aus ihrem Fenster auf die Wand des gegenüber liegenden Hauses fällt. Einen Augenblick fuhr es ihm durch den Kopf sie aufzusuchen, um sie um Hochbergs auffallenden, plötzlichen Wunsch zu befragen; aber er verwarf es gleich wieder. Eine bei dem nüchternen Geschäftsmanne eigentümliche Hartheit hielt ihn ab nach etwas zu fragen, das an die Geheimnisse ihres Mädchenherzens rühren könnte.

Er blies die Lampe aus, zündete ein Licht an, sah sich sorgfältig um, ob kein Funke niedergefallen, schloß die Thür und stieg mit langsamen, schweren Tritt die Treppe hinauf in seine Schlafstube.

Als er an Hochbergs Thür vorüber kam, sah er durch die Ritzen einen Lichtschein fallen und hörte

ihn drinnen stürmisch auf- und abgehen. „Das junge, heiße Blut,“ murmelte er kopfschüttelnd, „es wird auch noch ruhiger durch die Adern fließen. hm, hm, hm, er und sie, beide haben sie noch Licht . . .“

Dann wurde es still. Elisabeth, das bleiche Gesicht in die Kissen gedrückt, hört wie die Rage durch das Haus schleicht, den einsörmigen Pendelschlag der Uhr, das Pochen des eigenen Herzens, so liegt sie stundenlang still da. Und auch Hochberg vermag nicht zu schlafen. Ruhelos schritt er auf und ab, dann warf er sich, die geballte Hand unter das zerwühlte Haar geschoben, aufs Sofa und starrte finstler vor sich hin, um bald darauf wieder emporzuschnelles und mit gleicher Ruhelosigkeit von einer Wand zur andern zu schreiten. Sie waren eng, die Decke

niedrig — er vermeinte nicht atmen zu können und riß das Fenster auf. Der schneidend kalte Wind löschte das Licht und blies ihn an wie Todeshauch; ihm war es recht. Früher oder später nahm das Leben ja doch einmal ein Ende und wer fragte nach ihm . . . Für sie war er ja nur der Glücksritter, der Spekulant — zornig trat sein Fuß die Diele — und für ihren Vater das brauchbare Werkzeug, eine Feder, die erst abgeschrieben werden muß . . . Dann wieder sah er ihr Lächeln, ihren holden, feuchten Blick und stöhnend warf er sich auf sein Lager.

So trieb er's die ganze Nacht hindurch und erst gegen Morgen senkte sich ein bleierner Schlaf auf seine müden Lider.

(Schluß folgt.)

## Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

### Allgegenwart.

Der wilden Sturzes über die Felsen rollt  
In nie und nimmer rastendem Lebensdrang,  
Von Wolkenbrüchen angeschwollen  
Dröhnend hinunter zum Thale donnert,

Der Gießbach, mächtig hat er mein Herz erfüllt  
Mit hoher Ehrfurcht vor dem Ureigenen,  
Mit hoher Ehrfurcht vor der Quelle  
Jeglichen Lebens, dem Geist der Gottheit. —

Einsam im Thale ging ich dahin, es schwieg  
Um mich die Welt, es schwiegen die Lüfte still,  
Der Wald, die Flur, die Felder schwiegen,  
Feiernd im Arme des heil'gen Abends.

Und selbst der Strom, der immer geschäft'ge, schwieg  
Und leise fragt' ich: „Bin denn nur ich allein  
Noch wachend, lebend, ich allein nur  
Denkend und sinnend, wo alles ruht?“ —

Da hört' ich ferne dröhnen den Wasserfall,  
Der heil'ge Worte mahnend aus Ohr mir schlug,  
Mit seiner Fluten Donnerstimme  
Mächtig, gewaltig zum Herzen redend:

„Wo Du auch wandelst, Mensch und Dich einsam glaubst,  
In Wäldern, Feldern, schweigenden Wüstenein,  
Auf Meereswogen, weltferne,  
Wirket und waltet der Geist des Lebens.“

Elmar Sieffen.

### Briefe aus London.

Von Carola Blader.

I.

Lieber Freund.

Sie sprachen den Wunsch aus von mir etwas über die Londoner Armen zu hören. Es ist ein Thema, das die Denker des Landes beschäftigt, dessen Litteratur ganze Büchereien füllt; ein Thema so groß und so verzweigt da-

bei, daß es schwer ist, einen Umriss oder auch nur eine Andeutung desselben als Ganzes zu geben. Deshalb ist es gefährlich für seine richtige Beurteilung einzelnes herauszugreifen, oder Thatfachen zu berichten, die trotz ihrer Begründung in bestehenden Verhältnissen unbegreiflich scheinen, deren Auseinandersetzung aber selbst wieder ein Buch füllen würde. Wenn ich nun doch bruchstückweise zu erzählen verjuche, was mir durch Erfahrung, Beobachtung und zuverlässige Mitteilungen bekannt ist, so darf dies nicht als verächtlich gelten für das Armenwesen und die Londoner Armen im ganzen und allgemeinen. Es giebt unter ihnen so viele und noch mehr Schattierungen, als unter den sogenannten Reichen. Und man ist leicht geneigt die stärksten Schatten zuerst zu sehen.

Ich will mit den Kindern beginnen. Die Society for the Protection of children, von der ich Ihnen schon berichtete, hat nicht nur die offenen Vergehen gegen Kinder sondern auch die versteckten Grausamkeiten ans Licht gezogen: Vernachlässigungen jeder Art, brutale Strafen für die Unfähigkeit schwere Arbeit zu thun, Körperverletzungen, absichtlich herbeiführen tödlicher Krankheiten. — Das Leben des Londoner Kindes der niedersten Klassen fängt oft schon von seiner Geburt unter dem Einflusse des Schnapses an; mit der Muttermilch wird er ihm dann zu einem Bestandteil seiner Nahrung, und so ist der Grund zum Säufer gelegt. Seinen Lebenslauf beginnt es auf der Straße. Wenn Sie während der „Season“ in einem eleganten Teile des Westends eine arme Frau auf den Stufen eines Hauses oder einer Kirche sitzen sehen, vergeblich suchend das schmerzlich weinende Baby zu beruhigen, so ist es fast als gewiß anzunehmen: das Kind ist für einen festen täglichen Preis an die Frau vermietet; es wird in Schmerzen gelassen, wenn sie ihm nicht sogar zugefügt werden, damit es weine. Dies rührt die Herzen der fashionablen Damen und die Frau macht ein gutes Geschäft.\*)

Auf der Straße wächst es dann heran, im Wortverstand in der Gasse. Dieses Londoner Kind lernt keine Spiele; es versteht sich mit den Gefährten zu raufen, oder im besten Falle unter dem mechanischen Hersingen geistloser Worte im Kreise zu drehen. Die Disziplin eines Spieles jedoch, mit

\*) Krippenanjaltten werden nur von der anständigen Arbeiterfrau benugt.

seinen Regeln und Gesetzen, ist ihm unverständlich und beengend. Als Feiertagsvergnügen an Bank holidays finden viele der Kinder aus den engen Gassen und dunklen Höfen ihren Weg in einen der Parks. Da habe ich sie gesehen, planlos umher springend in wilder Freude, oder auf dem Grase sitzend, stumm, verwundert; ein undeutliches Gefühl von Vergnügen schien sie mit ungewohntem Erstaunen zu füllen und vielleicht zum ersten Mal rührte sich etwas vom Idealen in der armen kleinen Seele.

Es war an einem Ostermontag, als ich sie so beobachtete, früh im Jahr. Ein Schneesturm kam und der Park ward leer. An einer seiner kahlsten ungeschütztesten Stellen aber saßen auf einer Bank, still und unbeweglich, fünf kleine Kinder. Ihre dünnen Kleidchen flatterten im Nordostwind, die kalten Ärmchen hatten sie unter die leinenen Schürzen gesteckt. Fest drückten sie sich an einander wie eine Brut zu früh ausgeschlüpfter Meisen. — Eine gebückte alte Frau, in ihren fadenscheinigen Shawl gehüllt, ging vorüber, gestützt auf den abgewetzten Ast einer alten Ulme, der ihr zu Hause als Feuerung dienen sollte. Sie war die Letzte im Park. — Die kleinen Kinder aber saßen noch immer mit ihren bewegungslosen blassen kleinen Gesichtern.

Mit Recht legt man Wert auf den Einfluß der Natur, und während der Sommermonate folgen sich unausgesetzt die „School treats.“ Zu Hunderten und Tausenden werden die Schulkinder in großen Breaks und auf Eisenbahnen unter Singen und Jubeln hinausgeführt auf die weiten Commons die als wahrer Segen die Stadt umgeben. Vor mir liegt ein Circular um Beiträge bittend für einen „Childrens Holidays Fund“, um damit schwächlichen Kindern einen mehrwöchentlichen Landaufenthalt zu verschaffen.

Doch es giebt eine Klasse von Kindern, die trotz dem Schulzwang nichts von Schule wissen. Schon der Mangel an anständiger Kleidung macht ihnen dieselbe unzugänglich. Zuweilen führt sie ein günstiger Zufall in eine der „Ragged schools“, die in den armen Stadtteilen von der Wohlthätigkeit unterhalten werden; und ihnen verdankt mancher arme Tropf, daß er notdürftig lesen kann, und gehört hat, daß es einen lieben Gott giebt. Eine große Schwierigkeit aller Schulen, die jetzt ernstlich beraten wird, ist der verhungerte Zustand der armen Kinder, durch den sie zum Lernen vollständig unfähig sind.

Wie unter den Erwachsenen ist auch unter den armen Kindern ein beständiges Gehen und Kommen. Ein großer Teil der Londoner Bevölkerung gleicht einer unregelmäßigen Ebbe und Flut; nur daß jede ihrer Ebben etwas zurückläßt, und jede Flut eine vermehrte Masse bringt. Früh schon fängt das Wanderleben an, und eine große Zahl Kinder, auf den Barges der Kanäle geboren, in den Wagen der Zigeuner, unter den Hecken der Agrikulturdistrikte oder in einem der verschiedenen Unterkunftsorte der wandernden Leute (Tramps), fliehen täglich dem großen Menschenmeere zu. Oft kommen sie mit den Eltern bei Winteranfang. Sorgfältig sieht man dann diese die Kleinen bei ihrem Eintritt in die Stadt führen oder tragen, nachdem sie sie draußen auf der Landstraße gezwungen hatten die armen kleinen Füße wund zu laufen. Oft auch kommen sie allein. Es giebt in London eine Armee von heimatlosen Kindern, die sich durch „odd jobs“, das Tragen von Paketen, das Öffnen einer Droschkenthür, Streichhölzer- oder Zeitungsverkauf einen Verdienst suchen. Am späten Abend laufen sie dann noch durch die Straßen, die letzte Auflage einer Abendzeitung

mit dünner Stimme ausrufend. Vor wenig Tagen hatte Lord Salisbury einen Unfall mit seinem Wagen. Der Premier war unbeschädigt durchgekommen; für die armen Jungen aber war's ein gefundenes Verdienst, als sie noch um zehn Uhr abends ein Extra edition in unserer stillen Straße feilboten: Terrible accident to Lord Salisbury!

Oft sind es rührende Beweggründe, die solche Kinder von Hause wegtrieben. Ein kleiner Knabe lief heimlich fort, um die Last der Mutter zu erleichtern, die mit 4 Mark wöchentlich fünf Kinder zu erhalten suchte; ein anderer entließ seinen Verwandten, weil sie bestimmt hatten, daß er ein Dieb werden sollte. Oft werden sie einfach verlassen und wandern dann als selbstverständlich London zu. Erlaubt es das Verdienst des Tages, so schlafen sie in einem Lodging house, die Nacht zu 3 oder 4 Pence, wo sie mit Dieben und Leuten der schlimmsten Sorte bekannt werden, oder sie laufen Gefahr für wiederholtes Schlafen im Freien einige Tage Gefängnisstrafe zu bekommen, wenn dies nicht schon früher der Fall war wegen kleiner Diebstähle von Nahrungsmitteln an den Auslagen der Geschäfte oder auf den Märkten. Im ganzen ist es ein Glück, wenn solch ein Kind bald vor den Magistrato kommt, weil dieser es womöglich in einer der Industrial Schools oder auch einer Privatanstalt unterbringt. Was aus verlassenen kleinen Mädchen wird, liegt fürchterlich nahe zu denken. — Im kräftigeren Alter — wie sie es erreichen können, scheint fast ein Wunder — findet man solche Jungen auch an Eisenbahnstationen in der Hoffnung auf Verdienst. Sie folgen dann einer Droschke mit Gepäck, um dasselbe an seinem Bestimmungsorte abzuladen. So sah ich gestern einen armen Menschen im Trab durch die Straßen laufen; die nackten Füße schauten zu den durchlöchernten Stiefeln heraus. Endlich hielt der Wagen an. Atemlos und blaß begann er die Koffer herabzunehmen; da kamen aber die Diener des Hauses und trugen sie hinein. Und ohne ein Wort, ohne eine Bewegung in den abgestumpften Jügen, ging er langsam die Straße hinab.

Vor wenig Tagen hat mich ein armer Kerl von ganz besonders „disreputable“ Äußeren, mein Paket tragen zu dürfen. Der Policeman, der mein Zögern sah, bedeutete mir, ich könne ihm trauen, und mit rührendem Eifer ging er damit dienstfertig vor mir her. Als ich dann über das hagere düstere Gesicht das Licht der Dankbarkeit ziehen sah für die Bezahlung und ein freundliches Wort, da glaubte ich mehr als je an das Gelle und Weiche der menschlichen Natur, auch in jedem Bereiche des Lebens.

Eine Quelle vielen Elendes sind die frühen Heiraten, denn das Gesetz welches dieselben vor dem 21. Jahre des Mannes verbietet, ist leicht umgangen. Und so sind es oft halbe Kinder die in die Ehe treten. Miß Octavia Hill, die bekannte Philanthropin, erzählt\*), wie sie bei Gelegenheit der Besuche ihrer Armen in einem kahlen Zimmer häufig ein junges Mädchen lautlos sitzen fand, in ihren Armen ein kleines Kind. Sie hielt die beiden für Geschwister: bis sie eines Tages einen jungen Menschen, kaum erst im Jünglingsalter, bei ihnen traf: den Vater des Kindes, den Mann des kindlichen Mädchens. Sie hatten sich geheiratet, weil eine Verwandte ein Hochzeitsgeschenk von 20 Mark versprochen hatte, um damit einen kleinen Handel in Häringen zu beginnen. Das Versprechen ward aber nicht gehalten, und das Elend war da.

\*) The Homes of the London Poor.

In den überwiegend meisten Fällen ist dasselbe auf Krankheit zurückzuführen. Denn wenn auch die Kosten von Arzt und Medizin von dem Spital oder der Gemeinde getragen werden, so hört eben doch der Verdienst auf, und die Leute haben selten etwas zurückgelegt „for a rainy day“: nach langer Unterbrechung ist es schwer, wieder Arbeit zu erlangen, und die Kräfte dafür sind vermindert; statt besonders kräftig, ist die Nahrung dann gewöhnlich geringer, die Konstitution hebt sich nimmer, und eine neue Krankheit folgt der ersten schnell.\*) Freilich hat diese ihren Ursprung leider nur zu oft in leichtfertigen oder lasterhaften Gewohnheiten.

Es entsteht durch Krankheit mehr Armut als selbst durch Arbeitsnot. Skilled Workmen, Arbeiter von höherer Geschicklichkeit, sind immer gesucht und gut bezahlt. Es sind die ganz Ungelehrten, nur zu den gewöhnlichsten mechanischen Verrichtungen befähigten, die Sock labourers, die nur als gewöhnliche Lastträger verwendet werden können, und unter diesen auch wieder die Faulen, welche trinken und spielen, sobald sie ein paar Pence befeigen, und ganz unfähig sind sich regelmäßiger Arbeit zu fügen, — welche die Zahl der Arbeitslosen so erschreckend vermehren. Diese letzteren sind es auch, die sie regelmäßigen, fleißigen Arbeiter in ihre Zwangslage, verkommene Existenz herunterziehen; und sie waren es hauptsächlich, an die im Jahre 1885 die Summe von achtzigtausend Pfund Sterl. vom Mansion house fund verteilt wurde!\*\*) Wenn andererseits die Sozialisten mit einem ihrer besten Begehren: das Recht der Arbeit für alle, durchdrängen, so würde bald darauf die gleiche Zahl der Arbeitslosen sich von außen wieder zugebrängt haben, wie im Jahre 1867, wo dem Glend im Osten von London so wirksam und reichlich abgeholfen wurde, daß, durch den Andrang von Bevölkerung, die Mietzinsen in den verjungerten Stadtteilen bedeutend stiegen. Von der beständigen Einwanderung armer Russen, Polen und selbst Deutschen will ich gar nicht reden. Sie drücken in vielen Gewerben durch ihre fabelhafte Zähigkeit gegen den tiefsten Grad des Glendes und den höchsten der Überarbeitung die Löhne herunter, und sind so zum Teil die unschuldige Ursache des Sweating system. Gleich diesem, wenn auch in viel geringerem Maße ist der Middleman ein Unglück für den Arbeiter. Er liefert weder Arbeit noch Kapital, und füllt sich von beiden die Taschen, insbesondere von der ersteren. Und doch ist er ein notwendiges Übel, denn durch seine Vermittelung zwischen Produzierenden und Konsumierenden, die sich sonst kaum finden könnten, bildet er ein Glied im Zusammenhange von Arbeit und Handel. Oft ist die Arbeitsnot vermehrt durch die Trades-unions, und es wäre zu wünschen, daß diese jetzt tyrannischen Institutionen wieder auf ihre ersten einfachen Absichten zurückkämen. Den Arbeiter, dem sie helfen wollen, verdammen sie jetzt häufig mit zwingender Gewalt zur Arbeitslosigkeit, und schaden so nicht nur dem einzelnen, sondern auch dem Handel im allgemeinen. Und das ist für die Arbeiterklasse selbst das größte Unglück. Wenn das Parlament die vorgeschlagenen Arbeiterschutzgesetze annimmt, so wird das Glend eher größer. Denn der vermeintliche Schutz ist eine Einschränkung, die sich nicht nur auf die Frauenarbeit in den Minen und die Arbeitsstunden in Läden und Geschäften erstrecken wird, sondern bis auf die Freiheit der Arbeit in Privatwohnungen. Diese letztere ist ein großer Vorteil für die Armen, wenn sie auch

entschiedlich niedrig bezahlt wird, wie z. B. das Verfertigen von Streichhölzlerschachteln mit ein paar Pence das Groß. Man spricht auch hier von einer Arbeiterversicherung, die aber von vielen als „grandmotherly legislation“ bezeichnet wird; auch sieht man eine bedeutende Schwierigkeit in dem ausgedehnten Beamtenwesen, welches zu seiner Verwaltung erforderlich wäre, und welches mit der Bevölkerung nicht harmonisch zusammenwirken würde. Man überläßt solche Einrichtungen lieber der Initiative einzelner Organisationen, der Freigebigkeit der Wohlhabenden und dem freien Willen der Armen.

Die Wohnungen der Londoner Armen der untersten Stufe sind schlechter als die der deutschen großen Städte, selbst der Berliner, wie sie mir aus Ihrem Buche „Soziale Briefe aus Berlin“ bekannt sind. In den Vorstädten freilich wohnt der gutbezahlte Arbeiter (20 bis 25 Mk. die Woche und darüber) in lieblichen kleinen Häusern von drei bis vier Zimmern und einer kleinen Küche, — in altmodischen Wohnungen zugleich der Wohnraum der Familie, — für 6 bis 8 Mk. wöchentlich. In der Stadt müssen sich auch die weniger Armen im Raume beschränken; zwei bis drei Zimmer ist eine anständige Wohnung für eine zahlreiche Familie. „Overcrowding“ ist auch einer der Hauptgründe der Unsitlichkeit, und schon seit Jahren beschäftigt sich ein Komitee („for the housing of the poor“) mit dieser brennenden Frage. Es ist darüber viel gedruckt worden, was dem Sensationsbedürfnis der heutigen Gesellschaft Nahrung giebt, und man muß sich hüten, einzelne Fälle dieser Art zu verallgemeinern. Sommerhin steht es schlimm. Oft wohnt eine ganze Familie in einem Zimmer: Eltern, erwachsene Söhne und Töchter, Kinder und sogar ein Lodger, (Mieter). Im Osten und Süden von London ist bekanntlich die tiefste Armut; es giebt aber Straßen und Häusergruppen auch im Westen, wo verborgen hinter den reichen Häusern, diesen unbekannt, das Glend wohnt.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Dämmerung.

Leis durch Rosenwogen gleitend  
Schwebt die holde Dämmerung her,  
Lieblich über Land und Meer  
Ihre Zauberschleier breitend.

Mit den duftigen Geweben  
Dämpft sie grelle Farbenpracht,  
Häßliches verhüllt sie sacht,  
Läßt das Harte weich verschweben.

Was das wunde Herz auch quäle,  
Sie besänftigt's wundermild,  
O wie ist sie doch das Bild  
Einer sanftern, schönen Seele!

Die gleich einem Trostesengel,  
Den der Herr in Huld gesandt,  
Wandelt durch das Erdenland,  
Leise lindernd Leid und Mangel!

E. Ehrenberg.

\*) Darum sind Convalescent Homes eine Notwendigkeit und ein großer Segen.

\*\*) „Labour and Life of the People“ edited by Charles Booth.

## Herzenseinsam.

Von Karl Prüll.

(Schluß.)

Mit einiger Ungeduld erwartete Buchner am nächsten Nachmittag die Ankunft seiner jüngsten Patientin. Das Wartezimmer war bei dem neugebackenen Doktor ziemlich gefüllt, da es ihm gelungen, der Arzt einer Krankenkasse zu werden. Nachdem er einem Arbeiter den verstauchten Finger eingerichtet, öffnete er die Thür zum Vorzimmer und rief nach seinem weiblichen Faktotum, von dem er jedoch wußte, daß es aus der Apotheke etwas hole. Wirklich, Emma saß bereits auf einem Rohrstuhl da, umgeben von Männern, Müttern und Kindern aus dem Arbeiterkreise, mit denen sie in ihrer zugänglichen Manier Verkehr pflog.

Buchner sagte: „Ah! Fräulein Tronka, ich weiß, Sie haben wenig Zeit übrig. Kommen Sie gleich herein!“ Die andern ließen sich diese Durchbrechung der Ordnung gefallen, weil Emma einen guten Eindruck hervorgerufen. Denn sonst wehren sich die Klassenleute gegen derartige Bevorrechtigungen. Mit einer erschrockenen Miene erschien Emma im Heiligthum des Arztes, wo sie sich ganz allein mit ihm befand.

Er grüßte sie freundlich. Emma gab eine stockende Antwort. Den Verband hatte sie bereits selbst weggelassen und entschuldigte sich, sie habe es gethan, weil die Stoßstelle sie gar nicht mehr schmerze. Trotzdem ließ sie Buchner niederlegen, nahm den Augenpiegel zur Hand und leuchtete hinein in ihren zarten Seelenpiegel. Über diese kleine Plunkerei machte er sich keine Gewissensbisse, da er die Verlegene desto ungestörter beobachten konnte. Dann nahm er das Wort:

„Es ist alles so, wie es sein soll. Auch die kleine Schramme wird in einigen Tagen verschwunden sein. Ich entlasse Sie, Fräulein Emma, aus meiner ärztlichen Behandlung und füge als Mensch den Wunsch hinzu, daß Sie mir Gelegenheit geben möchten, wieder einmal ein Stündchen mit Ihnen zu plaudern.“

„Da muß ich doch erst Mama fragen,“ hauchte Emma erröthend.

„Das dürfen Sie; ich will Ihnen ja kein Härchen krümmen.“

Alein der Vorsatz hielt nicht recht stand. Denn von einem unwillkürlichen Zuge erfaßt, trat er auf sie zu, nahm ihre beiden Hände und sprach in unmittelbarer Nähe, sodasß sie seinen heißen Atem verspüren konnte: „Die liebe, kleine Schmarre, die ist so neckisch!“ Und ehe Emma sich es versah, hatte er einen Kuß auf die Stelle gedrückt, während ihre schreckhaft widerstrebenden Wimpern seine Lippen streiften. Sie war purpurrot geworden und rief zürnend:

„Herr Doktor, das ist nicht schön. Man überfällt nicht ein Mädchen, dem man Achtung vor dem Arzte eingeprägt.“

Buchner dagegen, der unter einem instinktiven Zwange diese Kühnheit gewagt, wurde ganz bleich, als zürnte er seinem eigenen ungehändigten Temperamente. Mit gepreßter Stimme gab er von sich: „Verzeihen Sie mir, Fräulein Emma. Ich habe eine Thorheit begangen, aber ich konnte nicht anders. Geben Sie mir wenigstens Gelegenheit zur Sühne.“

Sie stammelte leise: „Ich darf Ihnen nicht mehr vertrauen und das thut mir so leid.“ Eine Thräne perlte in dem Auge und im nächsten Momente war der Saum ihres hellen Sommerkleides hinter der Thüre verschwunden. Buchner

mußte sich erst einige Minuten sammeln, bevor er den nächsten Kranken zu sich bescheiden konnte.

Als der letzte Patient abgefertigt war, versank Buchner in ernstes Nachdenken. Gewiß, Emma hatte auf ihn einen tieferen Eindruck gemacht, als er sich selbst gestehen wollte. Sein Puls schlug lebhafter als sonst und seine Gedanken kehrten stets wieder zu ihr zurück. Irgend etwas raunte ihm zu, er solle die Eltern des Mädchens unter irgend einem Vorwande aufsuchen. Oder noch besser, er könnte sich in seiner Eigenschaft als Arzt leicht die Erlaubnis der städtischen Behörde erwirken, die Methode der Fleischschau durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Dabei würde er Emma sehen und ihr irgend einen Wink zu geben vermögen, der vielleicht freundliches Entgegenkommen fände. Schließlich verwarf Buchner alle diese Eingebungen der erwachenden Leidenschaft und spannte muskelstraff seinen Willen an, welcher der Vernunft zu gehorchen habe. Er erwog, daß er knapp dasjenige erwerbe, was zu seiner einfachen Existenz unerlässlich sei, und daß bei der großen Konkurrenz unter den zahlreichen Ärzten es sehr lange dauern würde, bis er so viel verdiene, um eine Familie wirklich ernähren zu können. Zu einem Tändelspiel der Liebe wäre Emma zu gut; zu schade, sie in einem jahrelangen Brautstand verkonnen und — verweifen zu lassen. „Ich muß ihr den Herzensfrieden erhalten, da ich keinen Ersatz zu bieten imstande bin,“ rief er sich zu. „Und für mich ist es notwendig, um ein wohlhabendes Mädchen zu werben, damit ich selbst etwas rascher vorwärts komme und mich nicht frühzeitig mit kleinen Sorgen aufreibe. Es ist am besten, ich suche keine Gelegenheit, sie wiederzusehen.“

Dieser Entschluß hatte ihm doch einiges Herzklopfen gekostet. Und Tage vergingen, ehe die leichte Trübung seiner Seele wich.

Emma empfand dagegen noch immer den Stuß unter dem Auge wie eine frische, brennende Wunde, die sich nicht schließen wollte und nach und nach das ganze Blut in einen fieberhaften Zustand versetzte. Der jugendkräftige, lebenswürdige Mann kam ihr nicht aus dem Sinn und sie hätte ihn sogar seine Verweigerung verziehen, wenn sie nicht unter deren Nachwirkung zu leiden gehabt hätte. Emma wurde träumerischer und verschlossener, blieb in ihrer freien Zeit meist zu Hause, vertiefte sich in gedankenernste Bücher, so daß die achtsame Mutter bereits besorgt den Kopf schüttelte und die Ursache ahnte. Doch war sie klug genug, nicht einzugreifen, da sie aus Erfahrung wußte, daß solches nur den erregten Seelenzustand schlimmer mache. Die Tage flossen in der kleinen Hofwohnung trübselig hin, seitdem der muntere Gesang des Mädchens erstorben. Der schon etwas stumpfsinnige Vater kümmerte sich nicht um diese Veränderung.

Ein halbes Jahr war vergangen und die häusliche Schwüle, das schnüchtige Selbstvergehen Emmas, die ihre Pflichten jedoch genau erfüllte, dauerte fort. Naßkalter November verdunkelte die Straßen und die Gemüther der Menschen, und das Ofenfeuer, welches befriedigte Seelen vergnügt, mahnte Emma mit seinem Knistern und fahlen Lichtern nur an unbefriedigte Wünsche. Die Kräfte des Vaters verfielen sichtlich.

Eines Nachmittags, als Emma vom Centralviehhof nach Hause kam, fand sie die Mutter angstvoll beschäftigt, den starren Greis zu beleben. Ein Schlaganfall hatte die eine Seite völlig gelähmt und der anderen nur ein leicht zuckendes Leben noch gelassen. „Gut, daß Du kommst,“ rief die Mutter Emma zu. „Es ist höchste Zeit. Vor einer

Viertelstunde ist er so geworden, wie Du ihn siehst. Mache Dich gleich auf und hole einen Arzt aus der Nähe."

Emma erschraf heftig, gehorchte aber der mütterlichen Anordnung und eilte rasch wieder die eine Treppe hinab. Auf der Straße erste überlegte sie, wo sie einen Arzt finden könnte. Sogleich fiel ihr Buchner ein, der in der Nähe wohnte und mit dem sich ihr Geist stets beschäftigte. Ihr Mädchengemüt sträubte sich jedoch, ihn aufzusuchen, andererseits zog es dieses fast gewaltfam hin zu dem Mann, in dessen Banne sie stand. Sie wollte in irgend einem Laden nachfragen, aber dabei ging ja Zeit verloren. Und ehe sich Emma es versah, stand sie bereits bei der Hauptforte, an deren Seite die kleine Marmortafel mit Goldschrift verkündigte: „Doktor Buchner, praktischer Arzt."

Nun überwand sie die letzten Bedenken, stürmte die zwei Treppen hinan und läutete. Die Thür öffnete sich und Buchner selbst stand der Atemlosen gegenüber. Er wechselte die Farbe, als er das Mädchen sah, welches eine zeitlang seine Einbildungskraft gefangen genommen, die er aber dann vergessen hatte.

„Herr Doktor,“ stammelte Emma in höchster Erregung, da auch das Wiedersehen ihre Seele bestürmte, „kommen Sie rasch mit. Mein Vater liegt im Sterben.“

Der Doktor jagte mit tonloser Stimme: „Fassen Sie nur Mut. Ich bin gleich zur Stelle.“ In wenigen Augenblicken war er wieder mit Stock und Hut bei der Thür an die sich Emma gelehnt hatte. Nun eilte sie voran, als müßte sie ihm den Weg zeigen. Sie wollte ihn nicht neben sich gehen lassen, wollte vermeiden, in das ihr gefährlich gewordene Antlitz zu sehen. Erst vor der eigenen Wohnung hielt sie still, schloß auf und ließ ihm den Vortritt.

Buchner untersuchte den Kranken. Aus seinem Blicke konnte die bange lauernde Mutter keine Hoffnung schöpfen. Sie wagte die Frage: „Herr Doktor, sagen Sie mir die ganze Wahrheit. Es steht wohl recht schlecht mit meinem Manne?“

Buchner, der einsah, daß jede Täuschung umsonst wäre, erwiderte: „Machen Sie sich auf alles gefaßt. Ich glaube nicht, daß er den nächsten Morgen erleben wird. Ein zweiter Schlaganfall scheint im Anzuge zu sein.“

Die Alte weinte still vor sich hin, nur Emma stand wie versteinert da, als wäre ihr eigenes Todesurteil verkündet worden. Buchner half noch, den Schwerkranken in das Bett bringen, gab einige Verhaltungsmaßregeln und versprach in der Nacht wiederzukommen.

Um die zehnte Stunde stellte er sich ein. Er fand nur eine Leiche, über welche sich die treue Lebensgefährtin gebeugt hatte. Emma saß still brütend in einer dunklen Ecke des Zimmers, das durch eine kleine Lampe schlecht erleuchtet wurde. Buchner überkam unendliches Mitleid mit dem Mädchen.

Er störte nicht das verlassene Weib in seinem Schmerz, dem es sich völlig hingeeben, sondern schlich sich zu Emma hin und nahm ihr gegenüber auf einem Stuhle Platz, was sie sich wortlos gefallen ließ. Dann sprach Buchner halblaut und mit vollem Herzenstone, doch gleichsam von Gewissensvorwürfen gequält: „Ich bebauere Sie auf das herzlichste. Wie schade, daß Sie sich absichtlich von mir fern hielten und mich den Berechnungen meines kalten Verstandes überließen. In dieser ersten Stunde empfinde ich erst recht, daß Sie eigentlich für mich geschaffen waren. Ein Gefühl, dem ich nicht Raum gegeben, klopft mahnend an meine Seele. Allein

ich habe mich aus Klugheitsgründen in letzter Zeit gebunden und ein braves, mit Glücksgütern gesegnetes, aber mir leider ziemlich gleichgiltiges Mädchen zu meiner Verlobten erkoren.“

Die braunen Augen Emmas schimmerten seltsam, als suchte sie hervorbringende Thränen zu bewältigen. Buchner senkte den Blick und fuhr rascher fort: „sagen Sie nur das eine Wort, daß Sie mich von ganzem Herzen lieben könnten, und ich zerreiße das mich nicht mehr loedende Band, in das ich mich durch Selbstüberlistung verstrickt. Sie bedürfen jetzt einer Stütze und ich will stark und mutig sein, die egoistische Alltagsklugheit fortwerfen und mit Ihnen durch das Leben wandern. Wollen Sie mich zu Ihrem Manne?“

Eine lange atembeklemmende Pause entstand, in der man beinahe das Klopfen zweier Herzen neben dem Pochen der alten Wanduhr hören konnte. Endlich sagte Emma, die wie eine Lilie das Köpfchen gesenkt hatte, ebenfalls halblaut und mit erkünstelter Ruhe:

„Herr Doktor! Ihr Mitleid ehrt Sie; doch es beraubt Sie auch des klaren Überblickes der Verhältnisse. Was Sie gethan hatten, war wohlgethan, denn Sie müssen Ihr Lebensglück im Auge behalten. Machen Sie keine andere unglücklich, wenn Sie die eine nicht mehr glücklich machen können. Wäre Ihr Gefühl so allmächtig gewesen, wir würden uns sicherlich schon früher auf diese oder jene Weise zusammengefunden haben. Aber der Himmel und unsere Vernunft wollten es nicht und darum muß es so gut sein, wie es geworden. Ihr verspäteter Antrag ist liebevoll gedacht, aber ich bin außerstande, darauf einzugehen. Selbst wenn mich ein wärmeres Empfinden für Sie beherrscht und ich dieses zurückgedrängt hätte, was würde Ihnen dieses Geständnis meiner Schwachheit nützen? So schwach bin ich nicht, um das Urtheil zu verlieren, es würde einem Wunde, der unter solchen Umständen geschlossen worden, der Segen fehlen. Jede Sorge, welche Sie erfaßte, fiel auf mich zurück, und ich müßte mir stets sagen: Du hast eine hochherzige Regung ausgenüßt, um einem Manne, der Dir gefiel, das ganze spätere Leben zu verbittern, während er sonst frei atmen könnte. Nein, angefaßt eines Toten lernt man leichter als sonst, daß das Menschenbesein nicht auf egoistische Befriedigung gerichtet sein dürfe, sondern daß man im richtigen Moment freiwillig verzichten müsse. Ich habe jetzt nur die eine Pflicht, die arme Mutter zu trösten und durch meine Arbeit ihren Lebensabend erträglich zu machen. Erschweren Sie es mir nicht, diese Pflicht mit ganzer Seele, wenn auch freudlos, zu erfüllen. Wir „armen Mädchen“ müssen uns früh an den Gedanken gewöhnen, daß das Familienglück nicht unser Teil ist, daß wir nur zu den Gebuldeten der Gesellschaft gehören. So ist die Ordnung, und die wollen wir aufrecht erhalten.“

Buchner ergriff Emmas Hand und suchte sie zu sich zu ziehen. Aber es kam ihm vor, als folgte ein leichenstarrtes, leichenkaltes Geschöpf mechanisch diesem Anstoße, da auch ihre Lider fast völlig gesenkt waren. Nur die Brust hob sich leise vom schwer gepreßten Atem. Das Mitgefühl rang mit dem Schauer in Buchners Innern. Er ermannte sich noch, zu sagen: „Das ist doch nicht Ihr letztes Wort!“

„Es ist mein letztes. Ich schwöre es Ihnen. Und nun quälen Sie nicht weiter eine erbarmungswürdige Kreatur!“

Auch Buchners seelische Kraft war zu Ende. Die Leidenschaft wich verschüchtert zurück und mit schwer erkämpfter Fassung sprach er: „Verzeihen Sie mein ungeschicktes Ver-

halten, Fräulein Emma, in dieser Stunde und an diesem Orte. Aber man ist nicht immer Herr seiner selbst. Sie sind viel tapferer als ich, der nur Wunden schlagen kann und im Heilen ein Stümper bleibt. Sie werden mir immer eine der holdbesten und schmerzlichsten Erinnerungen bleiben. Und nun bitte ich Sie nur noch um eines. Betrachten Sie mich wenigstens als Freund, als aufrichtigen Freund. Kann ich die schweren Stunden, die Ihnen bevorstehen, irgendwie erleichtern, Ihnen in dieser oder jener Weise hilfreich sein, so weisen Sie mich nicht aus falschem Stolz zurück, sondern erklären Sie offen, was ich thun soll. Sie erleichtern mir damit die Last einer großen Reue, die nicht nur Ihnen gegenüber, sondern auch für mich selbst erwacht ist. Nicht wahr, Sie vergessen meiner in dieser Richtung nicht.“

Emma hatte sich erhoben, sah ihn mit den braunen Augensternen wehmütig freundlich an und erwiderte: „Gewiß. Sie sollen Ihren Anteil an meinem Schmerzenshaß bekommen. Vor allem würde es mich freuen, wenn Sie meinem Vater die letzte Ehre erweisen, falls Ihre Patienten nicht der Hilfe nötiger bedürfen. Das andere ordnet sich ja von selbst und soviel habe ich aufgespart, um für ein einfaches Begräbnis sorgen zu können. Ich wünsche Ihnen, daß Ihre künftige Frau Ihnen das rechte Familienglück bringt, welches Ihr edles Herz verdient. Nun lassen Sie mich aber meiner armen Mutter beistehen.“ Emma gab Buchner selbst die etwas wärmer gewordene Hand zur Verabschiedung. Er schlich sich auf den Zehen zur Thüre, als könnte er den Toten oder die trauerverjunktene Gattin desselben stören oder seinem eigenen Selbst entfliehen. Nachdem er die Thür leise geschlossen, fiel Emma vor dem alten Ledersofa auf die Kniee hin, vergrub ihren Kopf in dasselbe, ließ die Thränenströme hervorstürzen, welche manchmal durch ein krampfhaftes Schluchzen unterbrochen wurden. Sie beweinte zwei teure Menschen in dieser qualvollen Stunde.

Das Lämpchen flackerte auf, als verwundere es sich, daß die alte Traulichkeit aus diesen Räumen geschwunden. Und die Mutter wandte sich von der Leiche weg, ging auf Emma zu, legte ihr die Hand auf den Kopf und sprach: „Du hast ihn sehr geliebt.“ Und Emma flüsterte: „Ja und ich werde bis zu meinem Lebensende nur ihn lieben und nur an ihn denken.“ Ob sie den Vater oder Buchner meinte, wußte sie in ihren verwirrten Gedanken selbst nicht.

„Kommt, wir wollen schlafen gehen,“ sagte tröstend die Mutter. „Morgen ist wieder ein schwerer Tag.“

„Ja, Mutter, es werden noch viele solche Tage kommen,“ wimmerte leise Emma, „aber die Erinnerung wird uns begleiten.“ Und sie griff unbewußt nach der Stelle unter dem Auge, dem so manches Leid entstammte, raffte sich auf und wankte zu ihrem Nachtlager im nächsten Stübchen. Die Lampe brannte weiter und der Tote wußte nicht, daß er allein sei. Der „Roman der kleinen Fleischbeschauerin“ war zu Ende, nur die schlaflose Nacht und das Herzklopfen schienen nicht aufzuhören. Allein auch das geht schließlich vorüber, wie alles auf Erden.

### Mit einer Spätrose.

Es hat uns zusammengetrieben  
Des Schicksals göttliche Macht,  
Du bist mir zur Seite geblieben  
Am Glück und in stürmischer Nacht.

Du standest am Bettessrande,  
Als krank ich verlassen lag,  
Du hast gejauchzt in die Lande  
Mit mir am sonnigen Tag.

Wir haben aus einem Pokale  
Uns manche Stunde verfüßt,  
Du hast viel tausend Male  
Um mich gelitten, gebüßt.

Wie soll ich für all die Treue  
Heut danken Dir, tiefbeglückt? —  
O sieh, es hat sich aufs neue  
Im Garten der Strauch geschmückt.

So nimm die letzte Rose  
Des Sommers als Liebespfand, —  
Es giebt der Heimatlose  
Der Heimatlosen die Hand.

Albert Kohl.

### Aus dem Leben für das Leben.

Von D. v. L.

Viele Menschen beschäftigten sich den ganzen Tag mit allem möglichen, um ihr Gewissen zu betäuben, das ihnen vorwirft, nichts Vernünftiges zu arbeiten. Sie sind geschäftig aus Trägheit.

\*

Wenn man bedenkt, wie viel Zeit heute die Männer auf das Lesen von Tagesblättern verwenden, so wird einem traurig zu Mute. Die Hälfte der Zeit auf wirkliche Fortbildung verwendet und wir kämen in einem Jahre weiter, als so in einem Jahrzehnt.

\*

Bei den Tollheiten unserer Zeit, die auf allen Gebieten — Kunst, Politik, öffentlichem Leben, Religion — wie Pilze aus dem Boden schießen, empfinde ich es als Trost, daß heute alles so viel rascher geht, als einst. Auch sie werden schneller vorübergehen, als man denkt.

\*

Für einen Mann, der aus dem tiefsten Drange des Herzens, ohne je an seinen Vorteil zu denken, für ein Leitbild des Geistes kämpft, giebt es nichts Demütigenderes, als Ehrenbezeugungen.

\*

Auch sozialdemokratisch gesinnte Dichter, falls sie echte Dichter sind, sind im Grunde Aristokraten. Sie mögen sich innerlich darüber noch so ärgern, sie werden die Überzeugung nicht los, über der Menge zu stehen. Um so weniger, je besser sie diese kennen lernen. Diese selbst aber hegt im Geheimen eine Abneigung gegen ihre eigenen Sängere, weil sie deren verhehlten Herrsinn ahnt.

\*

Die Verhältnisse in Frankreich in der Gegenwart, d. h. in den herrschenden Kreisen, sprechen eine sehr klare Sprache. Auch wir können daraus lernen, aber ich fürchte, wir verstopfen uns die Ohren und schwänzen das Kolleg, das die Weltgeschichte heute in Paris vorträgt. Eine genußgierige, gewissenlose Schicht wird durch das Herrscherbewußtsein um den letzten Rest des Ehrgefühls betrogen. Sie vergiftet sich

durch Macht und Gold. Zugleich aber wird die alte Erfahrung bestätigt, daß sich viel eher Monarchien, wenn die Herrscher im Volksgeiste zu regieren wissen, lange erhalten, als große Republiken. In diesen wird der Staat sehr bald die Beute der Herrschenden, auch wenn diese sich aus dem Stande der Arbeiter anwerben würden, wie sie jetzt hauptsächlich aus dem Bürgertum stammen. Und an das Kindermärchen, daß Freistaaten mehr freie Männer erzeugen, als Monarchien, glauben heute höchstens unerfahrene Menschen. Und verwirklichte sich der sozialdemokratische Staat, so züchtete auch er herrschsüchtige Leiter, schmeichelnde Streber, Genußsüchtige, die auf Kosten des „befreiten Proletariats“ es sich wohl sein ließen. Aber die Völker lassen sich durch geschichtliche Erfahrungen niemals belehren — sie glauben erst, nachdem sie gelitten haben.

\*

Ein großer Irrtum unserer Tage nennt sich „christlicher Staat.“ Christlich, das heißt, dem Geiste Jesu entsprechend, wäre nur eine Gemeinschaft, in der es ein einziges Gesetz gäbe: Christi Wort. Auf ihm aber kann sich ein Staatsgebäude nicht erheben, ohne daß vorher die Menschen sich im tiefsten Innern wandelten, sodaß auf idealem Boden Gleichheit und Brüderlichkeit herrschten. Man vergißt bei solchen Träumen stets auch ein Wort Christi: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt;“ man deutet das andere von „einem Hirten und einer Herde“ auf diese Welt, statt auf einen Zustand höherer Entwicklung, der hier niemals zur Wirklichkeit werden kann. Aber nicht widerchristlich sein soll und kann der Staat. Er muß in seinen Einrichtungen danach streben, daß Gerechtigkeit überall und Liebe dort, wo es möglich ist, die höchsten Kriterien darstellen; daß sich das Sittliche entfalte, die Gründe des Unsittlichen beseitigt werden und es niemals durch das Gesetz eine Förderung erfahre. Echtes Christentum kann kein Staat äußerlich entwickeln, denn der einzelne vermag es nur aus seinem tiefsten Wesen heraus zu gestalten, da es im höchsten Sinne, den leider so wenige ahnen, eine That der gottgegebenen Freiheit ist.

\*

Es giebt sehr viele Menschen, die stets das Gute wollen und doch immer das minder Gute oder sogar Schlechte thun. Sie bereuen aufrichtig, um dann doch wieder Handlungen zu begehen, die sie selbst hart verurteilen. Und dabei kann sich die Sehnsucht gut zu sein, in ihnen stetig vermehren. Sie leiden schwer an ihrem Ich, und werden von anderen oft viel härter beurteilt, als sie es verdienen.

\*

Weltflucht kann auch aus zu großer Begier nach Menschenverkehr stammen; wie überhaupt vieles Äußerste im Menschenwesen durch seinen Gegensatz geschaffen ist. Ich hatte einen Freund, der im größeren Kreise von abschreckendem Etnismus war, und dabei im engen Verkehr sich über alles Zweideutige aufrichtig entäußerte. Das mahnt uns, nicht zu rasch nach äußeren Zeichen über das Innere zu urteilen.

\*

Wenn gewisse Herren, um das Volk an Kunst zu gewöhnen, ihm nur Armelcutebichtung bieten, verkennen sie sein Wesen ganz. Denn es will entweder lachen oder staunen. Staunen selbst über Halbbegriffenes. Es trägt dann ein erweitertes Herz nach Hause — die Ahnung erhöhten Seins, einer anderen Welt. Niemals wird eine Poesie des Hasses

im Volke ein tieferes Verlangen nach Wahrheit und Schönheit wecken, sondern nur die Leidenschaften noch mehr entflammen, bis in ihrer Glut Vernunft und Gerechtigkeitsgefühl verbrannt sind. Das mag Volksverführern passen, wird es aber nie aufrichtigen Volksfreunden.

## Hinter den Bergen.

Hinter den Bergen  
Böhnet das Glück!  
Willst Du es greifen,  
Weicht es zurück!

Hinter den Bergen  
Schlummert die Ruh!  
Soll sie Dir werden,  
Eile nur zu!

Hinter den Bergen  
Ruhet der Streit,  
Jammer und Elend,  
Irdisches Leid!

Hinter den Bergen  
Stehst Du Dein Grab!  
Winkt Dir ein Engel  
Lächelnd himab!

Da wird Dir Ruhe,  
Weich nicht zurück! —  
Hinter den Bergen  
Wohnt ja das Glück!

Valentin Traudt.

## Vermischtes.

**Essaische Sprichwörter.** Einem Aufsätze in der Köln. Zeitung entnehmen wir folgendes:

„Religion und Sitte sind Nachbarn“, sagt ein Sprichwort; doch ist die Religion der bedeutendere Nachbar; das bekundet die große Zahl von Sprüchen und Redensarten über Gottes Wesen. „Unser ist die Müß und Arbeit, doch der Segen kommt von Gott. — Eher vergißt die Mutter ihres Kindes, als Gott seines Geschöpfes. — Gott läßt dem Sünder Zeit zur Reue. — Gott und die Gerechtigkeit gehen zusammen.“ Eine ironische Spitze enthält der Satz: „Dem Gott hilft, dem helfen auch alle Heiligen.“ Nicht minder spitzig ist das Wort: „Ohne Geld geh nicht einmal in die Moschee“ und das christliche Seitenstück: „Umsonst wird nicht einmal Christi Grab bewacht.“

Die Notwendigkeit von Gesetzen wird anerkannt durch „Ohne Zügel kann man das Pferd nicht reiten“; weiter sagt der Volksmund: „Wenn man auch verbietet zu singen — das Weinen kann nicht verboten werden. Mag die Gerechtigkeit vergehen, die Ungerechtigkeit wird immer bestehen.“

Von den unzähligen Sprichwörtern über Gut und Böse, Stolz, Ehre u. a. seien erwähnt: „Besser ein leeres Haus, denn der Teufel drin. — Lieber Böses dulden, als Böses thun. — Was die Ehre nicht kennt, rühmt sich der Schande. — Bomit der Hoch prahlt, des schämt sich das Schaf. — Besser ein guter Ruf als ein goldener Gürtel. — Besser ist der Segen aller, als der Fluch des Papstes. — Besser wenig in



Gottesfurcht, als viel mit Fluch. — Wenn ich auch bettle, den Sack trage ich doch nicht. — Ist er auch schwarz, so ist er doch kein Zigeuner. — Auch die schwarze Kuh giebt weiße Milch. — Auch die schwarzen Hennen legen weiße Eier. — Wenn du nicht vornehm und reich sein kannst — ehrlich und gut kannst du sein. — Lieber ein kleiner Herr, als ein großer Diener. — Ein Mensch ohne Freiheit ist ein Fisch ohne Wasser. — Wehe dem, der im eigenen Hause Fremden dient.“

Praktische Volksweisheit redet aus folgenden Sprichwörtern: „Besser ein abgenutzter Sack zu eigen, als ein fremder, der neu ist. — Besser heute ein Ei, als morgen eine Henne. — Besser ist die heimische Hirse, als ägyptischer Reis. — Besser auf Eigenem (d. i. Grunde) gehen, als auf Fremdem reiten. — Besser ein eigenes Kalb, als ein Ochs in Gemeinschaft. — Ein Mensch ohne Geld ist ein Stamm ohne Wurzeln. — Bessen die Kuh, dessen das Kalb. — Wer sein Haus mit Fremden baut, sammelt Steine für sein Grab. — Besser ohne Nase, als ohne Glück. — Besser einmal weinen, als immer seufzen. — Besser in der Hütte singen, als im Palast weinen. — Ehe es einem dunkel wird, kann es einem andern nicht hell werden. — So lange man Glück hat, kann man auch stromaufwärts schwimmen. — Reich ist, der zufrieden ist. — Reich ist, der nichts schuldet, jung, der nicht alt ist. — Einen Reichen beschenken ist schwer. — Leicht ist's, das Abendbrot bereiten, wenn das Haus voll ist. — Wenn du dich ärgern willst, zahle im voraus. — Wenn wir auch Brüder sind, unsere Taschen sind nicht Schwestern. — Besser hungrig zu Bette gehen, als mit Schulden aufstehen. — Schuld und Kränkung sind Geschwister. — Eine Schuld ist ein böser Kamerad. — Spare weißes Geld für schwarze Tage. — Wenn du nicht sparst, was du hast, so wirst du das nicht haben, was du noch nicht hast (d. i. was du noch erlangen könntest). — Wer in den Morgen hinein schläft, verliert das Mittagbrot. — Wer den Stern essen will, muß die Nuß knacken. — Ist der Tag auch kurz, so ist das Jahr lang.“

Über Wert des Wissens und der Klugheit läßt sich der Volksmund folgendermaßen vernehmen: „Besser ein Quentchen Verstand, als ein Centner Kraft. — Besser ein Bedachtes, als hundert Gethanes. — Reichtum vergeht, Verstand besteht. — Besser im Kopfe (besitzen), als im Schranke. — Besser einen klugen Kopf (haben), als ein Thal voll Gold. — Besser ist Können als Haben. — Mehr wissen der Papst und der Bauer, als der Papst allein.“ — Daß aber auch zuviel kluges Bedenken mitunter vom Übel ist, will das Wort bejagen: „Ehe der Kluge die Brücke findet, geht der Dumme durchs Wasser.“

Die Frauen kommen im allgemeinen schlecht weg im Volksmunde: „Besser einen Tag Hahn sein, als ein Jahr Henne. — Besser ohne Weib, als Böses leiden. — Ein dickes Weib, ein armes Haus. — Altes Weib und der Teufel stecken immer zusammen.“ Bezüglich der Eheflektion gilt für arme Mädchen folgender Rat: „Besser einem Alten die Jahre zählen, als bei einem Jungen hungern.“

„Besser ein kluger Freund,“ heißt es ferner im Volksmund, „als ein dummer Freund. — Besser allein, als in schlechter Gesellschaft. — Besser ein Freund in der Nachbarschaft, als ein Bruder in der Ferne. — Ohne Genossen giebt es kein Selbentum. — Ohne Flügel fliegt kein Falke. — Es ist gut, auch an dem Hund einen Freund zu besitzen. — Eine Hacke ohne Stiel hackt kein Holz. — Sei dein Feind

auch klein wie die Ameise, hüte dich vor ihm, als wäre er ein Löwe.“

Gegen das Trinken sprechen sich folgende Sprichwörter aus: „Wer im Wirtshause Wein trinkt und Braten ißt, der nährt fremde Kinder. — Der Trunkenbold und der Wirt denken zweierlei. — Der Schnaps ist die Peitsche des Brotes. — Wer auf die Gesundheit eines jeden trinkt, vertrinkt seine eigene. — Ein Gastmahl, ein Namenstag und eine Verdrigung sind (zusammen) eine Feuersbrunst. — Der Wein ist im Gefäße ruhig, im Menschen närrisch.“

Zum Schluß sei noch eine diätetische Regel mitgegeben: „Vom Kuchen weint, vom Brote lacht der Magen.“

**Amerikanisches Gannerstückchen.** In der Nähe von Franklin beschäftigten sich ein paar Männer mit dem Bohren eines Brunnens, bis sie eines schönen Tages mit der Nachricht nach der Stadt kamen, daß sie eine Oclader entdeckt hätten, die täglich mindestens hundert Fässer Öl liefere. Zugleich gaben sie zu verstehen, daß sie nicht abgeneigt seien, die Quelle mit dem Brunnen für 75 000 Dollars baar zu verkaufen. Zwei New-Yorker Spekulanten, richtige „Macher“, gingen auch gleich auf den Köder, sahen sich den Brunnen an und fanden wirklich alles so, wie es die Quellenentdecker geschilbert hatten. Man ließ die Pumpe funktionieren und Öl von bester Qualität strömte reichlich in die große Kufe. Nun beeilten sich die beiden Pantees, die sich im Geiste schon so reich als Krösus dünkten, den beiden dummen Kerlen von Entdeckern die verlangten 75 000 Dollars einzuhändigen, welche diese mit der Versicherung, daß sie die Quelle eigentlich weggeschenkt hätten, einsteckten und sodann ihres Weges gingen. Vor Freude über das gute Geschäft zechten die beiden nunmehrigen Quellenbesitzer die Nacht wacker durch. Als sie am andern Tage hinaus kamen, waren die alten Arbeiter natürlich nicht mehr da, indes man stellte fröhlichen Herzens neue an und ließ wacker drauf lospumpen. Das Öl floß allerdings wie am Tage zuvor, doch wollte die große Kufe trotz aller Anstrengung nicht voll werden. Man forschte nach der Ursache und siehe da, bei näherer Untersuchung zeigte es sich, daß aus der Kufe durch das Erdreich durch eine Röhre, welche Tags vorher jedenfalls verstopft gewesen war, direkt wieder in den Brunnen führte, aus welchem es dann natürlich wieder herausgepumpt werden konnte, um wieder abzufließen. Die beiden Macher waren bei dieser Entdeckung wie vom Donner gerührt; sofort eingeleitete Nachforschungen nach den famosen Quellenentdeckern führten zu keinem Resultat, und sie mußten blutenden Herzens ein Kreuz über ihre 75 000 Dollars machen. Quellen sollen sie aber keine mehr gekauft haben.

Gr-r.

### Inhalt der Nr. 15.

kein Erbarmen. Roman von E. von Wald-Zedtwitz. Forts. — Sie ist reizend. Erzählung von Brenda von Eichen. Forts. — **Beiblatt:** Allgegenwart. Von Elmar Sieffen. — Briefe aus London. Von Carola Blader. I. — Die Dämmerung. Von E. Ehrenberg. — Herzens einsam. Von Karl Pröll. Schluß. — Mit einer Spätrose. Von Albert Kohl. — Aus dem Leben für das Leben. Von D. v. L. — Hinter den Bergen. Von Valentin Traudt. — Vermischtes.

# Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3 $\frac{1}{2}$  M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N $\text{^\circ}$ . 16.

## Kein Erbarmen.

Roman

von

E. von Wald-Bedtwig.

(Fortsetzung.)

### Dreizehntes Kapitel.

„Nun scheint der Winter Ernst zu machen,“ sagte der Freiherr Bernd von Uzenstein zu seiner Miete, indem er die Hände in die Hosentaschen versenkte und sich mit dem Rücken gegen den mächtigen grünen Kachelofen lehnte, in welchem das Feuer rumorte, als wäre ein Sturmwind darin entfesselt.

„Alles hat seine Zeit,“ gab Miete zurück, dabei nicht von ihrem dickeibigen Wirtschaftsbuche aufsehend, in welches sie gewissenhaft jeden Pfennig, der im Haushalte verbraucht wurde, verzeichnete.

Es wurde zwischen den beiden Ehegatten kein Wort gesprochen, man hörte nur das Fauchen des Feuers im Ofen und das regelmäßige Ticken der alten Gehäufuhr. Zuweilen räusperte sich Bernd und es war, als ob er den Anfaß machte, seiner Frau etwas zu sagen, dann trat er mit einer gewissen Unruhe von einem Bein auf das andere. Miete kannte das an ihm, legte die Feder aus der Hand und sah zu ihm hinüber.

„Was hast Du, Alter?“

„Ich? Was soll ich haben? Der Doktor Brand war auf dem Hofe, dem alten Frieße geht es besser.“  
„Natürlich. Das alte Gemäuer stellt sich bei jeder Kleinigkeit an, als ob's gleich unter die Erde ging.“

Wer Miete so sprechen hörte, mußte sie für roh und hartherzig halten. Bernd wußte es besser, niemand pflegte die Kranken liebevoller wie sie, wenn es wirklich Ernst war.

„Hat Brand was Neues erzählt? Warum ist er nicht zu Mittag geblieben?“

„Er hatte es eilig, und Neues —“

Wieder das Räuspern und das unruhige Umhertreten.

„Na, was hat er denn ausgeframt?“

„Die Vickenholmer sind da.“

„Die — Vicken — holmer?“ Miete wurde blaß und ihre Augen ruhten zärtlich besorgt auf dem Gesicht ihres Gatten, der bemüht war gleichgültig zu erscheinen, was ihm jedoch nur schlecht gelang.

„Gestern sind sie angekommen. Ein großer Trara, Ehrenpforten, Empfang und dergleichen.“

„Das kann ich mir denken. Bleiben sie lange?“

„Für immer.“

„Für — — im — — mer?“ Frau von Uzensteins sonst so feste Stimme schwankte. „Und weshalb denn?“

„Brand meinte, sie hätten wohl in Kopenhagen zu viel Geld ausgegeben und nun wollten sie's hier 'mal versuchen.“

„Ja — ja, ja — ja, so was kommt von so was.“

Etwas wie Schadenfreude huschte über Mietes sonst so gutmütiges Gesicht und dabei bewegte sie den Kopf wie einen Pendel langsam von der einen nach der anderen Seite.

„'S wird wohl so sein.“

„Na, was man von der Frau sagt; die Doktorin hat da so manches gehört, als sie zur Ausstellung drüben in Kopenhagen war, so wird die als Gutsfrau auch keine Seide spinnen.“

Bernd fand keine Erwiderung und lehnte sich mit dem Rücken fest an den Kachelofen.

„Nun, uns kann's gleich sein. Zusammenkommen thun wir doch nicht mit ihnen,“ warf Miete hin. Plötzlich schoß jähes Rot in ihre Schläfen, vom Hofe her schlug das helle Lachen Erduinens an ihr Ohr, die mit Hülfe Christians vergebliche Versuche machte, ein wohlgenährtes Pony zu besteigen, welches der Freiherr auf ihre inständigen Bitten gestern in Heiligenhafen gekauft und ihr geschenkt hatte.

Erduine? Ja, Erduine? An diese hatte Miete im ersten Augenblick noch gar nicht gedacht. War es ganz zu vermeiden, daß sie mit ihren Verwandten

in irgend welche Verührung kam und war es nicht ganz natürlich, daß sie Fragen an ihre Eltern stellen würde, welche dieselben in die peinlichste Lage verlegten?

Miete erhob sich, trat dicht an ihren Gatten und sah ihn liebevoll, stehend an. Ihr war es, als ob das helle, sonnendurchleuchtete Zimmer plötzlich düster würde, als ob sich draußen der Hof, die ganze Gegend, der klare Himmel mit einem Nebel überzöge, ein Nebel der sich nicht verschuchen ließ, der im Gegenteil mit der Zeit immer dichter wurde.

„hm — hm — aber — Erbuine,“ sagte sie enblich.

„Freilich,“ knurrte Bernd.

Miete sah tieftraurig zu Boden. „Ach! — Es wäre am Ende doch besser gewesen, wenn Du mich damals — — ach, Du lieber Himmel!“

Miete hatte bis dahin leise vor sich hin gesprochen, die letzten Worte stieß sie, wie von einem furchtbaren, mühsam zurückgehaltenen Schmerz übermannt, hervor und warf sich, ungebärdig weinend in eine Ecke des harten, steiflehnigen Sofas.

„Heule nur nicht! Das ändert nichts! — Mein Gott, das Kind wird noch ein Unglück nehmen!“

Bernd, sein sonstiges Phlegma mit einem Male abstreifend, stürzte auf den Hof und Miete flog an das Fenster. Erbuine in Gefahr? Da war alles andere vergessen.

Nun Gott sei Dank war es nicht so schlimm. Muck, das Pony, hatte nur ein wenig hinten ausgeleilt, als Erbuine aufsteigen wollte, jetzt aber, als es erst verspürte, daß seine Last keine allzuschwere war, stand es lammfromm da und wieherte vergnügt in die Welt.

Bernds Augen strahlten, Miete strahlte und Christian nicht weniger. Alle drei sahen mit wahren Entzücken auf das kräftige, blonde Mädchen, das jetzt ihres Sieges stolz, Muck ein klein wenig mit der Reitgerte berührte, ihn so bewegend, sich in einen mäßigen Galopp zu setzen. Kochäppel — Kochäppel — Kochäppel — ging's um den runden Rasenplatz, der vor dem Herrenhause lag, herum.

„Abjüs! Abjüs! Hui — hui — avanti Muck — avanti!“ erklang plötzlich Erbuines helle, übermütige Stimme. Muck erhielt ein paar derbe Hiebe über die strammen, dicht mit langen, kastanienbraunen Haaren besetzten Keulen, flog nun — kein Mensch hätte ihm diese beschleunigten Bewegungen zugetraut — wie ein losgedrückter Pfeil dem Thorwege zu und war bald samt seiner jungen kühnen Reiterin den Blicken der andern entschwunden.

„Halt! Halt! Dina! Dina!“ riefen Bernd und Miete, als sie sich endlich von ihrem Staunen erholt hatten, während Christian ein über das andere Mal „En lütten dollen Perschon,“ kopfschüttelnd vor sich hin murmelte.

„Aber Bernd — ich sagte es ja — der Pony — ich war gleich dagegen,“ klagte Miete, doch Herr von Ugenstein, selbst mit Leib und Seele Pferdliebhaber, wenn er auch jetzt aus Bequemlichkeit nur noch wenig ritt, glänzte vor stolzer Freude über sein schneidiges Mädel über das ganze Gesicht und tröstete seine Frau so gut es ging.

„Der Pony ist ein ganz guter Kerl, nur beim Aufsitzen ist er etwas schwierig; doch sie sitzt ja nun, und wenn sie herunterplumpsen sollte, so fällt sie ja nicht hoch.“

Miete ließ sich jedoch nicht so schnell beschwichtigen.

„Möchtest Du nicht lieber nachreiten?“

„I wo! Sie wird nicht weit reiten,“ meinte Bernd, holte sein Angelzeug und stieg hinunter an den Strand, um zu fischen. Die See war heute spiegelglatt, da bissen die Fische gut und wenn auch nur Goldbutt zu fangen war, so machte es ihm doch Vergnügen.

Bernd Ugenstein irrte sich; Erbuine, seit langer Zeit wieder zum ersten Mal im Sattel, vergaß Zeit und Entfernung und jagte, den an und für sich ein wenig faulen Muck zu immer größerer Eile antreibend, zwischen den hohen Knicks entlang, bald hier bald da in einen beliebigen Seitenpfad einbiegend.

Ihr blondes Haar löste sich und hing wild unter dem flotten Pelzkäppchen hervor, ihre Wangen glühten wie dunkelrote Rosen, Mund und Augen lachten um die Wette vor überströmender Lebenslust. Bald hatte sie den Wald erreicht, Buchen und Birken und einzelne junge Eichen mit Nadelholz untermischt bildeten einen dichten Bestand, dann aber that sich ein Buchendom auf, so schön wie ihn nur das östliche Holstein kennt. Stamm neben Stamm, einer so gerade, so stark, so silberglänzend wie der andere, strebte aus weichem, sattgrünem Moosteppich zum klaren blauen Himmel.

„Hollihohoho — hollihoh!“ jauchzte Erbuine. „Hollihoh — ho — ho — ho,“ echote es durch den Wald. Muck griff aus, daß dem Vorübergehenden seine vier kräftigen Beine wie ein flüchtiger Schatten hätten erscheinen müssen. Aber es war niemand da, Erbuine war allein im Walde mit ihrem Muck und ihrer himmelhochjauchzenden Lebenslust.

Plötzlich stuzte er und machte einen Seitensprung, der die kleine holsteinische Amazone beinahe zu Fall gebracht hätte. Sie mußte kaum wie ihr geschah, sagte nach ihrem Pelzmützchen und gewahrte zu ihrem Schrecken, daß es von ihrem Kopfe verschwunden war.

Helles Lachen schlug an ihr Ohr und nun gewahrte sie erst die unschuldigen Menschen, welche ihr beinahe zur Bekanntschaft mit dem Sande verholsten hätten.

Eine schlanke, freundlich aussehende Dame und ein Herr waren unverhofft hinter den Buchen hervorgetreten und hatten Muck scheu gemacht. Und welcher Herr! Erbuine hätte aufjubeln mögen, aber sie besann sich noch zur rechten Zeit und lachte nur aus vollem Herzen.

„Herr von Ugenstein! Sie!? Ha — ha — hier treffen wir uns — und wie sehe ich aus!“

„Reizend!“ rief Uß in voller Bewunderung, indem er ihr das verlorene Käppchen zurückgab.

„Ach,“ sagte Erbuine verlegen, einen Blick auf die ältere Dame werfend, welche lächelnd diesem Auftritt zugesehen hatte und sympathisch berührt das hübsche frische Mädchen betrachtete.

Uß errötete flüchtig, mit einem Schläge wurde ihm das Peinliche dieser Lage klar. Aber es half

nichts, er mußte sie doch vorstellen; Friederike würde schon Takt genug besitzen um zu wissen, wie sie sich in diesem Falle benehmen mußte.

„Darf ich Dir Fräulein von Ugenstein aus Ragnüchel vorstellen?“

„Erbuine?“ entfuhr es dem Klosterfräulein und von ihren Gefühlen überwältigt, trat sie dicht an den Pony heran und reichte ihr die Hand.

„Ja, so heiße ich,“ antwortete Erbuine unbefangen.

„So — ha — also aus Ragnüchel,“ jagte Friederike stotternd, ohne die Hand des jungen Mädchens aus der ihrigen zu lassen, ohne das Auge von ihr zu wenden. Alles in ihr war überwältigende Bärtlichkeit, hätte sie ihren Gefühlen folgen dürfen, sie hätte sie zu sich herabgezogen und sie ans Herz gedrückt — aber so — so — —. Schon um die Ruhe dieses lieblichen Kindes nicht zu stören, durfte sie es nicht thun.

„Das hätte übel ablaufen können, mein liebes Fräulein, sehr übel,“ sagte sie jetzt mit leisem, gutmütigem Vorwurf.

„Oh, ich sitze fest wie eine Klette, meint unser Christian immer und mein Papa auch.“

Friederike lächelte mehmtig, aber Erbuine sah es nicht, denn sie wandte das Köpfchen Uß zu, der zu ihr aufsaß als wäre ihm unverhofft die Waldfee erschienen.

„Was macht Elsa, meine süße Elsa? Wir schreiben uns. Wird sie Sie nicht einmal besuchen?“

„Ich hoffe es.“

„Nun dann —.“ Erbuine wurde blutrot und brach ab. „Es ist für mich Zeit nach Hause zu reiten. Na, mein guter Papa und meine Mutter werden sich schön ängstigen. Aber das thut nichts, allzu ängstlich dürfen die Eltern nicht sein.“

„Reiten Sie denn allein?“ fragte Friederike.

„Ja natürlich.“

„Aber so weit?“

„Hier — bei uns in Holstein? Durch das ganze Land will ich reiten bei Tag und Nacht und es thut mir niemand etwas zu Leide.“

„Na, na. Dazu würde ich doch nicht raten,“ meinte Uß besorgt.

„Hier bei uns wohnen lauter gute Menschen.“

Uß sah sich ein wenig besorgt nach rückwärts um, denn er hörte dort Stimmen und wußte, daß Adolie, sein Vater und Graf Fiding ihnen folgen und sie hier treffen wollten. Welche unerquickliche Lage, wenn sie mit Erbuine, der Tochter des verstorbenen Bruders, zusammentreffen würden!

„Wenn Sie noch rechtzeitig zu Tisch nach Hause kommen wollen, dann ist es wirklich Zeit an den Heimweg zu denken,“ mahnte Uß.

„Ja, ja, Sie haben recht,“ erwiderte Erbuine, den Kopf ein wenig senkend. Es war gar nicht hübsch von ihm, daß er sie daran erinnerte und die Zeit ihres Zusammenseins dadurch abkürzte. „Leben Sie wohl, Herr von Ugenstein, gnädige Frau — oder — ich weiß nicht ob —“

„Fräulein — Klosterdame in Breeß,“ sagte Friederike zögernd einer direkten Frage Erbuinens

ausweichend. Wie gerne hätte sie ihren vollen Namen genannt, wie gern hätte sie ihr einen freundlichen Gruß an ihren Vater mitgegeben.

„Hop Muck! Vorwärts Dicker!“ rief Erbuine mit glöcklicher Stimme, munterte den Pony auf und galoppierte davon.

Friederike und Uß schauten ihr schweigend so lange nach, bis der kurze borstige Pärzelschwanz des Pferdchens hinter den Büschen verschwunden war.

Als Friederike sich jetzt nach rückwärts wandte, gewahrte sie, daß sie unter der alten Eiche stand, derselben, an der sie einst Bernbs Liebeswerbung mit schwerem Herzen abschlägig beschied. Gerade hier mußte sie sein lieblich wie die Waldrose erblühtes Töchterchen zum ersten Male sehen.

„Warum that ich's nur damals?“ fragte sie sich wieder. Und abermals gab sie sich die Antwort, daß aus einer Verbindung zweier an Charakter, Neigungen, Bildung und Lebensanschauungen so verschiedener Menschen doch kein Glück erblüht wäre, selbst wenn sie sich liebten, — „und dann die nahe Verwandtschaft,“ setzte Friederike im stillen ihre damalige Handlungsweise entschuldigend hinzu.

„Ein entzückendes Mädchen, Friederike! Nicht wahr? Und das ist Onkel Bernbs Tochter! Das Kind dieser Mamsell so und so!“ wandte sich Uß endlich an das Stiftsfräulein.

„Reizend, reizend,“ antwortete Friederike leise, den verschleierten Blick nach der Gegend richtend, von wo sich Adolie und die beiden Herren näherten.

„Da sieht man, daß die Menschheit sehr viel Ubernheiten über die sogenannten Rassevorzüge schwätzt; wenn in dem Mädchen keine Rasse steckt, dann möchte ich wissen in welchem,“ bemerkte Uß.

„Laß uns gehen, ich bin jetzt nicht in der Stimmung mit den andern zu sprechen,“ sagte Friederike.

„Wir können ja am Bohlenberger Wegweiser warten, dahin waren ja wohl die Wagen bestellt?“

Friederike nickte mit dem Kopfe und beide gingen schweigend weiter, sich im Geiste allein mit Erbuine beschäftigend.

Adolie, Arno und Wolf folgten ihnen, die beiden ersteren im Gespräch mit einander vertieft, so daß sie die Gegenwart des Gesandtschaftsrates fast vergessen hatten, der seinerseits auch keine Ansprüche an ihre Unterhaltung stellte, denn er beschäftigte sich ausschließlich mit den Holzbeständen, durch welche sie schritten.

„Da könnte manches heraus, das würde ein hübsches Stück Geld geben,“ dachte er, eifrig bemüht soviel bares Geld wie möglich herauszuwirtschaften. Eben stieß er auf einer Blöße mit dem Stock tief in den Boden, zog ihn heraus und betrachtete die Erde, welche daran hängen geblieben war. „Und hier würde sich ein Torfstich anlegen lassen.“

„Es behagt Ihnen also hier in Videnholm, Arno?“ fragte Adolie mit einem lauernden Blick.

„Sehr, sehr.“

„Ist es Ihnen nicht zu einsam?“

„Reineswegs.“

„Aber wie lange? Wie lange?“ spottete Adolie.

„Ich glaube Sie sprechen damit eine Befürchtung aus, welche Sie selbst für sich hegen, teure Freundin?“ entgegnete Graf Fiding.

„Mir genügt ein einziger Mensch, für den ich wahres Interesse fühle — und der — mir dasselbe entgegenbringt,“ gab Abolie bezüglich zurück.

Arno Fiding wurde unruhig, das Gespräch nahm eine für ihn peinliche Wendung an und er strebte schneller vorwärts, wo er Friederike und Uß sah.

„Ihnen scheint die Gesellschaft eines warm für Sie empfindenden Menschenkindes nicht zu genügen,“ spottete Abolie, in welcher schon wieder die Eifersucht aufstieg.

„Woraus schließen Sie das?“ fragte Arno gereizt.

„D, ich sagte es nur so.“

„Sie sagen nichts, nur so, meine Teuerste; was Sie sagen ist stets das Resultat der Überlegung.“

„Verlangen Sie etwa, daß ich unüberlegt sprechen soll?“

„Unerträglich — wirk — lich — ganz unerträglich! Sie verstehen es ganz ausgezeichnet, einem die angenehmste Stimmung zu verderben.“

„Ha, ha, beeilen Sie sich nur Arno, gehen Sie nur, gehen Sie nur, von dort wird Sie Ihnen schon wieder kommen.“

Abolie deutete mit dem Sonnenschirm nach vorn, wo Friederike und Uß eben um die Ecke bogen.

„A, ä, hm — unerträglich — ganz un — er — trächlich.“ Graf Fiding führte mit dem Dandy-Stöckchen Luftschläge aus, als befände er sich auf der Mensur.

„Ha, ha, ich will Ihnen helfen, ha, ha, Sie jagen ja wirklich, als ob Sie mir einen Schlaganfall bereiten wollten — die gute Friederike geht viel zu schnell für Ihre Wünsche, armer Graf. Warten Sie.“

Abolie blieb stehen, legte ihre beiden mit weiten Randersischen Haushandschuhen bekleideten Hände an den Mund und rief laut Friederikens Namen.

„Sehen Sie das wirkt, Sie bleibt stehen; nun bedanken Sie sich bei mir, Arno.“

Abolie interessierte sich plötzlich ungemein für Wolfs Beobachtungen, hing sich ärgerlich an dessen Arm und ließ Fiding allein gehen. Friederike und Uß blieb jetzt nur übrig zu warten bis die andern herangekommen waren.

„Na was hattet Ihr denn vorher für eine interessante Bekanntschaft?“ fragte Abolie.

„Eine kühne Reiterin,“ setzte Arno hinzu.

„Es war ein junges Mädchen welches sich verritten hatte, wahrscheinlich von irgend einem Nachbar-gute,“ fiel Uß schnell ein.

„Habt Ihr Sie nicht nach ihrem Namen gefragt?“ fragte Wolf.

„Nein,“ antwortete Uß mit voller Bestimmtheit, was ihm einen dankbaren Blick der Tante Friederike einbrachte. Sie hätte es nicht ertragen, wäre man auf Bernd zu sprechen gekommen, wobei es natürlich an Spottreden und lieblosen Bemerkungen nicht gefehlt hätte.

„Eigentümlich, daß ein junges Mädchen sich hier so allein im Walde herumtreibt,“ äußerte Abolie. Friederike sowohl wie Uß wollten eine verteidigende

Gegenbemerkung machen, aber sie unterließen es beide in dem Bestreben, das Gespräch in andere Bahnen zu lenken.

„Wir müssen uns glaube ich ein wenig beeilen, wenn wir rechtzeitig zum zweiten Frühstück nach Hause kommen wollen,“ warf Wolf ein.

„Kommen Sie, Friederike. Sind Sie müde? Geben Sie mir Ihren Arm,“ wandte sich Arno an das Stiftsfraulein, teils weil ihm dasselbe angegriffen erschien, teils um Abolie zu ärgern.

„D nein, nein, ich fühle mich noch ganz frisch,“ entgegnete Friederike ohne es jedoch ändern zu können, daß Arno sich beim Weitergehen an ihre Seite gefellte.

„Wie lieblich unser Holstein ist, Graf Fiding.“

„Sehr schön.“

„Bitte sehen Sie nur dieses reizende Stilleben in diesem Knick. Hier noch einige verkümmerte Früchte an den Brombeerranken, da die blutroten Ebereschen, dort die schwarze Amsel, die dadurch angelockt wurde und bei unserm Nahen raschelnd davon huschte und dort das verlassene Nest eines Rotkehlchens. Sie sollten unser liebes Land sehen, wenn die kleinen gefiederten Säger es erst wieder beziehen, wenn es hier sprießt und grünt; Blumen wohin das Auge sieht, dazu die kleinen Eidechsen, welche sich an den Knicks sonnen und sich ihres Lebens freuen. Ein stiller lieblicher Friede liegt dann über unserer Gegend, die man lieb haben muß, man mag wollen oder nicht.“

Arno nickte nachdenklich mit dem Kopfe. „Das ist eben ein eigenes Ding mit dem Liebhaben, Fräulein Friederike, man mag wollen oder nicht, das Herz geht doch seinen eigenen Weg.“

Er sah leuchtenden Auges zu ihr auf, der los-hafte Ausdruck, der so oft darin lag, war daraus verschwunden und machte dem eines bittenden Kindes Platz. Friederike kannte und fürchtete ihn.

„Wo nur die anderen bleiben?“

„Ach lassen Sie doch die anderen. Genügen wir uns nicht selbst? Aber nein, nein — das war wieder einmal anmaßend, eingebildet, überhebend! Der alte Arno Fiding steckt doch noch zu sehr in mir, und Sie rufen ihn durch Ihr zurückhaltendes Wesen mir gegenüber immer wieder hervor.“

Friederike war froh, daß Uß und Abolie sich ihnen näherten, während Wolf wieder Bodenstudien trieb.

„Nun gut unterhalten?“ fragte Abolie mit schlecht verhaltenem Ärger.

„Ausgezeichnet, Fräulein Friederike hat mir von den Knicks und dem holsteinischen Stilleben vorgeschwärmt.“

„Schwärmen das ist ja sonst Ihre Sache, Graf Fiding. ob gerade für Stilleben, das steht freilich auf einem andern Blatt,“ gab Abolie zurück.

„Vorwärts! Es wird Zeit! Uß komm doch einmal her!“ rief Wolf jetzt.

Das Klosterfräulein mußte sich die Begleitung des Grafen gefallen lassen; Uß ging mit seinem Vater, und Abolie, still wütend, zu stolz sich einer oder der anderen Gruppe anzuschließen und wie stets bemüht, die Gesellschaft des interessantesten Herrn, hier ohne Zweifel Arno Fiding, für sich als

gutes Recht in Anspruch zu nehmen, strebte allein vorwärts.

„Abjektiv, nichtswürdig. Es ist geradezu perfide von diesem Menschen seine alberne Liebesgeschichte mit dieser alten, heiratslustigen Person in meinem Hause abzuspielen. Ihr Kommen, seine Reise mit hierher, beides unter der Maske der teilnehmenden Freundschaft ausgeführt, war weiter nichts, als ein verabredetes Rendezvous,“ dachte Adolie und sich nicht mehr haltend, nicht mehr Herrin ihrer Leidenschaft, warf sie sich trotz der vorgerückten Jahreszeit auf den weichen Moosteppich nieder.

„Aber Adolie?!“ fragte Wolf erstaunt.

„Aber Mama?!“ sagte Uß.

„Was denn?“

„Warum legst Du Dich denn hier hin?“

„Einfach weil ich müde bin.“

„Gnädigste? Ich glaube —“ ließ sich jetzt Graf Fiding vernehmen.

„Was denn?“ fragte Adolie, ihn gehässigen Blickes betrachtend.

„Wollen Sie sich Schnupfen oder Rheuma holen?“

„Das könnte Ihnen doch ganz gleichgültig sein.“

„Du stehst auf, Mama.“ sagte sich Uß kurz, ergriff ihre Hand und wollte sie emporziehen, sie setzte jedoch seinen Bemühungen den heftigsten Widerstand entgegen. Plötzlich schnellte sie empor und in demselben Augenblick gewährte man Carl Jessen, der den Waldweg entlang geritten, jetzt sein Pferd in Schritt fallen ließ, artig grüßte und vorüber ritt.

„Es ist nur gut, daß es noch einen Menschen auf der Welt giebt, der auf den unbeugsamen Willen unserer Gnädigsten Einfluß zu haben scheint,“ warf Graf Fiding-Bösberg spöttisch hin und ging mit Friederike weiter.

„Mama ist manchmal wirklich unberechenbar,“ wandte sich der Gesandtschaftsrat im Vorübergehen an seinen Sohn.

„Leider,“ entgegnete dieser seufzend.

„Also, wir waren vorher bei der Feldwirtschaft stehen geblieben, Uß.“

„Du willst also durchweg Maschinenarbeit einführen?“

„Bleibt mir etwas anderes übrig? Die ersten Ausgaben sind freilich beträchtlich, aber es bringt sich auch wieder ein.“

„Ich bin sehr dafür, — Papa will Sä-, Näh- und Dreschmaschinen einführen,“ richtete Uß artig das Wort an seine Stiefmutter.

„So?“ Das klang sehr gleichgültig.

„Mit den Maschinen ist es aber nicht allein abgethan; ich muß auch jemand haben, der damit umzugehen versteht und den Leuten die Handhabung derselben beibringt.“

„Nun dafür bin ich ja da, weshalb hätte ich mich denn sonst in allen möglichen Wirtschaften und Maschinenfabriken umgesehen?“

„Natürlich, aber überall kannst Du nicht sein, Du hast außerdem in Annenhof vollauf selbst zu thun. Würde dazu nicht der Inspektor Jessen die geeignete Persönlichkeit sein?“ fragte Adolie den alten Freiherrn.

„Ich werde auch ohne ihn fertig; ich werde es

erst allein versuchen und wenn es nicht geht, so bekomme ich immer einen anderen.“

Adolie lauschte gespannt dem Gespräch der beiden Herren, es interessierte sie, daß Jessen nach Bickenholm kommen sollte.

„Schicke ihn mir einmal herüber,“ damit beendeten sie das Gespräch und erreichten bald Arno und Friederike, welche stehen geblieben waren, anscheinend auf sie wartend.

Inspektor Carl Jessen war inzwischen weiter geritten. Als er bei der Guteherrschaft vorüber war, setzte er sein Pferd wieder in einen flotten Trab. Er sah sehr gut aus, der feste Jägerhut mit dem Gamsbart, der graugrünen Toppe, die enganliegenden, hellgrauen Beinkleider und die hohen Stiefel aus glänzendem Wagenleder standen ihm vorzüglich.

Ihm war's gewesen, als ob die schöne Freifrau seinen Gruß besonders freundlich erwidert hätte; jetzt ehe er um die Waldecke bog, sah er sich noch einmal nach ihr um, und er hätte sich sehr irren müssen, wenn sie ihn nicht mit den Blicken verfolgte. Graf Fiding und Uß machten dieselbe Bemerkung, Jessen aber fühlte sein Blut beschleunigter kreisen und das goldrote, üppige Haar dieser berückenden Frau leuchtete noch immer vor seinen Augen als er schon längst ihren Blicken entschwunden war.

„Ein Weib, ein Weib —.“ Wieder wie gestern nach dem feierlichen Empfang auf Bickenholm schwang er die Reitpeitsche, führte nach den Zweigen am Wege kräftige Hiebe aus und schlug die Knospen, in welchen das Leben der Zukunft schlummerte, herunter.

Plötzlich blieb er wie fest gebannt stehen. Vor dem Walde teilte sich die Straße in drei Arme und hier hielt auf einem struppigen, gemütlichen Pony ein bildhübsches Mädchen, offenbar zweifelhaft welche Richtung es einschlagen sollte. Jetzt sah es auf, erblickte den Reiter und kam unbefangen auf ihn zu.

„Guten Tag, mein Herr.“

„Guten Tag,“ Jessen zog den Hut.

„Können Sie mir nicht sagen, wo der Weg nach Raßnüchel abgeht?“

„Nach Raßnüchel?“ fragte er erstaunt.

„Ja kennen Sie es nicht?“

„Nicht genau. Wohnen Sie dort?“

„Ja. Ich bin die Tochter des Herrn von Ugenstein.“

„Soooo — die — die Tochter.“

Erduine sah ihn erstaunt an. War denn das nur etwas so Wunderbares? Ihr wurde es unheimlich. Der fremde Mann starrte sie so an. Das Fräulein hatte am Ende doch nicht ganz Unrecht gehabt, wenn sie sie warnte, so weit allein zu reiten.

„Ich werde — halt — dort geht es nach Bickenholm, hier nach Annenhof, also kann der dritte Weg nur nach Raßnüchel führen. Kommen Sie, mein Fräulein, ich werde Sie begleiten.“

„Ach nein — nein —,“ wehrte Erduine ängstlich.

„O warum nicht? Sie brauchen sich vor mir nicht zu fürchten.“

„Nein, nein, bitte nicht.“

„Ha — ha — mein Fräulein, das ist, verzeihen Sie, komisch, ich würde Sie ganz sicher bis an Ihr

Haus begleiten und Sie Ihren Eltern persönlich übergeben.“

Erduine war dem Weinen nahe, obgleich sie es recht albern fand, denn der junge Mann hatte gar nichts, wovor sie sich hätte zu fürchten brauchen.

„Ich bin der Inspektor von Herrn von Ugenstein auf Annenhof.“

„So!“ entfuhr es Erduine freudig.

Carl Jessen stuzte. Noch einen Augenblick und er hätte gesagt: „also von Ihrem leiblichen Vetter,“ aber er unterdrückte diese Worte, denn Erduines Ausruf hatte zu freudig geklungen, so daß er annehmen mußte, sie wisse nichts um die nahe Verwandtschaft mit Ug von Ugenstein und von dem was die Familien trennte, — da lag wahrscheinlich ein Geheimnis begraben, er wollte es nicht voreilig lüften, — wer weiß, ob er es nicht noch einmal zu seinen Gunsten ausnutzen konnte. Ein lauerner, berechnender Zug lag um seine schmalen Lippen und er beschloß zu erfahren, wie weit Erduine eingeweiht war.

„Kennen Sie Herrn von Ugenstein?“

„Flüchtig. Wir sind neulich zufällig von Berlin bis Gütin zusammen gefahren.“

„So, so, aber sind die Familien nicht verwandt?“

„Von Adams Zeiten her wohl, sonst nicht. Ich glaube sie kennen sich kaum.“

„So.“

Carl Jessen wußte genug.

„Erduine! Er — dui — tiine!“ klang es laut über die Knids.

„Das ist mein Vater! Pa — paa — Pa — pa!“ gab sie zurück, zugleich ihren Pony in Bewegung setzend. „Kommen Sie, ich stelle Sie meinem Vater vor.“

Jessen überlegte einen Augenblick.

„Mir angenehm,“ sagte er dann und beide galoppierten dem auf dem Videnholmer Weg sich nahenden Freiherrn Bernd entgegen.

„Da bin ich, Alterchen! Da bin ich! Du bist böse! Ich sehe es Dir an! Ach, Du wirst schon wieder gut!“

„Ich lasse Dich nie wieder allein reiten.“ Sein Blick fiel auf Jessen.

„Es war nur das erste Mal; ich war übrigens in vollster Sicherheit; im Walde traf ich Herrn Ug von Ugenstein mit einer entzückenden Dame. Sie ist schon älter, ein Klosterfräulein aus Preeß und dann hier, — ha — ha — ha —, erst fürchtete ich mich vor ihm, der Herr Inspektor aus Annenhof.“

Beide Herren lüfteten die Hüte und Erduine, viel zu lebhaft, bemerkte nicht, wie sich das Gesicht ihres Vaters bei Erwähnung der Stiftsdame und ihres Neffen veränderte und wie lauerner die Blicke des Inspektors auf ihm lagen.

„Ich danke Ihnen sehr, daß Sie sich meiner Tochter angenommen haben,“ wandte sich Bernd an Jessen.

„O bitte, bitte; das Fräulein lehnte es ja ab, sie hielt mich für ein ganz gefährliches Individuum.“

„Ich bekenne mich reuig als Sünderin und bitte Sie, sich den Ihnen gebührenden Dank gelegentlich persönlich in Ragnüchel zu holen.“

Bernd schwieg und Carl Jessens Augen nahmen einen wunderbar stehenden Ausdruck an.

„Einen Moment Platz,“ sagte er und deutete nach vorwärts, wo eben ein Wagen im scharfen Trabe um die Ecke bog. „Die Videnholmer Herrschaften.“

Ug zuckte zusammen und saß dann regungslos wie eine Bildsäule im Sattel; Erduine errötete leise, Jessen aber stellte sich so, daß er im Augenblick des Begegnens die Videnholmer und die Ragnüchler Ugensteins betrachten konnte, möglichst ohne selbst beobachtet zu werden.

Der Kutscher wandte sich um und sagte etwas leise in den Wagen. Jetzt war es so weit. Kein Gruß — Alle mäuschenstill und wie auf Draht gezogen — Ug sah zur Seite, er wollte nicht grüßen, Friederike errötete, Graf Fiding schnitt etwas wie eine Grimasse, Ug' Mundwinkel arbeiteten; man sah es, trotzdem er sich Mühe gab, seine Erregung zu unterdrücken. Erduine aber machte ein bestürztes, fast trauriges Gesicht.

„Komm! Abjüs mein Herr!“ damit gab Bernd seinem dicken Braunen die Sporen und galoppierte mit Erduine davon. Es war als ob eine unsichtbare Macht ihn vorwärts triebe.

Jessen lächelte boshaft in sich hinein, lüftete den Hut gegen Bernd, dann gegen die Freifrau und ließ das Pferd tänzelnd neben dem Schlage an ihrer Seite traben.

„Sehr hübsches Tier, sehr hübsches Tier, kommen Sie nachher zum Essen, um sieben Uhr, mein Gatte hat mit Ihnen Wichtiges zu verhandeln,“ sagte Adolie sehr liebenswürdig, mit jenem eigentümlichen feuchten Augenglanz und dem scharfen Lächeln, das Arno Fiding nur zu genau kannte und welches ihm verriet, daß sich Adolie für den stattlichen Inspektor mehr interessierte, als es ihm passend erschien.

„Das — ist — das — ist —,“ quälte er still empört vor sich hin, verstummt jedoch unter Adolies fäkenartigen Blicken.

„Es wird mir eine große Ehre sein, gnädigste Frau,“ damit empfahl sich Jessen und ritt im scharfen Tempo dem Annenhofe zu.

Ihm sowohl wie den Videnholmern samt ihren Gästen und Vater und Tochter Ugenstein-Ragnüchel gaben die Ereignisse des heutigen Morgens vollauf zu denken.

## Bierzehntes Kapitel.

Man merkte auf Videnholm bis jetzt noch nichts von den Einschränkungen, welche nach Wolf von Ugensteins Meinung durchaus notwendig sein sollten. Die abendliche Mittagstafel war reich besetzt und wenn auch die Silbervorräte, welche man in Kopenhagen benutzte, dieselbe noch nicht schmückten, weil sie noch nicht ausgepackt waren, so war der Bestand auf dem Schlosse doch ein so reichhaltiger, daß man auch in dieser Beziehung keinen Mangel verspürte.

Carl Jessen hatte sich pünktlich eingefunden und langte von den ausgesuchten Gerichten und den Weinen zu, als hätte er sein ganzes Leben hindurch nicht weniger ausgewählt gegessen und getrunken; Ug ärgerte sich darüber, wenn er seinen Gedanken auch

keinen Ausdruck gab, Adolie dagegen machte im stillen die Bemerkung, daß der neue Inspektor sich wie ein Gentleman bewegte und man es wohl wagen könne, ihn ab und zu zur Tafel zu ziehen.

Die Unterhaltung war nicht besonders angeregt, meist drehte sie sich um Wirtschaftsangelegenheiten, die Adolie sehr wenig interessierten, dazu lag zwischen ihr und Graf Fiding eine Verstimmung und zwischen letzterem und Friederike herrschte auch ein gewisses Unbehagen. Arno erwies ihr Aufmerksamkeit, denen sie augenscheinlich auszuweichen suchte.

Wolf berührte kaum die Speisen, ihm war nicht ganz wohl, er klagte über leises Unbehagen, Frost und Kopfweh und zog sich gleich nach dem Essen mit Uß und dem Inspektor in sein Arbeitszimmer zurück, wo das Nähere über die Überstebelung des letzteren nach Bickenholm verabredet wurde. Das Ergebnis war für alle Teile befriedigend und es wurde beschlossen, daß Carl Jessen schon am nächsten Tage seinen Wohnsitz hierher verlegen sollte.

„Herr Jessen wird morgen kommen,“ wandte sich Wolf an seine Gattin, als er sich noch einmal in den gemeinschaftlichen Salon begab, ehe er zur Ruhe ging. „Sorge dafür, daß er eine angenehme Wohnung erhält.“

Adolie, selbst noch wenig vertraut mit den Räumlichkeiten auf dem nahe gelegenen Wirtschaftshof, begab sich am nächsten Morgen dorthin und fand in dem Beamtenhause zwei sehr angenehme Zimmer, welche sofort in Stand gesetzt wurden und die Carl Jessen am Nachmittag bezog. Es fanden am Abend zwischen ihm und dem Freiherrn noch einige Besprechungen statt, wobei sich ersterer jedoch ziemlich teilnahmslos erwies, denn sein körperliches Befinden hatte sich entschieden verschlimmert, so daß er einen reitenden Boten nach Oldenburg sandte, um den Arzt heraus zu rufen.

Doktor Brand, bemüht sich eine so wichtige neue Verbindung zu erhalten, kam sofort, stellte starkes Fieber fest, gab seine Anordnungen und befahl Herrn von Ugenstein das Bett zu hüten.

Die nächsten Tage brachten eine Verschlimmerung der Krankheit, Uß kam ab und zu von Annenhof herüber, soweit es ihm seine ausgedehnten Geschäfte gestatteten, während Carl Jessen jetzt mit aller Kraft die Zügel auf Bickenholm ergriff und dort, da der Schlossherr verhindert war, selbstständig zu wirtschaften begann. Uß konnte ihn gewähren lassen, denn alles was Jessen anordnete, hatte Hand und Fuß.

Friederike, welche eigentlich nach Preetz reisen wollte, blieb noch, um Adolie bei der Pflege ihres Gatten zu unterstützen und Arno Fiding schwankte beständig zwischen dem Entschluß nach Kopenhagen zu gehen oder noch länger auf Bickenholm zu weilen. Die Sache kam ihm bedenklich vor und es erschien ihm herzlos, gerade jetzt abzureisen — und außerdem fesselte ihn Friederike zu sehr. Mit Freude sah er ihr stilles, friedliches Walten, bewunderte ihre wohlthätige Ruhe, ihre unermüdete Aufopferung, mit der sie Adolie beistand.

Adolies Kräfte erlahmten bald. Sie war dergleichen Anstrengungen, welche ihr die Pflicht aufer-

legte, nicht gewöhnt, sondern nur diejenigen, welche das Vergnügen mit sich zu bringen pflegt.

„Wäre das Herz bei der Pflege beteiligt, so würde sie leistungsfähiger sein,“ dachte Arno mit stillem Bormwurf, denn er mußte sich eingestehen, daß die Herzen der beiden Ehegatten sich mehr und mehr von einander entfernten.

Wieder waren einige Tage ins Land gezogen und Doktor Brand eröffnete der Freifrau in Gegenwart von Friederike und Arno Fiding, daß er wenig, ja fast gar keine Hoffnung für das Aufkommen des Freiherrn hege.

Adolie hörte diese erschütternde Nachricht mit starrem, regungslosem Gesicht an. Sie bebte, sie schämte sich, eine andere Frau wäre fassungslos in Thränen ausgebrochen, ihr waren dieselben versagt. Ihr Zustand war ein unbeschreiblicher, nie hatte sie deutlicher gefühlt, wie fern ihr Gatte ihr gestanden hatte, und doch wünschte sie nichts sehnlicher als dies den andern zu verbergen.

Sie schwankte zum Sofa, ließ sich schwer darauf niederfallen, verbarg das Gesicht in den Kissen der Lehne und hörte zu, was der Arzt sagte. „So steht es — o mein Gott — o — weiß mein Gatte darum?“ klagte sie leise.

„Nein, er befindet sich in einem Zustande gänzlicher Entkräftigung, seine Gedanken sind nicht klar, wenigstens nicht immer,“ antwortete Doktor Brand.

„Und wie lange Zeit geben Sie ihm noch?“

„Das ist unberechenbar, ein Schlag kann das Leben plötzlich enden, es kann aber auch langsam wie eine verlöschende Lampe erlöschen.“

Adolie drückte das Taschentuch vor die Augen, dann ließ sie es sinken und ihr Blick wandte sich langsam Arno Fiding zu, doch dieser, wie um demselben auszuweichen, starrte durch das Fenster auf die Bäume des Parkes, welche der leichte, weiße Hauch des frisch gefallenen ersten Schnees deckte.

In Adolies Hirn arbeitete es wie Hammerschläge, ihre Brust zog sich schmerzhaft zusammen, um sich dann wieder in dem unsicheren Gefühl der Hoffnung zu weiten.

Wie gern hätte Adolie jetzt einen Blick in Arnos Gesicht gethan, aber er wollte sie nicht ansehen — er wollte ihr ausweichen! Adolie fühlte es und Schmerz, Wut und Haß gegen die Menschheit loderten in ihr auf.

„Schickt sofort zu Uß; Fenno und Elsa sollen kommen, Graf Fiding — —“

„Gnädige Frau!“ Er zuckte bei Nennung seines Namens zusammen, wandte sich schnell um, Adolie sah in das kalte, regungslose Gesicht und — wußte ihr Geschick.

„Wollen Sie die Depesche aufsetzen, Fiding?“ fragte sie.

„Sofort!“ Er begab sich in Wolfs Arbeitszimmer und Adolie ging, Friederike beim Arm ergreifend in die Krankenküche; sie mochte nicht allein an das Bett ihres Gatten, vielleicht ein Sterbebett, treten. Sterben — ein kalter Frost durchschauerte Adolie.

Bei Wolf Ugenstein hatte sich eine Lungentzündung herausgebildet, welche reißende Fortschritte



machte und die, noch ehe sich die Sonne senkte, seinem Leben ein Ziel setzte.

Er war sanft und ohne Schmerzen in das Jenseits hinübergeschlummert. Adolie stand da wie versteinert, jetzt, da sich ihre Ehe so unerwartet schnell löste, fühlte sie erst, wie leer sie gewesen war und Vorwürfe quälten sie. Warum hatte ihr Eheleben so inhaltslos verlaufen müssen? Trug sie nicht die Hauptschuld daran? Stand ihr Gatte jetzt nicht als Ankläger vor dem Throne des Höchsten? Das vernichtende: „Zu spät“, schallte ihr drohend vom Sterbelager entgegen.

„Und er ist unverföhnt mit seinem Bruder hinübergeschlummert,“ klagte Friederike leise ihrem Neffen Uz.

Diesen bewegten die getheiltesten Gefühle: Sein Standesbewußtsein, sein Stolz als Uzenstein ließen es ihm als gerechtfertigt erscheinen, daß eine Veröhnung der Brüder nicht stattfinden durfte, denn was für Folgen hätte dieselbe für die Zurückbleibenden gehabt? Aber daneben lebte in seiner Brust eine Stimme, welche ihn beklagen ließ, daß die Brüder unverföhnt auseinander gingen. Erduines liebliches Bild war es, welches diese in ihm wach rief.

Schon am nächsten Abend langten Elsa und Fenno an, beide tief ergriffen von dem Schlage, der sie so unverhofft und so schwer getroffen hatte. Das erste Ereignis, welches die Familie Uzenstein-Bidenholm mit dem Adel und den Besitzern der Gegend nach so langer Zeit in Verbindung brachte, war ein trauriges, aber die gesamte Nachbarschaft, auch die entferntere ließ es sich nicht nehmen, dem entschlafenen Standesgenossen, der dem Uradel des Landes angehörte, die letzte Ehre zu erzeigen.

Nur die wenigsten von ihnen kannten den Freiherrn, das Gefühl war daher bei diesem Leichenbegängnis, welches mit allem Pomp erfolgte, nur im geringen Grade beteiligt, dafür aber desto mehr die Neugier, denn man war gespannt, ob Bernd Uzenstein-Ragnüchel dabei erscheinen würde. Er kam nicht.

„Aber Papa, Du solltest doch wirklich zur Beerdigung hinüberfahren,“ bat Erduine.

„Nein, nein, mein Kind, ich beteilige mich grundsätzlich nicht an dergleichen Feierlichkeiten,“ wehrte Bernd ab.

„Aber er ist ein Uzenstein, wenn auch garnicht mehr verwandt, so doch von Ur — Urahnen her dasselbe Blut,“ wandte Erduine dagegen ein.

Der Freiherr ließ sich keines Besseren belehren und Miete war froh, als endlich der Tag der Beerdigung vorüber und somit diese Frage erledigt war.

Ihre Ruhe war, seitdem Bidenholm wieder bewohnt wurde, dahin und sie sah mit banger Sorge in die Zukunft, zitternd bei dem Gedanken, daß Erduine doch einmal den wahren Sachverhalt erfahren würde.

„Bernd,“ wandte sie sich am Abend der Beerdigung, als Erduine sich bereits auf ihr Zimmerchen begeben hatte, an ihren Mann. „Das ist eine vertheufelte Sache, daß die da drüben in Bidenholm nun wieder eingerückt sind.“ Sie sprach in ihrer drastischen Weise und versuchte sorglos zu erscheinen.

„Wie so?“ fragte der Freiherr, obgleich er recht gut wußte, worauf Miete zielte.

„Nun ist Dina auch wieder hier — sie thut Fragen — einsperren können wir sie doch nicht — irgend jemand kann ganz absichtslos einmal ein Wort sagen — solche Mädchen sind ja neugierig und hören außerdem das Gras wachsen.“

Bernd schwieg und trippelte am Dfen, seinem gewohnten Platz, die Hände in den Hosentaschen, unruhig von einem Bein auf das andere.

„Freilich, freilich,“ entgegnete er endlich.

„Ich dachte schon, ob es nicht besser wäre, wenn man ihr selbst so viel sagte, wie sie zu wissen braucht.“

Herrn von Uzenstein schoß das Blut zu den Schläfen. Jahrelang hatte er sich in seinem durch diese Ehe bedingten, abgeschlossenen Dasein wohl befunden, weiter nicht über die ganze Angelegenheit nachgedacht, ja, beinahe das eigentliche Hindernis des Verkehrs mit den übrigen Adelsfamilien vergessen; jetzt aber, seit Dina erwachsen und zu Hause war, seit sich Bidenholm wieder bevölkerte, da quoll die Vergangenheit beängstigend vor ihm auf.

Seiner Familie, die sich nie viel um ihn bekümmerte, hatte er unbeugsamen Trost gegenüber gestellt, Friederike hatte er seit jener schweren Stunde unter der Eiche nicht wieder gesprochen und andern Leuten brauchte er keine Rechenschaft über sein Thun und Lassen zu geben. Niemand hatte es übrigens gewagt, dieselbe von ihm zu fordern.

Aber seinem Kinde gegenüber? Seiner Tochter, diesem rofigen, unschuldigen, voll zum Leben und zwar zu einem Leben in den aristokratischen Kreisen berechtigten Mädchen gegenüber, entschwandten Trost und Gleichgültigkeit, bittere Beschämung und Vorwürfe traten an ihre Stelle.

„Nein, nein!“ rief Bernd heftig.

„Aber was soll werden?“ fragte Miete ängstlich zu ihrem Mann hinübersehend.

Ihr geliebtes süßes Kind sie verachten! Unglücklich werden durch die Schuld ihrer Mutter!

Der braven, weicherzigen Miete sträubten sich die Haare, sie fühlte wie ihr das Herz oben im Halse klopfte und sie brach in lautes Schreien aus.

„Es giebt ein Malheur, Bernd — ja das giebt es — Du hättest klüger sein sollen als ich, Du hättest mich nicht heiraten sollen — wenn unser Kind es erführe — ich liebe mich nicht mehr vor ihr sehen — ich ginge ins Wasser — ja das thäte ich.“

Miete war außer sich und Bernd, dem bei seinem phlegmatischen Temperament alles, was nur entfernt an eine Scene erinnerte, schrecklich war, starrte sie sprachlos an.

Frau von Uzenstein stand auf und schmiegte sich, was sie seit Jahren nicht mehr gethan, woran sie nie mehr gedacht hatte, zärtlich an die breite Brust ihres Gatten und sah flehend zu ihm auf. „Muß sie denn alles wissen?“

Der Jammer dieser braven Person, die er damals heiratete — ja weshalb denn eigentlich? — aus Langeweile, Gleichgültigkeit gegen die Außenwelt, Trost, nur eben um zu heiraten, auch aus Bequemlichkeit, ja das war die Hauptsache gewesen — preßte

ihm das Herz zusammen. Er empfand niemals tiefere Gefühle für sie und sie hatte ihm so liebevoll, so tüchtig, so selbstlos — wenn auch auf ihre Art — das Leben zu verschöneren gesucht. Mit einem Male traten alle ihre vortrefflichen Seiten vor ihm in das vorteilhafteste Licht.

„Sie soll garnichts wissen, meine gute Niete. Tröste Dich, kommt Zeit, kommt Rat, man muß nichts überstürzen.“

Bernd hatte seine Ruhe, die selbst der geduldigen Niete oft zu groß dünkte, wieder gewonnen und dies wirkte wohlthuend und beschwichtigend auf sie zurück.

Erbuine saß indessen auf ihrem Zimmerchen und schrieb an ihre Freundin Elsa, um derselben ihre herzliche Teilnahme an dem sie betroffenen Verlust auszudrücken. Selbstredend war Elsa zur Beerbigung ihres Vaters in Videnholm, deshalb richtete Erbuine den Brief dorthin.

„Könnte ich Dich sprechen, könnte ich Dich in meine Arme schließen und Dir sagen, wie sehr ich mit Dir fühle,“ so schloß das Schreiben, welches wieder, wie jeder Brief an Elsa heimlich in die Tasche des Postboten wanderte.

In Videnholm herrschte jetzt jene lautlose Stille, welche stets in ein Trauerhaus einzuziehen pflegt, wenn der Trubel der Beerbigung vorüber ist, der sich bei solchen Gelegenheiten auf dem Lande noch weit bemerkbarer macht als in der Stadt.

Auf dem Lande hat es die Spekulation den Hinterbliebenen nicht so bequem gemacht, den Trauerprunk zu beschaffen, dazu kommen die Leidtragenden meist weit her gefahren und machen Ansprüche auf Unterkunft und Verpflegung für sich, ihre Dienerschaft und Pferde.

Nun war auf Videnholm dies alles endlich vorüber und nur die nächsten Angehörigen unter denen sich Elsa, Friederike, Fenno und Graf Fjibing befanden, weilten noch auf dem Schlosse; ihnen hatte sich Sizzo von Pfeilen als nächster Freund der Söhne des Hauses angeschlossen.

Es war Abend, man war eben von Tisch aufgestanden, hatte sich in das große, salonartige Familienzimmer begeben, welches Dank Tante Friederikes Fürsorge einen sehr behaglichen Eindruck machte. Drei verschiedene Sitzetablissemments waren von ihr eingerichtet worden, welche je einen Tisch umgaben; der Diener hatte auf jeden eine Lampe gestellt, deren grelles Licht bunte Lampenschirme angenehm milberten. In der Mitte des Zimmers stand ein Bechsteinscher Fjügel, welcher jetzt natürlich geschlossen blieb. Der Thee wurde gereicht und die kleine Gesellschaft, zu der sich noch der Doktor Brand und der Geistliche aus Oldenburg gesellt hatten, um sich am Tage nach der Beerbigung um das körperliche und seelische Wohl der Hinterbliebenen zu bekümmern, hatte ungezwungen Platz genommen.

Abolie trug die schwarze Witwenhaube mit dem langen Schleier und der tief auf die Stirn gehenden Schnebe. Zweifellos wußte sie, wie gut ihr diese düstere Tracht stand, wie sie das wunderbare Rot

ihres üppigen Haares und das zarte, buchtige Weiß ihrer Hautfarbe hob.

Aber sie zeigte keine Spur von Kofetterie; sie benahm sich würdig, ruhig, einer gefasteten Witwe angemessen.

„Sie haben so schön gesprochen, Herr Pastor,“ wandte sie sich eben, indem sie die Hände mit der groben Stiderei sinken ließ, an den Geistlichen, der neben ihr saß.

„Ich sprach wie mir's um's Herz war; wir hegten so viele Hoffnungen für die Zukunft, die Rückkehr des angestammten Herrn dünkte uns ein Segen für die Bevölkerung, gnädigste Frau.“

„Wein lieber Mann hatte sich gerade in dieser Beziehung sehr viel vorgenommen, leider machte der unerbittliche Tod seine besten und schönsten Absichten zu schanden.“

„Eine um so herrlichere Aufgabe erwächst nun der vereinsamten Witwe, der es gewiß eine stille Befriedigung gewähren wird, wenn sie die edlen Absichten ihres heimberufenen Gatten verwirklicht.“

„Das werde ich, verlassen Sie sich darauf, Herr Pastor.“

„Es giebt so viel Not zu lindern und Thränen zu trocknen.“

„Nur nicht zu offene Hand, immer ein bißchen auf den Geldbeutel gedrückt; wenn die Leute erst merken, daß auf dem Schlosse was zu haben ist, so werden Sie die Gesellschaft nicht wieder los,“ bemerkte der Doktor, der am anderen Tische mit Ug, Graf Fjibing und Friederike saß und mit halbem Ohre herübergehört hatte.

„Natürlich mit Maß und Ziel, sonst unterstützt das Geben die Faulheit.“

„Natürlich! Von dieser Bettelei können Sie sich gar keine Vorstellung machen, Frau Baronin,“ bemerkte der Doktor wieder.

Friederike war es offenbar nicht angenehm, daß Doktor Brand sich in das Gespräch Abolies mischte, sie hoffte viel Gutes vom Zuspruch des Pastoren für ihre Cousine.

„Haben Sie jetzt viel zu thun, Herr Doktor?“ wandte sie sich deshalb an ihn.

„Macht sich — es lumpert sich immer so'n betten tosammen.“

„Aber ansteckende, epidemische Krankheiten sind nicht vorhanden?“

„Bewahre.“

„Sie haben meist Landpraxis und das ist wohl etwas beschwerlich?“

„Höllisch — von Pontius zu Pilatus, immer auf der Achse und bei den Hundewegen.“

„Wo waren Sie zum Beispiel heute?“

„In Ragnüchel bei Ugensteins.“

Das Klosterfräulein errötete und rüdte unruhig auf ihrem Sitze hin und her.

„Ja so, den Namen darf man ja eigentlich hier nicht nennen,“ fuhr der Doktor in seiner derben Weise mit unerfütterlicher Ruhe fort.

Dieses Mal hatte Elsa aber doch hierher gehört, denn sie ließ Fenno und Sizzo von Pfeilen, die ihr — ob zum Nutzen oder Schaden des Thees war

zweifelhaft — bei Vereitung desselben geholfen hatten, allein beim Samowar stehen und trat schnell zum Doktor.

„Erbuine ist doch nicht krank?“

Es lag ernsthafte Besorgnis in diesen Worten, welche eine verstummende Wirkung auf die Gesellschaft ausübten. Alle sahen sich ganz eigentümlich an und niemand sprach ein Wort.

„Elsa!“ klang es endlich streng vom Sofa her. „Bitte bekümmere Dich um den Thee.“

„Gleich Mama, ich will nur von dem Herrn Doktor noch —“

„Larifari — bißchen Schnupfen, bißchen Husten, bißchen nit; die Alten sind ja aber so besorgt, wie die Glucke um ihr Kücheltchen.“

„Gott sei Dank.“

„Elsa bitte, bitte, vergiß doch den Thee nicht.“

„Nein, nein Mama.“

Elsa begab sich zum Theetisch zurück.

„Ist das die kleine, niedliche Blondine, welche den Schnupfen hat, — die in der Pension in Berlin war, gnädiges Fräulein?“ fragte Sizzo.

„Ja, dieselbe — ach Sie sahen sie auch einmal?“

„Gewiß.“

„Ist — Sizzo — alles was mit Ragnüchel zusammenhängt ist hier nicht persona grata — großer Familienquatsch — nun wie das so vorkommt — der Ragnüchler ist der Bruder von Papa,“ warf Jenno ein.

„Der — Bruder!“ rief Elsa so laut, daß wieder alles verstummte auf Elsa sah.

„Mein Gott, Mädchen, Du hättest Dich ja fast verbrüht!“ sagte Jenno.

„Beinahe, wirklich — ein Unglück!“ rief Sizzo und nahm Elsa die Theetasse aus der schwankenden Hand.

„Jenno!“ ließ sich jetzt Uk vernehmen.

„Was soll er?“ gab dieser zurück.

„Komm doch einmal her.“

„Hier bin ich.“

„Warum sagst Du Elsa nun das?“

„Erstens fuhr es mir nur so heraus und wenn sie hierbleibt muß sie es doch einmal erfahren.“

„Freilich, aber bitte, weitere Gründe —“

„Na selbstredend; Du hältst mich aber wirklich für einen halben Wilden.“

„Elsa soll also hierbleiben?“ fragte Friederike.

„Mama meinte es wenigstens,“ gab Jenno zurück.

„Natürlich, einmal muß doch das Pensionsleben aufhören,“ bemerkte Uk.

„Und die Mama muß sich an den Gedanken gewöhnen, eine erwachsene Tochter zu haben,“ schwebte Graf Fiding auf den Lippen. Er unterdrückte die bißige Bemerkung jedoch. „Das Trauerjahr ist ganz dazu angethan, Elsa nun, nachdem sie genug Gelehrsamkeit eingetrichtert bekommen hat, in die Geheimnisse des Haushaltes einzumeihen,“ sagte er statt dessen.

„Sie bleiben hier?“ fragte Sizzo erregt.

„Ich denke,“ gab Elsa unbefangenen zurück.

„Das bedaure ich schmerzlich.“

„Wieso?“

„Weil — nun, Sie können sich das denken —“

„Ich wüßte nicht —“

„Nun — denn — Berlin und Bienenholm liegen ja so weit von einander.“

„Tante Friederike, noch eine Tasse?“ fragte Elsa schnell, ließ Sizzo allein am Theetisch und stellte sich hinter den Stuhl des Stiftsfräuleins. Baron Pfeilen blieb im Schatten und sah voll sehnsüchtigem Entzücken zu der reizenden, mädchenhaften Erscheinung Elsas hinüber. Nie war sie ihm so anziehend, so jungfräulich erschienen wie jetzt in dem schlichten, wollenen Trauergewande und nie war der Wunsch, sie zu besitzen, lebhafter in ihm aufgestiegen als eben.

Aber durfte er sprechen? Durfte er den Gedanken hegen, ihr Leben an das seinige zu fesseln? Jetzt, nachdem er das prächtige, alte Schloß Bienenholm, den Train, der hier geführt wurde, gesehen hatte, war ihm die Erfüllung dieses Wunsches noch zweifelhafter als vorher. Was konnte er Elsa bieten, er der nur noch über ein kleines Kapital zu verfügen hatte und von seinem Vater eine Zulage erhielt, die gerade ausreichte, um das Leben bei der Garde-Kavallerie zu bestreiten.

Sizzo bereute jetzt bitter, daß er sein anfänglich ziemlich bedeutendes Kapital zu einem kleinen machte.

Elsa selbst brachte nur das geringe Vermögen einer Tochter der holsteinischen Ritterschaft mit in die Ehe. Der alte holsteinische Adel, der meist unter sich heiratet, rechnet eben für seine Fräuleins auf einen reichen Mann, oder wenn dieser Wunsch sich nicht erfüllt, bleibt denselben die auskömmliche Klosterstelle.

Das Wetter hatte auszuhelfen müssen, um die peinliche Stimmung zu verschleichen und jetzt, da die Unterhaltung wieder im Gange war, wandte sich der Prediger im gedämpften Ton an die Schloßfrau.

„Eben wurde der Name Ragnüchel zufällig genannt, gnädige Frau, und damit eine Familien-tragödie berührt, welche —“

„Ihren Abschluß vollkommen gefunden hat, Herr Pastor,“ fiel Frau von Ugenstein schnell ein.

„Das wolle Gott verhüten, Frau Baronin, es giebt nichts Heiligeres auf Erden, als die Bande der Familie, und wir Menschen haben die Pflicht sie aufrecht zu erhalten.“

„So weit die Moral dies zuläßt,“ rief Abolie errötend. „Bitte, brechen wir davon ab und sprechen Sie nie wieder davon. Im übrigen teile ich Ihre Ansicht nicht; die Verwandtschaft wird durch den Zufall bedingt und ihre Aufrechterhaltung hängt von der gegenseitigen Zuneigung und noch vielem anderen ab.“

„Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, heißt es in der Bibel, wer könnte uns denn näher stehen als der leibliche Bruder und dessen Angehörige.“

„Sie sind es nicht mehr — sie haben sich selbst von uns losgesagt —“

„Befinnen Sie sich eines besseren —“

„Nein, nein,“ wehrte Abolie, stand erregt auf und schwebte zu der andern Gruppe. „Nun, wovon sprachen die Herrschaften?“

„Von dem Inspektor Jessen, Mama,“ antwortete Jenno.

„Ein tüchtiger Kerl, ein schöner Kerl. Manchmal en betten grätzig,“ sagte der Doktor.

„Das erstere muß ich bestätigen, von der letztgenannten Eigenschaft habe ich mich noch nicht überzeugt,“ bemerkte die Freifrau.

„Ach ja,“ warf Uß ein, der Scenen seines ersten Zusammentreffens mit Jessen gedenkend.

„Natürlich, den Herrschaften gegenüber, da wird er sich hüten, aber so gegen die Arbeiter — nun da ist ein ordentliches Regiment nach der Bummelwirtschaft, die früher hier herrschte, auch ganz angebracht. In der Stadt, wenn er mit den Pfahlbürgern zusammensitzt, da könnte er schon ein bißchen weniger großmäulig sein,“ fuhr Herr Brand fort.

„Das wird er aus Amerika mit herüber gebracht haben,“ sagte Abolie begütigend.

„Aus Amerika — hm — hm —. Amerika ist ein sehr bequemer Freipaß für alle Rüpelereien,“ bemerkte Arno bissig, dem es schon unangenehm war, daß Abolie den Inspektor verteidigte.

„Er bleibt also hier in Bickenholm?“ fragte der Pastor.

„Vorläufig,“ antwortete Uß.

„Nun, das scheint mir sehr weise, denn eine tüchtige Hand muß hier herrschen.“

„Natürlich. Divide et impera,“ warf Uß leise hin. „Ich werde die Oberaufsicht über die ganzen Güter übernehmen, behalte mir aber Annenhof, Finklerwerder und Amaliensfeld speciell vor. Jessen bewirtschaftet Bickenholm und Drögers und ich denke meinen lieben Bruder Fenno zu bewegen, daß er den bunten Rod auszieht und Westenau übernimmt.“

„Natürlich unter der Oberhoheit Seiner Hoheit meines Herrn Bruders,“ äußerte Fenno bitter.

„Du solltest Dich über einen solchen Lehrmeister freuen, Fenno,“ sagte das Klosterfräulein.

„Natürlich, Tante Friederike ist immer für Lehrmeister und wenn nun gar mein unfehlbarer Bruder Uß der Lehrmeister ist —“

„So solltest Du Dich darüber glücklich preisen,“ zischte Graf Fiding.

„Still, Onkel Arno spricht,“ neckte Fenno.

„Hat gesprochen,“ knurrte Arno.

„Und Partei genommen, welche, versteht sich von selbst.“

„Fenno!“ sagte Abolie vorwurfsvoll.

„Die Post,“ damit überreichte der ganz in schwarze Trauerlivree gekleidete Kammerdiener auf einem silbernen Präsentierteller der Freifrau die eingegangenen zahlreichen Briefe.

„Lauter Zeichen der Teilnahme,“ flüsterte der Pastor.

„Sie thun dem Herzen wohl, — ich werde sie morgen in Ruhe und mit Sammlung lesen. Tragen Sie sie auf mein Zimmer, Johann,“ hauchte Abolie, als wäre sie tief gerührt.

„Einen Augenblick, Johann, ist für mich etwas dabei?“ fragte Elsa.

„Ich glaube — ein Brief — hier, gnädiges Fräulein.“ Elsa griff schnell nach dem Schreiben und erbrach es. „Bon —“ sie stockte und errötete.

„Wer schreibt an Dich, liebes Kind?“ fragte die Freifrau.

Elsa that als ob sie diese Frage nicht hörte.

„Nun?“ wiederholte Abolie streng.

„Erduine Ugenstein,“ antwortete sie kleinlaut.

„Gieb mir den Brief,“ entfuhr es Abolie heftig, indem sie Elsa das Papier aus der Hand nahm.

„Ich habe ihn noch nicht gelesen, Mama.“

„Das ist auch nicht nötig. Meine Herrschaften, ich bin ermüdet, Sie werden mich entschuldigen,“ damit verneigte sich Frau von Ugenstein förmlich nach allen Seiten und verließ den Salon.

„Na, geistlicher Oberhirte, ich glaube, es wird nun auch Zeit für uns, da Oldenburg doch nicht zu uns kommt, müssen wir es schon auffuchen,“ wandte sich der Doktor an den Prediger.

Uß schellte. „Den Wagen für den Herrn Doktor,“ befahl er dem eintretenden Diener.

„Bereits vorgefahren,“ gab dieser zurück. Die beiden Herren fuhren ab, Arno versuchte noch ein Gespräch mit dem Klosterfräulein anzuknüpfen, fand jedoch wenig Gegenliebe, denn sie schügte auch Müdigkeit vor und Sizzos gleiche Versuche bei Elsa glückten ebensowenig.

„Ich dachte wir gingen noch auf meine Stube und spielten eine Partie,“ sagte Fenno zu Pfeilen und Fiding.

„Was soll man Besseres thun,“ murrte letzterer, während die Mienen Sizzos deutlich ausdrückten, daß er schon wüßte, wie er seine Zeit besser verwenden könne. Alle drei wünschten gute Nacht und Elsa blieb mit ihrem Stiefbruder Uß allein.

Eine Zeitlang herrschte lautlose Stille. Beide fühlten sich bedrückt und ihre Blicke wichen sich aus. Plötzlich flog Elsa auf Uß zu, schlang die Hände um seinen Hals und sah zärtlich zu ihm auf.

„Uß, hast Du mich lieb?“

„Sehr, sehr, mein Herzenskind.“

„Hast Du mich weniger lieb, weil mein Herz an Erduine hängt?“

„Nein, nein, bei Gott nicht!“ rief Uß aus voller Überzeugung, mit einem so strahlenden Gesicht, in einem so warmen, innigen Tone, daß Elsa plötzlich von einem Gedanken durchzuckt wurde, der ihr die Freudenthränen in die Augen trieb.

„Uß — hast Du mich — vielleicht noch lieber — weil — weil —“ sie küßte ihn stürmisch und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust — „nun, weil ich Erduine liebe?“

„Elsa,“ sagte Uß leise.

„Du zitterst — Du bist bewegt — Uß — Uß — süßer, einziger Uß, es geht in Deiner treuen Brust etwas vor — ich fühle es — ich weiß es —“

„Aber Elsa —“

„Ja — ja — Sieh mich an. — Sieh mich an — Dein Auge verrät Dich! Du mußt Dir erst andere Augen einsetzen lassen, wenn Du Deine innersten Gedanken verbergen willst.“

„Aber Schwester!“

„Ja — ach Du treue Seele — Du alter, guter Bär — Du kannst ja nicht lügen — auch indirekt nicht einmal — Du liebst Erduine!“

Uß öffnete seine mächtigen Arme und umfing damit die Gestalt seiner Schwester, wie ein Polyp sein Opfer umschließen mag.

„Ja — ich liebe sie — aber — hoffnungslos.“ Seine Stimme schwankte und stand im lebhaftesten Widerspruch mit der Kraft, mit der er Elsa an sich presste.

„Hoffnungslos — o nein — Erbuines Herz gehört Dir — jede Zeile, die sie an mich richtete, atmete Liebe. Wie Blumenduft lag es darüber, Blumen schienen nur zwischen den Worten zu sprossen.“

„Elsa — o mein Gott — desto schlimmer für mich, desto trauriger für sie.“

„Schlimm? traurig? Herrlich! Gottvoll! Hat Gott nicht die Liebe in Eure reinen Herzen gepflanzt, damit sich die Luft, welche sich zwischen den Zweigen unseres Hauses aufgethan hat, wieder schließe und Glück und Sonne daraus ersprieße?“

„Nein, nein.“ Uß schüttelte tieftraurig den Kopf „Die arme Dina.“

„Arm? Die glückliche Dina! Doppelt, dreifach glücklich, weil sie ein Goldherz wie das des Vären Uß von Uzenstein gewonnen, weil sie ein reines, freies Herz an ihn zu verschenken hat und weil sie berufen ist, den Hader der Familien zu schlichten.“

„Das wäre schön — aber es ist unmöglich.“

„Weshalb?“

„Laß das!“

„Weshalb?“ wiederholte Elsa in dem Tone eines inquirierenden Richters.“

„Ich kann es Dir nicht sagen.“

„Du mußt es mir sagen, oder ich werde Mittel und Wege finden, sie selbst zu fragen.“

„Elsa!“

„Bei Gott, das thue ich!“

„Du quälst mich aufs Blut.“

„Die Wahrheit.“

„Nun denn — weil — weil Erbuines Mutter eine Unwürdige ist!“

„Eine Unwürdige!! Bist Du so verblendet, daß Du diese arme Frau, welche Elsa vergöttert, eine Unwürdige nennst, weil sie bürgerlich ist und aus untergeordneten Verhältnissen stammt? Das hätte ich von Dir nicht gedacht. — Arme — Erbuine.“

„Das wäre mir gleich — aber sie ist moralisch — eine Unwürdige.“

Uß stürzte hinaus und ließ Elsa wie zerschmettert zurück.

### Fünfzehntes Kapitel.

Es war heuer ein strenger Winter, so ein echter holsteinischer Winter, wo die Ost- und Nordsee ihre stürmischen Grübe auf dem flachen Lande austauschen und der Schnee durcheinanderwirbelt, hier die bloße, hart gefrorene Erde aufdeckend, dort hohe, weiße Berge türmend, in denen die Pferde bis an den Bauch versinken, so daß die Verbindung von Ort zu Ort teilweise zur Unmöglichkeit wird.

Alles weiß, wohin das Auge nur sah, die Wege verweht, nur an einzelnen Stellen guckte das entblätterte Strauchwerk der Knicks wie große, graue Raupen anzusehen, aus der endlosen Schneefläche heraus.

Abolie stand am Fenster ihres kleinen, lauschigen Boudoirs, was nach dem Park hinaus führte, und schaute trüben Auges in die Landschaft, welche ihr so trostlos erschien. Sie lauschte dem leise und leiser werdenden Klingeln eines davonfahrenden Schlittens.

„Der schändliche, treulose Mensch,“ flüsterte sie, indem sie das Taschentuch gegen die feucht werdenden Augen führte. „Jetzt, wo er seine mir so oft versicherte Liebe, seine Treue, seine Freundschaft in nicht allzu langer Zeit durch die That beweisen könnte, jetzt verläßt er mich.“

Abolies Klagen galten dem Grafen Arno Fiding, der sich heute, ungefähr drei Monate nach dem Tode Wolfs, endlich von Bickenholm trennte.

Das Pflichtgefühl, der Freifrau über die erste Einsamkeit der Trauerzeit hinwegzuhelfen, hatte ihn so lange hier gehalten und dann hatte er oft genug Gelegenheit gehabt, Friederike zu sehen, die zuweilen herüber kam, welche er auch bei verschiedenen Ausflügen besuchte, oder sie bei befreundeten Familien auf dem Lande traf.

„Was hätte ihn gehindert, mir nach Ablauf des Trauerjahres seine Hand zu reichen?“ — flüsterte sie bekümmert.

„Friederike — und immer wieder Friederike,“ sagte sie jetzt laut und voller Haß, um dann wieder sicheren Blickes die eintönige, gräßliche Schneelandschaft zu überfliegen.

Das war das vielgepriesene Landleben, welches ihr Arno damals mit so hellen Farben als ein an Behaglichkeit und Vornehmheit reiches geschildert hatte. Das war es also! Das war die Stellung einer Schlossfrau in Bickenholm, deren wohlthuende Hand die Untergebenen ehrfurchtsvoll zu ihr aufblickend, dankbar küßten. Sie hatte es durch eine reiche Weihnachtsspende, durch mancherlei Gaben, die sie ihnen reichte, versucht, sich ihre Liebe zu erwerben.

„Sie nehmen es hin wie ein Muß. Kaum daß sie einige Worte des Dankes fanden,“ hatte sie gegen Uß geäußert.

„Das ist so Holstenart; sie fühlen es wohl, aber sie vermögen es nicht durch Worte auszudrücken,“ war dessen Antwort gewesen.

„Ein entsetzlich hölzernes Volk!“

„Aber ehrlich und arbeitsam, Mama.“

„Langsam, phlegmatisch, ungalant!“

„Dänische Courtoisie kennen sie freilich nicht, vielleicht sind sie aber aufrichtiger als diese Franzosen des Nordens,“ hatte Uß wieder gemeint, ohne die Freifrau dadurch dem holsteinischen Landvolf geneigter zu machen.

Auch der Adel des Landes hatte bis jetzt keine Gnade vor ihren Augen gefunden. Steif, altmodisch, in Vorurteilen befangen, so charakterisierte sie ihn, ohne die Artigkeit anzuerkennen, welche in den Beileidsbesuchen lag, die man ihr machte, trotzdem die Freifrau — freilich gezwungen durch den so unerwartet eingetretenen Trauerfall — nicht zuerst bei ihnen gewesen war.

Abolie befand sich in einer verzweifelten Stimmung; die Einsamkeit, die Stille und das ewige Einerlei des Daseins töteten sie fast. Wäre sie noch

in Kopenhagen gewesen, so würde sich ihr Leben, wenn sie natürlich auch keine Gesellschaften, kein Theater besuchte, doch ganz anders gestaltet haben. Ihre zahlreichen Bekannten hätten schon für ihre Zerstreuung gesorgt.

Dazu kam noch, daß sie sich mit Elsa gar nicht verstehen konnte.

„Sie gleicht ganz ihrem Vater — kein Tropfen von meinem Blute!“

Auch der kleine Familienkreis, bestehend aus Elsa, Uß und Fenno, der sich des Sonntags bei ihr versammelte, zu dem sich zuweilen auch Doktor Brand und der Pastor gesellten, genügte ihr nicht.

Fenno spöttelte und war selbst mißvergnügt über sein unerfreuliches Los als Verwalter seines Bruders, Uß schulmeisterte, der Doktor war zu massiv und der Pastor salbaderte zu viel und bekümmerte sich gar zu gern um Dinge, die ihn nichts angingen.

„Und nun ist Arno auch fort! O mein Gott, wie soll das werden!“

In diesem Augenblick klopfte es. Wer konnte das sein?

„Herein!“

„Gnädigste Frau Baronin.“

„Ah, Sie Herr Inspektor!“ sagte Adolie mit einer Freude, die Carl Jessen äußerst schmeichelhaft war, obgleich die Freifrau in diesem welt-schmerzlichen Augenblick jeden Menschen, der ihr nicht gerade verhaßt oder unangenehm gewesen wäre, in gleicher Weise begrüßt hätte.

„Ach endlich doch ein Mensch, ein lebendes Wesen,“ rief sie laut.

„Wenn auch ein sehr bescheidenes und untergeordnetes, gnädige Frau,“ entgegnete der Inspektor mit einer Bescheidenheit, die gerade ihm, dem großen, kraftstrotzenden Mann so gut stand.

„Doch jemand, mit dem man ein Wort sprechen kann, dieses winterliche Landleben tötet mich — ich sehe ja nichts — nichts — höchstens dort diese abschaulichen, krächzenden Schwarzkühe, diese Krähen und Dohlen, die sich jeden Abend, den Gott werden läßt, mit ihrem ekelhaften Geschrei um die Plätze auf den kahlen, stakigen Baumästen zanken.“

Adolie machte ein sehr verzweifeltes Gesicht.

„Freilich für eine junge, vornehme Frau, die bis dahin mitten im eleganten Leben der Residenz stand, bietet diese Gesellschaft da keine Zerstreuung, sie mag das Gemüt wohl melancholisch stimmen.“

Es lag eine Schmeichelei in diesen Worten, aber dennoch wurden sie mit Zurückhaltung und einer Natürlichkeit ausgesprochen, die Adolie so angenehm berührte, daß sie im Augenblick ganz vergaß, daß ihr kein Mann der Gesellschaft sondern ein Bediensteter ihres Sohnes gegenüber stand.

„Setzen Sie sich, Herr Jessen.“

„O bitte recht sehr, gnädige Frau.“

„Haben Sie keine Zeit?“

„Das wohl — — aber — —.“ Der Inspektor zögerte noch immer Platz zu nehmen. Adolie fühlte um wieviel taktvoller Jessen sich benahm als sie selbst und wiederholte die Aufforderung nicht.

„Was bringen Sie denn Herr Jessen?“ fragte

sie jetzt, sich in einen Sessel werfend, während der Inspektor in seiner ganzen schlanken Größe vor ihr stand, in der großen, weißen, schön geformten Hand ein Päckchen Papiere haltend.

„Es sind verschiedene Kleinigkeiten von dem Gericht aus Oldenburg eingelassen; sie beziehen sich auf die Erbschaftsregelung und bedürfen der Unterschrift der gnädigen Frau.“

„So — so, gleich. Legen Sie die Sachen nur hierhin.“

„Und dann wollte ich die Frau Baronin fragen, da ich bemerkt zu haben glaube, daß sich hochdieselbe für den Hühnerhof interessieren —“

„Mein Gott, diese langweiligen, alten, gadernen Geschöpfe sind ja noch meine einzige Zerstreuung in dieser furchtbaren Einöde — ha — ha — —, wer mir vor einem halben Jahre gesagt hätte, daß ich täglich einmal in den Hühnerstall steigen würde!? Es ist unglaublich, worauf der Mensch aus Langleike kommt!“

„Ja, ja,“ sagte Jessen lachend, „nun sei es wie es sei, die gnädige Frau nehmen es mir nicht übel, wenn ich anfrage, ob es Ihnen genehm ist, wenn ich statt der reinen schwarzen Italiener noch weiße dazu nehme, die Hähne schlachte und statt ihrer tüchtige, bunte, deutsche Bauernhühner einführe.“

„So! So! Gewiß! Natürlich, wenn Sie meinen!“ sagte Adolie wirklich belustigt.

„Es hat den Vorteil, daß wir gute Eierleger, dabei starke Fleischhühner erzielen, die weniger anfällig sind und auch nicht so sehr zum Glücken neigen.“

„Glücken? So? Mir ist's recht,“ gab Adolie, welche sich wirklich in diesem Augenblick ganz wichtig fühlte, zurück. „Sagen Sie — Herr Jessen — hm — glücken? — was ist das denn eigentlich?“

„Die Neigung zum Brüten!“

„Ach so — — gut — gut — also diese Mischung. Was giebt es denn Neues?“

„Neues? Hier zu Lande? Hier passiert wenig, außerdem komme ich so selten in die Stadt.“

„So — hm — —, sind Sie einmal in Raßnützel gewesen?“

„Nein.“

„Sie erröten ein wenig. Sie wundern sich, daß ich diesen Namen überhaupt erwähne, aber — mein Gott, die ganze Welt weiß die Geschichte — warum sollten Sie dieselbe nicht wissen?“

„Ich kenne sie ganz genau,“ entgegnete Jessen mit scharfer Betonung.

„So wissen Sie auch, daß diese Frau von Ukenstein drüben meine Schwägerin ist.“

„Natürlich.“

„Selbstredend kenne ich diese Person nicht, aber es existiert dort eine Tochter und diese versucht, wahrscheinlich im geheimen Auftrage ihrer Eltern, mit meiner Tochter, welche sie zufällig in Berlin in einer Pension kennen lernte, bei uns eine Verbindung anzuknüpfen, welche ich entschieden zurückweisen muß.“

„Das läßt sich denken.“

„Aber setzen Sie sich doch.“

Carl Jessen nahm jetzt wirklich den dargebotenen Stuhl an, hielt sich aber, wie um zu zeigen, daß er

sich seiner untergeordneten Stellung trotz dieser Auszeichnung bewußt war, in bescheidener Entfernung von der Schloßfrau.

„Ich wollte Ihnen dies nur sagen, der Zufall führt Sie am Ende einmal mit jenen Leuten zusammen, dann können Sie dies so gelegentlich einfließen lassen.“

„Wohl, wohl, ich habe es zwar bis jetzt aus Rücksicht für die gnädige Herrschaft vermieden, mit irgend einem Mitgliede jenes Hauses zusammenzukommen, da ich dem Grundsatze huldige, was Brot ich esse, des Lieb ich singe.“

Carl Jessen hatte ganz natürlich gesprochen und Adolie bemerkte nicht, daß der schlaue Zug, welcher um seine Mundwinkeln lag, sich ein wenig schärfte.

„Bleiben Sie dabei, Herr Jessen aber wie gesagt, was die Ragnüchler anbetrifft —“

„So werde ich mir den Wunsch der gnädigen Frau merken und ihn zu erfüllen suchen. Ein Pferdehandel oder sonst ein landwirtschaftliches Geschäft kann ja den Vorwand zu einem Besuch bilden; Herr von Ugenstein züchtet Pferde und stellt die Fohlen zum Verkauf.“

„Ich überlasse Ihnen das ganz, Herr Jessen, natürlich wünsche ich nicht, daß ich selbst —“

„Verstehe — selbstredend.“

Jessen richtete das große, sprechende Auge voll auf Adolie, welche mit ihren schlanken, weißen Fingern, an denen ein funkelnder Brillantreif, ihr Trauring glänzte, das volle, rotgoldene Haar zurückstrich, als ob es ihr zu warm würde. Hand — Haar und Gesichtszüge waren wunderschön, wenn auch der erste Jugendhauch verflogen war. Aber gerade diese reife, selbstbewußte Schönheit reizte Jessen.

„Ich hätte noch einige Änderungen im Park vorzuschlagen; die Bäume stehen an einzelnen Stellen zu dicht, beschatten das Schloß zu sehr und es ist Gefahr vorhanden, daß die Mauern feucht werden.“

Carl Jessen wohl wissend, daß die Freifrau auf Bidsenholm gar nichts zu befehlen, sondern nur das Recht hatte, hier zu wohnen, schien sie jedoch ganz und gar als Herrin anzuerkennen, was Adolie geschmeichelt empfand.

Sie sprachen das Nähere über die Richtung des Parkes und verabredeten bei günstiger Witterung die Bäume zu bestimmen, welche den Streichen der Art weichen sollten.

Jessen erhob sich. „Gnädigste Frau gestatten —“

„Wollen Sie schon gehen?“ sagte Adolie ihm ihre Rechte, auf der sein Blick immer und immer wieder geruht hatte, zum Abschied entgegenstreckend.

„Ich fürchte die gnädige Frau schon zu lange belästigt zu haben.“ Er hielt Adolies Hand dabei in der seinigen.

„O, nein — im Gegenteile — — —.“ Jetzt erst, fühlend wie das Blut in Jessens Fingern stärker zu pulsieren begann, entzog sie ihm dieselbe, aber der Inspektor glaubte zu bemerken, daß sie es fast widerwillig that und daß sie sie ihm eigentlich noch recht gern überlassen hätte. „Wenn Ihre Geschäfte Sie nicht rufen.“

„Die rufen einen thätigen Mann immer, aber

dennoch muß er sich die Zeit abzugewinnen suchen, wo er seine geistigen Kräfte ein wenig aufrichtet — und wie könnte dies besser geschehen, als wenn die gnädige Frau mich Ihrer Gesellschaft würdigen?“

Jessens Wangen röteten sich ein wenig und seine Augen nahmen einen feuchten Glanz an. Adolie sah es und fühlte wie das Interesse dieses jungen schönen Mannes zu ihr wuchs. Mitten in dieser tödtlichen, ihrem lebhaften Temperament so wenig entsprechenden Einsamkeit dieses abgelegenen holsteinischen Schlosses, erschien ihr dieses Interesse wie ein Lichtstrahl in der bedrückenden Finsternis. Doch ein Mensch! Doch ein Wesen von Fleisch und Blut und nicht diese hölzernen, steifen, förmlichen Holsteiner, diese Edelleute, denen man jedes Wort einzeln herausziehen mußte und dabei doch nur erfuhr, wie es im Bereiche des Kirchturmes ihrer Liegenschaft aussah, denn über diese hinaus ging nun einmal ihr Gesichtskreis nicht.

Aber Jessen sollte nicht merken, wie es in ihrem Innern aussah, er sollte nicht erfahren, wie sehr ihr an seiner Gesellschaft gelegen war.

„Mein lieber Freund, die Auswahl ist hier zu Lande nicht groß, jetzt zumal, wo mich die Trauer abhält, die hiesige Geselligkeit zu frequentieren.“

Das klang sehr hochmütig und in Carl stieg die Empörung auf. Aber er lächelte trotzdem freundlich und verneigte sich, als ob er sich geschmeichelt fühlte. Plötzlich wurde sein gezwungenes Lächeln jedoch ein natürliches, denn ihn erfaßte mit einem Male der Gedanke, ob sich hinter dieser abweisenden Kälte nicht ein anderes Gesicht verberge und ob er vielleicht berufen war, es an das Tageslicht zu ziehen? Viel zu sehr eingenommen von der Macht seiner Persönlichkeit, dünkte ihm dies nicht allzu schwer, besonders bei einer lebhaften, temperamentvollen Frau, wie Adolie von Ugenstein, der vollendeten Dame von Welt, die zum öden Witwenthume in ein einsames holsteinisches Schloß verdammt war.

Sprach nicht auch Adolies Renommee dafür, hatte sie nicht unfehlbar Interesse an dem halb verlebten, halb gedehnten Grafen Arno Fiding genommen, der sie der Verlassenheit anheim gegeben hatte und abgereist war? Sollte er sich nicht mit dieser Ruine messen können, er der starke, entschlossene durch alle Lebensschulen gegangene, rücksichtslose Mann?

Und hatte er Rücksichten zu nehmen? Er der so unbarmherzig in der Welt herumgestoßen wurde? Nein, diese brauchte er wirklich nicht zu nehmen — im Gegenteile, so rücksichtslos wie möglich mußte er sein, um sich dadurch an dieser sogenannten ersten Gesellschaft zu rächen, der er sein ganzes untergeordnetes Dasein dankte! Nur die Vorsicht und die Schamheit durften ihn nicht verlassen.

Er setzte sich wieder, doch dieses Mal mit mehr Sicherheit und näher an Adolies Seite.

Sie bemerkte es und kämpfte mit sich, ob sie es ihm markieren und ihr leises Mißfallen darüber zu erkennen geben sollte. Aber nein, im Grunde genommen, war es ihr doch lieb, nicht das Weib als solches, sondern die stolze, anspruchsvolle Aristokratin wurde durch diese große Vertraulichkeit eines schönen,

aber der Geburt nach unter ihr stehenden Mannes verlegt. Aber die Aristokratin nahm diese Kränkung hin, durch die sich das Weib in ihrer Eitelkeit angenehm berührt fühlte.

„Sie sind Holsteiner von Geburt, Herr Jessen?“ fragte sie im leichten Unterhaltungstone, den sie so vollständig beherrschte.

„Allerdings, gnädige Frau,“ antwortete Jessen ebenso.

„Aber Ihre Manieren, Ihre Sprache — —, ja ich möchte fast sagen, Ihr Auseres widersprechen dem. Sie haben beinahe das Aussehen eines blonden Spaniers.“

Abolie sah dem Inspektor straff und prüfend in das Gesicht, und dieser that umgekehrt dasselbe.

„Wohl möglich — — ich bin mit siebzehn Jahren nach Brasilien gekommen.“

„Oh, wie interessant.“

„Das erscheint dem Laien so, ich war oft gegen- teiliger Ansicht, meine Zeit war eine sehr, sehr schwere. Arbeit, Arbeit, Sorge, Gefahr, Hunger und die Nähe des Todes in allen nur erdenklichen Gestalten.“

„Und weshalb suchten Sie dort das Glück?“

„Weshalb — — — ja — weshalb — — —?“

Jessen sprach wie von einem düstern, unseligen Traume befangen und starrte vor sich auf das bunte Muster des dicken Smyrna-Teppichs nieder. Palmen und Arabesken führten da vor seinen Augen einen tollen Reigen auf. — Plötzlich sprang er in die Höhe, seine Augen blitzten, seine Wangen färbte helles Rot, zu seiner ganzen imposanten Größe ausgerichtet, den muskulösen Arm in die Höhe gerückt, stand er vor Abolie, die bewundernd, aber fast erschreckt über die Wildheit seiner Züge zu ihm aufblickte.

„Aber ich habe gekämpft, gerungen — und gesiegt, — — — gesiegt — —, Tod und Teufel aus der Welt geschlagen!“

Abolie bebte, sie sah einen Mann vor sich, einen Mann, dem sie, so viel männliche Wesen sie auf ihren Lebenswegen auch kennen gelernt hatte, so selten begegnet war, und ihr kam das Gefühl, daß es schön sein müßte, sich von diesen sehnigen Armen umfangen zu lassen.

„Weshalb ich das Glück dort suchte? — Weil, weil — —, nun weil meine Eltern der modernen Ansicht huldigten, daß ein junger Mensch mit einem Ruck auf eigene Füße gestellt werden müsse, um sich selbständig zu entwickeln.“

„Nun und hat sich diese Theorie nicht bewährt?! Sind Sie nicht ein Mann geworden äußerlich und innerlich!?“ Auch Abolie war von ihrem Sitze emporgeschneelt und stand als ebenbürtige Partnerin an Größe und Körperlichkeit neben ihm.

Da fielen zufällig beider Blicke in den Pfeiler- spiegel der vom Fußboden bis zur Decke reichte und sie schwiegen, betrachteten eine Sekunde lang ihr Spiegelbild, sahen sich selbst an, entflammten purpur- rot und wandten sich dann den Rücken. Jessen griff nach seinem Hut und Abolie tastete nach einer Handarbeit.

„Und Ihre Eltern?“

„Tot.“

„So? Sie wollen gehen?“

„Meine Arbeiter erwarten mich, — aber morgen — — gnädige Frau. Die Rapsfäcke sollen gefüllt werden.“

Abolie seufzte tief auf, warf sich in die Ecke des Sofas und horchte auf die schweren Tritte des Inspektors, die nach und nach auf den Steinplatten des Korridors verhallten.

Carl Jessen dachte nicht daran den Arbeitern Anweisungen zu geben, er sattelte sich selbst das Pferd, schwang sich in den Sattel, gab ihm die Schenkel und stürmte aus dem Hofthor, die wenigen mit Knicks umsäumten Wege entlang.

„Wie eng! — — Wie drückend hier die Luft! Luft! — Luft! — — Luft! — — — —“

Er sprengte über eine Koppel dem Holze zu, weiter, fort — hinein in den hochstämmigen kahlen Buchenwald, auf der andern Seite wieder hinaus, hinten über die Weizenstoppel, zuweilen fast im Schnee versinkend.

„Das Meer — — — das Meer!“ rief er laut und starrte mit weit geöffneten Augen, die Brust bis zum äußersten ausdehnend, auf die brausenden, sich hoch aufbäumenden, brandenden Wasser, sich plötzlich mit ihnen eins fühlend. — So sah es in ihm aus! So war sein Leben!

Langsam ließ er sich aus dem Sattel gleiten, band das Pferd an einen Baumstamm und stieg die hölzerne Treppe hinunter, welche die lehmige Küste hinab, zum Strande führte. Mit gekreuzten Armen blieb er hier stehen.

„Sie liebt mich, — — ihr Blut kocht, — — da heißt es kalt sein, — — ha — — ha — — ha, — — bis vor das Standesamt und den Alten will ich sie bringen, — und dann — — ha — — ha, — — — verfluchte, stolze, aufgeblasene, hochnassige Sippe!“

Carl Jessen hob die Faust drohend gegen Vidensholm, dann nach der Gegend von Annenhof und endlich nach Ragnüchel! Als er sie dorthin reckte, da preßte er sie am härtesten zusammen und sein Gesicht nahm den Ausdruck eines rachebürftigen Raubtieres an.

Alles in ihm zuckte, sich sofort von hier aus nach Ragnüchel zu begeben, um Abolies Auftrag auszuführen — und um die dortigen Herrschaften kennen zu lernen.

„Ha — — — ha — — — ha — — —.“ Jessen lachte so laut, daß die Schar wilder Enten, welche sich von den Wellen auf- und niedertragen ließ, aufstieg, und pfeilgeschwind das Weite suchte.

„Welche Komplikationen,“ murmelte Jessen zwischen den weißen tadellosen Zähnen und stieg die schmale schlüpfrige Treppe empor.

„Soll ich heute schon? — — hm — — soll ich? — Überlassen wir's dem Zufall, wo der Braune sich hinwendet, da reite ich hin.“

Der Inspektor löste die Zügel von dem Baumstamm, stieg auf und ließ das Pferd nach eigenem Ermessen gehen. Bald langten sie an einem Wegekreuze an, der Braune zögerte.

„Nach Ragnüchel also nicht — — gut — — dann wohl nach dem Stall? — — Auch nicht — — ah — — sieh, sieh — nach Oldenburg also. In die Kneipe



willst Du braver Bursche, gut reiten wir in den Hirsch!"

Carl Jessen, bei dem Gedanken einen lustigen Abend in fröhlicher Gesellschaft zu verleben, stimmte ein Liebchen an und trabte flott dem Städtchen zu. Ihm zur Rechten zog sich die hohe dünenartige Küste dahin, es war als ob dort die Wellen des Meeres erstarrt und nach und nach zu Erde geworden wären. Spärlicher Graswuchs, der von Jessen den Schafen zur Weide preisgegeben war, erhob sich dort.

Jetzt lag alles öde und verlassen da, höchstens, daß sich die schwarzen Krähen darauf plüßterten und daß ein Dünenhäuschen seine postierlichen Männchen machte. Da wo dieser natürliche Schutzwall gegen die anstürmenden Wogen sich ab und zu senkte, blickte im abendlichen Sonnengruße die See herüber. Purpurschein mit Gold untermischt lag darüber — Purpur mit Gold! — Abolies Haar!

Und dazu war es Jessen, als schwämme die verkörperte Hoffnung auf der weiten schwankenden, sich hin- und herschiebenden Fläche. Auch über das kurze, borstige Niedgras, über den dürren, skelettartigen Strandhafer und die verdorrten Dünendisteln, die wie ausgebrannte Fadeln aus dem Schnee herausstarrten, legte es sich jetzt wie ein goldig-purpurnes Netz, als ob Abolies metallglänzende Haarfülle dort ihre Fäden über die ganze Fläche gesponnen hätte.

„Sie — — nur immer sie — — Abolie — — Abolie — — und immer Abolie!“

Carl Jessen sprach den Namen laut und immer lauter, sinnliche Leidenschaft, Habsucht, Rachedurst und ein ganz klein wenig sentimentale Schwärmerei, gaben demselben die verschiedenste Tönfärbung. So verschieden auch die Gefühle waren, welche Carls Brust beim Gedenken dieser Frau erfüllten, die Begierde sie um jeden Preis — und wäre es der höchste — zu besitzen, mischte sich allem bei.

Die Sonne war bald verschwunden, Nacht und Nebel löschten das himmlische Abschiedsfeuer des Tages, und man sah schon in der Ferne die Lichter des Landstädtchens blinken.

Es war als ob die Bescheidenheit dort ihr Heim aufgeschlagen hätte. Eine Leuchte auf dem Kirchturme im Stübchen des Wächters, eine andere am Brüdnhäuschen, damit der Zöllner die Wegegroßen zählen konnte, und eine etwas abseits, wohl zehn Minuten vom Städtchen entfernt — in der für den einfachen Ort viel zu anspruchsvollen Totentafel, ein Zeichen, daß dort jemand der Überführung in den Schoß der Erde harrete. Weiter sah er nichts.

„Buh — — scheußlich,“ flüsterte Jessen, den es so grausig dünkte, gerade jetzt an den Tod erinnert zu werden, wo in ihm das Leben turmhohle Wellen schlug.

„Der Herr Inspektor! So spät? — Aber noch viel Gesellschaft,“ damit eilte der Hausknecht vom Hirsch auf Carl Jessen zu und nahm ihm das Pferd ab. Carl Jessen liebte es, wenn das Dienstvolk geschäftig um ihn herum sprang, und im Vollgefühl der Würde seiner Persönlichkeit, betrat er das gewalmige, durch zwei große Petroleum-Hängelampen erleuchtete Zimmer, in deren gelblichem Schein sich

die um den runden Stammtisch versammelten Philister beim Biere gütlich thaten. Im geöffneten Nebenraum wurde Billard gespielt und in dem daran stoßenden saß man beim landesüblichen Stat.

„Ach, der Herr Inspektor!“

„Nun, wo geits in Videnholm?“

„Ja, ja, der Herr Inspektor sind da wohl jetzt als Baron installiert?“ klang es Carl Jessen von den verschiedenen Tischen entgegen.

„Als so etwas Ähnliches wenigstens,“ gab Carl zurück, dem die anerkennenden Worte der biederen Pfahlbürger glatt heruntergingen.

„Wir rücken zu,“ sagte der Schmiedemeister und Magistratsverweser Larsens und machte Jessen Platz, während der kleine Kellner, Windhund genannt, sofort einen Stuhl und ein Glas Bier brachte.

Jessen setzte sich wie ein großer Herr, der sich einmal unter das Volk mischt, zog eine elegante Cigarrentasche hervor und zündete sich umständlich seine Cigarre an, während die biedern Oldenburger ihre langen Pfeifen rauchten.

„Nu, wat giebt's Neues?“

Jessen berichtete dieses und jenes, die Ernte, die Arbeiten des Deichverbandes, die Steuern, Bismarck, und der neueste Erlaß des Stadtoberhauptes, die Maulkörbe der Hunde und das herumtreibende Gesindel betreffend, wurden wie üblich durchgesprochen.

„Na wohl jetzt viel mit den Gerichten zu thun, Herr Inspektor?“ fragte der Schneidermeister Mackeprang.

„Wieso denn dieses?“

„Nu von wegen die Erbschaftsregulierung?“

„Ach so — ja — ja — dabei giebt's ja immer viel zu schreiben und zu protokollieren. Aber bei uns ist das alles in so guter Ordnung, das macht sich ganz glatt.“

„Na und wie denn?“ forschte der neugierige Schneidermeister.

„Das ist für mich Amtsgeheimnis,“ antwortete Jessen mit wichtiger Miene, sich den Anschein gebend, als ob er alles ganz genau wüßte, während er in Wirklichkeit keine Ahnung davon hatte.

„Amtsgeheimnis. Pah! In acht Tagen kommt es ja doch ins Kreisblatt,“ warf ein anderer, der Rentier Andersen, der zugleich als Winkeladvokat thätig war, verächtlich ein.

„Wissen Sie das so genau?“

„Freilich, ich weiß sogar noch mehr.“

„Nun, so lange darf ich auf keinen Fall davon sprechen. Was wissen Sie denn?“

„Ganz klar. Der Baron Uz ist der Universalerbe der Güter, der Baron Fenno, der ehemalige Lieutenant, bezieht die Einkünfte von Bestenau als Leibrente für sich und seine Erben, die Tochter erhält die üblichen dreißigtausend Mark dänisch Gold, eingetragen auf Videnholm.“

„So — so — nun und die Witwe?“ fragte Jessen spöttisch, als ob das, was der Winkeladvokat sagte, durchaus nicht richtig wäre und er es viel besser wisse.

„Sie hat den freien Wohnsitz auf Videnholm und fünftausend Thaler Dänisch als Leibrente.“

„So, na wenn Sie meinen,“ bemerkte Jessen wieder, indem er vor sich in das Glas starrte und nur noch mit halbem Ohr hinhörte, was die andern sagten. Fünftausend Thaler, das war für eine Frau von den Ansprüchen einer Freifrau von Ugenstein nicht viel, wenn ihm auch die Summe für seine Person schon recht hoch erschien. Hätte er sie besessen, so würde er sich gehütet haben, bei dem adeligen Päch den Inspektor zu spielen und sich Tag und Nacht für sie zu quälen.

„Und wenn sie sich wieder verheiratete?“ fragte ein alter emeritierter Schulmeister. Jessens Aufmerksamkeit wurde reger.

„Wer wird die wieder heiraten?“ warf der Schneider ein.

„Na alle Tage noch. Hast Du sie gesehen — ein Weib, schön wie der Teufel,“ bemerkte der Schulmeister dagegen.

„Schön wie der Teufel,“ dachte Jessen, ja das war der rechte Ausdruck, und es dünkte ihn selbige Lust, sich gerade dieser Schönheit unterzuordnen. Wenn Sie seine Frau wäre, nicht die Hälfte, nicht den vierten Teil erhielt sie für sich. Aber wie stand es dann mit dem Gelde, wenn sie sich zu einem zweiten Ehebunde entschloß? Er lauschte gespannt, ob der Unwissende nicht auch darüber unterrichtet war.

„Fünftausend hat sie und behält sie, ob sie sich verändert oder nicht,“ sagte derselbe eben mit verbältnißvoller Bestimmtheit.

„Ja, aber woher wissen Sie denn das nur alles so genau?“ fragte Jessen jetzt und zwar nicht mehr spöttisch, sondern offenbar interessiert.

„Ja — ja — man hat seine Quellen,“ meinte Andersen schlau, verschwiegel aber, daß er mit der Haushälterin eines dortigen Rechtsanwalts ein zartes Verhältnis unterhielt und daß er, getrieben von kleinstädtischer Neugier, gelegentlich die Akten ihres Herrn durchstöberte, wenn dieser nicht zu Hause war.

„Bekommt denn der Ragnüchler nichts?“ fragte der Schneider weiter.

„I wo! Der ist damals, als der selige Kammerherr starb, mit Ragnüchel abgefunden worden,“ antwortete Andersen.

„Dauernd?“ fragte Jessen jetzt.

„Wie meinen Sie das?“

„Nun ich meine, ob Ragnüchel dessen verfügbares Eigentum ist.“

„Natürlich, er kann damit machen was er will. Und ich weiß auch was er damit macht.“

„Nun?“ Jessens Gesicht nahm, als er dies fragte, einen erwartungsvollen, gespannten Ausdruck an.

„Er hat mit seiner Frau Gütergemeinschaft; stirbt er früher, so gehört ihr Ragnüchel, heißt sie aber erst ins Gras, so gehört ihm, was sie mit in die Ehe gebracht hat.“

„Na viel wird das nicht sein,“ höhnte der Inspektor, wobei er nervös nach dem Glase faßte und den Rest in einem Zuge austrank.

„Sagen Sie das nicht, erstens hat sie sich in ihren früheren Stellungen was gepart, denn verstanden hat sie es immer, dann hat sie auch wahr-

scheinlich für den Schlingel, den sie sich hat aufhängen lassen, Gelber bekommen, und jeden Monat kommt sie hereingefahren, trägt was auf die Sparkasse, und wenn ein Häufchen zusammen ist, so nimmt sie es und kauft ein sicheres Papier.“

„Und das bekommt alles die Tochter?“

„Wenn der Sohn, ich meine den wilden, nicht miterbt.“

„Keine Ahnung, ich glaube, er lebt gar nicht mehr.“

„Kinder, Ihr sprecht wie der Blinde von der Farbe,“ fiel der Winkeladvokat spöttisch überlegen ein.

„Sucht Euch nur einmal das Landrecht an. Da heißt es im zweiten Teile 2. 9 im Anhang — ich glaube Paragraph 99 oder 100, wer kann es so genau behalten — daß in diesem Falle, wenn nämlich Gütergemeinschaft herrscht — dieser Herr Filius, das heißt nämlich Sohn und ist lateinisch — nicht mit erbt.“

Alle staunten ob der Klugheit des Herrn Andersen, der sich stolz in die Brust warf und zur Feier des Tages, an dem er sein Licht so gewaltig leuchten lassen konnte, noch einen Schnitt trank. So ging das Gespräch herüber und hinüber, Jessen schwieg, als ob ihn das gar nicht interessierte, dabei konnte er kaum die Hände still halten. Die Finger zuckten ihm, so daß er sie endlich, um den andern seine Erregung zu verbergen, in die Taschen schob und dort mit Portemonnaie, Schlüsselbund und Messer spielte.

„Die Ragnüchler sind schwer reiche Leute, viel reicher wie man denkt, wenn da einmal die Steuerkommission genau hinguckt, da werden wir Wunder erleben,“ hörte der Inspektor noch, als er aufstand, hastig gute Nacht wünschte und hinausging, um nach Hause zu reiten.

„Was hat denn der nur?“

„Er ärgert sich, daß wir mehr wußten wie er.“

„Das ist so ein Dichtuer, so ein Obenhinaus.“

„Der Mensch hat mir immer was, als ob er ehrliche Leute nicht gerade ansehen könnte.“

„Aber ein tüchtiger Kerl. Der Baron Uz meinte es neulich auch zu jemand.“

„Ich möchte aber nichts mit ihm im Guten, geschweige denn im Bösen zu thun haben.“

Die biebern Spießbürger von Klein-Oldenburg besprachen noch mancherlei aus dem Kreise der Stadt, machten noch die verschiedensten Vorschläge zur Verbesserung der Weltordnung, dann trennten sie sich, um sich zu Hause die Nachtmüze über die Ohren zu ziehen.

Die Nacht war vollständig hereingebrochen. Die fahle Sichel des Mondes, im letzten Viertel stehend, hing arm an Leuchtkraft am dunklen, sternenlosen Himmel und Inspektor Jessen ritt schweigend, dem Draunen die Zügel überlassend, seine Straße.

Er hatte einen gemüthlichen Abend im Gasthaus zum Hirsch zu verbringen gedacht und statt dessen war sein Gemüt dort in die größte Aufregung versetzt worden. — Das Erwähnen der Freifrau und ihrer diabolischen Schönheit, die Vermögensverhältnisse in Videnholm, vor allen Dingen aber die in Ragnüchel hatten geradegu wie der Nordost auf

ihn gewirkt, der die Dfise jetzt in tollster Brandung gegen die Rüste schleuderte.

Tap — tap — tap — tap. — Nur die regelmäßigen, sicheren Tritte seines Pferdes unterbrachen das Getöse, jetzt ließ ein räuberndes Räuſchen sein schneidendes, „kwitt, kwitt“, erschallen.

„Wenn er früher stirbt — dann Paragraph 99 — Landrecht — zweiter Teil —“

„Guten Abend!“ erklang es plötzlich neben Jessen aus der Dämmerung heraus.

„Himmel — Menſch, — was wollen Sie?“

„Ich — ich — wollte nur nach dem Wege nach Oldenburg fragen.“

„Immer der Nase lang.“

Jessen verſetzte dem Pferde einen Hieb und jagte davon, den unſchuldigen Handwerksburſchen betroffen ſtehen laſſend, der ſich gar nicht erklären konnte, warum der Reiter bei der einfachen, beſcheidenen Frage, die er an ihn ſtellte, wie beſeſſen aufgeſchrien hatte und davon geſprengt war.

Der Inſpektor gab ſeinem Pferde noch keine Ruhe, obgleich ihm der weiße Schaum ſchon am Halſe herunterlief. Vorwärts — vorwärts, — er ſprengte dahin, als ob der Teufel hinter ihm wäre. Er war nicht hinter ihm — er ſaß in ihm.

### Sechzehntes Kapitel.

„Eens achter den andern,“ ſagte Chriſchan, der Leibkütſcher auf Ragnüchel, vor ſich hin, ſchüttete der braunen Beſſi ihren Haſer und gab zugleich dem Schimmelwallach, der gierig in der Krippe ſeines Stallgenoffen herumſchnupperte, einen freundſchaftlichen Klaps auf die Naſe. „Neidhammel, Gierſchlung — töf man — ich will Dir!“

„Was thut denn der Schimmel, Chriſchan?“ ließ ſich jetzt Erbuine vernehmen, welche eben in den Stall trat.

Chriſchan ließ die Futterschwinge aus der Hand gleiten, ſetzte ſeine philoſophiſche Miene auf, hielt Erbuine einen längeren Vortrag über den Neid im allgemeinen und in Sonderheit, mit dem Hinwets, daß ſich Menſchen und Tiere darin vollkommen gleichen, denn hier wie da gönnte eines dem andern kaum das liebe Leben.

„Du kannſt recht haben, Chriſchan,“ entgegnete Erbuine, die ihm aufmerkſam zugehört hatte, „ich glaube, daß ſich die Ugenſteins drüben in Videnholm und wir hier ſo gar nicht ſtehen, daran wird wohl auch der böſe Neid die Schuld tragen.“

Chriſchan ſchwieg, bückte ſich tief in die geöffnete Futterkiſte und maß peinlich genau den Haſer ab, den jetzt der neidiſche Schimmel erhalten ſollte.

„Meiſt Du nicht, Chriſchan?“ fragte Erbuine wieder.

„Wet nich,“ gab er kurz zurüd.

„Was haben ſie denn nur gegeneinander?“

„Wet nich.“

„Wie lange ſind ſie denn auseinander?“

„Wet nich.“

Chriſchan war plötzlich zur Pagode geworden, ſeine Bewegungen erſchienen Erbuine noch ſteifer wie ſonſt und hätte ſie ſein Geſicht ſehen können, ſie würde ſicher geglaubt haben, es wäre aus Holz geſchnitten.

„Du biſt heute langweilig und wieder einmal ſo bodig wie ein alter Ziegenbock,“ ſagte Erbuine und verließ ärgerlich, daß es ihr nicht gelingen wollte, auch nur das leiſeſte über Videnholm heraus zu bringen, den Stall.

„hm — hm — ſonn Weibsvolk — wie die Elſtern, wie die Elſtern,“ knurrte der Alte und ſah ſeinem Liebſting mitleidig nach. Er fühlte, daß es ihr weh thun würde, wenn ſie die Wahrheit erführe und lieber hätte er ſich die Zunge abgebitten, ehe er ihr ein Herzeleid bereitere.

Erbuine wurde auf dem einsamen Ragnüchel die Zeit ein wenig lang. Ihr fehlten die Freundinnen der Penſion und niemand, niemand kam, um ſie und ihre Eltern zu beſuchen. Wie hübsch wäre es zum Beiſpiel, wenn jetzt ein Wagen mit fröhlichen Gäſſen vorführe. — Der Doktor, der Thierarzt, ab und zu ein Viehhändler, weiter ſprach niemand vor. Bei den Eltern fand ſie auch keine rechte Anſprache. Der Vater war ſchweigsam und die Mutter ſprach am liebſten von Wiſchaftſachen. Immer die Bücher, immer muſizieren, das bekam ſie auch über.

Die Hunde, das Pony und das Federvieh bereiteten ihr noch die meiſte Zerſtreuung, und ſo ſchickte ſie ſich denn an, ihre tägliche Viſitentour im Hundezwinger und bei Mudi zu machen, endlich füllte ſie ſich die Schürze mit Futtererbfen, ſtellte ſich mitten auf den Hof und lockte ihre treue, ſiets hungrige beſiederte Schar.

Wie das flatterte und ſchwirrte, die Tauben waren wie toll, ſchnatternd kamen die Gänſe und Enten vom kleinen Teiche hergewatſchelt, die Pfauen, die Puten und die Hühner ſtürzten ſchreiend und gackernd herbei.

„Nun iſt das Vergnügen auch ſchon vorbei,“ ſagte ſie traurig, als die Schürze leer war. Ein namenloſes Sehnen nach Menſchen und zwar ſolchen, die mit ihr die gleichen Gefühle und Gedanken teilten, erfaßte ſie, und ſie ſah traurig in die ſonnige Ferne. Vater und Mutter liebten ſie, aber es lag doch eine Kluft zwiſchen ihnen und ihr, die Erbuine früher nie bemerkte. Es waren andere Menſchen, anders im Denken und Empfinden wie ſie. Wie wunderbar dies die Natur doch eingerichtet hatte? — Wie war es nur möglich, daß die Eltern und das Kind ſo verſchieden geartet waren?

Bis jetzt war Erbuinens Sehnen ein unbeſtimmtes geweſen, jetzt galt es Elſa und nach und nach geſellte ſich noch ein anderes hinzu.

„Uß,“ flüſterte ſie kaum hörbar, und doch erſchrak ſie, daß ſie den Namen ausgeſprochen hatte.

„Arbeit, Arbeit!“ rief ſie laut, um ſich ſelbſt zu ermutigen, lief in die Küche und half dort wacker.

„Recht ſo, recht ſo,“ ſagte die Freiſrau.

Erbuine ärgerte ſich beinahe über das Lob, wenn ſie Klavier ſpielte, und wenn ſie glaubte eine ſchwierige Paſſage recht gut überwunden zu haben,

so lobte sie ihre Mutter nie, im Gegenteil sagte sie vielleicht: „Nur nicht so lange klimpern.“ Oder wenn sie recht vertieft in ein gutes Buch war, dann nahm es ihr die Freifrau fort: „Du hast nun genug in dem Lesebuch gelesen.“

Lesebuch? — Lesebuch? — — Wenn Erduine das hörte, so kribbelte es ihr in den Fingerspitzen und sie vermochte nur mit Mühe eine ungezogene Antwort zu unterdrücken. Aber sie that es doch und bereute ihre häßlichen Gedanken, denn die gute, sie so herzlich liebende Mutter verstand es nicht besser, weil sie dazu zu ungebildet war.

Ungebildet? — dieses Wort machte Erduine tief traurig. Ja, ihre Mutter war eine ungebildete Frau! Wie konnte ihr Vater, der zwar auch recht herzlich angeregt war, eine so ungebildete Frau heiraten? Darin lag, das wurde Erduinen immer klarer, zum großen Teil der Zwiespalt mit den Videnholmern und der gänzliche Mangel an Umgang mit den adeligen Familien der Gegend.

„Erduine! — Kind! — Erduine! —“

Erduine drückte das mit Thränen überströmte Gesicht in die Kissen und weinte immer heftiger.

„Was hast Du? Was ist Dir?“ fragte Miete besorgt und legte die arbeitsiharte Hand auf ihre Schulter.

Erduine brachte noch kein Wort über die Lippen und schluchzte.

„So sage es doch Deiner Mutter. Du wirst doch vor Deiner Mutter kein Geheimnis haben?“ drang die Freifrau in sie.

„Es ist hier — es ist — — ach Mutter — Mutter!“

„Nun — sage nur was Du willst.“ Die Worte der Freifrau klangen nicht mehr so weich wie vorher, es lagen eine gewisse Ungebuld und ein Vorwurf darin.

Erduine fühlte das sofort und sie richtete den Kopf schnell in die Höhe, während es trotzig um ihre Lippen zuckte und aus ihren Augen sprühte.

„Ich lebe hier wie eine Gefangene.“

„Wie eine Gefangene? Wer so viel Freiheit hat wie Du.“

„Rein Mensch besucht uns, zu keinem Menschen gehen wir hin, ich habe keine Freundin — keine — —“

Mietes Augen ruhten ernst und besorgt auf Erduinens Gesicht und diese sah, wie sie ein wenig erbleichte.

„Und dabei wohnt meine beste, meine einzige wirkliche Freundin nur eine Stunde weit von hier entfernt, und wir dürfen uns nicht sehen. Warum geschieht dies alles? Was ist vorgefallen, daß wir nicht zusammenkommen dürfen?“

Erduinens Worte sprudelten schnell und hastig hervor. Mietes Augen glühten, ihre Lippen bebten und Roteschoß in ihr Gesicht.

„Diese — — — diese — — — diese verdammten Ugensteins.“

„Verdammte Ugensteins? — Weshalb? — Kennst Du sie? — Was haben sie uns denn gethan?“

„Ich will von ihnen nichts hören!“

„Oder haben sie uns etwas Böses zugefügt?“

Miete ließ sich schwer neben ihrer Tochter auf das Sofa sinken und erfaßte ihre Hand, augenscheinlich mehr um sich, als um diese zu beruhigen.

„Erst höre auf zu weinen.“

„Ich weine ja nicht mehr.“

„Es sind Erbschaftsangelegenheiten, die uns auseinander brachten.“

„Ihr waret also doch früher verbunden?“

„Nun ja — so — so oben hin.“

„Aber wie konntet Ihr denn in Erbschaftsverwickelungen kommen, wir sind ja, denke ich, gar nicht mit ihnen verwandt?“

„Ach, das weiß ich nicht so genau — es handelte sich da um alte Kamellen — um dieses und jenes.“

„Wie sind wir denn mit ihnen verwandt?“

„Durch einen Scheffel Erbsen. Und dann konntet sie es Deinem Vater nicht verzeihen, daß er eine Bürgerliche heiratete.“

Miete senkte den Blick.

„Aber das kann doch nicht von so großem Einfluß sein? Es heiraten jetzt doch manche adelige Herren bürgerliche Frauen, und wenn ihnen sonst nichts vorzuwerfen ist, so grenzt es doch an Verrücktheit darüber einen solchen Bruch herbeizuführen, besonders wenn der Betreffende nur ein weitläufiger Vetter oder so etwas ist. Es braucht ja noch lange keine Intimität zwischen ihnen zu herrschen, aber man kann sich doch, wenn sich einzelne Familienmitglieder zufällig nahe treten, wenigstens einmal sehen, man lernt sich dann kennen und die Klust wird ausgefüllt. Laß es uns doch versuchen Mutter.“

Miete schnellte von ihrem Sitze empor.

„Nie, nie! Sie haben mich damals zu tödlich beleidigt! Thue mir die einzige Liebe und sprich nicht mit dem Vater drüber, es würde ihn furchtbar erregen, er könnte einen Schlaganfall bekommen, Du könntest ihn töten. Großer Gott — — dieses Lamento über diese dummen hochnasigen Leute!“

Müde, körperlich und seelisch abgespannt, ließ Erduine den Kopf sinken, zerrte und drehte an ihrem feuchten Taschentuche herum und überließ sich ganz dem niederschmetternden Gefühle tief unglücklich zu sein, um so unüberwindbarer und entsetzlicher, weil sie es nicht in der Macht hatte es zu beseitigen.

(Fortsetzung folgt.)

# Sie ist reizend.

Erzählung

von

**Brenda von Eichen.**

(Schluß.)

## IX.

Sylvesterabend. Der letzte Tag des alten Jahres neigt sich zum Ende. Die Luft ist erfüllt von einem weißen, glänzenden, nebelfesten Licht, durch das die Fenster der erleuchteten Kirche wie blasse Sterne schimmern. Die ehernen Glockenstimmen rufen zur Andacht.

In einem Winkel des Orgelchors sitzt Elisabeth, das blasse Gesicht hinter einem geschnitzten Notenpult mit kleinen, vergoldeten Engeln verborgen. Niemand soll sie sehen, soll wissen, daß sie hier ist. Zum Sylvesterball wie sonst zu gehen, hat sie ausgeschlagen, sie hätte es nicht vermocht — sie muß Gott beim Schluß des alten Jahres zum Ertragen des neuen bitten. Und sie thut es so inbrünstig, daß es nach und nach stiller in ihrem verstörten Gemüte wird. Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden . . . hat sie Weihnachten gesungen, und etwas von diesem Frieden zieht nun auch in ihr armes zuckendes Herz. —

Die Stirn auf die über dem Fensterkreuz gefalteten Hände gelegt, sieht Hanna die Menschen zur Kirche gehen. Zuweilen bringt ein Orgelton zu ihr hinüber, dann wieder die Stimmen der Singenden. Sie steht und horcht und hört doch wieder nicht über ihren eigenen Gedanken.

Das alte Jahr endet auch für sie nicht heiter — nicht wie sonst, wo sie es an der Seite ihres Mannes, im Kreise der Freunde verlebte. Freunde — hat sie denn im Grunde Freunde? Daheim wohl, viele sogar, hier nicht. Und doch hat sie das rebliche Bestreben jedem gerecht zu werden — die Vorurteilslosigkeit ihrer Anschauung dem kleinstädtischen Gesichtskreise anzupassen; ein tiefinnerliches Liebesbedürfnis zieht sie zuweilen zu den Menschen hin und wenn sie ihnen nähertritt, dann überkommt sie ein Gefühl seelischer Ermüdung, und damit eine Unsicherheit, eine Verstimmung, die als Launenhaftigkeit ausgelegt wird, bis sie, in sich selbst zurückgezogen, wieder ihr Gleichgewicht findet. Dann liebte sie einen raschen Gedankenaustausch, und wie ihr dieselben zugeflogen kamen, sprach sie diese aus. Da fiel denn zuweilen ein scherzhaftes Wort, eine witzige Bemerkung von ihren Lippen, die andere verletzete, ohne, daß dies in ihrer Absicht lag.

So war es früher gewesen, aber in letzter Zeit hatte sie auch das zu überwinden gesucht. Und doch — eine heiße Röte steigt in ihre Wangen, wenn sie an das steife Benehmen der Frauen, ihre sonderbaren

Blicke, die spöttischen Anspielungen denkt. Sie sind ihr nicht verständlich, müssen sich aber notgedrungen auf Bemerkungen beziehen, die sie gemacht haben soll, vielleicht auch gemacht hat und entsteht weiter getragen sind . . . Sie stutzt . . . Doch, wer kann dies nur thun? grübelt sie. Suschen? Unmöglich! Aber wie eine Beklemmung, ein Druck liegt es auf ihrer Seele, von dem sie sich vergeblich zu befreien ringt.

Da schlingen sich zwei weiße Arme um ihren Hals, eine Duftwolke weht ihr entgegen, ein lichtblondes Köpfcchen drückt sich schmeichelnd an sie.

„Süße Hanna, bist Du mir böse, daß ich Dich heute am Sylvesterabend allein lasse und Dir sogar Deinen Mann entführe? Aber ich habe mich so sehr auf den Ball gefreut und konnte doch unmöglich allein gehen. Du liebe Hanna, warum mußt Du nur heut Kopfschmerz haben? Wie hübsch hätte Dir das mattblaue Spitzenkleid und der kleine Federtuff im Haar gestanden. Du bist doch die eleganteste von sämtlichen Frauen hier in der Runde, und ich habe Dich so lieb, so lieb!“ schmeichelte sie, und die langbewimperten Augen zu ihr aufschlagend, bat sie losend: „Gelt, Du hast mich auch ein bißchen lieb.“

Da drückte Hanna mit leidenschaftlicher Inbrunst das liebreizende Geschöpf an ihr Herz. Wie hatte sie demselben nur einen Augenblick zu mißtrauen vermocht? Es schmerzte sie förmlich, und als hätte sie ihr etwas abzubitten, überströmte sie dieselbe mit der ganzen Zärtlichkeit ihres warmen Herzens. Sie liebte die übertriebenen Ausdrücke, die ihr feines Ohr verletzten, nicht, aber bei Suschen vergaß sie dies.

Wie hübsch sie aussieht, dachte sie. Voll Stolz ruhen ihre Augen auf ihrem Liebling. Das duftig weiße Kleid, über das sich ein Geflecht wilder Rosen zieht, der kleine in die Locken gedrückte Kranz, dazu kindliche Schelmerei im Antlitz, Anmut in jeder Bewegung . . . die reizendste Illustration zum Heideröslein.

„Sah ein Knab' ein Röslein steh'n,  
Röslein auf der Heiden.“

sang Hanna. „Von wem hast Du das Rosenbouquet,“ fragte sie plötzlich.

„Es wurde von drüben geschickt,“ Suschen machte eine Bewegung nach dem alten Hause.

„Und von wem?“

Sie zuckte die Achseln. „Ich vermute, Hochberg ist so galant gewesen.“

Sie mußte genau, daß die Blumen von Schmidt kamen, denn sie hatte zwischen denselben ein paar englische Verse, die sie aber nicht lesen konnte, mit

seiner Unterschrift gefunden; aber es machte ihr Spaß, Hochberg als den Geber hinzustellen.

Hanna wurde sehr ernst. „Weißt Du nicht, daß er so gut wie verlobt mit Elisabeth ist?“

„Aber liebe Hanna, was kann ich denn dafür, wenn er mir trotzdem Blumen schenkt?“ fragte Suschen mit kindlichem Erstaunen. „Soll ich sie Elisabeth geben?“

„O, bewahre,“ erwiderte sie hastig. „Du wirst ihr überhaupt nichts von denselben sagen. Unter diesen Verhältnissen ist solche Aufmerksamkeit nicht recht von Hochberg, und ich kann nicht verstehen, bei seinem offen gezeigten Interesse für Elisabeth...“ Sinnend strich sie über die blaue Tischdecke, auf der ein paar Täßchen lagen. „Nicht wahr, Suschen, nun Du dies weißt, wirst Du nie mehr mit ihm kokettieren?“

„Ich? . . . mit ihm kokettieren? . . . aber Hanna, wie kommst Du nur auf solchen Gedanken? Wenn Du den Wunsch, allen Menschen zu gefallen und darunter natürlich auch ihm, kokettieren nennst, denn hast Du recht,“ sie lachte unbefangen und Hanna fühlte ihr Herz erleichtert.

Suschen und der Doktor waren gegangen, er hatte versprochen, vor Schluß des alten Jahres wieder zu Hause zu sein.

Im Zimmer sieht es traulich aus. Die schweren, dunklen Gardinen sind fest zugezogen und die von der Decke herabhängende Lampe wirft ein freundliches Licht auf den gedeckten Theetisch. Hanna hat sich Elisabeth eingeladen. Beide haben sich einen Sessel vor das hellbrennende Kaminfeuer gerollt und sitzen sich dort gegenüber.

Aufmerksam schaut die junge Frau in das blasse, durchgeistigte Gesicht des jungen Mädchens, auf dem es wie ein stiller Friede liegt — ein Friede, wie ihn die Welt nicht kannte. Ihr Gespräch will nicht recht in Gang kommen, alle Augenblicke stockt es, sie sprechen Alltägliches und denken anderes. Eine Ahnung von dem Sturm, der diese sanfte, reine Mädchenseele erschüttert, ehe sie sich zu diesem Frieden durchgerungen, überkommt Hanna. „Liegt die Kraft des Geistes nicht noch mehr im stillen Dulden, als in der raschen That,“ denkt sie sinnend und weiter: Liebe muß ihren Zoll geben, sei es durch Freude oder Leid . . . Hier hat sie Leid gebracht, und ein inniges Erbarmen erfaßte sie.

„Liebe Elisabeth, waren Sie je auf der Wartburg?“ fragte sie unvermittelt. Denn die Gedanken hängen alle wie die Glieder einer Kette, einer mit dem andern zusammen, daß man den einen nicht verstehen kann, wenn man die andern nicht kennt.

Bewundert schüttelte Elisabeth der Kopf; wußte nicht wie diese zu der Frage kam.

Hanna holte eine Mappe, nahm sie auf die Kniee und suchte eine Weile darin, dann reichte sie ihr ein buntes Blatt. „Wollen Sie mir die Freude machen und dasselbe zum Andenken an den heutigen Abend behalten?“ bat sie herzlich.

Auf grobem grauem Papier stand in künstlerisch ausgeführter Klosterschrift einer der Wartburgsprüche. „Wem nie durch Liebe Leid geschah, geschah auch

Lieb' durch Liebe nie,“ laß Elisabeth. Thränen verdunkelten ihren Blick, zwei große, schwere Tropfen fielen auf das Blatt. Mit rührendem Blick um Berzeihung ob ihres Ungehorsams sah sie zu Hanna auf.

Die warmherzige Frau vermochte sich nicht länger zu halten und schlang den Arm um die bebende Gestalt. „Liebe Elisabeth, Sie sind traurig — ich kenne Ihren Kummer nicht, aber glauben Sie, die Sonne tritt oft hinter Wolken, darum scheint sie doch wieder.“

„Und wenn sie untergegangen ist, geht sie in einer andern Welt wieder auf,“ antwortete sie mit erstickter Stimme.

Sie empfand die zarte Teilnahme wohlthuend und doch wieder ängstigte dieselbe sie. Schon der Gedanke, daß jemand ihren Kummer nur ahnen könne, demütigte sie tief; Schamröte stieg in ihre Wangen. Sie suchte sich aufzuraffen.

Da meldete das Mädchen: „Herr Amtsrichter Gronau.“

Er kam vom Balle und entschuldigte in humoristischer Weise seinen späten Besuch mit der Anforderung des Doktors, der ihm denselben als schon oft bewährtes Mittel gegen die dort grassierende Langlewile verordnet; in kurzer Zeit würde derselbe nachkommen, ihm sei inzwischen anvertraut den Sylvesterpunsch zu brauen.

Hanna stellte ihm bereitwillig alle Ingredienzien zur Verfügung und scherzte über die Wichtigkeit, mit der er sich an sein Werk machte. Er antwortete in launiger Weise und es entstand jenes graziose Spiel der Gedanken — blitzschneller Fragen und geschickter Einwürfe — in dem beide Meister waren. Aber inmitten desselben schweiften seine Augen wieder und wieder fragend zu Elisabeth. Wie strahlend froh hatte er sie noch vor wenigen Tagen gesehen und wie verändert war sie heute. — Woher dieser stille Zug des Leidens in ihrem Antlitz? . . . Ein Zorn erfaßte ihn gegen den Urheber . . . dann auf einmal eine heiße Sehnsucht nach Glück. Warum war es ihm versagt die Hand danach auszustrecken — die köstliche Frucht zu pflücken, an der andere achtlos vorüber streiften? Vielleicht . . . breitete sich nicht stets ein Schein der Freude über ihr Gesicht bei seinem Kommen? . . . Sein Herz schlug schneller, er sah zu ihr hinüber, mit sanfter Freundlichkeit begegnete sie seinem Blick. Thor, dachte er, während er scherzend zu Hanna sprach, „offen gezeigtes Interesse einer Frau ist wertlos.“

Der Doktor kam nach Hause, ohne Suschen, aber er brachte Hochberg mit. Das Aussehen desselben gab Gronau zu denken; es war eben so bleich, wie das Elisabeths. Beide zuckten sichtlich zusammen, als sie einander hier erblickten. Er wählte seinen Platz in möglichster Entfernung von ihr und gab im Lauf der Unterhaltung so zerstreute, zerfahrene Antworten, daß es selbst dem Doktor auffiel, der darüber eine scherzhafte Bemerkung machte.

Was lastet auf den beiden? dachte auch Hanna. Verstohlen glitt ihr Blick zu Elisabeth hinüber; sie sah, wie sich deren auf dem Schoße ruhende Hände

fest in einander schlangen und sie nur mit Mühe das Zittern beherrschte, das durch ihren Körper lief.

Da schlug die Turmuhr dumpf, langsam, feierlich zwölfmal.

Im Zimmer war's so still, daß einer des andern Atemzüge hörte. Da war der letzte Ton verhallt; alle erhoben sich. Bewegt schloß der Doktor seine Frau in die Arme, Gronau wünschte Elisabeth in ein paar warmen Worten Glück. Sie stand, beide Hände auf die Lehne gestützt, hinter ihrem Sessel. Ihr war todesbang zu Sinn, der Ton erstickte in ihrer Kehle. Ach, warum war sie gekommen? . . . o, die Dual! . . . Sie hörte kaum, was Gronau sagte, sie fühlte nur zwei dunkle Männeraugen zürnend, forschend auf sich ruhen.

Der Amtsrichter trat zurück, um Hochberg Platz zu machen.

„Möge das kommende Jahr Ihnen Glück bringen und Sie von dem Schatten, der das letzte getrübt, befreien,“ sagte er seltsam klanglos.

Sie neigte nur den Kopf, beider Hände streckten sich mechanisch aus, aber sie berührten einander nicht.

So endete das alte Jahr und begann das neue gleich traurig für ein paar Menschenkinder, die doch so glücklich hätten sein können.

\* \* \*

Dunkle, trübe Wintertage. Der Nordwind rüttelt an dem Giebel des alten Kaufhauses und fährt heulend durch die Bodenträume. Es ist bitter kalt. Die dicke, braune Kaffeekanne, die nach altem Herkommen zur Winterszeit für Kunden und Hausleute den ganzen Tag in der Dfenröhre steht, muß immer wieder gefüllt werden. Dem kleinen Lehrjungen ist aller Witz ausgegangen, und Herr Fips bedient eiliger und schweigsamer, als sonst seine Gewohnheit. In der Küche wird die Reihe Töpfe und Näpfschen, die gefüllt sein wollen, immer größer; Auguste brummt, aber ein sanfter Blick von Elisabeth, ein: „die Armen, es ist so kalt,“ besänftigt sie stets wieder, und der große Suppentopf wird nie leer.

Nur in der Schreibstube fahren die Federn gleich geschäftig über das Papier. Hochberg ist unnachsichtlich streng mit sich und den andern; er gönnt sich keine Ruhe und sieht blaß und abgepannt aus. In das Wohnzimmer kommt er außer den Mahlzeiten, fast gar nicht mehr, der Chef und er verkehren nur geschäftlich mit einander, und mit Elisabeth hat er noch kein Wort wieder gemischt.

Es lag wie ein Druck, ein Bann auf dem alten Hause — alle fühlten ihn, flüsterten und mutmaßten. Dazu ging plötzlich das Gerede, — keiner wußte, woher es kam, — es sei in demselben nicht geheuer. Man wollte zuweilen ein geisterhaftes Licht in der verschlossenen Galerie bemerkt, eine weiße Gestalt gesehen, leise Schritte gehört haben. Elisabeth war bei der Nachricht um einen Schatten bleicher geworden, ihr Vater ärgerte sich über das Gerede, und die Tante glaubte fest daran. Ihr hatte es schon lange unheimlich in den Gliedern gelegen, seit sie die beiden den Hochzeitskranz einer Toten berühren gesehen.

Die alte Frau saß im Wohnzimmer hinter dem Ofen und strickte ein paar dicke Socken, manchmal legte sie die Hand horchend an das Ohr, aber sie verstand nicht, was gesprochen wurde, und schaute mißtrauisch zu Elisabeth hinüber.

Diese saß am Tisch, auf dem bereits die Lampe brannte, bemüht den Riß in einer Damastserviette kunstvoll zu stopfen. Ihr Vater lehnte in der Sofaecke, vor ihm stand sein unberührter Kaffee.

Elisabeth sah besorgt zu ihm hinüber. Er schien ihr in letzter Zeit sehr gealtert. „Schmeckt Dir der Kaffee heute nicht, Vater?“

„Doch, doch,“ erwiderte er zerstreut, fuhr mit der Hand über die Stirn, nahm hastig einen Schluck und stand dann auf, um sich eine Pfeife zu stopfen. Aber bald nahm er dieselbe wieder aus dem Munde, das lange Rohr in der auf den Rücken gelegten Hand haltend, schritt er auf und ab in der Stube; eine alte Diele knirschte jedesmal unter seinem Tritt, im Vorübergehen richtete er dann und wann eine gleichgültige, den Haushalt betreffende Frage an seine Tochter.

„Hat die Witwe Huber alle Tage ihr Essen bekommen? und höre, Du könntest wohl etwas warmes Zeug für die Kinder heraussuchen. Beim lahmen Brander mag es auch am Nötigsten fehlen — Du hast ihn doch nicht vergessen? Es ist ein böser Winter für die armen Leute. Aber in den Suppenverein gehst Du mir nicht, es kommt da nicht viel Gescheutes heraus, die's am meisten bedürfen, kriegen's Wenigste . . .“

Wieder ging er ein paarmal auf und ab, knarrte die Diele. „Ja, und was ich sagen wollte,“ fuhr er fort, ohne sie anzusehen, „Hochberg geht in ein paar Monaten auch fort. Weißt Du's?“

„Nein, Vater.“ Sie bückte sich, um die Arbeit aufzunehmen, die ihren Fingern entglitten war.

„Ich misse ihn ungern. — Er ist ein braver, ehrenhafter Mensch mit allen Eigenschaften eines tüchtigen Kaufmanns, manchmal noch ein bißchen Idealist, Heißsporn, aber das giebt sich mit den Jahren. Was ihn nur treiben mag? Wenn ich nicht irre, bemüht er sich um eine Stelle als Correspondent in einem überseeischen Hause.“

Elisabeth schlug das Herz bis zum Halse; sie vermochte nicht einen Ton hervorzubringen. Wirt drängten sich die Gedanken in ihrem Gehirn, nur das eine klar fassend, daß er fortgehen wolle — weit fort, und sie ihn niemals wiedersehen würde. Sie empfand es als eine Erlösung, als ihr Vater abgerufen wurde. Hastig legte sie die Arbeit zusammen und eilte auf ihr Zimmer. Hatte sie ihm Unrecht gethan? einen ehrenhaften Mann tödlich beleidigt? Liehte er sie wahr und ehrlich? so zergrübelte sie ihr armes Hirn.

„O Gott, o Gott! . . . wer mir Antwort geben könnte!“ stöhnte sie und rang qualvoll die Hände. Mit großen überreizten Augen starrte sie durch das Fenster in die Winternacht. In der alten Galerie schimmerte Licht. War es ein Geist, ein Wesen, das einst wie sie geliebt, gelitten und nun vergebens die Ruhe suchte? . . . oder . . .

Sie brach in erschütterndes Schluchzen aus.

Der Bann, der auf dem alten Kaufhause liegt, schien sich allmählich auch auf die Geselligkeit des Städtchens zu erstrecken; es war, als wenn ein unheilvoller Geist alle beherrschte, niemals war ein Winter so reich an Klatschereien, kleinen Skandalosa gewesen. Die besten Freunde zankten sich, im Mädchenkreise herrschte offene und versteckte Fehde, die Mütter nehmen für und wider Partei, die Väter sind verbrieft und suchen häufiger denn sonst ihre Stammkneipen auf, die jungen Herren halten sich in respektvoller Entfernung der Damen, um nicht höchst unschuldig ins Gerede zu kommen. Auf den statutenmäßigen Ballen ist nach jedem Tanz der Saal von Tänzern rein-geleert, die nach dem Herrenzimmer eilen, als brenne es unter den Schuhsohlen.

Nur bei Suschen hält sich der eine oder andere noch länger auf. Sie ist unbefangen fröhlich nach wie vor, und scheint von der allgemeinen Mißstimmung nicht berührt. Schmidt macht ihr angelegentlich den Hof, zuweilen hat es auch den Anschein, als ob Hochberg sich für sie interessiere, oder erscheint dies nur so, da sie ihn auffallend bevorzugt? Er kommt, tanzt ein paarmal, plaudert eine Minute und verschwindet dann wieder. Elisabeth findet stets einen Vorwand, um zurück zu bleiben, auch Hanna ist selten dort. Das unfreundliche Benehmen der Frauen nimmt nach und nach eine gehässige Färbung an, und mehr und mehr zieht sie sich zurück. Zwischen ihr und Suschen kommen häufig kleine Streitigkeiten, Reibereien vor, unter denen die junge Frau tief leidet, besonders da letztere den Doktor meist auf ihre Seite zu bringen pflegt.

So ging der Winter hin.

\* \* \*

Endlich will es Frühling werden. Ein Schneestreifen nach dem andern verschwindet von der Erde. Von den Dächern und Bäumen tropft leise klingend das Eiswasser und sammelt sich in breiten Lachen auf dem Fahrbamm. Die verkrüppelten Weiden reden ihr braunes Gerippe vielarmig aus dem die Wiesen überflutenden Wasserpiegel; allmählich kommt ein mollig flüchchen nach dem andern hervor, und an Erle und Haselnuß hängen die braunen und die gelben Kästchen. Die Knaben lassen den Drachen steigen, der Landmann schärft seine Pflugschar, und die kleinen Vögel verlassen, lustig zwitschernd, ihre Schlupflöcher.

Sie waren froh und mit ihnen alle Menschen, daß der strenge Winter vorüber. Die Hausfrauen hielten ihre Frühlingswäsche, lüfteten und scheuerten und schickten ihre alten Sommerhüte zum Waschen in die Hauptstadt. In den Wirtschaftshäusern wurde frisch geweißt, in den Gärten gegraben und gepflanzt, und in der Schule als Aufsatz „Frühlings Erwachen“ gegeben.

Vor dem Stadthor, auf der Bleiche, durch die ein Flüsschen murmelnd fließt, ist die den Winter über gesponnene Leinwand in langen Streifen aufgespannt. Vor einem derselben steht Elisabeth. Zu-

weilen prüft sie eine Stelle, ob sie nicht zu trocken sei und befestigt eine Schlupse an den in den grünen Rasenboden gerammten Pflock, dann wieder bückt sie sich nach den Veilchen, die daneben im Grase blühen.

„Guten Tag, Fräulein Elisabeth.“

Sie fährt leicht zusammen. Vor ihr stehen Bronau und Hochberg. Der Amtsrichter hatte einen Spaziergang gemacht und war in den Wiesengründen mit Hochberg, der von einem Geschäftswege kam, zusammen getroffen. Ohne sich um seinen kühlen Gruß zu kümmern oder seine Ausflüchte zu beachten, hatte er ihn unter den Arm gefaßt und war mit ihm weitergegangen, bis sie bei einer Biegung des Weges auf einmal vor Elisabeth standen.

„Welch' schönes Linnen.“ lobte er. „Siehst du noch feineres? Und was für ein geschmackvolles Muster. Sie müssen mir bei Gelegenheit einmal erklären, wie solch Kunstwerk zu stande kommt, so ein Jungeselle versteht von dergleichen nichts.“

So plauderte er unbefangen und that, als bemerkte er ihre einsilbigen Antworten, die Verlegenheit nicht, mit der sich die beiden gegenüberstanden, er finster abgewandt, sie leicht erblaßt und schwer atmend.

„Und die Veilchen, wie schön sie duften,“ fuhr er fort. „Ist es unbescheiden, wenn ich Sie um ein paar für mein Knopfloch bitte? aber Sie müssen sie selbst anstecken, dann haben sie noch mehr Wert. Damit hielt er ihr lächelnd seinen Rockausschlag hin.“

„Wenn ich Ihnen damit eine Freude mache,“ entgegnete sie zögernd, zog aus dem Veilchenstrauß ein paar Blüthen und schob sie mit losen Fingern in sein Knopfloch.

„Verbindlichsten Dank. Aber mein junger Freund hier darf nicht leer ausgehen, er wird sonst eifersüchtig; ich bitte für ihn.“

Flammende Röthe übergieß ihre lieblichen Züge. Den Strauß fest in der Hand gepreßt, trat sie einen Schritt zurück und stammelte: „Er macht sich nichts aus Veilchen.“

„Wissen Sie das so genau?“ fragte Hochberg mit tiefer, grollender Stimme sich ihr zuwendend.

„Ich dachte . . . ich glaubte, weil . . .“ Sie stockte, bald blaß, bald rot werdend und sah sich nach Bronau um.

Dieser ging an den Leinen entlang und schwippte mit seinem Stock ein Erdklümpchen oder ein Stückchen Reifig, das auf dasselbe gefallen, fort.

„Bitte, wollen Sie nicht forisfahren,“ sagte Hochberg sie ernst ansehend.

Sie raffte allen Mut zusammen. „Ich dachte, ein paar Veilchen seien etwas zu Unbedeutendes, als daß Sie sich darüber zu freuen vermöchten.“

„Ah richtig, ich vergaß . . .“ entgegnete er bitter, „Sie sehen in mir nur den berechnenden Kaufmann, der seine Freuden in Soll und Haben findet. Ist's nicht so?“

Als sie nicht gleich antwortete, machte er eine Verneigung und wollte sich abwenden.

Da hörte er sie angstvoll sagen: „D, nein, nein! Denken Sie nicht zu schlecht von mir . . . meine Sprache ist so unbeholfen, . . . wenn es Ihnen



wirklich Freude macht? hier sind die Blumen.“ Sie hielt ihm den Veilchenstrauß hin.

Sein Antlitz färbte sich dunkel. Er streckte die Hand nicht nach den Blumen aus. Ernst, durchdringend schaute er in die hilflos schüchtern zu sich aufblickenden Mädchenaugen und fragte: „Geben Sie mir die Blumen auch gern?“

„Ja, gern.“ Sie wollte noch etwas hinzufügen, aber der Ton versagte ihr.

Da nahm er den Veilchenstrauß aus ihrer Hand und führte ihn an seine Lippen. — —

Am Abend dieses Tages saßen Hochberg und Gronau beisammen in der behaglichen Junggesellenwohnung des letzteren.

Bücher bedecken in sauber gearbeiteten Regalen die Wände, dazwischen sind Kunstsachen aufgestellt, über dem Schreibtisch hängt ein schöner, alter Kupferstich, „der Moralist“, auf dem Kamin steht die Statue einer gefesselten Psyche und an der Erde noch die Kiste, in der sie soeben erst angekommen.

Nachdenklich ruhen die Augen des Amtsrichters auf dem feinen Kopf mit den schmerzdurchhauchten, leise klagenden Zügen. Er ist auffallend schweigsam. Bei aller klaren Weltanschauung erlebt seine Lebensphilosophie doch Stunden, wo sie einen weltschmerzlich pessimistischen Anflug erhält.

„Finden sie nicht, daß die Züge der Psyche ein wenig an Fräulein Lemde erinnern, d. h. wie ein Götterbild überall einem Menschenkinde ähnlich sehen kann?“ fragte er. „Die feingeschnittene Nase, die schmale Stirn — aber es liegt nicht in den einzelnen Zügen, sondern im Ausdruck, dem leisen Zug seelischen Schmerzes, den ihr Antlitz in letzter Zeit erhalten. Arme Psyche.“

Hochberg bewunderte die Statue, bemerkte aber nichts auf die Frage. Gronau ging nicht weiter auf das Gespräch ein; beide rauchten, griffen zuweilen zum Weinglase und schwiegen, jeder mit den eigenen Gedanken beschäftigt. Hochberg war so von den feintönen eingenommen, daß er garnicht bemerkte, wie ihn der Amtsrichter beobachtete und dabei ein leises, melancholisches Lächeln über seine Züge glitt.

Er stand auf und den Rauch der Cigarre in blauen Ringen von sich blasend, schritt er auf und ab im Zimmer, warf ab und an ein paar abgebrochene Bemerkungen hin und schwieg dann wieder. Plötzlich fragte er über die Schulter in gleichpültigem Ton: „Wie gefällt Ihnen eigentlich die kleine Hellmuth?“

Der Angeredete sah verwundert auf. „Mir? . . . Ich habe wirklich noch nicht ernstlich darüber nachgedacht. Aber wenn Sie mich fragen, so muß ich gestehen, daß ich darauf nicht unbedingt mit Ja zu antworten vermag, trotzdem sie nach allgemeiner Ansicht reizend gefunden wird.“

„Um . . . Wissen Sie auch, daß einzelne Sie mit derselben für verlobt halten?“ fragte er und blieb vor ihm stehen.

Der junge Mann lachte; es war ein frisches, unbefangenes Lachen. „Was erfinden die müßigen Köpfe in einer kleinen Stadt nicht alles!“

„Das wissen die Götter! Aus dem kleinsten Stoff verstehen sie Kapitel zu schlagen,“ sagte Gronau

ingrimmig. „Gäbe es ein hierauf bezügliches, scharf präziertes Gesetz, die härteste Strafe wäre mir nicht hart genug für alle Klatschbasen und = Brüder . . . Aber was ich fragen wollte, dann ist Ihnen auch wohl nicht bekannt, wem das geisterhafte Licht zu später Abendzeit in der Galerie scheint und wessen Schatten dort wandeln geht? Man hat die eingehendsten Beobachtungen darüber angestellt; es gehen seltsame Dinge um; bald soll das Gespenst im Doktor-, bald im Kaufhause verschwinden. Die Sache ist in der That unheimlich oder pikant, je nach der Lesart.“

Weider Augen begegneten sich einen Moment. Wie ein Blitz plötzlich eine dunkle Landschaft erhellt, wurde es auf einmal Licht in Hochbergs Seele. Er atmete tief auf und strich das Haar aus der Stirn. Äußerlich ruhig erwiderte er: „Dem Chef ist das Gerede so unangenehm. Wir haben vielfach versucht der Geschichte auf den Grund zu kommen, aber nichts entdecken können.“

Gronau zuckte die Achseln und ging wieder rauchend auf und ab. Hochberg trank hastig sein Glas leer und lehnte sich dann in den Sessel zurück, in Sinnen versinkend. Er dachte und dachte und alles wurde ihm klar, er glaubte den Schlüssel zu Elisabeths seltsamem Benehmen gefunden zu haben. Aber erst ganz allmählich, fast zaghaft leise, übertam ihn ein unsägliches Glücksgefühl, dann eine Ungebuld, sie zu fragen, eine Angst, es könne zu spät sein, eine Unruhe, eine Erregung . . . . .

Da legte sich eine Hand auf seine Schulter. „Hochberg, lassen Sie uns offen mit einander sprechen, wie ein Paar ehrliche Freunde, die wir hoffentlich nach dem heutigen Abend auch sein werden. Ist es wahr, daß Sie fortzugehen beabsichtigen, sich um eine Stelle im Ausland bemühen?“

„Ja, Gronau, das ist . . . das war meine Absicht.“

„War's . . . Heute, nachdem was ich Ihnen zu sagen habe, darf und wird es nicht mehr sein. Ich glaube den Grund, der Sie zu diesem Entschluß bewogen, zu kennen . . . fahren Sie nicht auf, lassen Sie mich ruhig weiter sprechen,“ bat er, hinter seinem Stuhle stehen bleibend, so daß er sein Gesicht nicht sah. „Wissen Sie nicht, daß Gros zweierlei Pfeile hat? Die einen haben goldene Spitzen, sind in Honig getaucht und erregen munschlos wonniges Glück, die anderen aber sind in Gift getränkt und bringen Schmerzen . . . Um diesen Schmerzen zu entgehen, wollten Sie fliehen. Thor! Als wenn sie nicht mit Ihnen gewandert wären, bis über das Weltmeer . . bis in den Urwald . . . Sie glauben sich in Ihrem Mannesstolz tief verlegt,“ fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „denken aber nicht daran, daß vielleicht ein tödlich verwundetes Mädchenherz klaglos mit denselben Schmerzen ringt, denen Sie entfliehen wollen. Kleine Zufälligkeiten, Mißverständnisse sind von einem Paar geschickten Händen zu einer Kette gewoben, die sich nun wie eine unübersteigliche Schranke zwischen Sie beide zieht. — Wenn Sie ein Mann sind, reißen Sie dieselbe nieder.“

Hochberg, seiner Erregung nicht mehr mächtig, sprang auf. „Das sagen Sie . . . Sie mir, Gronau?!“

„Ja, das sage ich Ihnen,“ entgegnete er fest,

„ich, der den Wert dieser sanften, klaren, reinen Mädchenseele lange erkannt. Sie ist die blaue Blume, die geheimnisvolle blaue Blume deutschen Frauentums, welche die Dichter besangen, die Blume, die seltener und seltener wird, und die dereinst, wenn sie nicht mehr in unserem Volke behütet und gepflegt, zu den märchenhaften Sagen alter Zeiten gehören wird.“

Er warf seine Cigarre bei Seite und schritt in Erregung auf und ab. „Noch immer brüsten wir uns mit dem hohen Lied der alten Sängervelt von Deutschlands Frauentugend. Sie priesen ihre Treue, ihre Sittsamkeit, ihren Fleiß und Frömmigkeit. Besitzen sie dieselben heute in Wahrheit noch? . . . Welche Augen würden unsere alten Minnesänger aus der Zeit des Marienkultus heute machen? . . . Müßten sie nicht in schmerzlichem Zorn ihre Harfe zerschmettern, die sie einst zum Lobe und Preise der deutschen Frau gestimmt hatten? . . . Was sänden sie an Stelle der vielbesungenen Tugenden? Flatterhaftigkeit, Gefall- und Genußsucht . . . Pah, seien wir ehrlich,“ unterbrach er sich, „wird bei unserer heutigen, gedanken- und einwärtslos so viel auf das Äußerliche gerichteten Mädchenerziehung die Zeit allzu fern sein, wo dieselben es in Oberflächlichkeit und Genußsucht ihren vielgeschmähten westlichen Nachbarinnen gleichthun werden?“

Grollend schwieg er.

Hochberg lehnte an der Kaminbrüstung, liebkosend strich er über den Kopf der Psyche und erwiderte:

„Das Bild, das Sie zeichnen, paßt auf die kleine Hellmuth. Der bei aller Anmut zu Tage tretende Egoismus, die Oberflächlichkeit und Vergnügungssucht ihres Wesens sind es, welche mich in ihr nicht das erblicken lassen, was die andern finden.“

„Sie ist eben das Produkt einer modernen Erziehung. Die gehörige Portion Mutterwitz, Koletterie, Unverfrorenheit, Leichtsinn, Schlaubeit, kein positives Wissen, aber lebenskluge Gewandtheit . . . das ist die Mischung der internationalen Salonblume. Und die Rolle, um die sich ihr Leben dreht: Toiletten, Verehrer, Bälle, Konzerte . . . Haltlos, inhaltlos, kennt ihr Dasein nur einen Ehrgeiz: den Triumph befriedigter Eitelkeit. Was ihr dabei hindernd in den Weg tritt, darüber schreitet sie rücksichtslos hinweg, oder beseitigt es, je nach Charakterveranlagung, mit allen Mitteln der Schlaubeit und Intrigue.“

„Ja, bei Gott, sie ist eine Intriguant, die kleine Hellmuth, die mit ihrer Naivität und gutgespielten Kindlichkeit auch mich eine Zeit lang zu fangen mußte,“ brach Hochberg aus. „In tänzelndem Spiel hat sie die Karten zu mischen gewußt, Verleumdung und Mißtrauen gesäet, wo ich glaubte, daß sie Freundschaft empfände. Und ich Thor, ich unseliger Thor, merkte nicht die Absicht, durchschaute nicht die Intrigue, das doppelte Spiel, hielt Sie, Gronau, eine zeitlang für den begünstigten Bewerber, zürnte Ihnen — verzeihen Sie, Freund,“ bat er, ihm die Hand entgegenstreckend — „grollte, bis ich irre geworden, wieder zu hoffen begann, um dann abermals von Zweifeln hin und hergerissen zu werden, und . . .“

Seine Wangen färbten sich. Der stolze Mann brachte das Geständnis, von dem Mädchen, das er liebte, in dem, ihrem reinen Wesen sonst fremden Glauben, er werde nur um ihr Geld, zurückgewiesen worden zu sein, nicht über die Lippen.

Er drückte das Taschentuch an die feuchte Stirn. „Erst seit heute, seit ein paar Stunden ist mir die Ahnung, die Hoffnung . . .“ Er stockte wieder. Es war ihm unmöglich von dieser Hoffnung zu sprechen. „Gronau, lieber Freund, Sie treuer Eckhardt, verzeihen Sie, ich bin heute ein schlechter Gesellschafter.“ „Das habe ich gewußt, ehe ich Sie zu kommen bat,“ antwortete derselbe mit einem Anflug seines alten Humors.

Er schenkte die Gläser voll und hielt ihm das feine mit einem vielsagenden Ausdruck hin. Sie stießen an, tranken aus und reichten sich darauf mit festem Druck die Hand.

Nach einer Weile war der Amtsrichter allein. Er stand am Fenster und sah der schlanken Gestalt des jungen Mannes nach, wie er so jugendlich elastisch dahinschritt; ein Seufzer kam aus seiner Brust, er murmelte: „Gros hat noch einen dritten Pfeil, der ist in Honig und Gift getaucht und seine Empfindung bitter süß.“

\* \* \*

Vor dem großen eichenen Wäscheschrank der Urgroßmutter, oben auf dem Hausgange, stand Elisabeth. Sie trug eine weiße Lätzschürze über dem hellen Eingangkleide und schichtete aus einem Weidenkorbe den blütenweißen frischgewaschenen Drell und Damast in die Fächer.

Es war noch früh am Morgen, und die Luft würzig frisch. Der Bäckerjunge brachte eben die noch warmen Brötchen. Von unten drang das Geklapper von Tassen zu ihr herauf.

„Elisabeth,“ rief die Tante aus der Wohnstube.

Sie antwortete nicht und fuhr in ihrer Arbeit fort. War es Unrecht? Die seltsame Unruhe, in der sie sich seit gestern befand, ließ sie nicht zu klaren Gedanken kommen. Sich auf den Fußspitzen hebend, wollte sie ein großes Gedeck in das oberste Fach schieben, aber es war zu schwer und drohte hinabzugleiten.

Da griffen zwei Arme über ihre Schultern fort, sie fühlte die Last leicht werden, ein paar Männerhände legten dasselbe an seinen Platz.

Erschrocken wandte sie sich. Hochberg stand, den Ausgang verdeckend, zwischen den geöffneten Schrankthüren. Er war sehr blaß.

„Fräulein Elisabeth,“ bat er tief ernst, „möchten Sie mir eine einzige kurze Frage ehrlich beantworten?“

Angstvoll stehend streifte ihn ihr Blick; — still wartend stand er da. Sie senkte die Stirn gegen das Linnen und murmelte: „Ich will.“

Er atmete kurz. „Glauben Sie auch heute noch, daß niedrige Beweggründe mich bestimmen könnten Liebe zu heucheln, wo ich sie nicht empfinde?“

„Nein,“ entgegnete sie leise. Thränen drängten sich in ihre Augen.

Ein paar Augenblicke war alles still. Ein kleiner Vogel flog in das offene Fenster und zwitscherte zu- traulich.

„Elisabeth . . .“

Sie sah nicht auf, aber er sah ihr Zittern und fuhr weich und zärtlich fort:

„Darf ich dann die Frage, welche ich einst am Grabe Ihrer Mutter an Sie richtete, heute noch einmal wiederholen? Ja, darf ich?“ fragte er drin- gend, als sie schweig und ergriff ihre Hand.

Da hob sie den Kopf ein wenig und sagte traurig, abgebrochen: „Das dürfen Sie nicht . . . denn ich . . . ich bin derselben nicht mehr wert.“

„Elisabeth, meine holde Elisabeth!“ brach es stürmisch aus seiner Brust, dann . . .

\* \* \*

Vom Ende des Ganges, wo eine kleine, alt- modisch mit Tulpen und Rosen bemalte Thür in die Kontorräume hinabführte, näherten sich Schritte; sie hielten an. Unter der breiten Schrankthür her- vor schaute ein Kleiderfaum, daneben der Fuß eines Mannes.

Leise entfernten sich die Schritte wieder.

Eine Weile später falteten sich über dem auf der Pultbede liegenden Hauptbuch der Firma Lemcke & Sohn ein Paar Hände, und ein stilles, glückliches Lächeln verklärte das gesuchte Antlitz des Chefs.

\* \* \*

„Wir haben Wein geschickt bekommen,“ sagte am Nachmittag Hochberg zu Gronau und dem Doktor, die zufällig zusammen in das Kaufhaus kamen. „Wollen Sie ihn mit uns prüfen?“

„Mit Vergnügen! Es erscheint mir gerade der passendste Augenblick dazu,“ erwiderte der Amtsrichter in das strahlende Gesicht des jungen Mannes blickend.

„Dann bitte ich die Herren mir zu folgen.“

Sie stiegen eine steinerne Treppe hinab, die vom Hof in die lustigen, gewölbten Kellerräume führte. Auf Holzböden lagen dicke Fässer, ein weiß- geschauerter Tisch, einige Schemel standen in der Nähe. Die beiden ließen sich nieder, Hochberg füllte ein Paar Gläser und hielt sie ihnen lächelnd hin.

„Orrr!“ machte der Amtsrichter, nachdem er vorsichtig prüfend einen Schluck genommen, „das ist Bauernwein; ausgezeichnet für Kirmes und Kindel- bier. Eine andere Sorte, bitte, aber lieber gleich die, welche der Alte selber trinkt. Er ist noch nicht angezapft? . . . Hollah he, den Hahn ins Faß!“ . . .

„Ah, guten Tag, Herr Lemcke!“ rief der Doktor dem die Treppe hinabsteigenden Hausherrn entgegen. „Sie finden uns in Ihrem Keller häuslich einge- richtet und höchst behaglich.“

„Freut mich, meine Herren, freut mich sehr!“ erwiderte er, vergnügt die Hände reibend. „Haben Sie hier noch Platz für mich? . . . Wie gefällt Ihnen dieser Wein?“ . . . Prüfend hielt er sein Glas an das Licht, ehe er es an die Lippen setzte.

Man lobte und probierte wieder.

„Nicht ganz mein Geschmack, noch nicht abge- lagert genug.“

„Ich habe da noch einen alten Jahrgang Rüdes- heimer Berg, den wollen wir heute mal probieren. Hochberg, Sie wissen wo er liegt.“

Mit steifer Feierlichkeit entforckte er dann selbst eine der mit Staub und Spinnweben überzogenen Flaschen; ein feiner Duft entströmte derselben beim Einschenken.

„Ah,“ sagte der Amtsrichter, roch an seinem Glase und schlürfte einen Schluck, „das ist etwas Vorzügliches — ein Goldwein, der Nibelungen echter Gort — wert, daß ihn Scheffel mit uns getrunken hätte.“

Der Alte lächelte geschmeichelt. Er war in einer Laune, wie keiner der Anwesenden sich entsann, den etwas steifen, zugeknöpften Mann je gesehen zu haben. Seine trodenen, treffenden Bemerkungen würzten die Unterhaltung und zeugten von scharfer Beobachtungs- gabe; er begann von seiner eigenen Jugendzeit, Anek- doten aus dem Städtchen zu erzählen, dazwischen animierte er zum Trinken und ging selbst mit gutem Beispiel voran. Einmal, inmitten der lebhaftesten Unterhaltung, legte er den Arm um Hochbergs Schulter und stellte ihn, mit vor Rührung bebender Stimme, als künftigen Schwiegersohn vor. Natürlich rief dies einen Sturm der Beglückwünschung hervor, bei dem die Gläser wieder gefüllt werden mußten und die Heiterkeit stieg.

Der Doktor begann ein Kommerslied anzustim- men: „Demoster Bursche zieh ich aus . . .“ Der Amts- richter, der alte Jenaer Corpsbursche brummte da- zwischen: „Der Hausberg und der Fenzigberg, sie stolpern und sie wackeln . . .“

„Nein, meine Herren, das ist nichts,“ unter- brach sie der alte Kaufmann, „wenn wir singen wollen, muß es etwas Ordentliches — ein Kernlied sein, wie es kein Schiller gedichtet. Was gehen uns die Schweizer an? Was haben wir mit der Jungfrau von Orleans zu thun? Die vaterländischen Gedichte, die lobe ich mir.“ Und er begann Lützows wilde Jagd anzu- stimmen.

„Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?

Hör's näher und näher wohl brausen.  
Es zieht sich herunter in düstern Reihen,  
Und gellende Hörner erschallen darcin,  
Und erfüllen die Seele mit Grausen.  
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt?“

Donnernd fielen die andern ein:

„Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.“

In der Schreibstube und im Laden horchten alle hoch auf. „Was ist denn das für 'ne wilde Jagd?“ fragten die Kunden erstaunt.

Und wieder erschallte es aus dem Kellerloch:

„Und von Enteln zu Enteln sei's gesagt,  
Das war Lützows wilde verwegene Jagd!“

Fips hinter dem Ladentisch und Fritz vorm Syrupsaß brummten leise mit.

Im Doktorhause wurde ein Fenster geöffnet, Hanna horchte hinaus. „Was ist das für ein Ge- sang?“ wandte sie sich an die neben ihr stehende Elisabeth.

„Die Herren probieren im Keller Wein, und der Vater singt sein Lieblingslied. Das thut er nur wenn er sehr vergnügt ist,“ sagte sie und setzte erötend hinzu: „Er hat sich sehr über unsere Verlobung gefreut.“

„Und ich mich auch, Sie liebe, liebe Elisabeth,“ erwiderte sie und umarmte das junge Mädchen. Nun kommen Sie aber, wir wollen es Suschen mitteilen. Wo ist sie nur? Sie muß ausgegangen sein, ich habe sie schon seit einer Stunde nicht gesehen. Kieke, wo ist das Fräulein?“ fragte sie gleich darauf in der Küche.

Dieselbe machte ein sonderbares Gesicht und brummte etwas, das Hanna nicht verstand.

„Wo?“ fragte sie.

Das Mädchen machte eine Bewegung nach dem Ende des Korridors, in dem eine schmale, von einem Schrank verdeckte Thür in die Galerie mündete.

Erstaunt folgte Hanna der Richtung und ging derselben nach; sie fand den Schrank ein wenig beiseite gerückt, soviel, daß eine Person bequem dahinterschlüpfen konnte.

„Lassen Sie uns hier bleiben, auf Suschen warten,“ bat Elisabeth ängstlich, Hanna am Kleide fassend.

„Nein, ich muß wissen, wozu und von wem dieser Schrank beiseite gerückt worden ist.“ Sie war sehr blaß.

Es dämmerte bereits; mit den Augen vermochte sie das Thürschloß nicht gleich zu finden und tastete umher. Aus der anstoßenden Galerie drang ein Geräusch wie flüsternde Stimmen und leise Tritte, als wenn jemand auf den Zehen fortschleicht. Hastig riß sie die Thüre auf und trat ein paar Stufen hinab. Eine dumpfe, feuchte Luft wehte ihr entgegen. Sie zögerte und horchte. Es herrschte ein Halbdunkel in der Galerie; durch die grünangelaufenen, mit Staub und Spinnweben überzogenen kleinen Scheiben vermochte das verblässende Tageslicht nur schwach zu dringen. Eine Fledermaus strich schattenhaft an ihr vorüber, in einer Ecke knisterte es.

„Ist jemand hier?“ fragte Hanna.

Alles still.

Sie ging ein paar Schritte weiter und suchte mit den Augen die Dunkelheit zu durchdringen; plötzlich fuhr sie zusammen und blieb erschrocken stehen: eine lange, weiße Gestalt streckte ihr drohend den Arm entgegen.

Da wurde auf dem entgegengesetzten Ende die Thür, welche in das Kaufhaus führte, geöffnet, Licht fiel ein, Gronau, der Doktor und Hochberg erschienen auf der Schwelle.

„Ah! Da haben wir ja das Gespenst!“ riefen sie lachend, „die Statue der Flora, herausgeputzt mit weißen Tüchern. Ausgezeichnet! Für neugierige und abergläubische Gemüter wirklich ein unheimlicher Anblick, dabei rasch gemacht und schnell wieder entfernt.“

„Wir wollen weiter suchen, vielleicht machen wir noch mehr interessante Entdeckungen,“ sagte der Amtsrichter spöttisch.

Da fiel sein Blick auf Hanna, die leichenblaß mit weitgeöffneten Augen nach einer Richtung starrte,

hinter ihr sah er Elisabeths, mit angstvoll stehendem Ausdruck auf sich gerichtetes Gesicht.

Im Moment begriff er alles; er wollte den andern winken zurückzubleiben, Hanna die Scene die sich jetzt notgedrungen entwickeln mußte, ersparen, aber es war zu spät.

Hinter der Statue hervor schlüpfte Suschen, und nach ihr erschien Schmidts lange Gestalt. Den Arm in den seinigen legend, sagte sie, sich halb zu Hanna, halb den andern zuwendend:

„Mein Verlobter.“

Sie war etwas atemlos, etwas rot, ihre Stimme ein wenig unsicher, aber ihr Lächeln harmlos, kindlich und süß wie immer.

Die Sache kam so schnell, so überraschend, die Anwesenden mußten nicht gleich etwas zu sagen und standen stumm da.

Schmidt riß an seinem blonden Bärtchen; ihm war die Situation, so sehr er die Thatsache herbeigesehnt, höchst unbehaglich. Suschen hatte ihn hingehalten, ihn schwächen lassen, dann und wann ein Stellbischein gewährt, aber die Entscheidung immer geschickt hinaus zu schieben gemußt, den ganzen Winter hindurch. Und er hatte es doch so eilig mit derselben, ehe es bekannt wurde, daß sein Onkel, als dessen Erbe er galt, sich verheiratet und ihm dabei angezeigt, daß er seine Hand ganz von ihm abziehen würde, wenn er sich nicht ernsthafter als bisher seinem Beruf widmete. Das war deutlich gesprochen, und er wußte, sein Onkel scherzte nicht. Er mußte sich unabhängig von demselben zu machen suchen — das hoffte er mit Suschens Gelde; selbst wenn die Summe im Augenblick nicht groß sein sollte, so war es für den Mann der Enkelin des reichen Moser nicht allzu schwierig, sich auf den Kredit hin ein Kapital zu verschaffen. Damit wollte er dann im Auslande ein eigenes Geschäft begründen. Aber immer wieder hatte die kleine Heye, wie er sie nannte, eine öffentliche Erklärung hinauszuschieben gemußt, mit ihm gespielt, wie die Kage mit der Maus, bis aus dem berechnenden Berehrer allmählich auch ein feuriger Liebhaber wurde, dessen Eifersucht sie stachelte, durch die kindlich tändelnde Weise, mit der sie Hochberg, ohne seine Zurückhaltung zu bemerken, bei allen Gelegenheiten bevorzugte.

Hätte er gesehen, wie sich die kleinen Mädchenhände dabei im stillen ballten, wie Thränen des Jornes nach solchen Gelegenheiten in den blauen Augen standen, seine Eifersucht würde noch größer gewesen sein. Liehte Suschen Hochberg? hatte sie sich spielend in ihn verliebt? Wer vermochte es bei diesem Chamäleonartigen Geschöpf zu ergründen? . . .

Gewiß aber war, daß sie sich nicht ganz zu beherrschen vermochte, als sie durch Schmidt von Hochbergs Verlobung mit Elisabeth erfuhr. Dabei hatte sie die Vorsichtsmaßregeln, die sie sonst beobachtete, wenn sie sich hier mit Schmidt traf, vergessen, die Thür unverschlossen gelassen. Das Gerücht, es spulte in der Galerie, machte beiden viel Scherz und sie suchten demselben durch allerhand Gaukelwerk stets neue Nahrung zu geben.

Hanna wandte sich stumm ab und ging hinaus.

Schmidt trat zum Doktor, dessen Auge finster auf Suschen ruhte, und bat ihn um eine Unterredung, Hochberg und Gronau versuchten eine Art Glückwunsch. Elisabeth, deren feinem Gefühl diese Scene überaus peinlich war, wollte den Arm um Suschens Schulter legen und sie mit sich ziehen, aber dieselbe warf ihr, zum ersten Mal aus der Rolle fallend, einen so zornig blizenden Blick zu und wandte ihr dann den Rücken, um Hanna zu folgen, daß sie erschrocken zurücktrat.

„Ernst, ich habe Dir viel abzubitten,“ sagte sie, als alle gegangen waren und die beiden noch einen Augenblick allein in der Galerie verweilten, „mehr als Du denkst.“ —

„Ich weiß,“ entgegnete er und schloß mit einem Kuß den holden Mädchenmund.

\* \* \*

Hanna lag in ihrem Schlafzimmer auf dem Sofa, ihre Wangen und Hände brannten fieberheiß und ein krankhaftes Zittern lief durch ihren Körper. Sie hatte die ganze Nacht geweint und konnte noch immer nicht ruhig werden — Suschens Benehmen kränkte sie zu tief. Ihre Treulosigkeit und Falschheit, ihr verfluchtes Spiel, die ganze vorhergehende, aufregende Zeit — alles vereinigte sich, um die nicht starke Gesundheit der jungen Frau ernstlich zu erschüttern. Immer und immer wieder, wenn sich ihr in letzter Zeit das Bewußtsein von dem wahren Charakter des reizenden Geschöpfes, an dem sie mit ganzem Herzen hing, aufdrängen wollte, hatte sie sich an den Gedanken geklammert, daß bei aller Oberflächlichkeit der Grundzug ihres Wesens warmes, hingebendes Empfinden, kindliche Offenheit sei. Sie vertraute ihr ebenso unbedingt, wie sie von deren Vertrauen überzeugt war. Wer ihr gesagt hätte, daß jedes von ihr gesprochene Wort durch Suschens Mund seinen Weg durch die Stadt machte, den würde sie als Verleumder von sich gewiesen haben. Und doch war dies der Fall, und der Grund dazu etwa nicht Bosheit, sondern einfach die Sucht sich möglichst interessant zu machen, dabei ins beste Licht zu stellen — Eitelkeit. Niemand war ihr der Gedanke gekommen, dieselbe könne sich für Schmidt interessieren, hatten sie sich zusammen doch oft genug über den steifen Jüngling, seine Fremdsüchtelei und geflissentlich zur Schau getragene Blasiertheit amüsiert. Und nun . . .

Hanna legte die Hand an die Stirn und stöhnte leise.

Besorgt beugte sich der Doktor über sie. Er fühlte, wie tief seine Frau litt und dies schmerzte

ihn; auf der andern Seite ärgerte er sich, daß ein niedliches Gesicht ihn hatte so fangen, täuschen können, und seine Eingenommenheit für Suschen verwandelte sich in Widerwillen. Er hatte ihrem Vater geschrieben und ihr geboten, ihre Sachen zu packen.

Mit Schmidt hatte er noch am selben Abend eine Unterredung gehabt. Dabei kam es zur Sprache, daß Suschen keine Erbin, sondern dereinst nur ein mäßiges Vermögen zu erwarten habe, da die Tochter des reichen Moser nur ihre Stiefmutter ist und jüngere Geschwister da sind.

Schmidt hatte seine Bestürzung bei dieser Eröffnung nicht zu verbergen vermocht. Am nächsten Morgen war er abgereist, ein Schreiben an Suschen zurücklassend. Was es enthielt, erfuhr niemand, denn sie verbrannte es zornbebend.

So viel stand aber fest, daß aus der in der Galerie veröffentlichten Verlobung niemals eine Hochzeit wurde.

Suschen reiste ab. Hinter ihr her erhob sich ein Gezißel und Geflüster, erst leise, dann immer lauter, bis es zu einem allgemeinen Entrüstungsschrei wurde, in dem sich alle Feindinnen wieder vertrugen, und nun die Quelle aller Zwistigkeiten, aller Klatschereien auf Suschen zurückführten. Hatte man früher nicht genug reizende Eigenschaften an ihr entdecken können, so überbot man sich jetzt im Auffinden von schlechten und ging darin, wie oft im Leben, auch wieder zu weit.

„Warum sucht Ihr sie jetzt herab zu setzen, da Ihr sie einst in den Himmel erhoben?“ sagte eines Tages im Herrenkreise der Amtsrichter ungeduldig. „Schlecht war sie nicht, nur oberflächlich und eitel, daraus entsprang alles andere, — und Ihr waret es, die sie in diesen Fehlern bestärkten, denn Ihr hulbigtet denselben.“

Hanna war lange krank gewesen und erholte sich nur langsam.

Wetterwendisch wie Apriltage ist der Menschen Gunst. Eine andere Windrichtung und nach den schwersten Regenschauern scheint die Sonne wieder.

Der angefeindeten, verleumdeten jungen Frau wurden jetzt von allen Seiten Aufmerksamkeiten und Freundschaftsbeweise entgegen gebracht. Aber dieselben fanden nur ganz allmählich Eingang in das tiefvermündete Gemüt der Leidenden; auch wurde sie denselben bald entzogen, da ihr Mann einen Ruf in eine größere Stadt erhielt.

Elisabeths und Hochbergs Hochzeit feierten beide jedoch noch mit.



# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## Dämmerstimmung.

Schleier, wie sie die Spinne webt,  
Stommen dahergeschwebt  
An die kahle rissige Mauer.  
Wie ist aller Glanz von kurzer Dauer!

Feucht und feuchend hasten die Stürme  
Nordher in freudloser Ungeduld;  
Finster nachtet's im Osten, als können  
Nie, niemals wieder Sonnen entbrennen;  
Und der Westen, wo Dächer und Türme,  
Luftig von zitterndem Glanz umstrahlt,  
Sonst der Abend auf Gold gemalt,  
Hüllt seine Stirne in Scham und Schuld.  
Weiß er das graue Weh des Lebens?  
Schämt sich, vergebens  
Zu lügen ein gleichendes Freudenkleid  
Für soviel Leid,  
Zerstörung und Trauer?

Schleier, wie sie die Spinne webt,  
Sind davongeschwebt  
Von der kahlen rissigen Mauer:  
Zufall'segen,  
Mag er sie heben,  
Mag er sie treiben,  
Gleichgültig, wo sie hängen bleiben!

Kory Lowsta.

## Ueber Goethes Wahlverwandtschaften.

Von H. Grafen Schaf.

I.

Man hat die „Wahlverwandtschaften“, eines der größten Kunstwerke deutscher Litteratur, ein unmoralisches Buch genannt, welsch schneidenden Tadel selbst bedachte Männer, nicht etwa allein Moralisten von Berufs wegen ausgesprochen haben und ihm dadurch Gewicht gaben. Der Sache näher zu treten wird demnach nicht überflüssig erscheinen, ist es auch nicht möglich auf wenigen Seiten einen ausführlichen Gegenbeweis zu führen, den die unermessliche Goethelitteratur zudem wohl bereits gebracht haben mag. Nicht den Streit an sich wollen wir schlichten, sondern unseren besonderen Standpunkt nehmen, ihn zu betrachten: die Schönheit des Werkes und die Stärke des Tadel's fordern gleichmäßig dazu auf.

Zunächst, wer etwas unmoralisch nennt, muß sagen können, was das Wort ihm bedeutet, denn andernfalls giebt es einen ganz unnützen Streit; damit das Urtheil nicht ins Trübe falle, muß der Austrag über die Bedeutung des Wortes dem Streit vorausgeschickt werden. Nicht die Hitze, sondern einzig ein vorurtheilsfreies Ringen nach Einsicht abelt den Kampf der Meinungen. Wenngleich das Recht des Tadel's der Kritik unberäuerlich bleibt, soll sie doch bedenken, daß, wenn es sich um die Besten handelt, Vorsicht

und Mäßigung schicklich sind. Ein seltener Schriftsteller ist ein Vorbild seiner Nation, eine verkürzte und trotzdem klare Aussprache ihres eigensten Wesens. Werfet auf einen St oß ebne Schmutz, gerechter- oder ungerechterweise, es hat wenig zu bedeuten; wer hingegen einen Goethe ohne Grund befleckt, befleckt sich selbst; ein phrasenhaftes Lob sogar ist eine Erniedrigung seines Gedächtnisses.

Nun aber scheinen mir die streitenden Parteien das Wort Moral nicht eben besonders deutlich zu denken. Vielleicht gelingt es mir, mehr Licht zu geben: man soll unermüßlich Begriffe hellen. Allerdings ist dies eine Arbeit wie das Säen und Ernten auf dem Felde, im Wechsel der Zeiten und Generationen stets zu erneuern. Solchem Mühsal eines scheinbar vergeblichen Schaffens unterwirft sich der Mensch wohl um sein Leben zu fristen, aber nicht so leicht, den freien Geist mit Speise zu versehen. Indessen meine Leser sind geistreich und bedürfen kräftiger Speise für ihren Geist.

Jedes Urtheil darf eine Handlung heißen — was ich hier nicht weiter begründe — und jede Handlung erfolgt aus Willen oder Gefühlen: demnach es Kopf und Herz verknüpft. Indessen es fragt das Herz mehr nach den Gefühlen, der Kopf mehr nach dem Gesetz, nach dem Gesetz der Gesellschaft, des Staates, der Kirche. Darum zerfällt eine Handlung sozusagen in Seele (Gefühl) und Leib (Erfcheinung im Raume), und können beide unmoralisch heißen. Das Herz wird es vorzüglich entscheiden, ob ihre Seele, das Gesetz, ob ihr Leib unmoralisch seien. Man könnte, ohne Unsinn zu reden, die Handlung Gefühle nennen, sichtbar geworden im Raume vor dem Auge der Menschen: erscheinen doch Gefühle bedinglich vor dem Einzelbewußtsein, während die Handlung ein Teil der allerseits wahrgenommenen Erfcheinung im Raume ist. Wäre ich mir nicht meiner Gefühle bewußt, ich würde nicht ahnen, daß Menschen und Tiere aus Willen handeln, die Handlung überhaupt gar nicht verstehen. Da man demnach von den Gefühlen Fremder nur mittelbar weiß, irrt man leicht in der Beurteilung derselben und mißversteht häufig das Handeln der Menschen. Der Dichter jagt:

Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort,  
Das schwer sich handhabt wie des Messers Schneide;  
Aus ihrem heißen Kopfe nimmt sie Text  
Der Dinge Maß, die nur sich selber richten.  
Gleich heißt ihr alles schändlich oder würdig . . .

Gingegen in einem Roman, wo man Gefühl und Handlung im Zusammenhange erkennt und richten darf, zumal an einem Meisterstück von Charakterzeichnung, wird sich das Urtheil auf einen Punkt setzen können. Ich halte nun die Wahlverwandtschaften für eine schwer verdauliche Speise, Kindermägen zu verbieten, aber eine köstliche, giftfreie Speise für den Starken; und Grillparzer hat recht, daß nur der gereifte Mann dieselbe verstehen mag. Da aber nicht alle Menschen im Stande der Unschuld verharrten, wird es wohl dem Schriftsteller erlaubt sein, auch solche Dinge zu schreiben. Es käme nur darauf an, ob mit edlem Sinn oder mit gemeinem. Was auf schwächliche Geister, eben aus seiner Kraft, schädigend wirkt, ist deshalb noch nicht unsittlich. Geniehet es doch nicht, oder werfet es aus! Wirf es aus,

Jean Paul, wenn Du meinst, daß ein vollzogener Ehebruch weniger unmoralisch sei als ein geplantes! Der Kampf des Bösen und Guten ist stets weniger unmoralisch als die böse That, die ja den Sieg des Gemeinen bezeichnet. Solcher Seelenzweipalt kann sich ohne Neue zum Guten wenden, die vollzogene Schlechtthat niemals. Wir beten wohl: führe uns nicht in Versuchung! jedoch wer nicht in Versuchung gestanden, wird die Krone des ewigen Lebens nicht davontragen. Goethe schildert uns die Versuchung und zeigt, wie man siegt und unterliegt. In Wahrheit giebt es gar keine unsittlichen Stoffe, sondern lediglich eine unsittliche Behandlung solcher. Man darf also nicht, wie Lewes will, fragen: ist ein Stoff zuzulassen? sondern: war seine Behandlung würdig und natürlich? Jene allein haben recht, für welche die Situation in den Wahlverwandtschaften „eine furchtbare Wahrheit hat; für die ist sie tragisch, aber keineswegs unsittlich.“

Wer Romane nur liest, um etwa auf Langeweile Jagd zu machen und sie zu töten, mag überhaupt den ganzen Goethe beiseite legen und nichts von ihm lesen, um sich nicht ihm gegenüber schließlich selbstgefällig als Moralist aufzuspielen. Dem Meinen ist alles rein, dem Unreinen ist Goethe unrein. Wollet euch doch nicht an Romanen, die geschrieben wurden, um wie die Natur zu sein, wollet euch vielmehr an dieser selbst, d. h. im eigenen Gemüte bessern.

Zunächst bedente man, daß es zwei Gefühlsströmungen in unjerer Brust giebt, die selbstlose und die selbstsüchtige. Natürlich läßt sich nur die erste beseden, denn sie ist edel, nicht die zweite, denn sie ist unedel, darum ich hier, wo ich von Beseden spreche, kurz sage: es ist dem Menschen die zwiefache Pflicht auferlegt, weder gegen das Gefühl noch gegen das Gesetz zu verstoßen. Einerseits hat das Herz seine Rechte, andererseits das Gesetz als Gesellschaft, Staat und Kirche. Nun geraten beide oft genug in Widerspruch, was aber nicht unmoralisch, sondern tragisch ist; auch alsdann, wenn es ein Schriftsteller aufzeigt, der uns nicht sympathisch ist. Ich bin überzeugt, daß Goethe nicht unmoralisches, wohl aber Tragisches zu schreiben wähnte, und daß er aus innerer Überzeugung also schrieb, nicht den Beifall der Menge zu haben: denn was Eduard leidet, hatte er selbst kurz vorher gelitten und überwunden. Immerhin wird die Gesellschaft die von ihr errichteten staatlichen und kirchlichen Schranken für unverleglich, ja heilig ansprechen, schon den bloßen Gedanken an ihre Verschiebung als eine Blasphemie nehmen, wohingegen das verlangende Herz für seine Gefühle volle Freiheit, mithin Ungebundenheit fordert. Die Gesellschaft möchte Vorurteile der zeitlichen Meinung zu ewigen Dogmen stampeln und fragt: „Was schickt sich?“ wohingegen das Herz spricht: „Ich bin mein Herr und Richter!“

Dermaßen stoßen ewig zusammen Leidenschaft und Gebundenheit: indessen nur eine richtig gebundene Leidenschaft ist Freiheit.

Man fühlt, daß das Gewissen nicht alles, was das Gesetz zuläßt, guthießt, nicht, was es verpönt, immer verabscheut; man sieht es zugleich ein, daß die ungefälschte Stimme des Gewissens nur aus dem eigenen Gemüte spricht, niemals aus Gesetzen und gesellschaftlichen Abstraktionen. Indem der einzelne sich dem Gesetze fügt, entsteht Gebundenheit des Ganzen und dadurch Sicherheit vor den Maßlosigkeiten menschlicher Leidenschaften. Es stellt sich ein gemachtes Gewissen heraus aus der Gewohnheit des Gesetzes und

streitet zunächst wider die üblen Triebe des Herzens, zuletzt aber auch wider das naive und angeborene Gewissen. Aus diesem Gesichtspunkte nennt Schiller den Menschen schlecht und die Gewohnheit seine Anner, während doch just die Gewohnheit mit den unvermeidlichen Härten des Lebens ansöhnt. Wer allein das Gesetz ins Auge faßt, urteilt nicht über das Gefühl des individuellen Menschen, höchstens über seine That der äußeren Form nach. Der Urteiler hat alsdann den Satz vergessen: „Wenn zwei Personen dasselbe thun, so thun sie nicht dasselbe.“

(Schluß folgt.)

### In der Krankheit.

Tiefste Ruh im Krankenzimmer,  
Nur die Uhr tickt ernst und laut,  
Und des Abendrotes Schimmer  
Grüßt durchs Fenster still und traut.

Meine Mutter lehnt am Lager,  
Fromm gefaltet Hand in Hand;  
Ihr Gesicht ist bleich und hager,  
Himmelwärts ihr Blick gewandt.

Leise schwebt die Nacht hernieder  
Mit gesenktem Flügel Schlag . . .  
Ob ich wohl die wunden Glieder  
Morgen früh noch regen mag?

Hermann Schilling.

### Briefe aus London.

Von Carola Blader.

II.

Miß Octavia Hill erzählt von dem Leben in einem „Court“ in Marblebone, zu dessen Eigentümerin und Bewohnerin sie sich machte, zu dem Zweck eines engen Verkehrs mit den armen Bewohnern.\*) Ich gebe die Beschreibung in ihren eigenen Worten: „A row of cottages facing a bit of desolate ground, occupied with dilapidated sheds, manure heaps, old timber and rubbish of every description. The houses were in a most deplorable condition — the plasters was dropping from the walls; on one staircase a pail was placed to catch the rain that fell through the roof. All the staircases were perfectly dark; the banisters were gone, having been burnt as firewood. The grates were falling forward into the rooms, etc.“) Der frühere Eigentümer, ein kleiner Gewerbsmann, besaß nicht das nötige Kapital zur Herrichtung und verlor durch Nichtzahlung der Miete den größten Teil seiner Zinsen. Dabei sind diese Armen rücksichtslose Zerstörer; — von 192 Fensterscheiben fand Miß Hill nur acht unzerbrochen, in den andern steckten viele Jahre alte Lumpen. — Der Schmutz ist ihnen

\*) „Homes of the London Poor.“

\*\*) Eine Reihe von Häusern, gegenüberliegend ein Stückchen verwahrlohter Baugrund, der von verfallenen Hütten, Düngerhaufen, altem Bauholz und Unrat verschiedenster Art besetzt ist; die Häuser waren in allerhöchster Verfassung: der Mörtel von den Wänden herabrieselnd; auf einem Treppenspur ein Eimer, der den Regen auffangen sollte, der durch das Dach fiel; die Treppengeländer verschwunden, sie hatten als Brennholz gedient — und die Gitterthüren fielen nach vorwärts in die Zimmer hinein.

gleichgültig und in ihrem einen Zimmer wird nicht nur gekocht, gewaschen, gearbeitet, geschlafen, sondern manchmal ist man auch krank darin und stirbt. Miß Hill fand es nicht leicht, den Leuten bessere Ideen beizubringen, und man versicherte sie, daß ihre Verbesserungen in kürzester Zeit wieder zu nichte gemacht würden. Aber durch geduldigen Einfluß fand nach und nach auch Ordnung und Reinlichkeit Eingang und mit ihnen die natürliche Folge: eine größere Ordnung im Leben der Leute selbst. Durch eine gerechte Festigkeit erlangte sie sogar ein regelmäßiges Zahlen der Miete, und mit der daraus entspringenden Selbstachtung wuchs den Familien auch wieder der Mut sich hinaufzuarbeiten. Amosen gab Miß Hill nie, sondern Darlehen in harten Zeiten, die pünktlich zurückbezahlt wurden, und Arbeit und Rat und moralischen Haß. Mit andern Worten, sie erzog ihre Kolonie, und in solchem Erziehen liegt das Geheimnis der wahren Wohlthätigkeit.

Die Anhänglichkeit der Armen auch an ein elendes Heim ist oft rührend. Miß Hill erzählt von einer Frau, die während einer Reise von Jahren ein unterirdisches Zimmer bewohnte. Matten und Mäuse zernagten den Boden, der Rauch des schlechten Kamins schwärzte die Wände, die Feuchtigkeit löste die Tapete ab, durch große Öffnungen in der Decke drang der Regen ein. Der kleine Raum aber war trotz alledem ein Muster von Keinslichkeit und freundlicher Ordnung. Täglich nahm die Bewohnerin den Kampf auf mit der Verfall und machte gut, was unter ihr gelitten hatte; allwöchentlich klebte sie die Tapete wieder an, ja, die Lumpen, welche die Löcher in der Decke zuhielten, waren sorgfältig mit der Scheere zurechtgeschnitten. Als Miß Hill ihr ein besseres Zimmer anbot, schlug sie es ab! Auch ein halbblindes Mädchen, welches durch Nähen von Matrosenanzügen ihren Unterhalt verdiente, fand in ihrem Zimmer ihr Lebensglück, denn vom frühen Mittag bis zu ihrem Untergang schien die Sonne hinein. Doch die Miete war teuer, und Miß Hill bot ihr ein gleich gutes Zimmer an für geringeren Preis — aber weniger sonnig gelegen. Lange zögerte das Mädchen und angstvoll seufzte sie in ihrer Unschlüssigkeit: „Sehen Sie Miß, it's between viel pence and the sun!“

Eine andere Episode aus dem Armenleben der Großstadt ergriff mich, als ich sie hörte. In einem engen, von hohen Häusern umschlossenen Hofe stand ein Lindenbaum. Anstatt sich auszubreiten, wuchsen seine Äste aufwärts gerichtet um das Licht zu erreichen; seine Blätter kamen spät, wenn draußen längst schon alles grünte, sie waren spärlich und klein, von schwärzlichem Aussehen, und lange eh' der Herbst sie vergoldete, fielen sie vertrocknet ab. Der Stamm war kahl bis an die zweite Fensterreihe der Häuser, schwarz von Rauch und Staub; zwischen seinen Wurzeln lagen Scherben und anderer Urat, und der Regen konnte schwer an sie gelangen. Doch der Baum fristete sein Leben und die armen Leute, die den Hof bewohnten, stellten ihre Stühle unter ihn, wenn sie des Abends rasteten. Wenn seine höchsten Zweige in warmem Schein erglänzten, so wußten sie, daß die Sonne schien; wenn zwischen ihnen die Spasen ihr Gezirpe begannen, so war's ein Zeichen, daß der Frühling nahte. Jahraus, jahrein saß an ihrem Fenster eine gelähmte Frau und schaute in den Hof. Gewiß, der Hof war düster — aber wir haben ja den Baum! Und als man ihr eine sonnig helle Wohnung bot, da schlug sie sie ab, denn sie konnte sich nicht trennen von dem Baum! Aber ein

großes Unglück kam und trieb sie fort aus ihrem Heim. Ergeben trug sie es; als sie aber den Hof verließ, da brach beinahe ihr armes Herz, und ihr letztes Schluchzen galt dem Baum!

Die Wohlthätigkeit hat diese Liebe der Armen zu ihrem Heim erkannt und sucht durch Pensionen es ihnen im Alter zu bewahren.

Mrs. Thackeray Mitche, in einer kleinen Schrift zu Gunsten des Pensionsfonds für die Armen in Tower Hamlets, beschreibt auf ihre reizvolle Weise einige dieser Däse des friedlichen Alters: der kleine, niedere Wohnraum, der zugleich als Küche dient, mit dem sorgfältig gestickten Stück Teppich, das den Ziegelboden deckt, dem Generationen alten Möbel so blank poliert, welches die Familienandenken und die kleinen Kostbarkeiten trägt, dem Kaminsims mit dem glänzenden Geschir geziert. Am Feuer, das unter der sorglich zusammengekehrten Nische freundlich glimmt, sitzt in seinem Lehnstuhl ein alter Mann. Er ist voll Leiden und Gebrechen und einsam in der Welt. Aber dankbar liegen die schwachen Hände auf den Knien gefaltet, während ein Sonnenstrahl durch das kleine Fenster fällt, zwischen weißen Vorhängen und blühenden Geranien.

Der heimatlose Arme kann gegen die Entrichtung einer bestimmten Arbeit in der Gemeindegaststube „Workhouse“ für die Nacht ein Unterkommen finden, oder er sucht es in einem der Nightrufuges der Wohlthätigkeit. Doch unzählige schlafen aus Hilflosigkeit oder Wahl unter Brücken und Eisenbahnviadukten, zwischen dem Gerümpel abgerissener Gebäude, in entlegenen Höfen oder unbewohnten Häusern, auf den Bänken des Embankments oder den Treppen von Covent Garden Market. Besitzt der Heimatlose drei oder vier Pence, so geht er in eines der Common Lodginghouses, deren schlimmste in der Gegend von Westminster sind. Es finden sich da zusammen die Heruntergekommenen jeder Art, vom früheren Gentleman, der durch Spielen, Trinken und die ganze Tonleiter der Laster bis zu dieser Tiefe gesunken ist, vom unbekanntem Genie, was nie hinaufgekommen ist, aber immer noch an sich selber und seine hohe Sendung glaubt, bis zu dem Krüppel, der jetzt in großem Wehagen sein hölzernes Bein ablegt, seinen eingebundenen Arm befreit und im vollen Besitze seiner Glieder am gemeinsamen Feuer sein Abendessen kocht. Es kommt dorthin der erschöpfte Arbeiter, der den ganzen Tag vergebens nach einem Verdienste gesucht hat und jetzt sein Handwerkszeug verpfändete für ein paar Stunden Schlaf. Er brüht still in einer Ecke und gedenkt mit Ingrimm an die schönen Versprechungen der Sozialisten, die noch zu nichts geführt haben, und die doch seine einzige Hoffnung sind; während zwei Bettler ihre reiche Einnahme zählen und bei der Teilung in graufigen Streit geraten. Der Besitzer des Lodginghouses droht mit der Polizei, was einen blassen Menschen mit schielenden Augen, in hochzugeknöpftem Rock veranlaßt, kaltblütig seine Einbrecherinstrumente zu sich zu stecken. Eine Frau kommt herein mit roten Augen, die früher wohl geweint, noch früher auch mit Lust geblickt hatten. Sie ist noch jung, aber ihr Gesicht ist hohl und abgezehrt; ein trockener Husten schüttelt sie, sowie ein innerer Frost — wohl auch das Todesnahe. Heute findet sie noch Aufnahme, morgen wohl nicht mehr; da muß sie sich ihr Unterkommen in einem Spital suchen, denn Sterbende kann man hier nicht brauchen. Das ist das Ende des Lebens auf der Straße.

Die Schlafräume mit den kahlen Lagerstätten, die mit



Betten nichts gemein haben, sind im oberen Stockwerk; Frauen und Kinder von den Männern getrennt. In Häusern aber, die der besonderen Überwachung der Polizei entgehen, ist keine Teilung der Geschlechter, und in vielen anderen giebt es auch Räume für „couples“.

Auch im Alter sein Leben dort zu beschließen hat der Arme auf das Workhouse ein Recht. Die Existenzbedingungen sind ihm jedoch wenig verlockend, und die anständigen Armen betrachten es mehr oder minder als Entehrung. „Nothing is left for me but the workhouse,“ war der Ausdruck des letzten Grades von Hoffnungslosigkeit einer alten Putzfrau, die unfähig länger ihre Arbeit zu thun, mich bat, sie für den halben Preis, 1 Schilling per Tag, zu behalten. Und in ihrem Falle handelte es sich nicht um die unvermeidliche, so bittere Trennung eines alten Ehepaares, denn sie stand allein, und selbst ihre Möbel waren längst verpfändet oder verkauft. Ich habe aber eine kaum minder große Abneigung bei einem oder dem anderen auch gegen den Eintritt in ein Arms House oder sonst ein Home der Wohlthätigkeit gefunden. Es kostete mich einmal Jahre des Einstusses um eine kranke, alte Frau dazu zu bewegen. Selbst in ihrem elenden Bett, mit keiner besseren Pflege als den gelegentlichen Dienstleistungen einer Nachbarin, ohne die für ihren Zustand hinreichende Nahrung, war ihr dieser Nest von Freiheit in ihrem Leben kostbarer als liebevolle Pflege und Sorglosigkeit.

Die Charaktereigenschaften der Armen zu erkennen, ist sehr schwer, denn unter so wenig normalen Lebensbedingungen ist ihre Entwicklung nicht frei und naturgemäß. Die Armen sind gegen uns leicht verschlossen, denn sie fühlen sich nicht verstanden. Wir sind zu streng in der Beurteilung ihrer Fehler und andererseits wieder zu sentimental. „Improvvidence“ ist ein Hauptfehler des Londoner Armen: er ist kein guter Haushälter. Geht es ihm schlecht, so verfällt er leicht in Apathie; geht es ihm gut, so kommt der Leichtsinns fast als unvermeidliche Rückwirkung, und er läßt es sich wohl sein ohne der Zukunft zu denken. Ersparnisse zu machen für das Alter ist für ihn wirklich kaum möglich, es ist aber sogar selten, daß er nur den Hauszins zurücklegt für die arbeitslosen Wochen. Wer jedoch einmal versucht hat, die Einnahmen und Ausgaben einer armen Familie mit der genauesten Berechnung und der äußersten Begrenzung des Notwendigen in Übereinstimmung zu bringen, der wird bei der nahezu hoffnungslosen Aufgabe begriffen haben, wie der Arme dazu kommt, keinen Plan in sein materielles Leben zu bringen, sondern in Gottes Namen weiterzumachen, so gut es eben geht. Die Wohlfahrt einer Familie hängt beinahe ganz von der Frau ab, und es giebt der tüchtigen, ja heroischen Frauen unter den armen Massen, Gott sei Dank, viele. Wie wir selbst, verdanken auch sie ihre moralischen Eigenschaften und ihre praktischen Kenntnisse einer guten Erziehung. In den meisten Fällen sind dieselben auf die Erziehung zurückzuführen, welche sie im Dienste einer um- und einsichtsvollen Herrin empfangen. Ich wollte, ich dürfte aus meiner langjährigen Erfahrung allen Hausfrauen zurufen: laßt Euch Euer mühseliges Amt nicht verdrängen! Indem Ihr glaubt nur für das eigene Heim zu sorgen, erfüllt Ihr einen civilisatorischen Beruf! Gerade die ungeschickten, unwissenden, unbegabten Dienstmädchen, die unser Leben oft verbittern, bedürfen unserer am meisten. Durch uns können sie zu braven, nützlichen Frauen werden: die Gründerinnen eines reinen, berechelnden Familienlebens.

Die Durchschnittsarbeiterfrau kann so gut wie gar nicht kochen, sie gewinnt deshalb aus dem gegebenen Material nicht seinen vollen Nahrungswert; und indem auch der Geschmack unbefriedigt bleibt, wird das Verlangen nach Branntwein erhöht. Sie versteht aber auch nicht einzukaufen und zahlt für ihre Lebensmittel einen höheren Preis als ich es thue, wegen der winzig kleinen Quantitäten, die sie kauft. Auf meine Frage, warum sie nicht die Bedürfnisse für mehrere Tage anschaffe, antwortete mir eine Frau, das ginge deshalb nicht, weil dann der ganze Vorrat gleich am ersten Tag verzehrt würde. Dies zeigt den Mangel an Disziplin im Armen, der heldenmüthig den Hunger erträgt, wenn es sein muß, der sich aber nichts versagen kann aus freiem Willen und aus Vernunft. Es ist schwer ihm seine Irrtümer begreiflich zu machen, denn er ist in seinen Gewohnheiten der konservativste der Menschen. Als vor mehreren Jahren in einigen armen Stadtteilen Märkte errichtet wurden (wie z. B. der von der Lady Purdett Coutts), waren die Leute zuerst nicht dazu zu bringen, ihre Einkäufe dort zu machen; und auch jetzt nehmen sie am liebsten die teure, schlechte Ware, welche die „Kostermongers“ auf ihren Karren vor die Häuser bringen. Nur am Samstag Abend kommen sie auf die improvisierten Märkte, die längs der Straße aus einer Reihe von Tischen, Karren, Tonnen und Brettern hergerichtet sind, und wo das elendeste Zeug und die unappetitlichsten Fleischwaren feilgeboten werden, unter vielem Geschrei und einer maßlosen Verschwendung wildflackernden Gases. Wie für das Kochen, fehlt der armen Frau auch meistens für das Nähen der Sinn. Die Kleidungsstücke werden nicht bei Zeiten ausgebessert, Löcher werden als solche gelassen, und so braucht sie und ihr Mann wohl doppelt so oft neue Kleider als Leute derselben Lebenslage in Deutschland. Dabei legt man hier größeren Wert auf den Anzug als wie dort, und bei den Mädchen wird die Neigung zum Pug zum großen Verderben. Die Kleiderfrage der Armen blieb mir lange ein Geheimnis. Ich besuchte zuweilen eine Familie, die in zwei Zimmern lebte: das eine enthielt nichts als einen dreibeinigen Tisch und zwei Stühle, auf die man sich nicht zu setzen wagte, der Boden war von ausgetretenen Waffsteinen. Das andere war ein schwarzes Loch mit ein paar unbeschreiblichen Matragen; es galt auch als Küche, aber von Kochgerätschaften sah ich nichts. Wenn aber die Frau dieses Hauses zu mir kam, um irgend eine traurige Geschichte zu erzählen, so war sie so gut gekleidet, daß ich Mühe hatte sie zu erkennen. Einer anderen hatte ich einmal einen warmen Shawl geschenkt, denn sie hatte nichts anzuziehen, „nothing to wear.“ Aber zu meinem Erstaunen trug sie ihn nicht und froh so erbärmlich wie zuvor. Eine verständliche Erklärung konnte ich nicht erlangen. Eines Sonntags jedoch begrüßte sie mich nach der Kirche, stolz in ihrem Shawl, und ich nahm an, daß sie ihn eben nur für feierliche Gelegenheiten benutzen wollte, „for best.“ Am folgenden Sonntag jedoch trug sie ihn wieder nicht, aber er bedeckte behaglich die Schultern einer anderen Frau! Die Sache verhält sich so: Was diese Armen Anständiges besitzen wandert ins Pfandhaus (zum Pawnbroker), so auch ihre Kleidungsstücke. Wenn sie dieselben brauchen, so holen sie sie wieder, und auf diese Weise ist die Kleidung nicht ein Besitz, sondern eine laufende Ausgabe. Außerdem besteht unter ihnen ein großer Atonnismus, und dieser erklärt meinen zweiten Fall. Ein Ergebnis der schrecklich unregelmäßigen Wirtschaften, liegt in ihm aber doch etwas Nührendes, und er bestätigt zum Teil den

Sag, daß der Arme der beste Freund des Armen ist. — Mr. Charles Booth \*) (nicht zu verwechseln mit dem „General“ der Heilsarmee) zeigt die Londoner Armen auch von einer anderen Seite. Unerkannt als gewöhnlicher Arbeiter lebte er während längerer Zeit in der Mieth bei einer sehr armen Familie, um sich mit dem Leben einer solchen vertraut zu machen. Und er erzählt die folgenden in ihrer Trockenheit ergreifenden Thatfachen: der Vater, eben aus dem Spital entlassen und schwach, ist ein gelegentlicher Arbeiter in den Dock, ein Sohn von 18 Jahren verdient 8 Marf in der Woche; die übrigen Kinder sind zwei kleine Mädchen von 6 und 8 Jahren, die Mutter ist auszehrend. Vater und Sohn haben ihr Mittagessen auswärts, da wo sie arbeiten, wofür der Sohn sich 2 Pence erlaubt. Von dem Pfarrer wird wöchentlich zwei- bis dreimal Suppe geschickt, Fleisch wird keines gekauft, außer für den Sonntag: 3 Pfund zu 4 Pence.\*\*) Außer der geschenkten Suppe besteht die Nahrung zu Hause aus Brot, Margarin, Thee und Zucker, die Quantitäten sind ziemlich reichlich; die Kocherei ist die primitivste, aber die Sparfamkeit die alleräußerste, und die Preise der Nahrungsmittel die allerniedrigsten. Die Feuerung kostet in fünf Wochen 10 Schilling 4 Pence (10 Mk. 33), was hoch ist, aber wegen der schwachen Gesundheit der Eltern gut ausgegebenes Geld. Die Mahlzeiten kommen ungefähr auf einen Penny (etwas mehr als acht Pfennig) die Person, die zwei kleinen Mädchen als eine gerechnet. Diese Familie bewohnt zwei Räume zu 17 Mk. im Monat: ein Schlafzimmer für die Eltern und die zwei Kinder und Wohnzimmer und Küche vereinigt, wo auch der Sohn schläft, keiner derselben ist größer als zehn englische Fuß im Quadrat, und dabei herrscht die vollkommenste Ordnung und Reinlichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

### Traum.

Der Himmel wirft der Erde um  
Ein nebelweißes Nachtgewand,  
Der Strom des Lebens rieselt stumm  
Durch schlafumarmte, träumende Land.

Durch schlafumarmte, träumende Land  
Schleicht der Sterne wacher Geist,  
Um der Wasserrosen Rand  
Milch sein schneieiger Flügel kreist.

Die Seele steigt im weißen Licht  
Über der Erde kaltes Muß —  
Sie haucht auf Gottes Angesicht  
Einen heißen, glühenden Kuß.

Franz Evers.

### Neue Dramen.

Vesprochen von Otto Kraß.

Während das Lustspiel immer mit Vorliebe reine Stoffe aus der Gegenwart schöpft, entnahm das ernste Schauspiel von Anfang an seine Helden gerne der Vergangenheit, der

\*) Pauperism and the Endowment of old age.

\*\*) Fleisch bester Qualität kostet von 9 Pence bis 1 Schilling das Pfund und höher.

Geschichte. Diese Wahl ist nicht zufällig. Sie ergibt sich aus der unterscheidenden Wesenheit beider Gattungen. Um die Darstellung menschlicher Innatur und Thorheit überzeugend und wahr zu gestalten, braucht der komische Dichter alle jene kleinen unscheinbaren Züge der Wirklichkeit, alle die verblüffenden Einzelheiten, die uns im täglichen Leben überraschen und welche die Geschichte so selten als wahre oder falsche Anekdoten aufbewahrt und bewahren kann. In weiser Erkenntnis ihrer Kunst ließen daher die Größten unter ihnen wie Aristophanes und Molière ihre typischen Charaktere aus dem Boden ihrer Zeit herauswachsen. Die Tragödie welche mehr auf das Herz, als auf den Verstand wirken will, stellt andere Forderungen an den Dichter, als ihre Schwester, die Komödie. Sie arbeitet mit Gefühlen und Leidenschaften, mit Konflikten und Kämpfen, die in ihrer Bethätigung unänderlicher sind als die wechselnden Trachten, in die sich Verkehrtheit und Nartheit kleiden. So mag der tragische Dichter unabhängiger von den Sitten und Gebräuchen einer vergangenen Epoche schaffen können, wenn die Handlung nur folgerichtig, wenn der Konflikt nur menschlich, wenn die Menschen selbst nur wahr sind. Die historische Posse ist ein schönes Ding, wenn sie sich dem künstlerischen Prinzip unterordnet. Aber wehe, wenn sie selbst zum herrschenden Prinzip wird! — Der dramatische Dichter ist kein Geschichtschreiber;“ sagt der klare Lessing, (Hamb. Dram. 11. Stück) „er erzählt nicht, was man ehemals geglaubt, daß es geschehen, sondern er läßt es vor unseren Augen nochmals geschehen; und läßt es nochmals geschehen, nicht der blassen historischen Wahrheit wegen, sondern in einer ganz anderen und höheren Absicht; die historische Wahrheit ist nicht ein Zweck, sondern nur das Mittel zum Zweck.“ — Und dieser Zweck ist die dichterische Wahrheit. Das vergessen unsere Dichter allzu oft, wenn sie die Geschichte dramatisieren wollen. In jedem Deutschen steckt ein kleiner Professor, der sich an dem schaffenden Künstler rächt. Ich kenne kein anderes Beispiel als den einzigen Lessing, in dem sich der Dichter und der Gelehrte zu einem harmonischen Ganzen vereinigen. Das historische Studium verführt zu leicht, vom Hundertsten ins Tausendste zu gehen und darüber das künstlerische Ziel aus den Augen zu verlieren.

An dieser Klippe ist auch der begabte Friedrich Dufmeyer nicht vorbeigesteuert, ohne Schaden zu nehmen. Von dem Verfasser liegen zwei Dramen vor: „Der Arbeiterkaiser“, Trauerspiel in fünf Akten, und „Tod dem Verräter!“ Drama in fünf Akten, (E. Renzel, Berlin 1892.) Ich weiß nicht, warum das erste als „Trauerspiel“, das letztere als „Drama“ bezeichnet ist; es sei denn, daß „der Arbeiterkaiser“ in Prosa und das andere Stück in Versen geschrieben ist. Diese Unterscheidung wäre eine rein äußerliche, aber ich kann keinen anderen Grund auffinden. Wenn man die Dramen mit einander vergleicht, so kann man schwer glauben, daß sie eines Geistes Kinder sind. Eine Familienähnlichkeit ist in ihrer Physiognomie kaum zu entdecken. Ich nehme an, daß das Stück „Tod dem Verräter!“ um einige Zeit früher zur Welt gekommen ist, wenn es auch mit dem „Arbeiterkaiser“ zugleich der Öffentlichkeit übergeben wurde; denn dieses Drama steht ungleich höher als jenes. Beide Stücke haben ein historisches Faktum zum Hintergrund. Der „Arbeiterkaiser“ ist Peter der Große, und „Tod dem Verräter!“ behandelt die bekannte Ermordung Kokebues durch den Studenten Karl Sand. Während hier aber die Handlung allzu mager und dünn ist, die Charakterzeichnung roh und

skizzenhaft und die Architektur des Baues viel zu wünschen übrig läßt, zeigt der „Arbeiterkaiser“ seltene dramatische Eigenschaften. Peter selbst, seine Frau Katharina, sein Schwachkopf von Sohn, Alexis, und vor allem die Geliebte des Zarewitsch, Euphrosyne, zeigen die volle Gestaltungskraft des Verfassers, abgesehen von den zahlreichen episodischen Figuren, die das Gemälde beleben. Es wäre vielleicht ratsamer gewesen, diese Zahl einzuschränken. Es treten mehr als dreißig Personen in dem Stücke auf. Die Hälfte von ihnen ist zu entbehren; sie thun der einheitlichen Handlung nur Abbruch und hemmen den raschen dramatischen Gang. Ich will nicht gerade sagen, daß der Verfasser seine geschichtliche Kenntnis hat erweisen wollen. Jedenfalls aber ist nicht alles Überflüssige ausgeschieden. Wozu alle die Großen, die dem Zaren entgegenwirken? Sie sind bloße Modifikationen derselben Gegnerkraft, welche in einem Charakter hätte zum Ausdruck gelangen können. Ich mache diese Ausstellungen hier, wo ein anderer vielleicht nur ein verdientes Lob aussprechen würde. Aber ich denke, jeder Künstler von eigenen Gnaden dankt der Kritik, die ihm eine wunde Stelle zeigt. Den deutschen Bühnen aber möchte ich dieses Drama dringend zur Aufführung empfehlen. Der Kostüfist des Regisseurs wird eine tüchtige Arbeit haben, aber sie wird sich lohnen.

Einen ganz anderen Weg hat Wilhelm Weigand eingeschlagen, von dem drei dramatische Gedichte vorliegen: „Savonarola“ — „Gottfried“ und „Wilbrand.“ (München 1891. — Karl Merhöffs Verlag.) Auch er versucht sich an historischen Stoffen, aber seine Behandlung ist von der Art Dutmeyers grundverschieden. Während dieser rein dramatisch zieht, zeigt die poetische Sprache Weigands eine durchaus epische Natur. Er ist ebenso sehr Philosoph wie Dichter, und seine Menschen sind ebenfalls Philosophen und Dichter. Sie reden alle dieselbe Sprache. Es sind keine individuellen Charaktere voll Leben und Bewegung; es sind personifizierte Gedanken, Gefühle und Betrachtungen. An eine Aufführung ist kaum zu denken. Hoffentlich trägt der Verfasser auch kein Verlangen danach. Dieses Buch ist nicht für die breiten Massen. Es ist ein erlebtes Gericht für litterarische Feinschmecker. Und diese werden es nach seinem ganzen Wert würdigen. Die beiden Gedichte „Gottfried“ und „Wilbrand“ sind die Bekenntnisse eines tiefen Beobachters, der seine Zeit auf Herz und Nieren prüft. Der Held der ersten Dichtung ist ein Gottverjucher mit faustischem Drang, ein Geisteskind Brands mit der Losung: „Alles oder nichts!“ Als sich die Arbeiter gegen ihren Herrn empören, will er mit Worten helfen, wo Thaten allein siegen können. Verhöhnt, ausgepiffen, verfällt er dem Wahnsinn. Ihm gegenüber steht der Litterat Geyer, ein Sproß aus dem ewigen Geschlechte Mephistos, ein witziger Geselle, der in der Verneinung den Sein der Weisen zu besitzen glaubt. Wilbrand ist ein Bruder Gottfrieds, und das Gedicht zeigt denselben Kern in anderer Schale. In dem Helden Savonarola hätte der Patriot mehr hervortreten müssen, als der fanatische Mönch. Die Vaterlandsliebe ist ewig eines Dichters wert; alle kirchlichen Eiferer haben ein geringes menschliches Interesse, sie müßten denn vom Schlage des Kapuziners sein. Die Verse der Gedichte sind sehr schön und vollendet. Nur ein Meister der Sprache kann so tiefe und große Gedanken in eine solche Form gießen.

In hellem Gegensatz zu diesen Schöpfungen steht das theatrale Schauspiel Ernst Wicherts: „Seln Sind.“

(Leipzig, Druck und Verlag von Philipp Reclam jr. 1892.) Soviel ich weiß, ist es an mehreren Bühnen Deutschlands mit dem üblichen Erfolg aufgeführt. Es ist eines jener beliebten Intrigenstücke, aus denen nach allen Verwicklungen, Irrungen und Wirrungen die arg bedrängte Tugend am Schlusse siegreich hervorgeht. Die arme Musikertochter, die der Vater für eine gottbegnadete Sängerin hält, verzichtet auf alle Lorbeerkränze und Blumenpenden, um in den Hasen der Ehe einzulaufen. Sie wird eine glückliche Grafenbraut, ohne erst das Herz ihres zukünftigen Gemahls durch die Macht der Töne bezwungen zu haben.

In die entsprechende Gattung des komischen Stils gehört das einaktige Lustspiel: „Das dritte Examen“ von Paul Fröhlich. (Leipzig 1892.) Es ist ein harmloser Schwank in der Art von Moser und Schönthan und, wenn ich nicht irre, bereits an mehreren kleinen Bühnen mit Beifall aufgeführt. Eine wesentliche Rolle in dem Stückchen spielt das bekannte Büchlein Leizners: „Anleitung, in sechzig Minuten ein Wiktopf zu werden,“ das häufig citirt wird. Herr L. v. L. selbst wird uns als der Better der Frau Minona Mühling vorgestellt, die dem zitternden Assessor das dritte Examen abnimmt, bevor sie ihm das Reisezeugniß für die Ehe mit ihrer Tochter Erifa erteilt. Ob der Better mit seiner schöngeistigen Cousine einverstanden ist, weiß ich nicht. Es geht die Sage, daß er eine gelinde Scheu hat vor geistreichen Frauen.

Ein rein lokales Interesse bietet das *Festspiel*, das zur siebenten Säcularfeier der Gründung der Stadt Bern von Gottfried Schlumpf und Viktor Hardung verfaßt und mit einer Ehrenmeldung ausgezeichnet ist. Nach einer vorausgehenden historischen Einleitung wird in sechs Gruppen oder Bildern die Geschichte der Stadt Bern poetisch dargestellt.

## Drei Gedichte in Prosa.

Von Paul Remer.

Humor.

Die Sonne scheint, eine große, strahlende Sonne . . .

Aber zugleich lagert eine unförmliche schwarze Wolke am Himmel, und große, schwere Tropfen fallen aus ihr zur Erde herab . . .

Und die Sonnenstrahlen brechen sich in den Regentropfen —

Ein Regenbogen spannt sich über die ganze Weite des Himmels, taug frisch wie zur Poesie verklärter Schmerz . . .

Auf der höchsten Höhe des Regenbogens sitzt ein Kobold, ein närrischer, kleiner Kobold; er hat den Kopf in die Hand gestützt und grübelt . . .

Doch plötzlich klinglingling! wirft er seine Schellenkappe in die Luft und klinglingling! fängt er seine Schellenkappe auf; und dann lacht er, lacht er — ein helles befreiendes Lachen, das durch die ganze Welt schallt und ein Echo weckt in Höhen und Tiefen . . .

Heil Dir, weltüberwindender Humor!

Zwillingschwestern.

Wahrheit und Lüge haben in einer Wiege gelegen; sie sind als Zwillingschwestern zur Welt gekommen.

Es gab eine Zeit, da auch die Lüge jung, unschuldig und kind und Wahrheit war; aber die Natur hatte ihr als

Patengeschenk die Eitelkeit gegeben, und diese tötete ihre Kindlichkeit und Wahrhaftigkeit.

Sie fand den Weg zu den Menschen und war bald eine große Dame, sie wußte sich zu kleiden und schöne Worte zu machen. Aber sie war geistig arm geblieben . . . Und um die Kosten ihres prunkvollen Außenlebens zu bestreiten, griff sie zur Schande, zum Lafter: sie sank zur käuflichen Dirne des menschlichen Gedankens herab — sie wurde die Lüge . . .

In prächtiger Equipage fährt sie heut durch die Straßen, ein Herr mit einem Ordensband im Knopfloch sitzt neben ihr — Verächtlich steht sie auf die Menge hinab, die ehrfurchtsvoll grüßt . . . Und der Kot, der von den Rädern ihres Wagens spritzt, beschmutzt ein ärmlich gekleidetes Mädchen, das scheu an den Häuserreihen entlangschleicht . . .

Die vornehme Dame erschraf — hatte sie ihre Schwester erkannt? . . .

#### flüchtig.

Zuweilen ängstigt mich der Gedanke, daß ich Dir nicht treu sein werde . . .

Der Dichter kennt die Treue nicht . . .

Liebe und Treue sind ihm feindliche Gewalten; in dieser sieht er die Mörderin jener — und er flieht die Treue ebenso sehr wie er die Liebe sucht!

Dichterherz — ist es überhaupt ein Herz?!

Vielleicht nur ein Stück Spiegelglas, das widerstrahlt, widerstrahlen muß, was an Reiz und Schönheit in sein Bereich kommt . . .

Und auch Du (o, ich fürchte es!) auch Du bist nur eines jener flüchtigen Bilder, die vorüberhühen im Spiegel meines Herzens . . .

Ein Grab mehr auf dem Friedhof meines Vergessens!

### Zwei Gedichte von Paul Grotowsky.\*)

„Gar oft . . .“

Gar oft besuchst Du mich zur Nacht.  
Ich ruh' in tiefem Traum befangen . . .  
Dann küssest Du mit Liebesmacht  
Die Stirne mir und Mund und Wangen.  
Es brennt Dein Kuß so weh und wild  
Auf Runen, die der Schmerz gegraben,  
Daß sie in's kühle Erdgefild'  
So früh Dich mir gebettet haben.

Seliges Los.

Das ist fürwahr ein seliges Los,  
Daß stets zu Dir trotz Felsenriff  
Und trotz der Brandung Sturmgetos  
Zurück mich führt mein Lebensschiff.  
Daß stets ich wieder heimgekehrt  
Zu Dir mit reuevoller Brust,  
Ob hastig ich den Kelch geleert  
Auffäumend wilber Lebenslust.  
Daß, ob mich oft Sirenenfang  
Vergessen ließ, was Dir ich schwor,  
Ich nimmer doch den stehenden Klang  
Des Mutterwort's in mir verlor!

\*) Aus einer in Kürze erscheinenden Sammlung: „Der toten Mutter.“

### Vermischtes.

**Bismarcks Gespräch mit einem chinesischen Zeitungs-korrespondenten.** Ein Chinese war (ein Jahr vor dem letzten deutsch-französischen Kriege) in Berlin angekommen und ließ Bismarck einen englisch geschriebenen offenen Zettel überreichen, worin der Ministerpräsident gebeten wurde, einem Mitarbeiter der „China Mail“ und des „Flying Dragon“ — der beiden bedeutendsten chinesischen Zeitungen — zu empfangen. Er, der Mitarbeiter sei auf der Rückreise nach China und könne nicht gut durch Berlin reisen, ohne den Schöpfer des Nordbundes gesehen und gesprochen zu haben. — Bismarck sagte zu und bald saß der Sohn der Mitte dem eisernen Kanzler gegenüber.

„Selbst die Mandarinentöchter sprechen vom Nordbund und tragen das Nadelgewehr als Schmuck“ begann der Chinese, nachdem er sein Vis-à-vis ehrfurchtsvoll eine Weile genustert, das Gespräch.

„Tragen Sie es geladen oder ungeladen?“ fragte Bismarck lächelnd, indem er die Asche seiner Cigarre abstreifte.

„O nein, ungeladen, es ist nicht größer als mein Daumen und kann im Kriege nicht gebraucht werden. Auf dem Kopfen steht Bismarck.“

„Da hat man ja den falschen Namen auf das Nadelgewehr gesetzt, Dreyse muß darauf stehen!“

„Was heißt Dreyse?“

„Dreyse ist der Erfinder des Nadelgewehrs.“

Der Chinese wiegte lange sein Haupt ungläubig hin und her, dann sagte er langsam: „Das Wort ist in China noch nicht geschrieben und gehört worden. Die Weisen haben in unsere Bücher eingetragen und selbst beim Kaiser ist es zu lesen: Bismarck erfand das Nadelgewehr und schuf damit den Nordbund.“

„Dann ist es Ihre Pflicht, diesen Irrtum zu verbessern, sobald Sie wieder nach China kommen,“ rief der Graf lebhaft.

„Ich würde trotz der großen Strafe, die darauf steht, die Bücher der Weisen in Zweifel zu ziehen, die Verächtigung höchstens anonym bei der ‚China Mail‘ und dem ‚Flying Dragon‘ wagen, aber vorher müßte ich sie doch selbst glauben. Wir wissen sogar, daß Sie am Ministertische immer mit den Händen spielen und dabei die feinen Apparate des Nadelgewehrs verbessern, um den Nordbund noch zu vergrößern.“

„Nein, ich spiele nur mit meinem Bleistift!“ erwiderte der Graf, in ein fröhliches Gelächter ausbrechend.

Der Chinese blieb ernst, fixierte Bismarck lange, dann begann er wieder: „Sie ziehen sich sogar von Zeit zu Zeit von den Regierungsgeschäften zurück, um in einem entlegenen einsamen Hause im Norden in aller Abgeschlossenheit von der Welt das Nadelgewehr noch mehr zu vervollkommen. Ist es nicht so?“

„Mit nichts, ich reite, schwimme, spaziere in Barzin und — —“

„Und?“ fragte der Chinese schnell.

„Nun ich will sagen, was ich sagen wollte, und — — schicke!“

Über das Gesicht des Chinesen schoß ein Strahl der Freude, daß der große Kanzler sich verraten — wie er meinte, — dann sagte er, es wäre gut, wenn der Graf einmal, statt nach Barzin zu gehen, China einen Besuch machte, der Kaiser würde gern einen Eildampfer in der Abria in Bereitschaft legen. Die Festlichkeiten in China würden den Grafen mehr erfreuen, als das Opernhaus in Berlin, dabei könnte dann

der Graf auch die chinesischen Waffen besichtigen, sie prüfen und einige Vorschläge zu ihrer Verbesserung machen.

Beim Abschied bat der Sohn der Mitte Bismarck um sein Bild, dieser gab ihm bereitwilligst seine Photographie.

„Übrigens,“ so berichtet der Chinese u. a. in seiner Mittheilung an die Zeitungen seines Landes über das Gespräch mit dem deutschen Reichskanzler, „wird Dreyse der Vorname Bismarcks sein, und man kann immerhin Notiz davon nehmen. Das Bild (Bismarcks Photographie) ist sehr schlecht und schmutzig, es könnte korrigiert werden. Seitdem die Deutschen mit einer Maschine malen, machen sie noch schlechtere Arbeit als früher. Die Erfindung des Nadelgewehrs durch Bismarck übertrifft aber gewiß alle unsere Erfindungen, selbst die des Seidentonpapiers!“

Gr—r.

**Wie ein alter Husar Schule hielt.** Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges sah sich ein alter Husar, der abgedankt worden war und von der geringen Pension nicht leben konnte, gezwungen, aus seinen geringen Schuldenkenntnissen Kapital zu schlagen, und, wie es viele andere in seiner Lage damals thaten, eine Winkelschule zu errichten, in welcher er gegen eine geringe Entschädigung hauptsächlich Soldatenkinder Unterricht erteilte. Friedrich der Große kümmerte sich sehr um das Schulwesen in seinen Staaten und ließ insbesondere auch den Winkelschulen, in denen mancher unterrichtete, der selbst nicht ordentlich lesen, schreiben und rechnen konnte, scharf nachspüren. So wurde denn auch eines schönen Tages das Bildungsinstitut des alten Husaren entdeckt. Friedrich wollte indes dem alten Soldaten, der in so und soviel Schlachten das Leben für ihn eingesetzt, die ohnehin kärgliche Existenz nicht gern verkümmern und so wurde denn ein Oberkonsistorialrat veranlaßt, sich zu überzeugen, wie der alte Husar Schule halte und was er den Kindern bebringe. — Eines Tages trat der Rat in das Schulzimmer und fragte den erstaunten Magister, was er für Unterrichtsgegenstände treibe. Der Husar nannte dieselben und da auch Geographie darunter war, verlangte der Rat eine Probe. Der Husar begann: „Kinder, wo wohnt jetzt der König von Preußen?“

Kinder: „In Berlin.“

Husar: „Wo liegt Berlin?“

Kinder: „In Brandenburg.“

Husar: „Wo liegt Brandenburg?“

Kinder: „In Preußen.“

Husar: „Wo liegt Preußen?“

Kinder: „In Deutschland.“

Husar: „Wo liegt Deutschland?“

Kinder: „In Europa.“

Husar: „Wo liegt Europa?“

Kinder: „Auf der Erde.“

Husar: „Wo liegt die Erde?“

Kinder: „In der Welt.“

Husar: „Aber, Herr Konsistorialrat, wo liegt die Welt?“

Der geistliche Herr machte eine verlegene Miene, fragte sich hinter den Ohren und mußte schließlich eingestehen, daß er keine Antwort auf diese Frage wisse.

Husar: „Nun, Kinder, wo liegt die Welt?“

„Die Welt liegt im Argen!“ antworteten die Kleinen einstimmig. Der Herr Rat konnte gegen die Richtigkeit dieses Sazes nichts einwenden, er gab dem König genauen Bericht und der alte Husar hielt nach wie vor Schule. Gr—r.

## Briefkasten.

Herrn W. S. in Br. Leider noch zu holprig. — Herrn M. B. in P. Das Gedicht ist zu persönlich empfunden; die Leser sollen doch mitfühlen, das aber können sie hier nicht, da ihnen die Ausgangspunkte Ihres Empfindens unverständlich bleiben. — Frä. J. Kl. in W.

Solche Verse, beste Ida,  
waren selbst bei mir noch nie da!  
Alles magst Du sonst verrichten,  
Kuchen backen, Wäsche sichten,  
Urwalds dickstes Strüppicht lichten;  
Bäume malen, Eichen, Fichten;  
Völkerkehren weise schlachten —  
nur nicht dichten, nur nicht dichten! —

Herrn S. W. in N. Ich gehe in der ganzen Haltung des Beiblatts, und wenn es möglich ist, auch in der Wahl der Romane von der Ansicht aus, daß es besser ist, positive Kräfte zu nähren, sittliche, nationale und echt religiöse Gedanken zu pflegen, als das Verneinende als solches stets zu bekämpfen. Wenn jene erstarren, dann wird das letztere von selbst in den Hintergrund gedrängt. Auszurollen ist es überhaupt nicht. Übrigens ist das Streben doch nicht vergeblich gewesen. Dafür habe ich Beweise genug. — Frä. H. M. in L. Das Gedicht ist nett, aber gegen „läutende Schneeglöckchen“ habe ich eine unüberwindliche Abneigung. Verzeihen Sie mir diese Schwäche. — Primaner D. in H. Der Gedanke ist ungewöhnlich dichterisch, aber die Hexameter passen dazu wie die Faust aufs Auge. Er ließe sich in freien Rhythmen sehr gut behandeln, wenn Sie den Fluß der Sprache den sehr wechselnden Stimmungen anschnitten. — Herrn stud. M. G. in T. „Bier Spielleute“ behalten. Best. Gruß. — Frä. H. G. in G. (Pommern). Ich werde das Büchlein Ihres Bruders gelegentlich besprechen lassen. — Herrn A. P. in M. Ihre kleine Arbeit ist erstens zu klein; zweitens haben wir über Sprachreinheit und Verwandtes in früheren Jahren sehr viel gebracht. Übrigens ist ihre Denkweise lobenswert. —

Es sind mir zum Neujahrstage wieder so viel Wünsche zugetommen, daß ich außerstande bin sie zu erwidern, obwohl ich es gern thäte. Ich sage allen meinen innigsten Dank — sie mögen überzeugt sein, daß auch ich ihnen das Beste wünsche.

Berlin.

D. v. Leigner.

## Inhalt der Nr. 16.

Kein Erbarmen. Roman von G. von Wald-Zedtwitz. Forts. — Sie ist reizend. Erzählung von Brenda von Eichen. — Schluß. Beiblatt: Dämmerstimmung. Von Kory Towska. — Über Goethes Wahlverwandtschaften. Von U. Grafen Schack. I. — In der Krankheit. Von Hermann Schilling. — Briefe aus London. Von Carola Wacker. II. — Traum. Von Franz Evers. — Neue Dramen. Besprochen von Otto Krak. — Drei Gedichte in Prosa. Von Paul Kemmer. — Zwei Gedichte von Paul Grotowsky. — Vermischtes. — Briefkasten.

# Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3 $\frac{1}{2}$  M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N<sup>o</sup>. 17.

## Kein Erbarmen.

Roman

von

E. von Wald-Bedwitz.

(Fortsetzung.)

Mutter und Tochter saßen lange schweigend nebeneinander, endlich erhob sich Miete und sah auf den Hof, wo Christian eben den Braunen anschnirte.

„Na, soll's jetzt nach der Stadt gehen?“ fragte die Freifrau, indem sie den Fensterflügel etwas öffnete.

„Freilich.“

„Er macht in Oldenburg Besorgungen,“ wandte sie sich an Erduine. „Höre, Schatz, Du könntest am Ende mitfahren, es ist doch eine kleine Abwechslung!“

„Ach ja!“ rief Erduine.

„Du kannst mit einkaufen, hier ist der Besorgungszettel und am Ende —“ Miete überlegte — zur Doktorin Brand konnte sie sie ruhig gehen lassen, die verriet nichts, dessen war sie sicher — — „am Ende sprichst Du einmal bei Doktors vor?“

„Gern, gern.“

„So zieh Dich an, aber warm; Du nimmst meinen Pelz.“

„Aber Mutter. —“

„Du nimmst ihn, auf alle Fälle.“

„Es ist so warm.“

„Jungen Dingern ist's im Anfang immer zu warm, der hintende Bote kommt nach.“

„Gut denn — gut.“

Fahren — hinaus aus dem verlassenem Ragnüchel und war es auch nur nach dem kleinen langweiligen Oldenburg — — Menschen sehen — — Menschen — — andere Gesichter — — ach es war ein erhebender Gedanke, der Erduine in fieberhafte Aufregung versetzte.

Zehn Minuten später saß sie in dem leichten Schlitten, welchen Christian statt des Krümperfuhrwerks genommen hatte, von Kopf bis Fuß in dickem Pelzwerk gehüllt, einen blauen Schleier über das verweinte Gesicht, nickte der Freifrau freundlich zu, befahl Tyras, Waldmann und der Pudelhündin hier zu bleiben und fuhr zum Thore hinaus, glücklich, daß weder ihre Mutter noch ihr Vater auf den Gedanken gekommen waren, sie zu begleiten. Dieses

Alleinsein in der schönen winterlichen Natur, die so weiß und unschuldig in der unabsehbaren Schneedecke dalag, that ihr so wohl. Die Ferne schimmerte bläulich, als hätte sich der Himmel darauf niedergelassen, ab und zu leuchtete die See herüber.

Silberbeschwungte Möwen zogen vorüber um weit, weit draußen zu verschwinden. Erduine schaute ihnen sehnsüchtig nach, als wenn sie ihnen gern gefolgt wäre. Leises Rot stieg in ihre Wangen. Möchte sie wirklich ihrem Fluge in die Ferne folgen? Ein lautloses ‚Nein‘ schwebte auf ihren Lippen. Weit nicht — aber — — — aber — — — — —

„Nach Annenhof,“ las sie von dem Meilensteine ab und verfolgte den Weg, wo eine frische Schlittenspur und die Einbrüche von Pferdehufen zu sehen waren, die nach Oldenburg führten.

„Wenn — — — ach — — oh — —.“ Sie seufzte wieder, dann saß sie regungslos da und sah mit Ungebulb den Kirchturm von Oldenburg mehr und mehr aus den Schneegebirgen auftauchen. Nun erblickte man auch die roten Ziegelbächer der kleinen Häuser und bald fuhren sie in das Städtchen ein. Auch hier war die Schlittenspur noch zu verfolgen, bis sie sich auf dem Marktplatz verlor.

„Na?“

Christian sah sich um und fragte auf diese lakonische, formvolle Weise, wo das Baroneßchen auszu steigen wünschte.

„Mache nur die Kommissionen allein, Christian, und fahre mich zu Doktors.“

„Woll.“

Christian lenkte in eine Seitengasse ein und bald kam das Haus des Doktors in Sicht.

„Ein Schlitten, er hält!“ rief Frau Doktor Brand an das Fenster eilend. „Mein Gott, das Ragnüchler Gespann — — Er — — Erduine,“ sprach sie erschrocken ins Zimmer.

„Erduine! Erduine!“ klang es jubelnd zurück und

Elsa Ugenstein, die behäbige Frau Doktorin beiseite schiebend, stürzte hinaus.

„Elsa! Meine Elsa!“

Erduine in ihrem dicken Pelz rollte sich wahrhaft aus dem Schlitten und beide Freundinnen lagen sich herzlich und küßend in den Armen.

In diesem Augenblick erschien auch Uß am Fenster; Erduine sah ihn, eine Blutwelle färbte ihre Wangen und ein Zittern ging durch ihre Glieder.

„So sind wir doch zusammengekommen,“ rief Erduine laut, sich fest an Elsas Arm klammernd, welche jetzt erst eigentlich zur Besinnung kam und mit Schrecken daran dachte, wie sich diese peinliche Situation lösen würde. Wie würde Uß sich gegen Erduine benehmen? Selbstverständlich als Kavaliere, aber würde er nicht doch trotz der größten Höflichkeit eine Zurückhaltung zur Schau tragen, welche sie verlegen mußte? Das Gefühl tiefsten Wehs für dieses liebe Mädchen, welche so namenlos unter ihrer Mutter litt, stieg in ihrem Herzen auf.

Mit einem stehenden Blick, der Uß sagen mußte, was er bedeute, trat sie Hand in Hand mit der Freundin ins Zimmer.

Erduine hatte den schweren Mantel abgelegt, aber das dunkle Pelzmützchen saß noch flott auf dem blonden Haar, ihre Wangen strahlten von der langen Fahrt durch die Winterluft in dem lieblichsten Rot und ihre Augen — Elsa verstand mit einem Male was in diesen stand.

Eine Pause, kurz wie ein Pulsschlag, entstand, Elsas Herz klopfte, dann aber schoß der sonst so besonnene Uß wahrhaft auf Erduine zu und reichte ihr seine biedere, mächtige Hand.

„Ich sehe, ich muß mich öfters auf Reisen begeben, gnädiges Fräulein, wenn ich die Freude haben will, Sie zu treffen.“

„Herr von Ugenstein,“ entgegnete Erduine verwirrt.

„Ja wirklich, der Reisegott scheint mir entschieden gewogen zu sein.“

„Wirklich, Herr von Ugenstein?“

„Wirklich — wirklich,“ bestätigte Uß treuherzig.

„Na, das ist einmal ein vernünftiger Gedanke, Fräulein Dina, daß Sie sich auch einmal auf die Socken gemacht und den Weg zu Doktors gefunden haben,“ begrüßte sie der Doktor Brand. „Nun und wie kommt denn das?“

„Ich hielt es nicht mehr zu Hause aus. Es ist zu einsam bei uns. Schnee, Schnee, das Heulen der See, Krähen und wilde Gänse, aber keine Menschen, keine — — ach, und ich sehne mich so oft nach ihnen, ich mußte einmal hinaus.“

Erduine sprach mit einer gewissen leidenschaftlichen Erregtheit, Uß und Elsa sahen sie mitleidig an, aber letztere glaubte zu bemerken, daß in den großen Augen ihres Bruders, die nun einmal nicht lügen konnten, noch etwas anderes gelegen hatte. Das erfüllte sie mit Freude, aber zugleich auch mit einem jähen Schreck. Wenn Erduine nur nicht daselbe daraus las und ihre Sehnsucht nach Menschen eine bestimmte Richtung annahm, welche nur verderblich für sie und für Uß werden mußte.

„So mein liebes Baroneßchen, nun setzen Sie sich nur erst und erwärmen Sie sich an einer Tasse Thee. Kalte Fahrt, nicht?“ fragte die gemüthliche Frau Doktorin.

„Desto wärmer der Empfang und dann ist die kühle Fahrt schnell vergessen, sie war übrigens herrlich.“

Frau Brand schenkte Thee ein, schob Erduine den Kuchen handgerecht zu, ein allgemeines Gespräch war bald im Gange, aber niemand fragte nach Erduinens Eltern. Daß es Uß und Elsa nicht thaten, war begreiflich, daß aber auch die Doktorin und ihr Mann ihrer nicht erwähnten, tränkte sie. Elsa und Erduine waren zusammengerückt und plauderten von Berlin, während Uß sich mit Doktors unterhielt.

„Ich weiß nicht Baron, Sie sind zerstreut,“ bemerkte Herr Brand, „ich glaube Sie — ha — — ha — — na, ich würde an Ihrer Stelle auch lieber Fräulein Erduine ansehen wie den Doktor.“

„Aber Brand!“ rief seine Gattin halb scherzend, halb vorwurfsvoll. „Hören Sie nicht darauf Baroneßchen, er muß nun einmal immer necken.“

Erduine erröthete und unterhielt sich desto lebhafter mit Elsa, kein Wunder, sie hatten sich ja so vieles zu erzählen.

„Soll ich Ihnen einmal meine neuen Instrumente drüben in meinem Sprechzimmer zeigen, Baron?“

„Instrumente?! Vrrr, Doktor hören Sie auf, ich bekomme schon Gänsehaut, wenn ich nur von diesen Dingen höre.“

Uß wich nicht von der Stelle, wurde immer einsüßiger, ließ den Doktor endlich allein sprechen, und sah aufmerksam nach Erduinen hinüber, die unter seinen warmen, bewundernden Blicken immer verwirrter wurde, so daß sie kaum wußte, was sie Elsa sagte und antwortete. Letzterer konnte die Befangenheit ihrer Freundin eben so wenig entgehen, wie die Gründe, welche sie hervorriefen.

Endlich erhob sich Herr Brand. „Meine Herrschaften, entschuldigen Sie, aber ich bemerke zu meinem Schrecken, daß meine Sprechstunde schon längst begonnen hat, ich darf der leidenden Menschheit meinen hochwichtigen Rat nicht länger vorenthalten.“

„Lassen Sie sich nicht stören, lieber Doktor,“ sagte Uß.

„Ich hoffe, daß ich kurzen Prozeß machen und mich Ihnen bald wieder widmen kann,“ damit empfahl sich Herr Brand.

„Nun und wir?“ fragte seine Gattin.

„Sie sollen ja die reine Menagerie haben, zeigen Sie sie uns doch einmal,“ sagte Elsa.

„Von Herzen gern, wenn es die Herrschaften interessiert. Sie auch, Herr von Ugenstein?“

„Sehr, sehr, gnädige Frau.“

„Nun dann machen Sie sich warm und folgen Sie mir.“

Bald hatten alle den guten Rat der Frau Brand befolgt und sie traten in das Nebenzimmer, wo es bunt durcheinander flatterte und von Vogelstimmen schwirrte. Finken, Kanarienvogel, Dompfaffen, Amfeln, Zeifige, blaue Meisen flogen von Ast zu Ast der hier aufgestellten Tannen und immergrünen Pflanzen und

selbst der Proletarier der Vogelwelt, der gemeine Sperling fehlte nicht.

„Wie reizend!“ rief Elsa, welche mit der Frau des Hauses diese Voliere gemeinsam betrat, während Uß und Erduine den beiden folgten.

„Das ist so die Zerstreung einer Doktorfrau in einer kleinen Stadt,“ sagte Frau Brand und erzählte die Lebensgeschichte von jedem einzelnen ihrer kleinen Lieblinge. Elsa war eine aufmerksame Zuhörerin, während Erduine und Uß weniger Anteil an diesen Vogelerlebnissen zeigten.

„Das war eine große und unverhoffte Freude für meine Schwester,“ sagte Uß eben zu ihr, „sie fühlt sich in Videnholm ebenso einsam wie Sie in Ragnüchel.“

Erduine schlug den Blick zu Boden, plötzlich richtete sie ihn voll auf den jungen Mann und es judkte energisch um ihre Lippen.

„Und warum muß das sein? Warum dürfen wir uns nicht sehen?“ Uß errötete ein wenig, sah besorgt auf Frau Brand und seine Schwester.

„Nun geht's ins Freie!“ rief erstere eben und öffnete vorsichtig eine kleine Thür. „Aber schnell meine Herrschaften, sonst bekommen wir Deserteure.“

Frau Brand schlüpfte gefolgt von Elsa hinaus, während Uß und Erduine noch zögerten und zurückblieben.

„Warum?“ fragte Uß schmerzlich, diese Frage mehr an sich selbst, als an Erduine richtend.

„Ja, warum, Herr von Ußenstein? Was kann zwischen Leuten, die denselben edlen Namen tragen, und in deren Adern immerhin dasselbe Blut fließt, wenn man vielleicht auch der gemeinsamen Abstammung gar nicht nachkommen kann, vorgefallen sein, was so tief einschneidet, daß ein freundschaftlicher, ja überhaupt jeder Verkehr dadurch abgeschnitten wird?“

Erduine, vergessend, daß sie mit dem Freiherrn ganz allein war, ließ sich auf einen Stuhl nieder, Uß aber sah sie mitleidig an. Sie ahnte nichts, sie wußte noch nicht einmal, wie nahe die beiden Häuser verwandt waren.

„Trübe, unerfreuliche Erbschaftsachen. — Das leidige Mein und Dein, —“ sagte er endlich.

„Nein, Sie weichen mir aus, so gut wie alle andern mir ausweichen, wenn ich danach frage,“ entgegnete Erduine traurig aber mit einer Entschiedenheit, welche Uß beängstigte.

„Wirklich nicht.“

„Doch, doch — also Sie auch — Sie auch — ich hatte geglaubt — ach, daß ich mich in Ihnen auch täuschen konnte!“ Erduine führte das Taschentuch vor die Augen.

„Fräulein Erduine,“ suchte sie Uß zu trösten.

„O — o — ich bin unglücklich, so unglücklich —“

„Liebe Erduine.“

„So unglücklich, daß ich oft wünschte, ich wäre nie geboren.“

„Trösten Sie sich, liebe, liebe Erduine.“

„Was soll mich trösten? Was?“

„Armes, liebes Kind.“

„Ich stehe oft verzweifelt da, ich glaube das Leben nicht länger ertragen zu können, man meidet

uns, ich sehe es deutlich — wir sind wie ausgestoßen — wie — wie Ausfällige werden wir behandelt und ich fühlte es wohl, daß es die gute Frau Brand in Verwirrung setzte, wie ich kam und hier mit Ihnen zusammentraf. Könnte ich sterben!“

„Nein, Erduine, nein. Leben Sie — Sie — Sie müssen leben — denn — denn, —“ Uß erfaßte etwas wie ein Schwindel, seine Hände tasteten unsicher herum, seine Stirn glühte. — Jetzt richtete sich Erduinens großes, tiefblaues Auge voll zu ihm empor mit einem Blick — einem Blick, von dem Uß wußte, daß er ihn im ganzen Leben nicht wieder vergessen konnte.

„Denn?“ wiederholte sie tonlos.

„Denn ich liebe Sie,“ flüsterte Uß so weich als ob seine ganze Seele in diesen wenigen Worten läge.

„Sie — Sie lieben mich!?“ hauchte sie mehr als daß sie sprach, „Sie — lieben mich!?“ brauste es jubelnd von ihren Lippen und der todesängstliche Blick von vorher wandelte sich in einen des Entzückens.

Uß umfaßte sie und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

„Ja.“

„Ja?“

„Ich liebe Sie, jetzt erst wird es mir klar, von dem Augenblicke an, als ich Sie zum ersten Male sah. Und Du, Erduine? — Du? —“

„Ich? — Ich? — Ach quälen Sie mich nicht, es kann ja doch nicht sein.“ Erduine verhällte wieder das Gesicht mit dem Taschentuche.

„Es kann, es wird sein, Erduine! Du bist meine erste, meine einzige Liebe, noch nie im Leben beglückte mich dieses Gefühl. Erduine, so wahr ein Gott im Himmel lebt, so wahr ich Uß von Ußenstein heiße, Du wirst mein Weib!“

„Dein — Dein — Weib!“

Er breitete die Arme aus und sie lag an seiner Brust.

„Du vertraust mir?“

„Ja.“

„Immer?“

„Ja!“

„Du trägst unser Geheimnis getreu und verschwiegen in der Brust, bis ich es offen der Welt verkünde?“

„Ja — und wenn es ewig dauerte.“

„Gut, so sind wir verbunden und glücklich in unserer stillen, heimlichen Liebe. Erst muß ich die Wege ebnen, dann —“

„Dann gehören wir uns ganz und gar.“

Wieder küßte er sie und dieses Mal duldete sie nicht nur seine Küsse, jetzt erwiderte sie dieselben auch.

„Komm — die andern — was sollen sie denken —“

rief sie plötzlich, sich aus seiner Umarmung befreiend und den andern nach eilend. Sie glühte, ihr Atem flog, und als sie auf den Hof trat, wäre sie fast in Ohnmacht gefallen. Frau Brand und Elsa standen anscheinend ganz und gar in den Anblick eines Goldfasanenpaares vertieft, dessen Stall sich dicht unter dem Fenster befand, welches in die Voliere führte. Es wäre kaum mit rechten Dingen zugegangen, wenn



sie das, was sich da drinnen abspielte, nicht gesehen hätten.

Sie hatten, sie mußten es gesehen haben, denn sie waren bei Erduincens Nahen wie mit Blut übergoßen und sprachen vor lauter Verlegenheit mit einer Hast und einer Wichtigkeit über das bunte Gefieder der Fasanen, sich dabei überstürzend und wiederholend, was seine besonderen Gründe haben mußte. Jetzt gesellte sich auch Uß zu ihnen und nun mußten die beiden kaum, wo sie hinsehen sollten.

„Da kommt der Doktor!“ rief Elsa erleichtert, „hast Du die japanischen Fasanen gesehen, Erduine?“

„Nein, wie sollte ich?“

„Ja so — Du — Du — warst ja —“ Sie zog sie mit sich fort bis in den äußersten Winkel des ziemlich ausgedehnten Gartens. „Dina — Dina — ich — ich — sah — Ihr — Ihr habt Euch geküßt.“

Erduine stieß einen Angstruf aus. „Elsa.“

„Erduine,“ kam es tief traurig von Elsas Lippen. Erduine bebte zusammen. So gab Elsa ihrer teuren Erduine den Gefühlen Ausdruck, die sie in dem Augenblick bewegten, wo sie die Liebe ihres Bruders zu dem Mädchen seiner Wahl entdeckte, wie würden sie die andern, ihr so wie so feindlich gesinnten Elemente ansehen? Ein kalter Schauer durchrieselte ihre Brust, ihr war es als ob sich ein Eisberg auf ihr liebeglühendes Herz legte.

„Er hat mir seine Liebe gestanden,“ sagte sie leise, „und es wird eine traurige Liebe sein — eine Liebe der Entsagung.“

Erduine senkte den Kopf und lauschte auf eine tröstliche Antwort Elsas. Aber sie brachte kein Wort über die Lippen, das Herz war ihr vor Jammer wie zusammengeschnürt.

„Du fühlst es auch, Elsa, denn Du widersprichst mir nicht,“ flüsterte Erduine.

Uß mit der Doktorin trat hinzu und das Gespräch der beiden Mädchen wurde abgebrochen.

„Es ist schon spät, ich muß nach Hause,“ sagte Erduine erregt.

„Schon?“ fragte Frau Brand mehr aus Höflichkeit als Überzeugung. Weder Uß noch Elsa erhoben einen Einwand, Erduine nahm hastig Abschied und stüchtete mehr als sie ging, ohne Uß die Hand zu reichen, zu dem Schlitten, der schon lange vor der Thür hielt.

„O mein Gott — mein Gott,“ stöhnte sie, in dem sie den Schleier über das Gesicht zog und davon fuhr, von den Blicken der drei zurückbleibenden Schweigend verfolgt. Leise verklang das Schellengeläut in der Ferne.

„Ich will nun auch unsern Schlitten bestellen, Elsa,“ sagte Uß und entfernte sich.

„Was nun? Was nun? Wie soll das enden? Ach liebe, liebe Frau Doktor,“ klagte Elsa, als sie mit Frau Brand allein war.

„Der, der die Liebe in ihre jugendlichen Herzen pflanzte, wird sie zu einem schönen Ende führen, mein liebes Fräulein,“ versuchte die Doktorin sie zu beschwichtigen.

„Es steht uns ein Unglück bevor.“

„Wenigstens ein Kampf.“

„Ein furchtbarer Kampf.“

„Den Gott zum schönen Siege führen wird.“

„Lassen Sie uns tiefstes Stillschweigen bewahren.“

„Das versteht sich von selbst.“

„Nun sagen Sie mir, warum dieses Zerwürfnis eigentlich eingetreten ist?“

„Erlassen Sie mir das.“

„Sie wissen es also?“

„Ja.“

„Und ist es gerechtfertigt?“

„Ja.“

„Desto schlimmer.“

Elsa harrete tief traurig der Rückkehr ihres Bruders. Eben bog er, im Schlitten sitzend, den er selbst fuhr, um die Straßenecke, Elsa stieg zu ihm und sie fuhren zum Städtchen hinaus. Keines von ihnen hatte bis jetzt ein Wort gesprochen, erst als sie das freie Schneefeld vor sich hatten, hielt sich Elsa nicht länger.

„Ach, Uß — Uß — was hast Du gethan?“

„Ich bin meinem Herzen gefolgt,“ gab er ruhig zurück.

„Deinem großen, guten Herzen — ich — die Doktorin sahen — wie —“

„Ich merkte es Euch an, nun, Frau Brand wird schweigen.“

„Das wird sie — aber wie soll sich das lösen?“

„Das weiß ich noch nicht, ich weiß nur so viel, daß ich alle Zweifel als Ehrenmann lösen, daß ich sehr, sehr glücklich sein werde und daß meine kleine Elsa ihrem Bruder beistehen wird.“

„Aber die Welt!“ sagte Elsa leise.

„Ach die verrückte, kalte, ungerechte, lächerliche Welt! Sorge Dich nicht darum, süße Elsa, mit der will ich schon allein fertig werden.“

Uß lachte zornig auf und schwang die Peitsche so heftig in der Luft, daß die Pferde mächtig ausgriffen und in langen Säßen davon flogen.

„O, Ruhe — Ru — he —“

„Sie werden doch nicht durchgehen?“

„Keine Ahnung, mir kann sich jeder unbesorgt anvertrauen.“

Uß sprach so zuversichtlich und Elsa fühlte sich dadurch vollkommen beruhigt. Aber sie bezog den Ausspruch ihres Bruders nicht nur auf die augenblickliche Situation, sondern schöpfte daraus auch Hoffnung für sein und der Freundin künftiges Geschick.

„Ja, Uß, das glaube ich — das weiß ich sogar — und Erduine —“

„Ist davon auch überzeugt, mein einziges Schwesterherz.“

„Überlassen wir's dem da oben,“ flüsterte Elsa und schaute fromm zu dem Himmel empor, wo die blasser Scheibe des Mondes hing und wo sich die ersten Sterne durch das Blaugrau des Äthers stahlen.

„Sizzo hat geschrieben,“ sagte Uß nach einer Weile, und sah Elsa lächelnd an. Aber sein Lächeln verschwand und machte einem ernstern Ausdruck Platz, als er sah, wie sie errötete.

„Elsa, Du hast heute mein und Deiner Freundin Liebesgeständnis, wenn auch unfreiwillig erhalten, nun sei auch offen gegen Deinen Bruder.“

„Uß.“

„Ja, sei es nur, damit ich in Deinem Interesse handeln kann.“

„Wie so?“

„Höre mich. Sizzo Pfeilen war ein Lustikus durch und durch, sein Vermögen ist ganz unbedeutend und er gebraucht viel.“

„Ja, leider.“

„Jetzt aber scheint es mir, als ob eine Veränderung mit ihm vorgegangen wäre, denn er schreibt mir, daß er sich, da er den Rest seines Vermögens erhalten will, zu einem Linien-Kavallerie-Regiment, wo er viel geringere Ausgaben hat, versetzen lassen wird. Ahnst Du den wahren Grund seiner Absicht?“

„Aber Uß —“ sie errötete wieder.

„Du weißt ihn, ich sehe es Dir an. Nun will er die Zeit, in welcher die Verhandlungen schweben, bei mir verbringen.“

„So?“

„Du sagst das so freudig, daß darin eine Zustimmung liegt.“

„Was kann — ich —?“

„Du kannst darin sehr vieles, ja alles entscheiden, denn er kommt nur Deinetwegen.“

„Glaubst Du wirklich?“

„Mädchen verstelle Dich nicht, sondern sage mir lieber offen und wahr, ob er kommen soll, ob Du Dein Herz geprüft hast und ob Deine Gefühle für ihn so stark sind, daß Du —“

„Uß — Uß — schweig doch.“

„Nein, nein. Wenn Du ihn nicht zu lieben glaubst, dann schreibe ich ihm ab.“

Elsa versank in tiefes Nachdenken.

„Daß ihn nur kommen,“ sagte sie endlich mädchenhaft schüchtern.

„Gut — gut — wenn er sich bewährt, wenn er wirklich ein solider, ordentlicher Kerl wird, dann soll er meine Schwester haben, wenn Ihr Euch auch einschränken müßt, so wird es bei gutem Willen schon gehen — na — und am Ende — Du hast ja auch noch einen Bruder, der Uß heißt — aber Mädchen, das darfst Du ihm nicht verraten, denn sonst — lockere Zeitsige fallen nur zu leicht wieder in die alten Sprünge zurück.“

„Uß, mein süßer, einziger Uß, Welch ein Tag!“ Elsa ließ überwältigt von ihren Gefühlen, halb Wonne, halb Besorgnis, ihren Kopf an die Brust des Bruders sinken.

„Welch ein Tag, möge er sich als ein Feiertag bewähren, dem noch ungezählte Festtage folgen.“

„Das gebe Gott!“

„Nun, da sind wir.“

Uß bog auf den Schloßhof von Vickenholm und hielt vor dem Hauptportale.

„Nun steige aus.“

„Und Du?“

„Ich muß allein sein — mit ihrem Bilde!“

„Uß — still! Leb wohl.“ Sie reichte ihm die Hand, die er lebhaft drückte. „Au — au — ach Du Kraftmensch — Du — Du —“

Uß fuhr schon davon und hörte nicht mehr als Elsa sagte, sie aber stieg die Treppe hinauf, schlüpfte

in ihr trauliches Mädchenheim und ließ sich am Fenster nieder. Auch sie mußte allein sein — wenigstens nur in solcher Gesellschaft, welcher Uß auch den Zutritt zu seiner Einsamkeit gestattete — jetzt mochte sie niemand sehen, am wenigsten ihre Mutter.

„Welch ein Tag! Welch ein Tag!“ Darin gipfelten ihre Gedanken und Gefühle.

## Siebzehntes Kapitel.

„Endlich! Endlich!“ rief Lieutenant von Pfeilen, als er den Brief in der Hand hielt, der ihm die Mitteilung von Uß Ugenstein brachte, daß er in Holstein willkommen war.

Der schöne Sizzo befand sich in fieberhafter Erregung, ließ seinem Versetzungsgesuch folgen und harrte dessen Bewilligung entgegen.

„Mama, Herr von Pfeilen will mich besuchen,“ wandte sich Uß an Adolie.

„Wie kommt das?“ fragte Adolie einigermassen erstaunt. „Giebt es denn jetzt etwas zu jagen?“

„Wenig — aber er will halt kommen,“ entgegnete Uß.

Adolies Blicke fielen zufällig auf Elsa, welche eifrig mit einer Handarbeit beschäftigt am Fenster saß und bemerkte, wie diese errötete. Nur zu gut wissend, was bei einem so jungen Mädchen ein Erröten zu bedeuten hatte, wenn von einem Herrn die Rede ist, wußte sich Adolie daselbe sofort zu deuten. Mit Bizesschnelle flog ihr eine ganze Kette von möglichen Ereignissen, welche dieser Besuch in der Folge haben könnte, durch ihren Kopf und sie beschloß, dieselben wenn irgend möglich zu verwirklichen und zu ihrem Nutzen auszubenten.

Gab es etwas Angenehmeres für sie, als wenn Elsa sich verheiratete? War es nicht sehr günstig, daß sich ein Herr, der außerhalb Holsteins wohnte, für sie interessierte? Hier im Lande gab es augenblicklich wenig heiratsfähige Männer und es war Adolie lieber, daß ihre Tochter sich nicht nach einem Ort in der nächsten Nähe verheiratete, denn sie erblickte darin ein Hindernis weniger für ihre eigenen Pläne, welche ihr unsicher und verschwommen vor-schwebten. Vielleicht war Arno Fiding gerade der Gedanke, sein Eheglück unter den Augen einer erwachsenen Tochter heranblühen zu sehen, peinlich. War Elsa verheiratet, so entschloß er sich am Ende doch dazu.

„Ich habe Herrn von Pfeilen zwar nur flüchtig in jenen traurigen Tagen kennen gelernt,“ warf Adolie leicht hin, „aber ich habe einen sehr angenehmen Eindruck von ihm gewonnen.“

„Es ist ein prächtiger Mensch, Mama,“ bemerkte Uß.

„Nun, was meinst Du, Elsa?“

„Gewiß, Mama.“

Gerade die Einförmigkeit ihrer sonst viel gesprächigeren Tochter, welche sich gern über neue Bekanntschaften ausließ, bestätigte Adolie in ihren Hoffnungen und Vermutungen.

„Wiel wirst Du und werden wir ihm nicht bieten können, lieber Sohn, er muß sich eben mit uns begnügen.“

„Das wird er auch, denn ich glaube er kommt nicht der Zerstreuung wegen, die er in Berlin genug findet, sondern nur um mit uns zusammen zu sein.“

„Das ist mir lieb und ich finde es taktvoll von ihm, daß er sich bei Dir und nicht bei mir anmeldet, das würde unter den obwaltenden Umständen natürlich nicht gegangen sein.“

„Nun, ich denke, daß er wohl mehr in Videnholm sein wird, wie bei mir,“ sagte Uk, mit einem Seitenblick auf Elsa, welche sich befangen erhob und das Zimmer verließ.

„Glaubst Du, daß er auch andere Gründe hat uns zu besuchen?“ fragte Abolie jetzt schnell.

„Ich glaube es mit Bestimmtheit.“

„Also Elsas wegen.“

„Ich vermute es.“

„Nun, mir soll es genehm sein, wie stellt sich Elsa dazu?“

„Das weiß ich nicht, ich schließe aber aus ihrem Benehmen, daß sie sich darauf freut.“

„Gut, gut.“

„Ich will nun wieder nach Hause reiten. Leb' wohl, Mama.“

„Willst Du nicht zu Tisch bleiben, lieber Sohn?“

„Unmöglich.“

Abolie ging einige Male im Zimmer auf und nieder. Eine gewisse Unruhe hatte sie beschlichen, endlich blieb sie am Fenster stehen, sah in den Park hinab und wandte sich im Umdrehen dann schnell an Uk:

„Du solltest doch noch etwas bleiben, der Inspektor Jessen hat mich vorher fragen lassen, ob ich bereit wäre, mit ihm in den Park zu gehen, um die Bäume zu bestimmen, welche gefällt werden müssen.“

„Nun gut, thue es nur.“

„Willst Du nicht mit zugegen sein und selbst die Anordnungen geben, denn am Ende ist es doch Dein Eigentum, worüber verfügt wird?“

„Nein, nein, Mama, ich verstehe vom Garten und was damit zusammenhängt wirklich herzlich wenig und überlasse es Dir ganz. Jessen wird Dir schon die geeigneten Ratschläge geben,“ damit ging Uk und ließ Abolie allein zurück.

Sie sah starr gerade aus. Mehr als einmal war sie seit der letzten Unterredung mit dem Inspektor zusammengetroffen, geschmeidige Unterwürfigkeit hatte dabei sein Wesen gekennzeichnet, ab und zu aber hatte eine nur mühsam unterdrückte Leidenschaft darunter hervorgeblitzt, die sie auf der einen Seite erschreckte, auf der andern aber ihrer Eitelkeit schmeichelte und ihr Nervensystem in seltsame Erregung versetzte. Sie aber war ihm bald kalt und hochfahrend, halb mit einem Entgegenkommen begegnet, dessen sie sich hinterher schämte und das sie bitter bereute.

Dieser Mensch übte einen eigentümlichen Einfluß auf sie aus, dem sie sich entziehen mußte und sie dachte mit Unruhe an das halbige Zusammensein unter vier Augen mit ihm, was sie so gern ver-

mieden hätte. Wäre Uk nur geblieben! Sollte sie Jessen abfragen lassen und ihm bedeuten, daß er die Angelegenheit allein ordnen möge? Abolie überlegte und stand schon im Begriff dem Diener zu schellen, aber — es lag ein besonderlicher Reiz, ein Prickel darin, sich der Gefahr auszusetzen, denn als solche betrachtete sie das Alleinsein mit Jessen.

Der Bediente trat jetzt ungerufen ein und meldete, daß der Inspektor am Portale auf die gnädige Frau warte. Abolie fuhr bei dieser Nachricht zusammen und zögerte noch einen Augenblick.

„Ich komme gleich,“ sagte sie endlich und begab sich in das anstoßende Ankleidezimmer, um sich dort eine warme Umhüllung umzubinden. Auf das Geratewohl in den Schrank greifend, fiel ihr ein weiter Pelzmantel in die Hände, der zu diesem Zwecke wohl geeignet gewesen wäre.

„Er macht zu dick, zu unbehilflich,“ damit hing sie ihn zurück und zog eine kurze Jacke von rotbraunem Sammet mit silbergrauem Pelzbesatz an, welche früher das Entzücken von Arno Fiding gewesen war.

„Und die Kapotte — nein zu altmodisch, so kalt wird es nicht sein,“ und Abolie setzte statt dessen das zu der Jacke gehörige Pelzmützchen auf, dessen koketter Federstuß freilich mehr für Elsa als für sie gepaßt hätte. So angethan nahm sie einen kurzen Spazierstock, schürzte das Kleid, so daß ihre reizenden Füße, auf die sie besonders eitel war und daher gern zeigte, zur vollen Geltung kamen, und schritt dem Portal zu.

Dort lehnte Jessen in nachlässiger Haltung, sehr leger aber desto vorteilhafter in einen Jagdanzug gekleidet, an dem steinernen Pfosten und klopfte mit der Reitgerte seine hohen Stiefel. Wohl hörte er die Freifrau kommen, aber er that als ob er sie nicht bemerkte. Plötzlich fuhr er auf und zog ehrerbietig den flotten grünen Hut. „Sie hat sich sehr schneidig angezogen, und für wen? für die Bäume etwa?“ dachte Jessen und verschlang Abolies anziehende Erscheinung wahrhaft mit den Augen.

Die Freifrau sah und fühlte, was in diesem Manne vorging, und verspürte einen Widerhall in ihrer eigenen Brust. „Nun, haben Sie lange gewartet?“

„Allerdings, obgleich die gnädige Frau sehr pünktlich waren,“ gab Jessen, begleitet von einem langen Blick, zurück.

„Wie so? Sie sprechen in Rätseln.“

„Weil ich die Zeit nicht erwarten konnte und deshalb schon lange auf dem Posten stehe.“

Abolie gab ihm keine Antwort und suchte nur leicht mit den Achseln. „Kommen Sie.“

Das klang sehr kühl, stand aber mit den musternnden Blicken, welche die Freifrau über Jessens Gestalt gleiten ließ, im entschiedenen Widerspruch.

„Da hin?“

„Ich bitte, gnädige Frau.“

„Mein Gott, wie glatt, wie viel Schnee liegt da noch.“ Abolie hob, obgleich es nicht nötig war, das Kleid noch höher. „Man kann da fallen.“

„Wenn die gnädige Baronin sich meines Armes

als Stütze bedienen wollten?" Die Freifrau warf den Kopf ins Genick, so daß der kleine Federstutz auf dem Barett in heftige Bewegung geriet.

"Ich bitte darum," sagte sie endlich, als sie sich überzeugete, daß sie nicht allein gehen konnte. Nun legte sie ihren Arm lose in den des Inspektors und ließ sich von ihm über die teils glatten, teils feuchten Stellen führen. "Aber wie kommen wir über diese abscheuliche Pfütze?"

"Wir sind schon drüben!" rief Jessen mit einer Selbstverständlichkeit, die Adolie verstummen ließ, umfaßte sie dabei und hob sie darüber. Einen Augenblick schwebte sie in seinen Armen und fühlte kurz wie ein Gedanke, den Druck dieser mächtigen Glieder, der sie durchzuckte, als hätte sie der Schlag eines Zitteraals getroffen. "So! Das wäre gemacht, nun haben wir gewonnenes Spiel," sagte Jessen mit einem Gleichmut, der an Frechheit grenzte und einem unschuldigen Kinderlächeln um die Lippen.

Adolie wußte kaum wie ihr geschehen war und stürmte eilig vorwärts, um Jessen die Verlegenheit, die sich ihrer bemächtigt hatte, zu verbergen.

"Dorthin, gnädigste Frau."

"So — so —"

"Wollen Sie hier gefälltigt halten?"

"Diese drei Bäume, zum Glück die wenigst schönen Exemplare, müssen fallen."

"Gut, gut," entgegnete Adolie zerstreut.

"Und diese — diese —" sagte Jessen im Weitergehen.

Die Freifrau sah kaum hin, hörte kaum was Jessen sagte, hatte das bestimmte Gefühl, daß sie sich der Nähe dieses Menschen so schleunig wie möglich entziehen müsse und fand doch nicht den Mut dazu; nein, im Gegenteil, jemeht diese Überzeugung in ihr Kraft gewann, desto lebhafter tauchte etwas dieser Überzeugung geradezu Widersprechendes in ihr auf. Sie blieb, blieb, setzte ihre Wanderung durch den ganzen Park, rings um das Schloß fort, ließ sich fast willenlos die Wege führen, welche abseits und unbeobachtet lagen, nahm Carl Jessens Arm wieder und geriet mit ihm in ein Gespräch, welches mit der Umwandlung des Parkes gar nichts mehr zu thun hatte.

"Was müssen Sie darunter gelitten haben, Herr Jessen?"

"Ja, gelitten, das ist das rechte Wort, aber es ist überstanden und ich lebe in einer Gegenwart, die sich so schön für mich gestaltet hat, wie ich es von dem Geschick, was mich bis dahin so grausam behandelte, nimmer erwarten durfte."

Ein Blutstrahl brach aus seinen tiefblauen Augen, die jene wunderbare Färbung erhielten, welche der blaue Stahl im Moment des Erglühens annimmt. Adolie bebte davor und sog ihn doch mit Wonne ein.

"Solche Augenblicke —"

"Was ist das dort für ein Vogel, Herr Jessen?" Er hörte oder wollte nicht hören. "Solche Augenblicke, wie der jetzige, wo mich die Krone der Frauen ihrer Gesellschaft würdigt, wo die — Perle — der Schöpfung warmen Anteil an meinem Geschick nimmt,

machen mich alles Leiden, welches ich dort drüben im vollen Maße durchkosten mußte, vergessen."

Er ergriff stürmisch ihre Hand und preßte sie gegen seine Lippen. Adolie überließ sie ihm, ihr Schwindelte, die Erregung dieses Mannes wirkte auf sie wie berauschend.

Aber ihr besseres Einsehen kehrte zurück, mit einem kurzen Ruck entzog sie ihm die Hand und ging auf dem nächsten Wege ins Schloß.

"Hermine."

"Gnädige Frau."

"Ich reise heute abend nach Breeß."

"Ach? Heute noch?"

"Ja, ja."

"Und auf wie lange?"

"Einige Tage, einige Wochen, was weiß ich. Viel Kleider gebrauche ich ja der Trauer wegen nicht, sorge nur für genügende Wäsche."

Hermine schickte sich sofort an, den Befehlen ihrer Herrin nachzukommen.

"Dem will ich ein Ende machen! Fiding soll Farbe bekennen! Ich wette, daß er noch in Breeß sitzt, obgleich er mir schon vor acht Tagen schrieb, daß er nach Kopenhagen reisen wollte. Wäre er gereist, er würde mir von dort geschrieben haben. — Ja — oder nein! Und wenn 'nein' — dann — dann — oooooohhh — ich bin rasend!"

Adolie warf sich auf das Ruhebett und zankte sich, um ihre grenzenlose Nervosität auszutoben, mit beiden Händen in dem goldroten, prachtvollen Haar, welches lose und lang, lang über die Schultern und die Brust fiel. Nun sprang sie auf. Hin und her, her und hin durchmaß sie die Länge und Breite ihres Zimmers, um endlich am Fenster stehen zu bleiben.

"Unerträglich! Unerträglich!" Damit schoß sie ins Zimmer zurück, denn Carl Jessen ging eben über den Schloßhof und sandte einen langen, entzückten Blick zu ihr hinauf.

Vald darauf sah er die Freifrau mit einem mächtigen Koffer über den Hof fahren. Ehrfurchtsvoll grüßend, dachte er sich sein Teil. "Sie will mir entfliehen," murmelte er vor sich hin und — da — Adolie blickte sich noch einmal um. Jessen lächelte und es war als ob seine Augen Feuer sprühten. "Es wird ihr nicht gelingen," flüsterte er wohlgefällig und begab sich an seine Geschäfte.

"Elsa! Mein Gott, Elsa!" rief Adolie plötzlich. Jetzt erst fiel ihr dieses Kind ein, an dessen Wohlergehen sie so wenig Anteil nahm, welches ihr, je stattlicher sie heranwuchs, immer mehr als Hindernis erschienen war. "Ich hatte sie ganz vergessen! Man kann nicht an alles denken!"

Adolie kehrte nicht um, und nahm sich vor, in Oldenburg bei der Doktorin vorzufahren und diese zu bitten, entweder für ein paar Tage zu Elsa nach Bickenhof zu fahren, oder sie zu sich einzuladen. Frau Brand that sofort das letztere, Adolie schrieb einige flüchtige Abschiedsworte dazu und bestieg dann den Zug, welcher sie nach Breeß führen sollte.

Es war einer jener Wintertage, welcher den nahenden Frühling ahnen läßt und wie ihn so schön nur die nordischen Küstenländer kennen, wo die

Nähe der See mild und erfrischend zugleich wirkt. Fenno hatte durch den warmen Sonnenschein verlockt, sich in den Sattel geschwungen, um einen längeren Ritt zu machen. Für ihn bot die Natur nichts Außergewöhnliches, er sah nicht das erwachende Leben in den schwellenden Knospen, er hörte nicht das Zwitschern der Vögel, welche ihre Stimmen heute lauter erhoben, unruhig hin- und herflogen und Ausschau hielten, wo sie ihr künftiges Heim für die junge Brut aufschlagen wollten.

Ihm bot die Natur, das sanft gewellte holsteinische Land, seine unfreiwillige Thätigkeit als Oekonom nur Langeweile und Eintönigkeit. Hätte er wenigstens auf den benachbarten Gütern verkehren, hätte er ab und zu nach Hamburg fahren können, um sich dort zu zerstreuen und gut zu essen. Aber davon hielt ihn die Trauer und der empfindliche Mangel an barem Gelde ab, denn vorläufig hatte er noch genug zu thun, um seine alten Gläubiger zu befriedigen, welche in wahrhaft pöbelhafter Weise auf Bezahlung drängten.

„Menschen! Menschen! Gold! Gold!“ rief er laut, setzte seinen Fuchs in Galopp und ließ ihn lang ausgreifen, bis er am Strande anlangte. „Ach! Ueberraschend! Schön! das muß ich sagen!“ Fenno verhielt sein Pferd und betrachtete das demantfunkelnde Meer, welches träumerisch, wie im Halbschlaf da lag. Nur zuweilen fuhr ein leiser Wind darüber hin und kräuselte seine Oberfläche zu einem bezaubernden Lächeln.

Fenno hielt noch auf derselben Stelle, als sich von Osten her, immer den weichen, sandigen Strand verfolgend, der sich fast unmerklich im Wasser verlor, ein weibliches Wesen auf einem dicken zottigen Pony nahte. Die Zügel hingen schlaff herab und das Pferdchen verfolgte augenscheinlich seinen Weg nach eigener Eingebung, während die junge Dame nachlässig, sich ihren Gedanken überlassend, im Sattel saß. Jetzt richtete sie sich empor und ergriff die Zügel, kein Zweifel, sie hatte Fenno Ugenstein bemerkt.

„Alle Wetter, die ist hübsch,“ fuhr es Fenno durch den Sinn und auch er setzte sich in Positur. „Wer mag das sein? Reizend, blond, rosig, gesund, urgesund sogar, so ächt holsteinisch Vollblut.“

Jetzt waren sie dicht bei einander und Fenno, getreu seinem alten Grundsatz: „Wer wagt, gewinnt“, in dem eifrigen Bestreben, auf alle Fälle sich die Ede seines Daseins angenehm zu kürzen, zog den Hut und ritt dicht an die Reiterin heran.

„Entschuldigen Sie, meine Gnädigste, ich bin hier fremd, habe die beste Absicht nach Oldenburg oder Heiligenhafen zu reiten und stehe plötzlich vor diesem gewaltigen Wasser, ungeschlüssig wohin ich mich nun wenden soll.“

Erduine schraf zuerst zusammen, dann betrachtete sie den jungen, eleganten Mann, endlich lachte sie hell auf.

„Mein Herr, Oldenburg liegt gerade westlich von hier, dieser Weg da führt direkt hin, während Heiligenhafen im Osten liegt, Sie müßten dann diese Straße einschlagen. Zu vereinigen geht das nicht.“

antwortete Erduine mit kindlicher Unbefangenheit, verneigte sich leicht und wollte weiter reiten.

„Und wohin führt Sie Ihr Weg?“ fragte Fenno mit verblüffender Dreistigkeit, durch welche sich Erduine jedoch nicht aus der Fassung bringen ließ.

„Nach Hause,“ sagte sie kurz, wandte den Pony und wollte zurück reiten.

„Und das wäre?“

„Nach Ragnüchel,“ entgegnete Erduine laut und stolz, jedoch so abweisend, daß selbst Fenno in seine Schranken zurückgewiesen wurde. Aber es dauerte nur einen Moment, dann stiegen ihm plötzlich ganz andere Gedanken auf. Dieses junge Mädchen war ohne Zweifel Erduine von Ugenstein, von der zu Hause manchmal die Rede gewesen war, die Tochter jener Niete, welche seinen Onkel Bernd, diesen dummen Teufel mit Pechstiefeln eingefangen hatte. Sollte es nicht möglich sein, mit der Tochter einer solchen Frau, einem Mädchen, welches mutterseelenallein im Lande herumritt, ein kleines, verliebtes Abenteuer zu beginnen? Im Nu besand er sich an Erduines Seite, welche starr geradeaus sah und that, als ob sie ihn gar nicht bemerkte.

„Dann sind Sie Fräulein Erduine von Ugenstein?“

„Allerdings.“

„Nun, dann darf ich es wohl wagen, Sie ein Stück zu begleiten?“

„Mein Herr!“

„Es war die Stimme des Bluts, welche uns hier zusammenführte.“

„Des Bluts?“

„Ja, denn ich bin Ihr Vetter Fenno von Ugenstein!“

Erduine starrte ihn einen Augenblick an, plötzlich fiel ihr die Familienähnlichkeit mit Elsa und Uß auf.

„Wirklich? Ja, ich muß es glauben — Sie gleichen Ihrer Schwester.“

„Sehr schmeichelhaft.“

„Und wenn wir auch nur Vetter und Cousine im hundertsten Gliede sind —“

„Wie so?“

„Nun ja, ich denke unsere Verwandtschaft läßt sich doch wohl kaum noch nachweisen.“

„Aber nein — sie ist die nächste, welche nur existieren kann, es sei denn, daß wir Geschwister wären.“

„Sie scherzen. Nein, nein — addio, Herr von Ugenstein, addio — die Rechte eines Veters kann ich Ihnen wirklich nicht einräumen.“ Sie lachte hell auf, gab Muck einen tüchtigen Hieb mit der Gerte und galoppierte davon.

„Das ist ja ein entzündendes Mädel“ dachte Fenno und galoppierte auch an.

„Bitte, mein Herr, ich wünsche wirklich allein zu reiten,“ bat Erduine, welche das Erfolglose ihrer Flucht einsehend, das Pferd in Schritt fallen ließ.

„Aber warum nicht, wir sind es ja doch, denn unsere Väter sind doch Brüder!“

„Brüder! — Sie lügen, mein Herr!“

„Ich lüge nicht!“

„Aber ich will allein reiten!“ rief Erduine zorn-

rot im Gesicht mit einem Ausdruck in den Augen, der Fenno rein von Sinnen brachte.“

„Aber ich —“

„Mein Herr, wenn Sie einen Funken von Zartgefühl haben, so verlassen Sie mich.“ Das liebe halbwüchsige Kind war entschunden und Erbuine zeigte sich als reifes Mädchen, welches genau wußte, was es zu thun hatte.

„Wie Sie befehlen, fragen Sie Ihren Herrn Vater, er wird Ihnen bestätigen was ich sagte,“ entgegnete Fenno, zog den Hut und ritt den nach Oldenburg führenden Weg verfolgend, weiter, während Erbuine die entgegengesetzte Richtung einschlug.

Rein Gedanke, vielleicht ein großes Unglück, ein Zerwürfnis in der Familie Uzenstein-Ragnüchel angerichtet zu haben, stieg in Fenno auf und wäre er ihm gekommen, so würde er wohl keine Gewissensbisse darüber empfunden haben. Seine Leidenschaft war geweckt, das Vergnügen, ein kleines Abenteuer in diesem Lande der tödtlichen Langeweile erlebt zu haben, welchem hoffentlich noch manches andere folgen sollte, erfüllte ihn allein. Was gingen ihn diese Leute in Ragnüchel an? Warum hatten sie eine so hübsche Tochter und trat er wirklich mit ihnen in Verbindung, was natürlich die Mißbilligung seiner Mutter und seines Bruders erwecken mußte, so war ihm dies auch vollständig gleichgültig, denn er war erwachsen, gewissermaßen, freilich nur sehr bedingt, selbständig und konnte sich seinen Verkehr wählen, wie er nur wollte. Mit solchen Gedanken beschäftigt, ritt er nach dem Vorwerk Bestenau zurück, sah sich flüchtig in der Wirtschaft um und sandte dann einen Zettel an den Inspektor Jessen.

„Kommen Sie heute abend zum Stat, bringen Sie den dritten Mann mit, denn ich habe hier keinen Menschen, es sei denn der Großknecht oder der Schweinehirt. Eine famose Gegend das!

Fenno Uzenstein.“

„Wird alles nach Wunsch besorgt werden.“

Jessen.“

lautete die Antwort, welche der Bote zurückbrachte.

Fenno hatte es verstanden, sich in dem an und für sich unwohnlichen Hause des Vorwerkes wenigstens einige Zimmer so behaglich wie möglich einzurichten. Tapezierer und Tischler aus Oldenburg hatten ihre Schuldigkeit gethan und die zahlreichen, eleganten Möbel, die Teppiche, die Bilder, die Rennpreise und Jagdtrophäen, welche Fenno aus seiner Garnisonstadt mit herübergebracht hatte, thaten das ihrige, um die Wohnlichkeit zu erhöhen.

Der Abend brach an. Inspektor Carl Jessen stellte sich ein, brachte einen jungen Ökonomen vom Nachbargute mit und bald war der Stat, bei dem es nicht an Bier und Cigarren fehlte, im Gange. Gegen neun Uhr wurde eine Pause gemacht und dem kräftigen holfsteinischen Abendessen der Köchin alle Ehre angethan.

„Nun sagen Sie mir nur, Herr Inspektor, womit schlagen Sie denn eigentlich Ihre Zeit tot?“ fragte Fenno im Laufe des Gesprächs.

Jessen lächelte still in sich hinein. Es gab da so mancherlei, womit er sich die Zeit vertrieb, aber

das konnte er Herrn von Uzenstein nicht verraten, so verschwieg er ihm auch, daß er heute eine kleine Schachtel mit Erdbeeren, welche im Gewächshause zur Reife gebracht waren, nach Preez an die gnäbige Frau sandte.

„Welches Glück für diese Früchte, deren Sträucher noch aus der Zeit des alten Pächters stammen, daß sie einer so schönen Bestimmung entgegenreisten,“ wagte Carl Jessen in dem Briefe zu schreiben, mit dem er die Erdbeeren der Freifrau übersandte.

„Nun, womit schlagen Sie die Zeit tot?“ fragte Fenno wieder, denn Jessen, im Gedanken jene süße Sendung an die Freifrau begleitend, hatte ihm noch keine Antwort gegeben.

„Arbeit, Arbeit und wieder Arbeit, Herr Baron,“ antwortete Jessen. „Sie geben wohl?“

Fenno verteilte die Karten. „Haben Sie denn gar keine Bekannten hier?“

„Eigentlich nicht, es sei denn, daß ich ein paar Bierphilister in Oldenburg dazu rechnen wollte.“

„Und verkehren Sie gar nicht auf den benachbarten Gütern?“

„Gar nicht!“

„Auch nicht bei den Pächtern?“

„Nein, aber morgen gedente ich eine Bekanntschaft zu machen!“

„So, nun wo denn? Sie machen dabei ein so geheimnisvolles Gesicht.“

„Das nicht, aber — es ist eine heikle Sache. Eichel.“

„So? Heikle Sachen pflegen interessant zu sein.“

„Ich muß zwei Arbeitspferde kaufen.“

„Nun, wenn es weiter nichts ist.“

„Bei dem Freiherrn von Uzenstein in Ragnüchel.“

„Ah, bei meinem biedereren Herrn Onkel —“

„Er züchtet die besten Pferde hier, und das Geschäft —“

„Ist natürlich die Hauptsache. Natürlich, da können die widerstrebenden Gefühle der feindlichen Brüder nicht berücksichtigt werden.“

„Baron Uzenstein meinte das auch.“

„Wissen Sie was, ein Gedanke, ich könnte Sie begleiten.“

„Oh,“ entfuhr es Jessen gelehrt.

„Aha! Ich merke schon, es ist Ihnen nicht angenehm.“

„Oh, mein Herr Baron.“

„Doch, doch, Sie alter Schlauberger wissen natürlich, daß sich in Ragnüchel neben den vorzüglichen Pferden eine felsehe Tochter befindet.“

„Wirklich nicht, Herr Baron.“

„Ich würde ganz gern einmal mir meinen lieben Onkel und meine verehrte Frau Tante in der Nähe ansehen.“

„Mir scheint die Cousine —“

„Die Hauptsache zu sein, was? Warum nicht. Ich will mir die Pferde auch einmal ansehen, ich reite auch hin.“

„Wie der Herr Baron darüber denken.“

„Natürlich, wir stehen uns ganz fremd gegenüber, die verwandtschaftlichen Beziehungen werden mit keinem Worte erwähnt.“

Jessen, der bis dahin im Gewinn gewesen, war von jetzt ab ein unaufmerksamer Spieler und verlor. Das Spiel interessierte ihn gar nicht mehr, sondern seine Gedanken weilten allein bei dem, was Jenno mit ihm besprach und er kam zu dem Ergebnis, daß ihm dort die Gegenwart eines dritten vielleicht gerade in seine Pläne paßte.

Es war Mitternacht vorüber als sich die drei Herren trennten, nachdem Jenno und Jessen verabredet hatten, sich am nächsten Morgen um zehn Uhr an der großen Eiche zu treffen, um von da aus gemeinsam nach Kagnüchel zu reiten.

„Jessen, es wäre mir lieb, wenn mein Bruder und meine Mutter vorläufig noch nichts von meinem Geschäftsgang wüßten. Sie stecken in alten Vorurteilen, nun, Sie können sich das denken. Leute wie wir, die wir uns in der Welt umgesehen haben, sind in dieser Beziehung nicht so engherzig. Nicht wahr?“

„Gewiß, natürlich.“

Der Inspektor hatte eine unruhige Nacht, der nächste Tag erschien ihm als ein ereignisvoller und auch Jenno sah ihm gespannt entgegen.

„Was wird dieser kleine, reizende Käfer für Augen machen?“ war sein letzter bewußter Gedanke, dem viel unbewußte folgten, die ihm alle die blonde verpönte Cousine in Kagnüchel so verführerisch wie möglich vorzauberten. Gerade daß seine Angehörigen nichts von ihr wissen wollten, reizte ihn desto mehr.

„Da bin ich!“ rief er am nächsten Morgen schon von weitem dem Inspektor zu, als er diesen bereits an der großen Eiche auf ihn wartend fand. „Nun avanti!“

Beide Herren setzten ihre Pferde in einen flotten Trab und schlugen den von hohen Knicks eingefassten Weg nach Kagnüchel ein.

„Wie weit ist es noch?“ fragte Jenno nach einiger Zeit.

„Nur einen Pistolenschuß weit, der Herr Baron scheint Ungebuld zu haben?“

„Oh nein,“ antwortete Jenno gedehnt, sein Pferd in Schritt fallen lassend. Jessen that dasselbe.

„Da liegt es,“ sagte der letztere bald darauf mit der Hand nach vorwärts deutend.

„Das elende Ding da,“ entfuhr es Jenno verächtlich.

„So elend ist es nun gerade nicht, ich wünschte es gehörte mir. Ein kapitaler Boden und gehalten, bewirtschaftet — ich sage Ihnen, Herr Baron, ich wünschte es gehörte mir.“ Jessens Augen drückten gieriges Verlangen aus.

„Tante Mieta scheint demnach die Wirtschaft zu verstehen, denn Onkel Bernd soll ein fürchterlicher Strohkopf sein.“

„Muß wohl.“

„Und vielleicht ist sie nun, da sie sich einen Baron eingefangen hat, eine tüchtige Scharrhenne geworden, die einen ordentlichen Haufen Mammon zusammengekrakt hat.“

„Wahrscheinlich.“

„Nun, das pflegt ja bei solchen Personen immer

der Fall zu sein. Und das bekommt alles einmal dieses hübsche Wurm, die Tochter.“

„Vermutlich,“ entgegnete Jessen und sah nach der andern Seite hin.

„Sie hat aber doch noch einen Sohn — ich glaube sie hat ihn zu den Zulucaffern oder den Gottentotten geschickt.“

„Man jagt so etwas.“

„Nee, das ist sicher, der wird wohl verdorben und gestorben sein.“

Jessen sah starr dem Gaul zwischen die Ohren und trabte wieder an, um zehn Minuten später mit Jenno in den sauber gehaltenen, vom bunten Federvieh belebten Gutshof einzureiten.

„Alles Wetter — da,“ rief Jenno.

„Was denn?“ fragte Jessen,

„Nun, sehen Sie doch — da — Hännchen und die Küchlein!“ Er zeigte nach vorwärts, wo Erbuine, umschwirrt und umflattert von Tauben und Hühnern, ihren Lieblingen Futter streute.

„Hübsch! Sehr hübsch!“

„Oh, entschwinden, fort wie Schnupftabak!“

Erbuine lief, als sie der beiden Herren, ohne sie zu erkennen, ansichtig wurde in das Haus. „Papa! — Vater! — Vater! — Besuch! — Zwei Herren zu Pferde! — Mutter! — Mama!“

„Ja doch! Was denn?“

„Fremde! Besuch! Komm herunter! Christian! Christiaa!“

„Hier!“

„Nimm den Herren die Pferde ab! Frage was sie wünschen!“

Erbuine stog auf ihr Zimmer. „Besuch! Menschen! Menschen in Kagnüchel, in diesem einsamen, verlassenen und vergessenen Kagnüchel. Und wie seh ich aus! Die Tauben haben mich arg genug zugerichtet.“

Sie löste schnell das Haar, welches ihr bis unter die Hüften rollte und begann es eifrig zu ordnen. „Ach und mein Kleid. Einen Saum hat's! Ganz naß ist es.“ Mit Bindeseile streifte sie es ab, zog ein anderes an und wechselte die Schuhe.

„Nein, so kann ich nicht hinuntergehen, erst muß man mich rufen.“ In fieberhafter Erregung blieb sie versteckt hinter dem weißen Vorhange am Fenster stehen, schaute auf den Hof und sah wie Christian so ungeschickt wie möglich den beiden die Pferde abnahm.

„Das ist — der Inspektor — ja — ja — der von neulich und der andere — das — das ist — Herr von Ugenstein.“

Wie war ihr nur zu Mute? Es war ihr selblicher Wetter, er hatte es ihr ja gesagt und ihr Vater sowohl wie ihre Mutter hatten endlich nach langem Hin- und Herreden die Wahrheit von Jennos Worten bestätigt.

„Die Frage über: Mein oder Dein, hatte uns Brüder entzweit, wir wurden nie wieder gut und es ist unmöglich, daß sich jetzt ein verträgliches Verhältnis wieder herstellen läßt,“ hatte ihr Vater endlich zugegeben, was sie tief, tief traurig machte, denn dadurch waren alle Hoffnungen, sich je mit U zu vereinigen, hinfällig geworden. Und er schwieg bis jetzt! Er hatte ihr nach seinem Liebesgeständnis kein

freundliches Zeichen seines Gedankens zukommen lassen! Keines! Und nun kam sein Bruder! Das war günstig: Fenno hatte Uß bestimmt von ihrer Begegnung erzählt und nun sandte ihn dieser vielleicht um — um — um den ersten Schritt zur Annäherung zu versuchen.

„O Gott, ich danke Dir! Und ich habe ihn so schroff behandelt, habe seine Annäherung so unfreundlich zurückgewiesen! Er mag mir verzeihen! Ja, ja, es wird gut, es wird herrlich werden!“

Erduinens Augen füllten sich mit Thränen der Freude und Nührung, ihre Hände schlangen sich ineinander, und sie flehte den Höchsten um Erfüllung ihrer heißesten Wünsche an, dabei gespannt auf jeden Tritt lauschend, ob man sie noch nicht rufen würde.

„Angenommen hat sie Papa — das ist gut, sehr gut — denn Herr von Ugenstein mußte doch seinen Namen nennen.“ Alles in Erduine jubelte, und Ragnüchel erschien ihr mit einem Male als der Himmel auf Erden.

„He scholl rin kommen,“ hatte Christian gesagt, der sich so weit aufgeschwungen hatte, um in sein Gesicht den Ausdruck der Neugier andeutungsweise aufsteigen zu lassen. Aber nur andeutungsweise, dann sah er wieder so hölzern aus wie früher. Jetzt führte er, immer einige Beruhigungsausrufe ausstoßend, die Pferde am Zügel langsam vor dem Hause auf und ab.

Fenno Ugenstein und Carl Jessen betraten die mit Erntekränzen geschmückte Diele des Gutsgebäudes und blieben dort, unschlüssig wohin sie sich wenden sollten, stehen. Es war niemand hier, der ihnen den Weg gezeigt hätte. Endlich nahen die schweren Schritte des Hausherrn, der ihnen in hohen beschmückten Stiefeln und einem Jagdanzuge von zweifelhafter Reinlichkeit, mit struppigem Bart- und Haupthaar entgegnetrat.

„Guten Morgen, meine Herren, womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ich wollte mir die Wagenpferde ansehen, Herr Baron, die Sie im Oldenburger Blatt angezeigt haben.“

„Soll mir recht sein. Und Sie?“

„Ich auch.“

„Mit wem habe ich das Vergnügen?“

„Inspektor Jessen aus Videnholm,“ ergriff Carl das Wort. Einen Augenblick huschte es rot über Bernds Gesicht, von dem man übrigens nur wenig sah, denn es wurde fast ganz von dem üppigen Bart und dem in die Stirn hängenden Haar verdeckt. Er hatte sich offenbar seit langer Zeit nicht mehr der Hand eines Friseurs unterstellt.

Fenno hatte bis jetzt noch geschwiegen, dafür aber, in der Hoffnung Erduinens ansichtig zu werden, mehrfach Umschau gehalten.

„Mein Name ist von Ugenstein-Vestena,“ sagte er endlich in ganz gleichgültigem Tone.

Bernd verbeugte sich nicht, sondern redete sich im Gegenteil zu seiner ganzen stattlichen Größe empor, bewegt von dem Gefühle, Fenno beim Arm zu nehmen und ihn vor die Thür zu setzen. Aber der Gentleman in ihm siegte und er war sich bewußt, was er einen.

Manne, der als Gast oder Geschäftsmann in sein Haus trat, schuldig war.

„Und Sie wollten sich die Pferde auch ansehen?“

„Wenn Sie es gestatten, Herr Baron?“

„Natürlich. Kommen Sie.“

Alle drei traten auf den Hof, Bernd ließ einen lauten Pfiff erschallen, worauf ein flachsblonder, halbwüchsiger Junge den Kopf zur Thür des Pferdebestalles herausstreckte.

„Die beiden Dicken vorführen.“

Es dauerte eine Weile, ehe der Stallburche mit dem ersten Pferde herauskam, so lange standen die drei Herren nebeneinander, ohne ein Wort mit einander zu wechseln. Dem Freiherrn war dieses Zusammensein gräulich, er trat seiner Gewohnheit gemäß, von einem Fuß auf den anderen und klimperte, die Hände in die Hosentaschen versenkt, mit dem Schlüsselbund. Carl Jessens Gesicht trug den Ausdruck gespannter Erwartung, dabei überflog sein Blick bald das Haus, bald den Hof, während Fenno, durch diesen Auftritt belustigt, zuweilen seinen nichts weniger als anziehend aussehenden Onkel betrachtete, dann aber seine hübschen Augen die Fensterreihe des einstöckigen Wohnhauses abpatrouillieren ließ.

Plötzlich flammte es in seinem Gesicht auf, er hatte entdeckt, was er suchte: Erduine, sich zu sicher fühlend, war zu dicht an das Fenster getreten, und ihre Blicke begegneten sich. Aber nur einen Moment währte dies, dann trat sie schnell zurück und verschwand.

„Abscheulich! Nun hat er mich doch gesehen. Aber wollte ich dies nicht? Ich gehe hinunter, er hat sicher eine Botschaft von Uß — Soll ich? — Ach, ich getraue mich nicht! Nein, ich bringe es nicht fertig.“

Erduine lächelte kindlich, sie mußte lebhaft an die Zeit denken, wie sie als Kind nicht dazu zu bewegen gewesen war, in das Zimmer zu gehen, als Frau Doktor Brand zum ersten Male hier ihren Besuch machte.

„Na, endlich!“ rief Freiherr Bernd wie erleichtert aus, als das erste der Pferde vorgeführt wurde. „Ruhig — erst im Schritt — Du Esel, mußt das Tier nicht anstieren, dann geht es nicht von der Stelle!“

Endlich führte der Junge das Pferd ordnungsmäßig vor.

„Sehr gutes Gangwerk,“ bemerkte Jessen.

„Ein famoses Kreuz und Knochen wie aus Stahl,“ setzte Fenno hinzu.

„Antraben — locker lassen — Peitsche her!“ rief Bernd, ließ sich von einem Knecht eine Bahnpeitsche reichen und trieb das Pferd, welches im Kreise herumtrabte, damit an. „Haaalt — haaalt.“

Jessen und Fenno traten heran, öffneten dem Pferde das Maul, prüften das Gebiß und besühlten die Sehnen.

„Räum sechs Jahre, Herr Baron.“

„Fünf und ein halb.“

„Das beste Alter,“ setzte Fenno zerstreut hinzu.

„Es ist gutes preussisches Halbblut, die werden eigentlich erst mit neun. — Den anderen.“

Der Stall- und Wagensgenosse des ersten Pferdes



wurde jetzt vorgeführt und hatte sich gleichfalls der guten Beurteilung der beiden Herren zu erfreuen.

„Nun, und der Preis?“ fragte Jessen.

„Machen wir das drinnen ab,“ entgegnete der Freiherr, und man schritt dem Hause zu, wo nach holsteinischer Sitte inzwischen Frau Miete für ein kräftiges landesübliches Frühstück gesorgt hatte, welches im Speisezimmer aufgetragen war. Schinken, Schlackmurst, Eier, Grütze, eine kalte Hammelkeule und Gänsemeißsauer, dazu Wein, Bier und ein ordentlicher Schnaps vereinigten sich zu einem angenehmen Ganzen.

Die Herren betraten von der Diele her das Wohnzimmer, und in demselben Augenblick erschien die wohlbeleibte, in den unvermeidlichen grauen Oberrock gekleidete Gestalt der Hausfrau, das fleischige, in gesunder Röte strahlende Gesicht auf die Eintretenden gerichtet. Bernd versuchte die Lippen zu öffnen, aber es gelang ihm nicht sogleich.

„Meine Frau, Herr Baron von Ukenstein und Herr Inspektor Jessen aus Bickenholm,“ stellte er endlich vor.

Miete blieb noch einen Augenblick wie festgebannt, als hätte sie nicht recht gehört, stehen, dann schoß sie plötzlich bleichen Angesichtes einige Schritte vorwärts. Carl Jessen, straff, gerade aussehend, mit einer Miene als wäre sie aus Stein geformt, ging ihr entgegen und streckte ihr seine große Hand hin.

„Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, gnädige Frau.“

Miete tastete nach der Hand, ergriff sie hastig und behielt sie einen Moment in der ihrigen, als wenn sie sich daran festhalten wollte, dabei wandte sie keinen Blick von dem Gesicht des Inspektors.

„Es — es — ist mir — sehr — sehr — angenehm,“ brachte sie mühsam über die Lippen, sich dann losmachend und sich gegen Fenno ungeschickt und linksich verneigend.

Dieser sowohl wie Bernd fanden das Wesen der Freifrau begreiflich, denn sie trat zum ersten Male im Leben einem Mitgliede und einem Angestellten des Hauses Ukenstein-Bickenholm gegenüber, da war es natürlich, daß sie, die so wenig weltgewandte Frau, darüber die Fassung verlor, um so mehr, da diese Begegnung so unerwartet geschah.

„Setzen wir uns, langen Sie zu, meine Herren,“ sagte Bernd endlich, wie von einem schweren Alp befreit. Als man Platz nahm, öffnete sich die Thür wieder und unter hastiger Verlegenheit, ungeschickten Bewegungen, mit gerötetem Gesicht und einem gezwungenen Lächeln schoß Erbuine in das Zimmer.

„Nun, Papa, ich — ich — Ihr habt mich wohl vergessen — ich habe auch Hunger.“

Miete machte ein unwilliges, düsteres Gesicht, der Freiherr sah auch gerade nicht freundlich drein und vergaß die Herren vorzustellen. Aber Erbuine überschaute schnell die Situation und war bestrebt, das Peinliche derselben abzustreifen.

„Du brauchst mir die Herren nicht vorzustellen, Papa, wir kennen uns bereits, hier Herr von Ukenstein, mein verehrter Herr Vetter, eine Strandbekanntschaft und dort Herr Inspektor Jessen, der Held

meiner romantischen Begegnung im Walde, als ich mich auf Irrfahrten begeben hatte.“

Das klang lustig und natürlich und hatte wirklich zur Folge, daß die gedrückte Stimmung sich ein wenig milderte. „Ich hole mir schon einen Teller,“ damit ging Erbuine nach freundlicher, unbefangener Begrüßung der beiden Fremden zum Büffet, nahm alles Nötige heraus und setzte sich dann mit an den großen bequemen Tisch.

Miete rührte die Speisen kaum an; ihnen anscheinend ihre ganze Aufmerksamkeit schenkend, sah sie doch zuweilen verstoßen zu dem Inspektor hinüber, welcher mit größter Seelenruhe von dem Schinken und den Eiern zulangte, während Fenno ein möglichst harmloses Gespräch mit Erbuinen anbahnte.

„Nun, sind Sie neulich gut nach Hause gekommen?“

„Gewiß, ich fürchte mich nicht, wen sollte man auch hier bei uns in Holstein fürchten?“

„Natürlich, von den Eingeborenen bestimmt niemand, höchstens, daß Ihnen mal ein fremder Handwerksbursche begegnete.“

„O, nein, am Strande, meinem Lieblingsaufenthalt, gehen sie nicht entlang, schwärmerisch pflegen die Herren Handwerksburschen nicht zu sein.“

„Das überlassen sie den jungen Damen, nicht wahr?“ sagte Fenno lachend, belustigt durch die schlaue Art, durch welche Erbuine, wie er meinte, ihm zu verstehen geben wollte, wo sie hauptsächlich zu treffen war.

Miete sah wohl wie dem Freiherrn Bernd dieses Gespräch zwischen Erbuine und Fenno peinlich war, und er wandte sich jetzt auch ziemlich laut an seine beiden Gäste:

„Also meine Herren, die Pferde haben Ihren Beifall?“

„Gewiß,“ antwortete der Inspektor. Fenno schwieg.

„Die Mutter ist eine Mutterstute von mir, und der Vater ist der Pluto aus dem Großherzoglich Oldenburgischen Gestüt.“

„Und wie hoch beläuft sich der Preis?“ fragte Jessen, während Fenno gar kein Interesse für die Pferde an den Tag legte, sondern den Versuch machte, das Gespräch mit Erbuine fortzusetzen. Diese, viel zu taktvoll um ihren Vater zu unterbrechen, ging nicht darauf ein.

„Ich werde Ihnen beide Pferde zusammen für dreitausend Mark ablassen, mein Herr.“

„Was abgeht, geht vom Gelde ab,“ warf Jessen, daran gewöhnt, mit professionierten Pferdehändlern zu verhandeln, ein.

Der Freiherr zuckte getränkt zusammen und richtete sich hoch empor. Sein Standesbewußtsein war durch die Art des Inspektors verletzt. „Nein, mein Herr, dieses ist der Preis, es ist gegen meine Grundsätze, zu handeln.“

„Na, na,“ wagte Jessen scherzend einzuwerfen.

„Mein Wort darauf,“ gab Herr von Ukenstein ernst zurück und brach das Gespräch ab.

Das Klappern der Messer und Gabeln, das leise Klirren der Gläser war jetzt fast das alleinige

Geräusch, keiner sprach ein Wort. Niete verfärbte sich mehrmals, bald wurde sie blaß, bald rot, das Auge des Inspektors schien diese Veränderung auf ihrem Gesicht hervorzurufen. Jetzt sah sie sich ringsum, bemerkte mit dem Gefühle der Erleichterung, daß die Herren fertig waren und blickte bittend zu ihrem Manne, damit er die Tafel aufhobe. Jenno bemerkte diese stumme Frage und lächelte vor sich hin. In jedem anderen Hause gab die Frau das Zeichen zum Ausbruche, hier war es umgekehrt.

„Wenn Sie nicht mehr zulangen wollen, meine Herren, so können wir ja wohl aufstehen? Vielleicht macht es Ihnen Freude einen Gang durch die Wirtschaft zu machen?“

„Gern, gern. Katnichel gilt ja als Musterwirtschaft,“ sagte Jessen.

„Meine Frau wird die Führung übernehmen, ihr gebührt der Löwenanteil an dem guten Ruf.“

„Ach, — geh — doch —“ wehrte Niete.

„Ja, ja, keine Umstände, Frau.“

„Nun denn —“ rief Frau von Ugenstein gezwungen.

„Und Sie, gnädiges Fräulein?“ fragte Jenno.

„Ich? Sie meinen ob ich nicht auch einen kleinen Löwenanteil an der Wirtschaft habe?“

„Bekümmern Sie sich gar nicht darum?“

„Nur was den besüßelten Teil derselben anbelangt, sonst nicht.“

„Ich hatte das Glück, es vorhin zu bemerken.“

„So?“ fragte Erduine lächelnd.

„Ich sah Sie umflattert und umgirtt von Ihren Getreuen, freilich als die zwei fremden, wilden Männer in den Hof ritten, war die mildbithätige Fee verschwunden.“

„O — es war ein Zufall — weiter nichts.“

„Werden Sie uns begleiten?“

„Ich weiß nicht.“

„Ich — hätte Ihnen so vieles zu sagen.“

Erduine hob die Liber mit den schönen Wimpern und sah Jenno groß und fragend an. Hatte er ihr also doch eine Kunde von Uß mitzuteilen?“

„Gut, ich werde kommen, ich will mir nur noch etwas Warmes holen.“

Erduine verschwand,kehrte aber bald, einen bunten, italienischen Schawl um den Kopf geschlagen, ein leichtes, kurzes Mäntelchen über die Schultern geworfen, zurück.

„Na, vorwärts Niete,“ kommandierte Bernd, und man trat die Wanderung durch die Stallungen, die Scheunen und die Meierei an.

Niete ging mit dem Inspektor voran, Jenno folgte mit Erduine, der Freiherr aber hielt sich, als ob er das Gefühl hätte, eine zu intime Annäherung der beiden Herren an die beiden Frauen vermeiden zu müssen, bald zu den ersteren, bald zu den letzteren.

Jenno sah zuweilen zu seiner Begleiterin, die so munter von ihren Hünersorten und ihrem Geflügel erzählte, hinüber. Sie war reizend, so natürlich, so voller Grazie. Er kam sich wie verwandelt vor, und die Gedanken, mit denen er sie jetzt betrachtete, waren himmelweit von denen verschieden, mit denen er hierhergekommen war. Alles Frivole war daraus ent-

schwunden, er sah in diesem entzückenden Wesen nicht mehr die Tochter jener Niete, jener gewöhnlichen Person, mit der man eine kleine verliebte Länderei beginnen konnte, sondern das wohlgezogene Mädchen der Gesellschaft, welches sich seine volle Reinheit, seine kindliche Unbefangenheit und Natürlichkeit bewahrt hatte, und die ihm plötzlich viel, viel zu hochstehend erschien, viel zu gut, um ein leichtes Spiel mit ihr zu treiben. Das Wort, welches ihm bis dahin so fest auf den Lippen geschwebt hatte, war verstummt, und er schritt, ohne eigentlich zu wissen, womit er sie unterhalten sollte, fast schweigend neben ihr und lauschte ihrem Geplauder.

Aber endlich wurde auch Erduine einsilbiger, sie hätte so gern erfahren, was Herr von Ugenstein ihr denn so vieles zu sagen hatte und wagte dennoch nicht, ihn danach zu fragen.

„Wie geht es Ihrer Schwester Elsa?“ fragte sie endlich.

„Gut, gut, sie ist augenblicklich bei der Frau Doktor Brand in Oldenburg zum Besuch, weil sich meine Mutter in Preeß aufhält.“

„So, so,“ warf Erduine zerstreut ein, der Gedanke, auch nach Oldenburg zu fahren, hatte sie ganz und gar gefangen genommen. „Und Ihr Herr Bruder Uß?“

„Sie kennen ihn? Ja richtig — ich entsinne mich — wohl eine Eisenbahnbekanntschaft?“

„Ganz recht.“

„Ach dem geht's gut. Wann und wo ginge es dem nicht gut?“

„Er besitzt dennoch ein sehr zufriedenes Gemüt.“

„Zufrieden wie ein Kind — wenn sich nur seine Mastroffen wohl befinden, seine Saat reift, und die Arbeiter keinen Krawall machen und fleißig sind, dann ist er auch zufrieden.“

„Nun, und ist er darum nicht zu beneiden?“

„hm — hm — vielleicht — vielleicht auch nicht, mir würde das nicht genügen.“ Jennos Stimme wurde leidenschaftlicher, sein Auge feuriger.

„Zufriedenheit ist doch das höchste Gut.“

„Es kommt darauf an, was der Mensch für wert hält, seine Zufriedenheit zu erwecken?“

„Nun, wenn er arbeiten und schaffen kann.“

„Das? Das soll mir genügen? Nein! Nein! Ich stecke mir höhere Ziele. Mein Gemüt, mein Herz — —“

„Und glauben Sie, daß das Gemüt und das Herz Ihres Herrn Bruders nicht auch befriedigt sind?“

„Wovon? — Oh — nicht möglich! — Er ist kalt — er ist ein Alltagsmensch durch und durch — die Leidenschaft ist ihm fremd, während ich — —“

„Papa, sieh nur wie schlecht die Leute das Stroh getürmt haben, wenn ein ordentlicher Windstoß durch die Dachlücke fährt, so stürzt die ganze Geschichte herunter!“ rief Erduine ängstlich, sich an den Arm ihres Vaters hängend.

„Na, na, so schlimm wird es wohl nicht sein,“ entgegnete der Freiherr ruhig. Jenno biß sich auf die Lippen und ging uninteressiert an der Seite der beiden weiter.

Niete und Carl Jessen waren allein und standen

eben in einem weiten, düsteren Raum, der den Schafen zum Aufenthalt diente.

„Mutter, Mutter,“ flüsterte Jessen mit unterdrückter Stimme, ergriff hastig die Hand der Freifrau und preßte sie mit aller Kraft.

„Mein Sohn,“ hauchte Miete, in diesem Augenblicke die Angst überwindend, welche ihr bis jetzt die Brust zusammen geschnürt hatte und lehnte sich mit Inbrunst an seine Schulter. Die Mutterliebe hatte alle Schranken durchbrochen, und sie hielt den Langvermißten, den Totgeglaubten glücklich umschlungen. Jetzt hob sie den Kopf und sah stehend zu ihm auf. „Du bist nicht gekommen, um die Ruhe dieses Hauses, meinen Frieden, den Frieden meines Mannes und meines Kindes zu stören?“

„Hast Du Frieden gehabt? Ich nicht,“ antwortete Carl mit düsterer Stimme, durch welche bitterer Vorwurf und tiefe Kränkung zitterte.

„Nein, nein, ich auch nicht — oft — oft — oh wie oft habe ich daran gedacht, wie hat sich mein Herz nach Dir gesehnt — oh — —“

„Und dennoch fürchtest Du mich jetzt, nachdem die Sehnsucht gestillt ist, mehr als Du Dich freust. So, so — das ist bitter — unendlich bitter — —“

„Die Verhältnisse, mein Kind —“ stöhnte Miete.

„Ich verstehe — Du hast eigentlich nur ein Kind. Um das eine im Glück, in der Liebe der Mutter, in Überfluß, im Wohlleben schwelgen zu lassen, muß das andere darben und ist und bleibt ausgestoßen, wie es immer war. Es ist doch wahr, daß die Kinder die Sünde der Eltern —“

„Sprich nicht so — thue es nicht — ach, was habe ich gelitten — Gott, o Gott —“

„Ich etwa nicht? Ha, ha.“

„Schonung, sie kommen.“

„Nun, wir sprechen später noch einmal darüber.“

Aber allein —“

„Ja, ja.“

„Heute abend sieben Uhr —“

„Carl —“

„Heute abend sieben Uhr vor dem Gute, am Wegweiser, der nach Widenholm zeigt.“

„Carl, ich sehe Dich an.“

„Ich will es. Kommst Du?“

„Carl —“

„Ja oder nein?“

„Nun denn — ja.“

„Abgemacht,“ stieß Jessen leise aber mit furchtbarer Festigkeit hervor. „Sie haben also die Sämaschinen schon längst eingeführt?“ fragte er mit lauter Stimme, als die anderen dicht herangeritten waren.

„Längst — schon — schon — es mag zehn Jahre her sein,“ gab die Freifrau verstört zurück.

„Ich glaube Du träumst, Frau, höchstens fünf,“ ließ sich Bernd vernehmen. Bald darauf ritten die beiden Herren vom Hofe.

„Nun so schweigsam, Inspektor?“ fragte Fenno, nachdem sie eine Weile still neben einander hergeritten waren.

„Ja — ja — Sie haben recht, Herr Baron, ich bin langweilig.“

„Ihnen gehen da die Pferdegedanken im Kopfe herum?“

„Ja wohl — und Ihnen, Herr Baron — ha, ha — nun das ist nicht schwer zu erraten — ein reizendes Mädchen, Ihre Cousine.“

Carl Jessen hatte nicht nur eine bejahende, sondern sogar eine etwas frivole Antwort erwartet, statt dessen fragte Fenno, ob er die Pferde zu kaufen gedente.

„Ich weiß noch nicht. Auf keinen Fall kann ich es auf eigene Faust thun, ich muß vorher mit Ihrem Herrn Bruder Rücksprache nehmen.“

„Wozu das?“ fuhr Fenno auf.

„Weil ich eine so große Ausgabe unmöglich auf eigene Verantwortung hin übernehmen kann.“

„Um — —“ Fenno schwieg und wieder ritten sie ohne ein Wort mit einander zu wechseln weiter. Die Sonne schien warm und entlockte der feuchten Erde steigende Dämpfe, so daß es zwischen den hohen Knicks, wo kein Lüftchen Zutritt hatte, drückend und beklommen war. „Glauben Sie, daß mein Bruder sich die Pferde vorher ansehen wird?“ fragte Fenno nach langer Zeit unvermittelt.

„Sicherlich.“

„Und wie meinen Sie, daß er das anstellen wird?“

„Das kann ich nicht sagen.“

„Glauben Sie, daß er hinüber reiten wird?“

„Ich weiß es wirklich nicht.“

„Um — um — lassen Sie den dummen Pferdehandel —“

„Aber wir gebrauchen die Tiere notwendig.“

„Uß würde natürlich erfahren, daß ich mit Ihnen drüben war.“

„Vermutlich, aber das wird er, menschlicher Berechnung nach, auch so wie so erfahren.“

„Nun meinethwegen — mir kann's schließlich wurscht sein. Da sind wir am Wegweiser, ich reite direkt nach Bestenau. Morgen!“

„Morgen, Herr Baron.“

Beide Herren begrüßten sich kurz, Fenno bog seitwärts ab, während Jessen gerade aus ritt. Es war als ob er erst jetzt seinen Gesichtsmuskeln die nötige Freiheit gestattete, denn es lag jetzt ein kalter, an Grausamkeit streifender Troß darauf.

„Das war also meine Mutter — ha, ha, ha — die gute, brave Frau — die liebe Frau Baronin — ha, ha — sie hat sich also nach ihrem lieben Sohn gesehnt — wenn ihr nur das treue Mutterherz nicht gebrochen ist — dieser lieben, vornehmen Frau Baronin — ha, ha, ha — zum Totschlagen, wie sie sich als hohe adlige Freifrau ausnahm.“

Das waren Carls Gedanken, welche er ab und zu durch ein häßliches Lachen unterbrach. „Nun, ich will ihr schon Gelegenheit geben, ihr treues Mutterherz an ihrem lieben, wiedergefundenen Sohn thatkräftig zu beweisen,“ murmelte er zwischen den Zähnen.

Und sein Blick wurde glühender, wie glimmende Kohlen funkelten die Augen in ihren Höhlen und um seine Mundwinkel zuckte es leidenschaftlich. „Sie heiratete einen Aristokraten — warum soll ich, ihr Sohn, nicht eine Aristokratin heimführen — he? — he? — Warum nicht? — Aber als Bettler mag ich

nicht kommen — nein — nein — hier, hier soll es klinkern, das giebt andern Respekt.“ Jessen schlug sich auf die Taschen, die leider seinem Geschmack nach viel zu leer waren. „Nur nicht der Futterbengel seiner Frau sein — nein — das nicht — auf keinen Fall — dazu sind wir zu stolz, wir die Jessens — und wenn es auch nur ein wilder Jessen ist?“

Am Galgenhumor grenzender Übermut erfaßte ihn, er schwang die Reitpeitsche, ließ den Gaul stoll ausgreifen und sang mit seiner unmelodischen Stimme etwas Ähnliches wie ein Liebeslied. Plötzlich verstummte er. „Um sieben Uhr Rendezvous, ein still verschwiegenes Rendezvous mit seiner eigenen Mutter! — ha, haha — kostbar — es giebt doch Lebenslagen — ha, ha — hol' der Teufel das ganze Leben!“

Carl verhielt sein Pferd und sah nach der Uhr „Wenn ich erst nach Bickenholm reiten will, dann veräume ich die Stunde, das ablige Täubchen muß zu lange girren und vergeht am Ende vor Sehnsucht.“

Bis zum Vorwerk Drögers, dem kleinsten von Bickenholm, waren nur noch einige Minuten und Carl überlegte, daß es wohl am besten wäre, dort zu warten. „Ich muß so wie so einmal dem dortigen Verwalter auf die Finger sehen,“ damit lenkte er sein Pferd auf den Seitenpfad der zu dem Hofe führte.

„Nun, woher?“ fragte in diesem Augenblick Uß von Ugenstein, der das Vorwerk gerade verließ.

„Aus Ragnüchel!“ entfuhr es Jessen willenlos.

„Aus Ragnüchel?“ fragte Uß wohl erstaunt, aber keineswegs ungehalten, wie es Carl erwartet hatte. „Und was führte Sie dorthin?“

„Der Freiherr hatte zwei tüchtige Arbeitspferde angezeigt, und ich wollte sie mir einmal ansehen, um dem Herrn Baron darüber zu berichten.“

„Nun? Und?“

„Gut, sehr gut. Ein paar kapitale Gäule, die Zucht des Freiherrn ist berühmt.“

„So, so,“ sagte Uß zustimmend mit dem Kopfe nickend. „Und was haben Sie jetzt vor?“

„Ich will hier einmal nach dem Rechten sehen.“

„Gut, ich habe mir die Geschichte hier auch einmal angesehen. So leidlich. Nun, überzeugen Sie sich nur auch noch einmal. Werfen Sie auch einen prüfenden Blick in die Bücher.“

„Gewiß, Herr Baron.“

„Nun, denn guten Morgen.“

Herr von Ugenstein ritt weiter, während Jessen vor dem Wohnhause abstieg, wo ihm sein Untergebener grüßend entgegentrat.

(Fortsetzung folgt.)

## Zwischen Haß und See.

Erzählung

von

E. Karl.

Wie man den Feind befehdet,  
Das hohe Aechteltswert,  
Beschlügen und berebet  
Ward es in Königsberg.

Mein Volk, Du bist zuerst erwacht  
So keit und freudig in der Schlacht  
O Volk, zu Gottes Ehre.  
Mar von Schenkendorf.

### I.

Matt und trübe drangen die Strahlen der Sommer Sonne durch die kleinen, blinden Fenster-scheiben der Bauernstube, soweit dieselben noch vorhanden und nicht durch Papier ersetzt waren.

Sie zeichneten helle Streifen in das Gemirr der Staubatome, die die schwüle Luft füllten und malten zitternde Figuren auf den harten Estrich des Fußbodens. Sie zitterten weil die Lichtstrahlen sich durch die schwanfenden Zweige des Hollunders vor dem kleinen Fenster hindurchwinden mußten, aber man hätte meinen können, sie zitterten vor Trauer und Scham über das, was sie draußen bescheinen mußten. Denn es war die Sonne des Jahres 1812, welche sie entzündete, und sie leuchteten weithin über das unglückliche Ostpreußen und Litauen, welches die durchziehenden Heere des unerfättlichen Franzosenkaisers nun schon zum zweiten Male heimsuchten.

Aller einstige Wohlstand des fleißigen Landes war vernichtet, nicht wie Verbündete, die sie dem Namen nach waren, nein wie die schlimmsten Feinde hausten die fränkischen Scharen, unterstützt von zuchtlosen Rotten, die sich leider Deutsche nannten, denen aber das Gefühl des Schimpflichen ihrer Handlungsweise, in der langen Zeit der Erniedrigung ihres Vaterlandes, abhanden gekommen war.

Unaufhaltsam wälzten sich die Heeresmassen gen Osten, gleich einem ungeheuren Heuschreckenschwarm, den Besitz des Landes aufzehrend und eine Wüste hinter sich lassend.

Was heute vor den habgierigen Händen an Lebensmitteln gestücht, fiel morgen der nächsten Heeresabteilung zum Raube, und sträflicher Mutwille, herzlose Fahrlässigkeit zerstörten oft noch, was den Verderbern selbst nicht einmal nützte, die rechtmäßigen Besitzer aber schwer schädigte.

Leere Ställe, leere Vorrathshäuser, zer Schlagene Truhen und Schränke, verbrannte Thüren und Fenster, ja oft Brandstellen überhaupt kennzeichneten den Weg, den das befreundete Heer genommen, und wüßtes Fluchen, klägliches Bitten, schallte oft aus den Häusern, die die Einquartierung in Beschlag genommen.

Hier im Hause herrschte zur Zeit völlige Ruhe, obgleich auch hier ein düsterer Gast die Schwelle

überschritten hatte. Es war ein ernster, schweigsamer Geselle, der da eingetreten war und zu Häupten des Gardinenbettes stand, in welchem eine grauhaarige Frau in unruhigem Halbschlummer ruhte — es war der Tod. —

Sie war schon lange krank, die alte Urte Sakuth, sie hatte es „auf der Brust“, jagten die Leute, und die Franzosen waren an ihrem Tode unschuldig, aber daß sie nicht einmal in Frieden sterben, daß sie den Niedergang ihres kleinen Heimwesens noch von ihrem Schmerzenslager mit ansehen mußte, das war hart für sie, und es wäre ihr besser gewesen, der Todesengel hätte schon vor einigen Wochen ihre Schwelle überschritten.

Vor zehn Jahren, da hatte das jetzt verfallene und ärmlich aussehende Gehöft ganz anders dreingeschaut. Einige Hufen Landes in freiem Besitz, ein paar Pferde und Kühe nebst sonstigem Inventar, hatten dazu gehört und dem Besitzer das Anrecht auf die Bezeichnung eines Bauern gegeben.

Da kamen die unglücklichen Jahre 1806 und 1807 — die Pferde nahmen die Franzosen, die Kühe und alles was sonst genießbar war, die Russen. —

Ausgeplündert bis fast auf die Haut, auf der kahlen Erdscholle, ohne Inventar und ohne Saatgetreide, so stand der Besitzer da, als die Feinde zum letzten Mal seine Heimat verließen. Die Felder blieben unbestellt, kaum glückte es, das kleine Gärtchen dürftig mit Kartoffeln zu bepflanzen und das halb zerstörte Haus soweit in stand zu setzen, um es im Winter als schützendes Obdach benutzen zu können.

Die Felder kaufte endlich, da sich keine helfende Hand fand, die dem Bauern Geld vorschob, der Besitzer des großen Nachbargutes, und aus dem Bauern war ein Eigentümer geworden.

Aber der eiserne Fleiß der Sakuth'schen Eheleute, unterstützt von dem eben erwachsenen Sohn, hatte selbst dieser Dürftigkeit nach und nach einen Anstrich behaglichen Besitzes zu geben gewußt.

Als Fischerknechte hatten Vater und Sohn auf dem nahen kurlischen Gaff jeder Unbill der Bitterung getrotzt und ziemlich guten Verdienst heim gebracht, während die damals noch rüstige Urte in Haus und Garten wirtschaftete und das von den Männern gefertigte Hausgerät mit den landesüblichen bunten Blumen auf dunkelblauem Grunde bemalte. Daneben spann und webte sie für Geld, fast über ihre Kräfte; aber sie hatte die Freude, ihr Haus aus seiner Zerstörung wieder, nach den Ansprüchen ihrer Zeit und ihres Landes, schmuck erstehen zu sehen.

Die Wände waren außen und innen sauber getüncht, die Fenster hatten wieder Scheiben und blaue Läden. Die Bettstatt entbehrte nicht mehr der Federbetten und Vorhänge, von dem Sims der Thüreinfassung glänzten, wie früher, irdene Schüsseln und Krüge, in der Klete\*) stand eine Kuh und das Gärtchen trug Gemüse und Kartoffeln, soviel die kleine Familie gebrauchte.

Dann aber war erneutes Unglück gekommen.

\*) „Klete“, litauisches Vorratshaus, oft gleichzeitig Stall, liegt abge sondert hinter dem Wohnhause.

Der Vater verunglückte bei einem Sturm auf dem Gaff, und das Brustleiden fesselte die Frau immer häufiger an ihr Lager und nahm ihr die Kraft zu rüstiger Arbeit.

Ansas allein, wie tüchtig er war, konnte nicht ohne Beihülfe den Haushalt bescheiden, die Kranke pflegen und dabei durch schwere Außenarbeit den Unterhalt erwerben.

Da ging es rückwärts, und das saubere Häuschen zeigte die Spuren davon.

Endlich wendete er sich in seiner Not an die einzige Schwestertochter der Kranken, die einen Dienst in der Nähe von Tilfit angenommen hatte, und sie kam, um ihm beizustehen, als die Mutter ihr Lager gar nicht mehr verlassen konnte.

Freilich war nun ein Esser mehr zu versorgen, aber Ansas arbeitete mit doppelter Kraft, als er daheim die Mutter gut versorgt wußte, und diese empfand ihr Leiden weniger und sprach schon mit neuer Hoffnung von gänzlicher Genesung, seit fleißige Mädchenhände für ihr Behagen sorgten und ein freundliches Antlitz ihr Mut zusprach.

Aber das friedliche, unbewußte Sterben war ihr vom Schicksal nicht gegönnt.

Unheimliche Gerüchte schwirrten plötzlich durch die Gegend.

„Die Franzosen kommen wieder,“ hieß es, „sie ziehen nach Rußland, und Preußen muß Heeresfolge gegen den alten Freund und Bundesgenossen leisten.“

Und sie kamen. — Wie die Rotte Korah brachen sie über das Land, unmenschliche Forderungen stellend und erzwingend, soweit die Leistungsfähigkeit des kaum etwas erhaltenen Landes reichte. Was der Fleiß der Landleute in fast fünf Jahren gebessert und erworben, fiel ihnen in wenigen Wochen zum Raube.

Auch die kleine Besizung der alten Urte, wie man die Frau nannte, obgleich sie die Fünzig erst wenig überschritten hatte, ward zum zweiten Mal verwüßt.

Die Kuh und das Schwein waren die ersten Opfer, die Hühner folgten. Mit genauer Not hatte Marinka Peleikis ein kleines Quantum Erbsen und Mehl in ein Versteck geborgen und die einzige geretete Henne in einem primitiven Käfig hinter dem großen Ofen der Vorderstube versteckt, wo die fleißige Eierlegerin der Kranken, deren Tod bald erwartet wurde, fast täglich ein Ei, ihre einzige Nahrung, spendete.

Heute früh waren die lärmenden Scharen, die das Dorf heimgesucht und hier Raftag gehalten hatten, abgezogen, neue würden ihnen folgen, bevor der Tag sich senkte, das wußte man, aber es gab doch ein paar Ruhestunden, und die geängstigten und darbenenden Dorfbewohner nützten sie, um mit den etwa versteckten Lebensmitteln ihren eigenen Hunger zu stillen.

Auch Marinka hatte einen Mehlbrei, freilich nur mit Wasser, ohne eine Spur von Fett oder Milch, zubereitet und sich mit Ansas daran gesättigt. Es war doch immer noch eine menschliche Speise.

Oft, sehr oft geschah es, daß die Mütter ihren

hungernden Kindern das Gras der Wiese kochten, weil sie nichts Besseres mehr hatten. Ja, es war in dem Winter von 1806 auf 1807, als selbst dieses klägliche Nahrungsmittel fehlte, vorgekommen, daß solch ein armes Weib, welches die Hungerqual ihrer Kleinen nicht mehr ansehen konnte, in Ermangelung eßbarer Stoffe, die fette Erde ihres Gärtchens gekocht hatte, in der Hoffnung, daß diese gütige Mutter, welche Gras und Blumen nährte, auch ihren Kindern Nahrung geben würde.\*)

Die Kranke im Zimmer lag in halbem Schlummer und rasselnde Atemzüge hoben mühsam die leidende Brust. Die Fliegen summteten in der schwülen Luft und stießen gegen die geschlossenen Fensterscheiben; draußen aber, auf der Bank unter dem Hollunder, saßen Marinka und Anfas Arm in Arm, in traulichem Gespräch. In der gemeinsamen Not hatten ihre Herzen sich schnell gefunden und mit der Elastizität der Jugend, genossen sie die wenigen glücklichen Minuten, die ihnen die schreckliche Gegenwart verstattete. Sie freuten sich ihrer, wie der Wanderer, auf steinigem, dornenreichem Pfade sich der kümmerlichen Blümchen erfreut, die seine Hand pflückt.

Marinka hatte ihr Haupt mit den banddurchflochtenen, kranzartig umgelegten Flechten an Anfas Schulter gelehnt, schaute ernsthaft über das verwüstete Gärtchen und seufzte:

„Welch schreckliche Zeit, wann wird sie enden? Und werden wir überhaupt ihr Ende erleben?“

„Ja Marinka,“ sprach Anfas zuversichtlich, „wir werden es erleben und es wird wieder eine bessere Zeit kommen. — Sieh, ich war auch so verzagt, als der Vater starb, und die Mutter sich legte, aber seit Du hier bist, ist neuer Lebensmut in mein Herz gezogen. Mögen sie das Haus kahl plündern, die Scholle können sie mir nicht nehmen und Dich nicht und meine gesunden Hände nicht, und so lange ich die habe, werde ich uns schon durchbringen.“

Und zärtlich drückte er die schlankte Gestalt des jungen Mädchens an sich.

Marinka war mittelgroß und fein gebaut und die kleidsame litauische Tracht — das weiße, an Hals, Schultern und Handgelenk mit blau und rotem Garn gestickte Hemde, das dunkle Nieder, der farbige, mit mehreren Reihen bunten Bandes verzierte Rock — stand ihr prächtig. Haar und Augen zeigten ein warmes Nußbraun und die frischen Wangen wurden durch schelmische Grübchen geziert. So konnte sie auch einem vermöhnten Auge gefallen.

„Weißt Du, Anfas,“ meinte das Mädchen, „ich denke, Gott wird diesem furchtbaren Kaiser, der nur zu einer Geißel der Menschheit geschaffen zu sein scheint, einst ein furchtbares Ende bereiten, ihm und seinen Heerscharen. Der Herr wird sie austrotten, sagte der Herr Pfarrer neulich nach der Bibelstunde leise zum Baron Heyning, aber ich stand in der Nähe und hörte es doch.“

„Ja er wird sie austrotten,“ rief Anfas, „und wir, wir werden ihm dabei helfen. Wenn wir erst alle in Reih und Glied stehen, die wir uns seit

Jahren heimlich im Waffendienst geübt haben, wenn wir die Krümperjacke mit der Uniform vertauschen und dann die Regimenter aus dem Boden wachsen, da soll dem Herrn Napoleon wohl klar werden, was die Stunde für ihn geschlagen hat. Und wir Litauer, wir werden nicht die letzten sein, das haben wir geschworen.“

Und er schüttelte die nervigen Fäuste, denen man es ansah, daß sie wohl das Dreinschlagen verfehlen würden.

Halb scheu, halb bewundernd blickte Marinka zu ihm auf.

„Ach, Anfas und wenn sie Dich totschießen, oder wenn Du als Krüppel heimkehrst, was wird dann aus mir?“

„Ja, Marinka, dann ist es freilich mit dem Heiraten aus, einen Krüppel wirst Du nicht zum Manne haben wollen.“

„O mein Anfas, wenn Du nur lebst — ich nehme Dich so wie Du bist, und sei es auch auf Krüden oder Stelzfüßen. Ich will schon arbeiten für zwei, ich kann weben und stricken und noch vieles.“

Anfas lächelte und küßte zärtlich den roten Mund, aber er dachte bei sich, wie es wohl werden sollte, wenn sie nicht zwei allein blieben, und er statt der Ernährer zu sein, nur ein unnützer Brotesser wäre. Aber er sprach den Gedanken nicht aus. Warum ihre frohe Zuversicht trüben. Und etwa daheim bleiben, wenn einmal der lange vorbereitete Vergeltungskrieg begänne? — Nein, das thut kein braver Mann. —

Von der Dorfstraße her schallte Trommelwirbel — sie kamen in neuer Auflage, die Plagegeister, wie sie täglich kamen. Nun würde das Schelten und Fluchen wieder angehen, weil die leeren Kasten und Vorratskammern nichts mehr hergeben konnten.

Unbeweglich saßen die beiden auf der Bank und lauschten. Militärische Kommandorufe, Signale, Wiehern von Pferden tönte zu dem einsam am Dorfrande gelegenen Häuschen herüber. Jetzt taktmäßiger Schritt vieler Personen und nun kam ein Trupp von etwa dreißig Mann auf das Gehöft zu.

Anfas hatte sich erhoben und stand barhäuptig vor dem Anführer der Schar, einem kleinen beweglichen Franzosen mit fliehenden Augen, die unaufhörlich herumfuhrten, als suchten sie Verstecktes und dessen militärischer Rang etwa einem Unteroffizier gleichkommen mochte. In lauberdwelschem Deutsch reichlich mit französischen Worten untermischt, suchte er Anfas klar zu machen, daß er für alle Nachtlager, Essen und Trinken zu beschaffen hätte, eine Aufforderung, die Anfas nur mit der Bitte beantworten konnte, die Herren möchten es sich in seinem Hause so gut es ginge, bequem machen, Eßbares gäbe es aber nichts mehr, man hätte schon alles fortgenommen. Doch würde Marinka gern für sie kochen, wenn sie das Material dazu liefern wollten.

Es dauerte lange bis eine Verständigung stattfand, wenn man überhaupt von einer solchen sprechen konnte, denn die Feinde zogen es vor selbst zu untersuchen.

\*) Historisch.

Sie stürmten ohne Rücksicht auf die stöhnende Kranke durch das Häuschen, rissen die wenigen Kisten und Schränke auf, untersuchten die Kete und den primitiven Keller und mußten sich endlich selbst überzeugen, daß nicht eine Brotkrume im Hause vorhanden sei.

Schimpfend zerstreute sich der Trupp endlich. Ein Teil warf sich in den Schatten der wenigen Obstbäume und Nußsträucher, welche im Grasgärtchen hinter dem Hause standen, einige trabten ins Dorf zurück, um gleich zur Stelle zu sein, wenn das Requisitionskommando, welches die seitab der Heerstraße gelegenen Ortschaften nach Lebensmitteln durchforschen sollte, einträte, und nur der Korporal blieb im Zimmer, wo er sich auf die Ofenbank warf und eine Flasche Wein aus dem Tornister zog, die er gemächlich zu leeren begann. Er bediente sich dazu eines silbernen Bechers, der schwerlich auf rechtmäßige Weise erworben war.

Während dessen flogen seine flackernden Augen unausgesetzt zu Marinka hinüber, die sich neben das Bett der Kranken gesetzt hatte und ihr freundlich tröstend zusprach. Das freche Anstarren wurde dem Mädchen schließlich so unerträglich, daß es den Platz wechselte und ihm dabei den Rücken drehte.

Plötzlich richtete der Franzose sich halb auf und lauschte. Auch Marinka hörte was ihn beschäftigte und das Blut schoß ihr vor Schrecken in das hübsche Gesicht. Die Henne hinter dem Ofen begann zu gadern.

„Mille tonnerre,“ rief der Franzose endlich, fuhr mit seiner kleinen, geschmeidigen Gestalt zwischen Wand und Ofen und brachte nach einigen Bemühungen aus der Ecke hinter demselben, den Käfig mit dem unglücklichen Tier hervor. Mit einer Flut von halb deutschen, halb französischen Schimpfwörtern fuhr er auf Marinka ein, packte Anfas, der herbei eilte bei den Schultern und schrie ihm ein „voleur“ und „rascal“ nach dem andern in die Ohren, als ob dieser durch das Verbergen des Huhnes ein schweres Unrecht begangen habe.

Trotz aller Bitten der weinenden Marinka, die ihm begreiflich zu machen suchte, daß die Kranke die Eier nötig hätte, drehte er dem armen Tiere sofort den Hals um und herrschte Marinka an, dasselbe zuzubereiten. Dann streckte er sich wieder auf die Bank, während Marinka in dem als Küche dienenden Vorraum des Hauses schluchzend die treue Eierlegerin zu rupfen begann. Wenn Gott die Tante nicht bald von ihren Leiden erlöste, womit sollte sie die arme Kranke, die fast nichts mehr genießen konnte, unterhalten?

Eine neue Kalamität war der Mangel an trockenem Brennholz. Der Vorrat, welchen Anfas herbeischaffen konnte, reichte bei den täglich gestellten Anforderungen nie aus, schon war der Gartenzaun verbrannt, die Fensterläden, jedes Brett, welches sich irgendwo ablösen ließ, geopfert, die Zeit war wohl nicht fern, wo wieder, wie vor fünf Jahren, Kisten und Schränke, Thüren und Fenster daran mußten. Eine Quantität Torf war freilich noch da, aber er

war naß und brannte schlecht; die ungedulbigen Feinde wollten nie so lange warten.

Und es kam wie Marinka gefürchtet. Während sie vor dem niedrigen Herde kauerte, um den glimmenden Torf zu lebhafterer Flamme anzufachen, erschien der Franzose wieder, schalt, daß er sein Gericht noch so im Rückstande fand und schlug, nachdem ein Stuhl seinen Bemühungen, ihn auf dem Estrich zu zerbrechen, soliden Widerstand geleistet, mit der geleerten Weinflasche, einfach die Fensterscheiben der Stube ein, um die zerbrochenen Rahmenstücke in das Feuer zu werfen, welches seine Suppe kochte.

Anfas stand zähneknirschend und vor Wut zitternd daneben, aber er mußte schweigen, wollte er nicht sein Leben gefährden und das gehörte der Rache an den unmenschlichen Feinden, welche seiner geliebten Mutter die letzten Lebensstunden verbitterten.

Und der Lärm, der die Sterbende so unsagbar quälte, ward immer stärker, denn jetzt lehrten die Abgesandten mit der Hälfte eines frisch geschlachteten Hammels zurück.

Da der Raum im Hause sich als zu enge erwies, machte man ein großes Feuer im Hofe, zu welchem Anfas mit eigener Hand die Thüren der Kete zerbrechen mußte, und nun begann ein Kochen und Braten, ein Johlen und Schreien, während der mitgebrachte Branntwein die Runde machte und die Stimmung noch erhöhte.

Marinka saß, nachdem sie dem Franzosen das gefochte Huhn in ihrer einzigen Schüssel vorgelegt und dieser sich den Kameraden zugesellt hatte, bei der Kranken, deren Ende nahe zu sein schien, und hielt sie im Bett aufrecht, wenn der Luftmangel sie zu sehr quälte.

Durch die zer schlagenen Fenster strich die kühle Abendluft und drang erfrischend in das schwüle Zimmer, aber sie führte auch den Lärm und das Geschrei der zehenden Franzosen mit sich und die Kranke ward immer aufgeregter.

Marinka holte ihr frisches Wasser vom Brunnen, obgleich sie zu dem Zweck durch die Gruppe der Zechbrüder schreiten und unschuldige Zurufe und Versuche sie festzuhalten, über sich ergehen lassen mußte. Sie versuchte auch der Kranken das letzte Ei, welches sie bei der Henne gefunden und heimlich gefochte hatte, einzulösen, aber diese verweigerte die Annahme. Immer schwerer und röchelnder wurden die Atemzüge und über ihr Gesicht zog der eigentümliche Schimmer, welcher dem kundigen Auge verrät, daß die Hand des Todes schon auf der Stirn des Kranken ruht.

Anfas, der bisher draußen acht gegeben, daß die gegen sein Eigentum gleichgültigen Feinde nicht aus Fahrlässigkeit die Gebäude anzündeten, war ins Zimmer gekommen und hatte die Mutter in den Arm genommen, während Marinka, die des Lesens kundig war, zum Gesangbuch griff, um ihr durch den Vortrag frommer Lieder das Scheiden leichter zu machen. Die Kranke, welche bei Besinnung war, aber nicht mehr verständlich sprechen konnte, faltete auch wirklich mühsam die Hände und es glitt wie ein Strahl des Friedens über ihre eingefallenen Züge. Der Lärm

begann sich zu beruhigen, ihr schon halb der Erde entrückter Geist vernahm ihn vielleicht garnicht mehr.

Marinka hatte zu lesen aufgehört und kniete betend neben dem Lager. Es schien als wolle trotz feindlicher Invasion der Todesengel die Seele der Dulderin sanft und friedlich hinwegnehmen.

Da — neues Getöse. Die Soldaten wollten sich zur Ruhe begeben. Ein Teil schleppte Strohbindel ins Haus und durchstöberte dasselbe nach Betten. Sie drangen auch ins Zimmer, aber die röchelnde Frau war ihnen unbehaglich und sie verließen es wieder unter Mitnahme von Marinkas wenigen Bettstücken. Bald darauf ward es still, sie hatten sich auf dem Fußboden der kleinen Hinterstube ein Lager hergerichtet und man hörte ihr Schnarchen durch die dünne Wand. Was dort nicht Platz gefunden, war auf den Heuboden der Klete gestiegen, welcher eine kleine Quantität duftigen Heues barg, das Winterfutter der inzwischen fortgetriebenen Kuh.

Nur der Korporal fehlte noch, er war nach ein- genommener Mahlzeit in den Dorfstrug gegangen, wo sich seine Kameraden versammelt hatten und kehrte erst, als seine Mannschaft bereits schlief, in das Quartier zurück. Rücksichtslos taumelte er, die Hausthür zuschmetternd in das Zimmer und forderte ein Bett. Vergebens bemühten sich Anfas und Marinka ihm klar zu machen, daß ihre Betten bereits genommen wären, der Trunkene verstand sie nicht oder wollte sie nicht verstehen. Er deutete befehlend auf das Gardinenbett im Hintergrunde und schrie unaufhörlich: „emportez la femme.“

Als niemand sich ansicherte seinem Befehle nachzukommen, trat er selbst wütend an das Lager und packte die Kranke am Arm. Freilich stand er von seiner Absicht sie zum Aufstehen zu nötigen sofort ab, als ein Blick auf ihr, von der qualmenden Thraillampe beschienenes Gesicht ihm die Sachlage enthüllte, aber mit einem wütenden „sacre Dieu“ riß er wenigstens das Kissen und Deckbett an sich und verließ damit schimpfend das Zimmer.

Die Kranke war bei der rohen Behandlung mit einem letzten Aufblätern ihrer fast erloschenen Lebenskraft aufgefahren und stierte mit verglasten Augen um sich. Marinka warf sich weinend über sie, um sie in ihren Armen zu stützen, während Anfas, der sich kaum noch enthalten konnte, den frechen Räuber zu Boden zu schlagen, auf den Hof rannte, um von dem umherliegenden Stroh soviel zusammenzuraffen, wie er finden konnte. Er sah dabei gleichzeitig wie der Franzose, mit den Bettstücken im Arm, die Leiter zum Heuboden erstieg.

Marinka hatte einen Teil ihrer Röcke, deren die Litauerinnen stets mehrere über einander tragen, ausgezogen und über die Kranke gebreitet, nun hüllte sie sie ein und stützte sie so gut es ging. Aber das Entsetzen hatte die Ärmste gewaltsam aus dem leisen Hinüberdämmern aufgeschreckt, ein furchtbarer Kampf folgte und erst als die Mitternacht vorüber, streckten sich ihre abgezehrten Glieder im Tode, der ihr die Erlösung brachte.

Was in Anfas vorging, kann keine Feder schildern. Vieles schon hatte er jetzt und vor fünf Jahren an-

gesehen und erduldet und sein Herz hatte dabei gezittert. Dieses war mehr als ihm zu ertragen für möglich erschien. Daß sie seinen kleinen Besitz verwüsteten, daß sie ihn zum zweiten Male an den Bettelstab brachten — er wollte es zähneknirschend, im Hinblick auf einstige Vergeltung ertragen. Aber daß sie nicht einmal seiner heißgeliebten Mutter das ruhige Sterben gönnten, daß nicht einmal die Majestät des Todes ihnen Ehrfurcht abnötigte, das faßte sein schlichter Geist nicht, das ging über sein Begriffsvermögen. Er mußte ja nicht, wie jahrelanges Kriegesleben denjenigen, der dem Tode täglich ins Auge sieht, stumpf und fühllos macht. Eine Wut ohne Gleichen kochte in ihm — Rache, Rache an dem Schändlichen, und sollte er selbst dabei zu Grunde gehen. Die abenteuerlichsten Pläne jagten sich in seinem fast unzurechnungsfähigen Gehirn. Er wollte sein Gehöft in Brand stecken und alle die darin schliefen zu Asche brennen, er wollte — ja was wollte er nur? —

Als die Mutter den letzten Atemzug gethan hatte und nun, von einem weißen Bettlaken verhüllt, friedlich dalag, stürmte er barhaupt, mit aufgerissener Jacke in die milde Sommernacht hinaus. Wie rasend stürmte er auf der Landstraße vor seinem Gehöft hin und her. Bald schleuderte er die geballten Hände wild gen Himmel, bald betete, bald fluchte er, nur einen klaren Gedanken zu fassen wollte ihm nicht gelingen.

Da, als er wohl zum zwanzigsten Male an seinem Hause vorüberannte, erschien es ihm plötzlich, als verdunkelte sich der matte Lampenschein, welcher aus dem zerstörten Fenster auf die Straße fiel und zuerst nur mechanisch hinblickend, gewahrte er ein Bild, welches sein kochendes Blut fast zu Eis erstarren machte.

Marinka hatte, nachdem sie die Tote zugebedt und ein Vaterunser gesprochen, auf einem niedrigen Schemel am Bette Platz genommen und schaute an der qualmenden Lampe vorüber ins Leere hinaus. Auch in ihr wälzten sich die Gedanken, wenn sie auch nicht so wild und rachsüchtig waren, wie die des draußen umherstürmenden Anfas. Ihrem sorgenden Frauengemüt lag die Frage zunächst, wie sie ohne ausreichende Geldmittel die Tote unter die Erde bringen sollten. Sie hatte wohl im Keller noch ein paar Gulden, die sie aus ihrem Dienst mitgebracht, vergraben, aber sie reichten lange nicht und Anfas hatte schon seit Wochen keinen Verdienst mehr, da Handel und Wandel darniederlagen.

Wie sie so schweigend dasaß, überschlich sie plötzlich das Gefühl, als sei sie nicht mehr allein und rasch umschauend blickte sie in die unheimlich flammenden Augen des Korporals, welcher draußen, auf das zerklüftene Fenster gelehnt, dastand und sie frech anstarrte.

Marinka fühlte, wie ihr Haar sich sträubte, aber es war ihr unmöglich, eine Bewegung zu machen, oder einen Schrei auszustößen. Sie war gelähmt, wie das kleine Röglein, das die Schlange auf sich zukriechen sieht.



Mit einem leichten Satz schwang sich der Franzose ins Zimmer und stand vor ihr.

„Eh bien ma belle, sein Du so allein? Ou est donc votre amant? Ich will sein an sein Stell, — un kaiser petite tourterelle —“ und mit höhnischem Lachen versuchte er das zitternde Mädchen in seine Arme zu schließen.

Marinka entschlüpfte ihm aber unter dem Arme weg, wobei ihre um den Kopf geschlungenen Flechten auf die Schulter herabsanken.

„Ah sapristi, kleine diable.“ lachte der Angreifer, „ich zwingen Dir.“ Und mit einem blitzschnellen Seitensprung packte er die Fliehende mit einem Arme um die Taille, während er die andere Hand fest auf ihren Mund preßte, den ausgestoßenen Schrei dadurch gewaltsam dämpfend.

Aber noch hatte Marinka eine Waffe; mit der rechten freien Hand ergriff sie eine der herabgefallenen Flechten und führte damit einen kräftigen Schlag über des Franzosen Gesicht. Wie ein Peitschenhieb traf er ihn, schmerzhaft und ihm die Augen blendend, aber seine Begehrlichkeit gleichzeitig zur Wut steigend.

War er auch im Augenblick fluchend zurückgefahren, so hatte er das Mädchen im nächsten desto fester und brutaler gepackt und es wäre ihm unterlegen, wenn Anfas ihn nicht in diesem Augenblick im Genick gepackt hätte. Er hatte das verzweifelte Ringen der Geliebten durch das Fenster wahrgenommen und war ihr zu Hilfe geeilt. Jetzt hatte er seinen Todfeind unter den Händen und nicht lebend sollte er daraus hervorgehn.

Jede letzte Spur von Besinnung verließ ihn, mit vor Wut rollenden Augen, unartikulierte Laute ausstoßend, hob er die schwächliche Gestalt des Feindes hoch in die Höhe und schmettete sie auf den Estrich nieder. Der Franzose stieß einen gurgelnden Laut aus und versuchte sich in die Höhe zu richten; aber schon stand Anfas mit dem linken Fuß auf seiner Brust, während er den rechten erhob, um mit dem schweren Holzschuh daran, des Franzosen Haupt zu zerschmettern.

„Pardon,“ kam es leuchend von den Lippen des Unterlegenen.

„Anfas, ich bitte Dich um Gotteswillen,“ rief Marinka entsetzt, aber Anfas wußte nicht mehr was er that.

Zweimal fauste der schwere Hacken des Holzschuhs auf die Schläfe des Wehrlosen — dann war es vorüber und das Zimmer beherbergte zwei Tote, Anfas hatte seinen Feind zertreten, wie man ein Gewürm zertritt.

Eine lange Zeit verging in tiefem Schweigen, Marinka kauerte in der fernsten Ecke hinter dem Ofen, Anfas kniete vor der Leiche seiner Mutter, indem er unaufhörlich murmelte:

„Du bist gerächt, Mutter, Du bist gerächt.“

Endlich kam Marinka zu ihm herüber, legte ihre Hand auf seine Schulter und fragte zaghaft:

„Was wird jetzt werden, Anfas?“

Der Angeredete erhob sich langsam und schaute wie geistesabwesend um sich, erst nach und nach kam

ihm das folgerichtige Denken und er sprach eintönig, indem er auf den Toten starrte:

„Wenn der Morgen anbricht, werden sie mich an die Mauer stellen und erschießen.“

Marinka schrie auf und es war als wolle sie auf ihn zustürzen und die Arme um ihn schlingen, aber sie wich erschauernd zurück und sagte dann leise:

„Kein Anfas, das darf nicht sein, Du thatest es nur meinetwillen, wir wollen überlegen, was zu Deiner Rettung geschehen kann.“

„Wenn wir den Toten in die Torgrube tragen?“ meinte Anfas.

„Marinka sann nach. „Nein,“ sagte sie, „man würde den Fehlenden suchen und in dem moorigen Boden unsere Fußspuren erkennen.“

Plötzlich kam Anfas ein rettender Gedanke:

„Der Korporal hat auf dem Heuboden geschlafen, wenn wir ihn neben die Leiter legten, als wäre er herabgestürzt?“

Eifrig stimmte Marinka dem Vorschlag bei, er war annehmbar.

Beide lauschten, ob wohl die Schläfer im Nebenraum etwas von dem Kampf, der sich allerdings ziemlich lautlos vollzogen, gehört hätten. Nein, sie schnarchten wie bisher. Der ihnen ungewohnte Branntwein hatte sie schwer berauscht.

Leise trug Anfas sein Opfer in den Hof hinaus und legte den entseelten Körper neben die Leiter. Marinka holte einen scharfkantigen Stein herbei und schob ihn unter die verletzte Schläfe des Toten, er sollte die Wunde rechtfertigen.

Vor einigen Jahren war in einem Nachbargehöft ein Mann von einer Leiter gestürzt, die Lage des Bewußtlosen war Anfas, der bei dem Unfall zugegen gewesen, im Gedächtnis geblieben und er nutzte seine Wissenschaft mit der Verschärfung der Geisteskräfte, welche die Todesgefahr giebt.

Nach gethanem Werk saßen beide schweigend in der Stube, Marinka wieder im Ofenwinkel, bis der Tag graute. Da löschte sie die Lampe, trat ans Fenster und sagte:

„Geh jetzt fort, Anfas, damit Du nicht gefunden wirst für den Fall doch ein Verdacht aufkommt, mir werden sie nichts thun — bleibe im Walde bis sie fort sind.“

„Ich gehe nicht, Marinka,“ sprach Anfas, „ich hielt es doch nicht aus. Mag kommen was da will, laß mich bei Dir bleiben.“

Und dabei trat er an das Fenster und streckte ihr die Arme entgegen. Da fiel der helle Morgenstrahl auf seine Hand und den roten Blutstreifen, welcher sich quer darüber zog. Aus der kleinen Kopfwunde des Franzosen war es darüber geriesellet, als er den Toten hinausgetragen. Marinka wich mit allen Zeichen des Entsetzens von ihm zurück.

„Menschenblut,“ stammelten ihre bebenden Lippen und dann schlug sie die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

Anfas schlich vor das Haus und reinigte seine Hände im Tau des Grases — an den Brunnen auf dem Hofe zu gehn war ihm unmöglich, er hätte an dem Schläfer neben der Leiter vorüber müssen.

Als die ersten Sonnenstrahlen die Erde küßten, ertönten durch das Dorf die schmetternden Klänge der Reveille und selbst der schwere Schlaf der trunkenen Soldaten wich diesem Appell an ihre Disziplin.

Es ward lebendig in dem ganzen Dorf und auf dem Gehöft — jetzt kam die Entscheidung.

Marinka kniete vor dem Bett der Toten und sendete heiße Gebete gen Himmel — er war gnädig.

Rufe des Schreckens tönten vom Hofe herein, ein hastiges Rennen entstand, Offiziere erschienen, aber niemand sprach einen Verdacht aus, man nahm das Geschehnis für einen Unglücksfall.

Die Kameraden hatten den Korporal auf den Heuboden steigen sehen, einer über den er hinweggestiegen war, mußte auch, daß er ihn mitten in der Nacht noch einmal verlassen. Die Uhr und eine beträchtliche Geldsumme fanden sich unverfehrt bei ihm, von irgend einem Konflikt wußte niemand. Anfas war den Tag über höflich und zuvorkommend gegen seine aufgedrungenen Gäste gewesen. Wie hätte man auf einen Mord kommen sollen?

Das Gebäude, an welchem sich scheinbar der Unfall zugetragen hatte, war, mit Rücksicht auf die frühere Ausdehnung des Bauerngutes, höher und stattlicher wie die meisten derartigen Bauten und zu Anfas' Heil lag an der Unglücksstelle ein Haufe Steine und Ziegel, den er vor Anmarsch der Armee herbeigeschafft, um eine schadhafte Mauer zu bessern. So konnte auch bei peinlicherer Untersuchung die Möglichkeit tödlichen Ausgangs, bei einem Absturz von der Leiter, zugegeben werden, wer aber hatte Zeit zu langen Untersuchungen — im Kriege gilt ein Menschenleben wenig.

Während ein Teil der Mannschaft die Morgensuppe kochte, gruben einige ein Grab hinter dem Grasgarten; da ein Sarg im Dorfe nicht aufzutreiben war, wickelte man den Toten in seinen Mantel, — dann Trommelwirbel, ein Gebet, einige Flintenschüsse — und alles war vorüber. Die Kameraden teilten sich in seine Hinterlassenschaft und eine Stelle für den Nachfolger war frei geworden.

Wer fragte, ob daheim im fernen Frankreich vielleicht ein Herz blutete, wenn die Totenliste nach langen Monaten seinen Namen nannte. —

\* \* \*

Auch die alte Urte ward nach drei Tagen zur Ruhe bestattet. Anfas hatte für das geringe vorhandene Geld einige Bretter aus einem weniger mitgenommenen Nachbarort beschafft und der Mutter den Sarg selbst gezimmert. Es war eigentlich mehr ein Kasten, aber sie schlief nicht weniger süß darin.

Die Durchzüge der Armee hatten vorläufig aufgehört, oder einen anderen Weg genommen. Man blieb unbehelligt, aber zwischen Anfas und Marinka bestand eine Entfremdung.

Sie säuberte nach Kräften das Haus und sprach davon, daß sie nun fort wolle, aber sie wich jeder Annäherung ihres Bräutigams mit einer Art von Schauer aus. Oft starrte sie wie geistesabwesend

auf seine Hände, als ob sie noch das rote Blut auf ihnen sähe und wenn er den Versuch machte, sie zu umarmen, verließ sie schnell das Zimmer. Er nahm sich vor mit ihr zu sprechen, verschob es aber schließlich bis das Begräbnis vorüber sein würde, er scheute sich davor. Auch auf ihm lag es wie ein Alp und das schmerzverzogene Gesicht des Franzosen schwebte stets vor seinem inneren Auge. Knirschte ein Gegenstand unter seinem Fuß, so ging ihm ein eisiger Schauer durch den ganzen Körper; so hatte der Kopf des Ermordeten unter seinem Fuß geknirscht.

Vergeblich sagte er sich, daß er ja nur einen Feind des Vaterlandes vertilgt hätte, wie er in dem ersehnten Befreiungskampfe noch viele zu vertilgen hoffte. Aber sein Gewissen sagte ihm doch, daß es etwas anderes sei dem Feinde mit der Waffe in der Hand die Stirn zu bieten, als den Waffenlosen zu morden.

Aber war es denn nicht Notwehr gewesen? — Wenn er sich damit begnügt hätte den Franzosen durchzubläuen und aus dem Zimmer zu werfen, als er sein Mädchen bedrohte, was wäre wohl am nächsten Morgen sein Schicksal gewesen? Wäre nicht sein Hof in Flammen aufgegangen, er selbst vielleicht erschossen worden? Wer würde für ihn gezeugt haben, wenn der Uebelthäter den Spieß umgedreht und ihn als Angreifer dargestellt hätte? — Niemand — denn er hatte keinen Zeugen.

„Nein, es ging nicht anders,“ sprach der Verstand.

„Du sollst nicht töten,“ antwortete das göttliche Gebot, das man ihn ehren gelehrt.

Und „Du sollst nicht töten,“ sprach es auch zu Marinka. Ihr frommer Sinn konnte sich von der alten Überlieferung nicht loslösen, vor ihren Augen stand das wutverzerrte Gesicht, die blutüberströmte Hand ihres Verlobten und ihr graute vor ihm.

Die Mutter lag in der kühlen Erde, aller Not und Sorge entrückt. Marinka hatte ihr Bündel geschnürt, um fortzugehen, sie saßen zum letzten Mal auf der Bank unter dem Hollunder, aber es war anders, als vor wenigen Tagen.

„Bleibe noch hier, Marinka,“ sprach Anfas, „die Straßen sind zu unsicher, ich ängstige mich um Dich.“

„Laß mich gehen, Anfas,“ erwiderte die Angeredete, „das Heer sammelt sich bei Tilsit, ich umgehe es, wenn ich mich direkt gegen das Haß wende. Von Gilge aus finde ich wohl eine Gelegenheit zur Überfahrt nach Schwarzort auf der Nebrung, wo ich vorläufig bei dem Ohm Labrenz bleiben möchte. An einen Dienst ist in dieser Schreckenszeit für mich doch nicht zu denken.“

Anfas schwieg eine Weile, dann glitt er von der Bank und legte, vor ihr niederknieend, den Kopf auf ihren Schoß.

„Marinka, was hast Du gegen mich, erbarme Dich, was habe ich Dir denn gethan?“ schrie er auf.

„Nichts hast Du mir gethan, Anfas,“ sprach das Mädchen sanft, indem es die Hand auf sein Haupt legte, „ich muß Dir im Gegenteile danken — aber“ sie stockte.

„Aber an meinen Händen klebt Blut und das kannst Du nicht überwinden.“

„Nein,“ flüsterte sie, „aber laß mir Zeit, viel- leicht gewöhne ich mich daran.“

Anfas blieb vor ihr liegen und schluchzte, daß sein starker Körper sich schüttelte, Marinka floß das Herz über vor Jammer und Mitleid, und sie hätte ihm so gern die Arme geöffnet, aber es ging nicht, das Grauen war stärker als sie. Sie begnügte sich, sein Haar zu streicheln und immer nur die Worte zu flüstern:

„Vergieb mir, Anfas, und habe Geduld mit mir.“

Endlich sprang der Mann auf und strich die blonden Haare aus der Stirn.

„So geh denn mit Gott, Marinka, ich werde Dir nicht lästig fallen, bis Du selbst mich ruffst, aber der Herr möge Dein Herz lenken.“

Er küßte sie auf das geneigte Haupt und stürmte fort, dem Walde zu.

Marinka saß noch lange einsam auf der Bank, dann erhob sie sich, holte ihr kleines Bündel und schritt ins Dorf, den Nachbarn Lebewohl zu sagen.

## II.

Monate waren vergangen — Monate von ungeheurer, weltgeschichtlicher Bedeutung. Die gewaltige Armee Napoleons, die in Zahl von über 610 000 Mann auf drei Straßen nach Rußland gegangen war, hatte zum großen Teil aufgehört zu sein. Was Menschenkraft nicht vermocht hatte, war der Kälte, dem Hunger, der Krankheit gelungen. Wie in eine Wüste war der kolossale Heerkörper in das ungeheure Zarenreich eingebracht, denn die zurückweichenden Russen hatten alle Magazine hinter sich verbrannt, und nachdem auch das von den Einwohnern verlassene Moskau, in den Tagen vom 15. bis 20. September in Asche gesunken war, begann ein Rückzug, der seines Gleichen in der Weltgeschichte sucht. Überfälle des feindlichen Heeres, unterstützt von einer, durch die teilweise Zerstörung des Kreml mit seinen nationalen Heiligtümern zum Fanatismus aufgeschachelten Bevölkerung, und ein früher, beispiellos harter Winter vereinigten sich, um den Zug der Armee zu einem Todeszug zu gestalten, über dem das unsagbarste Elend jeder Gestalt als Würgeengel schwebte. 280 000 Mann waren im Sommer gen Moskau gezogen, ein noch ziemlich beträchtlicher Haufe hatte am 28. November den Übergang über die Beresina durch verzweifelte Tapferkeit erzwungen, aber was am 14. Dezember unter Waffen über den Niemen zurückging, war nur noch ein Häuflein von sechshundert Reitern und vierhundert Fußgängern. Alle übrigen lagen unter Eis und Schnee, oder schleppten kranke Körper, erfrorene Glieder mühsam über die Eisfelder Rußlands — hungernde, waffenlose Bettler, die erschöpft am Wege zusammenbrachen und starben — von der erbitterten Bevölkerung und den Wölfen zu Tausenden vernichtet wurden und auch den Menschenfreunden, die sich zuweilen ihrer erbarmten, noch ungewollt Verberben brachten, indem sie ihnen tödliche Krankheiten in die Häuser schleppten.

Lautlos, waffenlos, ohne Kommando, schwankten kleine Trupps über das schneebedeckte Land. Die

Uniformen zerrissen und teilweise durch Bauern- ja durch Frauenkleider ersetzt. Auf Stöcke gestützt, Haupt und Füße mit Lumpen und Fellen umwickelt und doch mit Frostbeulen bedeckt — das war die herrliche Armee — so kamen ihre Reste nach Ostpreußen zurück. Blieb ein Kamerad am Wege liegen, den Wölfen zur Beute, man bemerkte sein Schicksal kaum, das Übermaß der eigenen Qual hatte das Gefühl ertötet, nur weiter — weiter, nur sich wärmen, nur den fürchterlichen Hunger stillen können. Die Unglücklichen krochen halb bewußtlos ins Feuer, wo sie welches fanden und verbrannten sich, sie verschlangen die erbärmlichsten Speisen ohne aufhören zu können, bis sie starben, und das Volk nannte diese Gier: „Hunger von Gott“ als Strafe für früheren Übermut ihnen auferlegt. Wenn die Summe von Qual, welche auf diesem Wege erduldet wurde, sich zählen oder messen ließe, sie müßte eine Ziffer ergeben, vor der das Auge des fühlenden Menschen sich schauernd schloße, die keine Phantasie zu erfassen vermöchte. Und die sie erduldeten waren nicht die Schuldigsten unter den Schuldigen; nur teilweise küßten sie, nur teilweise erlitten sie die gerechte Strafe ihrer Frevel, viele, ach viele waren die schuldlosen Opfer des Ehrgeizes eines einzelnen, der Herzlosigkeit ihrer Führer, die die Verlorenen im Stich ließen, das eigene kostbare Leben zu retten.

Der Kaiser mit seinen Marschällen erreichte ungefährdet das Vaterland. Als ob die Raben, welche das dem Tode verfallene Heer geleiteten, die Kunde weiter getragen hätten, so verbreitete die Nachricht der furchtbaren Vernichtung sich unaufhaltsam über Ostpreußen. Schon in den ersten Oktobertagen hörte man gerüchtweise vom Moskauer Brande, bald darauf vom Rückzug des großen Heeres und frohlockend erhob die Hoffnung ihr Haupt — jetzt war der Augenblick gekommen, durch gemeinsame Erhebung das Joch des Erbfeindes abzuschütteln.

Trotz der furchtbaren Verluste an Geld und Geldeswert, welches der Durchzug dem armen Lande, das man trotz der Bundesgenossenschaft ganz als feindliches behandelt und gebrandschakt, verursacht hatte, flossen von allen Seiten reichliche Gaben für die Ausrüstung der Freiwilligen. Noch wußte man nicht, wie der König gesonnen sei, und schon arbeiteten fast in allen Häusern fleißige Hände an der Equipierung des Vaters, des Bruders oder des Sohnes, denn kaum eine Familie gab es, die nicht einen Vaterlandsstreiter zu stellen gedachte. Ist waren es ihrer viele, und das nächste Frühjahr zeigte die seltene Erscheinung, daß vielenorts Greise und Frauen den Ader bestellten, weil die rüstigen Männer freiwillig in den heiligen Krieg gezogen waren.

Noch einmal überschwemmte ein rückkehrendes, geordnetes Heer die Provinz. Die ziemlich gut erhaltene Nordarmee, welche die russischen Ostseeprovinzen besetzt gehalten, hatte auf die Nachricht von dem furchtbaren Schicksal der Moskauer Schwesterarmee ebenfalls schleunigen Rückzug angetreten, während das preussische Korps unter General York ihr den Rücken decken sollte. Unendlicher Jubel aber scholl durch ganz Ostpreußen, als in den ersten Januartagen sich die

Nachricht verbreitete, dieser kühne Feldherr habe am 30. Dezember ganz auf eigene Hand in der Poscherumer Mühle bei Tauroggen einen Neutralitätsvertrag mit dem russischen General Diebitsch auf zwei Monate geschlossen und mit etwa 14 000 Mann Winterquartiere bei Tilsit bezogen. Als man gar erfuhr, daß der König im letzten Drittel des Januar sein Hoflager nach Breslau verlegt habe und somit dem unmittelbaren Druck der Berlin besetzt haltenden Franzosen entrückt sei, war kein Halten mehr. Das Volk stand auf und rief nach seinem König, viel früher als dieser seinen berühmten, unergleichlichen Aufruf „An mein Volk“ erlassen hatte.

Die von dem genialen Scharnhorst eingeführte Ausbildung des Volkes zum Waffendienst hatte in der Provinz in aller Stille Tausende von waffenkundigen Leuten, die sogenannten Krümper, geschaffen, welche auf den ersten Ruf hin bereit und befähigt waren, in das Heer zu treten. York und sein Freund, der Regierungspräsident von Schön in Gumbinnen, ließen es sich nun angelegen sein, eine allgemeine Volksbewaffnung vorzubereiten, in welchem Bemühen sie von dem vormaligen Minister von Stein, der in Folge französischer Achtung und Verbannung aus Deutschland in russische Dienste getreten war, aufs kräftigste unterstützt wurden.

Dieser weitschauende, vaterlandstreue Mann war vom Kaiser Alexander mit ausgebehntesten Vollmachten, als eine Art Vizekönig von Ost- und Westpreußen ausgestattet und verwendete seine Macht zu den segensreichsten Maßnahmen, obwohl dieselben, durch die Verhältnisse gezwungen, gewissermaßen über den Kopf des Königs von Preußen hinweggingen. Denn noch stand bedeutende französische Heeresmacht zwischen Ostpreußen und Schlesien und der König konnte sich nicht äußern, wie er wohl gewollt, solange ihn die Eroberer noch halb in ihren Händen hielten.

Die Landstände wurden einberufen und in allgemeiner, hochherziger Begeisterung Thaten gethan, welche in der Geschichte ihres Gleichen suchen. Trotz der Not und Ausgesogenheit des Landes, welches auch russischerseits mit unerschwinglichen Requisitionen gequält wurde, errichteten Preußen und Litauen die gesamte Landwehr auf eigene Kosten und stellte zwanzig Bataillone Fußvolf und siebzehn Reiter Schwadronen ins Feld. Auf je sechsundzwanzig Seelen des Volkes kam ein Streiter, darunter befanden sich über dreitausend Freiwillige.

Wie aber ein einziger zündender Funke in geeigneten Brennstoff geworfen, diesen bald in heller Glut lobern macht, so erfaßte diese im äußersten Osten aus den Herzen des Volkes ausschlagende Flamme in kurzer Zeit das ganze Gebiet der deutschen Zunge, und das Volk forderte das Recht seiner Nationalität, als es äußerlich noch in zahllose Staaten gespalten erschien, deren Herrscher teilweise zu Frankreich hielten.

Ja jetzt schon tauchte die Idee der Wiebergeburt des Deutschen Reiches, das Verlangen nach einem deutschen Kaiser auf, und ein ostpreussischer Sänger — Mar von Schenkendorf — war es, der diesem Wunsch zuerst im Liebe Ausdruck gab.

Was der Begeisterung des ostpreussischen Volkes aber etwas Rührendes, Poetisches gab, war die Erinnerung an die fast wie eine Heilige verehrte Königin Luise. Hier hatte sie in den Jahren tieffter Erniedrigung mit ihnen gelebt, hier hatte sie sich vor dem Eroberer gedemütigt — sie sollte gerächt werden an dem, der ihr edles Herz gebrochen, und ihre treuen Ostpreußen wollten die ersten sein, welche dafür unter die Waffen traten. Wahrlich, der Wahlspruch der preussischen Landwehr: „Mit Gott für König und Vaterland“ er zierte nicht nur die hohe Mütze, er wurzelte tief im treuen Herzen.

### III.

Während diese gewaltigen Ereignisse die Welt und die Herzen erfüllten, saß Marinka auf der schmalen Landzunge, zwischen Hoff und See, in weltvergessener Abgeschlossenheit. Zwar drangen auch zu ihr alle Gerüchte, alle Befürchtungen und Hoffnungen, die von Mund zu Munde flogen, denn die viel befahrene Straße von Königsberg nach Memel und damit der Postweg nach den russischen Ostseeprovinzen, ging damals über die kurische Nehrung, und der Verlauf der Fische, ihres einzigen Erwerbszweiges, führte die Bewohner, durchweg Fischer, oft in die am Haftrand gelegenen Städte. Aber sie stand doch nicht mitten in der Bewegung. Wie aus fernabliegenden Gegenden drang nur der Schall der Ereignisse in ihr Ohr und weckte schmerzlichen Widerhall in ihrem Herzen.

Ja, ihr Herz war krank und schmerzte. Mit der ganzen Glut ihrer leidenschaftlichen Natur hatte sie es an Anfas gehängt, und Anfas war ein Mörder. Sie zürnte ihm nicht, sie liebte ihn noch eben so heiß wie ehedem, sie verzehrte sich in Sehnsucht nach ihm — ja, es gab Stunden, in denen sie sich schlecht und treulos ihm gegenüber vorkam — ihm, der ihr Retter gewesen, der um ihretwillen die Todesschuld auf sich geladen.

Dann öffnete sie wohl den Mund, den Dhu Labrenz zu bitten, ihm bei seiner nächsten Fahrt nach Ruß Nachricht durch Gefreundete zu senden, daß er zu ihr kommen möge; aber dann stand plötzlich seine blutige Hand vor ihrem Auge, dann hörte sie das winselnde „pardon“ des Erschlagenen, und das alte Grauen kam wieder über sie. Wenn sie nur das Schreckliche nicht hätte mit ansehen müssen, es wäre leichter zu überwinden gewesen.

In frommem Kirchenglauben erzogen, konnte ihr ungeschulter, des logischen Denkens unkundiger Verstand nicht über das hinaus, was man sie gelehrt hatte, und der Buchstabe der Schrift ward ihr zu einem ehernen Thor, welches das Reich des vorurteilslosen Gedankens verschloß. „Du sollst nicht töten“ hieß das fünfte Gebot — „Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden“ stand an einer anderen Stelle der Schrift, und sie konnte nicht darüber hinaus.

An ihres Anfas' Hand klebte ungefühntes Menschenblut, sie konnte die übrige nicht hineinlegen. Der Gedanke, daß Gott seine Hand zum Werkzeug

ersehen haben könnte, um die Frevelthaten des Ermordeten zu rächen, kam ihr nicht.

Das Fischerdorf Schwarzort lag, wie alle Dörfer der Nehrung, auf der Haffseite. Langhingestreckt dehnte es sich auf dem schmalen Vorstrande, am Fuß der etwa zweihundert Fuß hohen Sanddüne, die mehr oder minder steil dagegen abfiel. Aber nicht kahler, verderbenbringender Sand war es, der sich dort türmte; ein ziemlich gut bestandener Kiefernwald fesselte und hinderte ihn, sich auf die armseligen Fischerhütten zu stürzen und sie zu begraben, wie er unzählige Wohnungen schon begraben hatte, seit menschlicher Unverstand, gepaart mit den wilden Naturgewalten, die Wälder vernichtete, welche einst, nach der Überlieferung, die ganze zwölf deutsche Meilen lange Nehrung bedeckten.

Hier in dem stillen Dünendorf, im Hause des Dym Labrenz, der am Ende des Dorfes, wo der Wald aufhörte und die Sandwüste begann, ein bescheidenes Häuschen besaß, hatte Marinka Peleikis eine Heimat gefunden. Der alte Fischer, ein Vetter ihrer Mutter, hatte bald nach ihrer unerwarteten Ankunft seine Tochter verheiratet, einer Magd an ihrer Stelle benützt, und Marinka als solche bei sich behalten. Sie führte ihm die kleine Wirtschaft, spann und strickte Netze und fuhr gelegentlich zu Rahn mit Fischern in die Ortschaften am Haff, um die nötigen Lebensmittel und das Winterfutter für die Kuh herüberzuschaffen. Die Nehrung trägt nichts, und das Vieh müßte verhungern, die Menschen auf jede Abwechslung ihrer Hauptnahrung — Fische, zu denen sich im Frühjahr und Herbst Krähen gesellen — verzichten, wenn die fruchtbareren Niederungen, im Süden und Osten des Haffs, nicht ihren Reichtum mit ihnen austauschten.

Nach gethauer Arbeit pflegte sie oft die steile Düne zu erklettern, um auf ihrem Gipfel, mit der Aussicht auf das ewige Meer einerseits und das weite blaue Haff andererseits, ihren Gedanken und ihrer Sehnsucht nachzuhängen. Jetzt aber hatten diese Gänge schon seit Monaten ihr Ende erreichen müssen, denn des Winters eisige Faust ruhte mit unerhörter Strenge auf Haff, See und Land, heftige Stürme machten den Aufenthalt auf der Spitze unmöglich, und das Auge fand, statt der bewegten Wasserfläche nur unabsehbare Eisfelder zu beiden Seiten. Selbst das ruhelose Meer hatte sich auf eine Strecke hinaus den Zügel anlegen lassen.

Die Fischerei konnte nur mit dem Wintergarn betrieben werden, einem Netz von riesigen Dimensionen, welches unter dem Eise, mit Hilfe einer Reihe eingeschlagener Löcher fortbewegt wird. Das aber war Männerarbeit, ebenso wie die Fortschaffung des Fanges zu Schlitten über die weg- und steglose, oft von meilenlangen Rissen, den Windwaden, durchzogene Eisfläche.

So saß Marinka immer die kurzen Tage und langen Abende hindurch in der altertümlichen Fischerhütte, deren Bauart noch dieselbe war, die die Wohnungen der Kuren vor vielen hundert Jahren gezeigt haben mochten. Die vordere Hälfte des hölzernen, schornsteinlosen, rohgedeckten Hauses diente

als Hausflur und Küche, die Kochvorrichtung bestand in einer von Ziegelsteinen umgebenen Vertiefung neben der Mittelwand und einem, darüber aus der Wand ragenden beweglichen Eisenhafen, dem Kniebis, der den Kessel trug. Es blieb dem Rauch überlassen, sich einen Ausweg durch das Rohr des Daches zu suchen, und er überzog, bevor er ihn fand, das gesamte Innere des Raumes nebst dem darin aufgehängten Fischergerät mit einer glänzenden Rußschicht. Wer aus civilisierteren Gegenden kommend in die weltvergessenen Hütten der kurischen Fischer trat, mochte glauben, sich in das frühe Mittelalter versetzt zu sehen, so gemahnte das Innere derselben an die Schilderungen, welche alte Schriftsteller uns aus längst versunkenen Jahrhunderten überliefert haben. Hier auf dem einsamen Sandstreifen zwischen Haff und See schien die Zeit still zu stehen.

Die zweite Hälfte des Hauses enthielt zwei, durch einen gemeinsamen Ofen erwärmte Wohnräume und hier, in dem größeren, saß Marinka eines Nachmittags im Februar auf der Ofenbank, mit fleißigen Fingern den Spinnroden drehend. Sie lauschte auf das Heulen des Sturmes, welcher aus Norden wehend, die Wogen des Meeres aufwühlte, daß sie die lastende Eisdecke zerbrachen und die Schollen haushoch am Ufer türmten.

In das von der See hertönende Gebrause mischte sich ab und zu ein kanonenschußartiger Knall, verursacht durch das Bersten des Haffeises, das trotz seiner Stärke dem Druck des von der See einströmenden Wassers nicht Widerstand leisten konnte und lange Sprünge, die erwähnten Windwaden, bekam.

Eintönig schnurrte zu allem Getöse der aufgeregten Natur das Spinnrad des einsamen Mädchens, und gleichmäßig drehten sich ihre Gedanken immer in demselben Kreise, der sie bannte.

Da öffnete sich leise die Thür und herein trat der, den ihr Herz in jeder Stunde rief und den ihr Mund sich zu rufen scheute — Anfas.

Einen Augenblick blieb alles still im Zimmer, dann aber sprang Marinka auf und slog an seinen Hals. Vergessen waren alle Skrupel, ihr Herz allein sprach und sie folgte ihm.

„Marinka, ach Marinka,“ rief Anfas, „ich hielt es nicht länger aus. Von einem Tage zum andern wartete ich, wie auf eine Botschaft des Heils, auf ein Wort von Dir. Und da es ausblieb, lange sieben Monate, da saßte mich die Verzweiflung und ich gab Dich verloren. Aber sehen mußte ich Dich noch einmal, bevor ich in den Krieg ziehe, weiß ich doch nicht, ob ich daraus wiederkehre.“

„Ach Anfas,“ meinte das Mädchen, „Du weißt nicht, was in mir vorging, ich kannte mich selbst nicht — ich sehnte mich fast krank nach Dir und dabei — wenn ich an die schreckliche Nacht dachte —“

Sie schwieg und blickte schüchtern vor sich hin. „Marinka, kannst Du Dich noch immer nicht überzeugen, daß ich nicht anders konnte, daß ich den Franzosen nicht schonen durfte?“

„Ja — ja, Anfas, Du hast recht — ich gebe es zu, aber ich sah in meinen Träumen immer das rote Blut auf Deiner Hand —“

Sie brach ab und schaute unwillkürlich auf seine nervige Rechte, die auf ihrem Arme lag. Aber mit einem Schrei fuhr sie zurück.

Nur über die Hand zog sich ein blutroter Streifen, gerade da, wo das Blut des Erschlagenen sie einst gefärbt.

Es war nur eine kaum vernarbte Schramme, welche Anfas sich beim Holzfällen zugezogen, in Marintas Augen aber erschien sie als ein Rainszeichen, daß Gott ihm aufgedrückt und das Entsetzen kam mit erneuter Gewalt über sie.

„Gott hat Dich gezeichnet,“ schrieb sie auf, riß ihre Hand aus der seinen und stürzte in die Nebenkammer, wo sie an ihrem Bette in die Kniee sank und den Kopf in die Kissen barg.

Anfas war im Zimmer stehen geblieben und starrte auf den Boden zu seinen Füßen.

Alle Seligkeit die, kaum noch gehofft, bei ihrer liebevollen Begrüßung über ihn gekommen, war mit einem Schlage der tiefsten Verzweiflung gewichen.

Verloren, ja sie war für ihn verloren, das sah er jetzt deutlich. Sie konnte nicht hinaus über sich selbst und er war ihr ein von Gott Gezeichneter.

Der unglückliche Mann stand unbeweglich auf seinem Platze — wie lange wußte er selbst nicht. Es fand auch kein klarer Gedanke Raum in seinem Kopfe, nur das eine Gefühl, daß er namenlos unglücklich sei.

Endlich strich Anfas mit schwerem Seufzer über seine nassen Augen und näherte sich der Thür zu Marintas Kammer.

„Ich gehe Marinta, und die Hand des Gezeichneten soll Dich nie wieder erschrecken. Ich habe, was von meinem Hause noch übrig war, verkauft und bin, mit noch zehn Kameraden, auf dem Wege nach Königsberg zur Übung. Wir haben Ordre bekommen. Sie sagen es wird jetzt bald losgehen — da wird sich wohl auch eine barmherzige Kugel für mich finden. Leb' wohl Marinta —“

Er stand eine Weile an der Thür und blickte auf die heißgeliebte Gestalt, welche vor dem Bette auf den Knien lag. Das arme Herz hoffte immer noch auf ein Liebeszeichen — auf ein Abschiedswort wenigstens — aber vergebens. Herzbrechendes Schluchzen aber kein noch so kleines Wörtchen, kein Blick —

Da wendete er sich um und verließ das Haus.

#### IV.

Im niederen, tabakdurchstuteten Wohnstübchen des Pfarrhauses saß eine lebhafte Gesellschaft bei dem seltenen Luxus einer Punschbowle, die der Geburtstagsfeier des Pfarrers galt, bei einander. Lebhaft und hochgestimmt, aber nicht heiter, denn die große Zeit, deren Anbruch man erwartete, warf zwar die Strahlen ihrer Morgenröte, Hoffnung weckend, in alle Herzen, aber man wußte doch nicht, wie der anbrechende Tag zur Rüste gehen, ob er halten würde, was man von ihm erhoffte.

Einen glorreichen Weg hoffte man zu gehen, aber einen Weg, dessen Ziel nur ein Teil derer, die ihn beschritten, erreichen konnte, von dem jeder

Fußbreit mit Blut erkaufte werden mußte und dieses Bewußtsein hemmte zwar nicht die Begeisterung, aber den lauten Ausdruck der Freude über das zu erhoffende Ende der allgemeinen Not.

Des Pfarrers einziger Sohn, Student der Albertusuniversität zu Königsberg, war zu letztem Abschiede ins Elternhaus gekommen. Er hielt sich in Königsberg bereit, auf den ersten Ruf hin, sich nach Breslau zu begeben.

Ein Freund hatte ihn begleitet und man saß, während draußen der Sturm tobte, friedlich um den Tisch und genoß das letzte Beisammensein.

Es war sechs Uhr abends, als sich vor dem Hause ein Geräusch, wie von vielen Tritten hören ließ und gleich darauf Marinta, die sich der Gäste wegen zur Aushilfe im Pfarrhause befand, meldete, daß einige Fischer und Fischerfrauen den Herrn Pfarrer zu sprechen wünschten. Auf erlassene Aufforderung betrat ein Trupp von Männern und Weibern in schneebedeckten Kleidern das Zimmer und eine Frau begann sofort weinend und klagend:

„Ach Gott Herr Pfarr' mein Mann und der Kalnische ihrer und dem Gulbis sein Sohn und Schwiegersohn sind gestern nachmittag mit Fischen übers Hoff gefahren und sollten schon vor vielen Stunden wieder da sein, und nun sind sie es nicht und es ist so fürchtbares Schneetreiben, daß man nicht hundert Schritt weit sehen kann, und das Eis kracht von dem Wasserdruck aus der See, daß es nicht zum Anhören ist. Ach Gott Herr Pfarr' dürfen wir wohl hier auf dem Hafen, vor Ihrem Garten, ein großes Feuer machen, damit sie die Richtung wissen, sie haben sich gewiß verfahren.“

„Gern Kinder,“ sprach der freundliche Mann, „will ich Euch nicht nur die Erlaubnis, sondern noch ein Teil Holz und Reisig dazu geben, aber wenn das Schneetreiben so arg ist, wie Ihr sagt, wird auch das Feuer nicht viel helfen.“

„D es klart immer zwischendurch auf,“ meinte der alte Gulbis, „es sind bloß Schneelöwen.“ Und dann machte sich die ganze Gesellschaft eilig davon, die geängstigten Frauen voraus, um die erhaltene Erlaubnis sofort auszunutzen.

Bald darauf flammte vor dem Gärtchen des Pfarrhauses auf der vorspringenden Landzunge ein wahrer Scheiterhaufen und ganze Funkengarben stiegen, trotz des fallenden Schnees, gen Himmel, sobald einer der Umstehenden — und das ganze Dorf hatte sich nach und nach versammelt — etwas von dem sorgsam aufbewahrten, trockenen Reisig in die Flamme schleuderte.

Was galt den armen Leuten das kostbare Brennmaterial, wo es sich um das Leben der Söhne und Familienväter handelte.

Es wäre für den unbefangenen Zuschauer ein groteskes Bild gewesen — diese kurischen Fischer — wie sie in ihre Schafpelze oder dunkeln Jaden gekleidet, die Köpfe von den helmartigen, nur Nase und Augen, kaum den Mund freilassenden, litauischen Mützen bedeckt, sich um das Feuer bewegten.

Dazwischen die Weiber mit den grellfarbigen Röcken und Kopftüchern, als Hintergrund die hoch-

ragende, gelbe Düne mit der rauschenden Walbkrone, und über allem der sprühende Schnee.

Aber wer hatte Sinn für das farbenprächtige Bild, tiefe Sorge lag auf jedem Gesicht und vergeblich bemühte sich eine Kinderfchar Leben und Freude hineinzubringen, indem sie jauchzend um das Feuer sprang, man wies sie bald zur Ruhe.

„Ach Gott, ach Gott,“ jammerte eine der Frauen, „sie kommen gewiß um, mir hat die letzte Nacht von Blut geträumt und gerade vor meinem Hause schrie der Totenvogel — ach Gott, ach Gott —“

„Still,“ rief plötzlich einer der Männer, „ich höre etwas“ —

Das Schneetreiben hatte zeitweise aufgehört, aber den vom Feuer Geblendeten war ein Ausblick über das weite Haß dennoch versagt, die Finsternis lag wie greifbar darüber. Der Sprecher trat daher auf das schneebedeckte Eis und legte sein Ohr darauf.

„Es kommt etwas, ich höre ein galoppierendes Pferd und aus weiter Ferne auch Schlittenglocken,“ rief er plötzlich.

Alles schwieg mit angehaltenem Atem und starrte in die Nacht hinaus. Einzelne Schneeflocken schwebten durch die Luft, dem Auge erkennbar, soweit der Schein des Feuers sie traf, dann Nacht, nichts als Nacht über der matten Schneefläche.

Nun war der Hufschlag des Pferdes deutlich hörbar — nun verhallte er lautlos — je nachdem die Hufe das klare Eis oder die strichweise aufgeweichte Schneedecke trafen — nun brachten die einzelnen Stöße des Windes auch den Ton sehr ferner Glocken mit sich — alle hörten sie.

„Das sind nicht die Unsrigen, das ist fremdes Geläut,“ rief der Hörer auf dem Eise, aber der Schreckensruf den seine Worte verursachten, erstarb in Erstaunen über die Erscheinung, welche plötzlich aus der Nacht im grellen Schein des Feuers auftauchte.

Mit schlaffem Zügel jagte ein Reiter über das Eis, Roß und Mann weiß von Schnee und gefrorenem Dunst, der das leuchtende Tier wie Raubrreif bedeckte und des Reiters Haar umstarrte.

An der Stelle, wo der Hafen an die glatte Eisfläche ansetzte, hatte sich eine Schneeschanze gebildet. Das augenscheinlich ganz erschöpfte Tier sank mit den Vorderfüßen tief ein und fiel in die Knie. Alle Männer sprangen zu, um ihm aufzuhelfen, der Reiter aber glitt aus dem Sattel, grüßte die Versammlung mit lässiger Handbewegung und schritt, so schnell es seine erstarrten Glieder gestatteten, dem Pfarrhause zu, ohne sich weiter um sein Roß zu kümmern. Schon auf der Schwelle trat ihm der Geisliche entgegen.

„Reinhold — wo kommst Du her und —“ mit einem Blick in sein verstörtes Gesicht — „was ist geschehen?“

„Brämer, mein alter, väterlicher Freund, kann ich Sie einen Augenblick allein sprechen? Nein, reichen Sie mir nicht die Hand, die meinige verdient es nicht von Ihnen gedrückt zu werden.“

Entsetzt fuhr der Pfarrer zurück und stieß wortlos die Thür seines Studierzimmers auf, das der Wohnstube gegenüber lag. Nachdem er sie aber

hinter sich und dem Ankömmling geschlossen, ergriff er des Widerstrebenden beide Hände und sprach freundlich:

„Was auch geschehen sein mag, Reinhold, mein alter Schüler und junger Freund, Deine Hand zu ergreifen soll mich nichts hindern. Etwas Ehrloses thut kein Eichenberg und — ich bin Dein Richter nicht, ich bin ein Diener Gottes, der selbst die Verlorenen nicht scheuen darf.“

Und mit geschäftigen Händen begann er den halb Erstarrten aus dem Pelzrock zu schälen und ihm die erklaumten Hände zu reiben; dann lief er hastig nach dem Wohnzimmer hinüber, um aus der Dfenröhre den Rest des Punsch's herbeizuholen.

„So mein Junge, jetzt erst einen tüchtigen Schluck getrunken und dann gebeichtet, wie einst, als ich noch drüben bei Euch lebte, Dein Vater mein Patron war und Du mein lieber kleiner Schüler. Und wenn es sich jetzt wohl um Schlimmeres handelt, als ein zerstörtes Vogelneß, so darfst Du bei mir auf dasselbe Verständnis rechnen wie früher, wer konnte wohl menschliche Schwachheit besser, als ein Seelsorger.“

Der junge Mann war in einen Stuhl gesunken und trank mechanisch einen tiefen Zug des erwärmenden Getränks, dann aber drückte er plötzlich die Finger gegen die Augen und stieß hervor:

„Vater Brämer, an meinen Händen klebt Blut, ich erschöß Erwin Bernsdorf —“

Der Pfarrer taumelte zurück. „O das unglückselige Duell,“ stieß er hervor. „Was war der Grund?“

„Kein Duell — meine Eifersucht, mein rasender Zorn — o Vater Brämer —“

Der Pfarrer lehnte gegen die Wand, als trügen ihn seine Füße nicht länger.

„Erzähle,“ murmelte er dumpf.

„Sie wissen, wir drei Nachbarmfamilien, die Eichenberg, die Bernsdorf und die Schlieven, haben stets eng zusammengehalten, aber Sie wissen nicht, daß ich mit Erna von Schlieven seit einem Jahr heimlich versprochen bin, wir wollten nur meine Ernennung zum Kammerreferendarius abwarten und dann den alten Baron um seinen Segen bitten. Seit einiger Zeit schon kam mir die heiß Geliebte verändert vor, sie war kalt und unfreundlich, schien mir auszuweichen und einmal schob sie, als ich unerwartet eintrat, einen Brief hastig in die Tasche, that aber erzürnt, als ich dringlich danach zu fragen wagte. Heute nachmittag nun, reite ich trotz des rauhen Wetters nach Giltfischen hinüber, um mit der Familie Bernsdorf wegen einer letzten Treibjagd Rücksprache zu nehmen, und trete, wie zwischen uns üblich, ohne anzuklopfen in das Zimmer Erwins. Kaum erkennt er mich, so schreut er empor und wirft sein Taschentuch, wie zufällig, auf einen Brief, der vor ihm liegt. Da packt mich ein furchtbarer Argwohn, ich springe vor, reiße das Tuch fort und was halte ich in der Hand? Einen Brief meiner Braut, beschwert durch eine angeheftete Locke ihres schwarzen Haars. Ich lese:

„Mein einzig Geliebter, mach' ein Ende, ich kann die Komödie nicht länger ertragen — und Reinhold fängt an mißtrauisch zu werden; es ge-

lingt mir aber nicht ihn durch Kälte zu freiwilligem Verzicht zu bringen.'

„O Vater Brämer, da stummert es mir vor den Augen, daß ich nicht weiter lesen kann, ich packe den Glenden, der spöttisch lächelnd neben mir steht, an der Brust und schreie:

„Schurke, erbärmlicher Schurke, der mir die Braut gestohlen hat, Du wirst mir auf der Stelle Genugthuung geben.'

Er lächelt immer noch und spricht in seiner sarkastischen Art:

„Gern, wenn Du es willst, aber bedenke, daß auf einem abgesetzten Liebhaber stets der Fluch der Lächerlichkeit ruht und ob es nicht besser wäre, in der Verborgenheit zu lassen, was außer uns niemand wußte.'

Dieser kalte Hohn bringt mich um den letzten Rest von Besinnung, ich reiße die Pistolen von der Wand und schreie, indem ich ihm eine in die Hand zu drücken versuche:

„Wehr' Dich Deines Lebens, oder ich schieße Dich nieder wie einen Hund, ehrloser Verführer.'

Er aber wirft mir die Pistole vor die Füße und ruft:

„Ich schieße mich nicht mit einem Wahnsinnigen, komm' zu Dir und dann laß uns weiter reden.'

Da war es zu Ende — der Schuß frachte und er lag leblos zu meinen Füßen."

Reinhold von Eichenberg warf sich mit halbem Leibe über den Tisch vor dem er saß und blieb eine Weile regungslos, auch der Pfarrer schwieg, ihm rann ein Schauer durch den Leib, der ihn zittern machte. Von draußen her klangen helle Schlittenglocken, aber niemand achtete ihrer. Endlich erhob sich Reinhold, strich das triefende Haar aus der Stirn und sprach schwer und müde:

„Als ich zu mir kam stand mein Freund Fritz neben mir und sah mich mit entsetzten, todestraurigen Augen an. „Ich weiß was ich zu thun habe, Fritz,' sprach ich, „grüße die Eltern, ich reite zum nächsten Gericht. Lieber schöße ich mir eine Kugel durch den Kopf, aber das darf nicht sein, die Gerechtigkeit soll ihr Opfer haben.'

Ich stürzte aus dem Zimmer, zog mein Pferd aus dem Stall und jagte davon, Memel zu. Ich hielt auf das Haff, um auf dem Eise besser fortzukommen, wie auf dem verschneiten Landwege, da kam das Schneetreiben, ich verlor den Weg und irrte stundenlang umher, bis das Feuer mir den Weg zu Ihnen zeigte. Wollen Sie den Mörder eine Nacht unter Ihrem Dache beherbergen?"

Noch ehe der Pfarrer Zeit hatte zu antworten wurde die Thür aufgerissen und auf der Schwelle stand — Fritz von Bernsdorf.

„Reinhold, welches Wunder hat uns beide hergeführt, da ich Deine Spur verlor. Gott sei Lob und Dank, so war die rasende Fahrt auf Tod und Leben doch nicht umsonst. Du darfst Dich dem Gericht nicht stellen, hörst Du? Du darfst nicht, ich, der Bruder des Getöleten verbiete es Dir. Wie groß auch Deine Schuld ist, Erwin war auch nicht schuldlos, er verriet Dein heiligstes Gefühl. Denke

an Deine Eltern, denke an Deine Schwester, die ich liebe, willst Du uns alle unglücklich machen?"

„Ich kann nicht, Fritz, ich kann nicht, soll ich mit der schweren Schuld auf dem Herzen weiterleben, als wäre sie nichts? Soll ich heucheln und lügen wie ein gemeiner Wicht, der vor der Welt als Ehrenmann gelten möchte? Das darfst selbst Du nicht von mir verlangen, das ginge über meine Kraft. Und ich will es auch nicht, selbst wenn ich es könnte. Jede Schuld fordert ihre Strafe."

„Mein lieber junger Freund," sprach der Pfarrer milde, „muß es denn immer gestraft sein? Kennst Du nicht das schöne Wort ‚Sühne?‘ Wohl spricht das Gebot: ‚Du sollst nicht töten.‘ Wohl steht in der Bibel: ‚Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden.‘ Aber der Apostel spricht auch in seinem schönen Römerbrief: ‚Rähet Euch selber nicht, sondern gebt Raum dem Zorn Gottes, denn die Rache ist mein, spricht der Herr.‘ Und wieder an anderer Stelle heißt es: ‚Gnädig und barmherzig ist der Herr, geduldig und von großer Güte.‘ Nun mein junger Freund, überlasse Gott dem Herrn die Entscheidung, ob er Dich strafen will mit seinem Zorn, oder Dich entschüden, kraft seiner Barmherzigkeit und Liebe. Schwer, furchtbar schwer ist die Schuld, welche Dein berechtigter, aber blinder Zorn auf Dich geladen hat, aber trägst Du die schwerste Strafe, das Bewußtsein Deiner That und die nagende Reue nicht in Dir?"

„O die Reue, die furchtbare Reue," stöhnte der Unglückliche, „sie würde mir mein Leben doch unerträglich machen."

„Darum verdiene Dir das verwirkte Leben aufs neue, sühne Deine Schuld, statt sie zu büßen," fuhr der Pfarrer fort. „Wir stehen am Aufgange einer großen Zeit, das Volk steht auf, um das Joch des korrumpirten Unterdrückers von seinen Schultern zu schütteln. Wer hätte da Zeit hinter Kerkermauern der irdischen Gerechtigkeit zu fröhnen, wo jeder Blutstropfen dem Vaterlande gehören muß? Den Säbel in die Faust, Reinhold, mein Schüler, und Dein Leben, das Du nach göttlichem Befehl verwirktest, in offener Feldschlacht dem Herrn der Heerscharen dargebracht. Will er es nehmen, so steht es in seiner Hand — erhält er es Dir, so danke ihm für das gnädige Geschenk und sühne durch tadellosen Lebenswandel, was Deine blinde Leidenschaft verbrach."

Fritz von Bernsdorf ergriff ungestüm des Pfarrers Hand: „Dank, tausend Dank, Herr Pfarrer, für das erlösende Wort, Sie haben den richtigen Weg gefunden. Reinhold höre Deinen alten Lehrer, er spricht mir aus dem Herzen."

Reinhold starrte vor sich hin.

„Darf denn meine blutbefleckte Hand das Schwert im heiligen Kampfe führen?" sprach er dumpf.

„Sie darf es und sie muß es," antwortete der Pfarrer, „denn sie verschuldet den Tod eines Streiters fürs Vaterland, sie hat für zwei einzutreten. Ja Reinhold, Du hast Ersatz zu leisten — vergiß das nicht — das Vaterland fordert Dich doppelt."



Sie schwiegen alle drei und Reinholds Brust hob und senkte sich krampfhaft unter dem inneren Kampf, der sie durchtobte. Endlich sanken seine Hände, die er gegen die Schläfe gepreßt hatte, herab — er war entschieden.

„Es sei; ich gehe von hier direkt nach Königsberg und stelle mich als Freiwilliger. Mein Vater wird dem einzigen Sohn die Mittel nicht verweigern.“

„Ich danke Dir, mein Fritz, für Deine Hochherzigkeit, mache sie vollkommen, indem Du meinen Eltern die volle Wahrheit sagst und sie bittest, dem Unglücklichen nicht zu fluchen. Sehen kann ich sie nicht mehr, es ginge über meine Kraft.“

Er wendete sich ab und warf sich schwer in den alten Lehnstuhl des Geistlichen.

„Leben Sie wohl, Herr Pfarrer,“ sagte Fritz von Bernsdorf, nachdem er eine Weile durch das Fenster nach dem Haff geblickt hatte, wo eben die Schlitten der vermischten Fischer, unter dem Jubel der Jhrigen, auf den Strand fuhren. „Ich will nach meinen Pferden sehen, die ich in die Posthalterei schickte, denn ich muß heute noch zurück.“

„Um Gotteswillen,“ rief der Pfarrer erschreckt.

„Es geht nicht anders, meine Eltern, die den wahren Sachverhalt nicht wissen und glauben, ich sei kopflos nach dem Arzt gefahren, wo jede Hilfe doch unmöglich war, würden vor Angst vergehen, wenn sie wüßten, daß ich die letzten Stunden auf dem Haff zubrachte. Sie waren fürchtbar diese Stunden, denn mein Weg ging nordwärts, Memel zu, und da haben Stürme und Wasserdruck das Eis mit so gewaltigen Spalten durchsetzt, daß oft nur ein verzweifelter Sprung der Pferde den Schlitten hinüberriß. Dazu das fürchtbare Wetter. — Reinhold und ich, wir danken unser Leben wohl nur Ihrem rettenden Feuer, welches südwärts aufflammte, als wir, — ohne es zu wissen, nahe beieinander — in der Wüste umherirrten. Jetzt aber ist der Himmel klar — es klärte sich schon als ich ankam — der Mond ist aufgegangen und die Gefahr nicht groß. Meine Pferde sind Eisfahrten gewöhnt und vermeiden Windwaden und Blänken von selbst. Es ist Trakehner Blut, im Sommer vor den Franzosen mühsam in die Wälder gerettet, wenn ich ihnen die Zügel lasse, sind wir in zwei Stunden daheim.“

Der Pfarrer versuchte noch einige Einwendungen, die indessen ohne Erfolg blieben. Der junge Mann schüttelte ihm die Hand zum Abschiede und wendete sich dann gegen Reinhold.

„Leb' wohl, mein alter Freund — die Hand kann ich Dir nicht reichen, aber ich will sie fassen in alter Freundschaft, wenn wir beide aus siegreichem Kampf heimkehren. Ich trete bei den Dragonern ein. Sonst — auf Wiedersehen droben. — Gott behüte Dich.“

Er hatte das Zimmer verlassen. — Als sein Schritt auf den Fliesen der Hausflur verhallte, legte der Pfarrer seinen Arm um Reinholds Schulter und sprach herzlich:

„Kopf hoch, mein Junge, wir müssen jetzt hinübergehen, ich kann Dich meiner Familie nicht verheimlichen, auch hast Du dringend Speise und Trank nötig.“

Und er zog den fast Willenlosen in die Höhe und führte ihn aus der Thür.

Raum hatte sich diese hinter den Hinausgehenden geschlossen, als im dunkeln Rahmen einer offen stehenden Seitenthür eine Gestalt mit leichenblassem Gesicht erschien, — Marinka. —

Sie hatte im Zimmer des jungen Brämer ein Bett für den unerwartet mitgekommenen Gast herrichten sollen. Im schnellen Vorwärtsschreiten hatte ihr der Zugwind die Unschlittkerze, welche sie in der Hand trug, verlöscht und während sie noch in dem dunkeln Raum nach Stahl und Stein getappt, um sie wieder zu entzünden, waren die Herren ins Nebenzimmer getreten und sie hatte sich aus Schüchternheit mäuschenstill gehalten. So war sie Ohrenzeugin des erschütternden Auftritts geworden.

Was hatte sie hören müssen. — Konnte Blutschuld wirklich geföhnt und vergeben werden? Der Pfarrer hatte es gesagt. — Und wie lautete doch der Spruch, den sie selbst einst gelernt?

„Die Rache ist mein, spricht der Herr!“

Und hier war wirkliche Schuld, nicht Notwehr, wie Anfas die seinige nannte. Und der eigene Bruder des Getöteten wollte die Hand des Mörders einst verzeihend wieder ergreifen.

Was aber hatte sie gethan?

Den geliebten Mann von sich gewiesen, in den Tod geschickt — und er hatte doch die Schuld, wenn es eine war, nur um ihretwillen auf sich geladen.

„Nichtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet,“

stand auch in der Bibel, sie aber hatte gerichtet, wo es ihr nur zugetommen wäre zu lieben — tragen zu helfen — unwandelbar festzuhalten an dem, dem sie Treue gelobt.

Es hielt sie nicht im Hause, sie stürzte hinaus in Nacht und Sturm, hinauf auf die hohe Düne hinter dem Pfarrhause; dort gewann sie einen freien Blick in unendliche, vom Monde matt beleuchtete Weiten. Ihr war als müßte sie Anfas noch irgendwo entdecken, obwohl sie wußte, daß er mit seinen Kameraden schon heute nachmittag Schwarzort verlassen hatte. Sie wollten auf dem noch festen Haffse heute noch Ridden erreichen.

Marinka warf sich auf die Kniee nieder und schaute unverwandt in die Gegend wo sie den Geliebten vermutete.

„Anfas,“ rief sie verzweifelt, als müßte der Nordsturm, welcher ihr Haar zerwühlte, die Laute mit sich fortnehmen, „Anfas, vergieh mir und geh' nicht in den Tod.“ — Und dann rang sie die Hände in heißem Gebet.

Da kam es ihr wie eine Erleuchtung. Geh ihm nach, geh zu ihm, suche ihn und wenn du die ganze Welt durchstreifen müßtest, suche seine Vergebung.

Und der Gedanke hastete, einmal gefaßt, mit der den Litauern eigenen Zähigkeit, in ihrem Gemüt und beherrschte sie so, daß kein anderer mehr daneben Raum hatte.

Sie kehrte ins Pfarrhaus zurück, wo die Pfarrerin schon ungeduldig nach ihr gerufen hatte, erledigte ihre Arbeit wie im Traum und kehrte dann

in ihre Hütte zurück. Hier ordnete sie alles zum Empfang des Oheims, der morgen aus Ruß, wo er Geschäfte hatte, heimkehren sollte, packte ein Körbchen mit Lebensmitteln, suchte ihre Sonntagskleider hervor, um sie der Wärme wegen über die täglich getragenen zu ziehen und legte sich endlich auf ihr hartes Lager, wo sie nach den Aufregungen des

(Schluß folgt.)

Tages wirklich noch einige Stunden Ruhe fand. Mit Kreide hatte sie in Ermangelung von Papier an die Thür geschrieben:

„Ich muß fort, Oheim, denkst nicht schlecht von Marinka.“ —

Der Alte konnte nicht lesen, es mochte sich aber wohl eine mitleidige Seele finden, die es für ihn that.

## Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

### Septemberrose.

Du blühst so spät noch, schöne Rose,  
Und leihst dem Herbst deine Pracht,  
Du atmest sorglos Wohlgerüche  
Und fürchtest nicht den Reif bei Nacht?

Netzt lacht die Sonne noch am Himmel,  
In milder Luft wiegt sich ihr Strahl;  
Doch bald erscheint im Sternengewande  
Der eif'ge Tod mit seiner Qual.

Er kommt herbei auf schweren Flügeln,  
Er stapft mit dumpfem Schritt durchs Band,  
Und jede Knospe, jede Blüte  
Umfaßt er jäh mit rauher Hand.

Dann stockt der Säfte munt'res Strömen,  
Dann schwinden Farb' und holder Duft,  
Dann, Rose, von dem Tod geschüttelt,  
Entblättert sinkst du in die Gruft. —

Doch habe Dank für dein Erscheinen,  
Hab' Dank für deinen freud'gen Mut!  
Er weckt auch mir im tiefen Innern  
Aufs neue der Begeißrung Mut.

Es fängt in mir trotz Herbstesfühle  
Zu wachsen und zu blühen an,  
Es weicht aus meinem trüben Herzen  
Der bitteren Ergebung Mann.

Ich wende mich zum Leben wieder,  
Zu frischer That streb' ich empor,  
Und eile kühn und froh entgegen  
Dem hohen Ziel, das ich erkor.

Karl Friedr. Jordan.

### Briefe aus London.

Von Carola Blaker.

(Schluß.)

Miß Hill betont mit Recht das unbedingte Vertrauen und den warmherzigen Glauben des Armen an seine Beschützer. Ein junger Mann ward unschuldig eines Vergehens angeklagt und ins Gefängnis geführt. Seine Nachbarn jedoch und Miß Hill bemühten sich für ihn und bewirkten seine Befreiung. „War er recht dankbar und erfreut?“ fragte diese seine Frau. „Er hat es ganz ruhig aufgenommen, denn er wußte ja sicher, daß wir ihm helfen würden,“ war

die Antwort. Dieses unbedingte Glauben an solche, die er für seine Freunde hält, ist für den Mann aus dem Volke auch eine große Gefahr und trägt meistens die Schuld daran, wenn er den Versprechungen der sozialistischen Redner und anderer „Volksfreunde“ zum Opfer fällt. Andererseits bewahrt ihn sein Gerechtigkeitsfönn vor vielem, denn der ist scharf und gesund, und wer sich daran wendet, wird fast immer seinen Zweck erreichen. Wenn das Familienleben des Armen nicht durch das Laster des Trinkens geschädigt oder öfter noch zerstört ist, besigt es durch den gemeinschaftlichen, täglich und stündlich immer wieder aufgenommenen, nie ruhenden Kampf mit dem Leben ein tiefes Pathos. Was bei uns Lebensbeglückung ist, die Gatten- und die stinbesliebe wird dort zur hohen Tugend. Jene aber, welche alle anderen möglich macht, die bezeichnende Tugend des Armen, ist die Geduld: Hunger und Kälte sind nur ein Teil des Glends, das er zu tragen hat; sein Dasein ist eine Reihenfolge des Schweren, woran der oberflächliche Beobachter nicht denkt, oder wovon er gar nichts weiß. Es ist die oft übermäßig harte, lange Arbeit, Arbeit unter beständiger Selbstüberwindung, in ungesunden Räumen, mit vergiftenden Substanzen; es sind ungerechte Aufseher, rohe Genossen; es ist das Gefühl der Schwäche, die Furcht herannahender Krankheit, oder die immer gleiche Sorge drohender Arbeitslosigkeit; es ist der Mangel an Behagen zu Hause, die Unreinigkeit, die Unmöglichkeit der Ruhe und des Alleinseins durch die Mieter in der eigenen Stube und die lärmenden Bewohner nebenan. „Wenn ich nur Ruhe hätte zum Sterben,“ klagte eine dem Tode nahe Frau; „aber immer muß ich hören, wie der betrunkene Mann da neben den Kopf seiner armen Frau an die Wand schlägt.“ Es ist die Krankheit, dieser Gast in jedem Leben. Und wer den Armen krank gesehen oder schwer verletzt, der hat das Göttliche erkannt in der Geduld. Sie ist die Krone der Armut.

Armut und Sünde gehen aber leider auch häufig Hand in Hand. Wir verschulden daran selber viel, und der Betrug findet seine Stütze nur in unserer Schwäche und Sentimentalität. Almosen geben auf der Straße ist ein Vergehen gegen die ehrliche Armut und meistens eine Beförderung der Lasterhaftigkeit. Das Polizeiverbot gegen das Betteln wird leicht umgangen durch das Ausbieten irgend eines Gegenstandes zum Verkauf, oft ist es ein altes Meißtist, was sorgfältig in der Hand gehalten, aus einem schmutzigen Papier herausgeschaut, zuweilen eine einzige Streichholzschachtel oder zwei Drangen. So hat mich kürzlich eine anständige Frau ganz eindringlich aber bescheiden, daß ich ihr etwas abkaufe von ihren selbstverfertigten Spizen, die jedoch das ungebüteste Auge als Fabrikware erkennen konnte. Ich ließ

ihr die Lüge durchgehen wegen ihres sympathischen, offenen Wesens und einer ergreifenden Einfachheit des Tones, mit der sie halb flüsterte: „Ich bin nicht gewöhnt dies zu thun.“ Ihre Geschichte war die gewöhnliche: der Mann ohne Arbeit, die Kinder ohne Nahrung, die Wohnung wegen Schulden der Miete auf heute abend gekündet. Ich nahm ihre Adresse, ich versprach nach genauer Erkundigung zu helfen, und indem ich mir schmeichelte unter den Straßenbettelern eine Ausnahme gefunden zu haben, war ich schwach genug ihr einen Schilling zu geben. Jetzt war ihr Zweck erreicht, sie hatte erlangt, was sie wollte; und wie durch Zauber hatte ihr Gesicht seine Offenheit verloren, die Augen den ehrlichen Blick, die Stimme den vertrauenerweckenden Ton. Nie hätte ich es für möglich gehalten, daß ein Mensch, ohne es zu wollen, so sein Inneres verraten könne, und ich wußte nun bestimmt, ich hatte mich betrügen lassen. Dies wurde mir, auf meine Anfrage, von der Charity Organisation Society bestätigt: die Frau war eine bekannte Bettlerin in jener Gegend, die Adresse, die sie mir gab, war erfunden.

Eine schwer zu bekämpfende Ursache des moralischen Elends sind die Public Houses, Kneipen. Schon den kleinen Kindern machen die Besitzer oder Pächter derselben Geschenke von Süßigkeiten, um sie anzuziehen; den Erwachsenen gewähren sie Leichtigkeit und Versuchung zum Trinken jeder Art. Einer der bösesten, gefährlichsten Gebräuche ist das wöchentliche Bezahlen der Arbeiter im Public House, so daß das Geld im Falle von Rückständen gleich mit Beschlagnahme belegt werden kann oder aber in „Drink“ für die Kameraden vergeudet wird. Ich kannte einen Tagelöhner, der Mann einer braven, fleißigen Frau, die er mit brutaler Grausamkeit behandelte, weil er ein Trinker war. Dreimal war es gelungen, ihn auf einen guten Weg zu bringen, denn er war kein böser Mensch, aber dreimal fiel er wieder in das alte Laster zurück. Der Arbeitgeber bezahlte eben seine Leute in der Schenke, und da verachteten ihn die anderen Männer, wenn er sich des Trinkens enthielt, und so fiel er dem Spott und der Versuchung zum Opfer. Aber eine noch viel entsetzlichere Erfahrung über die Rolle des Schnapies im Leben dieser Leute habe ich zu verzeichnen: der Mann, der ein Mädchen zu verführen sucht, macht es zuerst betrunken, oft mit Hinzufügung eines leichten Opiums (to be drugged, heißen es die armen Geischöpfe), um es dann in seine Gewalt zu bekommen.

Die Religiosität im Londoner Volke ist eine geringe. Sie erscheint dem Armen mehr oder weniger als ein Luxusgegenstand der Reichen. Die englische Staatskirche (established church) hat, trotz der vielen edlen und selbstvergessenen ihrer Geistlichen, nie über das Volk einen Einfluß erlangt. Sie ist zu respektabel, zu vornehm, man darf in ihre Kirchen nur in guten Kleidern gehen, der freien Pläze in derselben giebt es nur wenige. Bei den Sekten, der tow church, verhält es sich anders. Einem augenblicklichen Drange, einem tiefempfundenen Bedürfnisse entspringen, fanden sie ihre erste Gemeinde nicht in den reichen Häusern, sondern unter den Armen auf der Straße; ihre Gründer waren nicht selten selbst Männer des Volkes, und so sind ihre Geistlichen auch keine „fine gentlemen“, wenn auch hochgebildete Männer sich unter ihnen befinden. Sie verstehen das Volk, machen sich eins mit ihm (make themselves one of it) und bringen die christliche Lehre sowohl, als die christliche Ethik auf den ihm verständlichen Standpunkt. So besitzen die Sekten die Vorzüge des Lokalfierten, aber auch dessen Begrenztheit und

Enge. Aber es vereint sich ihrem freudlosen Fanatismus eine ungewöhnliche Glaubensfestigkeit und Treue. Sie bringen die Religiosität ins tägliche Leben und gewinnen so einen Halt über das Volksgemüt, wenn auch mit Hilfe eines religiösen Jargons (Cant), dessen salbungsvoller Ton dem unbefangenen Gebildeten mehr als unsympathisch ist. Die Religiossten unter den Armen sind vielleicht die Irländer. Teilweise liegt der Grund dafür in ihrem warmherzigen und kindlich phantasievollen Temperament, hauptsächlich aber in der Natur des Katholizismus selbst. Seine Befenner erwerben für ihn von Kindheit an eine große Liebe; er bildet für sie nicht so sehr einen Teil des täglichen Lebens, als ein wahres Lebenselement; er ist keine Staatsreligion der Vornehmen, noch trägt er den Charakter des Lokalfierten, sondern ist eine Religion für alle und überall. Und darin liegt eine große Kraft. Für London insbesondere halte ich die Heilsarmee für einen Segen; sie allein hat die Massen erreicht und auf sie eine Wirkung erlangt, die weder von Gott noch Christentum je etwas gehört hatten, geschweige denn von Kirchen. Sie ist eine ambulante Religion, und sie popularisiert die christliche Idee auf eine fast abschreckende Weise, aber sie hat dadurch allein die Dresche schlagen können in die Verschlingung der Apathie des Elends, von welcher die Armen umgeben sind.

Neben der Religion ist von allen Faktoren zur Verbesserung und Hebung der Armen der gründlichste, wenn auch der langsamste, die Erziehung. Es muß durch sie eine Generation herangebildet werden, die um einen Grad höher steht als die vorhergehende, damit so im Laufe der Generationen ein stetiges Aufsteigen stattfinde. Geduldig müssen wir uns darein ergeben — weil es nicht anders möglich scheint — bei den oberen Schichten des Volkes zu beginnen, um nach und nach die untersten zu erreichen. Denn eine jede Klasse der menschlichen Gesellschaft, die sich hebt, zieht die unter ihr liegende nach sich. Und das bezieht sich, wie auf das moralische, so auch auf das materielle Wohl. Indem die Erziehung im Armen die edlen Anlagen, die ich anzudeuten suchte, zu bewußten gewollten Eigenschaften entwickelt und dem moralischen Gefühle feste Lebensprinzipien giebt, indem sie dem Charakter die Fähigkeit der Selbstbeherrschung (selfdiscipline) einpflanzt, verleiht sie ihm die innere Kraft, vermöge welcher er den Hauptveranlassungen zum Elende nimmer unterliegt und seine Lebenslage beherrscht, anstatt ihr Opfer zu sein. Dies wird bei den ersten Bemühungen unserer Zeit zu oft außer Auge gelassen, sie wenden sich zu ausschließlich an die Intelligenz, um durch Unterricht die Erwerbsfähigkeit zu erhöhen. Freilich ist die moralische und Charaktererziehung die eigentliche Aufgabe der Familie, aber wo diese so vielfältig im Argen liegt, muß die Schule den Mangel ersetzen. Die Aufgabe ist schwer, aber sie wird leichter mit der Zeit, weil eine jede, im besseren Geiste gegründete Familie der Schule zur starken Helferin wird.

Für die erwachsenen Armen besteht die beste Erziehung in der Hilfe zur Selbsthilfe, wie es Miß Octavia Hill bewies. Es ist dies eine ungleich schwerere Aufgabe als das bloße Geben; zuweilen aber auch besteht sie in solch kleinen Handlungen, daß die Mühelosigkeit derselben fast zur Demütigung für uns wird. Liebevoller Eingehen in die gegebenen Verhältnisse ist dabei das einzige Erfordernis. Ich erinnere mich gern eines alten Mannes, der seinen Lebensunterhalt mit einem „Punch“ verdiente. Wir fanden ihn an einem Wintertage in der Vorstadt draußen traurig am Wege sitzen.

Sein Theater stand neben ihm; unter dem Deckel einer zerbrochenen Kiste streckten die Puppen ihre schlaffen Glieder hervor, der Hund Toby in der kattunenen Halskrause saß frierend dabei. Der Mann war in düstres Sinnen verloren, als wir uns ihm näherten, denn seit vielen Tagen hatte er nichts verdient. Als wir aber zum Schluß des Gesprächs ihn baten vor unserem Hause eine Vorstellung zu geben, erhellte ein fremdiges Lächeln sein abgemagertes Schauspielergesicht. Von da an spielte er für uns regelmäßig alle Woche. Andere Familien ahmten uns nach, und der „Punch“ wurde in der Gegend wieder beliebt. Als aber unser Freund uns mitteilen konnte, daß er vor der Princess Mary of Cambridge (die zuweilen in der Nähe ein Landhaus bewohnte) eine Vorstellung gegeben hätte, war es der Höhepunkt seines Lebens. Sein Punch-Theater war jetzt ein „Theater Royal“, und eine neuerfundene Scene bildete den Glanzpunkt der Aufführung: als der Teufel zum letzten Mal auf dem Schauspielplatz erscheint, wird seine dicke Perrücke in Brand gesteckt; und in Flammen gehüllt fährt er zur Hölle ab. Das war sehr schön und kostete „six pence extra“. Noch mehrere Jahre lang lebte der alte Mann in Zufriedenheit seiner „Kunst“, bis er eines Tages nicht mehr bei uns erschien und bald darauf friedlich starb.

Eine erziehende Hilfe liegt aber auch in der Freude, und bestünde dieselbe in nichts weiter als in einem heiteren Gefühl befriedigter Neugierde, in dem des physischen Wohlbehagens unter dem Einflusse von frischer Luft und Sonnenschein, oder in dem einer unklaren Ehrfurcht vor dem Schönen, die das Gemüt mit friedlicher Ruhe erfüllt. Man hat dies hier längst erkannt; und wenn einmal die Museen und Ausstellungen dem Volke an Sonntagen geöffnet sind, so ist ein notwendiger Schritt in der rechten Richtung geschehen. Den Armen Vergnügen zu verschaffen ist nicht minder wichtig als wie Brod; und wie wenig es dazu braucht, habe ich oft gesehen. Wer kennt nicht ihre Liebe für Blumen! Sie erhellt schon die Leidestage der kleinen Kinder im Spital, sie lebt fort in ihrer Erinnerung. Miß Hill erzählt, wie lange Zeit nach einem Maifest die Kinder mit den verdorrten alten Blumen die Wände zierten, „damit es wieder so schön sei wie damals!“ Und als ich gestern durch die Straßen ging, sah ich wie drei zerlumpte kleine Buben einen Strauß verwelkter Narzissen unter sich verteilten, — mit einem Eifer, als seien es die Schätze eines Königreichs. Auch glaube ich, daß die „Flower missions“ ein wahres Werk der Veredelung thun, indem sie diese Liebe für Blumen ermutigen und pflegen: durch Geschenke von Samen und Pflanzen und das Aussteilen von Preisen für die hübschesten „Windowgardens“. Ein paar Stunden in der Natur, oder in einem Garten, ein Besuch in unserem Hause, wo wir ihnen unsere hübschen Dinge zeigen, unsere Bilder erklären, und ihnen heitere Gastfreundschaft gewähren, sind lauter Freuden für den Armen, die einen warmen Schein über sein Gemüt verbreiten. — In einer der Fabrikvorstädte gründeten wir in Übereinstimmung mit solchen Erfahrungen einen „Club for Working girls“: behagliche Räume, wo die Mädchen bei billiger Kost Bücher und Zeitungen fanden, freundliche Ansprache und des Abends einige Damen, die sich ihrer Unterhaltung widmeten. Man organisierte Spiele, man zeigte ihnen Merkwürdigkeiten und Bilder, las ihnen heitere Sachen vor und erzählte ihnen vom Schönen und vom Guten in der Welt. Anfänglich kamen nur einige wenige der allerbesten der Mädchen. Die anderen, an die wir eigentlich gelangen wollten, fürchteten sich vor dem Zwang

des anständigen Benehmens. Es sind diese Fabrikarbeiterinnen meistens wilde, undisziplinierte Geschöpfe, ungezügelt in ihrer Lustigkeit, leidenschaftlich in ihren Gefühlen, hart in ihrer Verschlossenheit, ohne klare Idee von Recht und Unrecht. — Nach und nach versuchte es jedoch eine oder die andere und kam auch wieder, als sie fand, daß anstatt strenger Sittenpredigten ihr Unterhaltung geboten wurde. Das Warmherzige und dann das Weiche kam unter liebevollem Einfluß zur Geltung und entwickelte sich; das Vergnügen am Gemeinen ward geringer, die gefährlichen Versuchungen dadurch vermindert. Und jetzt, nach vielleicht zehn Jahren, sieht man in W. unter den Mädchen sehr viel weniger Noth, und die Fabrikherren selbst bemerkten unter ihnen eine entschiedene Besserung in Geist und Ton.

Auch in den Unerzogensten der Menschen liegen die Elemente unserer gemeinsamen menschlichen Natur. Und das dunkle Bedürfnis nach Befriedigung der idealen Hälfte unseres Wesens lebt auf dem Seelengrunde aller. Wollen wir den Armen und Elenden wahrhaft hilfreich sein, so müssen wir danach streben, dem vollen Menschen in ihnen zur Entwicklung zu verhelfen. — Ich glaube, man legt zu wenig Wert auf die Ethik der Freude. —

Es wird immer schwerer, den Armen von gründlichem Nutzen zu sein. Was in den einfachen alten Zeiten durch persönliche Energie vollbracht wurde, das kann bei den großen Massen, der weiten Ausdehnung und der vielfachen Verzweigung des Menschendaseins nur durch eine Vereinigung vieler bewältigt werden. Vereine und Institutionen wirken jedoch keineswegs automatisch und wenn der einzelne sich auch ihrer Organisation unterordnet, so kann diese doch in keiner Weise seine persönlichen Anstrengungen ersetzen. Sie giebt seinem Streben nur die Richtung allgemeiner Grundzüge. — Das Vereinswesen mit seiner lebendigen und denkenden Thätigkeit bildet ein charakteristisches Verdienst der Londoner Bevölkerung. Das bloße Verzeichnis der Wohlthätigkeitsanstalten ist ein eng gedruckter Oktavband, ungefähr anderthalb englische Zoll dick! Die genaue Zahl derselben ist mir nicht bekannt, aber schon im Jahre 1884 belief sie sich auf 1013, mit einem Einkommen von ungefähr 4,447,436 Pfund Sterling.\*) Seitdem sind diese Zahlen bedeutend gewachsen. — Daß bei einer solchen Anzahl von Institutionen sich manche derselben gegenseitig decken (overlap), während sie in vielen Fällen diejenigen nicht erreichen, welchen sie helfen sollten, ist unvermeidlich. Zu einer größeren Centralisation ist die Ausdehnung des Arbeitsfeldes zu ungeheuer, aber eine bessere Übereinstimmung und ein engeres Ineinandergreifen wird angestrebt. Das segensreichste Wirken in dieser Richtung bekundet die Charity Organisation Society. Sie bringt Institutionen, wohlthätige Personen und Arme in Beziehung und Wechselwirkung. Sie untersucht Fälle von Bedürftigkeit und Noth, (viele tausend im Jahre) mit einer mehr als bewundernswürdigen Umsicht und Einsicht in die verborgenen Verhältnisse, und giebt mit einer fast unfehlbaren Kenntniss von Menschen und Umständen die Mittel und Wege an, wie dem Armen zu helfen sei, und wie er selbst sich helfe. Ihr Wirken ist ein stilles, aber großartiges und es wird gleich geschätzt von Lebenden und Wittenden; nur den Betrügnern ist es ein Schrecken.

Sei es unter der Leitung von Vereinen, oder in selbständigem Wirken, — unser Einfluß über Arme entspringt nie

\*) The Problems of a great City. Arnold White.

aus unseren Gaben. Weit öfter als wir vermuten sträubt sich ihr Stolz gegen „Almosen“, oder sie nehmen es nur durch Geld gezwungen in einem gewissen Misgunst; auch sind sie oft durch den Lebenskampf verhärtet und statt der Dankbarkeit fühlen sie das Mangelhafte der Gaben, und das Unzureichende dessen, was die „Reichen“ für die Armen thun. Es ist allein die Art des Gebens, die uns ihnen nahe bringt. Wir dürfen und müssen sogar zuweilen die Autorität benutzen, die ein höherer Standpunkt der Erziehung fast unbewußt mit sich bringt; nie aber darf sich dazu auch nur ein Schatten von Überlegenheit oder die geringste Neigung zum Patronisieren gesellen. Ruhige Festigkeit bei größter Achtung ihrer inneren und äußeren Rechte, liebevolles Verstehen bei Gewissenhaftigkeit des Ratens, ehrliche Freundschaft ohne Schwäche, und das edelmütige Hingeben des besten Theiles unseres Selbst, — das gewinnt uns die Armen zu Freunden. — Ein urteilsloses, blindes Geben ist eine so große Sünde als der Geiz, und der so falsch dafür zitierte Satz von der Linken, die nicht wissen soll, was die Rechte thut, bezieht sich ganz einfach auf das eigene Herz, welches sein Thun nicht mit Wohlgefallen betrachten soll. Es soll überhaupt nichts für die eigene Befriedigung verlangen. — Das ganze Herz soll bei der Gabe sein, sich mit ihr gebend. Aber auch die ganze Intelligenz soll sich in seinen Dienst stellen, und es soll ihre Stimme hören. — Denn bei dem Guten, was wir erstreben, ist das befruchtende Element die Liebe; sein Wachstum aber verankert es der Gewissenhaftigkeit.

Wenn mein Brief zu lang geworden ist, so bitte ich Sie, meine Entschuldigung dafür in der Größe des Gegenstandes zu finden.

Mit herzlichem Händedruck Ihre

Carola Maack.

### Verschnitt.

Verschnitt die Welt, wie tiefes Träumen  
Lieg't's schimmernd weich auf Feld und Wald.  
Von allem Dasein, allem Leben,  
Ein jeder Laut im Schnee verhallt.

Verschnitt die Welt, ein träumend Schweigen  
Webt um mich her im stillen Haus,  
Mein Herz nur wach, mit wilden Schlägen  
Strebt auf verwehten Pfad hinaus:

Ach! eins nur, das ihm Ruhe brächte:  
Wär'st Du bei mir, im trauten Raum,  
Fühlst' auf dem Haupt ich Deine Hände,  
Versänk' auch ich in tiefen Traum!

Wir träumten beide, lange — lange —  
Bergessen wäre altes Leid,  
Wir träumten beide, schneeumhütet,  
Von einer neuen Frühlingszeit!

Hanna Ehlen.

### Ueber Goethes Wahlverwandtschaften.

Von U. Grafen Schad.

(Schluß.)

Das menschliche Herz soll nicht bleiben, wie's aus der Hand des Schöpfers hervorging, vielmehr sich im Leben, wie Gold im Feuer, läutern. Der Weckruf der Selbstlosigkeit ist

an uns ergangen, und die Gegenjäge von Gut und Schlecht treten im Gemüte hervor und beunruhigen, daß wir nicht länger unschuldig dahingleben wie Tiere. Leider vereinigt sich dieser Ruf nicht immer mit der Stimme des Gesetzes: eine Antigone frevelt gegen das Gesetz und reinigt ihr Gewissen, eine Corday d'Armans wird sogar aus individuellem Gewissen eine Mörderin vor dem Gesetz. Es mag der einzelne immerhin eine Bestimmung, die irgend welcher Staat oder Kirche hoch hält, lauterem Gewissens verabscheuen, mit Recht wird ihn der Fluch des Priesters, die kalte Stimme des Vertreters des Gesetzes verurteilen. Moralisch war es im Sinne des herrschenden Kirchengesetzes, daß die Priester einen Christus, einen Sokrates, einen Luther, verfolgten; man kann mit den Böhmen fühlen, die im Zweifel sind, ob man einem Kuß ein Denkmal setzen soll oder nicht. Die Kirche ist sogar mehr als der Staat die offizielle Auslegerin und Hüterin der Moral, nur ist sie dabei kein lebendiges Wesen wie das Herz, in sich selbst das Gute und Böse zu empfinden: sie urteilt nach ihrem Gesetz, das sie für unverrückbar annimmt; sie besteht wie Chyloek auf ihren Schein und will durchaus unfehlbar urteilen und leiten. Beispielsweise verwirft sie den Selbstmord — und jogleich in allen Fällen. Unsere Jugend bekommt es trotzdem zu hören, daß es dem hohen und festen Charakter Catos entsprach, zu Utica den freiwilligen Tod zu wählen. Within sind zwei sich ausschließende Lehren in die Köpfe der Knaben gelegt und stoßen sich darin nur nicht unlieblich, weil dieselben wenig gewöhnt sind, Erlerntes selbstständig zu bewegen. Darum haben aber auch die widersprechendsten Urteile über die Sittlichkeit unseres Romans in deutschen Köpfen Raum. Ist man hingegen sein eigener denkender Lehrer, lernt man aus solchem Zwiespalt der Meinungen mancherlei, bis man schließlich darüber lächelt, daß die Wahlverwandtschaften ein unsittliches Buch seien. Zwar Heinrich Kurz berechnet das Alter Edwards auf mindestens vierzig Jahre und meint, ein so betagter Mann könne sich unmöglich noch ernstlich verlieben. „Es ist offenbar, daß hier nicht das Herz, nicht die Leidenschaft, sondern eine gemeine sinnliche Aufregung vorherrscht.“ Der Beweis — es ist ja offenbar — daß Goethe ebenso dacht, wird alsdann erbracht.

Die moralischen Gefühle des eigenen Herzens sind mit sich selbst einig, wohingegen die Gesetze der verschiedenen Staaten und Kirchen — dieselben machen sie ja verschieden — wider einander streiten. Ansichten wechseln, und die Gesetze mit ihrer Moral sind aus Ansichten geboren. Es mag, was heute nach dem Gesetze unmoralisch ist, in kommender Zeit moralisch heißen. Wenn der gute Glaube an die Unfehlbarkeit von Staat und Kirche unser Gemüt vom Fehl reutigen könnte, es wäre eine leichte Sache, die Menschen zu bessern. Nun aber muß die Seele sich aus sich selbst heiligen, und alle Lehre ist besten Falls nur ein Hinweis. Gesellschaft, Staat, Kirche hingegen haben sozusagen nur das Gewissen des Gesetzes, das sich selbst für unfehlbar nimmt. Staat und Kirche sind gleichsam Versteinerungen vergangener Tugenden und Laster, während die lebendige Tugend im Augenblicke lebt und wirkt, ähnlich wie eine Naturkraft, das Licht oder die Wärme: Staat und Kirche sind wie die Berge versteinerte Kraft. Nicht zwei Menschen fühlen dasselbe Gefühl, Staat und Kirche aber fühlen überhaupt nicht, vielmehr sind sie Abstraktionen. Im eigenen Herzen mag Gott sich selbst vertreten, in Staat und Kirche vertreten ihn Beamte, obenein befolde.

Eine Dame, die im Kleide einer Tänzerin über die Straße ginge, würde man unsittlich schelten, nicht hingegen eine Tänzerin auf der Bühne; nicht minder unmoralisch wäre es, wollten sein gekleidete Herrn baarfuß auf dem Markte stehen — natürlich bloß unmoralisch vor dem örtlichen Sittengesetz.

Man unterscheidet mithin zwei Moralen. Was ich der Welt schulde sagt mir das Gesetz, was ich mir schulde, mein Gewissen. Wer seinem Gewissen folgt, wird Rechte anderer verletzen, denn er wird sich berufen fühlen allerorts die Wahrheit zu sagen, wer das Gesetz ausschließlich zu seinem Gewissen macht, unduldsam werden.

Es entspringen hieraus schwere Konflikte, welche dem Dichter von Geist nicht unsittlich, sondern einfach tragisch erscheinen. Folglich darf er sie darstellen, nur hat er beiden Theilen gerecht zu werden, was, wie ich denke, die Wahlverwandtschaften leisten.

Wenn ich oben sage, zwei entgegengesetzte Gefühlsströmungen erfüllten mit ihren Wechselwellenschläge das Gemüt, so füge ich hinzu: es giebt noch eine dritte. Diese darf man neutral nennen, und es ist der Geschlechtstrieb. Da sich derselbe fortwährend den erst genannten beimißt, entstehen die mannigfachsten Kombinationen von Gefühls-erregungen.

Der bezeichnete Trieb ist an sich weder moralisch noch unmoralisch, mithin weder zu loben noch zu tadeln; sobald indessen derselbe sich unter dem Lichte menschlichen Geistes mit fremden Trieben vermischt, ist es um seine Naitvität geschehen, mag er ins Frivole fallen.

Übrigens beruht auf demselben viel des Guten und Verderblichen: Ehe, Familie, Staat — aber zugleich, und nicht zum geringsten Theil, die Fäulnis überkultivierter Gesellschaftsschichten. Hier sinkt der Mensch unter das Tier und hebt sich über dasselbe empor. Eduard, der an die Thür seiner Gattin klopft, sinkt unter dasselbe, denn er verrät dabei aus Simulchtheit die Liebe zu Ottilie, auf die er sonst pocht und sein Recht gründet. Hingegen ist es edel, wenn Ottilie aus Zuneigung und Dankbarkeit in der sorglichen Pflege des Söhnchens Charlottens und Eduards ein Mittel findet, ihre Liebes Schmerzen zu dämpfen. Es ist nämlich psychologisch möglich, einer starken Neigung Herr zu werden, wenn man erkennt, daß dieselbe der geliebten Person Gefahren bringt. Das Gesetz spricht für Eduards Kind und Ottilie ist bereit ihr Herz zu opfern.

Gewisse Kritiker haben behauptet, die vier Hauptfiguren des Romans, etwa mit Ausnahme Ottiliens, seien sittlich defekt. Grillparzer sagt sogar: „Wenn man mir es (den Roman) schenken wollte, ich möchte es nicht geschrieben haben . . . je näher ein Werk aber dem gewöhnlichen Leben steht, je mehr muß es dasjenige achten, ohne welches dieses Leben ein Gräuel und Abscheu ist.“ Nun ist das Umgekehrte der Fall, von den vier Hauptpersonen schlägt nur eine ins Niedrige. Soweit Schwachheit nicht entschuldigt, ist Eduard nicht zu entschuldigen. „Sich etwas zu versagen, schreibt Goethe, war Eduard nicht gewöhnt. Von Jugend auf das einzige verwöhnte Kind reicher Eltern“ u. s. w. Es wird ihm nicht geschenkt — Eduard muß büßen. Dennoch sollen die Wahlverwandtschaften unsittlich sein und Grillparzer läßt Friedrich den Großen sagen: „Die gefallen Mädchen sind seine (Goethes) Lieblingsfiguren, und die Wahlverwandtschaften sind abscheulicher, als die französischen Schmutzromane.“ Ich weiß nicht, ob es geschmackvoll ist, Klärchen und Gretchen

gefallene Mädchen zu nennen, jedenfalls kommt ein solches in den Wahlverwandtschaften nicht vor. Allerdings moralische Auseinandersetzungen fehlen denselben — das mögen viele vermissen. Selbst Eduard ist von Natur nicht schlecht, einzig durch Erziehung jeelisch verweicht: . . . „jeder Abwechslung, jeder Veränderung mächtig, nichts Übertriebenes wollend, aber viel und vielerlei wollend, freimütig, wohlthätig, brav, ja tapfer im Fall — was kann in der Welt seinen Wünschen entgegenstehen?“ Welch furchtbare Lehre: selbst Herzensgüte schükt vor dem Gemeinen nicht, ist der fordernde Wille ein ungezügelter Wille. Wer Goethe hier nicht versteht, den will ich nicht belehren.

Charlotte und der Hauptmann wehren sich ihrer Leidenschaft und wissen sich zu trennen; war es Charlotte doch gewöhnt, „sich ihrer selbst bewußt zu sein, sich selbst zu gebieten.“ Sie kann lächeln, indem sie des wunderlichen Nachtbesuches gedenkt und hofft. „Gerührt kniet sie nieder, sie wiederholt den Schwur, den sie Eduard vor dem Altar gethan.“ Das sind besondere Nasen, die hier Unrat wittern.

Ottile endlich, nachdem es ihr unmöglich geworden — durch Eduards Schuld — ihrem Herzen und seiner Liebe zu entrinnen, fest entschlossen, niemals ihm anzugehören, muß sterben, selbst wenn der Dichter nicht dieses ergreifenden Schlußes bedurft hätte. Lewes sagt davon: „Das letzte Kapitel 3. B. ist ein Gedicht von einem Pathos, welches in seiner Einfachheit so ergreifend wirkt, daß man in starker Stimmung sein muß, um es mit Ruhe lesen zu können.“ Heinrich Kurz las es in dieser Ruhe, denn er sagt: „Auch die Entwicklung der Begebenheit ist widerlich, weil der Knoten nicht sowohl eine Lösung findet, als vielmehr durch den ganz unnatürlichen Selbstmord Ottiliens zerhauen wird, der einzigen unschuldigen Gestalt im ganzen Roman.“

Gram und Hunger töten Ottilie. Ich verteidige ihren Selbstmord nicht, jedoch unselig, wer lieben kann, wie sie liebte und dem das Verhängnis den rechten Weg vertritt. Wären Klöster lediglich Rettungsanstalten für solche Unglückliche, man müßte ihren Bestand fordern: es ist billig, daß die Kirche, die den Selbstmord nach ihrem Gesetze verdammt, dem Lebensmüden ein Thürchen öffnet.

Bezeichnend steht der junge Architekt (Eduard gegenüber: in bescheidenen Verhältnissen geboren hat sein Sinn sich gewöhnt bescheiden zu begehren. Jetzt kehrt er in der Nacht zurück und weint an Ottiliens Grabe: Da erhob sich Rannh, ihm zu predigen. Eines Kindes Worte sind ihm Trost. Ach, wie hätte er die seltene Blüte schonend pflegen wollen, die der selbstsüchtige, vornehme Mann begehrt zertret.

Es treiben Bücher Menschen nicht in den Tod, nicht in die Sünde, sind höchstens der Tropfen, der die Fülle der Leidenschaft in Thaten überfließen läßt: Der Thor lieft aus den Worten der Weisheit Thorheit, der Weise aus denen der Thorheit Weisheit heraus. Wer gemeinen Geistes Bücher liest, wird in der Bibel selbst Gift finden. So unverfälscht die Wahlverwandtschaften die Natur schildern, eine Beklemmung des Herzens lassen sie in uns zurück; doch der Gedanke kann diese zur Sträubung des Herzens lösen. Getäuschte Hoffnungen, werter Menschen Untergang erfüllen unsere Erinnerung, und was wir Irdisches schaffen und schaffend lieben, muß untergehen. Also bleibt zuletzt allein übrig Hoffnung und Trost, daß der Kampf an sich die Seele werte, die unsterbliche Seele.

## Spruch.

Von D. v. L.

Wer in das Ich sich spinnt hinein,  
Dem wird die Geisteswelt gar klein.  
I ring vom Ich Dein Selbst erst los,  
Dann wird es wachsen riesengroß,  
So daß es Gott, den Herrn umfaßt,  
Den aus dem Ich gebannt Du haßt.

## Vermischte Anzeigen.

**Die Wiedergeburt.** Schauspiel in fünf Aufzügen von Otto Krack. (Berlin 1892, Verlag von Wilhelm F. Fleib.)

Eine Schwalbe und ein verletzter Winterüberzieher machen noch keinen Frühling, aber sie künden die Nähe des Frühlings. Eine Frühlingsbotenschaft, nicht der Frühling selbst ist Otto Krack's Schauspiel „Die Wiedergeburt“. Der Verfasser hat den Mut, zu einer Zeit, da noch Winterstürme wehen und die Schneedecke des Realismus erstarrend auf allem Leben liegt, die alte Kunst aufs Leihaut zu tragen und die leichte Sommerkleidung einer neuen Kunst anzulegen. Das ist unvorsichtig im Hinblick auf Husten, Schnupfen und andere böse Möglichkeiten, mit denen die nüchterne Wirklichkeit sich an den Frühlingsgläubigen zu rächen pflegt, aber es zeugt von Jugend und Idealismus, zwei seltenen Dingen, die man heutzutage begrüßen muß, wo und wann man ihnen immer begegnet. Krack's Held macht zwei Wiedergeburten durch, eine sittliche und eine künstlerische, die beide Hand in Hand gehen. Er befreit sich aus den Armen einer Dirne und damit aus dem Damm der alten Kunst, und er befehrt sich zu einer reinen Liebe und damit zu einer neuen, einer Morgenrot-Kunst. Er spricht zum Schluß das nicht neue, aber nie veraltende Wort aus: „Die Kunst soll schaffen, was ewig wahr ist!“ Wir sind mit dieser Befeuerung durchaus einverstanden; nur schade, Krack's Held, ein Student der Philosophie, ist zu jung, als daß wir ihn den endgültigen Abschluß seiner Entwicklung glauben können. Er ist gährende, wogende Masse, die noch einen weiten Weg hat vom Chaos zur lichtvoll gegliederten Welt; seine „Wiedergeburt“ ist mehr eine Frühgeburt. Er ruft überzeugt aus, daß es Frühling ist, und doch straft seine blaugefrorene Nase ihn Lügen. Soviel über das Wollen des Verfassers; ein anderes Kapitel ist das, was er gekonnt hat. Und hier verrät die „Wiedergeburt“ ein starkes dramatisches Talent, zu dessen Zukunft man Vertrauen haben darf. Der erste Akt ist geradezu vollendet als Exposition; auch sonst ist an den Charakteren und den Situationen das Wesentliche, d. h. das Dramatische gesehen und festgehalten. Aus vielen Szenen weht uns der warme Atem nahen Lebens entgegen. Der jugendliche Sturm und Drang hat schon „des Werdens sicheren Stern“ empfangen.

B. R.

**Ergebnisse eines Arztes aus der französischen Kriegs- und Occupationszeit 1870—71.** Von Dr. St. Vormeng. (Berlin, Vorstell. und Reimarus.)

Es war eine dankbare Aufgabe, dem heutigen Geschlechte, welchem immer mehr das Gedächtnis an die Helbenzeit entschwindet, die zur Erneuerung des deutschen Reiches führte, wieder unmittelbare Eindrücke aus jener großen Epoche vorzuführen. Der bereits in das Sinken geratene nationale

Geist kann sich durch solche Rückblicke nur stärken. Von diesem Geiste sind auch die ursprünglich in Privatbriefen enthaltenen Aufzeichnungen erfüllt, welche Selbsterlebnisse und Stimmungen aus den Kriegsjahren 1870 und 71 recht anschaulich wiedergeben. Die Mitteilungen reichen vom Tage der Mobilmachung bis zum Heimmarsch des Feldlazarettes, bei dem Dr. Vormeng thätig war, nach Mainz und bieten eine Menge interessanter Züge und farbiger Bilder aus dem Feldleben. Die Zeit der Occupation nach dem Juni des Jahres 1871 behielt der Verfasser sich vor, noch nachträglich zu schildern. Es ist ein gutes und ein deutsch-patriotisches Buch, das uns Vormeng geschenkt hat.

R. R.

**Die Entwicklung und der Stand der Arbeiterfragen** in gemeinverständlicher Darstellung von Dr. Wilhelm Rosenberg. Herausgegeben vom Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag.

Der Verfasser giebt in gedrängter Fassung ein reiches Material, zeigt sich überall als warmer Anwalt der berechtigten Ansprüche des Arbeiters, tritt aber auch ruhig den trügerischen Anschauungen entgegen. Man kann aus diesem Buche vieles lernen.

R. R.

**Ein Liebespaar.** Roman aus der Geschichte Venedigs von Wilhelm Walloth. (Leipzig, W. Friedrich. 261 S.)

Der bekannte Verfasser thut Unrecht, die vorliegende Arbeit als Roman zu bezeichnen. Es fehlt ihr der eigentlich historische, allgemeine Hintergrund; es ist keine Idee, der Walloth Ausdruck verleihen, keine Kulturepoche, die er schildern, kein merkwürdiger Charakter, den er zeichnen will — eine simple Herzensgeschichte ist es, die er erzählt, allerdings mit Geschick und Kunst. Die Geschichte Venedigs hat mit der Novelle nichts zu thun; nur das lokale Kolorit trägt den Stempel „Venedig“. Die Angelegenheit konnte sich ebenso an jedem beliebigen Orte zugetragen haben. Aber die Geschichte ist lebhaft erzählt, die Darstellung enthält viele mit Feinheit beobachtete psychologische Züge, und die Handlung hält den Leser bis zum Schluß in Spannung.

M. W.

Eine wahre Erquickung haben mir Neulands Odenwaldmärchen und Phantasien „Aus Sag und Fann“ gewährt. (Braunschweig 1892, Appelhans und Fennigstorff.)

Das 138 Seiten starke, gutausgestattete Büchlein enthält 16 Märchen, die, einigen darinnen enthaltenen Nebewendungen zufolge, für Kinder berechnet sind. Das mag bei vielen angehen; rechtes Verständnis und vollen Genuß wird erst ein Erwachsener von ihnen haben; denn es finden sich manche mit schalkhaftem Humor erzählte Märchen in der Sammlung, die einen stark satirischen Anfaß machen; aber auch diese sind prächtig erzählt; sie verlegen nirgends. Einige Stücke erinnern in ihrer Personifizierung der Natur, in ihrer schlichten und doch so poetischen Darstellungsweise, in ihrem sinnig-bußtigen Zauber an den berühmten Märchenerzähler Andersen. Ich wünsche dem Buche zahlreiche Käufer.

M. W.

**Der Barmherzige.** Erzählung von Max Sander. (Mielefeld, Verlag von A. Helmich's Buchhandlung.)

Wenn irgendwo von einer „Epigonelitteratur“ die Rede sein kann, so ist es im plattdeutschen Schrifttum. Klaus Groth und Fritz Reuter stellen ragende Spitzen dar, von denen aus kein Aufstieg, nur noch ein Abstieg möglich ist. Plattdeutsche Sprache und plattdeutsche Eigenart sind zwei in sich fertige Dinge; die Entwicklung hat hier abgeschlossen, weder in Form noch Inhalt findet mehr eine Erneuerung statt. Das ist stehendes Wasser, kein frisch-sprudelnder Quell. Und indem die genannten Dichter für

diese fertige Welt einen nahezu vollendeten Ausdruck fanden, waren sie mehr das Ende als der Anfang einer Litteratur, die sie vielleicht erst zu schaffen geglaubt hatten. Die Nachgeborenen waren eben Nachgeborene, „Epigonen“; sie sahen sich vor leere Schüsseln gesetzt und mußten, falls sie nicht verhungern wollten, wohl oder übel bei den Meistern betteln gehen. Das ist der Grund, weshalb seit Groth und Reuter keine kräftige Eigenart mehr aufgetreten ist, die auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gelenkt hat. An dieser Thatsache wird auch die neue Erzählung von Max Zander „Der Burmeister“ nichts ändern. Der Verfasser hat Talent, er weiß hübsch und gemüthlich zu plaudern, und wird auch gewiß im engeren Vaterlande aufmerksame und lachende Zuhörer finden. Aber das große Publikum wird kaum seine Bekanntschaft machen; es steht mit Recht der Dialekt-Litteratur ablehnend gegenüber und tritt ihr nur dann näher, wenn es wirklich Neues aus ihr erfahren und lernen kann. P. K.

**Auf dunklen Pfaden.** Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben von Hans Blum. (Berlin 1892, Gebr. Pachtel.)

Der vorliegende starke Band enthält drei Erzählungen: „Der Versuchsballon“, eine wahre Geschichte aus der Schweiz nach dem deutsch-französischen Kriege; die Kriminalnovelle „Der arme Rentner“ und „Das Patrimonium Petri“, eine feudale Humoreske aus dem Bewegungsjahre 1849. Am wertvollsten erscheint mir die letzte Arbeit, ein köstliches Gemälde voll Humor und Satire. Alle drei Novellen verraten den interessanten und gewandten Erzähler. M. W.

**Die Jungen von Holzgrün.** Eine Erzählung. (Leipzig 1892, Friedr. Schneider. 548 S. 5 Mk. geb. 6 Mk.)

Dieser mit einem großen Aufwand von Personen arbeitende, sehr umfangreiche Roman spinnt sich in endloser, zu behaglicher Breite ab. Er ist in seiner Anlage lebhaft: Die alte gute, solide Zeit und die gewinnjüchtige, rücksichtslos strebende, spekulierende moderne Zeit werden uns vor Augen geführt. Der Verfasser — er nennt sich nicht und verschiedene Wahnehmungen lassen mich vermuten, daß er ein Neuling der Feder ist — besitzt sicher hervorragend tüchtige Eigenschaften, auch einen ausgeprägten Sinn für Einzelheiten, eine realistische Darstellungskraft, aber er beherrscht weder die Technik noch die Sprache. Der Aufbau ist roh, die Stoffbehandlung ohne künstlerischen Geschmack, die Sprache vulgär, sogar sehr häufig durchaus fehlerhaft. Das Buch enthält einzelne mit Verständnis erfaßte und mit Anschaulichkeit wiedergegebene Scenen; doch loben kann der Referent die Arbeit im ganzen nicht. M. W.

## Vermischtes.

**Noch einmal „Einmal ist keinmal.“**

Sehr geehrter Herr von Veitner!

Heute kommt mir Nr. 6 Ihrer Roman-Zeitung Jahrgang 1893 in die Hände, in deren Beiblatt ich einen Aufsatz des Herrn H. Förster über zwei Sprichwörter finde. Gestatten Sie mir, daß ich mich zum Anwalt des 2. aufwerfe, des allbekanntesten Wortes: „Einmal ist keinmal.“

Ich möchte dieses Wort den Märtyrer unter den Sprichwörtern bezeichnen, so sehr ist ihm in mannigfaltigster Weise

übel mitgespielt. Man spannt das Wort in ein Prostratesbette und redt und dehnt und stutzt und schneidet solange daran herum, bis man glaubt es einigermaßen hoffähig bekommen zu haben, also daß es sich in der Zahl seiner guten und ehrlichen Kameraden doch ein wenig mit Anstand sehen lassen könne. Oder aber man macht es wie der liebe Hebel, geht ihm mit der Aule zu Leibe und erklärt es „für das erlogenste und schlimmste unter allen Sprichwörtern“, so daß es also einfach moralisch totgemacht ist. — Auch Ihr geschätzter Gewährsmann, der zwar dem Worte ja recht wohl will und ihm ein ganz artiges Stück Moral hineinzudeuten weiß, thut ihm doch bitter Unrecht, wenn er in Spalte 424 sagt: „Eine logische, das Wort ganz ergründende Erklärung in kurzen Worten — das ist wohl ein schweres Ding“ . . . Nein, ich glaube, es ist ein leichtes Ding! Kein Sprichwort, möcht ich sagen, ist so klar und einfach wie das vorliegende, wenn man's nur in dem Sinne auffaßt, wie es ursprünglich gemeint ist. Das ist aber gerade das Merkwürdige an diesem Sprichworte und sein Unglück, daß seine ursprüngliche Bedeutung so gänzlich vergessen und unbekannt geworden ist. Nach meinem Dafürhalten kann das Wort nur in folgender Weise erklärt werden. Zunächst müßte es so geschrieben werden: Ein Mal ist kein Mal. Wenn man nun sich daran erinnern läßt, daß das Wort „Mal“ bei den alten Deutschen „Gericht“ bedeutete, so liegt alsogleich auf der Hand, was das Wort sagen will: Ein einseitiges Gericht, in dem nur eine Partei gehört wird, ist nicht als ein vollständiges Gericht anzuerkennen, ist so gut wie gar kein Gericht. Es würde also damit der Sinn des Sprichwortes daselbe befragen, wie das lateinische „Audiatur et altera pars“. Nun also — wie klar, wie einfach, wie überzeugend ist das Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung! — Ob nun freilich diese meine Erklärung vor dem Nichtersthule eines tiefgelehrten Germanisten wird bestehen können, müßte abzuwarten sein. Es sollte mich freuen, wenn ein berufener Kenner der deutschen Sprache diesem Sprichworte sein Interesse zuwenden wollte und, falls er — woran ich nicht zweifle, auf dieselbe Erklärungsweise kommt wie die obige, dem deutschen Volke zeigen könnte, wie der ursprüngliche, gute Sinn des Sprichwortes allmählich vergessen worden ist und der neue, böse Geist in die alte ehrliche Haut hineingefahren ist.

Pastor B. (Oberndorf.)

## Briefkasten.

Nr. 2. K. „Erträumte Liebe“ ist noch nicht druckreif. Ich hoffe — obwohl kein Hoffungskünstler — die Dichtung in diesem Jahre feilen und herausgeben zu können. Herzlichen Gruß. — Fr. J. P. in D. Wir machen Sie auf folgendes aufmerksam: Die Redaktion der Jugend-Gartenlaube (Verlag der Kinder-Gartenlaube in Nürnberg) setzt für 1893 als Preise 1000 Mark, 600 Mark und 400 Mark für die besten, der Jugend am meisten angemessenen Erzählungen aus. Die Erzählung soll nicht mehr als 120 Druckseiten der Jugend-Gartenlaube (43 Zeilen à 18 Silben) und nicht weniger als 80 umfassen und für Knaben und Mädchen im Alter von 10—15 Jahren geeignet sein. Nur Originalarbeiten sind zulässig. Bis zum 31. Juli 1893, Abends 7 Uhr, sind Manuscripte nach Nürnberg an die Redaktion der Jugend-Gartenlaube einzusenden; bis 1. Oktober 1893



findet Kundgebung des Schiedspruches statt. Das Preisrichteramt haben übernommen die Herren N. Fries, Armin Stein (H. Nieschmann) und Julius Sturm. Die näheren Bedingungen für die Bewerbung versendet die Redaktion der Jugend-Gartenlaube in Nürnberg auf Wunsch franko. — A. S. M. Bitte zu senden. — Kleine Freundin aus Weidberg. Herzlichen Dank, aber ich kann die Schrift nicht erkennen und weiß nicht, wohin ich die kleine Freundin stecken soll. Ist's die Schwester von D—n? Verzeihen Sie die Vergeßlichkeit, aber ich kann mir nicht alle die tausend Schriftzüge merken. Besten Gruß, vorläufig in's Blaue hinein. — H. S. in K. Welche Art schriftlicher Arbeiten meinen Sie? „Zur Abendstunde“ und „Spätes Glück“ behalte ich. Besten Gruß. — Herrn Fr. F. in W. Zwei Gedichte sollen mit Verbesserungen kommen. Sie sind noch unsicher im Ausdruck. Sie lassen den Sturm „säuseln“, oder in einem andern Gedichte „ächzen und lachen“, und in einem dritten eine Sternschnuppe ins Moos niederrennen. Der biblische Ausdruck muß innerlich einheitlich geschaut sein. — Fr. A. M. in K. Natürlich dürfen Sie senden. Besten Dank und Gruß. — Frau Melanie. Besten Dank! Wie geht's Ihnen? — Käthe in D. Herzliche Grüße von der ganzen Company. — Ohne Namen. Vor etwa zwei Wochen kann ich im Briefkasten nicht antworten. Am 7. Januar haben Sie Ihre Gedichte abgeschickt und seitdem schon zweimal in ungeduldigem Tone Entscheidung verlangt. Es war schade um das Porto, denn die drei Lieder sind selbst für eine Kunstspielerin wertlos. — Eine Harzerin. Den Gedanken, den Sie in Reim gebracht haben, sollte eine Frau von Geist nicht mehr aussprechen. Er war schon abgebraucht, als Großvater die Großmutter nahm. Nichts für ungut. — Fr. J. K. in H. Die Stachelreime sind angekommen, d. h. die Reime. Die Stacheln haben Sie beizulegen vergessen. Vielleicht finden Sie sie noch und schicken sie nach. — Herrn A. v. H. in K. Kluges „Etymologisches Wörterbuch“ wird für Ihre Zwecke genügen. Den Preis kann ich Ihnen nicht jagen. Den erfahren Sie in jeder Buchhandlung. — Stränzchen in L. Das ist auch so eine Frage, wie sie, liebe Backfische, nur aus Euren jungen Köpfchen herauskommen kann. „Helene, Marie, Ada, Hilde — welcher von diesen Namen ist der schönste?“ Wartet ab, bis Ihr Bräute seid, dann fragt den Verlobten. Der Name der Geliebten ist immer der schönste und heiße sie Portiunkula. — Herrn D. P. in C. Zum vierten Male: nein, ich bin nicht Mitglied der ethischen Gesellschaft und werde es auch nie werden. — Herrn A. D. in D. Da müssen Sie sich unmittelbar an den Kultusminister Dr. Vosse wenden. Doch bezweifle ich den Erfolg. — Herrn Fr. K. in W. Siehe Antwort unter No. 2. Besten Dank f. d. freundl. Worte. — Herrn v. D. in M. Trotzdem steht auch er auf naturalistischem Boden. Denn die „Weltseele“ in seiner Auffassung ist nichts weiter als physikalische Kraft und irgend eine Beziehung geistiger Art zwischen ihr und dem Menschengemüt ist nicht möglich. Seine „Religion“ ließe schließlich auch in leere Nützlichkeitmoral aus — von dieser Ware haben wir schon mehr als genug. — Herrn A. A. F. in B. Es giebt kein Recht auf Titel. Da muß ich mir schon gefallen lassen, daß einer einen Roman „Dämmerungen“ und ein anderer Gedichte unter dem Titel „Erträumte Liebe“ herausgiebt. — Ohne Namen. P. (Ungarn) Herzl. Dank! — Fr. Dr. B. D. in N. Gispusi

heißt so viel als Liebchaft, Techtelmechtel. — Herrn C. M. in W. Ihre „Strandlieder“ sind sprachlich gewandt geschrieben, aber der Gedanke und die Anschauung fehlen. — Herrn Dr. med. B. in P. Der Stoff ist für uns zu sehr parteipolitisch. Dankend abgelehnt. — Herrn stud. phil. F. in W. Das ist gequält. Lustigkeit, aber kein Humor. Daß jemand ein Mädchen entführen will und in der Dunkelheit den Hausknecht in den Wagen schiebt, ist kaum nach sehr starkem Genuß alkoholhaltiger Getränke möglich. Wohnungsangabe fehlt. — Brief aus Straßburg i. G. vom 5. Jan. Unfrankierte Sendungen werden nicht angenommen. Schon einmal habe ich — nach der Schrift zu urteilen — einen nicht frei gemachten Brief erhalten. Damals bestand der Lohn für meine Aufopferung in schlechten Gedichten. Diese Gefahr wollte ich nicht zum zweiten Mal beschwören. Also bitte freimachen, mögen es dann auch schlechte Gedichte sein. — Fr. G. L. in D. Ich habe gegen den Stoff an sich nichts einzuwenden, aber wenn es gelingt, müssen Sie etwa ein Jahr auf den Abdruck warten. — Not. ??? — Note G!se. Ich zweifle nicht, daß Sie „sehr nett“ sind, da Sie selbst es sagen, und bedaure nur, von Ihren Gedichten das Gegenteil aussprechen zu müssen. Ich wäre auch gern „sehr nett“ gewesen, aber es geht nicht. „Ich habe Dich so stark geküßt, daß Dir der Mund gesprungen ist.“ Ein springender Mund ist für mich ein Rätsel. — Fr. G. L. in H. (Bayern) Senden Sie das Album nicht, diese Spielerei kann ich nicht mitmachen. — Fr. Dr. G. Tr. in St. Lettchhaus, Königgräberstr. 90. Berlin, S. W. Sie können Ihre Tochter ohne Sorge hingeben. — K. 13. Ja wenn Sie keinen Willen haben, was soll Ihnen der Rat eines Fremden helfen? Nüchtlige Arbeit allein kann aus solchem Stimmungsdüffel befreien, dazu aber gehört sittlicher Wille und ernste Zucht des launischen Ich, das wohl Sie selber am meisten verwöhnt haben. — Herrn G. L. in N. Wigig, aber sehr formlos und holprig. — Herrn A. P. in H. H. Oldenberg „Buddha“. A. Bastian „Weltausfassung der Buddhisten“. — Fr. Geh. R. A. in S. Mir ganz unbekannter Name. Bedauere keine Auskunft geben zu können. — Fr. H. M. in Sp. Gut in der Form, aber eifrig in der Empfindung. — Fr. D. G. in N. Daß Sie gern Gedichte „machen“ glaube ich gern, sonst hätten Sie nicht als „Kleine Auswahl“ 27 gesendet. Aber sie sind alle nur „gemacht“ und nachgemacht. Jede Spur von Eigenart mangelt. — Lotte. Liebes Kind, ich mache grundsätzlich zu Geburtstagen keine Gedichte und kann also auch für Deine sicher nette, aber mir ganz unbekannt Tante keins schreiben. Bitte eine Lehrerin darum, die wird's besorgen.

### Inhalt der Nr. 17.

Kein Erbarmen. Roman von E. von Wald-Zedt-wik. Forts. — Zwischen Haß und See. Erzählung von E. Karl. — Beiblatt: Septemberrose. Von Karl Friedr. Jordan. — Briefe aus London. Von Carola Blacker. Schluß. — Verschneit. Von Hanna Ehlen. — Über Goethes Wahlverwandtschaften. Von H. Grafen Schack. Schluß. — Spruch. Von D. v. L. — Vermischte Anzeigen. — Sonett. Von Alfred Pollack. — Vermischtes. — Briefkasten.

# Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N<sup>o</sup>. 18.

## Kein Erbarmen.

Roman

von

E. von Wald-Zedtwitz.

(Fortsetzung.)

Uk hatte die Nachricht des Inspektors weit mehr interessiert, als er diesen merken ließ, still vor sich hin sehend, ritt er bis an die Kreuzung.

„Sollte dies ein Fingerzeig sein? -- Eine günstige Gelegenheit -- hm -- das wäre ein Gedanke --“ Noch zögerte er, plötzlich nahm sein Gesicht einen wahrhaft verklärten Ausdruck an, es war als ob die Sonne darin aufging. „Sei es wie es sei, ich nehme es als Fingerzeig.“

Uk gab seinem Pferde eine kleine Aufmunterung und bald trabte er den Weg entlang, der nach Kaznischel führte.

„O mein Gott -- oh -- ach -- Herr von -- Herr von Ukenstein,“ klang jetzt eine süße, ihm so wohl bekannte Stimme in die Ohren. Er sah auf und blickte Erduine in das rosige Gesicht, welches ihm aus den kahlen Büschen der Knick entgegen lachte.

„Erduine! Süße! Einzige! Erduine!“ Uk sprang vom Pferde, behielt den Zügel in der Hand und reichte ihr die andere, um ihr beim Herabsteigen von dem steilen Knick behülflich zu sein.

„Ich kann nicht herunter -- ich -- ich gleite aus!“ rief Erduine halb ängstlich, halb lachend.

„Da werde ich helfen müssen, nur einen Augenblick Geduld.“ Uk, noch immer die Zügel des Pferdes haltend, kletterte die steile Böschung hinan, während Erduine ihm entgegentrat.

„Ich falle, ich falle!“

„Nur zu, hier sind zwei Arme, die solche zarte Last wohl auffangen können.“

Das Pferd vergessend, breitete Uk die Arme aus, und Erduine lag an seiner Brust.

„Geliebte! Heckenrose! Waldvogel!“

„Mein Uk, mein -- Gott das Pferd -- das Pferd!“

„Laß es laufen, ich habe Dich,“ jagte Uk in

einem Meere von Wonne schwimmend und küßte sie stürmisch.

Der Fuchs stob indessen in tollen Kapriolen, laut wiehernnd davon.

„Aber wenn uns jemand sähe?“

„Was schadete das Geliebte?“

„Aber -- wenn --“

„Warum sollen wir nicht zusammen gehen?“

„Ach,“ seufzte Erduine tief auf, doch plötzlich zuckte es schalkhaft über ihr Gesicht: „Als Vetter und Cousine kann uns das streng genommen niemand vermehren.“

Uk sah ihr bestürzt ins Gesicht. „Du weißt --“

„Ich weiß es, Dein Bruder Fenno hat es mir verraten, was Du mir verschwiegest, Du Böser, Du!“

„Mein Bruder?“

„Ja.“ Und Erduine erzählte ihm ihre neuliche Begegnung am Strande und daß er heute in Kaznischel gewesen war.

„Du bist böse, Uk?“

„Nein, nein.“

„Doch, ich sehe es Dir an. Kannst Du, könnt Ihr denn meinem armen guten Vater nicht vergeben, daß er unter seinem Stande heiratete? Es ist doch nun schon so lange her und meine Mutter -- sie hat sich bewährt, sie ist eine gute, brave Frau.“

„Gewiß, das hört man allgemein und ihre Tochter --“ Uk küßte Erduine wieder.

„Bittet Dich flehentlich, den alten Groll der beiden Häuser beizulegen, in Deiner Hand liegt es ja und es ist doch so schön zu vergeben und zu vergessen.“

„Das ist es und das soll geschehen. Aber langsam, keine Überstürzung, daß muß ich nach und nach anbahnen.“

„Und wir beide sind vom lieben Gott aus-ersehen, die Kluft zu überbrücken, durch -- --“

„Unsere Liebe!“

Es klang so zärtlich, wie Uß das sagte und dennoch zitterte ein schmerzlicher Ton durch seine Stimme.

„Wie kommst Du hier her, Uß?“

„Meine Sehnsucht trieb mich in Deine Nähe, ich wollte nach Ragnüchel.“

„Wirklich?“

„Ein Pferdehandel sollte den Vorwand abgeben. Doch nun gilt es, mein ungetreues Roß erst einzufangen.“

„Da biegt es eben auf unsern Hof ein!“ rief Erduine freudig.

„Das ist ein gutes Zeichen!“ entgegnete Uß, „es weist uns selbst den Weg.“

„Dann vorwärts.“

Beide schritten nun weiter und standen bald auf dem Hofe von Ragnüchel, wo Christian den flüchtigen Fuchs bereits eingefangen hatte und mit dem Freiherrn Bernd beriet, was mit ihm anzufangen sei.

„Das ist Dein Vater?“ fragte Uß mit schwankender Stimme. Er fühlte, wie ihm das Herz oben im Halbe klopfte. Es war ein kurzer, aber harter Kampf, den jetzt in seiner Brust der angestammte Familienstolz mit der Liebe focht.

„Ja! Und dort kommt meine Mutter!“ Erduine lief davon, den beiden entgegen. „Hier ist Herr Uß von Ukenstein, er will sein Pferd, welches ihm davongelaufen ist, wieder haben. Seid freundlich mit ihm, — bitte — bitte,“ setzte sie leise hinzu.

Der Freiherr erglühete im Gesicht, Miete aber sah blaß und müde aus.

„Was ist Dir Mutter? Bist Du krank?“

„Ich? Nein!“

„Das scheint mir so.“

„Unsinn.“

„Ich bin der Freiherr Uß von Ukenstein und will mein Pferd abholen, ich danke sehr, daß Sie es hier aufhielten,“ begrüßte Uß seine beiden Verwandten.

Bernd rang nach Luft. „Hier ist es,“ stieß er endlich kurz hervor.

„Ich danke sehr — und — — und — —“ Uß war so gar nicht der Mann um vorsichtig und diplomatisch zu handeln. Den Knoten durchhauen, statt ihn langsam zu lösen, das war mehr seine Art. Wie von einer inneren Eingebung getrieben, ergriff er jetzt die Hand des Freiherrn. „Mein Gaul hat's gut gemacht, er brachte die lang getrennten Bluteverwandten mit einem Schläge zusammen.“

Das klang so treuherzig und offen, dabei leuchtete es so freudig aus Ußens Augen, daß Bernd die Hand seines Neffen kräftig drückte, die Lippen dabei fest aufeinander pressend, um die aufsteigende Rührung zu verbergen.

„Fleisch von meinem Fleisch — Blut von meinem Blut,“ knurrte er zwischen den Zähnen.

Erduine stand strahlenden Auges dabei, während Miete die Hände in stummer Verzweiflung über der Schürze haltend, seitwärts blickte.

„Frau Baronin — —“ sagte Uß auf sie zugehend und ihr die Hand reichend. Miete, jetzt blut-

rot im Gesicht, unfähig zu sprechen, drehte sich kurz um und lief, nach Art ungebildeter Leute, schnell ins Haus.

„Lassen Sie sie — — es ist ihr so überraschend — so — — nun kommen Sie nur herein.“

Bernd packte Uß beim Arme und zog ihn dem Hause zu.

„Ich wollte auch — mein Inspektor war hier — auch mein Bruder Fenno —“

„Ja so, die Pferde.“ Bernd ließ einen Pfiff erschallen, bald darauf wurden die beiden Pferde vorgeführt und der Handel abgeschlossen. „Geh' zur Mutter, Erduine.“

„Ich gehe schon.“

„So, nun sind wir allein,“ sagte Bernd in weichem warmem Tone. „Sie kommen nicht aus Zufall? Nicht wahr?“

„Nein — nein — weshalb soll ich es Ihnen verschweigen, ich liebe Ihre Tochter und — —“

„Oh — oh — — das — — das geht nicht,“ stöhnte Bernd.

„Doch — es geht, es geht! Warum nicht?“

„Meine Frau — — meine Frau.“ Die Worte kamen gurgelnd hervor, wie von den Lippen eines Erstickenenden.

„Sie wohl — Sie setzen sich darüber fort — aber — Ihre Familie — Ihre Mutter.“

„Ich bin mein freier Herr!“

„Das wohl — aber meine Tochter — — mein Kind — — sie ahnt nicht, was zwischen ihr und Ihnen liegt.“

„Und sie soll es nie erfahren.“

„Glauben Sie denn, daß das möglich wäre? — Gesähe es, es würde sie töten.“ Das klang verzweiflungsvoll.

Uß senkte die Lider, auch er konnte diese Befürchtungen nicht unterdrücken, sprach es jedoch nicht aus. —

„Sehen Sie, sehen Sie, Sie fühlen es selbst. Geben Sie es auf, quälen Sie mein armes Kind nicht.“

„Quälen?“

„Wenn die Trennung unserer beiden Häuser bestehen bleibt, so wird Erduine vielleicht nie erfahren, was dieselbe eigentlich hervorrief.“

„Ich fürchte, daß ihr darüber eines Tages die Erkenntnis doch aufgehen wird und wie sollte sie ihren Kummer dann besser ausmeinen, als an der Brust eines geliebten Mannes?“

„Lassen Sie vorläufig diese Sache wenigstens ruhen.“

„Das verspreche ich Ihnen, Erduine ist ja noch so jung, wenn sie älter ist, wird sie vielleicht auch nachsichtiger mit ihrer Mutter sein.“

„So sei es,“ sagte Bernd und schüttelte Uß die biedere Rechte.

Als beide Herren das Haus betraten, sah Miete da, als müsse sie sich erst besinnen, wo sie sich eigentlich befand, kaum daß sie ein Wort verstand von dem, was ihr Uß sagte. Nur so viel wurde ihr klar, daß, je größer Erduines Freude über diesen unerwarteten Besuch war, ihre Besorgnis stieg. Endlich

stand sie auf und ging — eine wahrhafte Erleichterung für sie — hinaus, um einige Erfrischungen zu besorgen. Bernd und Uß unterhielten sich über landwirtschaftliche Dinge. Erduine saß stumm dabei, nur ab und zu glücklich zu Uß hinüber blickend. Miete kam zurück, es wurde ein Besperbrod eingenommen und darauf entfernte sich Uß.

„Ich lasse die Pferde morgen holen,“ waren seine letzten Worte, welche er an den Freiherrn richtete, dann ritt er, Erduine mit der Hand und den Augen grüßend, davon. Miete war nicht mit vor die Thür getreten, sie war in ihre Schlafstube geilt und lauschte den verflingenden Hufschlägen.

„Grundgütiger Himmel! Nun bricht es zusammen! Von allen Seiten stürmt's auf mich ein — Carl — hu — — hu — — es wird schon dunkel — nun — nun —.“ Sie schluchzte leise vor sich hin.

„Miete — hörst Du nicht. Warum heulst Du denn so albern?“ fragte in diesem Augenblicke der Freiherr, welcher sich zum Teil die Derbheit seiner Frau mit der Zeit angewöhnt hatte, zum Teil aber auch, wie eben jetzt, seine Rührung und Besorgnis darunter verbergen wollte.

„Ich heule eben — — laß mich.“ Miete drückte ein verknutschtes, durchweintes Taschentuch vor die Augen und sah blinzelnd nach der Schwarzwalder Uhr. „Schon halb sieben — was die Zeit mit all diesen fremden Menschen vergeht — reich mir mal mein dickes Tuch da her und die Kapotte.“

„Wo willst Du denn hin?“

„Wo ich hin will? Wie Du fragst? In den Stall, in die Meierei, ich habe mir beinahe die Augen aus dem Kopfe geweint und bin so heiß, soll ich mir den Schnupfen noch dazu holen?“

„Ja, ja — zankte doch nicht immer gleich!“ Bernd reichte ihr das Gewünschte.

„Zanken? Wenn uns einmal was quer durch den Kopf geht, da ist's Euch Männern nicht recht. — Das Knurren und Brummen ist Euer Vorrecht ganz allein.“

„Aber —“

„Ja, so ist es — und — na meinertwegen — einmal —“

Miete ging hinaus, Bernd hörte, wie die Hinterthür aufgemacht und ins Schloß geschlagen wurde, endlich war alles still.

„Heute kann ich's ihr nicht sagen — und morgen? — Morgen auch nicht — der Himmel mag wissen, wenn's dazu einmal Zeit ist.“

Der Freiherr schlich mehr als daß er ging niedergebrückter Stimmung in das Wohnzimmer, zündete sich eine Pfeife an und setzte sich in den bequemen Sorgenstuhl. Das alte, vorweltliche, mit braunem Leder überzogene Gebäude trug heute seinen Namen mit Recht; Bernd Ußenstein drückten schwere Sorgen, die Folgen jenes Schrittes, den er that, als er Miete heiratete, welche sich in der langen Zeit seiner Ehe schon so oft bald mehr, bald weniger, fühlbar gemacht hatten, lasteten jetzt mit einem Male zentnerschwer auf ihm.

„Du bringst das Licht, Kind?“ fragte er weich,

als Erduine mit der brennenden Lampe hereintrat. Ihr Schein fiel hell auf das reizende, von Glück- und Zukunftsträumen noch verschönte Gesicht. Bernd fühlte einen Stich durch's Herz und zog sie zärtlich an sich.

„Liebst Du ihn denn auch?“

„Vater! Vater! Er hat's Dir gesagt?“

Der Freiherr nickte stumm mit dem Kopfe.

„Ja? Ja? — Ob ich ihn liebe?“ Erduine drehte sich um und führte die Hand vor die Augen. Plötzlich stürzte sie an die Brust ihres Vaters: „Bist Du mir böse darüber?“

„Böse? Nein. Wie sollte ich auch?“

„Ich darf also hoffen?“

In Bernd's Brust rang es hin und her, bald zerrte es hier, bald da. Was sollte er sagen? Was sollte er thun? Was konnte er thun, ohne das Gemüt seines Kindes tief zu verletzen, ohne in ihm die Achtung vor der Mutter mit einem Schläge zu vernichten? Er hatte nicht den Mut, nicht die Herzenshärte dazu, ihr die Wahrheit zu gestehen.

„Mein Kind, Du bist noch sehr jung.“

„Natürlich, wir warten ja auch.“

„Sieh Dich noch keinen sanguinischen Hoffnungen hin.“

„Nein, das thue ich nicht, denn ich habe ja schon Gewißheit.“

„So zu sagen — ja — freilich — aber — — ich bitte Dich, beherrsche Dich und laß es wenigstens Deine Mutter noch nicht wissen.“

Erduine sah ihren Vater betrübt an. „Wie traurig, anderen Kindern wird stets gesagt, daß sie ihrer Mutter alles, alles zuerst sagen sollen und ich soll es ihr gerade verschweigen. Warum denn nur?“

„Kind, Kind, nein, was solche Mädchen einen quälen können.“

„Ich will ja geduldig warten und schweigen.“

„Ja, ja — gut denn, gut denn.“

Es war draußen dunkel geworden, Erduine ließ die Rollvorhänge herab, nahm eine Arbeit und setzte sich damit an den großen runden Tisch, der nach alter Art von vier Polsterfesseln umgeben, vor dem fleischernen Sofa stand, begann zu häkeln und sprach keine Silbe mehr, Bernd dagegen streckte die noch immer mit hohen Stiefeln bekleideten Füße von sich und qualmte — qualmte — bis das ganze Zimmer von einer einzigen, dichten, blauen Rauchwolke erfüllt war. Er that es immer, wenn er erregt und seine Gedanken eifrig beschäftigt waren. Erduine kannte das schon an ihm.

Während dessen guckte Frau Miete von Ußenstein in den Kuhstall, sah in der Leute-Küche nach dem Abendessen für das Gesinde, steckte den Kopf flüchtig in den Meiereikeller und ging dann weiter. Die Leute wunderten sich, daß die Frau B'ron'n sich heute so kurz faßte. Es war inzwischen dunkel geworden, die Wolken jagten sich am Himmel und wenn sie an die matte Sichel des Neumondes herantamen, so sah es aus, als ob sie dieselbe verschlingen wollten.

Miete, die sich sonst nur um Mond und Wolken bekümmerte, um daraus ihre Schlüsse zu ziehen, ob sich das kommende Wetter günstig oder ungünstig für

die Wirtschaft gestalten würde, sah heute mit ganz andern Gedanken nach dem Himmel. Sie suchte den der noch über den Wolken wohnte, der Erde, Himmel, Mond und Sterne geschaffen hatte und beherrschte, um ihn anzusehen, daß aus dem Gange, den sie jetzt unternehmen wollte, nicht Unheil für sie und ihr Haus erwache. Ihr Haus? Gehörte der, den sie zur nächstlichen Stunde sprechen wollte, nicht auch dazu? hatte er nicht ein volles Anrecht sich dazu zu zählen? War es nicht ein Verstoß gegen das Naturgesetz, daß sie ihn als Mutter davon ausschloß?

„Ich habe mich von ihm frei gekauft! Ich habe ihm alles gegeben, was ich hatte, was sein seliger Vater befaß,“ suchte sich Miete zu beschwichtigen. Aber konnte sich Mutterpflicht und Mutterliebe frei kaufen? War es mit dem Gelde abgethan? War es nicht noch tausend Mal mehr, was eine Mutter ihrem Kinde schuldig war? Es kaufte ihr vor den Ohren, kalter Schweiß tropfte von ihrer Stirn, als sie — die Freifrau Miete von Uzenstein, die unumschränkte Beherrscherin von Ragnüchel, die sonst stolz und sicher im hellen Sonnenschein über den Hof schritt — als sie sich im Schatten der Scheunen und Ställe dem Thore zuschlich.

„Na nu?“ erschreckte sie Chrischan mit seiner heiseren Stimme.

„Die Neuberten ist krank, ich will 'mal nach ihr gucken,“ sagte Miete flüchtig.

„Ach so — na denn man to,“ knurrte Chrischan und ging weiter.

„Schrecklich, wenn man so lügen und flunkern muß!“ flüsterte die Freifrau von Uzenstein und eilte vorwärts, damit sie keinem Menschen weiter begegnete. Je näher sie dem Wegweiser kam, desto langsamer ging sie. Wie oft, wie unzählige Male war sie bei diesem hölzernen Dinge, welches seine vier Arme nach allen Seiten ausstreckte, vorübergekommen, ohne es auch nur zu beachten! Und heute erschien es ihr wie der Stein, der den Wendepunkt ihres Lebens bezeichneter, der aufgestellt war als Denkmal für den Untergang ihrer Ruhe, ihres Friedens, ihres Glückes!

„Du — o — wie ein Gespenst steht das hölzerne Ding da — wie ein Galgen — wie — der Tod.“

Miete drückte sich hinter einen kahlen Haselstrauch und blinzelte schüchtern da hinüber, noch war dort niemand zu sehen, noch war der von den Toten auferstandene Sohn nicht zugegen.

„Und wenn Bernd erfährt, daß er noch lebt?“ Miete schauderte zusammen, denn dieser hatte ebenso wie sie, da niemals Nachrichten aus Amerika eintrafen, ganz sicher angenommen, daß er verschollen sei. Wohl war, wenn sie sich in stürmischen Nächten alles so recht vergegenwärtigte, das Gewissen bei ihr erwacht, aber sie hatte es in vieler Arbeit und treuer Pflichterfüllung stets wieder beruhigt. Allen, allen wollte sie gerecht werden, um dadurch die Ungerechtigkeit, welche sie gegen einen beging, wieder zu sühnen.

„Und es sollte doch nicht sein,“ flüsterte sie resigniert und versank fröstelnd in dumpfes Hinbrüten.

Auch Carl Jessen befand sich in nicht geringer Erregung, als er um diese Zeit das Wort Drögers

verließ, wo er, allerdings mit wenig Aufmerksamkeit, die Korn und Strohbestände, sowie die Bücher einer Prüfung unterworfen hatte. Mehr als eine unfreundliche, barsche Äußerung war ihm dabei ent schlüpft, wobei er durch seine hochmütige Art den jungen Verwalter empfindlich verletzte. Viel Liebe genoß er bei seinen Untergebenen überhaupt nicht, man hielt ihn für eingebildet und auf seinen Vorteil bedacht. —

„Ich werde in einigen Wochen wiederkommen, Herr Arens, dann bitte ich mir aus, daß alles in Ordnung ist,“ sagte er paßig, als er sich in den Sattel schwang und davon ritt.

Der junge Mann grüßte kurz, biß sich auf die Zähne und vermüßte im stillen diesen aufgelaufenen Menschen, der sich so turmhoch über ihn erhaben fühlte, obgleich er eigentlich doch nicht mehr war, wie er selbst. Arens hatte sich so über Jessen geärgert, daß es ihn jetzt nicht im Zimmer duldete, er mußte seinem Herzen Luft machen und begab sich auf den Weg zum Heidekrug, wo er wußte, daß er um diese Stunde einige gleichgesinnte Kollegen treffen würde.

Langsam, zornsprühend schlenderte er zum Thor des Gehöftes hinaus und sah zu seiner Verwunderung, daß der Inspektor nicht den Weg nach Widenholm sondern nach Ragnüchel einschlug. „Wo der Kerl nur hin will?“ Einen Augenblick überlegte er. „Ich möchte doch wissen — nun, es ist ja gleich, ob ich so oder so gehe, nach dem Heidekrug komme ich hier und da,“ dachte Arens und verfolgte dieselbe Richtung, die der Inspektor eingeschlagen hatte, der ihm jedoch in der Dunkelheit bald ganz und gar aus den Augen verschwunden war.

Carl Jessen hatte sein Pferd bald in einen flotten Trab gesetzt und es dauerte nicht lange, so sah er in unsicheren Umrissen den Wegweiser stehen.

„Ob sie wohl da sein wird, meine zärtliche Altische?“ sagte er mit beißendem Spott vor sich hin.

Miete hörte das Rausen von Pferdehufen und fuhr jäh aus ihrem dumpfen Sinnen, konnte aber bis jetzt noch niemanden entdecken. Endlich tauchte etwas Hohes, Dunkles auf, es kam näher, immer näher. Jetzt hüßtelte jemand und nun erkannte sie die Gestalt ihres Sohnes und des Pferdes.

„Es muß sein,“ kam es verzweifelt über ihre Lippen, dann raffte sie alle ihre Kräfte zusammen und wankte nach dem Wegweiser.

„Also pünktlich, Du siehst ich bin es auch. Die Sehnsucht, meine Mutter nach so langer Zeit wieder einmal ungestört zu sprechen, hat mich rechtzeitig hierher getrieben,“ spottete Jessen und schwang sich aus dem Sattel.

„Carl,“ sagte Miete leise und trat dicht an ihn heran.

„Du weißt also doch noch wie ich heiße, das ist sehr freundlich von Dir.“

„Warum bespöttelst Du mich so?“ fragte Miete mit unterdrückter Stimme.

„Bespötteln? Keine Ahnung, ich meine nur so, es muß mich doch freuen, daß ich bei Dir noch in

so gutem Gedächtnis stehe — wenn man Baronin, wenn man Freifrau wird —“

„Carl, quäle mich nicht, sage mir, was Du willst.“

„Ach so, Du setzt also gleich voraus, daß ich etwas von Dir will? Nun also zuerst wollte ich doch gern einmal meine liebe Mama wieder sehen und dann — einmal müssen wir doch mit einander abrechnen.“

„Abrechnen? Was Dein ist, habe ich Dir gegeben und mehr, weit mehr, Du hast mich so zu sagen ja schon bei lebendigem Leibe beerbt, ich habe Dir mein ganzes Geld geschenkt,“ entgegnete Mieta mit sich steigender Entschlossenheit.

„Geschenkt? Ha — ha — ha —. Nun, darüber brauchen wir nicht mehr zu verhandeln, das ist ja vergangen, aber wie steht es denn jetzt?“

„Jetzt? Wie soll es denn da stehen?“

„Nun, soll sich denn Dein Sohn bei andern Leuten herumplagen, während die Mutter die Frau eines Gutsbesizers spielt und die Schwester als stolze Baronesse erzogen wird?“

„Ich besitze nichts, was ich habe gehört meinem Mann.“

„So? Nun, ist da nicht so viel übrig, um dem Verstorbenen, dem unschuldigen Stein des Anstoßes auch noch etwas abzugeben? — Ich werde doch einmal mit dem Herrn Baron, meinem hochgeborenen Stiefvater und mit meiner lieben Schwester sprechen, ob die nicht gerechter denken?“

„Das — das wirst Du nicht thun!“ kreischte Mieta, alle Vorsicht vergebend.

„Wenn Du die geeigneten Gegenmaßregeln triffst, gewiß nicht. Ich will Dir meinen Lebensplan auseinandersetzen, als meine Mutter hast Du doch natürlich Interesse dafür.“

Mieta bebte zusammen und sah ihrem Sohn verzweifelt in das Gesicht. Aber sie schlug entsetzt die Lider nieder, denn in Carls Augen lag etwas, was sie eisig durchschauerte. Kalt, mordlustig bligte es darin, es schienen nicht die Augen eines Menschen, sondern die eines Raubtieres zu sein, die auf sie gerichtet waren.

„Ich bin die untergeordnete Stellung satt, ich will mir einen selbständigen Besitz kaufen, keinen großen, o nein, so unbescheiden bin ich nicht, so ein paar hundert Morgen genügen mir schon. Ich habe Deine Arbeitskraft geerbt und will schon fleißig schaffen, damit ich den kleinen Besitz nach und nach vergrößere.“

„Aber was soll ich?“

„Einfach, Du schenkst mir das Geld dazu, nicht auf einmal, nein — so nach und nach — und damit wir bald damit beginnen, so bringst Du mir heute über acht Tage um diese Zeit die ersten zehntausend Mark.“

„Zehntausend Mark!?“

„Ist es Dir zu wenig, so schaffe mehr.“

„Nein! Nein! Nicht einen Heller!“

„Wir wollen uns jetzt nicht darüber ereifern, liebes Mamachen, nun, sich so nahe stehende Menschen einigen sich schon über solche Kleinigkeiten. Sage mir

über acht Tage hier Bescheid. Also gute Nacht, Mutter, gute Nacht.“

Carl näherte sich ihr und brachte seinen Mund an den ihren; Mieta fuhr entsetzt zurück.

„Nun, keinen Kuß? Nicht? Dann muß ich mich zu trösten wissen. Also auf Wiedersehen — auf Wiedersehen.“

„Scheusal!“ rief Mieta kurz hervor und schwankte nach Ragnichel zurück, während Jessen nach Bickenholm ritt.

Raum war Frau von Ukenstein eine Strecke vorwärts gegangen, so hörte sie Schritte hinter sich.

„Sollte er noch einmal?“ — „Nein — das sind Menschentritte.“

„Guten Abend,“ klang es in diesem Augenblicke freundlich neben ihr. „Ich weiß nicht, das Mondlicht, diese insamen Knicks sehen sich so ähnlich, nun habe ich den Weg zum Heidekrug doch verfehlt. Ach Sie sind es, Frau Baronin?“

„Herr Inspektor Arens von Drögers, nicht wahr?“

„Ganz recht. Noch einen kleinen Spaziergang gemacht?“

„Ja, ich hatte so dummes Kopfweh.“

„Etwas Migräne, die Damen leiden daran.“

„Wohl möglich — da geht's nach Heidekrug ab.“

„Ja — so — danke — danke.“ Arens grüßte artig und bog zwischen den Knicks ein. „Ha — ha — ha — ha — mit dieser alten Schachtel hat er sich hier ein verschwiegenges Rendezvous gegeben, na die gönne ich ihm,“ sagte Arens lachend vor sich hin, der sich, als er Jessen zurückkommen hörte, schnell hinter einen Knick gedrückt hatte, um sich nicht von ihm sehen zu lassen, was ihm auch vollständig gelungen war. Im Krug angelangt, traf er mehrere junge Landleute. Eigentlich wollte er das eben Belauschte dort zum besten geben, aber er überlegte es sich anders und behielt es für sich, man konnte ja nicht wissen, ob er es nicht noch einmal bei günstiger Gelegenheit gegen Jessen als Trumpf ausspielen konnte, und dann schien es ihm bei näherer Betrachtung doch zweifelhaft, ob Jessen sich wirklich mit dieser alternden, wenig hübschen Frau verabredetermaßen getroffen hätte. Wenn es geschah, so war es wohl nur ein Zufall. Statt dessen schimpfte er reblich auf den hochnasigen Bengel und fand bei seinen Kollegen die lebhafteste Zustimmung.

## Achtzehntes Kapitel.

„Tausend, tausend herzlichen Dank,“ so hatte sich Adolie von Ukenstein bei der Doktorin Brand verabschiedet, als diese ihr die Zusage machte, Elsa einladen zu wollen. Frau Brand war wahrhaft bezaubert von der Liebenswürdigkeit der Freifrau, die es verstand, die Menschen, wenn sie dieselben für ihre Zwecke nützlich fand, mit ihrer natürlichen Anmut zu umstricken.

Die Reise von Oldenburg nach Preetz war glatt und schnell von statten gegangen und unerwartet traf Adolie bei dem Stiftsfraulein ein.

„Abolie, welche Freude, welche Überraschung!“ empfing sie Friederike auf das herzlichste.

„Ich hielt es nicht aus in Videnholm! Die Einsamkeit, die Menschenleere tötete mich! So flüchtete ich denn zu Dir, meine treue, gute Seele,“ rief Abolie erregt und warf sich stürmisch an Friederikens Brust.

„Das ist recht von Dir, Dollie, wie dankbar bin ich Dir dafür. Viel kann ich Dir ja hier auch nicht bieten, das weißt Du ja und verlangst es auch nicht, aber ein teilnehmendes Herz, das soll Dir werden.“

„Und das genügt mir. Mehr verlange ich ja auch nicht,“ entgegnete Abolie weich.

„Und Elsa? Warum hast Du sie nicht mitgebracht?“

„Die Doktorin Brand hatte sie schon längst eingeladen, nun machte es sich jetzt so am besten — sie ist bei ihr — wenn ich ganz allein hätte in Videnholm bleiben sollen — nein — nein — ich dachte mir schon, daß meine gute Friederike ein Plätzchen für mich haben würde.“

„Das hat sie immer. Komm in Dein Zimmer. Ich lasse Dein Gepäck gleich vom Bahnhof holen.“

„Ihr habt ja nicht einmal Droschken, ich mußte meine Sachen dort lassen und mich hierherfragen. — Mein Gott, Fiete, sage mir nur, wie hältst Du es in einem solchen Neste aus?“

„Ich entsinne mich nicht einer einzigen langweiligen Stunde.“

„Glückliches Geschöpf Du, und ich kann wohl sagen, daß ich in Videnholm noch nicht eine interessante verlebte.“

„Und in Kopenhagen?“

„Da! Ach da!“ Abolies Augen glänzten.

„Gewährte Dir das ruhelose gesellige Treiben wirklich immer Befriedigung?“

„Ich amüsierte mich.“

„Aber ist das die Bestimmung des Menschen?“

„Wer wollte sagen, was der Mensch eigentlich für eine Bestimmung hat. Ich glaube jeder einzelne nach seiner besonderen Individualität. Du zum Beispiel Einsamkeit, ein klösterliches Dasein — ich — ich, Leben! Leben! O wie traulich!“

Beide waren inzwischen in das Fremdenzimmer getreten.

„Wie hell, wie sonnig, und die alten bequemen Möbel.“

„Sie stammen noch von der Ausstattung meiner Großmutter.“

„Das war auch Berns Großmutter?“

„Ja, gewiß.“

„Schade, daß wir in Videnholm gar keine mehr davon haben.“

„Die sind damals alle nach Ragnüchel gewandert.“

„Da wird sich diese verehrte Frau Niete wohl daran gütlich thun.“

„Ube Milbe, liebe Abolie!“

„Milbe? — Nie! Nie! Aber es ist hier ja geheizt? Erwartetest Du vielleicht anderen Besuch? Du würdest mir das sagen,“ fragte Abolie mit einer gewissen Spannung in Blick und Ton. Sie wußte immer noch nicht, ob Fiding hier war.

„Natürlich. Meine Jungfer sollte heute hier schneiden, daher ist es durchwärmt.“

„Siehst Du, da störe ich Dich doch.“

„Aber ich bitte Dich, Blandine kann ein anderes Zimmer bekommen, ich bewohne ja das ganze Haus. Nun mache es Dir bequem und komme dann zum Thee.“

Das Stifsfräulein entfernte sich und Frau von Ugenstein richtete sich, nachdem ein Eisenbahnarbeiter die Sachen gebracht hatte, häuslich ein. Aber sie ließ es dabei nicht bewenden, sondern ordnete sich mit Sorgfalt ihr herrliches Haar, wechselte das Kleid, setzte die Witwenhaube mit einer gewissen Koketterie auf, so daß ein gutes Teil des goldbroten kurzen Gelocks darunter hervorquoll und in zwanglosen Ringeln auf die blendend weiße Stirn fiel, dann ging sie hinüber zu Friederiken.

„Der Inbegriff aller Behaglichkeit!“ rief sie, als sie in das bereits erleuchtete Bohnzimmer der Klosterdame trat, die noch in Halbtrauer um ihren Vetter Wolf, schlank, elegant am Theetisch stand und den Samowar mit der ihr eigenen Anmut bediente.

„Wenn wir alten Jungfern uns auch nicht einmal die Behaglichkeit in unsern vier Wänden verschaffen wollten, dann wäre es schlecht um uns bestellt,“ entgegnete Friederike lachend. „Setz Dich hier her, liebe Abolie.“

„Wie weich, wie mollig. — Der Thee ist vorzüglich. Wo beziehst Du ihn her?“

„Ich nehme meine sämtlichen Materialien aus Kiel.“

„So, ich werde es auch thun, ich hing immer noch zu sehr an Kopenhagen.“

„Das ist sehr verschwenderisch, bedenke das Porto und die Steuer.“

„Ganz richtig, und wenn man auf eine so knappe Leibrente angewiesen ist, wie ich, muß man jeden Groschen in der Hand umdrehen, ehe man ihn ausgiebt. Wolf hat mir die Hände gehörig gebunden.“

Das klang sehr bitter, Friederike entgegnete nichts und rührte mit dem Löffel in der Tasse.

„Wie stehst Du Dich als Klosterdame?“ fragte Abolie ziemlich indiscret.

„O recht auskömmlich,“ gab diese zögernd zurück.

„Bei Gott, es ist das Beste heutzutage, Stifsfräulein zu werden — sage mir nur, Friederike, wie es gekommen ist, daß —“

„Daß ich nicht geheiratet habe? — Wie das so kommt, die mich wollten, wollte ich nicht — und so umgekehrt. Hast Du das neue Buch von Theodor Storm gelesen?“

„Welches?“ fragte Abolie obenhin, sie ärgerte sich, daß Friederike offenbar von dem Thema, welches sie eben angeschlagen hatte, ablenken wollte.

„Das Fest auf Haderlevshus.“

„Nein, ich lese nur wenig deutsche Sachen.“

„Storms Schriften sind sehr zu empfehlen.“

„So? Was hast Du denn hier für Gesellschaft?“

„Nun wir Stiftsjungfrauen verkehren fleißig untereinander, die Priorin giebt Diners, der Klostervoigt auch, alljährlich einen Ball und dann sind wir mit dem Landadel gut.“

„So? Nun und mit Kiel?“

„Auch.“

„Hast Du oft Besuch, ich meine Logierbesuch?“

„Sehr oft. Bedenke doch, der ganze holsteinische Adel ist ja doch miteinander verwandt.“

„Auch Herren?“

„Nein, in unserem Jungfernbau dürfen keine Mannsbilder nächtigen.“

„Ha — ha — Ihr guten Seelen fürchtet für Eure Moral.“

„Wir sind ängstlich darauf bedacht sie zu hüten,“ scherzte Friederike.

„Nun und wenn Fiding hier ist?“ fragte Abolie direkt, da Fräulein Ugenstein seinen Namen nicht erwähnte.

„Wenn er einmal kommt, so wohnt er in unserm ersten grandiosen Hotel,“ antwortete Friederike vollständig unbefangen.

„So, so? Kommt er oft?“

„Ab und zu.“

„Ein komischer Mensch.“

„Ja — aber — bei allen seinen komischen Seiten, bei seinen Fehlern muß man ihn gern haben.“

„Bestimmt,“ entfuhr es Abolie hart, welche aus Friederikens entschuldigenden Worten nicht heraushörte, was sie zu wissen wünschte.

„Wird er in der nächsten Zeit kommen?“ fragte sie weiter.

„Du könntest mich ebenso gut fragen, ob in acht Tagen Sonnenschein oder Sturm sein wird. Er ist unberechenbar, launisch wie Aprilwetter, er kommt und geht, wenn es ihm gerade einfällt.“

„Ja — so ist er — unberechenbar — in allem — in seinen Neigungen und seinen Abneigungen,“ sagte Abolie, mehr zu sich selbst wie zu Friederike.

Das Gespräch wurde abgebrochen, einige Klosterdamen kamen, um bei Friederiken den Thee zu trinken.

Am nächsten Morgen, als beide Damen an dem behaglichen, mit altem, feinem Meißner Porzellan besetzten Kaffeetisch saßen, brachte der Diener auf einem schweren, silbernen Teller die eingegangene Post.

„Für mich nichts, Friederike?“ fragte Abolie.

„Nein — nur die Zeitung — und da ein Brief für mich von Arno Fiding.“

„Vielleicht sagt er sich an,“ meinte die Freifrau gleichgültig.

„Das glaube ich kaum, mais nous verrons.“ Das Stiftsfräulein erbrach den Brief und errötete, ließ ihn unwillig sinken, las dann weiter und warf ihn ärgerlich auf den Tisch.

„Nun?“ fragte Abolie.

„Er ist toll,“ sagte Friederike seufzend.

„Ein Sonderling.“

„Abolie, ich muß Dir's sagen, denn am Ende bist Du meine nächste Verwandte, kennst Fiding seit Jahren und wirst mir raten, was ich eigentlich thun soll,“ sagte Friederike erregt, stand auf und durchmaß einige Male das Zimmer, während Abolie starr auf ihre Handarbeit sah, an der sie mit zitternden Fingern weiter häfelte.

„Von Herzen gern, ich werde Dir nach bestem Wissen raten, meine gute Fietz,“ sagte sie endlich nach einer Weile mit leicht schwankender Stimme.

„Denke Dir, Arno Fiding belagert mich wahrhaft seit ungefähr einem Jahr und hat mir mehr als einmal zu verstehen gegeben, daß es in seiner Absicht liegt, mich zu heiraten.“

„So? So?“ zischte Abolie. „Nun und Du?“

„Ich? Nun, ich alte Person denke nicht daran mich in meinen alten Tagen noch zu verheiraten.“

„hm — hm,“ Abolie schloß das Blut bald jäh zur Stirn, bald stutete es wahrhaft zurück.

„Jetzt macht er mir einen förmlichen Antrag und schreibt zugleich, daß er heute abend kommen würde, um sich das Jawort von mir zu holen.“

„So? So?“ kam es wieder scharf von Abolies Lippen.

„Das Jawort? Was er sich nur denkt? Wenn ich ihm abtelegraphiere oder schreibe nußt es nichts, außerdem weiß ich nicht, wo er sich aufhält. Der Brief trägt den Stempel Lübeck — Kiel — Eisenbahn und er schreibt nicht, wo er sich eigentlich befindet, außerdem würde es nichts nützen, er käme doch.“

„Unangenehm, sehr peinlich,“ warf Abolie ein.

„Ich will ihn aber nicht sehen.“

Abolie lehnte sich tief in den Sessel zurück und starrte zur Decke. „Das finde ich begreiflich,“ sagte sie nach einer Weile, „ich würde an Deiner Stelle meine Koffer packen und einige Zeit verreisen.“

„Aber wohin?“

„Nach dem Süden.“

„Er folgt mir sofort.“

„Oder zu irgend einer der hiesigen Familien, natürlich einer solchen, die er nicht kennt oder nicht leiden mag, nun, und an denen fehlt es ja nicht.“

„Das wäre nicht übel, ich ginge nach Trarenburg — aber Du?“

„Ich bliebe so lange hier, erwarte Fidings Anprall und setze ihm den Kopf zurecht, indem ich ihm Deinen Korb überbringe.“

„Peinlich — unangenehm — aber ich weiß mich wirklich nicht vor ihm zu retten — am Ende ist Dein Vorschlag gar nicht übel —“

Beide Damen besprachen diesen Fall nach allen Richtungen hin und wirklich brachte es Abolie so weit, daß Friederike am Abend nach Trarenburg, das ungefähr mit Bahn und Wagen in drei Stunden zu erreichen war, abfuhr. Abolie, welche sie zur Bahn begleitet hatte, sah ihr zornsprühenden Auges nach. Wäre dieses verblühte, alte Mädchen nicht zwischen sie und Fiding getreten, kein Zweifel, er hätte sie jetzt als seine Gattin heimgeführt und würde nicht einmal zu bewegen gewesen sein das Trauerjahr abzuwarten. Abolie wäre mit ihm in die große Welt geflogen und das flotte, schrankenlose Leben, jenes pikante Dasein, welches immer an der Grenze des Erlaubten hinstreifte, hätte wieder beginnen können. Arno Fiding würde der Deckmantel aller ihrer Extravaganzen gewesen sein, und hätte außerdem, das wäre die Hauptsache gewesen, die Mittel dazu hergegeben. Was sollte sie, die verwöhnte Frau, der das Geld so leicht durch die Finger glitt, mit ihren geringen Einnahmen draußen in der Welt beginnen, wenn sie dieselbe so genießen wollte, wie sie ihr nur Genuß bereitete?

Mit den gemischtesten Gefühlen begab sie sich



nach dem Klosterhof zurück. Neben dem Haß gegen Friederike und Arno, tauchte in ihr das Nachgefühl auf, den letzteren mit allen leidenschaftlichen Ausbrüchen ihres gekränkten Frauenstolzes zu überschütten und außerdem mischte sich die leise Hoffnung dazwischen, ihn jetzt, da Friederike endgültig für ihn verloren war, doch noch zu gewinnen.

Mit Grauen dachte sie an das öde, schweigjame Bickenholm zurück. Sie sah sich im Geiste dort wieder verkümmern, sie hörte das tödlich gleichmäßige, einschläfernde Klauschen der Bäume im Park, aber — plötzlich zuckte es in ihrer Seele auf — unter jenen Wipfeln — da stand — da stand Carl Jessen und seine Blicke loderten zu ihr hinüber. Ein freudiger Schreck erfaßte sie und sie hatte etwa das schaurig-schöne Gefühl, welches der Mensch beim Anblick einer Feuersbrunst empfindet.

Abolie war wieder zu Hause angelangt und sah wie angewurzelt am Fenster, überflog den parkartigen Klosterhof und lauschte auf jeden Tritt.

Kein Wagen fuhr, kein Straßengeräusch von thätig vorwärts strebenden Menschen war zu vernehmen, nur ab und zu der kurze Anschlag eines Hundes oder das Klappern der Holzpantoffeln einer Küchenmagd, welche über die breiten Steinquadern ging.

„Endlich!“ Abolie sah wie ein hoher, glänzender Cylinder zwischen den Büschen austauchte und war wie fortgeblasen vom Fenster verschwunden. Es war Arno Fiding. Er hatte sie nicht gesehen, sie war dessen sicher und nahm jetzt, da sie seinen Eintritt in das Haus hörte, ihren alten Platz wieder ein. Wie würde sich dies alles entwickeln? Die Neugierde übermog jetzt in ihr den Zorn gegen Arno. — Es klopfte.

„Herein.“

Die Thür wurde langsam, fast zögernd geöffnet und Graf Fiding schob, weit vorn übergebeugt, sein leichtes Mondschein verratendes Haupt vorsichtig herein, ohne aufzublicken. Abolie hätte aufschrecken mögen. Bei aller ihr innewohnenden Spannung überwältigte sie die Romik des Augenblicks.

„Friederike — A — Abolie! — Sie? — Sie — Sie — hier — — A — do — lie.“

Arno blieb in der geöffneten Thür stehen, die Klinke derselben in der Hand behaltend, sichtlich unschlüssig, ob er eintreten oder wieder fortgehen sollte.

„Es steht Ihnen nichts im Wege hereinzukommen. Sie können sich, nachdem ich Ihnen das, was ich Ihnen zu sagen habe, gesagt habe, auch sofort wieder entfernen,“ jagte die Freifrau mit spottendem, kaltem Tone.

„Einen Auftrag? — Wo ist Friederike?“

„In Trarenburg. Abgereist unmittelbar nachdem Ihr Brief anlangte.“

„Oh — üh — üh — das — das — ist —“

„Zu — zu — arg — zu — arg — meine Gnädigste,“ sagte Abolie, ihm seine gequälte Sprache täuschend nachmachend. „Also herein oder hinaus, dieser Zug ist entseßlich.“

Arno Fiding taumelte ins Zimmer, warf den Cylinder auf den nächsten Tisch, so daß er ins Rollen

kam und auf den Fußboden fiel, und ließ sich selbst schwer in einen Sessel fallen.

„Also, wollen Sie mich anhören, Fiding?“ fragte Abolie, mit einer Stimme und in einer Art, wie sie der Richter dem Delinquenten gegenüber gebraucht.

„Nein — nein — weiß schon — weiß schon — ich will sprechen — ich — ich —.“ Arnos rechte Hand mit dem steif ausgestreckten Zeigefinger ging hastig auf und ab, als wollte er ein Loch in den Tisch stoßen.

„Gut, sprechen Sie, Sie nehmen ja dieses Vorrecht stets für sich in Anspruch, warum sollten Sie es jetzt aufgeben?“

„Weshalb sind Sie so bitter, Abolie?“

„Bitter!? Pah!“ stieß die Freifrau mit verächtlichem Achselzucken heraus. „Warum soll ich es nicht sein? Bietet mir das Leben etwa Süßigkeiten? Hat es mir dieselben je geboten? Doch wozu von mir sprechen, wo Ihre werthe Persönlichkeit ins Spiel kommt. Also bitte, Graf Fiding — bitte —“

„Wenn es denn also sein muß.“

„Sie haben doch so eben das Recht des Sprechens in Ihrer bekannten höflichen Art für sich in Anspruch genommen,“ höhnte Abolie.

„Sie suchen und finden stets Streit.“

„Ha — ha — ha — höchst — komisch — höchst komisch.“

„Friederike hat meinen Brief erhalten — hat Ihnen vertraut was ich ihr schrieb — denn auch sie ist ein Weib und folglich schwachhaft —“

„Bewegen Sie sich nicht auf Allgemeinplätzen, Fiding, diese Behauptung, daß Weiber schwachhaft sind, ist abgedroschen.“

„Sie haben sehr begreiflich gefunden, daß sie mir einen Korb geben will, es war ihr peinlich, sie hat deshalb diese Reise improvisiert und Sie, meine Gnädigste, haben es mit Wonne übernommen, mir den Korb, den sie zurückgelassen hat, zu übergeben.“

„Gerade so — genau so war es,“ entgegnete Abolie, ohne das geringste Zeichen der Erregung.

„Und das freut Sie, das ist Ihnen angenehm — das kitzelt Sie.“

„Ja.“

„Nun, dann habe ich die Genugthuung, daß ich zu Ihrem Vergnügen beigetragen habe.“ Arno erhob sich und wollte gehen, ein gehässiger Blick Abolies verhinderte ihn noch daran. „Warum freut Sie das?“ rief er plötzlich auf sie zuckend.

„Weil ich Sie hasse!“ rief die Freifrau.

Arno versuchte ihre Hand zu erfassen. Sie sah in diesem Augenblick berückend schön aus und etwas von seiner alten Blut stammte wieder in ihm auf.

„Abolie — Sie hassen mich nicht.“

„Doch! — Doch! — Sie — Sie —“

„Ich weiß es besser und Sie glauben es nicht. Im Gegenteile, Sie lieben mich.“

„Ha — ha — ha — ha — ha. Narr!“

„Ja. Ich will Ihnen Ihre Gedanken verraten.“

„Nun ja — nun ja.“

„Sie finden — hm — lieben, eigentlich lieben thun Sie mich nicht, man nennt das ja gewöhnlich

so in der Welt wo wir leben, wenn man jemand heiraten will.“

„Eingebildeter — alberner Mensch Sie!“

„Unsere langjährigen freundschaftlichen Beziehungen gaben Ihnen ja auch volles Recht dazu, fest anzunehmen, daß ich jetzt, da Ihre Hand frei geworden ist, eigentlich die Verpflichtung habe, dieselben noch intimer zu gestalten.“

Abolie war sehr blaß geworden, jebr blaß, lehnte sich tief in den Sessel zurück und sah Arno mit hohlen, brennenden Augen an, sprach aber kein Wort.

„Es gab Momente, wo ich daran dachte, diesen Verpflichtungen nachzukommen, aber liebe, teure, süße, einzige Abolie, bedenken Sie doch was es für eine unglaubliche Ehe werden würde! Wie oft haben wir uns im Laufe unserer langen Bekanntschaft gezankt, eigentlich jeden Tag, den wir zusammen waren. Himmel — mir graut es, wenn ich daran denke, wie das werden sollte, wenn wir erst verheiratet wären.“

Abolie fuhr aus ihrer halbliegenden Stellung empor und sah Arno kampfbereit gegenüber.

„Natürlich — eine sanfte, alte Jungfer, die sich stumm unter Ihr Joch beugen würde, paßte viel besser für Sie. Wir sind miteinander fertig, ich verzichte auf alles, was mit Ihnen zusammenhängt, denn —.“ Abolie sprach sehr langsam, zapfte nervös an dem Taschentuch und drückte es zuweilen an die Lippen, „bis jetzt — habe ich mich meist über Sie geärgert, jetzt kommen Sie mir lächerlich vor und mit lächerlichen Leuten habe ich wirklich nicht gern etwas zu thun. Ich glaube — es ist schon spät — es dunkelt bereits — wir sind in einem Jungfrauenkloster, Graf Fiding, die Priorin würde — wenn sie wüßte, daß —“

„Gute Nacht, Frau Baronin.“

„Gute Nacht, Graf Fiding-Bösberg.“

Abolie verneigte sich förmlich vor dem zur Thür schwankenden Arno, als er hinaus war, drückte sie die geballte Hand vor den Mund, damit sie nicht einen lauten, gellenden Wutschrei ausstieß.

„Schürke!“ Darin gipfelten jetzt ihre Gedanken. Es war vollständig dunkel geworden; als der Diener das Licht brachte, stoh sie in ihr Zimmer und warf sich auf das Bett. Sie glaubte wahnsinnig zu werden. Die Dunkelheit leuchtete und flimmerte vor ihren Augen, wie Phosphorfunken schwirrte es auf und nieder. Plötzlich schoß sie empor. Ihr war's, als ob mitten aus der Finsternis eine Gestalt heranträte und langsam mit funkelnden Blicken auf sie zuschritt.

„Jessen — Jessen,“ murmelte sie zwischen den Zähnen, momentan jenes Trugbild ihrer erregten Einbildungskraft für ein Gebilde aus Fleisch und Blut haltend. „Ein Traum — aber ich wachte — ich habe nicht geschlafen.“ Abolie schauerte zusammen, sie kam sich vor wie diesem Manne verfallen.

„Aber weshalb? ha — wenn ich nicht will! Ein Wort von mir, eine abweisende Handbewegung und er ist ein Nichts, ein Phantom wie das, was da eben vor mir stand.“ Abolie führte diese abweisende Handbewegung aus, aber nicht so kräftig, nicht so energisch wie sie sich das eben vorgestellt hatte.

„Wenn ich will — ja — aber will ich denn?“

fragte sie so laut und drückte das Gesicht in die Kissen, denn mit niederschmetternder Gewißheit kam die Überzeugung über sie, daß sie nicht wollte.

Während der ganzen Nacht und des andern Tages beschlichen Abolie diese Gedanken, dabei quälte sie die Frage, ob sich Arno doch nicht eines anderen Befinnen und kommen würde, um sich mit ihr auszuföhnen und um ihre Hand zu bitten. Er kam nicht, und Abolie reiste einige Tage später nach Videnholm zurück. Elsa blieb noch bei der Doktorin, ohne diese aufzusuchen, fuhr sie durch Oldenburg, sich dort nur so lange aufhaltend, bis sie sich einen Wagen nach Videnholm angenommen hatte, weil sie dort ganz unerwartet ankommen wollte.

Düsterer Miene fuhr sie dahin. Frühlingswinde brausen daher und versuchten die letzten schmutzigen Schneereste zu vertilgen. Der Weg war abstoßend, ausgefahrene Geleise waren mit trüben Wasserlachen gefüllt, der unbequeme Wagen taumelte aus einem Schlagloch in das andere.

Abolie dachte an die glatten, wohlgehaltenen Straßen der romantischen Umgebung von Kopenhagen, bitterer Haß gegen dieses Barbarenland stieg in ihr auf und brennende Sehnsucht nach der nordischen Hauptstadt erfaßte sie.

„Und ich soll nie, nie wieder dahin zurückkehren,“ klagte sie im stillen und goß die Schale ihres Hornes über diesen ungetreuen Grafen Fiding aus. An seiner Seite hatte sie gehofft, dort einzuziehen — und was blieb ihr nun? Der tödlich langweilige Witwenstand, oder — oder ein Leben als Frau eines Mannes, der tief unter ihr stand.

„Und dennoch besser als allein,“ murmelte sie zwischen den Zähnen, „und wenn es nur wäre, um mich an den anderen zu rächen.“

Abolie erschien sich plötzlich als das Opfer der Untreue, der Undankbarkeit und des Geizes der anderen. Wen sie sich unter diesen anderen eigentlich dachte, machte sie sich in diesem Augenblicke nicht klar.

„Da liegt Videnholm — oh — wie düster — wie ein großes Mausoleum,“ stöhnte Abolie und schloß die Augen, damit sie das immer deutlicher hervortretende Schloß nur nicht sah, denn ihr war's, als wenn diese massigen Mauern auf sie zuflürzten, um sie unter ihren Quadern lebendig zu begraben. „Es muß sein,“ sagte die Freifrau seufzend, als sie endlich über den gepflasterten Hof fuhr und vor dem Hauptportale hielt.

„Welche freudige Überraschung, gnädige Frau,“ rief Jessen, der geschäftig heraneilte, den Wagenschlag aufriß und ihr die Rechte entgegenstreckte, um ihr beim Aussteigen behülflich zu sein.

„Ist hier alles gut gegangen?“ fragte Abolie kühl, die Hand des Inspektors übersehend. Ohne seine bejahende Antwort abzuwarten verschwand sie unter dem Portal des Schlosses.

Carl Jessen sandte ihr einen flammenden Blick nach, dem eine Beimischung von Hohn nicht fehlte. „Das war Maske, aber eine schlecht gewählte Maske — ich durchschaue das Feuer doch, das hinter dieser Kälte lodert,“ dachte Jessen und schlenderte, eine frivole Operettenmelodie pfeifend, seiner Wohnung zu.

Hatte sich Adolie je unglücklich in Bickenholm gefühlt, so jetzt; ruhelos durchwanderte sie die großen, weiten Räume des Schlosses, die sich nun, da die kostbaren Möbel und Kunstschätze aus Kopenhagen Aufstellung gefunden, in wahre Prachtzimmer umgewandelt hatten. Einsam nahm sie das Mittagsmahl. Wenn Elsa doch wenigstens hier gewesen wäre, jetzt erst vermählte sie sie. Es dunkelte und das Gefühl der Beängstigung kam über sie, anfangs formlos, unbestimmt, dann nahm es Gestalt an und sie gestand sich ein, daß es Carl Jessen war, vor dem sie sich fürchtete.

Der Gedanke, daß er sich unter einem Vorwande bei ihr einstellen könnte, ließ sie erbeben und dennoch schlich sich neben diesem Gefühl ein leises Verlangen nach ihm ein. Der große, stattliche Mann hatte es ihr angethan, sie mochte sich dagegen wehren so viel sie wollte, und wenn sie sich den letzten Auftritt mit Arno Sibing recht deutlich ins Gedächtnis zurückrief, so gewann Jessens Persönlichkeit immer mehr Einfluß auf sie. Es war zum Verzweifeln!

Das Rollen eines Wagens scheuchte sie aus ihrem trüben Sinnen auf, sie trat ans Fenster und sah, wie Uß und Sizzo von Pfeilen ausstiegen.

„Er ist da, ich hatte ihn ganz vergessen,“ sagte Adolie. Noch niemals hatte sie das Erscheinen ihres Stiefsohnes so freudig begrüßt, der ihr, da er in Gesellschaft des jungen Ulanenoffiziers kam, noch angenehmer war.

„Hier bringe ich Dir einen lieben Gast, Mama,“ sagte Uß beim Eintreten, „ich hörte, daß Du überraschend zurückgekommen bist und wollte Dich sofort begrüßen.“

„Sehr freundlich, sehr nett von Dir; Herr von Pfeilen, Sie müssen mit meiner Gesellschaft fürlieb nehmen, meine Tochter ist noch in Oldenburg,“ entgegnete Adolie in besserer Laune.

„Oh — gnädige Frau,“ stammelte Sizzo, dem es nicht gelingen wollte, seine Enttäuschung über Elsas Fernsein zu verbergen.

„Nun, er muß sich auch einmal ohne junge Damen behelfen, der liebenswürdige Schwerenöter,“ scherzte Uß. „Fenno wird übrigens auch kommen, ich habe es ihn wissen lassen.“

„Hier ist er schon!“ ließ sich Fenno jetzt vernehmen, der eben eintrat. „Also Du bist da, Sizzo?“

„Ja, wie Du siehst.“

„Und eilst nicht sofort in meine Arme.“

„Der erste Besuch gebührte doch wohl Deiner Frau Mutter.“

„Natürlich. Aber sage mir, warum Du überhaupt nicht bei mir bist, sondern bei meinem Bruder, ich sollte meinen, daß ich doch ältere und ausgesprochenere Freundschaftsrechte beanspruchen darf?“

Sizzo sah Fenno lächelnd an. „Offen gestanden, mein guter Junge, zog ich es vor, mich dem solideren Bruder anzuvertrauen.“

„Ha — ha — willst Du unter die Philister gehen?“

„Rechnest Du mich zu denen, Fenno?“ fragte Uß trocken.

„Natürlich. — Aber Sizzo?“

„Hat sich auch zu diesem Philistertum befehrt,“ fiel dieser scherzend ein, die aufsteigende Mißstimmung dadurch verschleppend.

Die Lampen wurden angezündet, der Thee gebracht und kaum hatten die Herrschaften Platz genommen, so ließ sich der Inspektor bei Uß melden.

„Er wird Geschäfte haben, darf ich ihn hier empfangen, Mama?“

„Bitte,“ entgegnete Adolie, indem sie, abgewandt von den Herren, den Samowar bediente. „Es ist eine Dreistigkeit von dem Menschen!“ schmebte ihr auf den Lippen, aber sie unterdrückte diese Ausrufung des Unmutes und fachte mit dem zierlichen Blasebalg die Kohlen an.

Jessen erschien, bescheiden aber gesellschaftlich sicher, besprach mit Uß einige allerdings wichtige wirtschaftliche Fragen, bat wegen der verursachten Störung um Entschuldigung und wollte sich entfernen. Es lag etwas in seinem Wesen, was Adolie angenehm berührte und sie fühlte, daß es den drei Herren ebenso ging. Sie war hier auf dem verlassenen Bickenholm doch mehr oder weniger auf seinen Schutz angewiesen und hatte das Gefühl, als dürfte sie ihn nicht verletzen.

„Darf ich Ihnen nicht auch eine Tasse Thee anbieten, Herr Inspektor?“ fragte sie daher freundlich aber doch ein wenig herablassend.

„Gnädige Frau sind sehr gütig, aber ich muß danken, mich erwarten notwendige Geschäfte,“ antwortete Jessen mit der vollendeten Sicherheit eines Kavaliere. Adolie biß sich auf die Lippen, er fühlte sich doch etwas verletzt.

„Immer Geschäfte, so kommen Sie doch nachher zum Essen!“ rief Fenno, taktlos wie immer, in dem Bestreben, sich mit ihm gut zu stellen.

„Wenn die Frau Baronin gnädigst gestatten?“ wandte sich Jessen mit leicht verschleierter Stimme und einem langen, bittenden Blick an Adolie.

„Natürlich, gern,“ gab Adolie dagegen verwirrt zurück. Uß und Sizzo schwiegen, sie fühlten die Ungeschicklichkeit Fenno's, Adolie dagegen gab, als Jessen sich entfernt hatte, ihren Gedanken berebten Ausdruck.

„Mein lieber Sohn, Du hättest mir das doch überlassen können.“

„Mein Gott, Mama, Du stützt Dich ja höllisch auf Deine Souveränitätsrechte.“

Adolie zuckte die Achseln, dies Gespräch vor Uß und Sizzo von Pfeilen geführt, war ihr sehr peinlich.

Jessen kam; tabellos angezogen, benahm er sich einfach und natürlich, als wenn er sich stets in solcher Gesellschaft bewegte, so daß Adolie seine untergeordnete Stellung fast vergaß und sich ihm gegenüber auch vollständig ungeniert gab.

Adolie wurde immer gesprächiger und zugleich gab sie eine immer aufmerksamere Zuhörerin ab. Der Gedanke, der zuweilen in ihr aufgebraust war, sie mit Leidenschaft und Furcht zugleich erfüllend, vielleicht Jessens Gattin zu werden, hatte plötzlich durchaus nichts Ungeheuerliches an sich.

Der Abend verlief in der harmlosesten Weise und man trennte sich erst gegen Mitternacht.

Abolie machte noch lange, aber auch Carl Jessen konnte den Schlaf nicht finden. Sein Blut jagte durch die Adern und seine Hoffnungen stiegen himmelhoch, mit ihnen aber zugleich das brennende Verlangen, reich und unabhängig zu sein, denn — er wollte Abolie nicht nur besitzen — er wollte sie beherrschen und er hatte sich genug in der Welt umgesehen, um nicht zu wissen, welche Macht im Gelde liegt, wenn es in der richtigen Hand, hier in der seinen, in der des Mannes liegt.

„Ein Weib zu besitzen, welches durch die Geburt über dem Manne steht und noch dazu das Geld allein hat — nein — furchtbare Gedanken. Der Mann muß auch etwas in die Ehe bringen — die Kraft, den festen Willen und auskömmliche Mittel! — Nun — an alle dem soll es nicht fehlen!“

Jessen lächelte kalt und höhnisch, blies das Licht aus und schlief ruhig ein.

### Neunzehntes Kapitel.

Wie Miete nach dem Zusammentreffen mit ihrem Sohne den Hof und das Haus wieder erreicht hatte, wußte sie kaum. Manchmal war sie gelaufen, als peitschten sie Feuer vorwärts, dann war sie wieder müde, nur mit Mühe einen Fuß vor den andern setzend, weiter geschlichen. Sie kam gerade zu Hause an, als die Magd das Abendessen auftrug.

„Wo warst Du denn, Miete?“ fragte Bernd, als er schwerfälligen Schrittes in das Speisezimmer trat. „Aber wie siehst Du aus?“ Selbst ihm, der sonst so wenig Blick für das innere und äußere Wohlergehen seiner Angehörigen hatte, fiel es auf, daß bei Miete irgend etwas nicht in Ordnung war. Ihr Atem ging schwer, ihr Gesicht war ungleichmäßig gerötet, als wenn sie sich viel gebückt hätte.

„Mir ist so elend zu Mute, furchtbare Kopfschmerzen und meine Beine zittern — so — so — so, ich dachte, im Freien würde es besser,“ antwortete sie in ihrer berben Weise, ihre Worte mit drahtischen Handbewegungen begleitend.

„Sieh, daß Du etwas essen kannst.“

„Nah, Du denkst immer alles durch Essen und Trinken zu heilen,“ warf die Freifrau verächtlich hin. „Gegen ein Leibweh verordnest Du Kartoffelsuppe.“

„Ich will Dir eine Suppe bestellen, Mutter, Du legst Dich dann ins Bett und ich gebe Dir dann ein Antipyripulver,“ meinte Erduine.

„Ach laßt mich doch, ich will schon allein sehen wie ich fertig werde,“ wies Miete ihre Tochter zurück. Essen? Wenn ihr das möglich gewesen wäre! Und ins Bett gehen? Miete wußte, daß sie kein Auge schließen würde, fühlte wie das Linnen unter ihr glühend heiß wurde und wie die Gedanken, diese schrecklichen Gedanken langsam herantrocken kamen und ihr Furchtbares ins Ohr raunten.

„Eßt nur ruhig weiter,“ damit erhob sie sich, verließ das Zimmer und begab sich auf den Hof, wo sie langsam auf und ab ging. Sie konnte den Anblick ihres Mannes, noch weniger aber den ihres Kindes ertragen. Bernd, ihren biedereren, guten Bernd sollte

sie betrügen, um in den Augen ihrer Tochter die ehrliche, respectable Frau zu bleiben, als welche sie dieselbe bis jetzt betrachtet hatte.

Sollte sie sich ihrem Gatten vertrauen? Sollte sie ihm sagen, daß Carl wieder aufgetaucht sei und was er verlangte, um sich nicht öffentlich als ihren Sohn zu bekennen? Nein wozu? Er wußte ja gar nicht wie viel sie im Laufe der Zeit zurückgelegt hatte, wenn sie jene Summe entnehme, die Carl verlangte, merkte er es nicht und seine Ruhe erlitt keine Störung.

Und war es nicht zu befürchten, daß er Carl entgegentrat, daß es zu Auseinandersetzungen kam, deren Ausgang man nicht ahnen konnte? Carl war herkulisch, aufbrausend, rachsüchtig und wenn Bernd erst einmal aus seinem Phlegma aufgeschauert war, was freilich nur höchst selten geschah, entfaltete er eine Heftigkeit, die das Schlimmste befürchten ließ.

„Nein — ich muß allein handeln — wer wird so dumm sein und seinem Manne alles sagen,“ grübelte Miete weiter und dehnte ihre Wanderung bis zu dem parkartigen Teile des Gartens aus. Die frische Luft that ihr gut. Der Mond war voll aufgegangen und stand wie eine leuchtende Scheibe mitten im tiefblauen Äthermeer, aber nur für Augenblicke strahlte er unbehelligt hernieder. Massige, grauschwarze Wolkenschichten jagten heran, ihn in fliegender Hast verschlingend. Drachen, wilde Bestien schwebten aus den Nebelmassen hervor und schnappten gefräßig nach dem Lichtspender der Nacht.

Miete schauerte zusammen. Überall Kampf, überall das Bestreben der Verdunklung, des Verdrängens, der Verunglimpfung — oben am Himmel so gut wie unten auf der Erde.

Nun, Miete wollte auch kämpfen, sie wollte das große Opfer bringen, um den Frieden der Jhrigen zu erhalten.

Die Nacht, welche die Freifrau erlebte, war entsetzlich. Kein Auge that sie zu und wälzte sich unruhig von einer Seite zur anderen. Nur ein Glück, daß Bernd es nicht merkte, er schlief und schnarchte wie ein Bär.

Gott sei Dank, endlich graute der Morgen, die Freifrau erhob sich heute noch früher wie gewöhnlich, sah in der Wirtschaft nach dem Rechten und gab dem Christan die Anweisung anzuspannen, weil sie nach Oldenburg fahren wollte, um dann den Morgenzug nach Kiel zu benutzen.

„Ich fahre nach Kiel,“ sagte sie beim Frühstück.

„Nun — und —?“ fragte Bernd.

„Geschäfte,“ gab Miete einsilbig zurück und der Freiherr, daran gewöhnt, daß alles Geschäftliche seine Frau selbständig besorgte, fragte weiter nicht.

„Du könntest mich mitnehmen,“ bat Erduine.

„Schnidschnack, was willst Du in Kiel?“ entgegnete Miete.

„Nun, einmal eine kleine Veränderung.“

„In der Wirtschaft giebt es genug Veränderung für Dich.“

Erduine schwieg betrübt, dieses ewige Einerlei dünkte ihr so unerträglich.

„So nimm das Kind doch mit,“ legte Bernd jetzt ein gutes Wort ein.

„Na, wenigstens bis Oldenburg, Du kannst zu

Doktors gehen," gab Miete endlich nach. Erduine jubelte in ihrem Innern, das war ja noch schöner, da konnte sie ungeniert von Elsa und ihrem geliebten Uß sprechen, aber sie hütete sich ihrer Freude lauten Ausdruck zu geben und traf schnell die Vorbereitungen zu dieser kleinen und ihr doch so wichtigen Reise.

Bald fuhren Mutter und Tochter vom Hofe, die erstere ernst, schweigsam und in tief niedergedrückter Stimmung, die letztere auch schweigsam, aber in ihrem Innern ganz Glück und Hoffnung. So langten sie vor dem Hause der Doktorin an.

"Dina! Dina!" rief Elsa voller Freude, stürzte aus dem Hause und umarmte die Freundin.

"Elsa! Du! Wie schön!" rief Erduine ebenso.

Mietes Blicke ruhten zornig auf den beiden Mädchen und sie überlegte, ob sie Erduine doch nicht lieber mit nach Kiel nehmen sollte.

"Meine Mutter, Elsa von Ugenstein," stellte Erduine jetzt schüchtern vor. Elsa schoß das Blut zu den Schläfen, sie sah betroffen zu Miete auf und näherte sich ihr schüchtern. So hatte sie sich dieselbe nicht vorgestellt und hatte sie bis jetzt für die Wirtschaftlerin gehalten, welche zur Begleitung Erduines hierher fuhr. Miete fühlte, was sich hinter der Stirn dieses jungen Mädchens vollzog, und nickte nur ein wenig mit dem Kopfe.

"Um neun Uhr hole ich Dich ab," sagte sie barsch zu Erduine und gab dann dem Kutscher Befehl nach der Bahn zu fahren.

Sahen sie nicht alle Leute verwundert an? Sag nicht in jedem Blicke die vorwurfsvolle Frage: „Wo willst Du hin? Was willst Du in Kiel? Du willst stehlen? Miete, Du ehrliche Miete, willst auf Deine alten Tage Deinen Mann noch betrügen?"

Allerdings sahen sie die Leute erstaunt an, denn es gehörte ja zu den Seltenheiten, daß die Frau B'ron'n zur Stadt kam, und daß sie nun gar mit der Bahn weiter fuhr, mußte ja die Verwunderung der guten Oldenburger erregen. Es schien der Freifrau eine Ewigkeit zu währen, ehe sie endlich in Kiel anlangte, jetzt aber, als sie den Weg zu ihrem Bankier antrat, da wünschte sie, daß er länger, viel länger sein möchte. — „Als wenn ich auf den Raub ausginge," sagte sie leise und trat zögernd in den Laden.

Gafften sie nicht wieder die Kommiss so sonderbar an? Warum hörten sie mit ihrer Aritzelei auf und glogten neugierig zu ihr herüber? Was hatten sie denn an ihr Besonders zu sehen, diese bartlosen, albernen Laffen?

"Ah, Frau Baronin," empfing sie Herr Bankier Feddersen. „Es ist mir eine besondere Freude, die gnädige Frau nach so langer, langer Zeit einmal wieder zu sehen."

"Ungefähr vor sechs Jahren war ich zum letzten Male hier," kam es mühsam über Mietes Lippen. Sie waren ihr so trocken und brannten ihr, als ob sie heftiges Fieber hätte.

"So lange, i — i —, das hatte ich doch nicht gedacht, ja, ja, die Zeit vergeht. Und womit könnte ich der Frau Baronin dienen?"

Die Frage war so natürlich, Miete mußte sie erwarten und doch bebte sie unter derselben zusammen.

"Sie wünschen mich allein zu sprechen," sagte Herr Feddersen und geleitete die Freifrau artig in sein Privatzimmer.

"Allerdings — ich — muß zehntausend Mark haben," rang es sich schwer über Mietes Lippen.

"Sofort stehen sie Ihnen zur Disposition. Soll ich sie Ihnen per Post nach Ragnüchel schicken?" fragte der Bankier geschäftsmäßig gleichgültig.

Miete begriff das gar nicht, sie hatte Fragen seitens des Herrn Feddersen gefürchtet und sich vergeblich bemüht einigermaßen glaubwürdige Gründe zu finden, wozu sie diese bedeutende Summe verwenden wollte.

"Einen Augenblick bitte ich um Geduld," Herr Feddersen verschwand, kehrte bald mit zehn Tausendmarkscheinen und einer Quittung zurück. „Hier — bitte — wenn Sie die Güte haben wollten zu unterschreiben."

Miete kitzelte mit zitternder Hand ihren Namen auf das Papier und stand nun unschlüssig, die Scheine zwischen den Fingern haltend, da. Wo sollte sie diese große Summe sicher unterbringen? Herr Feddersen sah ihr die Verlegenheit an. „Soll ich sie doch nicht lieber mit der Post schicken?"

"Nein, nein," antwortete Frau von Ugenstein hastig.

"Dann würde ich Ihnen vorschlagen sich eine Geldtasche zu kaufen, welche man um den Leib schnallt."

"Ja — ja — aber — Oha!"

"Soll ich Ihnen schnell eine besorgen lassen?"

"O ja, wenn Sie das wollten, gern, gern."

Feddersen gab den bezüglichen Auftrag, in wenigen Minuten war eine ganze Auswahl aus einem benachbarten Laden herbeigeschafft und Miete, die jetzt ihre alte holsteinische Ruhe und Sicherheit wiedergewonnen hatte, schnallte sich die Tasche ziemlich ungeniert unter den Kleiderrock und verließ eilig das Geschäft, als wenn sie sich hier nicht einen Augenblick länger aufhalten wollte, wie es unbedingt notwendig war.

"I gitt, i gitt, i gitt. Na, das wäre gemacht! — Oha! Oha!"

Frau von Ugenstein, in allem, besonders im kleinsten sparsam, stapfte jetzt zu Fuß nach der Bahn, es war noch Zeit genug, wozu sollte sie eine Droschke nehmen, und sie mußte jetzt erst recht jeden Groschen in der Hand umdrehen, ehe sie ihn ausgab. „Das schöne Geld — das mühsam zusammen gebrachte Geld — — da geht es hin — oha! Oha!"

Sie hätte laut weinen mögen und konnte es nicht ändern, daß ihr wirklich einige Thränen aus den Augen quollen. Die fragenden Blicke des Kellners nicht achtend, saß sie stumm und steif, bei jedem Lokomotivpfeif zusammen fahrend und nach ihrem Handgepäck greifend, auf dem Bahnhofe, ohne sich auch die geringste Stärkung zu gönnen. Das Essen und Trinken verging ihr, und das war das untrügliche Zeichen, daß sie sich sehr, sehr übel befand.

Erduine und Elsa schwelgten indessen bei der Doktorin Brand im Genuße ihrer Freundschaft.

„Wir dürfen nicht mehr so fern von einander leben, Elsa.“

„Nein, wir müssen uns öfter sehen,“ entgegnete diese schüchtern, immer mit bangem Herzen dessen gedenkend, was sie eigentlich trennte.

„Wir Jüngeren sind berufen das zu beseitigen, was die Alten schied,“ rief Erduine begeistert.

Elsa schloß sie bewegt in die Arme.

„Und fragst Du nicht nach Uß?“ raunte sie der Errötenden ins Ohr.

„Uß?“ hauchte Erduine.

„Närrchen — als ob ich nicht alles wüßte — so vertraust Du Deiner Freundin, das nennst Du Offenheit.“

„Elsa — ach — — ach ja — — ich liebe ihn — namenlos — unsagbar — aber fast ist es mir, als ob die Liebe mich stumm machte. Ich möchte nur von ihm sprechen und dennoch wollen mir dann die Worte nicht über die Lippen.“

„Ja, ja.“ Elsa nickte nachdenklich mit dem Kopfe.

„Du kennst das nicht, aber Du wirst es vielleicht begreifen lernen, wenn Du erst selbst einmal — —“

Elsa errötete tief. „Ach — Dina, Dina!“

„Was ist Dir? That ich Dir weh?“

„Weh? O nein — nein —. Ach, süße, einzige Dina.“

„Wie lange wird denn der schöne Lieutenant von Pfeilen in Annenhof bleiben?“ fragte in diesem Augenblick die Doktorin.

„Ich, ich weiß es nicht,“ stammelte Elsa, aber wenn sie vorher errötete, so glühte ihr Gesicht jetzt wahrhaft. Die Doktorin ging lächelnd hinaus und machte sich, offenbar im feinen Verständnis, daß die jungen Mädchen sich so manches allein zu sagen hatten, in ihrer Wirtschaft zu thun.

„Elsa — aber Elsa,“ sagte Erduine vorwurfsvoll.

„Dina — meine Dina.“

„Du verschweigst mir etwas, schäme Dich.“

Elsa barg ihren Kopf an Erduines Brust und weinte.

„Still Süße, fasse Dich, ich bin Dir nicht böse, nein, ich verstehe Dich — siehst Du, die Liebe ist wie ein Siegel, was sich auf die Lippen legt,“ versuchte Erduine die erregte Freundin zu trösten. „Hast Du den schönen Sizzo schon gesprochen?“

Elsa schüttelte weinend mit dem Kopf.

„Und Du bleibst noch hier?“

„Ich kann doch nicht, meine Mutter ist ja noch nicht zurück.“

„So so.“ Erduine mußte diesen Grund als stichhaltig ansehen und beide Mädchen empfanden jetzt so recht der Liebe Freud und Leid.

„Kinder — hurra — Köpfe hoch — Rosen auf die Wangen — Feuer in die Augen — ein Lächeln um die Lippen — ach Ihr süßen, guten Tauben — aufgepaßt — eine Überraschung!“ rief die gute Frau Doktor Brand ganz aufgeregert in's Zimmer hinein, um dann an die Hausthür zu treten, wo eben ein leichter Jagdwagen hielt.

„Grüß Gott, meine Herren, der Herr Doktor ist nicht zu Hause, aber eine gute Doktorfrau eignet sich nach und nach auch etwas medizinische Kenntnisse an, steigen Sie aus, treten Sie in mein Sprechzimmer und ich glaube, daß ich dort den Herren Patienten helfen kann!“

Uß und Sizzo Pfeilen sprangen aus dem Wagen, während Elsa und Erduine, welche das Gespräch gehört und durch die dünnen Vorhänge auf die Straße gelugt hatten, sich wie die verschüchterten Tauben zusammen drängten.

„Bleib Elsa.“

„Erduine verlaß mich nicht.“

Die Doktorin geleitete die beiden Herren in das Zimmer.

„Donner und Doria!“ Uß, ohne auch nur einen Augenblick zu zaudern, stürzte auf Erduine zu und küßte sie in seiner treuen, massiven Art, während Sizzo, so besangen wie er sich noch niemals gefühlt hatte, auf Elsa zuschritt.

„Ich — ich bin bei Uß zum Besuch,“ stotterte er endlich.

„So?“ fragte Elsa über diese alberne Frage noch mehr errötend, sie hätte in die Erde sinken mögen.

„Ich will nur gleich —“ Frau Brand verschwand und ließ es unentschieden, was sie nur gleich befragen wollte.

Erduine und Uß zogen sich wie selbstverständlich in das anstoßende Stübchen zurück, in dem sich die Volière befand, wo sie sich zum ersten Mal geküßt und für's Leben gefunden hatten.

Elsa sah sich ängstlich, wie nach Hülfe suchend um. Die Doktorin fort, Erduine und Uß fort und sie mit Sizzo allein. Die Lage war verzweifelt und mehr als peinlich, denn der sonst so redegewandte Sizzo sprach nicht ein Wort und ihr wollte keine Silbe über die Lippen.

„Ich wäre nicht gekommen, wenn — wenn Uß mir nicht geschrieben hätte, daß — nun — daß Sie nichts dagegen hätten.“

„Ich? Aber was kann ich —“

Sizzo wurde mutiger.

„Sie wissen recht gut, daß ich nicht gekommen wäre, wenn Sie es nicht erlaubt hätten.“

„Aber ich habe doch nichts zu erlauben, Herr von Pfeilen.“

„Doch — nur Sie allein — denn — aber Fräulein Elsa, Sie können sich doch denken, daß ich nicht allein nach Holstein komme, um den guten dicken Uß zu besuchen.“

„Das ist ja sehr freundlich von Dir, bello Sizzo, um nicht noch mehr dergleichen Schmeicheleien zu hören will ich nur lieber die Thür zumachen,“ ließ sich jetzt Uß vernehmen, indem er sein Wort wahr machte und dieselbe schloß.

„Nein! Ich bitte!“

„Uß, was soll das heißen?“ riefen Elsa und Erduine wie aus einem Munde.

Jetzt schwoll Sizzo der Kamm.

„Das soll heißen, daß dieser gute, prächtige, nordische Bär ein feines Verständnis für den Herzenswunsch seines Freundes — und — hoffentlich auch

für den seiner einzigen Schwester hat — Elsa — Elsa — hat Uß recht? Hat er?"

„Ja, er hat, er hat!“ rief Sizzo plötzlich überlaut, schloß das zagende, glücklich lächelnde Mädchen in die Arme und küßte sie stürmisch.

„Ich gratuliere — gratuliere — re,“ die Thür that sich auf, Uß stürzte herein, umklammerte beide mit seinen mächtigen Armen und küßte bald Elsa, bald den schönen Sizzo. „Halt, Dina darf deshalb nicht zu kurz kommen!“

Erduine, so sehr sie auch widerstrebte, mußte hereinkommen und sich wieder einen Zärtlichkeitsausbruch ihres Verlobten gefallen lassen.

Uß war ganz aus dem Häuschen. Vom steifen, kalten, phlegmatischen Nordländer war keine Spur mehr in ihm zu entdecken.

„Doktorin! Brandchen! Einziges, molliges, liebes Frau Doktorchen! So kommen Sie doch! Ich muß Sie küssen — küssen — küssen!“

„Baron! Herr von Uß! — Aber Himmel! — Himmel!“

„Alles küßt! Ich! Der! Die! Das! Sie auch! Sie auch!“

Uß war in einen Rusparröyismus geraten und die mollige, kugelrunde Frau Doktor mußte sich wohl oder übel lachend, freischend, sich mit beiden Händen wehrend, darin fügen. Nun flogen ihr auch Dina und Elsa in die Arme und küßten sie ab.

„Bei Ihnen haben wir uns gefunden!“

„Wir? Wir? Ja wer denn noch?“

„Nun ich — und — der — der da — der schöne Sizzo.“ Elsa flog zu dem strahlenden Mlanenoffizier zurück.

„Doktorin, Sie sind vereidigte Brautmutter!“ rief Uß, heute so ausgelassen wie noch nie im Leben.

Es war ein sonniger Nachmittag, den die beiden glücklichen Paare, deren Stimmung sich die Doktorin und ihr Gatte so gut anzupassen verstanden, heute hier verlebten, so glücklich, als ob der Himmel ewig blau und voller Sonnenglanz wäre, und es gar keine Wolken gäbe. Etwas freilich wurde sie durch das Erscheinen Jennos beeinflusst, der sich um der Ede seiner Bauernschaft wie er sagte, zu entziehen, nach Annenhof begeben hatte und von da, als er das Nest ausgeflogen fand, den richtigen Weg hierher einschlug.

„Ich störe wie es scheint,“ meinte er, als das helle Lachen, welches er schon auf der Straße gehört hatte, bei seinem Eintritt verstummte.

„Wie können Sie das denken, Herr von Ußenstein,“ entgegnete Frau Brand.

„Ich will Ihnen einen Vorschlag zur Güte machen,“ scherzte der Doktor, „ich gehe, die beiden jungen Damen haben ihre Verehrer gefunden, nun machen Sie meiner Frau den Hof, damit diese nicht leer ausgeht.“

„Sehr angenehm, überaus gütig, ich werde mir alle Mühe geben,“ erwiderte Jenno lachend.

„Wenn Sie sich erst Mühe geben müssen, dann danke ich,“ versuchte Frau Brand in den heiteren Ton einzustimmen, was ihr aber doch nicht ganz gelingen wollte, denn sie hegte die Befürchtung, daß

Jenno aus den ganz unbezüglichen Worten ihres Mannes der von der wirklichen Beziehung der beiden Paare keine Ahnung hatte, doch etwas Ernstes heraus gehört haben könnte. Jennos weiteres Benehmen, die Herzstrenge, mit welcher er sich ihr widmete während er Erduine und Uß scharf zu beobachten suchten, bestärkten sie darin.

Wenngleich Uß und Sizzo sich bemühten, die Unterhaltung allgemein zu gestalten, so fügte es der Zufall, vielleicht auch die natürliche Anziehungskraft doch stets, daß sie sich nach einer Weile wieder mit ihren Herzensdamen beschäftigten, was Jennos in solchen Sachen sehr geübtem Scharfblick natürlich nicht entgehen konnte. Was der schöne Sizzo mit seiner Schwester vorhatte war ihm im Grunde genommen gleichgültig, höchstens daß es ihm lieber gewesen wäre, einen reichen Schwager zu erhalten, den er doch gelegentlich einmal anpumpen konnte; anders mit Uß.

„Die beiden scheinen ja höllisch vertraut zu sein, verehrte Frau Doktor?“ fragte er halb im Ärger, halb im Scherz.

„Welche?“ fragte Frau Brand verwirrt dagegen.

„Nun eigentlich alle beide, ich meinte eben aber meinen Bruder Uß und seine verbotene Cousine, Erduine,“ spottete Jenno weiter.

„O, Sie iren sich.“

„Ich? I wo in solchen Dingen. Nee, nee, das Terrain kennen wir genau.“

„Sie sind zusammen gereist.“

„Von Berlin bis Gütin — sapristi — das be-rechtigt zu Vertraulichkeiten.“

Der Frau Doktor wurde es abwechselnd heiß und kalt. „Meine Herrschaften ich schlage einen Spaziergang vor.“

„Um die Reize von Klein-Udenburg zu bewundern!“ rief Jenno höhnisch, der die Absicht der Dame des Hauses durchschaute.

„Einverstanden! Einverstanden!“ klang es von allen Seiten und Jenno hatte bei dem Gange durch die dämmerigen Straßen und die spärlichen Anlagen des Landstädtchens mehr als einmal Gelegenheit, einen feurigen Blick, einen verstohlenen Händedruck und ein zwischen Uß und Erduine gewechseltes Wort aufzufangen, was für keinen dritten bestimmtes war.

„Sie sind zu unvorsichtig, so Verliebte — o Gott — ich sage gar nichts,“ philosophierte die Doktorin im stillen, wogegen Jenno aus dem Gesehenen und Gehörten den Schluß zog, daß Erduine kokett, sein Bruder aber ein scheinheiliger Heimlichthuer war, der ganz anders handelte als er sprach. Daß Uß irgend welche ernstliche Absichten hatte, lag vollständig außer dem Bereich von Jennos Denken. Wenn Erduine aber mit dem langweiligen, hölzernen Uß kokettierte, wenn sie sich von ihm so auffallend den Hof machen ließ, warum sollte es ihm nicht gelingen dasselbe bei ihr zu erreichen?

„Herr Jenno von Ußenstein?“ wandte sich Erduine eben an ihn.

„Nun? Was befehlen gnädiges Fräulein?“

„Sie sind so schweigsam.“

„Ich höre und sehe so viel, daß mir das Sprechen darüber vergeht.“

„Oh! Was sagt denn die Frau Doktor so Wunderbares?“

„Die — Frau — Doktor?“

Fenno lächelte geschmeichelt in sich hinein. Diese kleine Kröte wollte es auch mit ihm nicht verderben, darum händelt sie jetzt an — aber — er — er wollte sie auch ein wenig schmachten lassen. Nur nicht gleich Wachs in den Händen solcher Grün-schnäbel sein, denen die Eierschalen noch an den Flügeln kleben, damit erreicht man am wenigsten.

Der Doktor gefellte sich jetzt wieder zu ihnen, man begab sich auf den Bahnhof, der in einer kleinen Stadt wie Oldenburg als hauptsächlichstes Vergnügungsort galt, trank sein Bier, rauchte und unterhielt sich so gut es ging.

„Der Zug! — Der Zug!“

Dieses Ereignis durfte nicht versäumt werden, so sehr auch Erduine das Herz klopfte, denn sie wußte ja, daß ihre Mutter mit demselben ankommen würde. Chrißhan war sogar schon vor dem Bahnhofe vorgefahren.

Sollte sie zurückbleiben, während die anderen auf den Bahnsteig gingen, um die Ankommenden zu mustern, denn nur um solche handelte es sich, da Oldenburg Endstation ist? Vielleicht war es gut, wenn sie gleich in den Wagen stieg?

Aber nein, sie sollte es wissen und sehen, daß sie mit Ugensteins-Bickenholm zusammen war, sie mußte sich immer mehr an den Gedanken gewöhnen, das konnte nur die Annäherung und die schließliche Versöhnung erleichtern und so trat Erduine tapfer mit hinaus. Der Zug kroch heran.

„Mutter! Mutter!“ rief Erduine laut.

Die Freifrau stieg langsam abwesenden Blickes aus dem Coupé und nicht eine Miene in ihrem Gesicht deutete an, daß sie sich über die Gesellschaft, in der sie ihre Tochter sah, wunderte.

„Da bist Du ja. — Komm, ich bin höllisch müde. Cha!“

Die übrigen durch eine fast unmerkliche Neigung des starken Kopfes grüßend, ging sie zum Wagen, so daß Erduine nur übrig blieb, sich flüchtig zu verabschieden und ihr zu folgen.

„Das war meine gute, erbauliche Tante Nieta

(Schluß folgt.)

von Ugenstein, genannt die Frau Dron'en," spottete Fenno zu Sizzo gewandt, was ihm einen kalten, zornigen Blick seines Bruders eintrug.

„Schafskopf," dachte Fenno, „der Narr scheint wirklich sentimentale Regungen zu haben. — Eine reizende Frau, was mio bello Sizzo?“ fragte er jetzt, gerade um U zu ärgern.

„Es ist eine Frau, die unsern Namen trägt, das hast Du wohl vergessen," bemerkte U verweisend.

„Die — unsern — Namen — trägt — diese — diese — da?“ höhnte Fenno.

„Ja," entgegnete U mit Schärfe.

„Was — Du — Du willst sie wie mir's scheint anerkennen Du — ha — ha — ha — ha — kostbar — göttlich — wirklich urkomisch — ha — ha.“

„Das finde ich nicht, ich finde es nur traurig," bemerkte U mit zornrotem Gesicht. „Komm Sizzo wir fahren nach Hause. Frau Doktor, Herr Doktor, herzlichen Dank für den angenehmen, schönen Nachmittag.“

„Und ich?“ fragte Elsa.

„Du bleibst bis Mama befehlt.“

„Sage ihr — ich — ich —“

„Verstehe.“

U und Sizzo gingen schnell in den Gasthof, in dem sie ausgespannt hatten und fuhren fort, während sich Fenno einige Spießbürger aufgriff und mit ihnen bis Mitternacht Skat spielte. Doktors und Elsa begaben sich nach Hause, um den Abend einsilbig zu verleben, denn was den beiden weiblichen Wesen, so sehr am Herzen lag, von dem durften sie in Gegenwart des Doktors doch nicht sprechen.

„Ein Whist, meine Damen!“ meinte Herr Brand.

„Ja! Einverstanden, Männer.“

„Ohne Schweigen!“ rief Elsa.

So schön der Tag für Elsa und Erduine, für Sizzo und U gewesen war, so Herrliches er ihnen auch brachte, jetzt, da die Entfernung zwischen die Herzen trat, schlich sich mit dieser auch ein gutes Teil Besorgnis ein und jeder der Beteiligten fühlte es ahnungsvoll, daß sich die schließliche Vereinigung der Herzen wohl kaum so schnell und ohne Schwierigkeiten vollziehen würde, wie sie sich gefunden hatten.

## Zwischen Haß und See.

Erzählung

von

E. Karl.

(Schluß.)

Als der Hahn zum dritten Mal krächte, verließ Marinka ihr Lager und bald darauf das Haus. Es zu verschließen war nicht üblich, man kannte und vertraute einander. Sie trug einen roten Rock mit grünen Bändern verziert, eine dunkelblaue Jacke von

selbstgewebtem Stoff, ein rotes im Nacken geknotetes Tuch über dem Kopf und über dem Arm eine alte Pferdebede, noch aus dem Nachlaß ihrer Eltern stammend, die ihr als Mantel dienen sollte. Das war im Verein mit dem Körbchen voll Brot und



gebörter Fische, ihre Ausrüstung für eine tagelange Fußreise durch menschenleere Einöden.

Noch lag tiefe Nacht über der Erde und der Sturm raste wie bisher, er wehte mit seinen Fittigen über die Nehrung und rollte den Sand der Wanderdünen vor sich her.

Das waren die Tage und Nächte in denen die Unholde wie Raubtiere die Wohnstätten der Menschen verschlangen. Nur selten plötzlich in unheilvollem Sturz, fast immer langsam schleichend, in erdrückender, unvermeidlicher Umarmung. Von der See ansteigend, wie welliges Hügelland stürzten sie plötzlich steil gegen das Gaff ab. — Zerklüftet wie ein Felsgebirge, bald in einzelne Regel und Zacken sich zerteilend, bald lange Mauern bildend, aber immer ruhelos.

Über ihren Scheitel weht, vom Nord- und Westwinde getrieben, der Sand. Er rieselt von den Wänden herab, er weht um die schroffen Kanten, sich unaufhaltsam weiterziehend, bis ihn das Gaff verschlingt.

Im Schutz der steilen Wand aber, die ehemals am Weiterrücken durch den vorhandenen Wald gehindert wurde, hatte der Mensch sich angehebelt. Auf dem schmalen Vorstrande baute er damals seine Gartengewächse, nährte er seine Haustiere.

Da versandete von der See her der Wald, den unverständige Hände zu lichten begonnen, und das Verderben nahm seinen Lauf.

Höher und höher türmten sich die Dünen — von den schlanken Kiefern ragten nur noch die Spitzen, gleich kleinen Gebüschen aus dem gelben Sande und wo auch diese verschwunden, da rollte und rieselte der Sand, da schob er sich unaufhaltsam näher zu den Hütten am Fuß der Düne, bis er die Wände eindrückte, die Gärten verschüttete und die Bewohner zwang, sich eine andere Heimstätte zu suchen.

Aber mit der Zähigkeit ihrer Natur klammerten sie sich an den alten Fleck und verließen ihn nicht eher, bis das Dach über ihnen trachte. In dem zu Ende des vorigen Jahrhunderts versandeten Dorfe Karweiten hatte man die ebenfalls aus Holz gebaute Kirche erst aufgegeben, als der Sand eine Wand eingedrückt und die Fenster verdeckt hatte; zu der bereits verschütteten Thür grub man bis dahin einen Gang. Da endlich mußte man sich entschließen, was von dem alten Gotteshause noch brauchbar war, abzubauen. Die Kirche ward nach Schwarzort verlegt, dessen solide Wälder ihr Schutz versprochen. Mit der Kirche verschwanden aber auch die letzten Hofstellen und Karweiten hatte aufgehört zu sein.

Jetzt kam das Dorf Runzen an die Reihe, turmhoch lagerte die Düne über ihm und seine Tage waren gezählt. —

Rüstigen Fußes schritt Marinka durch Sturm und Nacht, durch fahles Morgengrauen und im blendenden Sonnenschein, immer weiter, weiter, dem Geliebten nach. Sie mußte darauf verzichten, die geschütztere Gaffseite der Nehrung zu wählen, da riesige Schneefschanzen, die der Nordost, über das weite, schneebedeckte Gaff streichend, an den Vorsprüngen der Düne, den Faken, aufgeschäuft hatte, ihr den Weg sperren. Zudem führte die Poststraße längs der See,

und lag für sie die Möglichkeit vor, von mitleidigen Reisenden ein Stück Wegs mitgenommen zu werden.

Aber Stunde um Stunde verging und kein Fahrzeug nahte. Der Sturm hatte die Eisdecke im Memeler Tief zerstört und die Schollen trieben wild in der Meerenge durcheinander, ehe sie sich auf dem festen Gaffeis stauten. Drei Tage lang blieb die Verbindung mit Sandfrug, der äußersten Spitze der Nehrung, unterbrochen und kein Fuhrwert passierte in der Richtung nach Königsberg die Poststraße.

Die dunkelgrünen Wogen des Meeres rollten weit auf den Strand, ihn bis zum Fuß der Düne ganz bedeckend. Hier aber hatten sie die zer Schlagene Fessel der Eisschollen zu hohen Bergen getürmt und prallten von dem selbstgeschaffenen Hindernis wütend ab, um es brüllend mit weißem Gischt zu überschütten. Es war als wollte die so lange bezwungene Kraft sich jetzt, nachdem die Fessel gesprengt, maßlos austoben und die schmale Erdscholle verschlingen, welche sich ihr wie ein Damm entgegenstellte.

Weiter und weiter eilte Marinka in über, namenloser Einsamkeit, die sich lähmend auf ihren Geist legte.

Rechter Hand das tobende Meer, vor sich die unabsehbar sich deh nende Sandwüste. Das Gaff ist vom See strande meistens nur eine Achtel- bis eine Viertelmeile entfernt, stellenweise wird der Sandstreifen sogar noch erheblich schmaler, aber die Dünen verdecken die Aussicht und nur die Wüste Sahara giebt einen Vergleich für die unendliche Einsamkeit, welche den Wanderer in dieser nordischen Einöde umfängt.

Das weißliche Gelb des Sandes, der blaue Himmel mit den darüberhuschenden, weißen Sturmwolken blendet das Auge; nur in den Schluchten der Dünen gewährt grauer Halbschatten ihm einen Ruhepunkt, nach dem es verzweifelt umherschaut, denn Luft und Erde scheinen nicht minder bewegt wie das Wasser.

An stürmischen Tagen giebt es keine feste Oberfläche, keine sichere Linie auf der Düne. Wie leichte Schleier huschen die Sandmassen über Höhen und Abhänge. Jede Kuppe, jede Spitze erscheint wie verhüllt und dadurch dem Auge in die Ferne gerückt, um im nächsten Augenblick entschleiert in drohender Nähe sich zu erheben. Jede Schätzung der Entfernung hört dabei auf — die Berge scheinen wie Gespenster in der Luft zu schweben. Sie tauchen aus dem Nebel, den Sand und Meeresdunst über sie gebreitet, stehen unerwartet in ungeheurer Höhe vor dem erschreckten Wanderer und verschwinden, sobald der flüchtige Fuß an ihnen vorübergeilt, wieder in der flimmernden Nebelschicht.

Die Luft scheint zu zittern, weil tausend sonnenbeleuchtete Atome zu ihr glitzern. Alles wankt und wogt vor dem geblendeten Auge, während die Meeresswogen mit ihrer gewaltigen Melodie das Ohr betäuben. So hastete Marinka weiter und weiter. Das plötzliche Auftauchen der Dünenberge, von denen sich einer dem andern anreicht, ihr schnelles Verschwinden gab ihr das Gefühl überschnellen Vorschreitens. Ihr war als triebe sie der Sturm, welcher in ihren Rücken blies, aber immer blieb sich die Scene gleich —

Himmel, Meer, riesenhohle Sandberge — aber kein lebendes Wesen, nicht einmal ein Vogel der durch die Luft zog. Sie allein mit ihrer Angst und Sorge, allein, mutterseelen allein.

Als hätte sie den halben Erdball schon umwandert, so dünkte es sie und immer noch kein Zeichen einer menschlichen Ansiedelung. Wenn sie auch auf der andern Seite lag, so mußte doch ein Wegweiser zwischen den Dünen auftauchen, hatte sie ihn denn übersehen?

Obwohl sie ein paar Mal etwas geruht, kam jetzt trotz dessen die Müdigkeit über sie. Immer langsamer schritt sie auf dem Sande oberhalb der Eismauer, welche das Meer sich gebaut und die es zu zernagen jetzt bemüht war, und sah wie die Abend Schatten sich über die öde Natur zu breiten begannen. In der Tiefe der Düenschluchten, zu ihrer Linken, schimmerte es violett, über den Himmel zog es wie Purpur und warf rötliche Reflexe auf die weißen Wogentämme, glühte es feuergleich auf den getürmten Eiskollen. Wie zerbröckelte Mauern mit ragenden Türmen und gewaltigen Thoren, durch die die Wellen kochten, zogen sie sich um die zahllosen Buchten des Strandes — aber nicht Stein und Mörtel war das Material aus dem sie gebaut, nein, die Gnomen der Tiefe schienen alle Schätze des Erdinnern an klarem Kristall und funkelndem Edelgestein erschöpft zu haben, um ihre Zinnen daraus zu fügen. Immer dunkler und dunkler glühten sie — es wollte Abend werden und kein Obdach, kein Mensch in der Nähe, sie allein — mutterseelenallein.

Die Angst beflügelte noch einmal ihren müden Fuß, sie eilte vorwärts. Vergebens, die Nacht brach herein und es zeigte sich keine Spur von menschlichen Wohnungen in der Nähe.

Da kam das Bewußtsein ihrer grenzenlosen Verlassenheit über sie, und sie sank weinend und verzweifelt in den Sand der Vordüne. Was war sie mit ihrem fühlenden Herzen, mit aller Angst und Qual ihrer Seele in der Unendlichkeit der seelenlosen Natur — selbst ein Sandkorn nur — ein Nichts.

Aber der Selbsterhaltungstrieb, der jedem lebenden Geschöpf eigen, half ihr das Richtige thun. Sie schritt in die Düne hinein, sie suchte nach einem geschützten Fleck, der ihr Unterkommen für die Nacht gewähren möchte. Und sie fand ihn.

Die Schluchten erwiesen sich an dieser Stelle noch mit einem Stück des einstigen Waldes bedeckt, der Sand lag daher fester und die Gefahr des Zugewehrtwerdens war geringer. Sie schaufelte mit den Händen eine Grube im Schutz einer hervorragenden Baumkrone, hüllte sich in ihre Dede und legte sich hinein, so war sie wenigstens vor Sturm und Kälte leidlich geschützt und zum Glück froh es nicht. Aber die weltverlassene Einsamkeit, der Gedanke, vielleicht auf Meilen hinaus das einzige lebende Wesen zu sein, lag zentnerschwer auf ihr, und ihr Herz schlug vor Angst.

Wie Gespenster standen die spärlichen, halbverwehten Kiefern gegen den falben Nachthimmel, unheimlich klang das hohle Brausen des Meeres, erschreckend das donnerartige Krachen, welches von

Zeit zu Zeit wie aus weiter Ferne herüberschallte und sich wiederhallend zwischen den Dünen fortsetzte. Möchte es vom Haff herübertönen, möchten es die Dünen selbst sein, die „sich rollten“, wie der Volksmund sagt, es klang gleich fürchterlich in das Ohr des zitternden Mädchens, und alle Schauer- und Gespenstergeschichten, die sie je gehört, zogen ihr durch die Seele.

Verzweifelt hob sie die Hände zum Himmel empor — da traf ihr Auge ein liebes, freundliches Gesicht, das des alten Mondes, der mit demselben freundlichen Lächeln in der Einöde auf sie herabschaute wie er es zu allen Zeiten ihres Lebens, solange sie denken konnte, gethan und mit seinem Anblick kam Friede und Ruhe in ihr geängstigtes Herz.

Ihr war als blide ein treuer Wächter auf sie herab, sie faltete die Hände und ihre Lippen fanden Worte des Gebets. Mit dem Gedanken an Anfas entschlummerte sie friedlich, als wäre sie daheim.

Das erste Tagesgrauen fand sie neu gestärkt wieder auf der Wanderung. Der Raum zwischen ihr und Anfas war doch geringer geworden, sie würde ihn finden und er würde ihr vergeben.

Der Gedanke trieb sie vorwärts und gab ihr neue Kraft und neuen Mut. Sie beschloß aber doch den Versuch zu machen ihre Wanderung auf der Haffseite fortzusetzen, denn es war ihr klar, daß sie an Ribben vorübergegangen sein müsse.

Der Wind hatte wohl den Wegweiser umgebogen, und gebahnte Straßen im gewöhnlichen Sinne gab es auf der Nehrung überhaupt nicht. Der Sand verwehte die Spur, wie sie der Schnee verweht.

Sie schritt in die Dünen hinein, ohne zu wissen wie breit die Landzunge hier sein möchte, einmal mußte sie das Haff doch erreichen. Sie fand auch bald Spuren der menschlichen Ansiedelung.

Auf einer mäßig hohen Ruppe lag ein Friedhof. Dicht bei einander standen und lagen die kleinen Kreuze, oft mit einem darüber schwebenden Vogelpaar aus primitiver Holzschmückerei geschmückt. Aber wie hatten die Stürme dieser Ruhestätte der Mühen zugefügt.

Halb und ganz ausgewehrte Särge ragten rings aus dem Boden, und wo das morsche Holz zerfallen, da lagen Schädel und Gebeine, Fesseln von Kleidungsstücken wild umher, als hätten Barbaren ihr Spiel mit den Toten getrieben. Der ruhelose Boden ihrer Heimat hatte nicht einmal die Schlummernden treu behütet, er vertrieb sie, wie er die Lebenden so oft von ihrer Scholle vertrieb.

Marinka hatte in Schwarzort oft von den Verwüstungen der Friedhöfe auf der Nehrung gehört, ohne sich das Bild klar zu machen, jetzt sträubte sich ihr Haar davor und sie eilte schauernd an dieser Stätte des Entsetzens vorüber, weiter, immer weiter.

Da öffnete sich die Schlucht in der sie dahinschritt, und vor ihr lag die Eisfläche des Haffs und eine Strecke weiter, in einem Halbkreise schroff abfallender Dünen, ein ziemlich großes Dorf. —

Menschen — Menschen, sie kam sich vor wie erlöst.

Und sie war es auch, denn ihre einsame Wanderung hatte ein Ende.

Im Dorfkrüge mit warmer Suppe erquickt, erfuhr sie, daß der Krüger, der gleichzeitig Posthalter war, am nächsten Morgen eine Geschäftsfahrt nach Königsberg antreten wolle, um seine ausgegangenen Vorräte zu ergänzen. Der gutmütige Mann versprach sie mitzunehmen und ob wie gern ging Marinka auf den Vorschlag ein: der halbe Tag den sie verlor wurde reichlich eingebracht. Wie nötig war ihr auch die Ruhe; jetzt erst fühlte sie die Folgen der geradezu unerhörten Anstrengung.

Als der nächste Tag zur Küste ging, lagen die vierzehn Türme der alten Krönungsstadt vor den Reisenden und Marinkas Herz schlug hoch in banger Erwartung. Dort in der langgestreckten Stadt war ihr Anfas — würde sie ihn finden? Und wie würde er sie aufnehmen?

## V.

Tief im Herzen der alten Stadt, im Kneiphof, dieser von den Armen des Pregel engumschlossenen Insel, lag das Haus des alten Schuhmachers Lohrenz, eines Handwerkers vom alten Schrot und Korn. Einst ein wohlhabender Mann, hatten die schrecklichen Kriegsjahre mit der dazwischenliegenden Zeit allgemeiner Einschränkung auch ihm schwer zugesetzt, und es kostete ihn Mühe die Seinen durchzubringen. Doch wohnte er immer noch in seinem Hause, wenn dasselbe auch nach und nach mit schweren Schulden belastet war. Das schmale, mehrere hundert Jahre alte, mit dem Giebel nach der engen Straße stehende Gebäude, zeigte einen Mangel an Licht, der es nach unsern heutigen Anschauungen unbegreiflich erscheinen ließ, wie Menschen darin leben und arbeiten konnten, und doch war es stets, vom Vater unverändert auf den Sohn vererbt, eine einträgliche, gesägte Brodstelle gewesen.

Das nur zwei Fenster breite Haus enthielt im Erdgeschoß neben der Hausthür ein kleines Zimmer, in welchem Meister Lorenz seine Kunden empfing, die nach hinten gelegene Werkstatt und die völlig dunkle Küche im Mittelraum hinter dem riesigen Schornstein. Zwei Stockwerke darüber bestanden aus je zwei tiefen Zimmern mit zwei Fenstern, und die Dachetage enthielt die Schlafräume der Gefellen und Lehrburschen. Die Verbindung der Stagen wurde durch steile, ganz lichtlose Holzstiegen in der Mitte des Hauses bewirkt.

Beim Anblick dieser alten Häuser mußte sich dem Beschauer die Meinung aufdrängen, unsere Alvordern seien mit besonders ausgeprägtem Tastsinn begabt gewesen.

Lohrenz bewohnte mit den Seinen übrigens nur das Hinterzimmer des ersten Stocks mit dem verbindenden Altoven, das Vorderzimmer war an einen nach Königsberg gekommenen Freiwilligen, und der zweite Stock an einen Beamten mit zahlreicher Familie vermietet.

Beherbergte so das schmale Haus — obwohl

der Meister augenblicklich nur einige Lehrburschen hielt, während sein ältester Sohn die Stelle des Gefellen vertrat — stets der Häupter viele, so sah es zur Zeit der geschilberten Ereignisse darin wie in einem Bienenkorbe aus.

Die große Zeit machte auch an Meister Lohrenz ihre Anforderungen und da er weder Geld noch Kostbarkeiten besaß, die er auf dem Altar des Vaterlandes hätte opfern können, so bemühte er sich seinen guten Willen zu zeigen, indem er von den, zur militärischen Ausbildung eingezogenen Landsleuten stets einige unentgeltlich in Quartier und Pflege nahm.

Hatte er sich doch während der Franzosenherrschaft mit Weib und Kindern auf seine Werkstatt beschränken müssen, indessen die Einbringlinge es sich in seiner Wohnung bequem machten, wozu sollte er nicht freiwillig für sein Vaterland thun, wozu ihn damals der Feind gezwungen.

Der zweite Sohn des Meisters, der als Zimmergeselle im Herbst in Litauen gearbeitet, hatte ihm vor einigen Tagen seinen Bekannten Anfas Sakuth ins Haus gebracht und damit das halbe Duzend der Einquartierung voll gemacht.

Es war Abend und man saß nach arbeitsvollem Tage um den Tisch im Zimmer und unterhielt sich über die Tagesereignisse. Die Meisterin trug die Abendmahlzeit auf und man sprach ihr eifrig zu, obgleich sie nur aus einer Schüssel Mehlsuppe und grobem Schwarzbrot bestand. Die schwere Zeit hatte jeden gewöhnt, seine Ansprüche auf das durchaus Notwendige zu beschränken.

„Und ich sage Euch, es muß und es wird,“ rief der junge Lohrenz, der eine für seinen Stand außergewöhnlich gute Schulbildung besaß, indem er mit der Hand auf den Tisch schlug, „zuerst den Feind aus dem Lande gejagt und dann alle die hinterher, welche deutsche Landesfinder zu Fremden machen. Wie haben sie bei uns gehaust, die Bayern, die Würtenberger und die von der Pfalz, toller wie Franzosen und Kosaken, und sprechen doch unsere Sprache und sind unseres Stammes. Ist es nicht eine Schmach?“

„Ja, es ist eine Schmach,“ rief ein junger Lehrerjohn aus der Provinz, „sie haben vergessen, daß sie Deutsche sind, weil ihre Fürsten um die Gunst des Eroberers buhlen und es sie rühmlicher dünkt die Schleppe des großen Napoleon zu tragen, als zu ihrem zertretenen Vaterlande zu halten. Wie einen Mantel haben sie das heilige deutsche Reich in Fetzen gerissen, damit jeder, den es beliebt ein Stück davon auf seine eigene verblichene Herrlichkeit sicken kann. Aber das muß aufhören — soweit wir eine Muttersprache reden, müssen wir wieder fest zusammenhalten, daß kein Fremder einen Keil dazwischenschieben kann.“

„Laßt nur uns Preußen erst mit den Franzosen reinen Tisch machen,“ rief der junge Lohrenz, „dann werden die übrigen schon Geschmach daran finden und wir wollen den alten deutschen Mantel so zusammennähen, daß er dem herrlichsten Kaiser nicht zu schlecht sein sollte.“

„Du gehst wohl mit, um Dein Pechdraht dabei zu verwenden?“ fragte der Zimmermann scherzend.

Schon geraume Zeit hatte das Gespräch einen unbemerkten Zuhörer gehabt, jetzt trat er vor — es war der junge Gutsbesitzer, welcher das Vorberzimmer bewohnte — und sprach:

„Gewiß Lohrenz, ob Pechdraht, ob Schneiderzwirn, in dieser großen Zeit ist jedes Material heilig, wenn es mit treuem Preußenblut benetzt wird. Laßt uns nähen, hämmern, schweißen und mit unserm Blut alle Schmach und alle Flecken abwaschen, bis wir das alte deutsche Reich in seiner Herrlichkeit wieder hergestellt haben, dann wird sich wohl auch, wie mein Freund Schenkendorf und viele andere der festen Überzeugung sind, der Kaiser dazu finden lassen.“

„Schenkendorf?“ fragte Meister Lohrenz „meinen Sie meinen alten Kunden, den Kammerreferendarius?“

„Denselben, er ist ja erst wenige Monate von der Heimat fern und steht mit seinen Freunden hier in regem Briefwechsel. Ich kam herüber, um Euch die Abschrift eines Liebes zu bringen, welches er für die Königsberger Zimmergesellen gedichtet hat.“

Der junge Zimmergeselle fuhr in die Höhe. „Geben Sie es, geben Sie es Herr Schönfeld!“ rief er eifrig, „ich will es in die Zimmergesellenherberge tragen.“

„Aber erst vorlesen,“ schallte es aus jedem Munde und Schönfeld begann:

#### Zimmergesellenlied.

Zimmergesell, Zimmergesell  
Wirf es hin das braune Fell,  
Nichtscheid hin und Winkelmaß  
Weil der Feind das Recht vergaß  
Nimm die Waffen schnell,  
Starker Zimmergesell.

Aber die Art, aber das Weil  
Wirf es nimmer fort in Eil,  
Deines starken Armes Macht  
Braucht sie wohl in offner Schlacht  
Wie den leichten Pfeil  
Starker schwingst Du Dein Weil.

Und zum Maße den schlanken Stab  
Brich im nächsten Eickwald ab;  
Weil der Feind das Maß vergaß  
Halte Du am rechten Maß,  
Nach dem rheinischen Schuh,  
Miß die Zahlung ihm zu.

„Ja, das wollen wir besorgen,“ schrie der Zimmermann, „aber nicht nach rheinischem sondern nach ostpreussischem Maß“ und er schüttelte seine Fäuste.

„Ruhe, Ruhe,“ tönte es von allen Seiten, „laß den Herrn weiter lesen.“

Gottes schönster Bau er zerfällt  
Und in Fesseln klagt die Welt;  
Ist auch wer der Säumnis kennt  
Wenn es in den Sparren brennt?  
Frisch ins Waffensfeld  
Starker Bürger und Held.

Unsern Hauptmann wählen wir nun  
Zu dem freien, kühnen Thun,  
Stimmet wer im Felde führ —  
Du, o stattlicher Polier,  
Kluger Zimmermann  
Reuch dem Haufen voran.

Zu den Wäldern, zu dem Berghau  
Und zum leichten Brückenbau  
Schickt sich wohl der Zimmermann;  
Aber wohler wird's ihm dann,  
Wenn es bligt und kracht  
In der freudigen Schlaacht.

In dem Teutoburger Wald,  
Stehn die Bäume stark und alt,  
Gäben wohl ein schönes Haus;  
Doch uns überläuft ein Graus  
Der von Hermann spricht  
Baum, wir fällen Dich nicht.

Steh' noch lange grünes Gezelt,  
Freiheitszeichen aller Welt.  
Deutschland heiet unser Haus,  
Von dem Siebel weht ein Strauß,  
Wenn der Bau gelang  
Tapfern Preußen zum Dank.

Allgemeiner Jubel erscholl.

„Das walte Gott,“ rief der alte Lohrenz „und neben den Strauß stecken wir unsere preussischen Fahnen, zum Zeichen, daß wir die Schmach von 1806 wieder abgewaschen haben. Ich alter Mann muß leider daheim bleiben, bin höchstens noch für den Landsturm zu gebrauchen, aber ich wollte, ich könnte wenigstens sehen was unser König für ein Gesicht macht, wenn er seine Ostpreußen aufruft und siehe, sie sind schon da.“

„Es ist eine wunderbare Zeit“ meinte der Gutsbesitzer „die wichtigsten Dinge werden unternommen, die Landstände einberufen, ein Heer geschaffen, und der König weiß es kaum, da die Boten nicht sicher durchkommen und er nicht wagen darf seine wahre Meinung zu äußern. Da heißt es für jeden braven Mann seine Pflicht auf eigene Verantwortung thun, an der preussischen Treue wird unser geliebter Herr wohl nicht zu zweifeln brauchen.“

Anfas hatte, nachdem er seine Suppe verzehrt, schweigend im Winkel hinter dem großen Himmelbett des Ehepaars gefessen. Er verstand nicht alles, was man redete; aber das galt ihm auch gleich. Jeder brave Preue und Litauer sollte jetzt gegen die Franzosen ziehn und sie schlagen, bis sie das Wiederkommen vergäßen. Das war genug und das verstand auch sein ungelehrter Sinn. So saß er denn und brütete vor sich hin. Einen Gezeichneten hatte ihn Marinka, seine heißgeliebte Marinka genannt. Er wollte das Blut, welches sie an seiner Hand zu sehen meinte, mit seinem eigenen abwaschen, vielleicht weinte sie dann um den Gefallenen. Er lehnte den Kopf an die Wand und dachte darüber nach, in welcher Gestalt der Tod wohl zu ihm treten würde, wenn er vor dem Feinde stünde.

„Ist Anfas Sakuth hier?“ fragte Jungfer Lohrenz, den Kopf zur Thür hereinneidend, sie war unten in der Küche mit häuslicher Arbeit beschäftigt gewesen.

Anfas erhob sich, „was giebt es?“

„Ein litauisches Mädchen von der Kehrung fragt nach Euch, Herr Sakuth“ antwortete die Gefragte „sie wollte nicht herauskommen sondern sitzt unten in der Werkstatt.“

Mit zwei Sprüngen war Anfas an der Thür, ein Mädchen von der Kehrung, das war doch nicht etwa — Er sprang die dunkle Stiege hinab, aber

ehe er noch die Thür der Werkstatt aufreißen konnte, stog es aus der Ecke der Küche auf ihn zu und hing schluchzend an seinem Halse.

„Anfas, Anfas, vergieb mir, ich war schlecht und undankbar, aber es litt mich nicht zu Hause und ich kam Dir nach.“

Was in Anfas vorging läßt sich nicht sagen, er selbst hätte es nicht in Worte zu fassen vermocht; wie ein Sturm ging es durch sein Gemüt und nahm ihm jeden klaren Gedanken. Marinka war zu ihm gekommen, sie fürchtete sich nicht mehr vor ihm, sie lag an seiner Brust und duldete seine Küsse. Gab es überhaupt noch einen Gedanken darüber hinaus?

Jungfer Lohrenz hatte in der Werkstatt ein Lämpchen entzündet und da saßen nun die Glücklichen und konnten des Erzählens kein Ende finden.

„Als ich auf der Düne kniete und im Mondlicht das weite, weiße Haff sah,“ beichtete Marinka „da war es mir als läge eine Wüste vor mir, in die ich Dich ohne Hoffnung hinausgeschickt hätte, da schrie mein Gewissen laut und klagte mich an. Und als ich auf der Wanderung nach Königsberg in der öden schrecklichen Natur immer weiter lief, da dachte ich der Weg würde mir zur Strafe kein Ende nehmen, und ich mußte wandern wie der ewige Jude um meiner Sünde willen.“

Anfas streichelte das Haupt der Geliebten.

„Auch mir that das Herz weh, Marinka, aber nun Du bei mir bist, ist alles gut, ja besser noch wie vorher, denn ich erkenne Deine treue Liebe, welche stärker ist als alle Bedenken.“

„Ja Anfas, sie ist stärker und wenn Gott Dir Strafe auferlegen sollte, weil Du fehltest gegen sein Gebot, so will ich sie mit Dir tragen und niemals murren, fehltest Du doch um meinetwillen.“

„Höre mich an Marinka,“ sprach Anfas, „in diesen schweren Tagen ist es mir klar geworden, wie lebendig in uns allen das göttliche Gebot lebt, das Bewußtsein von Recht und Unrecht. Wenn ich jetzt zurück könnte in unsere friedlichen Verhältnisse, wenn ich die Not des Vaterlandes vergessen dürfte und mit Dir sofort vor den Altar treten, ich thäte es doch nicht. Wenn mein Verstand mir auch sagt, ich konnte nicht anders handeln, ich mußte den Missethäter, der Deine Ehre bedrohte, erschlagen, wenn wir nicht alle seiner Rache zum Opfer fallen sollten, für mein Gefühl bleibt es doch immer ein Mord, weil ich die That scheu verheimlichen mußte. Das ist der Zwiespalt in meinem Gemüt, die ewige Frage die mich quält. Kann erlaubt und geboten sein, was man doch ängstlich verheimlichen muß? So schwankte ich hin und her und auch Dir würde es nicht anders gehen und ich würde stets ängstlich in Deinem Gesicht forschen, ob das alte Grauen vor dem Blut auf meiner Hand Dich wieder gepackt hätte. Daher wollen wir, wie die Herren deren Namen Du nicht weißt, die Entscheidung unserm Herrgott anheimgeben. Jeder ehrliche Mann zieht jetzt gegen den Erbfeind in den Kampf, ich hätte es gethan auch ohne äußeren Zwang, das weißt Du ja. Falle ich, so magst Du um mich weinen und meiner in Liebe gedenken, lehre ich wieder, so wollen wir

ein neues, friedliches Leben beginnen und uns nicht mit Hirngespinnsten plagen. Ich bin jetzt freilich ein ganz armer Mann, dem von dem Erbe seiner Väter fast nichts mehr geblieben, aber Gott und unsere Liebe werden helfen.“

Marinka konnte vor Thränen nicht antworten, aber sie hielt ihn fest umschlungen und sendete heiße Gebete zu Gott, daß er ihr den treuen Mann erhalten wolle, und gelobte ihn nie zu verlassen, und sollte er auch einst als hilfbedürftiger Krüppel zu ihr zurückkehren.

Der Abend war weit vorgerückt und Marinka mußte heim in ihr Quartier in der Vorstadt Steinbamm. Morgen früh fuhr der brave Krüger Dullies, der sie mitgenommen hatte und ihr heute mehrfach bei der schwierigen Auffindung ihres Bräutigams behilflich gewesen war, in das einsame Stranddorf zurück.

Arm in Arm schritten sie über eine der sieben Pregelbrücken und durch die dunkeln, engen Gassen der Altstadt, vorüber an dem gewaltigen Bau des alten Königsschlusses, dessen dicke Türme dräuend auf sie herabsahen, vorüber an dem bescheidenen Hause des größten Philosophen seiner Zeit, des unsterblichen Kant, jenes Weisen, dessen Geist noch über der opferwilligen Stadt zu schweben schien, bis sie am äußersten Ende des Steinbamm den bescheidenen Gasthof fanden, der ihr Ziel war.

Hier hieß es scheiden. Lange hielten sie sich umschlossen und ihre Thränen strömten unaufhaltsam, wußten sie doch nicht, ob ihnen auf dieser Erde je ein Wiedersehen beschieden war.

Auch im ersten Gasthof der Stadt war an diesem Tage ein schmerzlicher Abschied genommen. Reinhold von Eichenbergs Eltern wollten den einzigen Sohn, trotz seiner Schuld, nicht ohne ihren Segen ins Feld ziehen lassen. Sie hatten ihn aufgesucht.

Es war eine schwere, schwere Stunde, die die Unglücklichen durchlebten, denn die ahnungsvollen Elternherzen fühlten, daß es ein Abschied für ewig sein würde.

Wer den Tod sucht auf dem Schlachtfelde, der findet ihn auch.

\* \* \*

Marinka war in ihr Stranddorf zurückgekehrt und hatte den berechtigten Zorn des Ohm Labrenz, über ihr unerlaubtes Fortgehen, demüthig auf sich genommen. Zum Glück hielt er bei dem gutmütigen Mann nicht lange vor und das Zusammenleben gestaltete sich bald wieder so friedlich wie zuvor.

Draußen in der Welt aber jagten sich die Ereignisse.

Der Oberbürgermeister von Königsberg, Heide- mann, ein ebenso bescheidener wie bedeutender Mann; — der Verfasser jener zündenden Rede, die auf seinen Wunsch General York vor den versammelten Landständen gehalten, weil er annahm, daß sie aus dem Munde eines Soldaten am wirksamsten sein würde — dieser verdiente Mann hatte im Namen eben dieser Landstände eine Adresse an den König gerichtet und, unterstützt durch einen Brief Yorks, die nachträgliche

Einwilligung zu allen getroffenen Maßnahmen erhalten.

Am 17. März erschien des Königs Aufruf: „An mein Volk“ aber schon lange vorher hatte der gewaltige Zug gen Breslau begonnen.

Des Königs durch langes Ungemach gebeugtes Herz begriff noch nicht die ganze Bedeutung dessen, was sich in seinem Volke vollzog. Erst als er von seinem Balkon aus, die langen, langen Reihen der Wagen sah, welche die Freiwilligen brachten, als er ihre begeisterten Zurufe hörte, da fiel es wie Schuppen von seinen überströmenden Augen, da sah er, daß es nicht ein zum Waffendienst einberufenes Heer, da sah er, daß es sein Volk war, welches in Waffen ihm Blut und Leben darbot.

Und wahrlich ein freudiger Opfermut, ein unbegrenztes Vertrauen in sich selbst mußte dem preussischen Volksheer innewohnen, daß es sich durch die Ereignisse der nächsten Monate nicht entmutigen ließ.

Wohl waren ihm Männer zu Führern gegeben, deren Namen noch heute wie Sterne aus dem Nebel der Vergangenheit herüberstrahlen, Blücher, Scharnhorst, York, Bülow, Scharnhorst und andere; aber sie standen nicht an der Spitze, und Unentschlossenheit der obersten Feldherrn, Eifersüchteleien der verbündeten Russen und Schweden, verursachten den Verlust viel kostbaren Blutes, verhinderten ein einheitliches, schnelles Vordringen.

Die Schlacht bei Groß-Görschen (Lützen) am 2. Mai ging verloren, nicht besseren Erfolg brachte der 20. Mai, der Tag von Bautzen. Aber der Mut sank nicht; man hatte dem Feinde Achtung abgenötigt und fühlte was man wert sei. Napoleon selbst, obwohl Sieger, konnte dem bisher so verachteten Feinde seine Schätzung nicht versagen, indem er die drastischen Worte äußerte: „Das Gethier hat etwas gelernt.“

Und dann kam endlich der Sieg und heftete sich mit wenigen Ausnahmen an die Fahnen der Verbündeten.

Die Schlacht bei Groß-Beeren machte am 23. August den Anfang, die Schlacht an der Katzbach folgte am 26. und die Scharte von Dresden ward am 30. August glänzend bei Kulm in Böhmen ausgemetzt, während am 6. September das bedrohte Berlin endlich durch Bülow in der Schlacht bei Dennewitz gerettet wurde.

So ging es trotz Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten, trotz mangels an einheitlicher Führung, trotz der Lauheit des schwedischen Hilfskorps unter Bernadotte von Sieg zu Sieg, bis die glorreichen Tage von Leipzig den Kampf entschieden. Napoleon ging am 2. November über den Rhein zurück.

Deutschland war frei, und was vielleicht noch mehr Wert hatte, es war in den Landstrichen, welche unter jahrelanger Fremdherrschaft ihr nationales Bewußtsein verloren hatten, erwacht. Die deutschen Fürsten begannen deutsch zu fühlen. Das Volk hatte es in allen Teilen des alten Reiches wohl nie ganz verlernt; jetzt schlugen die Wogen der Begeisterung desto höher.

Anfas hatte in der schlesischen Armee unter Blücher tapfer mitgekämpft und bei Verteidigung des

Plateaus an der Katzbach eine schwere Kopfwunde davongetragen, aber statt des zerhauenen Szalos band er sein rotes Taschentuch über den klaffenden Riß und kämpfte in strömendem Regen weiter, bis der letzte Franzose über die Katzbach zurückgeworfen war, oder sein Grab darin gefunden hatte. Dann erst sank er vom Blutverlust und Anstrengung erschöpft, auf die durchweichte Erde nieder. Einige Wochen lag er im Feldlazarett, aber der Todesengel ging an ihm vorüber, und als die Tage von Leipzig anbrachen, stand er schon längst wieder mit frischer Kraft und neuem Mut im Gliede.

Nach und nach hatten sich die ungeheuren Streitkräfte der Verbündeten — auch Österreich war der deutschen Sache beigetreten — in der Nähe von Leipzig zusammengezogen und schon seit dem 14. Oktober gab es rings herum kleine und größere Gefechte.

Heute nun, am 16. hatte die schlesische Armee bei dem Dorfe Möckern einen harten Kampf gegen das Marmonische Korps zu bestehen, welches das Dorf besetzt hielt. Hin und her schwankte der Kampf; — hatten die Preußen mit beispielloser Anstrengung sich der Position bemächtigt, so wurden sie durch neue Scharen der Feinde daraus vertrieben, sammelten sich und gingen ihrerseits zu erneuertem Angriff über.

Schon türmten sich Berge von Leichen in den Dorfstraßen, ja vor jedem Hause, denn jedes war eine Festung für sich, um die der Kampf in beispielloser Hitze entbrannte. Fast Brust an Brust kämpfte der Preuze mit dem Franzmann, bis es ihm endlich gelang der Trümmer des unglücklichen Dorfes Herr zu bleiben.

Anfas hatte mit einer Schar Kameraden soeben mit dem Bajonett die letzten Feinde aus einem Hause vertrieben, nun schöpften die Sieger einen Augenblick Atem und wischten sich den Schweiß von den tiefenden Stirnen, verbanden, so gut es gehen wollte, die leichteren Wunden und suchten denen Beistand zu bringen, die hilflos am Boden lagen. Der Feind war endgültig zurückgeschlagen, da durfte man einen Augenblick an sich und die Seinen denken.

Ein furchtbarer Kampf hatte um das Hofthor gewüthet, grauig lagen Freund und Feind im Tode vereintgt, neben- und übereinander, ein gräßlicher Haufe. — Hier und da zuckte noch ein Fuß, krampfte sich eine Hand, aber niemand dem Hilfe zu bringen verlohnt hätte. Der Tod hatte zu gründlich gemäht, es stand keiner auf, den seine Sense hier getroffen.

Über die Leichen hinweg flogen die Soldaten in den Hof, um aus dem Brunnen desselben ihren Durst zu löschen, sie sungen das Wasser in ihren Kopfbedeckungen auf und reichten auch den Verwundeten zu trinken.

Aus der Hofede tönte schweres Stöhnen und Anfas glaubte seinen Namen zu hören. Eilig trat er näher. Da lag mit durchbohrender Brust sein Lieutenant, Baron Eichenberg.

Anfas rief einen Kameraden und sie trugen den Verwundeten ins Haus und legten ihn auf ein Lager. Thüren und Fenster waren zwar zerbrochen, Dach und Wände von Kugeln halb zerstört, aber sie fanden

doch noch ein ruhiges Plätzchen, das Haus hatte zum Glück nicht gebrannt.

Der Verwundete blickte Anfas mit glanzlosen Augen an und sagte dann röchelnd:

„Lieutenant Bernsdorf von den Dragonern — ich muß — ihn sprechen.“

Ratlos schaute Anfas sich um, es hatte Kavallerie in der Nähe gestanden, aber wo war sie zu finden. Die Schlacht hatte alles durcheinander gewürfelt und er durfte auch nicht ohne Erlaubnis der Vorgesetzten den Ort verlassen. Eben tönte das Signal zum Sammeln, er mußte fort, aber er wollte den schwer Verwundeten nicht ohne Hoffnung lassen.

„Ich will versuchen ihn zu finden,“ sprach er und eilte davon.

O wie war die Schar der Tapferen zusammengeschmolzen, als sie sich wieder um ihre Fahnen sammelte.

Anfas trat an seinen Hauptmann der unverletzt war und meldete die schwere, wohl hoffnungslose Verwundung des Lieutenant von Eichenberg und seinen letzten Wunsch. Derselbe erwies sich als leichter erfüllbar, wie Anfas geglaubt.

Die Kavallerie hatte entscheidend in den Gang der Schlacht eingegriffen, indem sie das feindliche Centrum durchbrochen und dadurch zum Rückzuge gezwungen hatte. Eine Verfolgung war aber mit Rücksicht auf die Stellung anderer französischer Truppen nicht ausführbar, und das Regiment, bei welchem Lieutenant Bernsdorf stand, hatte sich ganz in der Nähe von Mückern wieder gesammelt. Anfas erhielt die Erlaubnis dem jungen Offizier, im Falle er lebte, die Meldung zu machen.

Eine Stunde später kniete derselbe am Lager des einstigen Freundes und hielt dessen Hand. Es war hohe Zeit, daß er kam, denn die Hand des Todes ruhte schon unverkennbar auf der Stirn des Verwundeten.

„Vergieb mir Friß,“ hauchten seine bleichen Lippen, „Dein Bruder ist gerächt.“

„Ich habe Dir lange vergeben, mein alter Freund,“ sprach der Angeredete tief erschüttert, „Du hast mannhaft gekämpft und stirbst für die Freiheit unseres Vaterlandes einen schönen, ehrlichen Tod, sei versichert, daß ich Deiner nur in Liebe gedenken werde.“

„Gott hat gerichtet — Die Schuld war — unsühnbar — habe Dank — für alle Liebe.“

Es blieb still in dem öden zerhörten Raum, der Todesengel schwebte über ihm. Anfas, der den Offizier hergeleitet, stand schweigend zur Seite, ihm begann klar zu werden, daß sich hier vor seinen Augen der letzte Akt der Tragödie abspielte, von welcher ihm Marinka erzählt und die auch auf sein Leben nicht ohne Einfluß geblieben war.

Bernsdorf erhob sich und drückte des Freundes gebrochene Augen zu.

Nicht jedem der Freiheitskämpfer, die für ihr Vaterland geblutet, ward es so gut. Die dunkle Nacht breitete ihre Fittige über unendlich viele, deren Augen in qualvoller Pein, auf einsamer Wühlstatt sich schlossen, — weil keine helfende Hand ihre

Wunden verband. Es waren der Opfer zu viele gefallen.

Aber mehr, immer mehr, forderte der unerbittliche Kriegsgott in den nächsten drei Tagen, die das Schicksal Deutschlands entschieden. Der Boden dampfte vom Blut der Erschlagenen, aber endlich war das Werk gethan. Am 19. Oktober, mittags ein Uhr, zogen die verbündeten Monarchen in Leipzig ein.

## VI.

Weiter schritt der eiserne Fuß der Weltgeschichte und verlegte den Schauplatz des Krieges, fort von dem solange Zeit allen Drangsalen ausgelegten Deutschland, auf die linke Seite des ehrwürdigen Vater Rhein.

Am 31. Dezember, als die Glocken sich rüsteten mit zwölf feierlichen Schlägen den Anbruch des neuen Jahres zu verkünden, stand Blücher, der wackere „Marschall Vorwärts“ bei Raub im tiefen Schatten des Ufers, an dem bedeutungsvollen Flusse und gab das Zeichen zum Abstoßen der Rähne, welche das erste Regiment seiner Armee über den Strom führten.

Man hatte zu dem Zweck am vergangenen Tage etwa zweihundert Fahrzeuge aus allen erreichbaren Ortschaften zusammengebracht.

„Nun Kinder wollen wir dem Kerl, dem Bonaparte aber ordentlich zum neuen Jahre gratulieren,“ rief der alte Herr den Abfahrenden nach und brausend scholl bald darauf das Hurra aus tausend deutschen Kehlen, als die ersten den französischen Boden betraten.

Zwar antwortete ihnen Gewehrfener aus den zur Sicherung des Ufers aufgeworfenen Schanzen, aber es war bald zum Schweigen gebracht. Man hatte den Deutschen die Kühnheit des Überganges nicht zugetraut und sich nicht genügend vorgeesehen.

Fleißige Hände bauten unterdessen eine Brücke über den Strom, die Insel, welche den alten Bau der Pfalz trägt, als Stützpunkt benutzend. Rüstig schritt das Werk vorwärts und als der Tag anbrach, stand die ganze Armee auf feindlicher Seite.

Der Zimmermann, welchen May von Schentendorf im Liebe angerufen, hatte seine Schuldigkeit gethan.

Während der Bau sich fügte und die Kolonnen sich, eine nach der andern, über den schwankenden Steg wälzten, stand Anfas, wartend, daß auch die Reihe an ihn käme, am Ufer und schaute sinnend in das unruhig gurgelnde Wasser zu seinen Füßen, auf die dunkle Silhouette des französischen Ufers und das altertümliche Bauwerk inmitten des Flusses. Dort jenseits lag die Entscheidung seines Schicksals. Würde er ihn noch einmal, mit dem Gesicht gen Osten überschreiten, den heiligen Strom, so lag sein Leben hell und sonnig vor ihm. Marinka war sein und er ein freier Mann im freien Vaterlande. Aber wenn von den Kugeln, welche ihn bis dahin noch umsaufen würden, nur eine den Weg zu seinem Herzen fand, dann ade Vaterland und Liebe — dann war sein Teil ein Grab in fremder Erde, man bettete ihn, wie man den Schläfer gebettet hatte,

der fern in Litauen an der Ecke seines früheren Besitztums lag. Daß er doch immer daran denken mußte — war es nicht sonderbar? Und sein Bajonett hatte doch oft schon vom Blute der Feinde getriefft, warum galt denn dieses als Ruhm, während die wenigen Tropfen aus der Wunde des heimlich Erschlagenen seine Hand schändeten. Merkwürdige Sägung des Menschen, die den Mord verbietet und das Morden erlaubt. Der Erschlagene war sein persönlicher Feind, die, welche unter seinem Bajonett gefallen ihm fremde Menschen. War es die Idee, welche das Unerlaubte heiligte, ihn in den Zwangenen nicht Menschen, sondern Träger der Macht sehen ließ, die sein Vaterland bedrohte? Es mußte wohl so sein, sie alle, die in Waffen standen, ob Freund, ob Feind, waren nur Atome zweier gewaltiger Körper, die miteinander rangen in ehrlichem Kampf. Nicht Mordlust führte das Schwert gegen den einzelnen, alle standen sie gegen alle und boten die eigene Brust dar.

Als aber in jener milden Juninacht der Wehrlose unter seinem Fuß um Gnade gekniet, da hatte er den heißen Wunsch gehabt, den Menschen zu vernichten, er dachte nur an seine eigene Rache, an seinen Haß — ja aber hatte er denn nicht Grund dazu gehabt? Gab es nicht Zustände, in welchen es geboten war, den Feind zu vernichten? Hatte er sich nicht in solcher Zwangslage befunden? Da war es wieder, das alte Rätsel — Mord oder Notwehr — wer es ihm lösen könnte. Und Anfas stand und starrte in den dunklen Strom hinab.

Schwere, unsagbar schwere Zeiten kamen für die verbündeten Armeen. Winter und Feindesland, Mangel aller Art und dabei nur in den ersten Wochen ein frisches, fröhliches Vorwärtsschreiten, wie es wohl eines jeden, besonders des alten Blücher heißer Wunsch war.

Der Kaiser von Österreich wünschte des Gatten seiner Tochter, Bernadotte, jetzt Kronprinz von Schweden, Vaterland zu schonen, so suchten also nach den ersten Mißerfolgen, die von Blücher tief gehafteten „Diplomatiker“ aus den verschiedensten Ursachen den Gang der Ereignisse aufzuhalten und einen Frieden zu stande zu bringen, ehe die verbündeten Heere Paris betraten. In Nässe und Kälte lagen die Soldaten meist auf freiem Felde; die nie ganz trockenen Kleider und Mäntel begannen zu verrotten das Schuhwerk fehlte, oder befand sich in einem Zustande, welcher ein Hohn auf seine eigentliche Bestimmung war. Da geschah auch hier, was so oft in Preußen geschehen war, von ganzen Ortschaften stand nach und nach nur das Mauerwerk, alles Brennbares war in Flammen aufgegangen, um die Frierenden zu erwärmen.

Eine rächende Nemesis war es, die Frankreich ereilte, aber sie traf wie immer, obwohl gerecht im ganzen, doch die Unschuldigen im einzelnen. Hüben und drüben ward der Wohlstand des Volkes schwer geschädigt, der friedliche Bürger bißte, was der Soldat verbrach.

Einstweilen aber war noch gute Zeit; schon zu Ende des Januar standen die Armeen an der Aube,

ein vorübergehendes Mißgeschick bei Brienne, ward durch eine zweite Schlacht dafelbst verbessert und der Zug auf Paris beschlossen. Behufs besserer Verpflegung wollte man auf drei Straßen vorrücken, Blücher im Thal der Marne, Fürst Schwarzenberg auf beiden Seiten der Seine. Frisch und fröhlich ging es vorwärts, wenigstens in der aus Preußen und Russen bestehenden Armee. Schwarzenberg, der österreichische Führer, hatte von seinem Kaiser den geheimen Befehl erhalten, die Seine nicht zu überschreiten und so ward der ohnehin breite Raum zwischen den Armeen, ohne Wissen Blüchers, immer größer. Ziemlich sorglos zog man vorwärts, der Hauptstadt entgegen. Da fiel Napoleon plötzlich an der Spitze der Korps von Ney und Marmont den Preußen in die Flanke, er hatte Kunde von den Operationen der Verbündeten erhalten und sich wie ein Keil zwischen die Heere geschoben. Gefecht folgte auf Gefecht und trotz beispiellosen Heldentums mußte der edle Marschall Vorwärts endlich die Notwendigkeit des Rückzuges einsehen. Er ging in bester Ordnung vor sich, aber viel Blut der Braven tränkte in den Tagen vom 10. bis 18. Februar die winterliche Erde.

Eines Tages zog die Abteilung, bei welcher Anfas stand, auf dem Wege nach Montmirail vorwärts. Schwerer Druck lag auf den Gemütern der Führer, wenn man auch bemüht war, durch scheinbare Fröhlichkeit und Zuversicht, die allgemeine Stimmung zu beleben. Man war nicht mutlos, man wußte, das man das gesteckte Ziel unter allen Umständen erreichen werde und müsse, aber man wußte auch, daß bei einem etwaigen Rückzuge viel kostbares Blut unnütz vergossen wurde, daß man jeden Schritt zurück, noch einmal wieder vorwärts thunn müsse. So klangen denn die Soldatenlieder nicht so frisch und heiter wie sonst und manch ernster Gedanke zog durch die Seelen. Bei dem Dorfe Vauchamps wurde eine Weile Halt gemacht und eine kleine Abteilung leichte Reiterei vorausgeschickt um zu rekonoszieren, denn noch hoffte man der feindlichen Massen, welche in den letzten Tagen das Heer beunruhigt hatten, Herr zu werden, man wußte noch nicht, daß man einer überlegenen Armee gegenüberstand. Zwanglos lagerten sich die Soldaten auf die feuchte Erde, über welcher schon, als Herolde des Frühlings die Lerchen jubelten und zu Anfas gesellte sich der Unteroffizier Brämer, der Sohn des Pfarrers aus Schwarzort. Die Landsleute, obwohl so ganz verschiedenen Bildungsgrades, hatten, nachdem sie sich einmal durch Zufall getroffen, eine Art von Verkehr unterhalten, der in dem gemeinsamen Interesse für das einsame Stranddorf und seine Bewohner seine Ursache hatte. Durch Brämer erhielt Anfas zuweilen Nachricht über Marinka, durch ihn sendete er ihr seine Grüße. Freilich war der Verkehr mit der fernen Heimat selten und unsicher, viele Briefe gingen verloren, aber die ihr Ziel erreichten, füllten das Herz der tapferen Freiheitskämpfer mit um so größerer Freude.

„Kamerad,“ sprach der junge Brämer, sich neben Anfas niederlassend, „mir ist heute ganz sonderbar zu Mut, so, als ob mir etwas passieren sollte und da möchte ich Euch um etwas bitten.“



„O, Herr,“ antwortete Anfas, „es ist wohl nur die feuchte, schwere Luft, die Ihnen auf das Herz drückt, es riecht heute nach Erde, das macht so bedrückend. Mein seliger Vater pflegte zu sagen: ‚der Erdgeruch mahnt uns, daß wir alle einst zu Erde werden müssen,‘ darum stimmt er uns nachdenklich.“

„Nun, was es auch sein mag,“ sprach Brämer, „wenn ich mein Vaterland nicht wiedersehen sollte, so versprecht mir, meinen Eltern dieses Buch, welches Ihr in meiner Seitentasche finden werdet, mit meinen letzten Grüßen zu bringen. Es enthält mein Tagebuch und einige Gedichte.“

„Ich verspreche es gern,“ antwortete Anfas, „aber ich bitte Sie gleichfalls, wenn ich fallen sollte, meiner Braut zu sagen, daß sie mich nicht vergessen solle, ich hätte ehrlich gekämpft und hoffte auf einen gnädigen Richter. Sagen Sie ihr das nur, sie wird es schon verstehen.“

„Da hätten wir ja beide unser Testament gemacht,“ meinte Brämer, „ich verspreche Euch, Eure sonderbaren Worte genau zu bestellen, wenn ich selbst auch ihren Sinn nicht verstehe. Hoffentlich kommen wir nicht in die Lage unsere gegenseitigen Aufträge zu erfüllen.“

Auf dem Rücken des gegenüberliegenden Berges zeigten sich plötzlich einige flüchtige Reiter, die in gestrecktem Galopp auf die lagernden Truppen zugehen. Gleich darauf tönten Signale, schallten Kommandomorte, flogen Adjutanten und Ordnungszüge hin und her.

Im Nu stand jeder auf seinem Posten, und es kam der Befehl den Ort zu besetzen, um einen Stützpunkt gegen den in Überzahl anrückenden Feind zu gewinnen.

Die unglücklichen Bewohner von Vauchamps flüchteten indessen mit Hinterlassung ihrer Habe aus den bedrohten Gebäuden.

Ein heftiger Kampf entbrannte, aber vergeblich war die äußerste Anstrengung. In ungeheuren Massen wälzte sich die französische Armee von zwei Seiten den Preußen und Russen entgegen, und nach verzweifelter Gegenwehr mußte der Rückzug befohlen werden.

Schritt vor Schritt mußten sich die Franzosen das Terrain erkämpfen, aber sie verdrängten die Verbündeten doch schließlich aus allen Positionen.

Während der Rückzug sich im allgemeinen in voller Ordnung vollzog, hatten einige Züge von Anfas' Compagnie das Unglück durch verfolgende Reiterei seitwärts abgedrängt zu werden und so in die Schutzlinie eines anderen französischen Regiments zu kommen, welches von der Seite her den Abziehenden nachrückte, um sie zu beunruhigen. Ein wahrer Kugelregen ergoß sich über die Unglücklichen, die ihr Heil nur noch in schleuniger Flucht suchen konnten. In langen Säzen flogen sie über eine breite Wiese dem Walde von Etoges zu, der als Sammelplatz bezeichnet war. Es war ein furchtbarer Weg den die unglückliche Schar zu durchlaufen hatte, ehe sie das schützende Dickicht umging, welches kaum der zehnte Mann erreichte, denn immer neue feindliche Scharen tauchten aus den Feldern zu ihrer Rechten auf. Fast konnte

man es eine Treibjagd nennen, bei der das gescheuchte Wild die Schützenlinie passieren mußte.

Anfas war einer der letzten und mußte es mit ansehen, wie seine Kameraden vor ihm und zu seinen Seiten zusammenbrachen und die Arme weit auseinanderbreiteten, ein Zeichen, daß sie zum Tode getroffen waren. Hier und da machte einer noch einen wilden Satz, ehe er hintenüberschlug — ein graufiges Wild, viel schrecklicher als dem Feinde die Brust in frischer Attacke bieten. Vor ihm lief der Unteroffizier Brämer — plötzlich knickte derselbe zusammen und blieb liegen. Eine Kugel hatte ihm das Bein zerschmettert.

Rasch entschlossen ließ Anfas sein treues Gewehr, welches ihn durch den ganzen Feldzug begleitet hatte, fallen, hob den verwundeten Kameraden auf und nahm ihn wie ein Kind in seine Arme. Es waren immerhin noch mehrere hundert Schritte, die er in dichtem Kugelregen, in viel langsamem Tempo wie bisher, zu durchlaufen hatte, aber der brave Mann schwankte keinen Augenblick. Über und neben ihm pfiß und sauste es, und die Zahl der vor ihm Eilenden wurde immer kleiner. Teils waren sie gefallen, teils hatten sie den schützenden Wald erreicht. Je einsamer er aber wurde, desto mehr Gewehren diente er als Zielscheibe. Vergebens flehte der junge Brämer den kühnen Litauer an, ihn fallen zu lassen; es sei Wahnsinn und nutzlose Selbstopferung ihn retten zu wollen, sie seien sonst beide dem Tode verfallen. Umsonst, Anfas schüttelte den Kopf und fleuchte: „Beide oder keiner.“

Ein Streifschuß hatte seine Schulter, ein zweiter seine Schläfe getroffen, er fühlte das Blut an seinem Halse niederrieseln, jetzt war es, als steche ihn jemand ins Bein, aber immer noch war seine Kraft ungebrochen, er hatte nur unbedeutende Verwundungen, und das rettende Dickicht war nur noch wenige Schritte entfernt. Da dünte es ihn plötzlich, als erhielt er einen Schlag in den Rücken, seine Arme lösten sich, es ward tiefe Nacht vor seinen Augen, und auf den Kameraden, den er retten gewollt, sank Anfas von feindlicher Kugel durchbohrt.

Aus dem schützenden Dickicht hervor aber brachen die glücklicheren Kameraden und trugen die Schwerverwundeten tiefer in den Wald hinein.

\* \* \*

Für Marinka war dieses Jahr weltergeschütternder Ereignisse in tiefem Frieden und im gleichmäßigen Kreislauf kleiner Pflichten vergangen.

Die Sommerjonne hatte wie immer den gelben Sand der Düne so glühend bestrahlt, daß das Auge des Reisenden, der über das Hoff schiffte — im Sommer der bevorzugte Weg nach Memel — sich geblendet davor schloß, die Waldoase bei Schwarzort hatte ihr immergrünes Nadelkleid mit hellgrünen Lichtchen bestedt.

Dann brachte der Herbst die wunderbar milden Tage, in denen das ruhige Meer die aufgenommene Sommerwärme an die kühler gewordene Luft abgibt und damit diesem nördlichen Landstrich oft bis in

den November hinein, ein Klima schafft, welches an das englischer Küstenstriche erinnert und den Unkundigen in Erstaunen setzt. Raub ist auf der Nehrung nur der Winter und das ziemlich späte Frühjahr, während der Sommer häufig fast tropische Hitze bringt.

Dann kam der Winter und das Haß lag wieder unter der kristallinen Decke, aber der eisige Gast verfuhr in diesem Jahre glimpflicher wie in dem vorigen, und es glückte ihm nicht auch dem Meere eine dauernde Fessel anzulegen. Den ganzen Winter lönte sein Rauschen durch den Föhrenwald.

Im Pfarrhause war Marinka ein häufiger Gast. Die lebenswürdige Pfarrersfamilie wußte jetzt, daß ihr Herz der ausgezogenen Schar der Freiheitskämpfer gefolgt war und teilte ihr getreulich jede Nachricht mit, die von dem fernen Kriegsschauplatz herüberkam.

Nun aber waren schon Monate vergangen und kein Brief hatte die bange Sorge der Eltern zerstreut. Die Zeitungen brachten Nachrichten von Siegen, sie brachten auch den Bericht des Rückzuges der Armeen bis zur Aube. Aber dann schwiegen alle Kriegsnachrichten, man schrieb von Waffenstillstand und vom Kongresse zu Chatillon, der den Frieden vorbereiten sollte. Dann hieß es wieder, es gehe jetzt abermals vorwärts, auf Paris — neue Siegesnachrichten, aber keine von dem geliebten Sohn.

Die ersten Tage des April kamen und schon sproßte das frische Grün auf den sonnigen, geschützten Waldbabhängen. Da erschien eines Mittags die Dienstmagd aus dem Pfarrhause und rief Marinka zu ihrer Herrschaft. Ein Brief aus Frankreich sei angekommen.

Klopfenden Herzens warf das Mädchen das Netz, an dem es strickte beiseite und eilte der Freundin nach.

„Marinka,“ rief der Pfarrer der Eintretenden entgegen, „unser Sohn ist am Leben, und wir danken daselbe dem unerhörten Heldenmut Deines Bräutigams, der ihn mit völliger Todesverachtung aus dem Kugelregen getragen hat. Leider ist derselbe bei diesem Heldenstück schwer verwundet worden, aber Gott wird ihm gnädig sein und uns allen sein Leben erhalten, wir wollen ihn täglich und stündlich darum ansehen.“

Und nun ergriff er den von Anfang März datierten Brief und las ihn dem weinenden Mädchen vor. Nachdem der Schreiber über die Ereignisse der entsetzlichen Flucht berichtet, fuhr er fort:

„Als ich nach unserem Sturz wieder zu klarem Bewußtsein kam, lag jeder von uns auf seinem Mantel, den einige Kameraden an seinen Zipfeln gefaßt hatten; so ging es wohl eine Stunde lang vorwärts, oder eigentlich rückwärts, bis die Regimenter beisammen waren, und da keine weitere Verfolgung von seiten der Franzosen zu befürchten stand, wurden wir Verwundeten auch endlich verbunden.“

Meine Wunde war schlimm, die Kugel hatte den Knochen des linken Beines unter dem Knie gesplittert, doch steht völlige Heilung zu hoffen; nur betrübt es mich, bei der Einnahme von Paris, auf welches die Unsrigen ziehen, nicht dabei sein zu können.

Mein hochherziger Retter ist leider viel schlimmer fortgekommen, die Kugel, vom Schulterblatt abgeglitten, hatte die Zunge verletzt und war zwischen den Rippen stecken geblieben, wo man sie gefunden hat. Außerdem hatte er noch drei Streifschüsse bekommen. Unsere Rettung ist ein Wunder.

Wir liegen jetzt beide in einem Feldlazarett bei der Stadt St. Dizier, ich schon ziemlich frisch, wenn ich auch erst nach Wochen das Lager verlassen werde. Mein armer Kamerad, den man auf meinen Wunsch neben mich gebettet, liegt immer noch in schwerem Fieber und oft besinnungslos.

Ach, meine lieben Eltern, ich habe nur den einen Wunsch, er möchte genesen, denn ihm allein verdanke ich meine Rettung. Gleich nachdem die Unsrigen die unheilvolle Wiese passiert hatten, sind ganze Regimenter Kavallerie über dieselbe hingekürt. Da hat wohl alles, was noch lebte, den Tod unter den Rosseshufen gefunden.

Von den weiteren Begebnissen des unseligen Rückzuges und der darauf folgenden Zeit kann ich Ihnen, liebe Eltern, nichts mitteilen, ich war zu krank und denke nur noch mit Grauen an das schmerzhafteste Schütteln des Wagens.

Jetzt heißt es, daß allein Blücher den abermaligen Zug auf Paris durchgeführt habe. Andere sagen auch, der Kaiser von Rußland — wir hören nichts Bestimmtes — aber das wissen wir alle, unsere Armee kommt nur als Siegerin oder gar nicht über den Rhein zurück.

Grüßen Sie Marinka, liebe Eltern, und sagen Sie ihr, sie solle die Hoffnung nicht aufgeben, Anfas' überaus kräftige Natur wird hoffentlich siegen und wir haben jetzt ziemlich gute Pflege, die anfangs ganz mangelte. Übrigens gab mir Anfas Saluth kurz vor der Katastrophe den rätselhaften Auftrag, im Falle seines Todes, seiner Braut zu sagen: „Er habe ehrlich gekämpft und hoffe auf einen gnädigen Richter, sie möge ihn nicht vergessen.“

Das klingt fast als drücke ihn eine Schuld, die ich dem braven Menschen nicht zutrauen kann. Nun wie es auch sei, seine mannhafte, opfermutige That, hätte selbst eine Schuld gesühnt.“

Mit herzlichen Grüßen an alle Lieben schloß der inhaltreiche Brief.

Marinka trug ihr übervolles Herz wieder auf die Düne, zu der Stelle, wo sie vor mehr als einem Jahr gekniet, und flehte zu Gott um die Rettung des tapferen Geliebten. Und im Anblick der unendlichen, jetzt so friedlichen Natur, kam auch neuer Friede und neue Hoffnung in ihr geprüftes Herz.

Wie das junge Leben um sie her aus starrem Winterschlaf, so würde auch ihr Herz zu neuem Glück erwachen dürfen; der Gott, der Anfas in der furchtbaren Gefahr am Leben erhalten hatte, er würde ihm auch Genesung schenken. Von neuer Hoffnung befeelt, schritt sie in das Dorf hinab, den Pflichten zu genügen, welche das Leben von ihr forderte.

\* \* \*

Wieder waren viele Wochen vergangen, seit der Brief aus dem französischen Städtchen in dem weitentlegenen Stranddorf angekommen war, und immer noch befanden sich die Verwundeten im Feldlazarett zu St. Dizier. Die Wunde des jungen Theologen war geheilt, auf eine Krücke gestützt konnte er schon kurze Strecken gehen, aber mit dem Kriegshandwerk war es für alle Zeiten vorbei; das Knie hatte einen Teil seiner Beweglichkeit eingebüßt. Er sollte nur noch völlig erstarben, um die weite Reise vertragen zu können, und sich dann heimbegeben.

Die Ereignisse schienen auch keine Streitkräfte beanspruchen zu wollen.

Nach verschiedenen harten Kämpfen hatte am 31. März der Einzug der Verbündeten in Paris stattgefunden, Napoleon hatte auf den Thron verzichtet und Ludwig XVIII. war als König zurückberufen worden. Jetzt unterhandelte man über den Frieden, der als unmittelbar bevorstehend betrachtet werden durfte.

Auch Anfas war genesen, seine Natur hatte wirklich gesiegt; aber wie sah er aus, wie schmal und bleich, wie kraftlos die sonst so nervigen Hände. Trotz dessen wünschte er bald zu seinem Regiment geschickt zu werden, und man willfahrte ihm nach einigen Wochen.

Fast gleichzeitig verließen die beiden ungleichartigen Freunde den Ort ihrer Leiden und damit war für Anfas das Band mit der Heimat wieder gelöst; er konnte nicht genügend schreiben, um einen Briefwechsel zu unterhalten. Aber mit zunehmender Kräftigung wuchs auch sein Lebensmut und ließ ihn frisch und fröhlich in die Zukunft schauen. Die Last, die ihn so lange bedrückte, war von ihm genommen. Ein braver deutscher Mann dankte ihm sein Leben, er hatte es ihm mit seinem Blute erkaufte und seine vermeintliche Schuld war gesühnt. Wenn das Heer, welches jetzt noch einen Teil von Frankreich besetzt hielt, heimwärts zog, dann schlug auch die Stunde für sein Glück. Sie sollte früher schlagen, wenn auch in Folge einer unerfreulichen Ursache.

Man hatte ihn mit Rücksicht auf seine Schwäche der Garnison einer kleinen Festung in der Nähe der Grenze zugeteilt, wo ihm bei leichtem Dienst ein angenehmer Sommer verging, der seine Gesundheit, wie er glaubte, ganz kräftigte. Da war es seiner thatkräftigen Natur entgegen, immer noch den Schonungsbedürftigen zu spielen und er freute sich seiner neu erwachten Kraft, indem er sie, oft mehr als nötig, bethätigte.

Eines Tages im Oktober sollte eine Last gehoben werden, Anfas lud dieselbe allein auf seine Schultern, um sie fortzuschaffen, hatte er doch in seinem Leben oft schon Schwereres getragen. Aber Stiche in der Brust belehrten ihn bald, daß er wohl bei Etoges einen Denkfettel für sein Leben erhalten habe. Bluthusten und Fieber stellten sich ein, er mußte mehrere Wochen das Bett hüten, und als er genesen war, eröffnete man ihm, daß er als dienstuntauglich in die Heimat geschickt werden sollte.

Jetzt überschritt er den Rhein noch einmal, aber

nicht mehr als der kraftstrotzende Mann von vormem — wie würde Marinka den Siechen empfangen?

Auch diese hatte einen ruhigen, hoffnungsfreudigen Sommer verlebt, sie wußte durch den zurückgekehrten jungen Bräuer, daß Anfas genesen bei seinem Regiment stände, ein Brief aus der kleinen Festung, für ihn von einem Kameraden geschrieben, erreichte sie auch und sie antwortete ihm, aber ihr Brief erreichte nicht sein Ziel.

Zu Martini verließ sie das freundliche Nehrungsdorf und nahm einen Dienst im Pfarrhause eines großen litauischen Dorfes an. Der Ohm Labrenz war schon alt und schwach und sehnte sich nach Ruhe. Da gab er dem Drängen seiner verheirateten Tochter nach und siedelte zu ihr nach Nidden über. Das Häuschen wurde zum Verkauf gestellt, stand aber noch leer.

Dann kam die liebe, schöne Weihnachtszeit.

Von Geschenken und Weihnachtsbäumen war damals freilich noch nicht viel zu merken, man steckte in den wohlhabenderen Häusern des Dorfes einige Lichtchen auf eine Pyramide von Tannenzweigen und verzehrte Nüsse und Honigluchen. Aber noch eine andere Freude brachte die heilige Zeit den Dorfbewohnern.

In den sogenannten zwölf Nächten — der Zeit vom Weihnachtsfest bis zum Dreikönigstage — darf nach litauischem Brauch in keinem Hause gesponnen werden, die Jugend, welche also ohne Beschäftigung ist, versammelt sich abends zum „Karvau“ in irgend einem Bauernhause, um bei Spiel und Gesang den Abend über beisammen zu bleiben.

In der Dämmerstunde ziehen junge Bursche durch das Dorf und zeigen den Ort des „Karvau“ in langgezogenen Tönen singend an.

„Karvau, Karvau, die Duttgeret,“ tönte es auch heute hallend durch die lange Dorfgasse und um die siebente Stunde — nach dem frühen Abendessen — fand sich die gesamte Jugend beiderlei Geschlechts in der großen Wohnstube des Bauern Duttgeret ein.

Es sah noch recht kahl darin aus, die Schäden der Franzosenherrschaft vor zwei und einhalb Jahren waren noch lange nicht alle verbessert, aber man wußte die Feinde kamen jetzt nicht wieder, da hatte es keine Not. Noch einige Jahre und Truhen und Schränke waren wieder voll selbstgewebten Linnens, die Betten türmten sich wieder bis unter den gardinengeschmückten Betthimmel, und bunte Schüsseln und Krüge zierten wieder die geschnitzten Sims über Thüren und Fenstern.

Es waren zumeist junge Mädchen, welche erschienen, denn die vollwüchsige männliche Jugend stand fast durchweg im Felde oder war für das Vaterland gefallen. Ein paar halb erwachsene Jungen und zwei bereits heimgekehrte Streiter, bildeten den männlichen Bestand.

Allerlei Pfänderspiele, Pantoffelsuchen, der Plumpsack und Ähnliches, bildeten den Anlaß zu freischender Heiterkeit. Dabei entstand aber oft plötzliche Stille, als ob man lausche, denn es ging

das Gerücht, der Schimmelreiter würde heute erscheinen. Richtig, da war er. —

Durch die Dorfstraße kam es daher, johlend, kreischend, schellenklingend und peitschentallend. — Und nun flog die Haustür, die niedere Stubenthüre auf und herein stürmte der alte, heidnische, wilde Jäger mit flatterndem rotem Mantel, auf weißem Roß. Hatte der Schimmel auch nur zwei Beine, — die des Reiters, um dessen Taille er festgebunden war, — so fehlte ihm weder der Kopf mit gewaltigen Augen, noch Mähne, noch Schweif und die tief herabfallenden weißen Decken, die den Rumpf wie den eines Turnierpferdes bedeckten, verhüllten gnädig alles Fehlende.

Des Reiters Gesicht war mit Kohle schwarz bemalt, ein großer, runder Hut beschattete die langen Flachshaare und den Bart aus gleichem Material — die Schellen klangen, die Peitsche knallte und sauste herab auf alle die nicht rasch genug auswichen.

Ihm folgte auf den Fersen ein gewaltiger Ziegenbock mit langem Bart und kräftigen Hörnern, mit denen er tüchtig um sich stieß, und als dritter im Bunde — ein riesiger Storch, dessen Flügelschläge nicht zu verachten waren.

Kreischend drückte sich alles vor den gefährlichen, lärmenden Gästen in die Ecken, bis es einer Dirne glückte, die Hintertür zu erreichen und mit einem Teil ihrer Gefährtinnen zu entweichen.

So ging die wilde Jagd, gefolgt von der sämtlichen Dorfjugend, über Hof und Garten, noch einmal durch die Vorderthür ins Haus und so immer im Kreislauf, bis jeder Anwesende sein Teil an Puffen und Schlägen erhalten.

Wieder in der Stube angekommen, hielt der Schimmelreiter sein bäumendes Roß an und bat um einen Trunk, der ihm auch gereicht wurde.

Der Storch hatte unterdessen noch einen Privatscherz auszuführen, der der Verhöhnung der Sitten entsprach.

Mit gravitätischen Schritten näherte er sich einer drallen Dirne, von der das Gerede ging, sie würde bald „den Kopf verbinden,“ das heißt das Kopfstück der Verheirateten tragen müssen, und drückte der sich Sträubenden ein Widellkind aus Stroh in den Arm.

Unter allgemeinem Gelächter verließ die Beschämte das Zimmer.

Endlich zog der Haufe ab und man schöpft Atem — war er den meisten doch vom vielen Lachen abhanden gekommen.

Es wäre ein interessantes Studium für den Forscher, festzustellen wie diese, zweifellos der germanischen Götterwelt entstammenden Figuren sich in das ferne Litauen verirrt haben, Wotan und das Leibtier seiner Gemahlin Fricka, der Widber. Die im zwölften Jahrhundert einbringenden Deutschen, obwohl als Träger des Christentums kommend, müssen die Erinnerung an ihre alten Götter wohl noch mitgebracht haben und so lebt sie noch heute, nach weiteren siebenhundert Jahren.

Marinka hatte sich in die Fensternische gestellt und blickte träumend vor sich hin, ihre Gedanken suchten den fernen Geliebten — wo mochte er weilen?

Es war fast ein halbes Jahr vergangen, seit sie seinen Brief erhalten.

Mechanisch wendete sie das Gesicht dem Fenster zu, als wolle sie in die Weite schauen, aber mit schreckhaftem Ausschrei fuhr sie wieder zurück, ein blaßes Gesicht spähte durch die kleinen Scheiben.

Noch einmal und schärfer blickte sie hin — da stand eine hohe dunkle Gestalt und winkte ihr — wie vom Winde getragen flog sie hinaus.

„Anfas“ — „Marinka.“

Sie hielten sich umschlungen, sie küßten sich, lachten und weinten in einem Atem. Jetzt war sie vorüber, die lange schwere Prüfungszeit, jetzt durften sie glücklich sein.

„Aber einen schwachen, kranken Mann bekommt Du Marinka,“ sprach Anfas traurig, „ich soll noch einige Jahre keine schwere Arbeit thun, sagte der Regimentsarzt.“

„Ich thue sie für Dich, Anfas, sieh meine kräftigen Arme,“ rief das Mädchen, diese weit ausbreitend, „keine Last wird mir zu schwer, keine Arbeit zu hart sein, wenn ich sie für Dich tragen, für Dich leisten kann. — Mein Anfas —“

Und die gelobten Arme schlossen sich fest um den Hals des glücklichen Mannes.

In Marinkas Kämmerchen im Pfarrhause saßen sie später und Anfas erzählte von seinem Leben in Frankreich, von der beschwerlichen Reise; erzählte wie er Marinka in Schwarzort gesucht und nicht gefunden, aber vom Pfarrerpaaar mit wahren Enthusiasmus empfangen sei.

„Denke Dir, Marinka, die Frau Pfarrer hat mich geküßt, und zu Mittag mußte ich mit an ihrem Tisch sitzen. Aber das Beste kommt noch.“

Der Herr Pfarrer fragte mich, ob ich wohl Lust hätte Fischer zu werden. Natürlich sagte ich ja, nun ich kein Grundstück mehr besitze, ist es für mich das Beste. Dann wollte ich fortgehen um Dich aufzusuchen, aber der Herr Pfarrer meinte, ich solle noch einen Tag in Schwarzort bleiben, er müsse nach Ribben fahren und wolle mich nach seiner Rückkehr noch sprechen. Natürlich gehorchte ich, so schlecht es mir auch paßte. Aber was meinst Du, daß er in Ribben gewollt? Dem Ohm Labrenz hat er für seine paar Spargulden das Häuschen abgekauft und mir samt dem Fischergerät geschenkt. Solch ein guter Mann.“

Und nun ziehe ich ein und puße den Winter über daran herum, daß Du es schmuck findest, denn zu Ostern ist Hochzeit.“

Marinka sprach kein Wort, sie hielt ihren Anfas umschlungen und konnte nur weinen, aber es waren Thränen des Glücks, die ihren Augen entströmten, süße köstliche Thränen, die alles erlebte Weh hinwegwuschen, als wäre es nie gewesen.

Und das Schicksal meinte es hinfort gnädig mit den Vielgeprüften.

Anfas erstarbte im Lauf der nächsten Jahre unter Marinkas liebevoller Pflege und in dem Gefühl ruhigen Behagens und innerer Zufriedenheit, zu seiner alten Kraft. Noch im Kreise seiner Enkel erzählte

er gern von seinem Kriegszuge und wie er sich bei Rauchamps das eiserne Kreuz verdient.

Er und Marinka brachten es zu hohen Jahren und nach dem Worte der heiligen Schrift dürfte ihr Leben auch ein köstliches genannt werden, denn es war Mühe und Arbeit gewesen.

\* \* \*

Acht Jahrzehnte sind verfloßen, seit Deutschland aus tiefster Schmach sich erhob, seit Max von Schenkendorf seine Lieder von Kaiser und Reich sang, und heute ist Wahrheit, was damals kaum die Kühnsten zu hoffen wagten.

Deutschland ist einig geworden und über ihm schwebt, wie einst, die hehre Kaiserkrone. Der aber den deutschen Kaiserthron aufrichtete zu neuer Herrlichkeit, das war der Sohn jener angebeteten Luise, deren Bild als Schutzengel die preussischen Heere geleitete, das war der greise Feld, dessen ehrwürdiges Haupt die Sage einst umstrahlen wird, wie sie das des Friedrich Rothbart umstrahlt.

Und auch Ostpreußen hat sich aus tiefster wirtschaftlicher Not zu einer der blühendsten Provinzen des Königreichs erhoben.

Wer heute auf dem Schienenstrange die Fluren Ostpreußens und Litauens durchweilt, dessen Auge erquickt sich an dem Bilde üppiger Felder, lachender Wiesen mit unendlichen Herden des besten Viehes. Der kann sich im Anblick der soliden Herrensitze, der wohlhabenden Dauernhöfe die Zeit der schweren Not nicht mehr vergegenwärtigen, die diese Fluren einst verwüstete und entvölkerte.

Nur der schmale Strich zwischen Haff und See zeigt heute noch dieselbe trostlose Öde. Das Dorf Runzen ist von der Erde verschwunden und die Nehrung, seit die Poststraße eingegangen, noch einsamer geworden.

Unaufhaltsam wälzt sich der Sand vom Meere zum Haff, Berge häufend und zerstörend, in unendlichem Wechsel. Aber die Hand des Menschen hat es in mühevollen Versuchen vieler Jahrzehnte gelernt ihn zu bannen.

Schon zieht sich stellenweise ein grüner Schimmer über die gelbliche, festgewordene Fläche. Arundopflanzen und Strandhafer sind die ersten Pioniere der Kultur, die der genügsamen Kiefer den Boden bereiten; und wenn wieder hundert oder mehr Jahre über den Landstrich hingegangen, dann rauschen viel-

leicht die Wälder zwischen Haff und See, wie sie vor Zeiten gerauscht haben.

Eine wunderbar liebliche Dase aber giebt es schon heute in der gelben Sandwüste.

Wer von der Königsberger Seite kommend, auf elegantem Salondampfer über das blaue Haff fährt, den grüßt schon aus weiter Ferne, auf dem blendenden Streifen der Nehrung, die dunkle Waldmasse von Schwarzort.

Das arme Fischerdorf hat sich in einen vielbesuchten Badeort verwandelt, dessen milde, von Kiefernadelduft durchhauchte Luft, schon vielen Leidenden Erquickung gebracht.

Elegante Villen, mit reizenden Gärten schmücken den Vorstrand am Haff, der auch eine neue, steinerne Kirche trägt und ziehen sich tief in den köstlichen Wald hinein, dessen fastiges, jetzt alle Baumarten zeigendes Grün, Höhen und Thäler gleichmäßig überdeckt. Feste, bequeme Wege führen in fünfzehn Minuten den Spaziergänger an das Ufer des rauschenden Meeres hinüber.

Wer aber den Aufstieg zum Bloßberg, der höchsten, noch künstlich erhöhten, Dünen Spitze nicht scheut, dem zeigt sich ein Bild, wie es reizender und eigenartiger kaum gedacht werden kann.

Haff und See, in weiter Ferne scheinbar zusammenfließend, lassen die Nehrung als eine schmale Insel erscheinen. Tief im Walde vergraben, dem Auge unsichtbar, liegen die Wohnungen der Menschen, hier oben nur Himmel, Sand, grüner, weiter Wald, über dessen Baumspitzen das Auge hinweggleitet, Haff und See. Ein Bild tiefer, poetischer Einsamkeit für den, der es mit empfänglichen Sinnen zu genießen versteht.

Und das Volk?

Fest und treu steht der Ostpreuze noch immer zu seinem Vaterlande. Bieder, zuverlässig und thatkräftig; auch heute noch in der ersten Reihe, wo es vorwärts zu schreiten gilt.

Als fränkischer Übermut Deutschland abermals das Schwert in die Hand zwang, um zu verbessern, was Blüchers „Diplomatiker“ im Jahre 1815 versehen, da that er seine Schuldigkeit, und sollte ihn abermals Kriegstruf vom stillen Herde aufscheuchen, so würde sein Feldgeschrei nicht minder freudig schallen, wie vor achtzig Jahren, nur daß es heute lauten dürfte:

„Mit Gott für Kaiser und Reich!“

E n d e.

# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## Auf der Reise.

Von Carl Basse.

Das kann nicht anders werden,  
Wir alle wandern ja,  
Sind Gäste nur auf Erden  
Und für die Reise da.

So laß das Glück denn treiben,  
Das ist nun einerlei,  
Wir dürfen doch nicht bleiben  
Und gehn uns stumm vorbei.

Und wandern müd' und leise,  
Am Schuh zerreißt das Band,  
Und suchen auf der Reise  
Das große Vaterland.

Ich hör' ein Lied verwehen,  
Das Klang und rauschte so,  
Ich hab' das Glück gesehen,  
Weiß aber nicht mehr, wo.

## Sine litterarische Plauderei.

Von Agnes Sarder.

„Nun, der Doktor kommt nicht zum Stat?“

Die junge Hausfrau steckte ihr lachendes Gesicht in das Rauchzimmer, wo ihr Mann und sein Freund an dem Kartentisch saßen. Das Spiel Deutscher lag vor ihnen, der älteste Wenzel obenauf, wie der Ausschreier in der Marktbude, der auffordernd ruft: Nur immer herein, meine Herrschaften! Zehn Stück einen Groschen. Wer aufagt, gewinnt!

„Nein, Else, er hat eben abgeschrieben.“

„Und das Unglück ist natürlich groß.“

„Warum ist Ihr Mann auch so unvorsichtig in der Wahl seiner Lebensgefährtin gewesen? Wenn ich mich noch einmal zu dem wichtigen Schritt entschließen sollte, ich fragte: können Sie der dritte Mann sein? und dann erst: wollen Sie meine erste Frau werden?“

Else lachte.

„Wie oft haben Sie eigentlich in der Theorie schon angehalten, Sie Weisheitsfresser? In der Praxis freilich —“

„Freund, sie kommt wieder auf die schiefe Ebene. Ändern wir sofort das Thema. Was machen wir nun, Els, wir armen Waisenknaben? Gehen wir in den Klub?“

„Das wäre! Und mein Hasenbraten? Und die Aprikosenspeise, die ich eigenhändig nach dem Rezept dieses Gourmands hier eingerührt habe? Nein, Ihr kommt in mein Zimmer, und zur Strafe für alte Vernachlässigungssünden werdet Ihr mich zum Abendessen geistreich unterhalten.“

Die Herren stöhnten aus gepreßter Brust.

„Und die Cigarren, gnädigste Ungnädige?“

„Dürfen Sie mitnehmen. Ja, um Ihnen einen Beweis meiner Großgeistigkeit zu geben, will ich mir sogar selber eine Cigarette anstecken — eine einzig dastehende Ausnahme, wenn ich Herren empfangen.“

„Als ob nicht das zierliche Etui auf Ihrem Schreibtisch längst zum Verräter geworden wäre, Frau Else.“

Sald war man drüben behaglich eingerichtet. Im Mannin flackerte ein helles Feuer, die rosa verschleierte Stehlampe warf ein warmes liebloses Licht in den gemütlichen Raum, und die Herren empfanden jenes gesteigerte Lebensgefühl, das gleich dem milden Licht der Ampel von der Gegenwart einer anmutigen Frau ausstrahlt.

„Nun, mein Freund, warum betrachten Sie mich so nachdenklich?“

„Weil es uns immer eine neue Seite des Charakters der Frau enthüllt, wenn wir sie die erste Cigarette rauchen sehen. Nicht jede hat Talent dazu.“

„Finden Sie das Rauchen unweiblich?“

„Bei unweiblichen Naturen, sicher. Die Zeit ist ja noch nicht lang vergangen, wo wir die Cigarette nur im Munde einer Francillon erklärlieh fanden, wo uns ihr Duft sofort das geheimnisvoll anziehende Leben der Bohème vor Augen führte.“

„Ich habe nichts dagegen, daß Else hin und wieder raucht. Ihr Kuß ist deshalb nie weniger süß gewesen und ihre Hausfrauensorge nie nachlässiger.“

„Weil sie es mit der natürlichen Anmut der großen Dame thut.“

„Und doch bin ich eine Kleinstädterin, in einem weltfernen Winkel der Provinz aufgewachsen, in einem Nest, das kaum fünftausend Einwohner hat.“

„Das würde Ihnen niemand glauben.“

„Bei der ersten Bekanntschaft zweifelte ich auch, aber dann fand ich doch mehr Frische und Empfänglichkeit, eine tiefere Art, das Leben aufzufassen, als sie das Thiergartenviertel liefert.“

„Frisch behauptete damals nach einer Strandpromenade im Mondschein sogar, ich sei sentimental.“

„Später fand ich die Erklärung für gewisse überspannte Anwandlungen in dem achtzehnjährigen Köpfechen. Dir, Karl, der Du berufener Ästhetiker und Litteraturapostel bist, Dir hätten sich die Haare gesträubt vor den Bücherschränken meines Schwiegervaters, deren Inhalt dem Leschunger seiner Töchter allezeit freigestanden hatte.“

„Papa war darin nämlich ein wenig Sonderling. Er sah uns Mädels lieber mit dem Buche in der Hand, als mit dem Strickstrumpf.“

„Während man doch sonst immer annimmt, daß planlose Lektüre gerade für weibliche Gemüter ein Kost ist, der die Keime wahrer Bildung für immer abfriszt.“

„Papa war anderer Meinung. Er hatte als zehnjähriger Junge über die Schulter seines Vaters hinweg den „ewigen Juden“ und „die Geheimnisse von Paris“ verschlungen, und da er sich daran nicht den Magen verdorben hatte, hoffte er diese vorzügliche litterarische Verdauungsfähigkeit seinen Kindern vererbt zu haben.“

„Jedenfalls ein Experiment; denn was gesunden Naturen höchstens ein appetitreizendes Mittel ist, das kann Schwächlingen den Untergang bereiten.“

„Bei meinem Schwiegervater hat sich seine Methode glänzend bewährt. Seine Töchter sind kerngesund, vernünftig, praktisch und frohlebzig geworden.“

Der Hausfreund verbeugte sich gegen die junge Frau.

„Und Ihre Mutter?“

„Mama neigte ja allerdings mehr zum Strickstrumpf. Ich beginne mich noch ganz genau, daß sie Papa eine kleine Scene machte, als sie meine dreizehnjährige Schwester über der „Königin Margot“ fand. Papa erklärte uns dann am nächsten Tage feierlich, er hoffe, wir überschlugen immer, was nicht für uns passe.“

Alle lachten.

„Und doch liegt in diesem Ausspruch Ihres Herrn Vaters eine hohe Idealität.“

„Ich beginne mich aber nicht, jemals etwas Unpassendes gefunden zu haben.“

Der junge Chemann griff nach der weichen Hand, die eben den Rest der Cigarette in das Kaminfeuer geworfen hatte, und küßte sie zärtlich.

„Dem Meinen ist alles rein, Es.“

„Und Papa selbst war eigentlich klassisch. Ein Band Scott liegt noch heute stets auf seinem Schreibtisch. Im Winter aber, wenn er sich nach gethauer Arbeit der Familie widmete, dann kam Neuter, Dickens, Cervantes zum Vorlesen an die Reihe. Mit den Gestalten dieser großen Dichter bin ich aufgewachsen; die Humoristen haben mich groß gezogen.“

„Keine schlechten Lehrmeister. Besser als die Marlitt —“

„O bitte, die Marlitt-Passion machte ich auch durch, und da war Mutter die Tonangebende. Wenn am Sonnabend das Posthorn erklang — Eisenbahnverbindung nach Buxtehude hatten wir natürlich nicht, — dann mußte das Mädchen schnell nach der Post, um die neueste Nummer ohne Verzug in Mamas Hände zu legen. Dann gab es eine Stunde stillen, andächtigen Genusses in der guten Stube. Der Faden riß freilich immer gerade an der spannendsten Stelle, wenn „er“ die keuschen Lippen unter dem blonden, leicht gewellten Schnurrbart zu einer geistvollen Entgegnung öffnete, oder wenn „sie“ die schwarze Sammetkapuze in den Nacken warf, und die rote Flut der gelösten Locken sie wie ein Mantel umwallte. Dann mußte man eine ganze Woche in Hängen und Pangen warten, und Papa, der die Schreibenden Frauen mit Ausnahme der George Sand, und Ida Bahn-Bahn verachtete, sagte spöttisch, der Kage würde der Schwanz stückweise abgehakt.“

„Jetzt ist sie tot, toter als tot. Es ist schier unbegreiflich, daß die Vielgefeierte so rasch und so vollständig sterben konnte.“

„Und doch so natürlich, Freund. In den letzten zehn Jahren hat sich der große Umschwung vom schönfärbenden Idealismus zum Realismus hin vollzogen. Unsere weibliche Lesegemeinde hat die Schwentung natürlich mitgemacht.“

„Für mich, obgleich ich eine der Tausende von Esen bin, die ihren Namen der Mondscheinprinzessin Goldelse verdanken, war die Marlitt doch nur das Dessert einer langen, ausermählten Mahlzeit, so etwas, wovon man noch nascht, wenn der Hunger schon gestillt ist. Die pièces de résistance trugen ganz andere Namen. Wenn ich jetzt nach Hause komme, in das leere Nest, aus dem die Vögel in alle Welt geflogen sind, dann gehe ich in die Mansardenstube, wo die Bücherregale stehen und streichle die lieben, alten Bände, die so eng mit dem Leben meiner Kindheit verbunden sind. Was für eine Flut von Poesie dann über mich hereinbricht!“

„Sagte ich Dir nicht, daß sie ein wenig sentimental ist?“

Die junge Frau hatte sich in den bequemen Stuhl zurückgelehnt und schaute nachdenklich den knisternden Funken zu.

„Besaßen Sie denn all diesen Schund — verzeihen Sie den derben Ausdruck — erbeigentlich?“

„Freilich. Da war zuerst die ganze Groschenbibliothek vom Großvater, ein paar hundert Bände. Er muß für seine Verhältnisse unverhältnismäßig viel Geld in Bücher gesteckt haben. Großmutter sagt, diese Leidenschaft hätte ihr manche Thräne gekostet. Und lauter schöne Litteratur. Ischoffe, die Stunden der Andacht, neben den Novellen —“

„Lafen Sie beides?“

„Ich las alles,“ nickte sie ernsthaft. „Dulver, Lever, Spindler, Enc, Scott, Eisenborff, Dumas, O Dumas père!“ Sie schlug die lachenden Augen mit gemachter Schwärmerei zur Decke auf. „Über Jahren meiner Kindheit steht in Flammenschrift: „Die drei Musketeiere! Von ihnen träumte ich, für sie schwärmte ich, und die zerlesenen Bände kann ich noch heute nicht ohne Rührung in die Hand nehmen.“

„Und Dumas fils?“

„Ging ziemlich spurlos an mir vorüber. Wenigstens erinnere ich mich keines nachhaltigen Eindrucks. Ich ging im Vater auf. Seinetwegen litt ich sogar. Als ich mit dreizehn Jahren das Elternhaus verließ, legte mein Vater, um mich mit den ersten Wochen des Pensionslebens auszuführen, den „Grafen von Monte Christo“ als Tröster in den Koffer.“

„Es!“

„Doch Fritz, ich spreche die Wahrheit. Berweint, von Heimweh zernagt, nahm ich ihn in einer stillen Stunde vor; schon nach den ersten Seiten hatte ich die kalte Welt und die Fremde vergessen. Da — nun ich will es kurz machen. Die Pensionsmutter kam, sah, siegte über meine Verzweiflung, und die geliebten Bücher wurden nach Hause geschickt.“

„Und Ihr Vater?“

„Gab sie mir in den ersten Ferien wieder. Ich weiß noch, daß ich auf dem Teppich lag und vor Aufregung den Blüsch kratzte bei den Kapiteln der Gefangenschaft. Kennen Sie etwas Herrlicheres, als das Fort b' Is und die Millionen der geheimnisvollen Insel?“

„Nichts Berrückteres, die Märchen von Tausend und einer Nacht etwa ausgenommen.“

„Die standen auch da. Hier einzig hatte es mein Vater für angemessen gehalten, aus Fischleim und Pech eine Lösung herzustellen, mit der einzelne Sätze, oft auch ganze Seiten, unburdhringlich verklebt waren. Ich begnügte mich mit der Ainderausgabe, das Verbotene hat mich nie gereizt.“

„Eva, Eva!“

„Nein, Fritz. Gehe ich an Deine Papiere? Öffne ich Deine Briefe? Es sei denn, es steht ausdrücklich „persönlich“ darauf.“

„Trotz des letzten Gegenbeweises glaube ich der Gnädigen. Scheinbar unbegrenzte Freiheit ist eines der weisesten Mittel für maßvolle Entwicklung.“

„Auch eine gefallene Größe stand da in Reih und Glied auf den heimischen Bücherborden. Claren, der süße Claren. Er war nur in wenigen Exemplaren vertreten, „Mimili“ und „der Fastnachtsball“; es war wohl ein Zeichen meiner gesunden Natur, daß er mich immer abstieß.“

Der Hausherr stand auf.

„Da ist mir neulich auf antiquarischem Wege der erste Abdruck von „Mimili“ mit dem Titelbild der Schweizer-schönen in die Hände geraten. Ich will ihn Euch holen.“ Er ging in sein Arbeitszimmer hinüber und kehrte mit einem altersgrauen Bändchen zurück. „Da, das ist sie.“

Man lachte über das Gezierte des Wildes, und der Aesthetiker sagte:

„Da ist sie also, die süße Mimili, der, gleich ihren Schwestern von Claurens Gnaden, die Halsstücker nie sitzen wollten.“

Frau Else erhob drohend den Finger.

„Warten Sie, mein Freund, nebenan schläft meine Erstgeborene. Vergiften Sie nicht die Träume der Unschuld!“

„Worunter Else und ich doch etwas anderes verstehen, als die Natürllichkeiten des Herrn Clauren, von dem Hauff behauptet, daß ihn die Frauen zur Hinterthür hineinließen, wenn ihn die Männer die Treppe hinabgeworfen hätten.“

„Und doch lasen ihn seinerzeit nicht nur Frauen sondern auch Männer.“

„Freilich,“ rief Frau Else lebhaft, „und was für Männer. Meine Großmutter, die viel Beziehungen zu den Kreisen der Königin Luise hatte, erzählte mir, daß sie einmal den Freiherrn von Stein in Thränen gefunden hätte — über „dem Fastnachtsball“. Stein, den großen Stein, des Guten Grundstein, des Bösen Eckstein, des Deutschen Edelstein — und hat eine Thräne für diese Magdalis!“

„Da siehst Du, daß sich niemand dem Einfluß seiner Zeit entziehen kann. Wer weiß, über welchen augenblicklich gefeierten Liebling unsere Enkel lachen werden?“

„Und dann sind das Bücher, die Ihrem Großvater gehörten. Schon bei Ihrem Vater werden Sie den Umschwung gesehen haben.“

„Freilich, mein Papa, der den Bücherhunger geerbt hatte, kaufte ganz andere Sachen. Aber sie haben sich nie so in unsere Herzen geschmeichelt wie die geliebten romantischen Schartelen in der Mansarde.“

„Nun, was war es denn?“

„O, eine sehr feine Gesellschaft, ein internationaler Kongreß. Kalibaja und Camoens, Buschkin, Björnson, Dostojewski, Manzoni, Tasso, Thackeray —“

„Els, höre auf!“

„Und das haben Sie alles gelesen?“

Sie nickte schwermütig.

„Alles. Was sollte ich machen? Das Leben spielte sich sonst so still ab, kein Sturm, nicht einmal in einem Glase Wasser. So las ich, las ich, las ich. „Die empfindsame Reise“, „mein Onkel Benjamin“, „das Leben ein Traum“, „den Simplissimus“, „tote Seelen“, das verlorene Paradies“, „die Reise nach dem Mond —“ Sie hielt erschöpft inne, Atem zu holen.

„Fritz, und eine so gelehrte Frau hast Du genommen?“

„Und bin dabei sehr glücklich geworden.“

„Haben Sie mir das je angesehen?“

„Nie!“

„Das Hübscheste, Karl, ist aber das, daß Else ihren tollen Hafer ausgefät hat und nun überhaupt nur noch wenig und mit großer Auswahl liest. Journale, diese Ausgeburt moderner Zerfahrenheit, findest Du bei uns nicht. Ich kann mit meiner kleinen Frau ein Geschichtswerk, eine Biographie mit Genuß lesen, ohne zu fürchten, daß sie sehnsüchtig nach der letzten Fortsetzung einer der zwanzig Romane schießt, die sie angefangen hat.“

„So haben Sie eine Staffel sehr früh erreicht, die die Frau der guten Gesellschaft sonst unverhältnismäßig spät erklimmt. Viele kommen aus dem Wackelschalter der Romanlektüre — gewöhnliche Unterhaltungsrömane meine ich natürlich — überhaupt nicht heraus. Auch mit weißen Haaren

lesen sie noch „Studentenfutter“, wie man bei mir daheim die beliebte Mischung von Traubentrosinen und Strachmandeln nannte.“

„Da möchte ich meine Mißschwester doch entschuldigen. Nicht jede hat in jungen Jahren sich so tüchtig die Hörner ablaufen dürfen; nicht jede hat auch die Frißche für ernste Lektüre. Nach des Tages Last und Hitze pflückt man zu seiner Erholung lieber Blumen, als daß man Ähren schneidet. Endlich ist auch nicht jede so glücklich verheiratet wie ich.“

Ein warmer Blick traf den Gatten.

„Wollen Sie davon die Wahl der Lektüre abhängig machen?“

„Sehr sogar. Das unbefriedigte Herz bettelt bei der Phantasie. Nur das volle Glück hält schon die Wirklichkeit für einen Garten Eden. Davon kann der arme Einsiedler nichts wissen, gelt, Fritz?“

„Also wäre die beliebte Schlußfolgerung wieder einmal —“

Das Mädchen öffnete die Thür zu dem Speisezimmer.

„Dein Glück, Karl, der Hasenbraten!“

Die Hausfrau erhob sich.

„Nun, vermissen die Herren Ihren Stat, oder haben wir nicht wirklich nett geplaudert?“

„Wir? Els, geliebtes Weib, wer hat geplaudert?“

Sie nahm lachend den Arm des Freundes.

„Ich? Wirklich nur ich?“

„Na, Frau Else; aber wirklich nett.“

„Daß sich doch Frauen immer am besten unterhalten, wenn sie allein sprechen.“

„Sei nicht boshaft, Fritz. Bei Tisch will ich ganz still sein, und Ihr sollt reden. Über Konacher, oder die Militärsvorlage, oder den Distanceritt — oder die Aprikosenspeise!“

## Sonett.

Von Alfred Pollak.

Ans Fenster lehne ich die Stirn und seh'  
Die Menschen fröstelnd durch die Straßen eilen,  
Und hör' den Sturm im Rauchschlot ängstlich heulen,  
Und draußen wirbelt toll und dicht der Schne.

Mir wird so seltsam traurig-bang und weh,  
Ich möchte flüchten viele, viele Meilen;  
Im sonnig-hellen Süden möcht' ich weilen  
Und träumend starren in den blauen See.

Doch bald entschwinden solche Phantasieen,  
Nur trostlos-weite Ede bleibt im Innern,  
Und traurig schleppend die Gedanken ziehen.

O fürchterlich Gefühl des Einsamseins!  
Kein Hoffen, kein versöhnendes Erinnern.  
Vom fernem Glück auch nicht ein Schein des Scheins. —

## Vor Paris.

Von einem Stabsoffizier.

I.

Verfailles mit seinem herrlichen Schloß, seinen breiten und schönen Avenuen lag hinter uns, und mit begeistertsten Worten gedachten wir unseres Kronprinzen, an dem wir



soeben vorbeimarschirt waren und der dem Regimente seine vollste Zufriedenheit über das vortreffliche Aussehen der Mannschaften ausgesprochen hatte.

Heute also sollte der letzte Ring in die große Kette hineingefügt werden, welche mit eiserner Kraft das gewaltige Paris umschloß und die sich nicht eher wieder öffnen durfte, als bis sich die stolze Kapitale vor uns gebeugt, und wir als Sieger eingezogen waren. Mut und Jugendlust schwellten unsere Herzen bei diesem Gedanken, und viele sahen sich schon im Geiste auf den Boulevards auf- und abpromenieren, und märchenhafte Träume stiegen vor ihren Augen auf, gegen welche die Erzählungen von „Tausend und eine Nacht“ ein Nichts waren.

Und so zogen wir denn singend weiter, alle Strapazen, der ganze Jammer des Krieges schienen vergessen zu sein, denn noch vier Wochen und dann — spätestens dann — war der Krieg beendet, Paris in unserer Gewalt.

Schon war es gegen acht Uhr abends, goldig beleuchtete die untergehende Sonne die reizenden Villen von La Celle Saint Cloud, aber weiter ging es, das Dorf hindurch, bis das Bataillon in einem großen Parke in der Nähe des Klosters der Kaiserin Eugenie Halt machte.

Es war der neunzehnte September; allmählich senkte sich die Nacht hernieder, eine der herrlichsten Nächte, die ich je erlebt. Die Sterne blinkten so klar und hell vom Himmel herab, daß sich die Blicke gar nicht von ihnen trennen konnten, die Luft war lau und mild wie im Frühjahr, und bei all diesem Zauber der Natur zog tiefe Sehnsucht nach der Heimat in mein Herz ein.

Am andern Morgen wurde das Bataillon in La Celle St. Cloud einquartiert, wo es einige Tage verbleiben sollte.

Das Schloßchen, welches für den Bataillons-Stub bestimmt war, lag malerisch auf dem östlichen Rande des Thales, in welchem sich das Dorf bis an die Seine entlangzog. Als mein Kommandeur und ich den gepflasterten Weg emporritten, konnten wir nicht umhin, den Geschmack zu bewundern, mit welchem unser neues Dacheim — wie ich die Villa scherzhaft nannte — erbaut war.

An ein hohes, zweistöckiges Gebäude im Renaissancestil schloß sich ein Säulengang, welcher in einem Gartenhause, mit prächtigen Palmen und anderen tropischen Pflanzen gefüllt, endigte.

Im zweiten Stock fand ich das für mich bestimmte Zimmer, welches eine sehr elegante Einrichtung zeigte. Die Tapete mit ihren Rosenmustern stimmte mit den Möbeln, Gardinen und Bettvorhang überein, viele unnötige Dinge standen und lagen umher, die das Ganze aber so recht behaglich machten, zwei große Glastüren führten auf einen kleinen Balkon hinaus.

Nachdem ich mich etwas erfrischt hatte, trat ich auf den Balkon. Mit Entzücken versenkten sich die Blicke in das herrliche Bild, welches sich vor mir ausdehnte. Im Thale zog sich La Celle Saint Cloud hin, Villen und Schloßchen, umgeben von Gärten und Parkanlagen, wechselten mit einander ab und gingen in das Dörfchen Saint Michel über. Daran schloß sich das reizende Louveciennes an, scharf grenzte sich das goldene Schloßchen der Madame du Barry am Horizonte ab, im Hintergrunde ragten die Türme von Saint Germain hervor, während die silbernen Bogen der Seine sich durch dieses entzückende Stück Erde hindurchwanden.

„Mein, herrlich!“ rief ich aus und konnte mich gar nicht von dem Panorama trennen, als plötzlich neben mir ein

Kleid raufchte. Ich drehte mich um und sah eine schlant gewachsene, junge Dame auf dem Balkon des Nebenzimmers stehen, die mir einen so finsternen Blick zusandte, daß ich mehr aus Verlegenheit, wie aus Höflichkeit eine tiefe Verbeugung machte. Sie erwiderte den Gruß jedoch so knapp und mit einer so strengen Miene, daß mir das Blut in den Kopf schoß und ich gewünscht hätte, weniger höflich gewesen zu sein. Bei dem darauf stattfindenden Frühstück im Eßzimmer, welches parterre neben einem Billardsaal gelegen war, speisten mein Kommandeur und ich allein. Das Gespräch drehte sich natürlicher Weise um die bevorstehende Belagerung von Paris, um andere militärische Dinge und schließlich um unser jetziges Quartier. Der Kommandeur hatte bereits erfahren, daß nur eine ältere Dame mit ihrer Tochter anwesend sei, während der Besitzer sich mit seinen Söhnen gestern morgen noch nach Paris begeben habe. Da die Damen nicht zugegen waren, zündeten wir die Cigarren an und waren im besten Plaudern, als das Gesicht meiner schönen Unbekannten in einem der Fenster erschien und mit scharf markierter Stimme die Herren bat, ihre Cigarren im Garten und nicht im Eßzimmer weiter zu rauchen. Im Anfange waren wir ganz starr, dann lachten wir hell auf und verließen selbstredend den Speisesaal. Als wir später den Damen des Hauses unsern Besuch machen wollten, wurden wir nicht angenommen, jedoch um fünf Uhr zum Diner gebeten.

Das Auftreten des jungen Mädchens begann mich zu interessieren; diese kleine Hexe hatte den Mut, uns in einer Art und Weise zu behandeln, als ob sie nicht siegreiche preussische Offiziere, sondern weiß Gott wen vor sich hätte, und mit Ungebuld erwartete ich die fünfte Stunde.

Als wir in den Salon eintraten, empfing uns eine ältere Dame in den fünfziger Jahren, elegant in Schwarz gekleidet, mit einfachen, aber würdevollen Manieren. Sie bedauerte sehr, den Besuch nicht haben annehmen zu können, aber sie sei heute morgen nicht recht wohl und ihr Herz so voll von Kummer gewesen, daß es ihr zu viel Überwindung gekostet haben würde. Alles dies sprach sie ruhig und einfach, man merkte, daß sie es unsertwegen that, damit wir ja jedes Wort verstehen sollten. Beim ersten Blick mußte man von der Dame eingenommen sein, mich heimelte sie sogar ungemein an, ich bildete mir ein, eine Ähnlichkeit mit meiner Mutter zu finden.

Als uns die ehrwürdige Dame ihrer Tochter Fanchon vorstellte, machte letztere wieder ein verheult finsternes Gesicht, und da sie sich an der darauf folgenden Unterhaltung nicht beteiligte, hatte ich Muße, sie zu betrachten. Ihre schlante und dabei volle Gestalt umgab ein eng anschließendes, dunkelgraues, wollenes Kleid ohne jeden Ausputz. Um den schönen Hals trug sie eine schwarze Fräse, die von einer schwarzen Broche gehalten wurde — kurz, sie sah aus, als hätte sie sich in Saß und Asche gehüllt. Aber das Gesicht mußte man sehen. Aus Marmor schienen diese edlen Züge gehauen, ein unbeugbarer Charakter lag in diesem Ausdruck. Die fein geschnittene Nase schien zwar für dies Gesicht etwas zu lang, um den Mund spielten Malice und Ironie, die blauen Augen blickten zu streng vor sich hin, und doch umrahmten die braunen Flechten ein in hohem Grade vornehmes Gesicht.

Wir gingen in den Eßsaal, ich führte Mademoiselle Fanchon, die zwar ihren Arm in den meinen legte, jedoch so weit wie nur irgend möglich von mir entfernt einhertritt. Bei Tische war eine Unterhaltung mit ihr nicht möglich, denn auf meine erste, wirklich gut gemeinte Frage, um wen sie

trauere, erhielt ich zur Antwort: „Um mein Vaterland!“ und als ich selbst darauf einging, antwortete sie mir ungefähr zehn Mal mit: „Oui monsieur“ oder „Non monsieur!“ so daß ich das Frage- und Antwortspiel satt bekam und unmutig schwieg. — Unsere lebenswürdige Wirtin, deren Namen ich nicht anführen will, nahm jest das Gespräch in die Hand und erzählte mit großer Offenherzigkeit von ihren Familienverhältnissen; ja, schließlich kam es heraus, daß sie in Mannheim geboren sei, sie sprach mit vieler Liebe von ihrem Deutschland und rief endlich in deutscher Sprache: „Ach, dieser unglückselige Krieg! Wie viel Kummer und Sorge wird er uns noch bringen!“

Als wir uns nach ihrem Gemahl erkundigten, erfuhren wir, daß derselbe in der That noch gestern früh mit den beiden Söhnen nach Paris gefahren sei und versprochen habe, die Damen heute abzuholen. Durch das unvermutet schnelle Eintreffen der deutschen Truppen seien sie nun von den übrigen getrennt, sie, die beiden schwachen Frauen inmitten dieser Tausende von Soldaten — Mademoiselle Fanchon schien einen Kopf größer zu werden — und der Himmel wisse, ob sie die übrigen wiedersehen würden. Wir versuchten unsere gütige Wirtin zu beruhigen, was uns auch gelang, zumal ich noch an diesem Abende nach Marly le roi zum Regimentsstabe reiten mußte und fest versprach, alles zu thun, um von dem Vorpostenkommandeur einen Erlaubnißschein für die beiden Damen zum Passieren der Vorposten zu erhalten. Wir plauderten alsdann noch von diesem und jenem, auch wir erzählten von unseren Familienverhältnissen, zeigten die Bilder unserer Angehörigen, die Ähnlichkeit zwischen meiner Mutter und Madame wurde von der letzteren ebenfalls gefunden, und als ich den Tod meines bei Wörth gefallenen Bruders erzählte, traten sogar Fanchon Thränen in die Augen, die sie vergeblich zu unterdrücken suchte.

Nach Beendigung der Tafel begab sich die kleine Gesellschaft in den prachtvollen Park, ich ging neben meiner stummen Tischnachbarin.

„Zum Dank für die lebenswürdige Tischunterhaltung soll ich Ihnen, meine Gnädigste, also auch einen Passierschein besorgen?“ begann ich scherzend das Gespräch. „Eigentlich müßte ich es nur für Ihre Frau Mutter thun; Sie würden sich vielleicht doch noch an die bösen Prussiens gewöhnen und Sie können es uns eigentlich nicht übelnehmen, wenn wir versuchen, ein so lebenswürdiges Schloßfräulein so lange wie irgend möglich in unserer Mitte zu behalten.“

Ihr Gesicht wurde purpurrot.

„Mein Herr,“ begann sie in deutscher Sprache, „wenn ich in Ihnen nicht schon längst einen Kavaliere erkannt hätte, würde ich Ihnen anders antworten. Ich fühle aber, ich war unfreundlich gegen Sie, verzeihen Sie mir.“

Sie reichte mir ihre Hand entgegen, welche ich küßte. In bittendem Tone fuhr sie weiter fort: „Aber bedenken Sie, mein Herr, finanziell sind wir durch den Krieg zu Grunde gerichtet, mein armer Vater in Paris, meine Brüder Offiziere in der Nationalgarde, mein“ . . .

„Fanchon!“ rief die Mutter.

„Nochmals, bitte, bitte, verzeihen Sie mir,“ und festen Schrittes ging sie von meiner Seite fort und nach einem freundlichen Gruße mit der Mutter ins Haus hinein.

Hätte mein Kommandeur mich nicht laut bei meinem Namen gerufen, so stand ich wahrscheinlich noch eine viertel Stunde nachher auf demselben Flecke. Was war mit dem Mädchen vorgegangen? Woher diese plötzliche Veränderung?

Ich war wie im Traume und verträumte wirklich, daß ich noch zum Befehlsempfange nach Marly reiten mußte.

Mein prosaischer Durste brachte mich zur Vernunft und bald saß ich auf dem Hapfen.

„Auf baldiges Wiedersehen und frohe Botenschaft!“ tönte Fanchons Stimme vom Balkon herab.

Unsere Blicke trafen sich, ein Gruß mit der Hand, dann sauste ich in langem Galopp den gepflasterten Weg hinab und war halb erschrocken, halb verwundert, als ich mich plötzlich in Saint Michel befand.

Ein mühevoller Ritt brachte mich um zwölf Uhr nachts ins Regimentsstabsquartier. Wer daran schuld gewesen, daß ich mich drei Mal vollständig verritten hatte und bald nach Paris anstatt nach Marly geraten wäre, war mir leicht erklärlich.

Leider war der bewußte Erlaubnißschein nicht zu erlangen, es sollten erst die näheren Befehle beim General-Kommando, welches in Versailles lag, eingeholt werden. Ich wollte sofort nach La Celle zurückreiten, aber die Kameraden duldeten es nicht, und so ging ich mißmutig in das letzte unbewohnte Zimmer der Villa. Als der Diener die Thür öffnete, rief er mit feierlicher Stimme: „Vous entrez dans la chambre, monsieur, de l'homme le plus célèbre de la France!“

Auf die Frage, wer denn das sei, erwiderte er: „Victor Hugo!“

Der Diener war jedenfalls ebenso überspannt wie sein Herr.

Die Sonne hatte erst vor kurzer Zeit die Kronen der Bäume mit ihrer Liebesglut übergossen, als ich in La Celle einritt. Von weitem schon sah ich auf dem mir bekannten Balkon eine weiße Gestalt stehen, die lange Zeit nach Saint Michel herüberschaute. In einigen Minuten ritt ich durch das Portal meines Quartiers. Fanchon in einem weißen Mullkleide, frische Herbstrosen im Haar, lieblich wie ein Maienmorgen, kam mit der Mutter die Treppe herab, und wie aus einem Munde riefen sie: „Was bringen Sie für Nachrichten? Ach, welche Angst haben wir ausgestanden, als Sie gar nicht wiederkehren wollten!“

Mit innigem Blicke dankte ich Fanchon für ihre Teilnahme, und es wurde mir bitter-süß, den Damen die trostlose Nachricht mitzutheilen.

Madame war unglücklich und mit Recht, denn vergingen noch einige Tage, so war mit Bestimmtheit anzunehmen, daß sie nicht mehr nach Paris hineingelassen wurde, und eine lange Trennung von ihrem Manne und ihren Söhnen ohne Schutz und ohne Hilfsmittel stand vor ihr.

Es wurde eine längere Beratung abgehalten, zu welcher wir auch den Kommandeur hinzuzogen. Fanchon blieb während der ganzen Zeit ernst und gefaßt; was sie sprach, war so verständlich, wie man es bei einem achtzehnjährigen Mädchen nicht voraussetzen durfte.

Wir konnten zu keinem Entschlusse kommen, bis Fanchon sagte: „Ich wüßte zwar noch ein Hilfsmittel, aber niemals werde ich dasselbe aussprechen!“

Schon längst wußte ich, was sie meinte; fühlte ich doch, als wir so nebeneinander saßen, wie ihre Gedanken, ihre Gefühle in mein Inneres hineinströmten.

„Sofort reite ich nach Versailles,“ rief ich aus, „und sollte ich zum Kronprinzen gehen, ich bringe schon den Erlaubnißschein!“

Ein warmer Händedruck war Fanchons Antwort — ich wäre, wenn nötig, bis ans Ende der Welt geritten.

(Schluß folgt.)

## Die Spielleute.

Vier fahrende Gefellen  
Zur heit'ren Faschingszeit,  
Die spielten ihre Weisen  
Zu and'rer Fröhlichkeit.

Der erst', ein Italiener,  
Der strich mit Leidenschaft;  
Er führte seinen Bogen  
Mit feurig wilder Kraft.

Vom Savestrand der zweite,  
Der fiedelte mit Glut;  
Das trillerte und schwirrte  
Und jauchzt' in Übermut.

Und manchen lust'gen Jodler  
Flocht ein der aus Tirol;  
Jedoch, wer war der vierte,  
Der ernste Spielmann wohl?

Nicht lange blieb's ein Rätsel,  
Wo seine Wiege stand,  
Welch' schönen Fleck auf Erden  
Er hieß sein Heimatland.

Sein Lied glich Waldekräuschen,  
Gleich süßem Vogelklang,  
Verwebt mit Wellenmurmeln  
Und Liebessehnen hang.

Das Lied klang tief und innig,  
Das Heimweh gab's ihm ein:  
Er dachte an den Schwarzwald  
Und an den schönen Rhein!

Manfred Eimer.

## Wohnung und Heim.

Unter diesem Titel hat „Der Kunstwart“ von Ferdinand Avenarius einen Aufsatz gebracht, den wir auch unseren Lesern zum Bedenken vorlegen. Wir benutzen diese Gelegenheit, um wieder auf die vortreffliche Zeitschrift hinzuweisen, die mit Vermeidung aller äußersten Standpunkte im Geiste gesunden und ruhigen Fortschrittes geleitet wird. Das Blatt schreibt:

Schimmert der Weihnachtsbaum in unserem Zimmer, genießen wir seines friedlichen Lichtes, vereint mit Eltern, Weib und Kind, dann ist uns jede Wohnung ein Heim. Ist aber der Glanz des innigsten Festes erloschen, so wird uns gar oft die Wohnung wieder nur Wohnung. Was gehört wohl dazu, daß sie uns dauernd ein rechtes Heim sei?

Ein schönes Heim kann nur aus einer schönen Wohnung entstehen — sprechen wir zunächst einmal von schönen Wohnungen.

Wer viel Geld im Kasten und einen guten Geschmack hat und einige Erfahrung und Übung dazu, der baut sich ein Haus oder ein Häufel oder er sucht so lange mit Bedacht, bis er zur Miete eine wirklich schöne Wohnung gefunden hat: soweit ist dem Manne verhältnismäßig leicht geholfen. Wir wollen ihn sich selbst überlassen, wir wollen heut weder von ihm reden, noch von den vielen Armen, die froh sein müssen, Bett und Tisch zu finden — der Reiche braucht uns nicht, dem Armen können wir, Gott sei's geklagt, in diesen Zeit-

läufen nicht helfen. Wir wollen vom leidlich wohlhabenden Mittelstand sprechen und dem, was ihm geboten wird, und dem, was er sich wohl selber bieten könnte.

Schönheit der Wohnung setzt voraus, daß die Wohnung zweckmäßig sei, bequem und gesund, denn sonst wäre all ihre Gefälligkeit nur ein Vestechen. Angenehme Ausgestaltung des Zweckmäßigen, erfreuliche Kennzeichnung des Wirklichen soll Schönheit sein, dann erst trägt sie die Vorbedingung der Dauer in sich und wird nicht früher oder später mit Ermüdung als blendende Lüge empfunden. Daß blendende Lüge in den Wohnräumen des Bürgerstandes heut mehr herrscht als je, das aber ist wahr, ein trauriges Zeichen seines Niedergangs. Man fühlt nur selten noch das Bedürfnis, die Dinge zu gestalten als das, was sie sind; sie sollen aussehen, als wären sie etwas Kostbareres, „Feineres“. Es ist mitunter zum Lächeln, just als ahme die Wohnung jeder Steuerklasse die der um fünf Stufen höheren nach. Und als wollte sich das Progende, das Außerliche schon räumlich symbolisieren: große Treppenhäuser, stattliche Empfangszimmer, mäßige Wohn-, kleine Schlafräume. „Imitation“ an allen Enden, damit alles aussehe, als wäre es teurer als es ist: ein Biergetröse von Stampfpappe, mit Stiften an die Decke genagelt, eichenholzfarben bemalter Stuck um die Thüren in Nachäffung von Gesimsen und Krönungen in Holzschnitzerei, mit Olifarbe „marmorierte“ Flurwände. Statt des ehrlichen Kleides des Freien in Nachahmung „vornehmerer“ Trachten ganz dasselbe, was auf ihrem Gebiete Kellnerfrack und Livree sind. Ferner in dem Bestreben, reich zu scheinen, ein Überladen mit Formen. Ein Herrliches in der Hand des Meisters ist das Ornament: der gestaltet es so, daß es, eine Augenweide an und für sich, dort, wo es angebracht ist, den Reiz der Form kräftigt und abelt. Von solcher Verwendung weiß die Durchschnittswohnung nichts: reich soll sie aussehen und billig doch muß sie hergestellt werden, in Massen auf Maschinen also werden für sie Ornamente fabriziert, ohne viel an anderes zu denken als eben an den billigen Schein des Reichtums. Schön waren die mit dem Unherschreitenden wandernden klaren Lichtpunkte auf den einfach halbkugelförmig ausgehöhlten Glasurkacheln altdeutscher Öfen, wie ruhig glänzende klare Sterne — jetzt preßt man die Kacheln in mannigfach ornamentierte Formen, ein wirres Durcheinander der Lichtpunkte ist die Folge. Man versteht gar nicht mehr, worauf es ankommt. Wie bei den Augenheben — man beginnt schon für ihre Stelle ornamentreiche Glasstücke auszupressen. Oder bei den Lampen und Kronleuchtern mit ihrer jede Kraft verzettelnden Unruhe von kleinen Formen. Von der Verunstaltung der Decken mit überladener Stuck-Imitation habe ich schon gesprochen. Und unsere Tapeten!

Einfachheit braucht die bürgerliche Wohnung — sie kann deshalb in Wahrheit doch reicher werden, als die Fitterreichte. Meine Privatwünsche wären hier etwa die: gebeiztes und lackiertes Thür- und Fensterholz, farbige Öfen mit ornamentlosen Kacheln, ruhige gemalte Friesbänder an Decken und Wänden, wenn die Benutzung einfacher Holztäfelungen und Gesimse doch einmal zu teuer ist, und, wie die Dinge heute liegen, am liebsten gar keine gemusterten Tapeten. Denn ich mag den Schmuck nicht von, sondern auf der Tapete haben; mit breiter Farbensfläche soll sie nur der Hintergrund sein, für das, was auf ihr ist. Wenn sie an größeren Stellen leer bleibt, nun: mir wären einige breite Flächen in fatter Farbenwärme lieber als zwanzig

Wäusen aus derselben Schablone, auch wenn den armen Mustern nicht von den Rahmen und Konsolen die Glieder so schmerzhaft zerschneiden würden.

Und einfach schön sei, was in die Zimmer gestellt wird. Auch hier gilt es, den Ornamentschwulst zu bekämpfen, diese Wucherungen, die jede reine Form unterdrücken wollen. Mit gesundem kunstgewerblichem Brote wollen wir uns nähren, nicht mit weichlichem Stuchen, der uns schnell zuwider wird. Eine einfach schöne, ja schlicht gerade Linie kann erfreuen, wenn sie sagt, was sie zu sagen hat. Das freilich muß sie thun: es hat unsere wichtige Forderung zu bleiben, daß alles Gerät stilgemäß sei, stilgemäß, nicht „stilvoll“ im Modefinne des Nachplapperns alter Formwörter, sondern nach jenem höheren Sinne des Stilbegriffs, der Kennzeichnung des Wesens einer Sache, ihres Materials und ihres Zweckes, durch ihre Formgebung verlangt.\*) Auf daß, wenn jedes kunstgewerbliche Stück sagt: das bin ich, und das soll ich, eine freundliche Leblichkeit aus all den mit ihren Formen „sprechenden“ Dingen erstehet. Auf die Wände: Kunstfachen, Bücher, wohl auch am rechten Orte getrocknete Pflanzen, zu denen das Vaterland mit seinem winterlich roten Eichenlaub und mancherlei anderem so farbenschöne Beiträge bietet, wie irgend ein Ausland.

Das gäbe dann, mit Geschmack ausgeführt, vielleicht eine einfache, aber doch schöne Wohnung. Könnten wir's selber nicht zu Stande bringen, ein befreundeter Künstler könnte es für uns. Aber es giebt noch kein Heim. Und da ist ein Unterschied: eine schöne Wohnung können wir uns machen lassen, ein schönes Heim müssen wir uns selber machen.

Denn dann erst wird unsere Wohnung zu einem Heim, wenn sie Ausdruck unserer Persönlichkeit wird. Wenn sie sich darstellt wie ein unwillkürlich geschaffenes Kunstwerk, dessen Gegenstand wir selber sind. Wenn die Wände und alles, was darinnen ist, zu uns selbst von unserem Fühlen, Denken, Leben, Lieben sprechen und zu dem Besucher, falls er nur ihre Sprache verstehen kann, kennzeichnend von dem, was wir, die Bewohner, sind. Dann erst ist die Wohnung im tieferen Sinne unser, dann erst ist sie mit uns verwachsen.

Als nach den Jahrzehnten trostloser Nüchternheit die Welt der Formen- und Farbenfreude für unser Kunstgewerbe wieder entdeckt ward, da ergab es die Sache, daß die vielen trefflichen Förderer des neuen Aufschwungs ihr Augenmerk zunächst auf das in der Wohnung richteten, was man bisher vernachlässigt hatte. Auf stilistische, zweckmäßig-schöne Gestaltung der Formen, auf kräftiges Farbenleben, vor allem auf das Malerische des Ganzen und das Decorative. Jetzt ist nicht mehr die künstlerische Nüchternheit für uns Gefahr, sondern der Schwulst, die künstlerische Trunkenheit. Und es scheint mir wohl an der Zeit, dem entgegenzuwirken, daß bei der Ausstattung unserer Wohnräume mit Kunstwerken das Decorative allein als maßgebend behandelt werde.

Vielsach geschieht es. Von Bildern gehören nur bunte an die Wände, heißt es da, Stiche und Photographien gehören in die Mappe. Gewiß, jene schmücken dort unvergleichlich mehr, und, was ich wahrhaft Schönes von ihnen habe, gehört dorthin. Aber der Genuß am Decorativen in meiner Wohnung ist weder der einzige, den ich von ihr haben will, noch der höchste. Was in meinen Mappen und Schränken liegt, das sehe ich nur, wenn ich's hervorhole, an meine

\*) Man wolle hierüber etwa die Zeitaufsätze Rv. I, 7, Rv. II, 8 und Rv. IV, 20, 21 vergleichen.

Wände schweift mein Blick in jedem Augenblicke der Ruhe. Und trifft er dann auf das Meisterwerk irgend eines ganz Großen, eines Michelangelo, Rafael, Dürer oder auch eines zeitgenössischen Verwandten im Geiste, eines Kethel etwa oder Millet, deren überlegenes Ich mich beruhigt, wie der freundliche Blick eines verstehenden Vaters, — so giebt mir der Stich oder die Photographie denn doch weit mehr, als die Freude an noch so fein Decorativem sein kann. Es liegt für mich, daß ich's ehrlich sage, etwas Banalitätsches in diesem Hinweis immer nur auf den Schmuckwert der Sachen. Und es ist nicht einmal nötig, daß die geringste Disharmonie durch einfarbige Bilder an den Wänden entstehe. Die toten weißen Kartons müßten wir freilich durch dunkle oder farbige verdecken; wer aber ein wenig Geschmack hat, kann solche so wählen, daß selbst ein schlichter Holzschnitt mit seiner Rahmung sich farbige in ein Farbige einfügt.

Diese Überlegungen sind nun von der höchsten Wichtigkeit eben bei der Weiterbildung einer „Wohnung“ zu einem „Heim“. Nicht jeder hat farbige Bilder in seinem Besitze, die ihm gerade das Allerhöchste von Kunst bedeuten; die meisten aber sind wohl im Stande, sich diese oder jene, und seien es noch so schlichte Vielfältigkeiten von den Werken anzuschaffen, die am vernehmlichsten gerade auf ihre Seelen wirken. Hängen sie solche strupplos an die Wände, und daneben, nur immer recht passend gerahmt, etwa Bilder besonders lieber Menschen oder Erinnerungsstätten, so werden die Mauern wohl minder „prachtvoll“ aussehen, aber sie werden anfangen, in lieber Sprache zu reden. Man verachte auch Gipsabgüsse wahrhaft bedeutender Originale nicht, es gilt für sie im Verhältnis zur Plastik, was von den Photographien im Verhältnis zur Malerei gilt. Überdies kann man sie oft getrost bemalen oder selbst geschickt bronzieren. Nur der Gedankenlose spricht dann vor ihnen flottweg von unkünstlerischen Imitationen. Denn hier, bei reinen Kunstwerken, verlangen Zweck und Material keine Kennzeichnung wie bei kunstgewerblichen Sachen: die möglichst vollkommene Übermittlung einer künstlerischen Anschauung ist beim reinen Kunstwerk allein das Wesentliche, nicht die Charakterisierung der Bronze, des Steins, des Gipses. Andenken, die liebe Erinnerungen wachrufen, verbanne man auch nicht unter allen Umständen in die Kästen: ein findiger Stoff wird leicht ein Mittel finden, manches davon unaufdringlich vor dem Blick zu behalten. Warum soll aus dem „Makartstrauß“ nicht auch dies oder jenes Zweiglein lugen, das ein pretium affectionis hat? Es giebt sehr wenig, was eine künstlerische Natur nicht so im Zimmer einordnen oder umgeben könnte, daß es auch das Auge eher erfreut als stört. Freilich, wenn bei der Ausstattung auf den Wert als Schmuck an erster Stelle gesehen wird, wird das Gesamte in weit lauterer Tönen klingen. Aber ein feineres Piano des Gesamtklanges wollen wir eben haben: um so eher können wir dann durch einzelne richtige Schmuckstücke stärker wirken, ohne schreien zu müssen.

Mit wenigen Beispielen habe ich einige wenige der vielen Wege angedeutet, auf denen wir von der Wohnung zum Heim gelangen können. Jede Persönlichkeit wird eigene gehen, und was ihr selber wahrhaft wohlthut, was sie beruhigt und befriedet in ihrem Heim, das ist an dieser Stelle berechtigt. Schulen wir unsere Sinne für Schönheiten und Feinheiten von Farbe und Form, damit wir auch deren feine Reize genießen und mit Geschmack verwenden können für unsere Zwecke. Machen wir uns sicher in unserem Stil-

gefühl, will sagen, in unserer Empfindung für das Charakteristische, das „Sprechende“ der Formen, damit wir bei der Wahl der Möbel und Geräte gewiß sein dürfen, statt bald matt werdender Blender dauernde Leuchten, die inneres Leben ausstrahlen, um uns zu versammeln. Dann aber: lassen wir uns nicht beirren in dem Bewußtsein, daß es auch für die Wohnung neben einer Schönheit bloß für's Auge eine seelische Schönheit giebt, und daß diese allein mit ihrem stillen Weben von Anregungen, Erinnerungen, lieben Gedanken, bedeutenden Eindrücken uns das Festtägliche selbst in den Alltag, uns das Heimgefühl in die Wohnung bringt. Da sogar, wo Weib und Kind nicht dafür sorgen, die das ja freilich noch besser vermögen, als alle Kunst.

### Bu spät!

Dein Fühlen und Denken  
Einst war es mein,  
Wolltst mir ja nur schenken  
Dein Herz allein.

Wollte es nehmen nicht,  
Frei wollt' ich sein,  
Frei, wie der Nar im Licht,  
Einsam, allein!

Kannst ja die Lieb' noch nicht  
Und ihre Macht,  
Was man auch von ihr spricht,  
Hab' ich verlacht.

Da zogst Du traurig fort,  
Weit übers Meer,  
Gab Dir kein freundlich Wort,  
Zum Abschied mehr.

Jahre, sie eisten hin,  
Ich blieb allein,  
Einsam, im trog'gen Sinn;  
Da dacht' ich Dein,

An Deine Lieb' und Treu',  
Die ich verschmäht.  
Ach, alle bitt're Neu'  
War nun zu spät!

Nun deckt der Rasen Dich  
Ferne von hier!  
Glücklos allein blieb' ich,  
Geliebt nur von Dir!

Fanny C.

### Vermischtes.

**Indische Legende.** Eine sehr geringe Meinung muß Gott Brahma von den Frauen haben, wie folgende hübsche indische Legende erzählt.

Ein armer Mann, der außer seiner Armut auch ein böses Weib auf Erden besaß, war gestorben. Als er vor die Pforte des Paradieses trat, erschien Brahma und fragte ihn: „Warst Du schon im Fegefeuer?“ — „Nein; aber ich war verheiratet!“ — „Das ist dasselbe,“ meinte der Gott,

„tritt nur ein!“ Kurz darauf erschien ein zweiter Himmelskandidat und bat ebenfalls um Einlaß. „Sachte, sachte,“ sagte Brahma, „warst Du schon im Fegefeuer?“ — „Nein, aber was thut's? Hast Du nicht eben einen Mann ein treten lassen, der so wenig im Fegefeuer war wie ich?“ — „Allerdings! Aber der war verheiratet!“ — „Ist es das?“ rief der Abgeschiedene freudig aus, „ich war zweimal verheiratet.“ — „Zweimal!“ sprach Brahma stirnrunzelnd, „dann zieh' ab! Für Dummköpfe ist das Paradies nicht geschaffen!“ Gr—r.

**Heilige Friseure.** Eine große Rolle spielen die Haarkünstler auf den Fidschi-Inseln. Die Häuptlinge dieser Inseln sollen, wie ein Reisender, der sich in den sechziger Jahren daselbst aufhielt, erzählt, eine außerordentliche Sorgfalt auf ihren Haarpuz verwenden. Jeder derselben hat einen eigenen Friseur, der nichts weiter zu thun hat, als den Kopf seines Herrn in Ordnung zu erhalten, dessen Haar und Bart zu salben und zu kräuseln, was immer einige Stunden vom Tage in Anspruch nimmt. Diese Friseure gelten als heilig und unverletzlich; ihre Hände werden durch Priester geweiht und jeder andere Gebrauch damit unter sagt. Nicht einmal essen dürfen sie mit ihren Händen; es wird jedem einzelnen eine Person gehalten, die ihn füttert. Gr—r.

**Verhältnisse.** Die Fürstin Metternich überreichte eines Tages ihrem Gemahl, dem bekannten österreichischen Staatsmann, eine Rechnung ihrer Pariser Putzmakerin über 2250 Francs zur Bezahlung. Der Fürst quittierte die Rechnung, bemerkte jedoch ironisch zu seiner Gattin: „Meine Liebe, ich bemerke, daß in demselben Verhältnis, wie Deine Güte kleiner werden, der Preis derselben sich vergrößert; eines Tages wird die Putzmakerin nur die Rechnung bringen.“ Gr—r.

### Auf dem Friedhofe.

Über die Mauer herübergeweht  
Von des Windes mitleidigem Flügel,  
Blüht flammroter, glühender Mohn  
Hier auf kleinem, verfallenem Hügel.

Ringsum Gräber, von Ephen umrankt  
Und geschmückt mit duftenden Kränzen.  
Auf den Steinen und Kreuzen zu Haupt  
Sieht man die Namen der Ruhenden glänzen.

Hier, — kein Stein, kein Erinnerungsmal!  
Schlafender, wardest Du vom Undank geschlagen?  
Hat Dir das Leben schon, — liebeleer,  
Keine einzige Blüte getragen?

Nicht mehr kümmert's Dich! Ewigen Schlaf  
Wähltest Du Dir. — Der Vergessenheit Blüten  
Stiegen als flammende Leuchten empor  
Auf dem Hügel, — den Schlummer zu hüten.

Elisabeth Heinrich.

### Inhalt der Nr. 18.

Kein Erbarmen. Roman von E. von Wald-Redt-wig. Forts. — Zwischen Haff und See. Erzählung von E. Karl. Schluß. — Beiblatt: Auf der Reise. Von Carl Duffe. — Eine literarische Plauderei. Von Agnes Harber. — Sonett. Von Alfred Pollak. — Vor Paris. Von einem Stabssoffizier. I. — Die Spielleute. Von Manfred Eimer. — Wohnung und Heim. — Zu spät. Von Fanny C. — Vermischtes. — Auf dem Friedhofe. Von Elisabeth Heinrich.

# Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3/4 M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

No. 19.

## Die Sonntagskinder.

Roman

von

Hans Werder.

I.

„Frisch weht der Wind der Heimat zu,  
Mein irisch Kind wo weilest Du?“

In weichen, langgezogenen Geigentönen schwebte diese wunderbare Melodie von den Schwingen der Abendluft getragen aus dem offenen Fenster her. Die Bäume schienen zu horchen, denn sie rauschten nicht mehr, und die Nachtigall flüchtete tiefer in die Schatten des Parks hinein, um in ihren Liebesliedern nicht gestört zu werden durch das Singen der Geige.

Ein Paar schwarze Zigeuneraugen blickten lauschend, mit sehnsüchtigem Ausdruck zu jenem offenen Fenster hinauf. Sie gehörten einem Jüngling von etwa achtzehn Jahren, der langausgestreckt auf dem geschorenen Rasenteppich lag, ein Bild träumerischen Behagens, das nur beeinträchtigt ward durch jenen gespannten Blick der Augen. Um diese aber zogen sich bläuliche Adern und allerhand Linien und Schatten, die auf ein bewegtes Geistes- und Seelenleben deuteten. Sein Äußeres schien auf den Eindruck eines echten Künstlers berechnet, mit schwarzer Sammetjacke und rotem Halstuch und auf dem Haupt einer Fülle aufrechtstehenden schwarzlockigen Haares.

„Wenn doch ich diese herrliche Geige besäße,“ begann er plötzlich, halbblaut vor sich hin sprechend, „und solchen Meisterunterricht und diese freie Selbständigkeit.“

„Nun, was würden Sie dann thun?“ fragte eine Stimme unter der Platane hervor, die ihre silbergrauen Zweige weit schattend über den Rasen hin streckte. Der lauschende Träumer wandte lebhaft den Kopf nach jener Richtung hin.

„Ich würde meine kostbare Zeit nicht damit vergeuden, immer nur über Wagnersche Motive zu phantastieren! Ich würde üben, studieren, nach wahrer Künstlerschaft streben, um endlich über den

schwächlichen Dilettantismus hinauszugelangen! — Glauben Sie, Herr Doktor, daß der Fürst dazu fähig wäre? Nein! Es mangelt ihm nicht an Talent, aber Reichthum, Rang und Stellung in der Welt hindern ihn, der Kunst zu dienen, wie er müßte, und er begeht einen Frevel, indem er sich hindern läßt!“

Der so Angeredete ließ seine Zeitung sinken und schaute mit klaren, scharfen Augen darüber hinweg zu dem Sprechenden hin.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, lieber Albano, wenn ich Ihre Urtheile als ein wenig ‚grün‘ bezeichne. Ich selber verstehe nichts von Musik, aber ich habe von bewährteren Leuten, als Sie es sind, gar oft die Bestätigung gehört, daß Fürst Hohenstein ein vortrefflicher Musiker sei!“

„Ein Wagnerianer ist er, nichts weiter!“ rief Albano. „Zu einem Musiker gehört denn doch noch etwas mehr als das!“

Die Geige drinnen sang immer weiter mit der Weichheit und Leidenschaft einer Menschenstimme die herrlichen Melodien aus Tristan und Isolde.

„Wie hübsch das klingt,“ sagte der Doktor wieder. „Albano, wessen beschuldigen Sie den Fürsten eigentlich? Haben Sie nicht auch Meisterunterricht und alles, was Sie brauchen, um Musik zu studieren, einzig und allein durch seine Güte? Ihre Vorträge klingen sehr undankbar, und Undankbarkeit ist ein fehlerhafter Charakterzug, lieber Freund! Wohlthaten mit Undank hingenommen, erniedrigen den Empfänger! Entweder sie abweisen oder dankbar dafür sein, ein drittes giebt es nicht für — anständige Menschen!“

Albano stützte den Kopf in die Hand und sah in finsterner Unmuth vor sich nieder.

„Sie nehmen keine Partei, Herr Doktor! Natürlich! Sie sind ja sein Freund!“

Doktor Gebhard Volkmann richtete sich lebhaft aus seiner bequemen Stellung auf. Er war ein Mann von wenig mehr als dreißig Jahren, von

kräftiger Gestalt, sehr gut gekleidet, mit schmalen, scharfgeschnittenem Gesicht, die Stirn von leichtgekrauseltem aschblondem Haar umsäumt. Er heftete einen erzürnten Blick auf den Kunstjünger im Grafe.

„Und was könnte denn Sie verhindern, seine Partei zu nehmen? Wahrhaftig, man sieht es immer wieder in der Welt, daß die Großen und Reichen ihre Wohlthaten verschwenden, nur um Sozialdemokraten damit zu erziehen!“

„Ich bin kein Sozialdemokrat, ich bin ein Künstler!“ sagte Albano leise und trotzig.

„Ja, aber doch noch recht sehr in der Knospe, mein Lieber!“ bemerkte Doktor Volkmann, „und ich gebe Ihnen zu bedenken, daß Sie ohne Fürst Waldemars Dazwischentreten jetzt nicht Schüler am Konservatorium, sondern Seiltänzer am Cirkus Friedmann wären! Künstler also freilich auf jeden Fall!“

Albano drückte tiefer den Kopf ins Gras und schwieg. Drinnen waren die Töne mit Isoldens Liebestod klagend dahingestorben und allmählich ganz verstummt. Jetzt öffnete sich die Glashür und heraus trat Waldemar, der junge Fürst von Hohenstein. Er grüßte die beiden mehr durch Blick als Bewegung und ließ sich auf einen Gartenstuhl in Volkmanns Nähe nieder.

„Du hast sehr hübsch gesiebelt, Waldemar,“ sagte dieser. „Es war ein Vergnügen, Dir zuzuhören!“

„Lieber Gebhard, Du bist unbeschreiblich liebenswürdig! Ich wußte gar nicht, daß Ihr beide hier waret! Eigentlich kann man sich ja gar kein ungünstigeres Auditorium denken! Der eine unmusiklisch bis zur Verzweiflung, der andere ein Schüler! Mithin ein Kritiker erster Güte!“

Mit unendlich berebtem Blick sah Albano zu ihm auf. „Und Sie meinen, die Meister würden mildere Kritiker sein, als unferens?“

„Zweifellos! Du warst ja dabei, wie Professor Joachim meinen Geigenstrich lobte! Und Du, mein Zigeunerjunge, findest ihn inkorrekt, dilettantenhaft, — denkst Du, daß ich das nicht weiß? Nur wer selber auf einer hohen Stufe des Könnens steht, hat eine ganz gerechte Beurteilung für geringere Leistungen! Übrigens sei doch so gut und schreibe mir nachher die Singstimme von Isoldens Liebestod für die Geige auf, ich möchte ihn morgen mit Gräfin Elfriede zusammen spielen! Willst Du?“

„Ja, wenn's sein muß!“

„Ich habe mir mein Pferd bestellt,“ fuhr Fürst Waldemar fort, ohne die Unhöflichkeit dieser Antwort zu beachten. „Wollte nach Prieborn reiten, meine Mutter erwartet mich heute! Kommst Du mit, Gebhard?“

„Nein, danke sehr! Ich weiß ja, die Fürstin hat heute den Besuch ihrer sehnlichst erwarteten jungen Sängerin! Da seid Ihr ein geweihter Kreis, den ich mit meiner profanen Gegenwart nicht stören will!“

Waldemar erhob sich lachend. „Ein ewiger Jammer, daß Du so etwas von Dir sagen mußt, Gebhard! Verlockt es Dich denn nicht, wenigstens die junge Dame kennen zu lernen? Sie soll hübsch und interessant sein!“

„Glaub' ich gern! Das sind die Schützlinge der Frau Fürstin immer! Ich werde wohl noch hinreichend Gelegenheit finden, mich davon zu überzeugen! Für heute laß ich mich den Damen zu Füßen legen!“

„Der Sängerin auch?“

„Nein, durchaus nicht!“

„Barbar! Leb' wohl denn! Es wird spät werden, bis ich wiedertomme!“ Damit ging er.

Albano sah ihm brennenden Auges nach. Warum nahm er ihn nicht mit? Der Fürst mußte es ja wissen, welche Wonne es ihm war, in Gräfin Elfriedes Nähe zu sein, mit ihr zu musizieren. Doch danach fragte er nicht! — Er ritt fort, Albano hörte den leichten Hufschlag seines Pferdes in der Kastanienallee, die am Park hinführte. Da sprang er auf und ging durch die Glashür in den Musiksaal. Zwei große Konzertflügel, Orgel und Harmonium standen in dem hochgewölbten Raum. Keine Vorhänge, keine Teppiche gab es, die den Glanz der Töne hätten dämpfen können, nur stilvolle Sessel und die Marmorbilder der großen Meister, von Bach bis auf Richard Wagner, die von den Wänden herabschauten, oftmals stumme Zuhörer ihrer eigenen unsterblichen Meisterwerke.

Albano nahm die Geige des Fürsten, eine alte herrliche Stradivari, die niemand ihm anrühren durfte, das wußte er wohl. Aber jener war fort und hörte es nicht. So setzte er sie an und spielte mit Fertigkeit und Verständnis.

Wohl fehlten ihm die Töne des Klaviers zur Begleitung, doch sein geistiges Ohr vernahm sie in perlender Reinheit, und vor seinem inneren Auge erstand die schlanke hohe Mädchengestalt, deren zarte Hände den Tasten die vollkommenste Musik entlockten: Gräfin Elfriede! Er hörte endlich auf zu spielen, trat ans Klavier und ließ sinnend, suchend die Hände darüber gleiten. Er wollte ein Lied ohne Worte komponieren, voller Glut und Leidenschaft, voller Reinheit, Zartheit und Poesie, und nennen wollte er's: Elfenzauber!

\* \* \*

Aus der Ferne hörte Gebhard Volkmann das verbotene Geigenpiel klingen, während er gemütlich in den Wald hineinschlenderte. Ihn ergöhten die steten Reibungen zwischen dem jungen Fürsten und dem von ihm so ganz abhängigen kleinen Künstler.

Fürst Waldemar war sein Freund. Der junge Erbe von Hohenstein, damals noch Graf Tessin geheßen, und der Professorsohn Gebhard Volkmann waren Schulgefährten und dann auf der Universität als Corpsbrüder einander sehr nahe getreten. Später, als selbständige Männer hatten sie zusammen eine Reise um die Welt gemacht, Waldemar aus Wanderlust, Gebhard als Forscher, denn die Naturkunde war seine Wissenschaft und sein tiefstes Interesse. Seitdem waren sie in engsten Beziehungen zu einander verblieben. Sie waren sehr verschiedene Naturen, in ihren Ansichten oft von einander abweichend, doch sich heilsam ergänzend und der eine voller Verständnis für die Besonderheit des andern.

Gebhard dachte darüber nach, welches innere Band ihn, den nüchternen Gelehrten, so recht eigentlich mit diesem künstlerisch und poetisch empfindenden Weltmanne verband. Dabei verlor er sich tiefer in den Wald hinein und noch immer trug der Abendwind ihm abgerissene Klänge von Albanos Geigenspiel zu. Er horchte darauf. Seine Gedanken schweiften zurück in vergangene Tage. Es war ein Sommerabend wie der heutige und die beiden Studenten Graf Walbemar Tessin und Gebhard Voltmann hatten eine kleine Vergnügungsreise in ein Seebad gemacht. Die Einwohnerschaft des kleinen Badeortes war in Aufregung, denn ein Circus hielt seinen Umzug mit herrlich geschmückten Rossen, dressierten Hunden und Affen und verkündigte für den Abend eine Vorstellung mit Leistungen der Reit- und Akrobatikunst, wie kein sterbliches Auge sie vollendeter erblickt.

Die beiden verwöhnten jungen Herren beschloßen, sich dieses „kindliche Vergnügen“ mitanzusehen.

Unter dem großen Leinwanddach saßen sie inmitten der laufenden Menge und applaudierten bereitwillig die verben Späße der Clowns, weniger geduldig das unermüdbliche Reifenspringen der hochgeschürzten, rofengeschmückten Kunstreiterin. Während einer Pause gingen sie hinaus, um die abgetrabten, angemalten Pferde anzusehen und sich mit dem Personal zu unterhalten, das am Eingang bei einander stand.

In einer Ecke, an die Wand gedrückt, lehnte hier ein junges Weib, in einen fadenscheinigen Mantel gehüllt, ein paar blinkende Kristallsterne in dem schwarzen, krausfrisierten Haar. Dunkle, leidenschaftliche Augen blickten aus dem schönen, geschminkten Antlitz. Ein kleiner, schwächlicher Knabe im Kunstreitertrikot schmiegte sich fest und ängstlich an sie und weinte bitterlich, herzbrechend. Über das Gesicht der Mutter ging ein Ausdruck unsäglicher Qual.

Walbemar blieb stehen und rebete sie freundlich an. Der Jammer in ihrem Blick ging ihm durchs Herz. Und sie klagte ihm ihr Leid mit leiser Stimme, in weichem süddeutschem Dialekt, ihre völlige Abhängigkeit für sich und ihr Kind von dem Circusdirektor und die Härte, mit welcher er sie dieselbe fühlen ließe; die Unfähigkeit ihres Knaben für die halbschreienden Seiltänzerkünste und die grausame Strenge, mit der sie ihm beigebracht wurden. „Noch schmerzen ihn die Glieder von den Peitschenschlägen des Direktors und nun soll er arbeiten! ich muß ihn mitnehmen aufs Trapez —.“ Sie zerbrückte hastig in in ihrem Auge die Thräne, die nicht hinabrieseln durfte und die sorgfältig aufgetragene Schminke zerflören. „Er wird kein Kunstreiter, er artet nach seinem Vater!“

„Wer ist denn sein Vater?“ fragte Walbemar teilnehmend.

„O, sein Vater war ein großer Künstler! aber kein Trapezkünstler, ein Musiker! und er möcht selber ein Musiker werden, armer, kleiner Schelm! ist am heiligen Sonntag unter dem Glockenläuten geboren, mußte doch Glück haben in der Welt! aber es sieht nimmer danach aus!“

„Lebt denn sein Vater nicht mehr?“ fragte Walbemar.

„O ja, ich denk', ich weiß nit!“

Der helle, scharfe Ton einer Glocke erscholl.

„Jetzt kommt meine Nummer, ich muß gehen!“ sagte sie und warf den Mantel ab. In einem silberdurchwirkten Gazeröckchen, die schlanken Glieder von Trikot umschlossen, stand sie vor ihm, die schönste Gestalt, die er je gesehen. Sie erglühte unter seinem Blick.

Dann zog sie den schauernden Knaben mit sich fort zur Manege, und da schwebte und kletterte sie, an den Händen, an den Füßen hoch an der Decke und lächelte mit verzerrten Lippen aus ihren halbschreienden Lagen auf das staunende Publikum herab. Zuletzt kam das Schlimmste, wo sie den zitternden Knaben mit hinaufheben mußte und wie einen Ball umherwerfen. Endlich stand sie wieder auf festem Boden, rasch atmend, von Beifall überschüttet. Ihr blitzendes Auge suchte unter der Menge den einen Fremden, der so göttig mit ihr gesprochen. Es fand ihn und er lächelte.

Nach zwei Tagen zog der Circus weiter, und Walbemar vergaß die Seiltänzerin. Ein halbes Jahr darauf las er dieselben glänzenden Ankündigungen an den Straßenecken der Universitätsstadt, unter den hochtrabenden Künstlernamen auch den der Trapezvirtuosin Zephyrina. Mit demselben kläglichen Prunk wie damals im Seebade hielt der Circus Friedemann seinen Umzug durch die Stadt und schlug seinen leinenen Kunsttempel auf dem Marktplatz auf.

„Wir gehen in die Vorstellung!“ wurde beschloßen, und das Corps fand sich vollzählig ein. Natürlich kamen die vielbeschäftigten jungen Herren ein wenig spät, durften es sich aber erlauben, mit um so größerem Geräusch ihre Plätze in der vordersten Reihe einzunehmen. Es war gerade, als die schöne Zephyrina am Trapez schwebte. Eben wollte sie zu einem zweiten, höher hängenden hinüberspringen, da sah sie auf die Ankömmlinge herab. Sie erkannte Walbemar. Ein Schreck fuhr ihr durch die Glieder, sie zauderte, sprang zu kurz und stürzte aus der schwindelnden Höhe herab. Ein Schrei des Entsetzens schallte von allen Seiten zugleich. Man eilte hinzu, bedeckte die Unglückliche mit einem Mantel und trug sie hinaus. Auch Walbemar drängte sich hinzu. Un-erträgliches Mitleid zerriß ihm das Herz. Es war ihm zu Mut, als trüge er die Schuld an diesem gräßlichen Ereignis. In dem großen Reisewagen, auf ihre dürftige Lagerstatt hatte man sie gebettet, mit gellendem Geschrei warf ihr Knabe sich über sie hin. Einen einzigen Blick stummer Qual heftete sie auf ihn aus brechenden Augen, dann atmete sie nicht mehr.

Walbemar stand unter der Schar der Neugierigen, die sich hereingedrängt an diese Stätte des Todes. Dann aber stürzte er fort, unfähig, den Jammer länger mitanzusehen.

Gebhard Voltmann erwartete ihn vor der Thür und begleitete ihn nach Hause. Der Kummer des Freundes that ihm leid, und in seiner verständigen Weise sprach er ihm Trost zu.

„Du wirst Dir selber eine Wohlthat erzeigen,



wenn Du Dein Mitleid kein unfruchtbares bleiben läßt!" sagte er. „Kannst Du nicht für den Jungen etwas thun? Die arme Person klagte damals so sehr, daß er schlecht behandelt würde! Nun sie tot ist, wird seine Lage unter der Hand sich nicht bessern!"

Walbemar umarmte ihn in seiner Erregung. „Gebhard, für diesen Rat werde ich Dir dankbar sein mein Lebenlang!"

Durch eine hohe Summe Geldes kaufte er dem Cirkusdirektor den verwaisten Knaben ab und ließ ihm eine angemessene Erziehung zuteil werden. Später, er war inzwischen in den Besitz des Fürstentitels und der großen Hohensteiner Güter gelangt, übergab er ihn der Hochschule für Musik zu künstlerischer Ausbildung. So hatte er für ihn gethan, was er konnte, uneigennützig, aus Mitleid. Der Knabe wußte das wohl, er kannte seine eigene Lebensgeschichte sehr genau; wie war es nur möglich, daß kein Gefühl der Dankbarkeit und Liebe in seinem Herzen zur Geltung kam, sondern stete Auflehnung, Zerfallenheit mit ihm, mit sich, mit der ganzen Welt?

Gebhard Volkmann war Naturforscher. Er wußte, wie schwer es ist, nur eines der vielen erschaffenen Dinge in seiner letzten Wesenheit zu durchschauen, am schwersten wohl von allen das Menschenherz mit seinen Abgrundtiefen und seinen unlösbaren Widersprüchen.

## II.

Das kleine Landgut Prieborn gehörte der verwitweten Fürstin Hohenstein, Walbemars Mutter. Es lag eine halbe Stunde Weges von Hohenstein entfernt, mitten im Buchenwalde, im tiefen Thal, eine wohnliche, hübsche Villa, vor deren Thür ein Abhang schroff zu einem kleinen See hinunterfiel. Ein Gebirgssee war es, klar, tief und dunkelgrün, und die waldigen Hügel lagerten darum her, als hätten sie ein Geheimnis zu hüten.

Unter dem Schatten einer uralten, mächtigen Buche, die ihre Zweige bis über den Rand des hohen, steilen Ufers breitete, saß die Fürstin, den Arm auf das von Eichenästen geflochtene Geländer gestützt, und blickte in die grüne Waldbesdämmerung hinein, als erwartete sie jemand. Sie mußte wunderschön gewesen sein, ja noch jetzt war das feine Gesicht mit den geistvollen Augen unendlich anziehend, die ganze Erscheinung von seltener Eleganz und Grazie.

Jetzt hob sie den Kopf auf, und ein Lächeln erhellte die anmutigen Züge. Den Weg her, der an dem Hügel in das Waldthal herabführte, näherte sich leichter Hufschlag, und bald hielt der Reiter vor ihr und schwang sich vom Pferde. Ihr Sohn, ihr Erstgeborener!

„Du kommst wirklich, mein Liebling? ich wußte es!" Walbemar küßte ihr ehrerbietig und zärtlich die Hand. „Du weißt, wie gern ich immer wieder diese Waldeinsamkeit aufsuche, um so mehr auf Deinen ausgesprochenen Wunsch hin, liebe Mutter! Ist Dein Gast angekommen?"

„Ja, gestern abend schon! Die Mädchen schwärmen

im Walde umher, hoffentlich nicht mehr für lange, denn es wird spät und kühl! Mein Theetisch ist schon bereit!"

Walbemar übergab sein Pferd einem Diener und folgte der Fürstin in ihren Gartensalon. Eine Säulenreihe durchteilte denselben, Palmen und blühende Gewächse, alte, durchbrochene Holzschmuckereien und allerlei Polsterfüße bildeten hinter diesen Säulen lauschige, abgetheilte Winkel. Im Vordergrunde des Gemaches stand ein offener Flügel, nicht weit davon der Theetisch mit dem summenden Samowar.

„Ist Egon zu Hause?" fragte Walbemar. Egon, Graf Tessin, war sein jüngerer Bruder, Gesandtschaftsattaché in Petersburg, jetzt für längere Zeit bei seiner Mutter als Gast.

„Ich weiß nicht," erwiderte diese. „Er ist vor einigen Stunden fortgeritten. So liebenswürdig wie Du pflegst er mich über seine An- und Absichten nicht aufzuklären! Aber höre dieses silberne, entzückende Lachen! Da sind meine Mädchen! Der ganze Frühling lacht darein!"

„Wir beide wandeln dazwischen!" sang eine Stimme zurück, als Antwort das Citat ergänzend. Und gleichzeitig erschienen sie Arm in Arm in der Thür. Die eine war Walbemars Schwester, Gräfin Elfriede Tessin, ein Mädchen von siebzehn Jahren, groß, schlank und biegsam wie ein Schilfbalm, zart wie eine Frühlingsblume, das kleine, feine Köpchen mit den großen Kinderaugen voll rührender, entzückender Anmut. Sie befreite ihren Arm und eilte dem Bruder entgegen, einen Jubelruf des Willkommens auf den Lippen, in sonniger, strahlender Herzlichkeit. Er fing sie in den Armen auf und küßte sie. „Else, die Sonne geht auf, wenn Du hereinkommst!" lachte er unwillkürlich.

„Das ist so die Art der Sonntagskinder!" fügte die Mutter mit ruhiger Gewißheit hinzu. Zugleich aber streckte sie in warmer Lebhaftigkeit ihrem Gast beide Hände entgegen.

„Meine Ise, ist das wohl erlaubt für Nachtigallen, so lange in der feuchten Abendluft umherzustrreifen? Doch, nun lassen Sie sich meinen Sohn vorstellen, meinen Geiger! Er brennt darauf, Solde Bernharbi kennen zu lernen!"

„Ihr vorgestellt zu werden!" ergänzte der Fürst. „Wer wie ich einen guten Teil seines Daseins unter Musik und Musikern hinbringt, der mußte doch wohl von sich sagen können, daß er Solde Bernharbi kennt!"

„Das ist zu viel gesagt, Fürst Hohenstein," erwiderte sie, „ich bin wohl weniger, als Sie meinen, mit der Öffentlichkeit in Berührung getreten!"

„Aber immerhin genug für mich!" beharrte er. „Ich habe Sie sogar gehört in einem Leipziger Gewandhaus-Konzert! Sie sangen Schumanns Dichterliebe! Meinen Sie nicht, daß das genügte, um Solde Bernharbi nicht wieder zu vergessen?"

Die Huldigung in Blick und Stimme, mehr noch als in den Worten selbst, trieb einen Hauch von Eröten in ihre Wangen.

Sie war eine edle, mädchenhafte Erscheinung, nicht so groß wie die hohe, schlanke Else, doch schön

und ebenmäßig gebaut. Den Kopf trug sie ein wenig geneigt, das hellbraune Haar tief im Nacken verschlungen, die Stirn von leichten, weichen Haarwellen verdeckt. Darunter hervor schauten ein paar goldbraune Augen mit tiefem, sprechendem Blick, und eine hübsche, scharf vorspringende Nase, die dem Gesicht einen klugen, interessanten Ausdruck verlieh.

Die beiden Mädchen hatten die Verwaltung des Theatrischen übernommen.

„Was macht Albano?“ fragte Elfe mit einem schelmischen Lächeln, das sich gar zu gern um ihren lieblichen Mund bemerkbar machte.

„Er liegt im Grabe und träumt! Wenigstens that er das, als ich fortritt, und wäre wahrscheinlich brennend gern mitgekommen! Aber ich finde, Du kannst ihn privatim empfangen! Seine Sonnenanbetung fällt mir auf die Nerven! Um ihn zu zerstreuen, trug ich ihm auf, Fiolbens Liebestod für Klavier und Geige aufzusetzen, damit wir's zusammen spielen können!“

„Welche Idee!“ rief Elfriede. „Die Wagnerische Musik ist nicht fürs Klavier und vor allen Dingen nicht für mich! Geh es auf, Waldemar!“

„D, wie werde ich denn, keineswegs! Das forderst Du vergebens von mir, Schwesterlein! Im nächsten Sommer bringe ich Dich nach Bayreuth, dann werde ich wieder fragen, ob das alles nichts für Dich ist!“

„Sie teilen nicht die Vorliebe für Richard Wagner, Elfe?“ fragte Fiolbe mit Interesse.

„Nein, leider! ich kann es nicht! So hoch ich sonst meines Bruders Ansichten stelle, besonders, wo es sich um die Kunst handelt, hierin fühle ich anders wie er!“

„Kannst dies Gefühl aber nur mangelhaft begründen!“ setzte der Bruder hinzu.

Sie blickte ihn ernst mit den strahlenden Augen an. „Doch nicht, Waldemar! Wenigstens bin ich mir klar über mein Gefühl! Ich fürchte mich davor, den Parsifal zu sehen! Die Abendmahlsfeier auf der Bühne erblicken zu müssen und die Scene zwischen Parsifal und Kundry, wo sie ihm die Füße wäscht und mit ihren Haaren trocknet! Sie ist dem Evangelium nachgebildet und ich sehe eine Blasphemie darin!“

„Schwesterchen, ich habe Dir das schon so oft auszureiben versucht!“ bemerkte Waldemar bedauernd.

„Und was sagen Sie dazu, Frau Fürstin?“ fragte Fiolbe gespannt.

„Ich sehe zweifelnd und geteilt zwischen diesen beiden geliebten Parteien!“ erwiderte sie. „Mein Geschmack neigt sich völlig zu dem wunderbaren Zauber und der Macht in des Meisters Musik — meine christliche Überzeugung läßt mich bezweifeln, ob es das Richtige sei! Ob nicht den christlichen Theorien des Parsifal ein irreführender Gedanke zugrunde liegt! Eines Urteils darüber enthalte ich mich, bis ich das Kunstwerk an seiner Stätte geschaut habe! Mit dieser Zusicherung will ja auch mein Sohn sich zufrieden geben!“

„Ja, denn ich weiß, wie Dein Urteil sein wird!“ erwiderte Waldemar. „Und wie stellt sich die Schu-

mann-Sängerin zu der Frage?“ wandte er sich an Fiolbe.

„Mein Standpunkt ist dem Elfriedens sehr ähnlich!“ rief sie lebhaft. „Nur daß für mich keine Befreiung mehr zu erhoffen ist! Ich stehe auf dem Boden unserer alten, großen Klassiker und der auserlesenen Geister der neuen Zeit, die als würdige Schüler in ihren Bahnen gewandelt sind! Mit Wagner habe ich nichts zu schaffen!“

„Wagner steht auf dem Boden der Klassiker,“ entgegnete Waldemar mit Nachdruck. „Aber auf ausgetretenen Pfaden konnte er nicht wandeln, denn er war ein Genius, kein Epigone. Darum hat er fortgeführt, was jene begonnen. Die neunte Symphonie war Beethovens Vermächtnis an die neue Zeit, Richard Wagner hat es angenommen und uns das musikalische Drama gegeben!“

„In Beethovens Sinn, wollen Sie sagen?“ rief Fiolbe.

„Ja wohl! und nach seiner Vorschrift! Er erzählt uns von einem jungen Musiker, der zu Beethoven gepilgert war und ihn fragte, wie man es machen müßte, solch musikalisches Drama zu schaffen. Und darauf des Altmeisters Antwort: Wie Shakespeare es machte, wenn er seine Stücke schrieb!“

„Nennen Sie nicht diese Namen, wenn von Wagner die Rede ist,“ bat Fiolbe. „Beethovens und Shakespeares Kunst veredelt den Menschen, sie spricht zum Herzen und zeigt ihm die höchsten und edelsten Ideale! Sie ist die Kunst, die ihre gottgewollte Aufgabe erfüllt am Menschenherzen! Wagners Musik hingegen, — ist ja wundervoll, geistreich im höchsten Maße, eine Fundgrube für den forschenden Verstand! Andererseits sinnberauschend und die sinnliche Leidenschaft, Lenz, Liebe und Wohlgestalt in der höchsten Verherrlichung feierend! Aber veredelnd wirkt sie nicht, — das Herz geht leer dabei aus!“

„Fräulein Bernhardt, Sie werden eine so subjektive Ansicht doch noch genauer vertreten müssen!“ rief Waldemar. „Ihr Vorwurf scheint sich hauptsächlich gegen Tristan zu wenden, und ich bestreite Ihnen, daß mein Herz schon jemals leer bei dem Genuß dieses Kunstwerkes ausgegangen sei! Nie ist die Liebesleidenschaft transcendentaler, über alle Sinnlichkeit hinausgerückt, dargestellt worden, als die Liebe zwischen Tristan und Fiolbe, die aus der Vorherbestimmung im tiefsten Einklang der Seelen ihnen erwuchs und im Tode ihre Lösung fand! Waren Sie jemals in Bayreuth? Haben Sie das Drama dort gesehen?“

„Nein, ich war nicht dort, will es auch nicht sehen! Schon das erscheint mir als ein Mangel der Wagnerischen Werke, daß sie der Bühne, der Darstellung, der Scenerie bedürfen, um uns ihre Schönheit verständlich zu machen!“

„Ja freilich, wenn Ihnen das als ein Mangel erscheint,“ rief Waldemar, „so ist die Wagnerische Kunst für Sie noch ein Buch mit sieben Siegeln! Er will uns keine Musik geben, sondern das Kunstwerk, in welchem Dichtung, Musik und Darstellung unzertrennlich sind! Ja, die absolute Gleichberechtigung der Künste bildet die Quintessenz des musikalischen Dramas. Und diesen Gipfelpunkt seines künstlerischen

Schaffens, das Kunstwerk der Zukunft, zeigte uns der Meister in Bayreuth!“

„Doch diese Anschauung war neu, völlig neu,“ rief Ffolbe. „Sie stand nicht auf dem Grunde Beethovens und Shakespeares!“

„Ich muß Ihnen widersprechen!“ entgegnete er. „Beethoven greift zur menschlichen Stimme, zum Dichterwort, als seine Instrumentalmusik nicht ausreichte, die Höhe der Empfindung zum Ausdruck zu bringen! Und Shakespeares Stücke vor allem verlangen den Künstler, der sie nachempfindend immer wieder als neue Schöpfung zum Ausdruck bringt, sie verlangen Bühne und Scenerie, um in ihrer ganzen Lebenskraft und Wahrheit verstanden zu werden! Nun, was an diesen beiden Meistern eine Größe ist, warum soll es dem dritten als ein Mangel gerechnet werden?“

„So bleiben Sie dabei, Wagner mit Beethoven und Shakespeare zu vergleichen?“ rief Ffolbe erregt. Er lächelte gleichmütig, überlegen.

„Ich vergleiche garnicht, ich nenne Ihnen Richard Wagners Lehrmeister!“

Er erhob sich bei diesen Worten und nahm die Geige zur Hand, die im Hause seiner Mutter „wohnte“ — damit er sie jederzeit dort fände und in demselben nichts vermisste, was sein Herz begehrte. Ffolbe war ihm unwillkürlich gefolgt und heftete gespannt den Blick auf seine Hand. Er spielte wieder die Weise des jungen Seemannes, welche ihm heut nicht aus den Gedanken wollte:

„Irish wecht der Wind der Heimat an,  
Mein Irish Kind, wo weilest Du?  
Sind's Deiner Seufzer Wehen,  
Die mir die Segel blähen?  
Wehe, wehe Du Wind,  
Weh', ach wehe, mein Kind!“

„Entzückend!“ flüsterte Ffolbe.

Und die Geige sang weiter:

„So stürben wir, um ungetrennt,  
Ewig, einig ohne End'  
Ganz uns selbst gegeben  
Der Liebe nur zu leben.“

„O, es ist berückend, sinnbethörend!“ rief sie in aufwallender Erregung. „Ist das die Art, wie Sie Anhänger werben für Ihres Meisters Kunst?“

Walbemar lächelte bei ihrer Frage, doch nur mit den Augen. Langsam hob er die langen dunklen Wimpern auf und ließ seinen Blick den ihren suchen. Wunderbar klagend, durchs Herz gehend, war die Melodie, welche er als Begleitung dazu spielte.

„Was ist das?“ fragte Ffolbe ängstlich.

Er setzte den Bogen ab. „Ffolbes Liebesthema!“

### III.

Fürst Walbemar war nicht aus dem Waldthal geschieden, ohne das feste Versprechen mit fortzunehmen, daß am folgenden Tage schon seine Mutter mit den beiden Mädchen ihn in Hohenstein besuchen würde.

Das Schloß war in den schönen, reinen Linien der Renaissance erbaut und lag in einem weiten großartigen Park mit Rasenflächen und Laubmassen,

die sich weiterhin in einen Wald verliefen. Ein Fluß zog mitten durch den Park, lautlos, halbverborgen unter weit überhängendem Gesträuch. Es lag eine seltene Stille um das Schloß herum, eine einsame, vornehme Ruhe. Auch die Musik, die so häufig sonst aus den offenen Fenstern schallte, war jetzt verstummt, denn die drei Herren saßen beisammen auf einer Bank vor der Thür und erwarteten die Gäste. Albano war blaß vor Aufregung und ärgerte sich über die Seelenruhe, mit der die beiden andern sich unterhielten.

Jetzt bog ein offener Landauer um den Rasenplatz, die Fürstin mit Elfriede, Ffolbe und Graf Egon grüßten daraus ihrem Wirt entgegen. Dieser empfing seine Mutter mit ausgesuchter Ehrerbietung und geleitete die Damen nach den Zimmern der Fürstin, welche unverändert standen, so wie sie in früheren Jahren dieselben bewohnt. Egon blieb bei den Herren zurück.

„Gebhard, es ist ein Glück, daß ich Sie hier vorfinde!“ sagte er. „Sie glauben gar nicht, wie es mir sonst ergeht! Unter Larden die einzig fühlende Brust! Kunst, Musik, Gesang, Wagner, Anti-Wagner, — so geht es den ganzen Tag! Mich wundert, daß ich noch meinen Verstand dabei zurecht behalte!“

„Finde gar nicht, daß Sie zu klagen haben!“ gab Gebhard mit schwerem Seufzer zurück, „denn Ihnen widerfährt diese Unbill von drei lebenswürdigen Damen, während ich sie in derselben Ausdehnung von Walbemar und Albano zu ertragen habe! Ich versichere Sie, das ist kein Spaß!“

Die beiden Angeklagten belächelten seinen Kummer herzlich.

In einem reizenden, kleinen Gemach, im Stil Ludwigs XIV. eingerichtet, waren unter einer Fülle von Rosen auserlesene Erfrischungen aufgestellt. Endlich erschienen die Damen, beide Mädchen in weißen Kleidern. Elfe leicht und dustig, wie sich's für ihren Namen ziemte, Ffolbe in knapp anschließendem weißem Kaschmir, der die schlanken, festen Linien ihrer schönen Gestalt wie gemeißelt hervorhob.

Die Herren umringten sie mit lebhaften Begrüßungen. Albano hatte nur Sinn und Augen für Elfriede, der Fürstin küßte er pflichtschuldigst die Hand, die fremde Sängerin stand vorläufig außerhalb seines Interesses.

Mit ganz besonderer Wärme hieß der Fürst Ffolbe in seinem Hause willkommen.

„Und nun erlauben Sie,“ sagte er dann, „daß ich Ihnen meinen Freund, Herrn Gebhard Boltmann vorstelle. Er ist Doktor der Naturwissenschaften und soweit ein ganz gebildeter Mensch. Aber so unmusikalisches, daß er Heil Dir im Siegertranz nicht vom Feuerwehrgalopp unterscheiden kann!“

„Und dabei sind Sie der Freund des Fürsten Hohenstein?“ fragte sie freundlich und ein leichtes Erstaunen im Ton markierend. Er verneigte sich tief.

„Das halten Sie also für unmöglich, meine Gnädigste, sprechen somit von vornherein Acht und Aberacht über mich aus? Gräfin Elfe, ich rufe Sie um Schutz an! Fräulein Bernharbi hält mich nach

Waldemars Signalement für einen Kasser, mit dem ein gebildeter Mensch nicht verkehren, wieviel weniger Freundschaft halten könne!"

Isolde's Blick streifte über Waldemar hin und kehrte lächelnd zu ihm zurück. „Fürst Hohenstein aber hat Sie mir eben als einen ganz gebildeten Menschen bezeichnet. Was sollte mich veranlassen, an seinen Worten zu zweifeln?“

Mit elastischer Lebhaftigkeit wandte Elfriede sich zu Gebhard herum und schob ihren Arm durch den seinen. Sie kannte ihn seit zwölf, fünfzehn Jahren, das heißt, so lange sie überhaupt denken konnte, und Zuneigung und Vertrauen zu ihm waren Bestandteile ihres Gefühlslebens von jeher. „O Sie, da bekommen Sie's mit mir zu thun! Doktor Gebhard dürfen Sie mir nicht antasten! Der ist der Beste von allen diesen hier!“ Er betrachtete sie strahlend. „Nur in der Kirche neben Ihnen sitzen und singen, das darf er nicht! Nicht wahr Gräfin Elfen?“

„Nein, nein gewiß! Wenn ich um Schonung bitten dürfte! Aber wenn er das nicht gerade thut, kann man wirklich gut mit ihm auskommen!“

Sie setzten sich alle um den Tisch, der so verlockende Schätze bot. Albano, hinter Elfriede's Sessel, folgte jeder ihrer Bewegungen mit befehligen Blicken. Sie duldete seine etwas dringenden Huldigungen mit der Herzengüte, die es ihr unmöglich machte, dem kleinsten Tier ein Leid zuzufügen. Leise, von der lebhaften allgemeinen Unterhaltung übertönt, flehte er sie an, den Kreis zu verlassen und ihm ins Musikzimmer zu folgen. „Nachher!“ versprach sie freundlich tröstend.

„Nun, Albano,“ redete die Fürstin ihn gütig an, „was macht denn Ihr Klavierspiel? Ich habe meinen Sohn noch gar nicht gefragt, welchen Eindruck er von Ihren Fortschritten gewonnen hat!“

„Der Fürst ist niemals mit meinen Fortschritten zufrieden!“ erwiderte Albano. Waldemar warf ihm einen tadelnden Blick zu.

„Dieser Ausspruch ist ebenso übertrieben als unzutreffend! Diesmal allerdings bin ich erstaunt über den geringen Fortschritt seiner Technik und das Wenige, was er an nennenswerten Sachen studiert hat!“

„Er wird sich halt anderweitig amüsiert haben!“ bemerkte Egon. „Ich verdenke ihm das gar nicht! Den ganzen Tag Musik machen, das kann der stärkste Mann nicht vertragen!“

„Auch diese Erklärung ist nicht sonderlich zutreffend,“ entgegnete Waldemar und wandte sich an Isolde zurück, mit der er in einen Streit über lyrische Gesangskunst vertieft war. Sie verteidigte ihre Ansicht mit schöner Wärme, wobei ihre Augen einen höheren Glanz, ihre schmalen Wangen eine tiefere Färbung erhielten. Die Weichheit und Leidenschaftlichkeit zugleich, die sich in ihrem Wesen kundgaben, interessierten ihn ungemein.

„Was hilft es schließlich, viel über Musik zu reden,“ sagte er, nachdem er ein Weilchen zuhörend, mehr ihr Mienenspiel beobachtet, als ihren Worten gelauscht hatte. „Beweisen Sie mir durch ein paar Lieber, daß Ihre Ansicht die richtige ist! Es wird

Isolde Bernharbi besser anstehen zu singen, als zu theoretisieren!“

„Gewiß!“ rief sie lebhaft, „doch werden Sie schwerlich einem denkenden Künstler die Theorie seiner Kunst rauben wollen!“

Es blitzte in seinen Augen auf. Er nahm aus der silbernen Schale, die vor ihm stand, eine blaßgelbe Theerose und hielt sie ihr hin. „Ich habe das verwechselt: die Rose duftet gänzlich ohne die Theorie ihres Duftes. Aber Sie haben recht, mit dem denkenden Künstler ist es etwas anderes!“

„Sie geben mir recht, o, das freut mich!“ rief Isolde. „Dann will ich auch die Rose behalten, als Siegeszeichen!“

Endlich ging die Fürstin mit Gebhard in den Garten hinaus, ihre Söhne mit Isolde folgten, und triumphierend entführte Albano jetzt Gräfin Elfriede nach dem Musiksaal. Hier schloß er sorgfältig die Fenster.

„Albano, ist es wahr, was mein Bruder sagt, haben Sie so geringe Fortschritte gemacht?“ fragte sie, vor dem offenen Flügel Platz nehmend. Er stützte sich darauf und sah sie an mit blühenden Augen.

„Gewiß ist es wahr! Sie sollen es wissen, Gräfin Elfe! Und Sie allein vor allen Sterblichen werden mich verstehen. Ich habe fast gar nicht Klavier gespielt, nur so viel, um ihn täuschen zu können! Aber die Geige, die ist meine Freundin, meine Liebe! Ich bin ein Geiger so gut wie er. Er sollte wissen, was es heißt, solche Vorherbestimmung übermächtig in sich zu fühlen! Warum zwingt er mich, Klavier zu spielen, wenn ich nicht mag, nicht will, nicht kann!“

„Ihre Entrüstung ist eben so unrecht wie unbegründet!“ erwiderte Elfriede zürnend. „Wenn Sie dem Fürsten in angemessener Form Ihre Wünsche vortragen, so würde er sicher darauf eingehen! Für Ihre Abneigung gegen das Klavierspiel aber fehlt mir vollends jede Erklärung.“

„Die will ich Ihnen geben, Gräfin Elfriede!“ rief er feurig. „Nur Sie können Klavier spielen! Was Sie darin leisten ist so wundervoll, daß mir unsere größten Pianisten wie Handwerker neben Ihnen erscheinen! Es genügt mir, Ihnen zuzuhören, Sie zu erreichen ist mir unmöglich und das Ideal meines Lebens ist, Ihr himmlisches Spiel mit meiner Geige zu begleiten!“

„Mein Dilettantenspiel?“ fragte sie scherzend und mit dieser freundlichen Neckerei seine ganze Begeisterung überspringend.

„Dilettantenspiel? Sie, Künstlerin!“ Er stellte jetzt ein frisch beschriebenes Notenblatt vor sie hin. „Hier, bitte spielen Sie das!“ Mit einem Ausruf der Überraschung nahm Elfriede es auf.

„Elfenzauber“ stand darüber geschrieben, „der Elfenkönigin huldigend zu Füßen gelegt.“

Es war eine aufgeregte, wenig wertvolle Musik, doch als Elfriede sie zu spielen begann, glaubte Albano ein Meisterwerk zu hören. Seine Begeisterung für ihr musikalisches Können war, wenn auch übertrieben, so doch nicht unbegründet, denn ihre Beherrschung der Technik war eine ungewöhnliche, ihre

Auffassung und Wiedergabe von einer Kraft, Zart-heit und Poesie, die den Stempel des Genialen trug.

Als sie den „Elfenzauber“ beendet, zog Albano stillschweigend das Blatt fort und stellte Beethovens Dmoll-Sonate dafür hin. Sie lächelte ihm flüchtig zu und begann zu spielen. Unfassliche Kraftfülle entströmte den schlanken, biegsamen Lilienhänden und die gewaltige Musik des großen Meisters rauschte in all ihrer Pracht über das Haupt ihres trunkenen Zuhörers hin. Sie selber ward Musik dabei, ihre Augen vergrößerten sich, der Ausdruck des ganzen Gesichts ward durchgeistigt und verklärt. Ein musikalisches Märchen, ein verkörpertes Gedicht sah sie da. Und Albano versank in Aebetung vor ihrem Anblick und vor der Macht ihrer Künstlerkraft.

Trotz der geschlossenen Fenster drang die Flut dieser herrlichen Töne hinaus und rauschte über Park und Garten hin. Sie hörten es draußen, öffneten leise die Thür und nahmen geräuschlos die Plätze im Musiksaal ein. Elfe merkte nichts davon. Erst als sie geendet, blickte sie auf. Ein andächtiges Schweigen lag über der kleinen Versammlung.

„O, Elfe, welch' ein königliches Spiel war das!“ sagte Hsolbe bewegt. Sie erhob sich mit einem ruhigen, glücklichen Ausdruck. „Es ist Meister Deppes Unterricht!“ sagte sie, den Ruhm von sich ab- und auf ihren alten einsamen Lehrer lenkend, von dem sie wußte, daß ihr Spiel seines Lebens größte Freude und Wonne war.

„Bleib' sitzen, Elfe,“ sagte Walbemar, „Du mußt jetzt Fräulein Bernharbi begleiten! Dürfen wir um ein paar Schumann-Lieder bitten, Nachtigall?“

„Gewiß, jetzt sollen Sie entscheiden, ob ich nur theoretisieren oder auch singen kann!“

Und sie konnte singen, zweifellos. Sie sang, um alle Herzen zu bestriden. Ein Lied folgte dem andern, wie ein entseffelter Strom. Wie eine Muse des Gesanges stand sie da, den Blick nach innen gekehrt, abgesehen von der Welt durch das Zauberreich der Musik, in dem ihre ganze Seele sich aufzulösen schien.

„Über'm Garten durch die Lüfte“ kam endlich. Sie sang es mit fein schattierter Steigerung und hinreißender Leidenschaft. Der herbe Hauch des frühen Lenzes bebte durch ihren Gesang, dann ein Frühlingsahnen, eine brustsprenghende Sehnsucht, wie sie die Herzen durchstürmt zur Zeit, da die „Wandervögel ziehen.“ Endlich ein durchbrechender, seliger Jubel, der zaubergewaltig die Herzen der Zuhörer mit sich fortriß.

Als sie geendet, wandte sie sich stumm, die Augen senkend, zur Seite; der zarte Körper bebte, wie vom Sturmhauch der eigenen Empfindung geschüttelt.

Aufgeregt vor Entzücken, umschloß die Fürstin das Mädchen, dessen erglühendes Köpfchen matt an ihre Schulter sank. Elfriede und Albano verständigten sich durch einen Blick begeistertster Bewunderung.

Waldemars dunkles Auge ruhte auf ihr, mit Staunen und tiefem Forchten zugleich. „Und doch muß sie noch anders singen lernen!“ dachte er. „Sie

strömt ihre ganze Kraft in Leidenschaft dahin und weiß nicht, warum! Noch ist die ganze Fülle des Schazes nicht gehoben in dieser Brust! — Wird es mir beschieden sein, ihr Lehrmeister zu werden?“

Er trat näher zu ihr hin und sie hob den Kopf von der Schulter seiner Mutter und blickte zu ihm auf. Er nahm ihre Hand und streifte sie mit den Lippen: „Wie freue ich mich darauf, Sie als Hsolbe auf der Bayreuther Bühne zu erblicken!“ sagte er dabei.

„O, niemals!“ rief sie aus. „Habe ich Sie denn so garnicht zu überzeugen vermocht, Fürst?“

„Ich will die Frage für's erste noch unbeantwortet lassen!“ erwiderte er. „Ihre Künstlerseele besitzt Schwingen! Und doch steht ihr noch etwas wie eine Offenbarung bevor, die nicht lange wird auf sich warten lassen! Dann erst werden wir uns ganz verstehen!“

„Was meinen Sie damit?“ fragte sie verwundert, erschrocken. Sein Finger strich leise über die Tasten des Flügels, neben dem er stand. Es klang wie Seufzerhauch: Das Sehnsuchtsmotiv aus Tristan und Hsolbe.

Jetzt nahm Graf Egon, dem die klassische Stimmung schon zu lange gedauert, an dem andern Flügel Platz: „Nun paßt auf, Kinder, jetzt komme ich an die Reihe!“ Er war musikalisch beanlagt, seinen Geschwistern ähnlich, doch ohne einen Funken des heiligen Feuers. Und mit vor Schadenfreude bligenden Augen spielte er die herrlichsten Wagnerischen Motive als Walzer und Galopps, bis die Damen sich die Ohren zuhielten und Walbemar den Frevler vom Stuhle warf.

„Übrigens,“ sagte der Fürst dann, „wie unser Konzert geendigt, so hat es auch begonnen! Ich hörte es draußen; was spieltest Du denn vor der Sonate für Tingtangel-Musik, Schwesterchen?“

Elfe errötete vor Betrübniß in Albanos Seele. Sie warf ihrem Bruder einen bittenden, beschwichtigenden Blick zu. Albano aber verließ leise, unbeachtet das Zimmer. Selbst bis zur Heimfahrt der Prieborner Gäste ward er an diesem Abend nicht mehr gesehen.

#### IV.

„So, liebe Elfe, nun bin ich mit meinen Solleggien fertig und werde mich durch ein Stündchen Waldeinsamkeit stärken! Kommen Sie mit oder wollen Sie jetzt üben?“

„Ob ich mitkomme!“ wiederholte Elfe mit silberhellem Lachen. „Während Sie mir eben erzählen, daß Sie sich nach Waldeinsamkeit sehnen! Nein, Sie, so grausam bin ich nicht! Auch muß ich diese Morgenstunden zu gewissenhaftem Üben benutzen, sonst ziehe ich mir von meinem brüderlichen Familienoberhaupt eine ernste Strafpredigt zu!“

Sie zog, gegen den Sonnenschein mit einem Riesenstrohhut bewaffnet, in die Waldeinsamkeit hinaus, während Elfe mit großem Eifer ihre Arbeit begann. Lange währte es jedoch nicht, so öffneten sich

die Thür und Albano trat herein. Er bot ihr keinen Gutenmorgen. Vergleichen alltägliche Förmlichkeiten hielt er unter Venies für überflüssig. Seinen breitkrämpigen Künstlerhut warf er auf einen Stuhl, juhr mit beiden Händen durch das volle Haar, stützte sich dann auf den Flügel und ließ seine dunklen Augen auf ihr ruhen.

Elfriede beendete ihre Studie, dann sah sie fragend zu ihm auf. „Nun? Guten Morgen zunächst! Wo waren Sie denn gestern abend geblieben? Spurlos vom Erdboden verweht? Meine Mutter fragte nach Ihnen —“ Er unterbrach sie schroff und hastig.

„Gräfin, war es wirklich Tingeltangelmusik? Sie haben es gelesen, gespielt; er hörte es nur von weitem! Ihr Urteil ist mir maßgebend, das meine nicht!“

„Geben Sie mir das Notenblatt noch einmal,“ erwiderte sie sanft, „ich will es in Ruhe durchsehen und Ihnen dann meine Meinung sagen!“

„Es existiert nicht mehr!“ rief er heftig. „Ich habe es sofort ins Feuer geworfen! Ein solcher Ausspruch genügt, mir eine Sache auf ewig zu verleiden, auch wenn ich mein Herzblut daran gesetzt habe, wie an diese Komposition!“

„Das war sehr übereilt und unnötig! Wenn Sie ein Künstler sein wollen, müssen Sie auch Kritik vertragen können!“

„Ja, die Ihrige, Gräfin! Aber nicht solche ungerechte!“

„Nun, sehr günstig ist die meine leider auch nicht!“ sagte sie mitleidig bedauernd. „Ich glaube nicht, daß Sie großes Kompositionstalent besitzen, lieber Albano! Es schien mir wenig Erfindung, wenig Kraft und Klarheit in Ihrer Musik zu sein! Aber ich verstehe es vielleicht nicht?“

„Somit sprechen Sie mir die Macht des produktiven Künstlers ab?“ rief er verzweifelt. „Ich soll nur wiedergeben können, was andere erfunden haben? Und Sie wissen doch, daß nur Schöpferkraft den Künstler ausmacht!“

„Gewiß!“ erwiderte sie. „Jede wahre Kunstleistung ist eine neue Schöpfung, dadurch unterscheidet sie sich von den Nachwerken des Virtuositums! Ich schlage vor, daß wir beide froh sein wollen, wenn wir's nur in der Wiedergabe zu rechter Künstlerschaft bringen!“

Albano schwieg. Er hätte sein halbes Leben darum gegeben, meinte er, wenn sie seinem Schmerzvolles Verständnis entgegengebracht.

Der Eintritt des Fürsten unterbrach das Zwiegespräch. Er war im Reitanzuge. Sein Auge schweifte lebhaft suchend durch den Raum und kehrte enttäuscht zu seiner Schwester zurück.

„Guten Morgen, Elschen! Wo ist Mama? Ist Fräulein Bernhardi nicht hier?“

„Mama schreibt, wie gewöhnlich um diese Zeit! Eigentlich solltest Du das wissen, mein Brüberlein! Und Isolde hat die Walbeinjamkeit aufgesucht. Ich glaube, Du thust ihr keinen Gefallen, wenn Du sie darin störst!“

Isolde streifte unterdessen, ein Buch in der Hand, am Seeufer unter tiefem Waldes Schatten

dahin. Sie trug ein helles Morgenkleid, durch einen breiten Gurt um die schlanke Taille zusammengehalten. Unter dem großen, abenteuerlichen Strohhut schaute das feine, interessante Gesicht hervor, ein eigenartiger Gegenatz zu der altväterischen Kopfbedeckung.

Ein Reiter kam ihr langsam entgegen, in Gedanken verloren. Als er sie gemahrt wurde, grüßte er überrascht und stieg vom Pferde. Es war Gebhard Volkmann.

„Verzeihen Sie, daß ich so unberufen Ihren einsamen Pfad gekreuzt, Fräulein Bernhardi! Werden Sie mir gütigst gestatten, den günstigen Zufall auszunutzen, der mich Ihnen entgegen geführt hat?“

„Gewiß, gern!“ erwiderte sie. „Aber, Herr Doktor, seit wann träumen denn die Naturforscher so gedankenverloren in den lichten Morgen hinein? Ich denke, die Blätter des Waldes müßten Ihnen nur eben so viele Objekte für Ihre Forscherlupe bieten?“

„So denke ich keineswegs!“ erwiderte er. „Ein Naturforscher kann eben so empfänglich für das Schöne sein, wie ein Poet und ein Künstler! Wollen Sie mir dieses Vorrecht abprechen?“

„O, nein, gewiß nicht!“ rief sie mit der ihr eigenen lebhaften Betonung. „Ich kenne Sie ja noch zu wenig, um Ihnen irgend etwas zu oder abprechen zu dürfen! Doch deutete Fürst Hohenstein gestern an, daß Sie künstlerischen Neigungen fern stünden und Sie widersprachen ihm nicht, daher meine übereilte Annahme!“

Sie setzten den Weg gemeinsam fort, er sein Pferd am Zügel führend.

„Ich kann ihm darin auch nicht widersprechen!“ sagte Gebhard. „Aber ich liebe es nicht, die Menschen einzig nach ihrer Hauptbeschäftigung klassifiziert zu sehen, in Künstler, Gelehrte, Landwirte und dergleichen, als müßten sie notwendig aufgehen in ihrem Fach, ohne einen Standpunkt zu finden, der ihre Interessen mit einander vereinigte! Wo bliebe bei solcher Einteilung zum Beispiel die Basis für das freundschaftliche Verhältnis, das seit unseren Knabenjahren zwischen Hohenstein und mir besteht?“

Isolde streifte ihn von der Seite mit einem bededten Blick.

„Es wäre mir hochinteressant zu hören, worauf diese Freundschaft sich gründet! Sie sind zwei verschiedene Naturen, ja, Gegensätze, wie mir scheint! Und nicht nur in den Charakteren, sondern auch in den Interessen! Wo giebt es da eine Brücke?“

„Also richtig, Klasseneinteilung!“ erwiderte er neckend. „Freilich, worin diese Brücke besteht, wie Sie sich ausdrücken, wissen wir beide vielleicht selber nicht! Ich trage es ja gern an ihm, daß er Tag für Tag die Fiedel spielt, Musikanten und Komödianten zu seinem liebsten Verkehr erwählt und sich durch sie zu den unglaublichsten Thorheiten verleiten läßt! Aber was ich an ihm schätze, ist sein redliches Herz und sein vornehmer Charakter. Wenn nun hin und wieder mein nüchterner Einfluß sich als nützlich erweist, jene Thorheiten zu verhüten, so befestigt das eben unser gutes Einvernehmen!“

„Und was bietet er Ihnen als Gegengabe für diesen beschützenden Einfluß?“ fragte Jsolbe.

„Er bietet mir mehr, als ich ihm,“ erwiderte Gebhard mit Wärme; „denn er ist eine sehr reiche Natur und der Verkehr mit ihm eine stete Anregung, ein geistiges Erfrischungsbad!“

„Trotz der fehlenden gemeinsamen Interessen?“ bemerkte Jsolbe.

„Ja, gewiß,“ beharrte er. „Sehen Sie, ebenso ergeht es mir mit Gräfin Else. Ich bewundere alles an ihr, auch das schöne Klavierspiel mit dem verklärten Gesichtchen dabei. Vielmehr aber ihre Engeltugende, ihre Herzensreinheit und Frömmigkeit, die mir geradezu anbetungswürdig erscheinen! Und auch sie hat mich gern, obgleich sie weiß, daß über Kunst und Musik nicht mit mir zu reden ist! Ebenso wenig vermag sie sich für meine Naturwissenschaft zu begeistern. Und doch kenne ich kein weibliches Wesen, welches mich besser versteht, als Gräfin Else!“

Jsolbe sah ihn an. „Und dabei wollen Sie gemeinsame Interessen in Abrede stellen? Natürlich verbinden nicht gerade Kunst und Wissenschaft Sie mit einander, wohl aber ein gemeinsames Fühlen für alles Edle und Große, das Menschenbrust zu bewegen vermag! Und daran wird Ihr Leben eben so reichhaltig sein, als das Elfrides und des Fürsten, wenn auch keine Kunstinteressen darin vorherrschen!“

Gebhard lachte. „Nun sind Sie gerade bei dem Punkt angelangt, von dem ich ausging: nämlich, daß Sie einem Naturforscher nicht schöne und angenehme Empfindungen und das Recht an beschaulichen Morgenpromenaden absprechen sollen!“

„Und ich wiederhole, ich habe Ihnen nichts abgesprochen!“ rief sie aus. „Oder glauben Sie mit Ihrer Forscherlupe Gedanken lesen zu können? So haben Sie diesmal sicher geirrt!“

„Das glaube ich nicht!“ sagte er und blickte sie mit seinen hellblauen Augen durch den Kneifer so klar und durchdringend an, daß ihr's wirklich zweifelhaft erschien, ob er sich gar so leicht im Gedankenlesen irren könnte. Und es überkam sie, nach Frauenart, der Wunsch, sich wirklich dem unbeflecklichen Seziermesser dieser Forscherhand überliefern zu sehen. Gleich ihm hatte sie den Schritt gehemmt und begegnete dem Blick mit ausdrucksvoll aufgeschlagenen Augen.

„Sie glauben es nicht? nun dann fahren Sie fort, — ich wäre begierig zu hören, was Sie in Erfahrung gebracht!“

„Was wollen Sie von mir hören?“ fragte er weitergehend. „Die Gedanken, die Ihnen eben jetzt durch den Sinn zogen oder den Angelpunkt des Interesses, das ich überhaupt an Ihrer Persönlichkeit mir zu nehmen gestatte?“

„Das lehre, bitte!“ rief sie. Sein Blick streifte sie von der Seite.

„Ihre Künstlerschaft ist es nicht, Fräulein Bernharbi!“

„Sondern? O bitte, sprechen Sie weiter!“

„Eigentlich dürfte ich es kaum! Hohenstein sieht die zukünftige Bayreuther Jsolbe in Ihnen, die Fürstin nur die berückende Nachtigall!“

„Und Sie?“ fragte sie gespannt, da er innehielt.

„Und ich — ein Mädchen, das lieben und leiden kann, heißer vielleicht als die nüchternen Alltagsmenschen! Dem seine künstlerische Begabung möglicherweise die größte Versuchung ist, das schwerste Hindernis im Kampf mit der Misere des Lebens!“

„Was wissen Sie von der Misere meines Lebens?“ fragte Jsolbe fast erschrocken.

„Nicht das Geringste! Es ist mir bekannt, wie Sie heißen, daß Sie eine berühmte Sängerin sind und besonderer Liebling der Fürstin Hohenstein. Doch weiter weiß ich nichts von Ihnen! Nicht einmal, was Geistes Kind Sie sind! Und doch würde mich das, offen gesagt, mehr interessieren, als alles übrige!“

„Was Geistes Kind ich bin —“ wiederholte Jsolbe gedankenvoll. „Meines Vaters Tochter! Damit ist alles gesagt. Von ihm wurde meinem Wesen wohl der Stempel aufgedrückt, den die Verhältnisse des Lebens nicht mehr verwischen können! Er war, wie die Fürstin sagen würde, ein Sonntagskind, das den Himmel offen sah! Ich meine hier jenen Götterhimmel, in dem der arme Poet Zuflucht findet, nachdem vor seinen Augen die Welt an andere gewiß klügere Leute ausgeteilt war!“

„Und er starb?“ schaltete Gebhard fragend ein, „und ließ Ihnen als Erbteil dieselben offenen Augen für seinen gastfreien Götterhimmel?“

„Ja, ungefähr so war es! Doch thun Sie Unrecht, wenn Sie meine Kunst mir als Hemmschuh und Hindernis bezeichnen wollen! Sollten Sie wirklich so wenig von ihr wissen, daß Sie die Tragkraft ihrer Schwingen nicht ermaßen können, die uns emporheben soll aus des Lebens Misere?“

„Jawohl! In den bewußten Götterhimmel!“ warf er trocken dazwischen.

„Nein, sie hilft mir auch für dieses Erdenleben! Ich besaß gerade so viel Vermögen, um meine Stimme und mein Talent künstlerisch ausbilden zu können. Jetzt vermag ich durch sie mich und teilweis auch die Meinigen zu unterhalten. Ich arbeite also um mein tägliches Brot!“ Sie hielt inne und schaute mit einem Seufzer in die schattigen Baumkronen hinauf.

„Und dieser Seufzer,“ fragte Gebhard leise, „deutet er nicht an, wie schwer die Schwingen sich belastet fühlen durch das Zentnergewicht dieser Verpflichtung? Arme freigeborene Künstlerseele!“

„Aber ich darf mich nützlich machen, für andere leben,“ rief Jsolbe. „Sollte mich das nicht versöhnen mit der Schwere der Last?“ Sie hielt inne und strich sich mit der Hand über die Augen. „Wenn nur die Nadelfische nicht wären, die Eden und Ranten! Doch auch sie haben gewiß ihr Gutes! Ich würde mich ohne sie vielleicht in ein Gefühl geistigen Übergewichts hineinwiegen und auf meine Umgebung einen Druck ausüben, wie ich ihn selber jetzt zu empfinden habe! Doch das gehört nicht in unser Gespräch!“

Gebhard blickte sie teilnehmend an. „Und in welcher Weise arbeiten Sie für Ihr tägliches Brot?“ fragte er dann. „Doch nicht durch diesen schönen poetischen Gesang, indem sie ihn für Geld hören lassen?“

„Wie schroff Sie das ausdrücken!“ rief sie unangenehm berührt. „Ich bin meiner Kunst so innig dankbar, daß sie es mir ermöglicht, den großen Anforderungen zu entsprechen, die an mich gestellt werden! Hart ist es immer für die Kunst, nach Brot zu gehen!“

„Verzeihen Sie mir,“ bat er, „ich wollte Sie nicht verletzen! Aber es that mir weh, zu denken, daß eine ganze Familie von der Überanstrengung einer zarten Mädchenteile unterhalten werden soll!“

„So ganz allein hat meine Kehle das aber nicht zu leisten,“ wehrte sie ab. „Ich gebe auch Gesangsunterricht. Jetzt zum Beispiel habe ich eine Aufforderung zu Tessins in Hermsdorff, den Verwandten unserer Frau Fürstin, angenommen und muß in spätestens acht Tagen dort sein. Dieser Besuch in Prieborn ist nur eine kurze Rast auf dem Wege der Pflicht und Arbeit, eine Dase zum Ausruhen und Träumen!“

„Träume sind eine sehr unreelle Beschäftigung; ich rate Ihnen, sich nicht damit einzulassen!“ brummte er halblaut.

„Den Rat befolgen Sie selber nicht, Herr Doktor,“ rief Isolde. „Habe ich Sie nicht träumend vorhin angetroffen?“

„Ja ich, das ist etwas anderes! Ich bin eben keine Künstlerseele!“

Isolde schwieg, und so gingen sie weiter. Das Pferd faßte zuweilen im Vorbeigehen mit den Zähnen nach einem überhängenden Blätterzweig, ließ ihn jedoch, von der Kandare gehindert, wieder zurückschnellen. Dann schüttelte sich ein paar feuchte Taupfropfen aus dem Laub auf die Spaziergänger herab.

Der Weg um den See am Ufer entlang, war bereits zurückgelegt und sie näherten sich dem Hause. Da trat ihnen Fürst Waldemar aus demselben entgegen. Der lebhafteste Ausdruck seines Gesichts spiegelte nacheinander Überraschung, Frage und Unmut wider.

„Sieht so die Waldeinsamkeit aus, die kein Sterblicher sich vermessen durfte zu stören, Fräulein Bernharbi?“ Sein Ton sollte scherzhaft klingen, war es aber nicht.

„Ich habe durch mein Begegnen einen Naturforscher im Dichtertraum gestört,“ sagte Isolde heiter. „War das nicht ein Vergehen?“

„Und haben vermutlich einen naturwissenschaftlichen Vortrag als Strafe dafür hinnehmen müssen. Somit wäre das Vergehen bereits gefühnt!“

„Woraus schließt Du das?“ fragte Gebhard mit leichter Schärfe. Waldemar lachte. Er wußte, daß sein Freund keineswegs als ein engherziger Gelehrter hingestellt zu sein wünschte.

„Sieht es denn übrigens keine Reitknechte in Prieborn,“ fuhr er ablenkend fort, „daß Du Dir selber Dein Pferd halten mußt? Komm Gebhard, wir wollen einen aufstöbern!“ Er entfernte sich rasch und Gebhard folgte mit dem Pferde. Isolde blieb allein. Sie trat zu der Buche am See, stützte sich auf das Eichenastgitter und blickte hinunter. Tief und klar und still lag die Flut, dunkelgrün, bis auf den Grund durchleuchtet von dem Sonnenlicht das von oben hereinfiel. Und aus der Tiefe stieg es

herauf wie ein Märchen und wob um ihre Seele einen sonnigen Traum.

Über den Kies vom Hause her näherte sich ein Schritt mit leichtem Sporenklang und ein leises, melodisches Pfeifen begleitete ihn. Isolde kannte diese Melodie bereits, die ihr jedes Mal wie mit ahnungsvollem Weh das Herz zusammenzog: Isoldens Sehnsuchts- und Liebesthema.

Sie blickte nicht auf. Waldemar lehnte sich an den Stamm der Buche und weidete sein Auge ungestört an den schönen Linien ihrer anmutigen Gestalt. Nur den träumerisch hinabgebeugten Kopf verbarg ihm der unförmliche Strohhut.

„Nun, wovon träumt Isolde?“ fragte er endlich mit seiner weichen Stimme. Sie richtete sich auf. War sie nicht eben noch gewarnt worden vor der gefährlichen Beschäftigung des Träumens? Und war es nicht vielleicht doch gut, der Warnung zu folgen?

„Ich träumte nicht,“ sagte sie, „ich dachte nur daran, welch ein kluger, liebenswürdiger Mensch Ihr Naturforscher ist! Ich habe nicht geglaubt, daß man sich so gut mit ihm unterhalten könne!“

„Und ich habe nicht geglaubt, daß der Spiegel des Sees Ihnen sein Bild gerade zurückwerfen würde! Allerdings, klug und liebenswürdig ist er, daran dürfen Sie nicht zweifeln, und was mehr sagen will, er ist ein Charakter! Ein zuverlässiger Mann! Wenn man sein Lebenlang Gelegenheit gehabt hat, sich auf diese Zuverlässigkeit zu stützen, so lernt man den Wert solcher seltenen Eigenschaft schätzen, das verifiziere ich Sie!“

„Mit welcher Wärme Sie von ihm sprechen!“ rief Isolde, aufs höchste interessiert. „Ich habe vorhin eine ähnliche Unterhaltung mit Ihrem Freunde geführt und bin gespannt zu hören, wie Sie beide dieselben Fragen beleuchten! Was geben Sie ihm denn zurück als Freundschaftslohn für seine stützende Zuverlässigkeit?“

Ein eigentümlicher Ausdruck ging über sein schönes Gesicht. „Sorgen bereit' ich ihm! Unruhe und Kummernisse, nichts weiter! Und darum hält er unzertrennlicher an mir fest, als wenn er mich schätzen und bewundern müßte! So ist einmal das Menschenherz geartet! Aber bitte, nun hören Sie auf von Volkmann zu schwärmen, Fräulein Isolde, und lauschen Sie auf die Märchen, die der See Ihnen erzählt!“

Ach das eben wollte sie ja nicht!

„Haben Sie Ihre Geige nicht mit herausgebracht?“ fragte sie, um von etwas anderem zu beginnen.

„Nein, ich wollte Sie sprechen hören, Isolde! Was haben Sie heute Morgen gesungen?“

„Solfeggien, Übungen —“ lautete der zögernde Bescheid und er fühlte, sie verschwieg ihm etwas.

„Weiter nichts als Übungen, ist das wirklich wahr? Warum lag denn der Klavierauszug der Walküre aufgeschlagen auf dem Flügel, so als hätte jemand daraus gespielt, gesungen?“

Isolde lachte. „Glauben Sie, mich auf Schleichwegen zu ertappen, Fürst? Sie können noch oft die Walküre oder den Tristan bei mir aufgeschlagen fin-



den, ohne mit Ihren Beteuerungsversuchen um einen Schritt weiter gebiethen zu sein!"

"Ich mache keine Beteuerungsversuche!" entgegnete er schnell. "So hochgestimmte Seelen, wie die Ihrige, Holbe, gewinnt sich des Meisters Musik auch ohne Beihilfe!"

"Aber warum trifft mich dieser zürnende, erstaunte Blick?" fuhr er, dicht an ihre Seite tretend, fort. "Wollen Sie es mir nicht gestatten, Sie mit Ihrem wunderschönen Vornamen anzureden, ohne konventionelle Umschreibung und Zuthat? Ich will vor der Welt alle Höflichkeitsformeln erfüllen, des können Sie ganz sicher sein. Nur wenn Sie zu mir sprechen als die Gesangsmuse, die ich doch einmal in Ihnen sehe, so gewähren Sie mir diese Sonntagskinderfreiheit! Ja?"

Holbe dachte an den andern, der nur das Mädchen in ihr sah, welches lieben und leiden kann, „heißer vielleicht als andere!" Das bedachte dieser nicht, sie wußte es genau!

"Geben Sie mir einen Namen wie Sie wollen," rief sie mit freimütiger Lebendigkeit, „was hängt davon ab! Verstehen Sie mich nur in meiner Kunst, meinem Wollen und Streben, das ist der Punkt, wo ich empfindlich bin und Sympathie begehre! Die Formen ergeben sich von selber!"

"Ich danke Ihnen für diesen Freibrief!" sagte Waldemar. "Es wäre ein trauriges Zeichen für mich, wenn ich mich seiner nicht würdig erzeigte!"

Dann schwiegen sie beide. Durch die Krone der alten Bäume zog es wie leises Seufzen und der dunkelgrüne Spiegel träufelte sich unter dem Atem des Sommerwindes.

Jetzt wurden vom Hause her Stimmen laut. Ein Diener näherte sich und meldete, daß die Frühstückstafel bereit sei. Waldemar wandte sich rasch zu Holbe und reichte ihr den Arm. „Darf ich bitten, Fräulein Bernhardi?"

Die Gesellschaft war am Frühstückstisch bereits versammelt. Unter ihnen Albano und Graf Egon, der den Eintretenden entgegengam, um Holbe zu begrüßen.

"Ganz Hohenstein hat sich heute über uns ausgeschüttet," bemerkte er dann, auf die drei Gäste deutend. „Wahrscheinlich zur Belohnung für unsere Tapferkeit, mit der wir uns gestern dort all den musikalischen Strapazen unterzogen haben! Wir müssen vorsichtiger mit unsern Besuchen sein, Mamachen, sie zeigen sich mit ihren Gegenbesuchen unerbittlich!"

"Sei für Deine eigene Rechnung ungasflich, lieber Sohn," lachte die Fürstin, „und nicht im Namen Deiner Mutter! Ich bin sogar dafür, daß diese Wechselwirkung aufrecht erhalten wird!"

"Das ist recht, Mutter! Ich bitte dringend darum!" rief Waldemar. "Eine so vortreffliche Tradition wollen wir uns nicht durch diesen Unhold verkümmern lassen. Darf ich Dich morgen mit den jungen Damen zu Tisch erwarten? Egon kann vor der Thür bleiben!"

Dieser erwiderte seinem Bruder mit den schmeichelhaftesten Versicherungen. Elfriede fand „morgen" zu bald. Es wurde gelacht und gestritten und die Frage vorläufig vertagt.

Neben Elfriede saß Albano. Er hatte wirklich Gelegenheit gefunden, ihr noch einmal seinen Elfenzauber aus dem Gedächtnis vorzuspielen und bekümmert über seinen Schmerz, doch an der Wahrheit festhaltend, hatte sie ihm wieder geraten, auf die Vorbeeren eines Komponisten zu verzichten. Er war darüber zum Totschießen, machte jedoch von dem Rechte der Hentersmahlzeit an der verlockenden fürstlichen Tafel den weitgehendsten Gebrauch.

Graf Egon verwickelte Holbe in ein Wortgefecht über politische Fragen, die ein beliebtes Streitthema zwischen ihnen bildeten. Sie huldigte als Künstlerin liberalen Anschauungen, ohne dieselben überall sachlich begründen zu können und er fand ein besonderes Vergnügen daran, sie aufs Glatteis zu führen. Oft jedoch wußte sie ihre idealen Theorien schlagfertig zu verteidigen und da er sie logisch und witzig widerlegte, so war das Gespräch auch für die Zuhörer unterhaltend genug. Holbe in die Enge getrieben und doch nicht gewillt nachzugeben, wurde endlich nervös und die Fürstin zog es vor, die Tafel aufzuheben.

Waldemar führte Holbe in das Gartenzimmer, wo sie sich auf einem der lauschigen Plätze unter Palmenschatten niederließ.

"Ein gefährlicher Platz," bemerkte er, sich zu ihr setzend. "Sie kennen doch die Drohung für Sterbliche, die unter Palmen wandeln?"

Sie lehnte den Kopf zurück und schaute zu dem schöngewölbten Blätterbaldachin hinauf. „Dies sind sehr unschuldige Palmen, die uns nichts zu fürchten geben!" sagte sie nachdenklich. „Aber wandeln wir Jünger der Kunst nicht beständig in einem Palmehain, während draußen die Welt auf uns wartet mit allen Strafen des Kontrastes und der Enttäuschung?"

"Lästern Sie nicht, Holbe!" mahnte er. "Wer der Kunst dienen will, muß es mit voller Begeisterung thun, die unberührt bleibt von der Enttäuschung der Welt! Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Dual — auf sonniger Höh' muß der Künstler stehen!"

Sie wandte den Blick, in dem es wie Thränen schimmerte, zu ihm hin. „O an Begeisterung fehlt es mir nicht! Sie trägt mich ja hinweg über die Dornen im Wege, die mein Fuß nicht überschreiten könnte! Höhenlust! ich will mich dieses Wortes erinnern! Kann des Lebens Not uns da berühren, wo wir sie atmen?"

"Nein Holbe! Aber täuschen Sie sich nicht darüber! Ob wir gleich Höhenlust atmen, wir Sonntagskinder, die den Genius vorübergehen sehen: zwei Seelen wohnen, ach in unserer Brust! Und das ist ein Märtyrertum, von den Göttern uns auferlegt!"

"Ja, ein Märtyrertum!" wiederholte sie gedankenvoll.

Graf Egon, der mit seiner Cigarre in der offenen Thür gestanden, ging jetzt ins Zimmer zurück, streckte sich in einen Sessel, und begann die beiden zu beobachten, indem er mit Nachdruck sein Augenglas aufsetzte.

"Lieben Sie diese politischen Wortgefechte mit meinem Bruder, Fräulein He?" fragte Waldemar halbblaut. Sie schüttelte den Kopf!

„Ich liebe sie nicht sonderlich, weil ich so leicht heftig dabei werde, wie auch heute! Aber ich kämpfe doch gern mit ihm! Er ist ein so kluger, reizender Mensch!“

„O —! Ich bedanke mich unterthänigst in seinem und meinem Namen, als Oberhaupt der Familie!“

„Wofür? Sprech doch etwas lauter, damit man zuhören kann!“ bat Egon mit auffälligem Gähnen.

„Ich langweile mich so ungeheuer!“

Sie lachten und bedauerten, ihm nicht helfen zu können. „Dies war wirklich nicht für Deine Ohren bestimmt, mein Junge, um so mehr, da ich als älterer Bruder über Dein Seelenheil zu wachen habe!“

„Seelenheil! Waldemar! Alle Heiligen mögen mir beistehen! Wie heißt der freundliche Geist, der mich dann schon beim Kragen hätte?“ und er sträubte

mit beiden Händen sein lockiges Haar empor, um tiefstem Entsetzen Ausdruck zu verleihen.

Gebhard und Else kamen jetzt, aus dem Garten herein. Waldemar bestellte die Pferde und bald ritten die beiden Freunde mit einander den Weg nach Hohenstein zurück. Sie waren schweigsam.

„Gebhard, wie gefällt Dir Isolde Bernharbi?“ fragte plötzlich der Fürst. „Was denkst Du von ihr?“

„Sie gefällt mir!“ erwiderte der andere ruhig. „Ich glaube, sie ist ein gutes Mädchen, zu schade für ihren Beruf!“

„Ein gutes Mädchen — das ist ein Urteil über Isolde Bernharbi? Wofür soll sie denn zu schade sein? Für die Kunst etwa?“

„Ja!“

„Unerhörte Lästerung!“

(Fortsetzung folgt.)

## Kein Erbarmen.

Roman

von

E. von Wald-Zedtwig.

(Schluß.)

### Zwanzigstes Kapitel.

Sizzo von Pfeilen war am Tage nach seiner Verlobung mit Elsa mit den seligsten Gefühlen erwacht und erschien in rosigster Laune am Frühstückstische, wo ihn Uß schon erwartete.

„Also so sehen zwei glückliche Bräutigams aus, mein guter Bär,“ sagte Sizzo, faßte seinen Freund um die Taille, die allerdings kaum diese Bezeichnung verdiente, und zog ihn vor den Pfeilerspiegel, der vom Fußboden bis zur Decke reichte.

„Glückliche Bräutigams — hm — darüber liebe sich nun doch noch streiten,“ knurrte der Frettherr.

„Was? Mensch? Das sagst Du, der das Herz eines solchen Mädchens besitzt? Wäre es nicht Elsa, so müßte es Erduine sein!“ rief Sizzo begeistert.

„Es verläuft nicht alles immer so heiter wie es begonnen hat, mein lieber Sizzo,“ entgegnete Uß voller Ernst. „Bei Dir ist der einzige fragliche Punkt der Geldpunkt, und den kannst Du, wenn Deine begonnene Solidität aushält, glücklich beseitigen.“

„Das thut sie Bär, so wahr ich Sizzo heiße!“

„Nun also, dann läßt Du das Trauerjahr vorübergehen, genießt so lange noch die Wonne einer heimlichen Liebe, und dann mit vollen Segeln hinein in den Hafen der Ehe! Bei mir ist das anders, ich muß diplomatisch zu Werke gehen, und Du wirst zugeben, daß die Diplomatie nicht gerade meine Sache ist.“

„Freilich — allerdings! Diplomaten sind selten so wohlbeleibt wie Du.“

„Ich werde Vorurteile, und was das schlimmste

ist, gerechtfertigte Vorurteile, bekämpfen müssen und so weiter und so weiter.“

„Du armer Kerl.“

„Das hilft nun nichts; der Lohn ist desto schöner. Nun komm und laß uns frühstücken.“

Beide Freunde setzten sich an den mit duftigen Speisen besetzten Tisch und langten tapfer zu, darüber Liebeslust und Liebesleid vergessend.

Fenno Uzenstein dagegen befand sich in übermütigster Stimmung und sann darüber nach, wie er seinen Übermut austoben könnte. Erduines Bild schwebte ihm verführerisch vor, und sein Verlangen, mit ihr ein kleines, zärtliches Verhältnis anzuknüpfen, oder, wie er glaubte, fortzusetzen, stieg immer mehr.

O, dieser Blondkopf, sie hält's mit uns beiden. Kein Zweifel, Uß hat auch bei ihr einen Stein im Brett, und wie es mir scheint, wiegt der seinige vorläufig schwerer als der meinige,“ dachte Fenno weiter, füllte sich sein Wasserglas nun schon zum dritten Male mit altem schwerem Portwein und trank es langsam aus.

„Prüfen wir — avanti — vorwärts!“ Sich eine gute Importe anzündend, setzte er sich an den Schreibtisch und machte die verschiedensten Schreibübungen. Bald malte er mit verstellter Handschrift deutsche, bald lateinische Buchstaben, bis er sich endlich so sicher fühlte, ein kleines Briefchen fertigzustellen.

„Ich wette, der Vogel geht auf den Leim, — U — allein als Unterschrift — sie weiß nicht welches U das ist.“

Bald ritt er zum Thor hinaus, plänkelte in der Nähe von Raßnichel umher, paßte den Landbriefträger ab, händigte dem verständnisinnigen Manne

das Briefchen nebst einem harten Thaler ein und bat ihn, es unter strengster Diskretion, auch unter Verheimlichung des Absenders an Fräulein Erbuine abzugeben. Das Glück war ihm günstig, Erbuine nahm das Schreiben, eilte auf ihr Zimmer und erbrach es hastig.

„Süßer, heißgeliebter Schatz. Morgen Nachmittag fünf Uhr am Strande, in der Nähe des großen Durchlasses des Agrabens. U.“

Erbuine zitterte vor Aufregung und warf mit liegender Hand einige Zeilen auf das Papier.

„Mein süßer U. Fünf Uhr ist zu spät. Wir müssen morgen abend das Brot für die nächste Woche einmengen, da muß ich helfen. Ich bin um halb fünf Uhr zur Stelle, und wenn Du mich nicht gleich sehen solltest, so reite nur am Durchlasshäuschen vorbei. Die Frau des Wächters ist unsere ehemalige Köchin, die ich manchmal besuche. Ich binde den Pony an dem Gatterthore fest. Deine E.“

Ohne den Briefboten anzusehen, schob sie ihm das Schreiben in die Tasche, fügte gleichfalls ein Trinkgeld hinzu und begab sich dann in ihrem Gott vergnügt in die Wirtschaftsräume, um hier so thatkräftig zu helfen, als gäbe es für sie nichts Schöneres wie so ein Schlachtfest, welches heute gerade begangen wurde.

„Wie fleißig Du bist, mein Kind,“ sagte Miete voller Anerkennung.

„Das muß ich wohl, denn meine gute Altsche legt sich jetzt wirklich ein wenig auf die Bärenhaut,“ entgegnete Erbuine lachend, ergriff ein großes Stampfmesser und bearbeitete damit das Wursthfleisch, daß es eine wahre Freude war.

Miete machte bei den heiteren Worten Erbuines ein todtrauriges Gesicht, ihre Arbeitskraft war seitdem Carl Jessen in Ragnüchel auftauchte wie gelähmt, nichts machte ihr mehr Vergnügen, alles das, was sonst ihr lebhaftes Interesse erregt hatte, war ihr gleichgültig geworden.

„Bist Du nicht wohl, Muttschen?“ fragte Erbuine teilnehmend.

„Warum denn nicht?“ gab Miete rauh zurück.

„Ich weiß nicht, oft kommt es mir so vor.“

„Papperlapapp.“

„Soll ich nicht doch lieber an Brand schreiben?“

„Untersteh Dich!“ damit verließ Frau von Ugenstein die geräumige Leutenküche, um sich in der Einsamkeit einer Scheune zu vergraben. Der Geruch des Heus und Stroh's that ihren Nerven wohl, die Einsamkeit beruhigte sie ein wenig, und ängstlich faßte sie unter ihren Rock, wo sie noch immer die Ledertasche mit den Wertscheinen trug. Sie brannten sie wie das höllische Feuer, und fast sehnsüchtig sah sie der Stunde entgegen, wo sie dieselben endlich in die Hand ihres Sohnes legen konnte.

„Aber er muß fort — auf jeden Fall — die Bedingung knüpfe ich daran — denn weitere Zugeständnisse — nein — nicht einen Pfennig erhält er sonst — nicht einen Heller — o Gott! — o — was war das?“

Miete bebte wie Espenlaub. Es hatte sich etwas

gerührt. „Du bist es Mustti — komm mein Mädchen — komm.“

Mustti, der Affenpinscher, streckte seine schwarze Schnauze aus dem gelben Stroh, wo er sich auf der interessanten Mäusejagd befand, und sah seine Herrin mit seinen treuen, braunen Augen verwundert an.

„Du gute Kreatur — ach, wenn Du wüßtest,“ klagte Miete und wischte sich mit dem Zipfel ihrer blauen Schürze über die Augen, die eben wieder, wie jetzt so oft, in Thränen schwammen.

Die Sonne schien hell durch die Spalten des geschlossenen Thorwegs und warf grelle, schmale Lichtstreifen, in denen Milliarden mikroskopischer Stäubchen flimmernd auf- und niedertanzten, in den düstern Raum. Miete starrte unbeweglichen Blickes darauf hin; sie wuchsen vor ihren Augen; groß und größer werdend, schienen sie sich zu menschlichen Köpfen zu gestalten, die getrennt vom Körper, mit fragenhaft verzerrten Gesichtern auf- und abwogten und aus großen, unheilverkündenden Augen zu ihr herüberstarrten. Wem glichen diese Züge nur? Wem?

„Carl!“ rang es sich plötzlich ängstlich über Vieles Hippen, und einer Ohnmacht nahe sank sie in das Stroh.

„Mutter! Mutter!“ rief Erbuine.

Dieser Ton wirkte belebend auf die arme Freifrau und sie raffte sich empor und lief eilig auf den Hof.

„Wo warst Du denn nur, Mutter?“ fragte Erbuine, als sie die Freifrau, lange Strohhalme am Kleide und Heubüschel in den Haaren hängend, herauskommen sah.

„Dumme Frage, in der Scheune, das siehst Du doch,“ antwortete Miete mürrisch.

„Was hast Du denn da gemacht?“

„Was soll ich denn da Besonderes gemacht haben? Mustti war drin und lamentierte, da wollte ich den Esel herauslassen, er ist aber auf seine Ratten und Mäuse rein wie toll.“

Die Freifrau ging langsam dem Hause zu, die Spuren der Scheune energisch aus ihren Kleidern schüttelnd.

Ug fand am Morgen des nächsten Tages den Brief Erbuines unter den eingegangenen Postsachen.

„Fünf Uhr zu spät? Am Strande? Ja, was soll denn das bedeuten?“ sagte er vor sich hin. „Das sieht doch aus, als ob dies eine Antwort auf einen Brief von mir wäre?“

Ug las die wenigen Zeilen immer und immer wieder, ohne sich über die Veranlassung derselben klar werden zu können. „Um — da steckt irgend etwas dahinter was nicht in Ordnung ist, was ich aber ergründen werde,“ damit schob er den Brief nicht ohne leise Besorgnis in die Tasche. Er fühlte sich beunruhigt und konnte das Gefühl auch am nächsten Morgen noch nicht los werden. Ungebuldig hartete er der angegebenen Stunde.

Ebenso wie ihm ging es Erbuine und beinahe in noch erhöhtem Grade Fenno, der sich in gehobener Stimmung, voll der schönsten Hoffnung auf eine reizende kleine Abwechslung in der Obe des

Landlebens, für welches er so gar nicht geschaffen war, schon vorzeitig auf den Weg zum Strande aufmachte.

„Es wäre unhöflich eine so schöne Dame warten zu lassen,“ sagte er selbstgefällig lächelnd, indem er mit der Reitpeitsche in scharfen Hieben die Luft durchschnitt, ohne daß ihm auch nur der Gedanke gekommen wäre, Erduine könnte der an sie gerichteten Aufforderung keine Folge leisten.

„Und bei Gott, da ist sie schon! Ja, lehre mich einer die Mädchen kennen! Eine ist wie die andere! Ein bißchen Heimlichkeit, ein bißchen Liebe, dem können sie nicht widerstehen.“

Fenno gab seinem Fuchs ein Paar Sporen und trabte munter vorwärts, indessen Erduine auf ihrem Pony hielt, den Blick träumerisch auf das Meer gerichtet.

Wie still, wie einsam, wie groß und erhaben erschien ihr in diesem Augenblick die largetende nordische Natur! Nur leise rauschten die Wellen auf den Strand, und schoben das rollende, kladernde, lockere Gestein vor sich her, um es dann wieder mit sich zurückzuziehen. Nur daran sah man die Bewegung der See, draußen lag sie leuchtend, rahlblau wie in einem süßen Traum befangen.

„Kein Wölkchen am Himmel, kein Vogel in der Luft, kein Segel am fernen Horizont. Nur ich, das liebe, liebe Meer und bald — bald —.“ Erduine sah verzückt ins Ätherblau, da nahten Pferdetritte.

„Ug — geliebter Ug!“ Erduine verstummte und erstarrte. „Sie — Sie — — sind — hier?“

„Ha — ha — ha — köstlich! Köstlich, meine teure, kleine, süße Cousine! Wie hübsch, daß Du gekommen bist. Ja, ja, so kleine, liebe Mädchen müssen auch gehorfolam sein, wenn sie ein guter Freund und Vetter, der es vor Sehnsucht nicht aushalten kann, zu rufen wagt.“

Fenno sprach lächelnden Mundes, drängte sein Pferd dicht an Erduines Pony, beugte sich aus dem Sattel zu ihr hinüber und streckte die Rechte aus, um sie mit derselben zu umfassen.

„Sie — Sie — haben es gewagt — an mich zu schreiben? So — o, das ist — das ist abscheulich, das ist schändlich.“

„Schändlich? Dina Du spaßest.“

„Nennen Sie mich nicht so — ich will — ich will das nicht.“

„Aber süßes, einziges Kind, wenn ich als Vetter — ja, ja — ich beanspruche volle Rechte als solcher.“ Er sprang aus dem Sattel, schlang die Zügel um den Arm und streckte die Hand empor.

„Steig ab, Erduine, bitte, bitte!“

„Nein, nein, auf keinen Fall! Ich reite fort!“

„Ho — ho, so schnell geht das nicht.“ Er hielt das Pony am Kopfgestell fest.

„Lassen Sie mich los!“

„Wie werde ich so thöricht sein? Sei doch vernünftig, Dina. Komm — ein Kuß ist unter so nahen Verwandten doch wohl erlaubt.“ Fenno machte Anstalt das geängstigte Mädchen mit Gewalt aus dem Sattel zu heben.

„Ich rufe um Hülfe! Ich — ich —“

„Das Meer ist stumm! Rufe nur! Komm doch, Geliebte! Denke doch ich sei Ug.“

„Ug?“ kam es bebend über ihre Lippen.

„Ja, ja, warum soll denn der eine Vetter vor dem andern so bevorzugt sein?“

„Weil — weil — — Ug — Ug! Da bist Du! Hülfe! Rette mich! Schnell! Schnell!“

Ein von Ug sicher geführter Hieb traf Fenno's Hand, so daß er das Pony mit einem wütenden Aufschrei losließ.

„Erduine! Mädchen!“

„Beschütze mich vor dem da — ach, nun ist's gut, nun ist alles gut!“

Ug sprang vom Pferde und fing Erduine auf, die sich halb ohnmächtig aus dem Sattel gleiten ließ.

„Vor dem da? Das ist also der Burtsche, der anständige Mädchen in die Falle lockt! Warte! Warte!“ rief Ug voller Verachtung.

Fenno stand unbeweglich auf derselben Stelle und maß ihn mit höhnischen Blicken.

„Wie kamst Du hierher?“ fragte Ug mit bebender Stimme.

„Zu Pferde wie Du,“ gab Fenno kalt lächelnd zurück.

„Und zu welchem Zweck?“

„Zu demselben wie Du, ha — ha — ha.“

„Wie kannst Du Dich unterstehen ein unbefehltes Mädchen zu einem Rendezvous aufzufordern?“

„Gerade so gut wie Du.“

„Ich habe sie nicht aufgefordert, obgleich —“ Es zuckte über Ugens Gesicht, dann lag eiserne Entschlossenheit darauf. „Ach was — ich will nicht mit Dir rechten, denn ich habe es nun endlich abgegeben, Dir Sitte und Moral beizubringen. Erduine, reich mir Deine Hand.“ Sie that es und stand, das Auge verschämt gesenkt, neben Ug. „Du wußtest es nicht, Fenno, dieses Mädchen, meine, Deine Cousine — ist meine Braut.“

„Braut? Braut? Ha — ha — so gut wie meine auch,“ höhnte Fenno.

„Fenno! Fenno! Ich sage Dir — ich — geh — bitte geh!“

In Ug lochte es, doch er bezähmte sich und schlug ihn nicht zu Boden.

„Fällt mir nicht ein — ha — ha! Willst Du sie etwa heiraten?“

„Genug, Dube! Genug!“ Ug spreizte seine mächtigen Finger und drückte Fenno die Kehle zu.

„Halt!“ rief Erduine außer sich, stürzte sich auf die beiden und versuchte Fenno zu befreien. Ug ließ von selbst die Hand sinken. „Mein Herr, warum sollte mich Ihr Bruder nicht heiraten?“

Ug erbleichte, Fenno aber stand da wie ein blutdürstiger Tiger, vorläufig noch unfähig ein Wort über die todbleichen Lippen zu bringen, vor denen ihm der weiße Schaum stand.

„Warum?“ fragte Erduine noch einmal mit funkelnden Augen und bebenden Rüstern.

„Weil — weil —“ stotterte Fenno.

„Fenno — es ist —“ Ug stockte.

„Und wenn's mein Letztes wäre! Weil Deine Mutter — Au! — Au! —“

Er lag am Boden, Uß stemmte das Knie auf seine Brust und stopfte ihm die Faust in das Lastermaul.

„Mei — ne — Mutter — meine —“ Erduine sank ohnmächtig in den Sand.

Der Schleusenwächter und seine Frau gingen eben, von der Bestellung ihres Ackers heimkehrend, durch die Düne ihrem Häuschen zu.

„Leute, hierher! Schnell! Schnell! Helft mir! Helft mir!“ rief Uß, den rasenden Fenno loslassend und auf Erduine zueilend. Fenno starrte aus blutunterlaufenen Augen die herbeieilenden Leute an, um dann, einsehend, daß er hier momentan doch nichts ausrichten konnte, seinem Pferde nachzulaufen, welches behaglich an dem Strandhafer knuspernd, eine Strecke davon weidete.

„Steh Bieft! Ober — steh!“ donnerte er den Fuchs an, ihn wie rasend im Maule reißend. Endlich gelang es ihm sich in den Sattel zu schwingen. „Das gedenke ich Euch beiden!“ damit hieb er die Sporen dem Fuchs in die Weichen und jagte über die sandige Düne, direkt auf Videnholm zu.

„Mein Baroneschen! O Du lieber Himmel!“ rief die Frau des Wächters, während er nur ein über das andere Mal sein kurzes, eintöniges und sinnloses „Dha! Dha!“ ausstieß.

„Helft mir. Wo bringen wir das Fräulein hin?“ fragte Uß.

„Nun in unser Haus — das dort,“ sagte die Frau.

„Ja — ja — dorthin! — Dha! Dha!“ setzte der Mann hinzu.

„Ich bin ja zehn Jahre auf Ragknüchel Köchin gewesen.“

„Gut — gut — sie lebt, sie ist nur ohnmächtig geworden,“ erklärte Uß und nahm mit der Frau Erduine auf, während der Mann die Pferde einfieng und den nach der Hütte Voranschreitenden langsam folgte, ohne sich einen Augenblick aus seiner Ruhe bringen und ohne seine Peise auszuheben zu lassen.

Erduine atmete nur langsam, als man sie im Wächterhause auf das hochgetürmte Ehebett legte, Uß hielt ihre Hand, aus der jeder Blutstropfen entweichen schien, in der seinigen und sah ihr zärtlich besorgten Blickes in das bleiche Gesicht, während die Frau frisches Wasser herbeiholte und ihr Umschläge auf die Stirn machte.

Jetzt hob Erduine die Lider und sah leer zu der niedrigen Decke auf, dann schloß sie dieselben wieder unter einem langen, schmerzlichen Seufzer. Eine Zeitlang lag sie fast unbeweglich da, dann begann es in ihren Gliedern zu zucken, sie richtete sich mühsam empor und starrte Uß wie geistesabwesend an.

„Fort — fort — geh — Du darfst mich nicht lieben — Du darfst es nicht — das war es also — das war es.“ Erduine sprach leise, mit klagendem Ton, wehrte Uß mit den Händen und wandte beschämt den Kopf von ihm ab.

„Erduine, Heißgeliebte.“

„Nein, nein, ich bin es nicht mehr, ich darf, ich kann es nicht sein.“

Sie sank in die Kissen zurück, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und ein erleichternder Thränenstrom entstürzte ihren Augen.

„Erduine — höre mich,“ flehte Uß.

„Nein, geh, wir dürfen uns nicht wiedersehen.“

„Ich bleibe und wenn Du mich noch so oft gehen heißt.“

„Ich will es aber,“ rief Erduine, den letzten Nest der ihr innewohnenden Kraft zusammennehmend.

„Hier gilt mein Wille mehr als der Deinige, Erduine.“

„Ach — Du bist furchtbar in Deiner Liebe, Uß,“ flüsterte sie, um dann in krampfhaftes Schluchzen auszubrechen. Er umfaßte sie sanft, zog ihren Kopf an seine Brust und ließ sie gewähren.

Die Sonne sank blutrot ins Meer. In die Hütte des Schleusenwächters drang ein purpurner Goldschein, es sah aus als wäre alles ringsum im Feuer vergoldet.

„Ein Glas Wasser,“ bat Erduine. Uß holte es ihr, sie trank es hastig aus und sprang vom Lager.

„Lebe wohl, Geliebter! Lebe wohl, ich war so glücklich in Deiner Liebe — ich werde während des ganzen Lebens daran zehren — Uß — Uß — o warum mußte es so kommen — Du hättest offen mit mir sein sollen.“

Erduine hatte sich stürmisch an seine Brust geworfen und schwimmenden Auges zu ihm empor gesehen, jetzt senkte sie das Köpfchen wie ein sterbender Vogel.

„Denke jetzt nicht daran, sondern komm, ich will Dich, wenn es Dir möglich ist, jetzt nach Hause bringen.“

„Nach Hause? — Du?“ Ein Beben ging durch ihre Adern.

„Ja, denn der Augenblick, in dem ich Dich von Deinen Eltern als meine Braut erbitte, ist schneller gekommen wie ich dachte.“

„Deine — Braut? — Ich? — Ich die Tochter meiner Mutter? —“

„Einer braven Frau, die in ihrer Jugend einmal von dem rechten Wege abgewichen ist,“ sagte Uß mit Überzeugung.

„Und dennoch —“ Erduine stockte — „Aber komm, geleite mich nach Hause, ich werde meiner Mutter sagen, daß Du mich liebst, daß Du mich zum Weibe begehrst — aber daß ich um ihretwillen —“ Erduine vermochte nicht weiter zu sprechen, raffte sich auf, ordnete ihre Kleider, dankte der alten, ehemaligen Köchin durch einen liebevollen Kuß und ließ sich von Uß auf das Pferd heben.

Nun ritten sie Schritt vor Schritt den sonnendurchglühten Dünenweg am Strande entlang. Keines sprach ein Wort, das Meer atmete kaum hörbar, nur jenes taktmäßige Rollen der kommenden und zurückweichenden Steine war zu vernehmen. Eine Zeitlang waren sie so geritten, da bog der Pony von selbst seitlich ab, um den Weg nach Ragknüchel zu gewinnen.

„Geh Uß, verlaß mich hier,“ bat Erduine leise, ihn mit dem Blicke einer Sterbenden betrachtend.

Uß schwieg und winkte ihr nur mit der Hand, weiter zu reiten.

„Laß uns hier unsere Liebe unter Gottes freiem Himmel, beim Flüstern des Meeres, beim Sonnenuntergang begraben.“

„Wir wollen sie auferstehen lassen zu herrlicherem Leben.“

„Nein — nein.“

Erduine ritt langsam weiter und Uß folgte.

„Nun wie Du willst,“ sagte sie todesmatt und ließ ihn gewähren.

Da trat das Herrenhaus von Ragnüchel in Sicht und Erduine brach bei seinem Anblick in lautes Jammern aus. Uß störte sie nicht in dem Ausbruche ihres gerechten Schmerzes.

### Einundzwanzigstes Kapitel.

Abolie von Ugenstein saß in einem weiten Schlafrock aus schwarzem Sammet, reich mit dunklem Pelz besetzt, nachlässig in einem Sessel und sah trüben Blickes durch das Fenster zum Himmel empor. Die Wolken jagten sich dort, ein Nebelgebilde wuchs in das andere hinein, immer neue, immer groteskere Gestalten entstanden und Abolies Phantasie formte sich daraus Drachen, verzerrte Menschengesichter, Pflanzengruppen und riesige Gebirgsketten. Sie hatte nichts Besseres zu thun und zu denken, denn was sollte sie auf diesem alten, verlassenen Schlosse sonst beginnen? Ewig lesen, ewig spazierengehen, ohne einem Menschen zu begegnen? Nicht einmal dem Vergnügen des Toilettemachens konnte sie sich hingeben, denn sie war ja noch immer zu dem eiförmigen Schwarz verurteilt, und für wen hätte sie sich auch schmücken sollen, sie sah ja keinen Menschen?

Eben ging der Inspektor über den Hof. Hinter dem Vorhange verborgen, folgte Abolie seiner kräftigen Gestalt mit den Blicken. Wie sicher er dahin schritt, wie selbstbewußt er den Kopf trug und wie fest die sporenkirrenden Tritte auf dem Pflaster klangen.

„Wenn er doch wenigstens wieder ein Anliegen an mich hätte,“ dachte Abolie und lehnte sich jetzt, als Jessen aus ihrem Sektreise verschwunden war, abgespannt in den Sessel. Dabei glitt ihr Auge müde an dem loszbaren Sammet und dem Pelzwerk ihres Schlafrockes hinab. Er stammte noch aus jener schönen Kopenhagener Zeit, als Graf Fiding ihr eifrigster Verehrer war. Abolie entsann sich ganz genau, daß sie ihn zum ersten Male trug, als Arno bei ihr war und seine Blicke glühend auf dem diskreten Ausschnitt und den halb entblöhten Armen gelegen hatten, welche die weiten Ärmel bei jeder Bewegung frei gaben.

„Der Postbote,“ sagte Abolie erleichtert. Es gab Zeiten, wo das Erscheinen der Post Abolie stets in eine gewisse Aufregung versetzt hatte. Manches zarte Zeichen der Aufmerksamkeit irgend eines Verehrers war dann bei ihr eingetroffen.

„Jetzt — pah — was soll mir die Post bringen,“ dachte sie müde und griff mechanisch nach den Büchern

und Zeitungen, welche ihr eben der Diener auf dem silbernen Teller überreichte. Ärgerlich sah sie auf die dänischen Briefmarken.

„Noch immer Rechnungen aus Kopenhagen, damit schob sie diese unwillkommenen Zeichen des Gedenkens beiseite. „Aus Italien?“ Abolie betrachtete die blaue Marke mit dem Kopfe des Königs Umberto. „Florenz? die Aufschrift in französischer Sprache?“ Abolie erkannte plötzlich die Handschrift und erbrach den Brief. „Von Fiding!“

Sie schnellte von ihrem Sitze empor, durchmaß das Zimmer und hielt das Schreiben in der zitternden Hand, ohne sich vorläufig entschließen zu können, es zu lesen.

„Aha, er bereut, er sieht seine skandalöse Handlungswaise ein, wird einlenken und wieder anzuknüpfen suchen.“

Sie warf einen fast schüchternen Blick hinein. „Teure, hochverehrte Frau.“ — Abolie zuckte mit den schönen runden Schultern. „Narr!“ Nun ging sie zum Fensterplatz zurück und begann:

„Teure hochverehrte Frau!

Unsere letzte Trennung glich einem Bruch. Nach so langer Freundschaft thut das weh. Wir träumten einen langen, schönen Traum und sind jetzt daraus erwacht. Doch bewahren wir weder den Traum noch das Erwachen, sondern behalten wir die Thatsache allein im Auge und die ist, daß eine Vereinigung von zwei Leuten unseres Charakters die Hölle auf Erden bedeuten müßte.“

Abolie schrie laut auf. „Abſcheulicher! Schändlicher!“ Kaum daß sie weiter zu lesen vermochte.

„Gehören können wir uns nicht, aber Freunde können wir sein und dies um so eher, da die Entfernung, welche ich zwischen uns lege, alle peinlichen Momente, welche die Nähe zum schmerzlichen Ausdruck bringt, verwischen wird.“

Die Entfernung und die Zeit, denn ich bin in Italien, bleibe hier bis zum Juli und gehe dann um einen längst gehegten Wunsch zur Ausföhrung zu bringen, nach Amerika, wo ich mich einige Jahre aufzuhalten gedenke, um die dortigen großartigen Einrichtungen gründlich zu studieren.

Leben Sie wohl, Abolie, werden Sie wieder die Freundin Ihres aufrichtigen Freundes

Arno Fiding.“

Abolie ballte den Brief zusammen, warf ihn auf die Erde und trat mit Füßen darauf, dann sank sie bleich, mit verzerrtem Gesicht, in den Sessel.

„Herr Inspektor Jessen,“ meldete der Diener.

„Gut!“ rief Abolie so laut, so plötzlich und voller Entschlossenheit, daß der Diener sie erstaunt ansah. „Ja, ja, ich lasse bitten,“ sagte Abolie hastig, bückte sich, hob die Papierkugel auf und schob sie in die Tasche, als der Inspektor eben eintrat.

Abolies Wangen färbte lebhaftes Rot, in ihren Augen lag es funkelnd, die Pupillen schienen erweitert und ihr Busen hob sich lebhaft. Die Freifrau war auf das höchste erregt, dies sah Carl Jessen auf den ersten Blick und er schrieb seiner Person diese Wirkung zu.

„Komme ich Ihnen gelegen, gnädigste Frau?“

fragte er, schnell auf Frau von Ufenstein zugehend, indem er ihr die Rechte, in welcher er ein Papier hielt, entgegenstreckte. Abolie war zweifelhaft, ob er ihr die Hand oder das Papier geben wollte. Sie nahm das Blatt und berührte dabei mehr aus Zufall als aus Absicht seine Fingerspitzen. Da fühlte sie ihre Hand für einen Augenblick erfasst und es war, als ob ein elektrischer Strom von Jessen ausginge, dessen Wirkung sie durch den ganzen Körper verspürte.

Der Inspektor sah ihr flammenden Blickes in die Augen und sie hielt denselben nicht nur aus, sondern sie gab ihn ebenso heiß zurück.

„Es ist die Skizze zu den neuen Wegen, welche in Folge des Holzschlages im Parke angelegt werden sollen, gnädige Frau,“ begann Jessen mit leicht schwankender Stimme, wobei er Abolie unverwandt ansah. „Wie schön,“ flüsterte er, als ob er im Traume spräche.

Die Freifrau zuckte unter diesen beiden Worten zusammen und schien sich in den dargereichten Plan zu vertiefen.

„Setzen Sie sich,“ sagte sie schnell und deutete auf einen Sessel.

Jessen kam dieser Aufforderung noch nicht nach, sondern wartete es ab, bis Abolie sich niedergelassen hatte, dann nahm er den Platz neben ihr ein.

„Dieses ist der Hauptweg,“ erklärte Carl, indem er mit dem Finger auf die Zeichnung deutete.

„Ganz recht, er führt an der kleinen Grotte vorbei, quer durch die Anlagen hindurch.“ Sie beugte sich tiefer, Jessen that dasselbe und brachte dabei seinen Kopf dem ihrigen näher.

„Und dieser Schlingelpfad?“

„Der müßte neu geschaffen werden, er windet sich an dem kleinen Hügel empor.“

„Und oben erweitert er sich anscheinend zu einem kleinen Rondel.“

„Ganz recht.“

„Hübsch, sehr hübsch.“

Abolie fuhr ein wenig zurück, ihre und Jessens Stirn hatten sich berührt und sie fühlte mehr als daß sie es sah, wie seine Blicke sie durchbohrten.

„Hier müßten einige Bänke angebracht werden, hier eine, dort die andere.“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau; sie werden besser hier und dort stehen, damit man von der einen die Aussicht auf das Schloß, von der andern in das offene Land gewinnt.“

Wieder berührten sich ihre Hände und wie von einer plötzlichen Verückung erfasst, griff Jessen nach der der Freifrau und hielt sie fest. „Wie weiß, wie schön — wie schön — wie klassisch!“ — Einem leisen, sanften Drucke folgte ein stärkerer, der Abolie erbeben machte und dieses Beben steigerte Carl Jessens Blut zu hellen Flammen. „Wie schön — wie herrlich — wie —“

„Herr — Herr — Jessen — Herr —“ Abolie sprach leise, zagend und suchte ihre Hand der Jessens zu entziehen.

„Abo—lie — — A—do — — lie.“

Sie schloß die Augen und lehnte sich zurück, er

aber breitete die Arme, zog sie an sich und heiße, wilde Küsse brannten auf ihrer Stirn.

„Ich liebe Dich, ich liebe Dich,“ rang es sich über seine Lippen.“

„Oh — — oh — —“ Abolie stöhnte und überließ sich wie erschöpft, wie überwältigt von der Kraft dieses Mannes seinen Küssen und seinen Liebeschwüren. „Um Gotteswillen — Jessen — Jessen — lassen — lassen Sie mich,“ stieß sie endlich hervor.

„Nein, nein — mein mußt Du werden, mein.“

„Oh — — Sie — Sie — furchtbarer Mann.“

„Furchtbar? Ich liebe Dich, ist das denn furchtbar?“

„Gerade deshalb.“

„Und Du?“

„Ich?“

„Du liebst mich auch — —?“

„Nein — nein — ich — —“

„Doch, doch, ich fühle es — ich weiß es — — Du liebst mich auch.“

Er löste seine Arme ein wenig, seine Liebesbeweise verloren etwas an ihrem stürmischen Feuer, doch dafür wurden sie inniger und zärtlicher. „Nicht wahr, Du liebst mich, Abolie? Süße, reizende Abolie!“

„Nun — und — wenn es wäre?“ fragte sie weich zurück.

„Dann würdest Du mein Weib!“ rief Jessen mit jubelnder Stimme.

„Dein Weib? — — Ich? — — Ich die Freifrau — —“

„Die Freifrau?“ wiederholte Jessen stolz. „Fragt die Liebe danach?“

„Nein — nein — es geht nicht — — ich — —“

„Es muß gehen, sage ich, es muß gehen.“

„O mein Gott, was that ich? Warum hörte ich Dich an?“

„Weil Du mich liebst,“ raunte ihr Carl zärtlich zu und küßte dabei ihr rosiges kleines Ohr.

„Aber hier in Holstein, wo ich doch unmöglich eine so untergeordnete Stellung einnehmen kann —“

Carl Jessen stieg das Blut zu Kopfe, seine Stirn glühte fieberheiß, die Augen traten stärker aus ihren Höhlen, Schatten legten sich darunter und seine Lippen bewegten sich ohne daß er sprach.

„Stellung — Stellung — — ja, das ist's worauf die Frauen sehen — der Mann selbst — — ha — ha — — so ist's im Leben —“ sagte er endlich mit bitterem Spott, gab Abolie frei und wandte sich zum Gehen.

„Jessen — — Jessen!“ Abolie eilte ihm nach.

„Nun?“ fragte er kühl, sich langsam umwendend.

„O mein Gott — — oh — — nun bist Du mir böse?“

„Böse? Pah! Hier — hier schmerzt es.“ Mit einem kurzen Ruck öffnete er die Thüre und verließ das Zimmer. Im Weitergehen vernahm er wie Abolie ihn zurückrief, er aber that, als ob er ihren Ruf nicht hörte und ging, befriedigt vor sich hin lächelnd, weiter.

„Sie liebt mich — ihr ganzes Nervensystem befindet sich in Revolte — freilich die Stellung — die Stellung.“ Jessen war's als ob ihm jemand die Kehle zusammen schnürte. Angst und wilde Gier durchwühlten seine Brust und wie von unsichtbaren, bösen Geistern vorwärts getrieben, eilte er auf sein Zimmer.

„Stellung! — Stellung! — O diese Weiber! — Aber dennoch — dieses Weib — — gerade dieses —“ Er ließ sich auf einen Stuhl sinken, stützte den Kopf schwer in die Hand und starrte auf den Tisch. Sein Gesicht nahm einen höhnischen Ausdruck an und seine Faust schlug taktmäßig auf die Ruchbaumplatte.

„hm — hm — — es wäre — — es wäre,“ plötzlich sprang er auf und raste hinaus, es hielt ihn nicht zwischen den vier Wänden.

Abolie stand noch eine Weile auf derselben Stelle und lauschte den auf dem langen, akustisch gebauten Korridor langsam verklingenden Schritten Carl Jessens.

„Er hat es gewagt — — oh — — und ich — —“ Erregt warf sie sich auf das Sofa und gab sich ihren wüsten, wilden Phantasieen hin. Sie, die Gattin eines Inspektors, eines bürgerlichen Mannes, von dessen Familie sie so viel wie nichts wußte! — Was würde Uß, was würde Arno Fiding sagen? Fiding — der — ha — ha — — Die Gedanken an ihn und das Bewußtsein ihren verhassten Stiefsohn zu ärgern, bestärkten ihre Absicht, Carls Werbung anzunehmen.

Sie dachte sich mehr und mehr in die Rolle als dessen Frau hinein, das Absonderliche derselben fing an seine Reize auf sie auszuüben und der Einfluß seiner Persönlichkeit, dem Abolie vom ersten Augenblick an unterworfen gewesen war, und der sich vorher, als Jessen sie in seinen Armen hielt, so entschieden geltend gemacht hatte, begann wiederum, sich von Minute zu Minute steigend, seine verführerische Wirkung auf sie zu versuchen.

So schlichen die Stunden hin und Abolies Sinne berauschten sich immer mehr an dem Gedanken, Carl Jessens Gattin zu werden. Gerade der damit verbundene Kampf, der Faustschlag, den sie dadurch der ganzen Familie und der Gesellschaft ins Gesicht verleihte, reizte sie.

Sie sehnte Jessen herbei, sie wollte mit ihm zusammen sein, seinen Liebeschwüren lauschen und Pläne für die Zukunft gestalten. Warum kam er nur nicht? Empfand er keine Sehnsucht nach ihr? Bestimmt, aber er wagte es noch nicht, unaufgefordert oder ohne einen Vorwand zu kommen.

Abolie nahm einen kurzen Mantel, warf über den Kopf einen schwarzen Spitzenschleier, der das feurige Rot ihres Haupthaars, die blendend weiße, rosig angehauchte Farbe ihres Gesichtes auf das Vorteilhafteste hob, und begab sich auf den Hof, bald hier, bald dahin gehend, nach dem Inspektor auspähend.

„Nirgends zu sehen, wo er nur ist?“ dachte Abolie ungeduldig. „Haben Sie den Herrn Inspektor nicht gesehen?“ fragte sie einen vorüber gehenden Knecht, von dem sie wußte, daß er halb und halb Dienste bei ihm versah.

„Ausgeritten, Frau Dron'n,“ antwortete er kurz.

„Argerlich, unverzeihlich,“ stieß Abolie hervor.

„Wenn er zurückkehrt — ich habe ihn notwendig zu sprechen — er möchte sofort zu mir kommen.“

„Schön, Frau Dron'n,“ antwortete der Knecht und begab sich an seine Arbeit.

„Jetzt auszureiten — nach dem, was heute zwischen uns vorgefallen,“ meinte Abolie und begab sich enttäuscht auf ihr Zimmer, wo sie einen Brief von Elsa vorfand, in welchem dieselbe anfragte, ob sie nun zurückkehren dürfte. Es war natürlich, denn sie wollte die Zeit, in der Sizze von Pfeilen noch bei Uß weilte, nicht unbenutzt vorüber gehen lassen.

„Jetzt gerade? Nein! Das fehlte mir noch.“ Abolie setzte sich sofort an den Schreibtisch und warf einige Zeilen an die Doktorin auf das Papier.

„Liebste. Wenn Sie meines rotköpfigen Wildfangs noch nicht überdrüssig sind, so behalten Sie ihn noch etwas. Ich bin schlechter Laune, angegriffen; sie hat bei mir zu wenig. Musizieren Sie fleißig zusammen; lassen Sie sie gehörig üben, lesen Sie Französisch und Englisch mit ihr. Sie kluge, reizende, liebe Frau Doktor, Sie haben es ja heraus, so anregend und belebend auf ein junges Mädchen zu wirken. Elsa ist zu bescheiden und fürchtet Sie zu stören. So bald der Lenz erblüht und Ihr Mann zu seinem medizinischen Kursus nach Berlin geht, schlagen Sie Ihr Feldlager bei mir auf. Die ganze Menagerie können Sie mitbringen.

Ihre treu ergebene

Abolie von Ugenstein.“

Der Brief wurde sofort nach Oldenburg getragen.

Elsa war nicht gerade erbaut über denselben, die Doktorin fühlte dies und händigte dem Boten sofort ein Schreiben ein, worin sie Uß und Pfeilen zu Tisch einlud und sich mit ihrem Gatten und Elsa bei ersterem für die nächste Woche ansagte.

„Du sollst Deinen Schatz doch genießen, Du verliebte, kleine Feuerlilie Du,“ sagte Frau Brand lachend, was sofort wieder den Sonnenschein auf Elsas Gesicht lodte.

Es war für Abolie eine kleine Abwechslung gewesen, an die Doktorin zu schreiben, nun dieses Geschäft vorüber war, saß sie wieder unthätig da, als alleinige Gesellschafterin die Sehnsucht nach Carl Jessen bei sich beherbergend. Es dunkelte, im Kamin loberten die Flammen und verzehrten prasselnd die Holzstücke, die ihnen der Diener zugeführt hatte. Plötzlich horchte Abolie auf, eilige, wie durch die Erregung und die Sehnsucht beilügelte, sporenklinrende Schritte nahten.

„Er kommt!“ rief Abolie freudig, erhob sich und ging zur Thür, welche in demselben Moment aufgerissen wurde. „Du Fenno!“ entfuhr es der Freifrau enttäuscht und erstaunt.

„Ja, ich! Erwartetest Du einen anderen?“ fragte Fenno, indem er erregt in das Zimmer trat, die Reitpeitsche auf einen Tisch, den Hut auf einen beliebigen Stuhl warf.

„Wie siehst Du denn aus?“



„Ich? Nun wie sich's gehört, wenn man von der Verlobung kommt.“

„Von der Verlobung?“

Fenno trat vor den Spiegel.

„Ja, ja Mama, es ist scharf dabei hergegangen, mein zerdrückter Kragen und mein zerrissener Schlips beweisen es — und bei Gott und allen Teufeln, ich sehe aus wie ein junges Ferkel!“

„Fenno, welche Ausdrücke in Gegenwart Deiner Mutter!“

„Ausdrücke? Pah! Gar nichts! Aber That- sachen — Thatfachen — ha — ha — ha — ha.“

Fenno ließ sich ungeschliffen in einen Sessel fallen. „Siehe hat's sogar bei der Verlobung gegeben.“

„Fenno?! Ich glaube Du bist betrunken?“

„Buznücktern, wie eine Kirckenmaus, höre mich.“

„Ja, wer hat sich denn verlobt? Du etwa?“

„Ich? — Ha — ha — ha — ha.“

„Du bist unerträglich.“

„Nun, dafür wird Dir Dein Herr Filius Uß desto mehr Freude bereiten, indem er Dir eine Schwiegertochter ins Haus bringt, eine Freifrau von Ugenstein und eine Herrin auf Biedenholm und so weiter und so weiter, die sich gewaschen hat.“

„Du bist doch betrunken, Fenno.“

„Ausnahmsweise nicht, Mama, wirklich nicht,“ sagte Fenno, indem er die Beine weit von sich spreizte, nach der Reitpeitsche griff und damit die hochschä- tigen Stiefeln bearbeitete. „Aber so höre doch.“

Abolie zwang sich zur Ruhe und Fenno erzählte ihr, was soeben vorgefallen war.

Abolie hatte sich erhoben und ging mit über der Brust gekreuzten Händen, den Kopf bald nach rechts, bald nach links wiegend, im Zimmer auf und nieder. Fast freute sie sich darüber, wenn Uß ein Mädchen solcher Herkunft heiratete, was konnte er einwenden, wenn sie Carl Jessen nahm? — Aber — freilich — sie hatte Uß ja gerade durch ihre Heirat ärgern und kränken wollen; wenn er so liberal dachte, wie er durch seine Handlungsweise bewies, dann fiel dieser Moment fort. Endlich blieb sie stehen und sah Fenno an, als ob sie die Sache gar nichts anginge.

„Uß ist mündig, sein eigener Herr, mag er heiraten wen er will und wer ihn nimmt,“ sagte sie endlich vollständig gleichgültig.

„Das — — das ist Deine Ansicht Mutter!“

„Ja, natürlich!“

„Du wolltest nicht einmal versuchen, das Er- eignis, welches einen Schandfleck auf unsere Familie wirft, zu inhibieren?“

„Wie könnte ich das?“

„Nun — indem Du — ja — was denn nur? Indem Du alle Verbindung mit ihm abbrückst, Elsa seinen Umgang verbötest und ihm Dein Haus unter- sagtest.“

„Mein Haus? — Es ist sein Haus, und ich glaube alles, was Du anführst, würde ihm ziemlich gleichgültig sein.“

„Mutter! Mutter! Sind das Deine Ansichten von Standesehre und Familienrückichten!? Unser Vater würde ihn verfluchen!“

„Das wäre etwas anderes — aber ich — was kann ich?“

„Abfcheulich! Schändlich! Ich gucke den Kerl nicht wieder am Wege an.“

Fenno stürmte hinaus und seine Mutter sah ihm hohnlachend nach. Die Worte Standesehre und Fa- milienrückichten nahmen sich in seinem Munde doch wirklich zu komisch aus. „Sonderbare Fügung — nun mir soll es lieb sein, wenn sich unter diesen Umständen meine Verbindung leichter und ohne große Scene vollzieht. Empfange ich die unwillkommene Schwiegertochter freundlich, so wird Uß galant genug sein, meinem zukünftigen Gatten auch entgegen- kommend zu begegnen. Drei Familien verkehren dann zusammen, das giebt schon einen gewissen Halt, die eine oder die andere schließt sich an, Doktors, der Prediger und schließlich findet es jeder nur na- türliche, daß ich Frau Jessen wurde. — Ja — ja — es ist ganz gut so — — ganz gut,“ philosophierte Abolie in bester Laune, die nur dadurch getrübt wurde, daß sich der Inspektor noch immer nicht ein- stellen wollte.

„Ich werde Uß bitten zu mir zu kommen,“ damit setzte sie sich an den Schreibtisch und schrieb eilig:

„Mein teurer Sohn. Daß mich das, was mir Fenno soeben mitteilte, in das lebhafteste Er- staunen versetzt, wirst Du begreifen, aber ich heiße Deine Braut mit offenen Armen und warmem Herzen als meine liebe Tochter willkommen — denn — die Liebe ist allmächtig.“

Führe mir Erduine bald zu und erfülle meine Bitte, daß Du Deinem Bruder Fenno sein un- verzeihliches Benehmen vergiebst.

Deine treue Mutter Abolie von Ugenstein.“

Mit einem Lächeln des Triumphes schloß sie den Brief, adressierte ihn und sandte ihn sofort an Uß nach Annenhof ab.

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Carl Jessen noch ganz unter dem Eindruck des Beisammenseins mit Abolie, hätte beinahe vergessen, daß heute der Tag war, den er seiner Mutter zu einer zweiten geheimen Begegnung festgesetzt hatte. Erst jetzt fiel ihm dies wieder ein und er beschloß, sogleich sich auf Umwegen zu dem bekannten Weg- weiser zu begeben. Langsam ritt er, das Gewehr gewohnheitsmäßig über der Schulter, durch den Forst, in dem sich der Frühling leise zu regen begann. Jener ahnungsvolle Duft strömte ihm schon daraus entgegen und er sog das würzige Arom des feuchten Moooses mit stillem Behagen ein, es wirkte so kühlend und beruhigend auf seine aufgeregten Nerven.

Nun verließ er den Wald, öffnete das Gatter- thor eines Knick und ritt über die Wiesenkoppel, wo das Gras bereits spärlich zu grünen begann. Die ersten Schneeglöckchen hoben ihre Köpfe schüchtern, als ob sie den trügerischen Regungen der Natur noch nicht trauten. Jenseits der Koppel lag eine Wald- parzelle, die zu Ragnüchel gehörte, in diese bog er ein, verhieß einen Augenblick sein Pferd und be- trachtete, mehr um die Zeit zu töten als aus Inter- esse, die Wilbnis, die fast dem Urwalde gleich. Seit Menschengedenken war an diese Stämme, die sich

von selbst hier ausfanden und die niemand pflegte, keine Art gelegt worden. Dichtes Untergehölz und Rankenwerk machten es fast unmöglich hier weglos hindurch zu kommen. Da trat ihm unerwartet der Freiherr Bernd von Ugenstein, die Flinte über den Rücken, entgegen. Jessen zog schnell den Hut.

„Herr Baron.“

„Ah, Herr Inspektor.“

„Ein herrlicher Wald.“

„Nicht wahr? Das ist mein ganzer Stolz.“

„Prachtstämme. Eine Goldgrube, Herr Baron.“

„Ja, wenn ich sie schlagen wollte, wie ich es wohl eigentlich müßte. Aber das thue ich nicht — nee — nee — diese Parzelle war von jeher sozujagen die Puppe der Ugensteins, keiner hat hier die Art angelegt. — Das Eldorado für meine Hirsche.“

„Das glaube ich wohl.“

„Aber die verdamnte Bande aus Oldenburg und von der Küste weiß es auch und wilddiebt hier nur zu gern herum, da heißt es auf der Hut sein. In den Kerlen steckt doch noch immer das Piratenblut des seeligen Seeräubers Störtebeker.“

„Natürlich, natürlich.“

„Erst gestern haben die Kanakillen mir zwei Hirsche weggeknallt, nun laure ich ihnen auf, einmal fasse ich sie doch, dann wehe ihnen. Nun und Sie?“

„Ich will noch einmal nach Dröjers reiten,“ antwortete Jessen und trabte weiter. Bald aber verhielt er das Pferd und ließ es in gemächlichen Schritten fallen. Leicht in sich zusammengesunken, die Füße durch die Bügel geschoben, die Beine von sich gesperrt, die Hände auf den Sattelnknopf gestützt, starrte er dem Tier zwischen die Ohren. „Hm — hm — das wäre — ja das wäre.“ Nun hielt er, sah scharf den dichten, wenig benutzten Waldweg entlang, der sich in unregelmäßigen Windungen durch das Gehölz schlängelte und für Fuhrwerk verboten war, hob sich im Sattel und hielt Umschau.

„Einsam — wer hier nichts zu suchen hat, kommt hier nicht her. Und wer hätte hier etwas zu suchen? Höchstens die Wilddiebe — und — der Freiherr.“ Jessen sprach die letzten Worte langsam, düster und „der Freiherr,“ wiederholte er noch einmal mit kaltem Lächeln und einem Ausdruck, als wäre sein Gesicht aus Stein geformt. Jessen fröstelte, ein kalter Schauer lief durch seine Glieder, obgleich es heute ein so warmer Tag war wie selten um diese Zeit.

„Der Schurke ist daran Schuld, daß mich meine Mutter in die weite Welt jagte — der allein,“ murmelte Jessen vor sich hin und alle die Not, die Plagerei, die er erlebt hatte, stiegen vor ihm auf. Wilder Haß gegen alles Vornehme bäumte sich in ihm auf und dabei lächelte ihm Abolies glänzendes Bild verlockender entgegen denn je. Sie, eine der Vornehmen zu gewinnen, sie sich als sein Weib unterthan zu machen, das dünkte ihm eine Lust, das erschien ihm gegen diese ihm so verhasste Gesellschaft als eine Rache, welche einigermaßen das ausglich, was er gelitten hatte.

„Aber dazu gebrauche ich Geld, sonst — hat sie es mir nicht gesagt, daß sie Ansprüche macht?“

„Geld — Geld —“ kam es heiser über Jessens Lippen. „Geld — Geld —“ Ihm schwirrte es vor den Augen, ihm fauste es vor den Ohren, „Geld — Geld — und jener Paragraph neunundneunzig — jener Paragraph —“

Jessen wandte sich hastig um, sah nach dem Freiherrn und fühlte dabei deutlicher als vorher die Last des Gewehres, welches er über der Schulter trug. Er bebt zusammen, dann rann es fieberheiß durch seine Adern. Jener Abend im Gasthause zu Oldenburg, wo die Philister ihre Weisheit über die Erbverhältnisse und die Gütergemeinschaft des Ragnüchler Ehepaares austrantem, schoß ihm jäh durch das Gehirn.

„Wenn er — wenn beide stürben — dann — ja dann wäre es an der Zeit, daß ich mich vor der erstaunten Welt als Sohn meiner Mutter entpuppte.“

Jessen dachte das Furchtbare laut, seine Finger umspannten das Gewehr; es wurde in seiner Hand zu glühendem Eisen. Mit einem Ruck riß er es herunter, im nächsten Augenblick sprang er auf die Erde, zog das Pferd in das Gehölz und band es hier fest. Dort hinter jener mächtigen Buche stand der Freiherr noch immer und lauerte auf die Wilddiebe, die sich jetzt bei der einbrechenden Dämmerung vielleicht einstellten. Eben sah er sich nach Jessen, der langsam näher kam, um.

„Nun?“

„Ich habe nichts zu thun und möchte mich an der Razzia beteiligen, denn so gut die Galunken bei Ihnen wilddieben, Herr Baron, ebenso gut kommen sie hinüber nach unserm Revier. Wenn Sie erlauben, so helfe ich Ihnen?“

„Sehr freundlich, wenn es Ihnen Vergnügen macht,“ antwortete Bernd in seiner ruhigen Art. „Jetzt hat es übrigens noch gute Wege, die Schufte lassen es erst dunkler werden. Cigarre gefällig?“

„Das glaube ich auch. Danke sehr, ich bin so frei.“

Der Freiherr lehnte sein Gewehr an den nächsten Baum, zog eine Cigarrentasche heraus und schlug mit dem Feuerstein Feuer.

„Eine herrliche Arbeit,“ sagte Carl, indem er die Flinte betrachtete, „ist es erlaubt sie anzusehen?“

„Bitte recht sehr. Ich habe sie mir aus Suhl kommen lassen.“

Die Hand des Inspektors hebt, als er nach der Waffe griff, nachdem er sie aber erst zwischen den Fingern hielt, umspannte er sie wie einen Schraubstock. Sie prüfend an die Wade nehmend, zielte er seitwärts, plötzlich sah Bernd den Lauf auf sich gerichtet — ein Schuß — und er fiel lautlos zu Boden.

Jessen stieß einen Ton aus, als wäre er selbst getroffen worden, schleuderte das Gewehr neben den regungslosen Körper ins Gras, kroch zu seinem Pferde, löste es vom Baume, warf sich darauf und jagte von dannen.

„Tot — Tot — ha — ha —“ kam es stoßweise über seine Lippen, die blaurot gefärbt, als hätte er Heidelbeeren gegessen, sich mitunter öffneten und schlossen. Seine Zähne klapperten, als wäre er im Fieberparoxysmus mit eisigem Wasser übergossen worden. „Nun noch — nun noch — es — es —“

hat's niemand gesehen — Niemand — ich — ich bin's ja nicht gewesen — er hat's ja selbst gethan, seine eigene Flinte — ha — ha — ha — nein — ich war's nicht — ich nicht."

Eine Schwäche kam über ihn, die Spannung seiner Nerven hatte nachgelassen, ihm wurde es schwarz vor den Augen und er drohte aus dem Sattel zu stürzen. Plötzlich raffte er sich mit Gewalt zusammen, drückte mit den Schenkeln dem Gaul die Flanken und ritt in gestrecktem Galopp weiter. Der Braune hatte einen guten Sprung und auf dem weichen Sandwege federten die Beine als wären sie aus Stahl geformt.

"Oh — das thut gut — das thut wohl — eins — zwei — drei — vier — oh wie schön — wie schön!" Carl Jessens breite Brust weitete sich mehr und mehr unter seinen tiefen, vollen Atemzügen. Vor ihm dehnten sich jetzt die mit hohen Knicks umschlossenen Acker, sie lagen tiefer und Jessen konnte sie von hier aus übersehen. Die Saat stand gut, frisches, saftiges Grün überzog den welligen Boden, in den Rinnsalen glucksten kleine Bäche, die sich im Grunde zu einem Tümpel zusammenfanden, der im Sommer dem Vieh als Tränke diente, eine Schleuse, die in diesem Augenblick entschieden zu sehr gespannt war und bald überlaufen mußte, regelte den Abfluß.

Carls scharfe Augen, die seit der Unthat wie mit Blindheit geschlagen gewesen waren, wurden plötzlich für alle ihn umgebenden Einzelheiten so scharfsichtig wie noch nie und sofort erfaßte er, daß hier etwas nicht in Ordnung war.

Er freute sich darüber, denn die Schleuse wurde von Dröjers aus besorgt und er hatte so einen triftigen Grund, dort vorzusprechen, der Verwalter Arens hätte sich am Ende doch gewundert, wenn er daselbst heute schon wieder zwecklos vorbei geritten wäre.

Arens sah mißmutigen und mißtrauischen Blickes den Inspektor kommen.

"Was der Mensch jetzt hier nur immer will?" sagte er ärgerlich vor sich hin, ihm nichts desto weniger artig entgegengehend. Jessen gab die Anweisung wegen der Schleuse, im stillen hoffend, der Verwalter würde sofort die nötigen Anordnungen treffen und sich vom Hofthor entfernen. Zu seinem Argern that er es nicht. Würde er sich nicht wundern, wenn er um diese Stunde, wo die Dämmerung schon am Himmel hing, nicht nach Bickenholm zurück ritt, sondern die entgegengesetzte Richtung einschlug? Hier galt es unbefangen erscheinen.

"Sagen Sie einmal, Sie sind ja besser bekannt in der Gegend als ich, ist nicht der nächste Weg zum Strande dieser da?"

"Gewiß, wollen Sie noch an den Strand?"

"Ich sehe es gern, wenn sich die Nacht so langsam über das Meer senkt und der Mond aufgeht. Es ist ein herrlicher Anblick."

"Nun den können Sie heute genießen," entgegnete Arens anscheinend unbefangen, in Wirklichkeit aber im höchsten Grade mißtrauisch, denn von der schwärmerischen Seite hatte er den grobkörnigen Herrn Inspektor noch nicht kennen gelernt.

"Nun viel Vergnügen; ich will gleich die Sache mit der Schleuse in Ordnung bringen."

"Thun Sie das, recht so; der ganze Bettel kann uns sonst fortgehen," antwortete Jessen, grüßte nachlässig und ritt weiter.

"Nichts," dachte Arens, ging ins Haus, nahm ein schlechtes Opernglas, stieg auf den Boden und verfolgte von hier aus die Richtung, welche Jessen einschlug. Im Anfange ritt er gerade aus, dann aber — "dachte ich's doch — natürlich — die Maus geht wieder an den Speck — jetzt biegt er links ab, wo's nach Rahnüchel führt, vielleicht hat er wieder mit der Alten ein Rendezvous — ein verteuftelter Geschmack, na ich danke."

Verwalter Arens schickte jetzt einige Leute nach der Schleuse und folgte, von Neugierde getrieben, seinem Vorgesetzten. Inzwischen war es ganz dunkel geworden und während sich Jessen von der einen Seite her dem Wegweiser näherte, schlich die Freifrau Miete von Ugenstein von der andern heran, unter dem Kleiderrock die Geldtasche mit den Wertpapieren verbergend.

Carls Atem ging beschleunigt, ihn fror und dabei perlte ihm der Schweiß von der Stirn. Ab und zu sah er sich scheu um, als ob ihn das blutige Gespenst des Freiherrn verfolgte, dann aber strebte er vorwärts.

"Wer da?" Er beugte zusammen. Es war niemand da und er hätte einen Eid darauf ablegen mögen, daß ihn jemand beim Kragen packte. Da war der Wegweiser, Jessen zog das Pferd hinter einen Knick, so daß es niemand vom Wege aus sehen konnte, lauerte sich hinter das Gebüsch und wartete auf seine Mutter. "Das dauert — solche Weiber gebrauchen eine Ewigkeit — wenn sie nicht läme —"

Jessen wußte kaum was er sprach, ja er wußte nicht, ob er wünschen sollte, daß sie kam oder nicht kam, es zuckte ihm so graußig in den Fingern.

"Da — das — ist sie," Carl fühlte wie sein Herz versteinerte. Als er die Mutter, die seit acht Tagen um Jahre gealtert schien, vergrämt, traurig vor sich stehen sah, regte sich etwas darin wie Mitleid. Aber fort damit! Adolies Blutaugen bohrten sich aus der Dunkelheit in seine Brust, die Geldgier, die Rachsucht packten ihn, und kalten Blutes schritt er auf die Freifrau zu.

"Hast Du?"

"Da hier."

"Wo?"

"Warte nur." Sie beugte sich nieder und suchte das Geld. Da — nein — er brachte es nicht fertig, die zum Todesdruck ausgespreizten Finger bogen sich kraftlos zusammen.

"Wie das lange dauert."

"Hier hast Du das —"

"Sündengeld, willst Du sagen. Ja — aber nicht mein Sündengeld — o nein — umgekehrt wird ein Schuh daraus. Ist das Geld richtig?"

"Ja. Zähle es doch."

"Zu Hause. Quittung ist ja zwischen so nahen Verwandten nicht nötig, betrügen thun sie sich auch

nicht und wenn es nicht stimmt, so sehen wir uns ja schon noch."

Wieder streckte Carl die Hand nach dem Hals seiner Mutter aus, um sie zu erwürgen. Aber da fiel ihm ein, daß zuerst der Tod des Freiherrn bekannt werden mußte! Gesah dies, so war sie die Erbin und er ihr Sohn hatte Anteil an der Erbschaft, es sei denn, daß sie ihn ausdrücklich ausgeschlossen hätte, was nicht anzunehmen war. Würde das Hinscheiden Herrn von Ugensteins nicht früher bekannt, so konnte man seine Ansprüche anzweifeln, denn es war ja nicht festzustellen, daß die Freifrau die alleinige Erbin war. Jetzt mußte Miete noch leben.

"Gute Nacht," sagte er kurz und schlüpfte durch den Knick, um sein Pferd zu besteigen.

"Gute Nacht — und nicht ein Wort des Dankes — o Du — Du," Miete brach in Thränen aus und tappte sich auf den Weg. Eben wollte sich Jessen in den Sattel schwingen, als ein Mann eilig, mit leuchtender Brust, angelaufen kam. Jessen duckte sich und gab keinen Laut von sich.

"Na nu — — he — — watt is denn —" Der Mann war im Vorwärtslaufen in der Finsternis an die Freifrau gerannt und stand wie sprachlos da.

"He — hett sik dood schaaten — — dood schaaten —" stieß er endlich hervor.

"Wer? Um Gotteswillen, wer?"

"Nu de Freiherr."

"Mein Mann!? Mein Mann!?"

"Sülben — in't Holt — id will von Hof man sint en Wagen halen."

Der biedere Holsteiner, ohne die unglückliche Frau weiter zu beachten, oder ihr Hilfe angebeihen zu lassen, ganz und gar von dem Schrecklichen erfüllt, was er soeben mit einigen von der Arbeit heimkehrenden Feldarbeitern entdeckte, stürmte weiter, Miete wie gelähmt zurücklassend.

"Jetzt," stöhnte Jessen, sprang auf seine Mutter zu und wollte sie am Hals packen. Aber die Dunkelheit, die wahnsinnige Erregung machten ihn unsicher, und er faßte, statt der Kehle, Mietes fleischige Schulter.

"Hilfe! Hilfe! Rettung!" schrie Miete halb in Gedanken des Furchtbaren, was sie soeben hörte, halb instinktiv in der Ahnung, daß Carl etwas Entsetzliches mit ihr vor hatte.

"Still Weib!" Er stürzte sich auf sie zu, und warf sie zu Boden.

"Hilfe — Hi —" ihre Stimme verhallte in einem dumpfen Röcheln.

In diesem Augenblick tauchte der Verwalter Arens aus dem Dunkel des Knicks auf und packte Jessen, der mit den mächtigen Beinen wütend um sich trat, von hinten.

"Erbarmen, Erbarmen," wimmerte Miete, während sich die eisernen Fäuste Jessens lösten.

"Hierher, Mord! Mord! Inspektor Jessen mordet ein Weib!" brüllte Arens.

Jessen schlug wie rasend um sich und Miete vermochte sich noch kaum zu rühren.

"Dagegenstemmen, — festhalten, — packen Sie ihn, — klemmen Sie sich an ihn, — nicht fortlassen, — Hilfe — Hilfe — hierher!"

Der Freifrau kehrte die Besinnung zurück, sie krallte ihre Finger in die Haare Jessens, der sich wie eine Schlange wand und loszukommen suchte. Da krachte ein Schuß, Carls Büchse hatte sich entladen, die Kugel war ihm durch die Stirn gedrungen, der Riesenkörper zuckte zusammen, streckte sich und lag als Leiche quer über seiner Mutter.

Miete kreischte auf, trotz mit Arens' Hilfe unter dem schweren Körper hervor und starrte ihrem Sohn in die verlassenen Augen. Ein wahnsinniger Schmerz durchzuckte ihre Brust, die ganze Schwere ihrer Schuld, die in dieser entsetzlichen Katastrophe gipfelte, schmetterte sie moralisch zu Boden und dabei wallte die Mutterliebe lawaheiß in ihr auf.

"Mein Sohn, — oh mein Sohn," — laut schreiend stürzte sie sich auf's Carls Leiche.

"Ihr Sohn?" fragte Arens. Hatte er nur recht gehört? "Ihr Sohn —?"

"Ja, ja, oh ich unglückseliges Weib," wimmerte Miete. Plötzlich sprang sie auf. Erst jetzt kam ihr das volle Bewußtsein wieder. "Oh mein Mann, — Bernd! — Bernd! Ach ich armselige Kreatur." Sie eilte, gefolgt von Arens, so schnell sie ihre Füße tragen wollten, den Weg entlang, der nach dem Walbe führte. Aber ihre Kräfte erlahmten und auf des Verwalters Arm gestützt, schlich sie, in sich zusammengebrochen, weiter. Nur zuweilen öffneten sich ihre blutleeren, trockenen Lippen. "Carl, oh mein Sohn — mein Mann — Bernd — Bernd," flüsterte sie dann kaum hörbar.

### Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Gemeissen, niedergedrückt, als folgten sie einem Sarge, ritten Erbuine und Uß nach dem Hof von Raßnichel.

"Geh Geliebter, verlaß mich hier. Ich will allein sein," stehle Erbuine.

"Ich habe Dir Treue geschworen, Dina, soll ich Dich in der schwersten Stunde Deines Lebens allein lassen?" fragte Uß in weichem, zärtlichem Tone.

"Ich werde nun immer allein sein. Ich habe meine Mutter verloren, ich habe Dich verloren," klagte Erbuine dagegen.

"Mich? Wenn Du mich je besessen hast, so jetzt." Uß sah ihr mit seinen guten Augen treu in das Gesicht. "Wußte ich nicht längst, was die beiden Häuser Ugenstein trennte?"

"Und dennoch — dennoch," kam es leise von Erbuines Lippen und ein Blick voller dankbarer Innigkeit traf den Geliebten.

"Mich besitzest Du für ewig und Du wirst Deiner armen Mutter vergeben. Hat sie nicht durch zärtlichste Liebe, durch einen exemplarischen Lebenswandel, durch Fleiß und Sparsamkeit, Treue gegen den Gatten, Mildbütigkeit und Opferfreudigkeit den Fehltritt der Jugend gefühnt? Weißt Du, weiß ich es, welche mißlichen Umstände dabei mitsprachen, die denselben

veranlaßten? Rein Erduine, vergeben und vergessen ist das süße Vorrecht der Menschheit.“

Erduine schüttelte traurig den Kopf. „Aber die Welt, die Welt.“

„Daß die große Welt thun und denken wie sie will; sie ist so schnell bereit das Urtheil zu sprechen, sieht den Splitter im Auge des Mitmenschen und bemerkt nicht den Balken im eigenen Auge. Sie beansprucht für sich Nachsicht, jeder einzelne verlangt Rücksichtnahme auf sein Temperament und vergißt es bei dem andern in Rechnung zu ziehen. Das Temperament aber ist der Feind der Tugend, es kommt nur darauf an, welches von beiden am stärksten ist.“

Sie waren inzwischen vor dem Herrenhause angelangt und Christian schlürfte schwerfällig herbei um die Pferde abzunehmen.

„Wo ist meine Mutter?“ fragte Erduine bangenden Herzens.

„De Fruu V'ronin is utgaan.“

Erduine seufzte erleichtert auf, sie brauchte ihr dann doch nicht unmittelbar gegenüberzutreten.

„Und der Herr Baron?“ fragte Uß.

Christian berichtete umständlich und mit großer Wichtigkeit, daß der Freiherr nach dem Holz gegangen sei, um dort auf die Wildddiebe zu passen, die sich jetzt gerade recht mausig machten. Ein Holzhader wäre heute nachmittag hier gewesen und hätte gemeldet, daß er sie gestern dort gespürt hätte.

„So wäre ich denn allein, Sie müssen gehen, Herr von Ugenstein,“ flüsterte Erduine mit resignierter Festigkeit.

„Und ich bleibe,“ entschied Uß und trat nach Erduine in das Haus. „Wo willst Du hin?“ fragte er, als sie die entgegengesetzte Richtung, als die, in der die Bohnzimmer lagen, einschlug.

„Ich will mein Reittkleid ausziehen,“ antwortete sie kurz und verschwand, wohingegen Uß in die große Bohnstube eintrat. Der Geist der Ordnung, der Sauberkeit und Gemütlichkeit herrschte hier und umwehte Uß so angenehm. Er ließ sich in dem großen, am Fenster stehenden Lehnstuhl nieder, zündete sich eine Cigarre an, wartete auf Erduine und überflog dabei mit den Blicken den Hof, wo man bei der zunehmenden Dunkelheit nur noch die Gegenstände in schwachen Umrissen erkennen konnte.

„Soll ich dem Herrn Baron nicht eine Lampe bringen?“ fragte das eintretende Dienstmädchen, eine hübsche, dralle Person, der die holsteinische Tracht, das weiße Häubchen, kurzärmliche Sammetjade, der gestreifte rote Rock und die weiße, gestärkte Schürze gut zu Gesicht stand. Ihre saubere Erscheinung paßte so ganz hierher.

„Erst wenn das gnädige Fräulein es wünscht, mein liebes Kind,“ gab Uß zur Antwort, und überließ sich, als sie hinausgegangen war, wieder seinen Träumereien. Fast mochte eine Stunde vergangen sein und Erduine hatte sich noch nicht wieder blicken lassen. Sie saß auf ihrem Stübchen, sich hier ganz den Ausbrüchen ihres Schmerzes überlassend.

„Kriſchan! — Kriſchan! — Kriſchan!“ hörte man jetzt eine laute harte Stimme rufen, dabei klang sie ängstlich und seltsam erregt.

„Hier hängt he! Töof man!“ ließ sich jetzt Christian vernehmen, welcher eben aus der Meierei kam, wo er sich das Abendessen hatte schmecken lassen. Erduine sowohl wie Uß hörten wie der, welcher gerufen hatte, eilig zur Meierei lief und wie Christian einen lauten Schreckensruf ausstieß.

Erduine riß das Fenster auf und Uß besglichen.

„Was giebt es!“

„Was ist geschehen!“ klang es fast gleichzeitig von beiden.

„De Herr V'ron hett ſick dood ſchaten,“ sagte der Mann mit wahrhaft empörender Kürze. Uß hörte einen Jammerſchrei, eilte zu Erduine und beglückete der Hinausstürmenden im Hausflur.

„Uß! Uß! O mein Gott! Mein Gott!“

„Ich habe das Furchtbare gehört. Solche Leute sehen stets zu schwarz! Komm, wir wollen den Mann zusammen sprechen.“

Erduine überließ sich stumm, innerlich wie gebrochen seinem stützenden Arm und beide begaben sich auf den Hof. Der Bericht des Holzhaders ließ an der entsetzlichen Wahrheit nicht zweifeln.

„Armes, armes, liebes Mädchen,“ mehr vermochte Uß nicht zu sagen, aber er konnte ihr eine Zuflucht an seiner Brust gewähren. Und Erduine flüchtete sich mit ihrem Schmerz, der sie vorläufig noch mehr betäubte als erschütterte, an diese breite, treue Männerbrust und lehnte dort kraftlos, ohne die Fähigkeit zu denken, ja zu begreifen.

Der Wagen rasselte vom Hofe, das ganze Dienstpersonal, die Arbeiter gerieten in die heftigste, schmerzlichsche Erregung und sahen mit bangem Herzen der Entwicklung der Dinge entgegen. Wo war die Freifrau? Diese Frage beschäftigte nächst dem alle Köpfe und man nahm an, daß sie von dem erschütternden Vorfall Kunde bekommen und sich sofort an den Ort der That begeben hatte.

Nur Erduine fragte nicht nach ihrer Mutter, sie lag, Ugens Hand krampfhaft umfassend, auf dem Lager und starrte leeren Blickes zur Decke.

„Tot — tot,“ sagte sie zuweilen leise, dann versuchten es die Thränen sich den Weg zu bahnen, aber ihr Mühen war umsonst, Erduines Augen blieben trocken und brannten heiß in den Höhlen; die Wohlthat des Weinens war ihr bis jetzt noch versagt.

„Sie kommen — sie kommen!“ rief sie plötzlich und schnellte empor.

„Bleib Erduine, noch ist es nicht möglich, bedenke doch der Wagen ist kaum seit einer halben Stunde fortgefahren. Der Wagen, den Du hörst, ist nicht der erwartete,“ versuchte Uß sie zu beruhigen.

Aber Erduine ließ sich nicht halten, eilte zur Thür und flog, gefolgt von Uß, dem Gefährt entgegen, welches sich langsam dem Herrenhause näherte.

Bewegungslos, ohne einen Ton von sich zu geben, saß die Freifrau auf dem Wagen. In ihrem Schoße lag der blutüberströmte Kopf des Freiherrn, zwei Männer folgten und trugen den Leichnam Carl Jessens schwankenden Schrittes in den Hof.

„Dein Vater lebt — er lebt!“ kreischte Nieta — „Schnell, helfst, oh mein Gott, helfst, wenn er doch noch stürbe!“

„Vater!“ rief Erduine, wobei der Freiherr unter dem Ton dieser Stimme langsam die halbgebrochenen Augen öffnete.

Uß trug mit einigen Männern den schwerverwundeten Bernd in das Haus, Miete kletterte vom Wagen und Mutter und Tochter lagen sich in den Armen. Plötzlich stieß Miete Erduinen von sich. „Oh mein armes, armes Kind, geh, laß mich.“

„Nein, nein Mutter, meine liebe, liebe, arme Mutter.“

Erduine umklammerte sie. „Nein, nein, ich bin Deine Mutter nicht.“

Erduine küßte sie mit heißen brennenden Lippen. „Still, still, ich weiß alles und — — ich liebe Dich mehr als je,“ flüsterte sie der Freifrau in das Ohr.

„Oh Gott, oh Gott,“ stöhnte Miete.

„Und das, wer ist das?“ Erduine deutete auf die Last, welche die Männer trugen. Das war der fürchtbare Augenblick des vollen Geständnisses für die Freifrau.

„Das ist die Leiche des Inspektor Jessen — die Leiche — meines Sohnes.“

„Deines Sohnes — oh Mutter —!“ Erduine preßte die Freifrau noch einmal an sich. „Und dennoch liebe ich Dich! Der Vater!“ Damit flog sie ins Haus, langsam von Miete gefolgt, während die Leiche Jessens in der Verwalterwohnung untergebracht wurde.

Arens berichtete dem Freiherrn Uß von Ußenstein fliegender Gast, was es mit Jessen zu bedeuten hatte. —

„Ich habe dem Kerl von Anfang an nicht getraut,“ murmelte Uß vor sich hin und begab sich nun auch an Bernnds Lager.

Nach allen Seiten waren Sendboten abgeschickt worden. Doktor Brand aus Oldenburg, ebenso die Polizei und das Gericht wurden herbeigerufen und Uß hatte sofort an Tante Friederike nach Preetz einen reitenden Boten gesandt und sie ersucht, sich umgehend hierher zu bemühen. Die Leute, welche den Freiherrn im Walde gefunden hatten, sowie diejenigen, welche auf den entseelten Körper Jessens stießen, waren als Zeugen hierbehalten worden.

Jetzt erst kehrte der Ragnüchler Wagen zurück. Das Gefährt, welches den Freiherrn hierher brachte, war bei näherer Überlegung in Dröjers entnommen worden.

„Daß der Freiherr selbst Hand an sich legte, ist nicht wahrscheinlich,“ sagte der Verwalter Arens leise zu Uß.

„Es will mir nicht einleuchten, wie es möglich ist, daß er sich selbst gerade diesen Schuß beibrachte. Sein Gewehr hat allerdings abgeschossen neben ihm gelegen, er mußte es aber geradezu an einen Baumstamm gelehnt und durch einen Druck abgeschossen haben, denn nur so wäre es zu erklären, daß die Kugel gerade durch geschlagen und nicht schräg eingebungen ist.“

Uß in seiner Bestürzung, in der Sorge um Erduine hatte noch garnicht darüber nachgedacht, jetzt erst betrachtete er die Wunde näher und kam zu demselben Resultat wie der Verwalter.

„Wenn er es anders gemacht hätte, so müßte allerdings der Schuß eine ganz andere Richtung genommen haben,“ sagte er endlich.

„Ich halte einen Mordversuch daher nicht für ausgeschlossen.“

„Wohl möglich, daß er mit Wilddieben zusammen geraten ist.“

„Möglich, aber nicht wahrscheinlich; auf das Niederschießen lassen sich unsere biederen Holsteiner nicht so leicht ein, Herr Baron.“

„Aber ich bitte Sie, Arens, wer sollte wohl?“

Arens starrte düster vor sich.

„Carl Jessen! Ich wette darauf!“

Uß nickte zustimmend mit dem Kopfe. „Ja, der und kein anderer! So wahr ich lebe!“ rief er endlich voll überzeugt.

Unter der Fürsorge Mietes wurde Bernnds Blut zum Stillstand gebracht. Er atmete leise und jetzt — — die Freifrau und Erduine hätten vor Wonne aufjubeln mögen — schlug er die Augen auf und erkannte sie.

„Miete — Dina —“ flüsterte er kaum hörbar, dann schwand ihm das Bewußtsein wieder.

Ein fahler Morgen brach an, die Sonne kämpfte noch vergebens mit den dichten Nebelmassen, aber endlich schimmerte sie doch durch die düstigen, sich hin und her schiebenden Schleier. Auf dem Hofe erwachte das Leben, aber schüchtern als sonst; beim Steigen des Tagesgestirns lehrte den zur gewohnten Thätigkeit schreitenden Menschen das Bewußtsein dessen zurück, was sich gestern vollzogen hatte. Man erwartete gespannt die Herren aus Oldenburg.

„Jetzt!“ fuhr Uß auf und rieb sich die Augen. Der Verwalter trat ans Fenster. Er sah bleich und übernächtigt aus; der Gedanke, was die bevorstehende ärztliche und gerichtliche Untersuchung zu Tage fördern würde, bewegte ihn so, daß Frostschauer seine Glieder schüttelten.

„Noch nicht, der Ruchknecht fährt die Jauche aus.“ —

Uß starrte vor sich hin. Das war das Bild des Lebens! Die Alltäglichkeit schritt mit grausamer Ruhe über die himmelschreiendsten Ereignisse dahin. Und doch war es gnädig von der Vorsehung eingerichtet, denn gerade Zeit und Gewohnheit, die realsten Anforderungen des Daseins bergen den geheimen und zugleich wirksamsten Heilungsprozeß in sich.

„Nun aber,“ rief Arens erregt, nahm seinen Hut, warf seinen grauen Lodenmantel um und eilte den beiden ankommenden Wagen entgegen, denen alsbald Doktor Brand und ein zweiter Arzt, der Prediger, zwei Gerichtsbeamte, der Bürgermeister von Oldenburg, zwei Schreiber, zwei Gensdarmen und zwei Polizeidiener entstiegen. Auch der Freiherr von Ußenstein begab sich vor die Thür, stumme Händedrücke, lautlose Zeichen des Entsetzens und Erstaunens wurden ausgetauscht, dann begann die Leichenschau seitens der Ärzte und der Gerichtspersonen.

„Es ist nach der Richtung des Schußkanals zu schließen unmöglich, daß der Freiherr Bernd von Ußenstein sich selbst das Leben nahm,“ war das ein-

stimmige medizinische und juristische Urteil. Ein langer vielsagender Blick des Verwalters traf Uß.

Bernb öffnete die Augen wieder und sah seine Umgebung erkaunt an.

„Inspektor Jessen — hat — hat — mich morden wollen —“ sagte er leise.

„Oh,“ — Miete stieß nur diesen einzigen Laut aus, dann sank sie in sich zusammen, während Erduine sie sanft umhalsste.

Die gerichtliche Untersuchung, die Besichtigung der Leiche Carl Jessens wurde vorgenommen und das grausige Familiendrama lag klar vor den Augen der ganzen Welt. Die Fremden fuhrten wieder nach Oldenburg zurück, Miete, Erduine und Uß blieben allein bei dem Freiherrn.

„Jetzt lebe wohl mein geliebter, teurer Uß,“ sagte Erduine leise.

„Wo soll ich hingehen?“ fragte Uß dagegen.

„Du sollst mich nie, nie wiedersehen.“

Uß schüttelte lächelnd den Kopf. „Erduine, wir sind mit Ketten an einander geschmiedet.“

„Ich darf Dir nicht gehören, nie, nie.“

„Du meinst, daß die Schuld dieser braven Frau zwischen uns stehe?“ Uß deutete auf Miete, die todesmatt im Sorgenstuhl eingeschlummert war.

„Uß!“

„Sie hat gefühnt, was sie fehlte, Gott möge uns allen unsere Schuld einst so gnädig vergeben, wie dieser hier. Du liebst mich — ich liebe Dich, alles andere kümmert uns nicht. Laß uns nicht scharfer richten, wie es der über den Wolken thut.“

„Uß — Uß, mein süßer, einziger Uß.“

Überwältigt, ganz und gar durchglüht von dem göttlichen Funken der Liebe, lag Erduine an seiner Brust und von der Trennung wurde nicht wieder gesprochen.

Uß blieb auf Kagnüchel, der Ankunft der Tante Friederike sehnsüchtig harrend. So, wie er sie kannte, würde sie sofort anspannen lassen und den ziemlich weiten Weg so schnell wie möglich zurücklegen. Um die Mittagszeit konnte sie hier sein, also immer noch früher, als es bei der ungünstigen Lage der Züge möglich war.

Endlich lenkte das Biergespann des Klosterpropstes, welcher ihr dasselbe sofort zur Verfügung gestellt hatte, auf den Hof.

„Tante Friederike — — Tante Friederike — oh — — welches Geschick!“ rief ihr Uß feuchten Auges entgegen.

„Uß! Welches schreckliche Ereignis,“ flüsterte das Stiftsfräulein unter Thränen, indem sie den Arm ihres Neffen ergriff und in das Haus schwankte.

„Er ist also tot, er hat sich selbst entleibt?“

„Nein, er lebt.“

„Gott sei gedankt.“

„Er legte auch nicht selbst Hand an sich, sondern der Sohn von Onkel Bernds Frau —“

„Zhr Sohn —?“

„Ja, — mein Inspektor Jessen — —“

„Dein — — — Inspektor — — —?“

„Hat ihn ermorden wollen.“

Das Stiftsfräulein brach fast zusammen. Aber

sie faßte sich, ging auf Miete zu und umarmte sie. „Meine — liebe — Schwester.“

Miete schluchzte laut auf, küßte dem Stiftsfräulein die Hand und sprach kein Wort.

„Erduine — an mein Herz, Du liebe, süße Du.“

Erduine flog schon zu ihr.

„Meine Braut,“ sagte Uß mit leuchtendem Stolz.

„Deine Braut — oh, daß mein Herz das noch erleben mußte.“

Tante Liebe küßte abwechselnd Erduine und Uß.

„Und kann ich Bernb sehen?“

„Noch nicht, vielleicht heute abend.“

Der Abend kam und Friederike huschte klopfenden Herzens an das Krankenlager ihres Veters und Jugendfreundes.

„Bernb! — Mein — lieber — Bernb. So müssen wir uns wiedersehen,“ sagte sie leise.

„Teure Friederike. — So müssen wir uns wiedersehen?“ gab er leise, mit bebender Stimme zurück.

Tante Friederike weinte still vor sich hin, hielt Bernds Hand in der ihrigen und ließ den verwehten Traum der Jugend noch einmal an ihrer Seele vorüber ziehen.

Miete trat hinzu und Tante Friederike reichte ihr freundlich die Hand. Ein von Dankbarkeit überfließender, glücklicher Blick Bernds traf sie dafür.

\* \* \*

Es war um die Mittagszeit.

„Esel!“ rief die Freifrau Adolie, „ich glaube, er hat schon am frühen Morgen zu viel getrunken?“

„Nee, dat heff ik nich! Oha!“ beteuerte der Knecht, welcher als Jessens Stallburche und Kammerdiener fungierte.

„Mensch, Sie sind doch betrunken!“

„Nee, nee — von das bißchen Kömen.“

„Sprechen Sie, was Sie wissen! Schnell! schnell! Oh, über dieses langame, denk- und mundaule holsteinische Paß!“ rief Adolie in übelster Laune. — Der Knecht ließ sich endlich bewegen, möglichst umständlich zu erzählen, daß Inspektor Jessen gestern abend ausgeritten sei.

„Das weiß ich,“ sagte Adolie ungeduldig.

„Un denn hett he in Wald den Freiherrn Bernb von Ugenstein doodmaken wullt, denn de Fro, wat sien Mudder is, denn hett he sik doodschaaten!“

„Totgeschossen! Mensch! Mensch!“

Adolie taumelte zurück, ein Schlaganfall hatte sie der Sprache beraubt. —

Elfa, welche noch bei Doktor Brand in Oldenburg weilte, kehrte wie betäubt von dem Furchtbaren, was sie hörte, unverzüglich nach Bickenholm zurück und übernahm mit rührender Sorgfalt die Pflege ihrer Mutter.

Aber dennoch wußte sie sich ab und zu ein Stündchen abzuspüren, um zu ihrer geliebten Erduine nach Kagnüchel zu fahren und sie zu trösten. Tante Friederike weilte noch immer als getreue Pflgerin ihres

lieben Wetters in Ragnüchel und durchlebte mit dem genesenden Bernd kostbare, stille Stunden.

Sizzo Pfeilen sah sehr niedergeschlagen aus. Unter den obwaltenden Umständen war es wirklich nicht möglich den Rest des Urlaubs bei Uk zu bleiben, der jetzt durch die Regelungen der Ragnücheler Angelegenheiten alle Hände voll zu thun hatte, und zu Fenno mochte er nicht gehen, denn nach dem, wie er sich gegen Erduine und Uk benommen hatte, konnte von einer freundschaftlichen Zuneigung zu ihm nicht mehr die Rede sein.

„Elsa verlassen — — und bei den Mlanen in Possemudel weiter dienen!“ rief er voller Kummer und Mißstimmung.

Aber es ging doch nicht zu ändern, er trennte sich von Elsa mit schwerem Herzen und fuhr nach seiner Garnison ab.

„Dem schönen Sizzo sind in Berlin die Pferde zu kurz gemorden,“ spöttelten die Kameraden von der Linie, als sie seine Versetzung in das Regiment erfuhr.

„Nun, er wird bald zu der Überzeugung kommen, daß das Pferdefleisch auch hier mit Gold aufzuwiegen ist und daß der Sekt hier auch zwölf und fünfundsiebenzig kostet.“

Und Bello Sizzo machte wirklich diese Erfahrung, ja, er machte noch eine andere dazu, denn er kam zu der Überzeugung, daß es für einen Menschen, der als Lebemann die Luft der Großstadt atmete, weit schwieriger ist, in den kleinen, engen Verhältnissen eines militärischen Krähwinkelnestes sein eigenes, spärliches Leben auszuüben, weil es dort so und so viel berufene Unberufene giebt, welche die Nase über den Sonderling rümpfen.

„Rümpft Ihr! Ich gehe wo man billig lebt. Wer selbst ein Bauvrien ist und eine bella Poverina liebt und heimführen will, — denn wer nur vom Kommissvermögen und einem kleinen Plus mit Frau und Kind leben muß, — kann nicht bei der Kavallerie existieren.“

Den schönen Sizzo trug seine Liebe zu Elsa Ugenstein zur Infanterie nach Doppelpossemudel. „Eine Hütte und Dich,“ begann der Brief, den er von dort an seine Goldbelle richtete.

\* \* \*

Etwa um dieselbe Zeit meldete sich Fenno von Ugenstein als wieder eingestellter dänischer Offizier, bei dem Kommandeur des Dragoner-Regiments, welches in Marienlyst auf Seeland in Garnison stand.

Fenno hieß es als Landwirt nun einmal nicht aus und dann „ein scheußlicher Gedanke, immer und immer mit dieser blonden Erduine zusammen zu sein, wenn sie nun bald meine werthe Frau Schwägerin sein wird,“ schrieb er an Sizzo, „und das Allerdümmste dabei ist, daß ich — hols der Deubel — dabei doch noch in den entzückenden Käfer verliebt bin. — Jetzt in Schwarz — umwallt von den Gewändern der Trauer — im Gesicht die aufsteigende Sonne des Glücks, ist sie bezaubernder denn je! —

Esel ich! Adbio — ich fange an zu schwärmen und das wäre doch zu albern! Fenno.“

Seide wird der Lieutenant Freiherr von Ugenstein bei den Dragonern auch nicht spinnen.

\* \* \*

Ein Jahr war vorüber gegangen. Adolie lebte, ein Schatten ihres einstigen Ichs im Süden und zwar meist im Rollstuhl. Arno Fiding, so treulos er sich als Verehrer bewies, ist jetzt der rührendste, aufopfernste Freund von der Welt. Er wankt und weicht nicht mehr von ihr, schiebt ihren Stuhl, überschüttet sie mit Blumen und würde sie sofort heiraten, um ihr stets nahe sein zu können, wenn sie es nur wollte. Adolie aber schüttelt verneinend mit dem Kopfe, sie ist alt, gebrechlich geworden und ihre Gedanken haben eine ganz andere Richtung bekommen.

„Noch ein zweiter Schlaganfall — und dann ist's vorbei Arno. Ihre Freundschaft — —“

Sie drückte ihm stumm die Hand und schwieg. Wer hätte je solche Wandlungen bei der schönen, stolzen, leidenschaftlichen Adolie erwartet!?

Arno tröstet sich damit und berichtigt täglich an Tante Friederike, bei der jetzt Elsa weilt um ihre Ausstattung zu besorgen.

\* \* \*

Unsere am heutigen Tage vollzogene eheliche Verbindung zeigen wir hierdurch ergebenst an.

Sizzo Freiherr von Pfeilen.

Lieutenant im Infanterie-Regiment Nr. X X.

Elsa Freifrau von Pfeilen,  
geb. von Ugenstein = Videnholm.

Rizza im Mai.

\* \* \*

„Süße Mutter!

Unsere Wohnung ist reizend, nur drei Stubchen und Zubehör, aber das Himmelreich auf Erden. Salon allerliebste eingerichtet und darin Sizzo und ich. Er ist ein Engel und sieht in der Infanterie-Uniform ebenso schön aus, wie in der goldgestickten Mlanke. Und denke Dir, denke Dir! Uk, mein einziger Uk hat ihm als Hochzeitsgeschenk ein prachtvolles Pferd geschenkt, wir fanden es bei unserem Eintreffen vor und dazu die Fougage, die auf Ugens Kosten ein hiesiger Lieferant monatlich liefert.

Neulich hatten wir zwei Kameraden bei uns zum Abend — meines Mannes Kameraden sind auch die meinigen. Es war entzückend! So lustig! Weißt Du was es gab? Hier das glänzende Menü: Frische Rot- und Leberwurst, Kartoffelsalat (ich hatte ihn selbst gemacht, sehr gut) Butter, Käse und Bücklinge, dazu Bier und nachher ein Glas Punsch. Wir rauchten alle. Ich auch! Es schmeckte mir garnicht, ich that es aber der Kameradschaft wegen. So einfach lebt man hier, da kommt man schon mit dem Kommissvermögen aus.



Wir Kameraden sehen uns täglich, das ist zu amüſant. Was wir junge Frauen uns immer zu erzählen haben! Oha! Die Mamas ſchwärmen von ihren Kinderchen, von Puſſi und Mimi und dem „ſüßen Stifſtchen“. Sie erzählen wie viel Milch ſie trinken und wie ſie verdauen. Ich höre immer ganz aufmerkſam zu. Man kann ja ſtets etwas lernen, was man ſpäter auch einmal gebrauchen kann. Sobald Du Dich wohler fühlſt, kommſt Du zu uns und ſiehſt unſer Glück. Onkel Fiding kann auch kommen, er muß freilich im Gaſthof wohnen, denn Infanterie-Lieutenants haben höchſtens über ein Logierzimmer zu verfügen.

Deine glückliche Elſa.“

\* \* \*

Ein ähnlicher Brief langte auch bei Tante Friederike in Raſnüchel an. Strahlenden Geſichtes las ſie ihn Erduinen vor, welche unter der ſeeliſchen und leiblichen Pflege der Tante wieder ſo lieblich erblüht war, wie ehedem. Vielleicht, daß ſie noch ſchöner war, wie vor jener fürchtbaren Zeit, der tiefe Ernſt, der ſich mit der blumenhaften Lieblichkeit paarte, ließ ſie geradezu bezaubernd erſcheinen.

„Wie glücklich Elſa iſt,“ ſagte Tante Friederike weich und ſah Erduine bittend an. Dieſe verſtand die Bedeutung dieſes Blickes wohl und las die Frage daraus ab, ob ſie nun nicht auch daran denken wollte ſo glücklich zu werden.

Aber ſie ſchwieg und ſagte nichts.

„Und wie ſchön für eine Frau, den Mann ihres Herzens ſo beglücken zu können, wie es Elſa bei Sizzo thut, fuhr Friederike fort.

Da leuchtete es in Erduines Geſicht auf. Das Kloſterfräulein hatte die richtige Stelle getroffen.

„Das muß ſchön ſein, Tante Friederike.“

„Nicht wahr, mein Kind? Sieh' das könntest Du auch.“

„Tante Friederike, liebe, ſüße Tante Friederike.“ Erduine verbarg den Kopf an der Bruſt des alten Fräuleins und weinte leiſe. „Noch nicht.“

„Aber weſhalb wiſt Du damit warten Gutes zu thun? Siehſt Du nicht, wie Uꝯ ſich härmt?“

„Er härmt ſich? Thut er das?“ fragte Erduine.

„Und daran trüge ich die Schuld?“

Es waren koſtbare Stunden, welche Tante Friederike in Raſnüchel verlebt. Bernd war wieder der alte, ſtarke, geſunde Mann, aber froher, innerlich zufriedener wie ſonſt. Eine ſchwere Laſt war

durch den Tod von Carl Jeſſen von ſeiner Bruſt genommen. Miete und Friederike liebten und achteten ſich. Die Nachbarn ſchienen alles, was zwiſchen ihnen und den Raſnüchlern lag, vergeſſen zu haben und langſam bahnte ſich ein gegenseitiger Verkehr zwiſchen ihnen an.

So verging die Zeit, und als endlich wieder ein Frühling in das Land zog, und die blaue Rebe am Wohnhauſe die koſtbarſten Blüten trieb, feierten Uꝯ und Erduine ihre Hochzeit.

Die Kinder der beiden feindlichen Brüder waren in Liebe vereint und mit ihnen wie in alten Zeiten Videnholm und die übrigen Vorwerke ſowie Raſnüchel. Fürwahr eine ſtattliche Herrſchaft, die ſich unter der ſparſamen, ſachgemäßen Bewirtſchaftung des Freiherrn Uꝯ von Ugenſtein zur herrlichſten Blüte entfaltete. Doch bei der Blüte blieb es nicht — die Frucht war koſtbar, ſo daß Uꝯ ſeinem guten Herzen volles Genüge thun und ſeiner lieben Schweſter Elſa und ſeinem treuen Schwager Sizzo nach Verlaufs von etwa zehn Jahren ein ſtattliches Landgut in der Nachbarschaft von Videnholm kaufen und ſchenken konnte.

Major a. D. Sizzo von Pfeilen iſt mit Frau und Kindern dort glücklich eingezogen und der Verkehr mit den Geſchwiftern Videnholm iſt im lebhaften Gange. Glückliche Tante Friederike, die einen ſo ſchönen Lebensabend erlebt! Adolie iſt längſt tot. Arno Fiding reiſt zum freundschaftlichen Erbontel von Ugens und Sizzos Kindern langſam aber ſicher heran. Weder Erduine noch Elſa iſt der alte Lebemann ſo gefährlich, wie er einſt Adolie war.

Jenno hat ſich trotz ſeines Leichtſinns gehalten. Weniger ſeine Schönheit; die Weine ſind dünn, der Bauch dick geworden, dafür hat er aber eine hohe Denkerſtirn bekommen. Er iſt zweitälteſter Rittmeiſter, gehörig blaſiert, ſchindet ſeine Lieutenants, ſchimpft und findet an ihnen alles unbegreiflich, was er früher an ſich als ſelbſtverſtändlich anſah.

Die Zeiten haben ſich eben geändert, und ein flotter, junger, verliebter Lieutenant ſieht die Welt mit andern Augen an, wie ein blaſierter, mißmutiger Rittmeiſter. Elſa und Uꝯ wünſchen brennend, daß er heiratet, Uꝯ will ihm gern eine noch anſtändigere Zulage geben, als er es jezt ſchon thut, denn Jenno hat das Seinige längſt, längſt in den Wind geblaſen. Alles ohne Erfolg. Jenno Ugenſtein bleibt Junggeſelle, denn niemand ahnt, daß er in ſeinem Herzen eine ſtille, hoffnungsloſe Liebe für ſeine blonde Schwägerin trägt.

E n d e.



# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## Drei Gedichte von Franz Fav. Seidl.

Aus dem Nachlaß.

I.

Tief bedeckt sind die Wege all'  
 Von des Herbstes wirrem Blätterfall,  
 Alle Jahre ganz dasselbe Spiel,  
 Alle Jahre ganz dasselbe Ziel:  
 Welken, um, wenn neue Lenze sprühen,  
 Noch viel reicher, schöner zu erblühen.  
 Wo wir heuer Rosen schon gesehen,  
 Wird auch künftig eine Rose stehen,  
 In demselben neu geschmückten Raum  
 Steht auch übers Jahr der blüh'nde Baum,  
 Und so dreht sich's in dem alten Kreise  
 Und bewegt sich in dem alten Gleise.  
 Leben ist und Sterben Wunder nur  
 Von der Macht der ewigen Natur,  
 Soll uns darum in der Seele bangen,  
 Daß uns einst muß langer Schlaf umfangen?  
 Die Natur bleibt immer doch getreu,  
 Auch wir wachen auf in Blüten neu,  
 Die uns jenes Morgenrot entzündet,  
 Das uns Dauer und Vollendung kündet.

II.

In lichten Blüten stehen rings die Fluren,  
 In Feld und Wald ein jauchzendes Getöse,  
 Allüberall der Freude holde Spuren,  
 O laßt uns singen, denn die Welt ist schön.  
 Zwar hinter blauen Bergen im Verschwinden  
 Ist schon des Sonntags Majestät,  
 Doch werden wir sein Glück noch nach empfinden,  
 O laßt uns wirken, denn der Tag vergeht.  
 Dann kommt die Nacht mit Sorgen und mit Leiden,  
 Die alles Glück mit Schleiern überzieht,  
 Zur Liebe selber dringt der Ruf vom Scheiden,  
 O laßt uns klagen, denn das Schöne flieht.  
 Doch bleibt ein Stern, der mit so mildem Schimmer  
 Die Trauer oder Dunkelheit vertreibt,  
 Er bringt Vergessen und er tröstet immer,  
 O laßt uns beten — denn die Hoffnung bleibt.

III.

Düstr'er Himmel weit und breit,  
 Weiße Flocken regnen,  
 Mein Gefelle wandert weit,  
 Kann ihm nicht begegnen.  
 stann ihm nicht ins Auge schaun,  
 Wie ich thät so gerne,  
 Bis die Flocken wieder taun,  
 Bleibt er mir noch ferne.  
 Aber trotz der Winterzeit  
 Will ich nimmer klagen,  
 Will der Sehnsucht süßes Leid  
 Auch noch fürder tragen.

Nähre über Schnee und Eis  
 Meines Herdes Flammen,  
 Was da freu zu lieben weiß,  
 Führt der Lenz zusammen!

## Die stille Historie vom Michel Du.

Von Viktor von Kohlenegg.

Es lebte einmal ein Schneider; Michel Du mit Namen. Der brachte zufrieden unter der leichten Last seiner Arbeit in dem kleinsten Häuschen, das in der schmalsten Gasse einer winzigen Stadt stand, seine Tage hin. Doch seine großen, braunen Augen blickten träumerisch, leise traurig. Und zwischen seinen Brauen stand eine zarte Falte, die seinem sonst so gutmütigen, weichen Gesichte einen etwas herben Zug gab. Unser Michel Du war nämlich buckelig und von schmächtigen Gliederbau. So seufzte er denn oft, wenn er so mit untergeschlagenen Beinen auf seinem Werkeltische saß und nähte, wie aus der Tiefe eines großen Stummers heraus. Aber Michel Du wußte gar nicht, daß er seufzte; und er wußte erst recht nicht, warum er seufzte. Er war eben ganz unbewußt traurig. Und warum sollte er sich durch seine Mißgestalt verstimmen lassen? Ihm war ja die ganze Umwelt so gleichgültig; er war ja ein stiller, einsamer Mensch...

Seine buckelige Mutter — und sie war so ein rechtes weiches, stummes und kopfnickendes Mütterlein mit wässrigen, geheimnisvollen Augen — führte ihn, wie man so sagt, die Wirtschaft und saß in arbeitsfreien Stunden, starr ins Weite schauend, mit einem Strickstrumpf in der Ofenecke. Und Knips, der schwarze Kater, hockte schläfrig blinzeln mit krummem Buckel neben ihr auf einem Holzschmel. Er machte überhaupt stets einen krummen Buckel, dieser Knips. Wahrscheinlich aus Mitgefühl mit seinen Freunden... Es war immer kirchensill in der kleinen, dämmerigen Stube. Nur die große Schere des Michel Du klapperte zuweilen, und die Stricknadeln der Mutter Du antworteten schnippisch der gewichtigen Frau Schere, und der Herr Kater Knips knurrte dann und wann mißfällig und verächtlich über das ewige Weibergewäsch; auch knisterte sichernd das Feuer im Herde dazwischen, wenn gerade eines brannte...

Au warmen Abenden saß die Familie Du gern vor dem Häuslein auf der grauen Steinbank und tauschte mit den guten Nachbarn wichtige Bemerkungen über das Wetter und über allerlei Handwerke aus. Herr Knips saß freilich stets nur ein Weilschen neben seinem Freunde Michel und lauschte dessen weisen Bemerkungen, Beifall knurrend. Immer stapfte er bald mit würdiger, weltverächtlicher Miene, wie um ein wenig Luft zu schnappen, aus der Nähe der Seinigen — und ins Nachbarhaus zu der schämigen, aber doch zugänglichen Waise Knipsin...

Da starb eines schönen Tages die alte Nachbarin Storchbein, welche bis dahin der Familie Du gegenüber gewohnt hatte. Und zwischen die Märlein, die sich die zurückgebliebenen Nachbarn über das tote Mütterlein in der Folgezeit erzählten, pläzte plötzlich die Nachricht, daß ein fremder Schuhmachermeister aus dem Nebenstädtchen die ver-

waisste Wohnung bald beziehen werde. Diese Botschaft erregte die Gemüther der guten Leuten gewaltig, Abend für Abend beratschlagten sie in hitzigen Gesprächen, wie sie sich am besten dem Eindringlinge gegenüber verhalten sollten. Und sie waren noch lange nicht einig, als der fremde Meister das Häuslein schon bezog.

Christoph Schön hieß er, und seine Frau war tot. Doch hatte er eine Tochter von achtzehn Sommern, Lise mit Namen. Die war lieblich anzuschauen — wie eine aufgeblühte Rosenknospe. Ihre Augen waren groß und blau und unergründlich tief, wie es das geheimnisvolle Himmelszelt über uns ist. Ihr Mund war rot und klein, wie eine Kirsche; und ihre Wangen waren so weiß und so rosig, wie es die Apfelblüten sind. Sie war schlank wie eine Tanne und zart wie eine Fei. Und ihr Hops war dick und blond wie ein Tau aus Goldfäden. Und ihr Lachen klang so hell wie der Ton einer Silberhelle . . . Lise war bald der Liebling aller Nachbarn.

Und Michel Du zählte fünfundzwanzig Sommer . . .

Da war auf einmal alle Kirchenstille, die bis dahin das Stübchen unseres Schneiderleins durchzittert hatte, verschweigt. Da warf der buckelige Michel Du gar oft die wichtige Schere wie unmutig auf den Tisch, daß die kleinen Fenster schier klirrten, und Herr Knips erschrocken in die Stube sprang, und die Mutter ihren Strickstrumpf fallen ließ. Sie aber sagte nichts. O, sie war eine gar kluge Frau. Sie betete nur zuweilen still vor sich hin. Dann brummte Herr Michel Du wieder unverständliche Worte und wegte erregt auf seinem Werkeltische herum . . . Auch saß er oft müßig da, fieberhaft zum Fenster hinauspähend oder still ins Weite sinnend . . . Und der weltkluge Herr Knips schüttelte mittheilsvoll den Kopf und dachte schmunzelnd, sich seines geraden Rückens freuend, an die schämige Waise Knipsin . . .

Und eines Tages, als der Meister Schön ins Städtchen gegangen war, warf Michel Du Tuch und Handwerkzeug entschlossen beiseite, schlüpfte in seinen Bratenrock und ging über die Straße in das Häuslein des Meisters Christoph. Derweilen lag die Mutter auf den Knien in der Stube und betete. Und Herr Knips eilte spornsteichs zur Waise Knipsin, um ihr das Neueste zu erzählen.

„Guten Tag, Jungfer Lise,“ sagte Michel Du drüben in der Stube des Meisters zur errötenden Lise, nachdem er sich eine Weile geräuspert hatte.

„Guten Tag auch, Meister Michel.“

„Schön Dank auch, Jungfer Lise,“ fuhr Herr Michel fort und schwieg, verlegen seinen hohen Cylinder mit der Krempe gegen den Bauch drückend.

„Der Vater ist in die Stadt gegangen, Meister Michel.“

„Das weiß ich, Jungfer Lise.“

„Vielleicht wollt Ihr was, Meister Michel?“ fragte dann das Mädchen schüchtern und ahnungslos, da das Schneiderlein stumm auf seinen Hut blickte.

„Ja, ich will was, Jungfer Lise,“ antwortete Michel Du mit etwas unsicherer Stimme und schwieg dann wieder.

„Und was wollt Ihr, Meister Michel?“

„Ich — ich mag — kann nicht recht sagen, Jungfer Lise, was ich möchte — 's geht einem mitunter so, Liebe Jungfer Lise . . . Nicht, gute, schöne Jungfer Lise?“ Nun war's heraus. Und unser Schneiderlein blickte strahlenden Auges auf die zu Boden schauende Maid.

Doch die schüttelte plötzlich leise das blonde Köpfchen . . .

„Ich könnte Euch vielleicht lieb haben, Meister Michel . . .

Aber — aber ich darf es nicht mehr — ich — ich mag schon einen anderen leiden . . .“ sagte sie hastig, dabei verlegen an ihrer Schürze herumnestelnd.

Michel Du stand wie leblos da; nur dicke Thränen rollten ihm über die Wangen, auf die mächtige Nöhre seines Cylinders herab . . . Er wußte, daß das, was die Jungfer Lise von ihrer möglichen Liebe zu ihm und von der für einen anderen gesagt hatte, Nebenkarteln, Lügen waren. Sie wollte ihn schonen. Das hatte er an dem Tone, in welchem sie es vorgetragen, an ihrem Mienenspiele gemerkt . . . Und er wußte heute morgen und all' die Tage schon ganz genau, daß sie ihn abweisen würde. Aber er hoffte doch das Gegenteil . . .

Wie geistesabwesend wandte er in sein Häuslein zurück. Schluchzend warf er sich da der Mutter an die Brust. Und weinend verfluchte die sich und das Geschick . . .

Nun verstrichen gar trauervolle Wochen für unsere Familie Du. Die ganze Welt schien ihr von schwarzen Nebelschleiern umzogen. Michel lag fast den ganzen Tag über brütend und fluchend auf seiner Bettstatt. Die Mutter blickte finster und stumm gleich einer Hege um sich. Und Herr Knips saß stundenlang mit der Waise Knipsin in der Dachrinne des Nachbarhauses und erzählte der Erwählten seines Herzens in einer der Situation angemessenen Grabestimme von der Ungerechtigkeit des Schöpfers.

Oben im Himmel aber stand der Engel des Michel Du an einem elfenbeinernen Telephon, das durch unsichtbare gülbene Drähtchen mit dem Herzen des Michel verbunden war — denn jeder Mensch hat im Himmel einen Engel und ein solches Telephon — und lauschte, die beinerne Hörmuschel ans Ohr haltend, auf irgend welche Wünsche des Michel Du an den göttlichen Vater. Aber der Engel vernahm nichts, denn schmerzvolle Seufzer und gräuliche Verwünschungen, und weinte schließlich heiße, heiße Thränen . . .

Die aber fielen unsichtbar und auf wunderbarem Wege unserem Schneiderlein direkt ins Herze und zwar als Seelenwundenbalsam. Und siehe da — die kranke Seele Michels ging von Stund' an langsam der Genesung entgegen. Freilich ganz gesund wird ein Gemüth nie, wenn es einmal todkrank gewesen ist. Es bleibt immer etwas zurück von der Krankheit. Und dieses „Etwas“ nennen die Menschen Wehmut . . . Das ist ein schnurriges Ding — diese Wehmut! Sie ist süß wie Honig und bitter wie die braune Haut einer Walnuß. Ja — sie ist nicht eitel Freude und nicht eitel Schmerz. Sie ist gebämpftes Weh, aus dem herzerwärmend die Zufriedenheit lugt . . . Auch ist sie ein zarter Schleier, der auf dem wilden Herzen liegt — es ein wenig unempfindlich machend gegen die Freuden und Leiden spendende Umwelt . . . Ja, sie ist ein köstliches Glück für den Schmerzgetroffenen — die weiche, linde Wehmut . . .

Also in Michels Herz zog die Wehmut ein. Da ward er ein anderer. Er nahm, etwas müde freilich, wieder Nadel und Tuch zur Hand. Zuweilen aber übermannte ihn noch der Schmerz . . . Und am zweiten Tage, als die Mutter und Herr Knips, die nun beide wieder hoffnungsfroh in die Zukunft schauten, gerade einmal aus dem Zimmer gegangen waren, faltete unser Michel Du die Hände und sagte leise und innig: „Sei nicht böß' auf mich, lieber Gott, aber ich hatte die Lise zu lieb und bin ihr auch jetzt noch über die Maßen gut . . . Und wenn es irgend möglich ist, lieber Gott — so rühre ihr Herze, daß sie mich doch noch mag . . . Ich will Dir auch ewig, ewig dankbar sein, lieber Gott . . .“

Und der Engel des Michel oben am Telephon schrieb sich fröhlich den Wunsch seines Freundes in sein winziges Notizbuch, hängte die Hörmuschel an den goldenen Haken und eilte spronstreichs nach dem Arbeitszimmer des lieben Gottes. Dort angekommen ließ er sich in einer „wichtigen Angelegenheit“ anmelden, trat ein, machte einen Büdling bis auf den Balkenboden und sagte: „Lieber Gott, ich soll Dir etwas vom Michel Du bestellen.“

„So, so,“ meinte der liebe Gott. „Er hat lange nichts von sich hören lassen . . . Oder hast Du nur nicht aufmerksam gelauscht, mein Junge?“

„Ganz gewiß, lieber Gott, ich hab' meine Pflicht gethan. Der Michel war nur verbittert, wegen der Lise Schön — weißt Du?“

„Hm . . . hm . . . Der dumme Kerl meinte durch seinen Trotz etwas zu erreichen . . . Und Du hast ihm nun Balsam ins Herze geweint, mein Junge?“

„Ja, lieber Gott. Und Du möchtest ihm doch die Lise noch geben.“

„Na 's ist gut. Geh wieder auf Deinen Posten . . .“

Dann rief der liebe Gott einen Namen in das güldene Sprachrohr neben seinem Schreibtische. Und gleich darauf trat eine wunder süße Fei ins Zimmer.

„Es trifft sich gut, daß Du hier bist, mein Kind,“ sagte der liebe Gott gar freundlich zu dem schönen Weibe, das ihn mit großen, tiefen Augen fragend ansah. „Schwebe hinab nach Träumlingen zu dem Schneider Michel Du. Der ist da in Meister Christoph Schöns Lise verklebt, und ich habe aus guten Gründen beschlossen, daß das buckelige Schneiderlein ledig bleibe. Sein Engel hat ihm zwar schon Balsam ins Herze geweint, aber der Michel Du fühlt sich zuweilen doch noch recht unglücklich. Die Zeit würde wohl seinem Schmerz diesen Rest der Herbheit nehmen. Aber ich will das Schneiderlein schon jetzt zur reinen Wehmut führen, die ja die schmerzgetrockneten Menschen lieben haben als den fröhlichsten Lebensmut . . . Schwebe also hinab zu ihm, mein Kind, und tröste ihn.“ Und der liebe Gott küßte die herrliche Jungfrau auf die Stirne; und die schwebte auf ihren großen, schneeigen Flügeln zur Erde . . .

Unser Michel Du fädelte gerade einen Zwirnsfaden in die Nähnaedel — und zwar in etwas gehobener Stimmung, denn der Engel oben hatte seiner, des Michels, Seele zutelephont, daß er dem lieben Gott alles schönstens bestellen werde — als es plötzlich wunderbar in der kleinen Stube ward. Erstaunt ließ das Schneiderlein seine Arbeit sinken und blickte offenen Mundes um sich. Doch er sah weder ein Licht, noch irgend etwas anderes. Er fühlte sich nur von einem weichen Hauche, wie von süßem Maiendufte umweht. Und ihm war's, als ob eine kleine, warme Hand auf seinem Haupte ruhe . . . Dann vernahm er eine wunderliebliche Stimme. Aber er konnte nicht unterscheiden, ob sie aus seinem Herzen oder von außen zu ihm sprach . . .

„Lieber Michel,“ sagte die Stimme, „Du bist thöricht. Warum klagst Du und verzehrst Dich in wildem Schonen? Sieh, es ist alles vergänglich, alles Schein, was Dich umgiebt. Deine Hand, Dein ganzer Körper ist jetzt wohl voll Leben, lieber Michel. Aber er ist im Grunde ein Nichts. Morgen — über Jahr und Tag ist er ein totes Häuflein Asche. So ist es mit Deinem Leibe, mit dem Deiner Mutter, mit dem des Herrn Knips und auch mit dem der Jungfer Lise bestellt . . . Alles schwindet — alles vergeht, lieber Michel. Das ganze Leben ist nur ein Zwischenspiel, ein

Augenblick. Alle Leiden sind für den Weisen nur an ihm vorüberfliehende Schatten. Er sieht in gewissem Sinne nur die Freuden . . . Das Leben ist ein Zwischenspiel, lieber Michel, eine für die Menschheit geheimnisvolle Vorstufe, ein Durchgang zum Jenseits . . . Da drüben nur ist das wahre Sein — im Reiche Gottes, an der Brust des Vaters . . . Das irdische Leben ist ein Husch, ein flüchtiges Scheinen. Nur Thoren nehmen es ernster, als es zu nehmen ist — auch in seinen Freuden; die stellen ihr ganzes Selbst auf diesen Nebelgrund — und versinken in die Nacht ichsüchtiger Verzweiflung oder in die ewige Tiefe friedloser Gier, verlieren den Zusammenhang mit dem Vater. Die sind wahrhaft elend — friedlos hier wie drüben. Gottlosigkeit gebiert dem Menschen den einzig wahren Schmerz. Denn wenn der ewige Vater auch einst das abgefallene Kind liebevoll verzehrend an sein Herz zieht — die Friedlosigkeit ist für jenes nicht geschwunden. Immer und immer wird es sich vorwurfsvoll sagen, daß es das so beglückende Glück im Vater zu sein verschmäht, gemißt habe . . . Doch das brauchte ich Dir eigentlich nicht zu erzählen, lieber Michel, Du bist kein Gottloser. Aber es ist immer gut, wenn man davon weiß . . . Und nun sei klug, Michel Du. Sieh das strahlende Licht der Ewigkeit stets vor Dir; sei ein frommer, mildthätiger und fröhlicher Mensch — und lächle Deiner Leiden!“

Dann schwieg die Stimme. Das Schneiderlein fühlte ein weiches Lippenpaar flüchtig seine Stirn berühren . . . Dann war es wieder dämmerig in der Stube.

Die Fei Phantasie aber schwebte in den Himmel zurück.

Und unserem Michel Du ward das Herz so weit, und seine Augen blickten feucht, und um seinen Mund spielte ein mildes Lächeln. Dem Schmerze in seiner Brust war der Stachel genommen. Süße, heitere Wehmut lebte drinnen.

Und nun erwuchs in des Schneiderleins Brust die Zufriedenheit, die köstliche Gabe der Selbstbescheidung. Sie verkürzte ihm seine Umwelt zu einem kleinen Paradiese. Wie war ihm sein Stübchen so hell, so traulich, so wohllich vorgekommen wie jetzt. An seinem alten Mütterlein entdeckte er plötzlich Vorzüge, die er vorher nie an ihm wahrgenommen hatte. Seine große Schere und die Nähnaedeln waren ihm mit einem Mal eng ans Herz gewachsen, und er sprach oft zu ihnen, wie zu lieben alten Bekannten. Und wenn er dem stater Knips in die hellen Augen sah, da hatte er jetzt immer das Gefühl, als stände er einem treuen Freunde gegenüber. Alles atmete Leben und Liebe für unseren Michel Du. Mit tiefem Behagen belauschte er frühmorgens das Knistern des Herdfeuers; in stiller Freude kletterte er dann aus seinem hohen Bett, um den dünnen Kaffee zu schlürfen und sich wieder auf seinen geliebten Werteltisch zu setzen. Und des Abends saß Herr Michel voll innigster Zufriedenheit mit der Mutter und dem stater Knips, der jetzt immer traulich — mit etwas bekümmertem Miene — an der Seite des Meisters hockte, da ihm die Vase Knipsfir den Laufpaß gegeben hatte, auf der Steinbank vor dem Häuflein. Und während die guten Nachbarsleute schwasteten, sah Michel Du in das verglimmende Abendrot und zog die laue, wirzige Luft ein. Und wenn es regnete oder wenn der Winter auf der Flur lag, dann senkte sich unserem Meisterlein eine gar köstliche Traum- und Märchenstimmung ins Herz — daß es vor wehmutvoller Freude schier zersprungen wäre.

So wurde dem Schneiderlein die wunder süße Schönheit seines idyllischen Lebens so recht bewußt. Als wäre er von einem Ausfluge in die kalte, sturmburchrauste Welt in sein

friedliches Städtlein zurückgekehrt — gar tief dessen traute Stille empfindend.

Unserem Michel Du war also das ihm versagte Liebesglück, wenn nicht tausendmal, so doch wenigstens einmal ersetzt — durch die Gottesgabe der Zufriedenheit, der Selbstbescheidung, die dem innigen Glauben an die Liebe des Vaters entsprossen war.

Michel Du wurde nicht alt. Und als er nach kurzer Krankheit hinüberschlief, lächelte er beglückt. Den Tag darauf starb sein steinaltes Mütterlein. Und den dritten Tag nach Herrn Michels Tode hauchte auch der stater Knips seine Seele aus, beweint von zahlreichen Kindern und Kindeskindern und der Frau Knipsin — die er also doch noch geheiratet hatte.

— — — — —  
So! Das war die stille Historie vom Michel Du!

### Rausch.

(Noch ungedrucktes Jugendgedicht 1871.)

Laß, Schenkin, den geleerten Krug,  
Mit einem hab' ich ja genug —  
Wozu denn brauchst's der fremden Blut  
Um jugendtoll zu sein?  
Von selber glüht und blüht mein Blut  
Wie junger Wein.

Hab' Pflicht mit Freiheit ich vertauscht  
Dann ist von selbst mein Herz berauscht;  
Ich brauche ja nicht Gold und Gut  
Um überreich zu sein,  
Es saust und braust mein feurig Blut  
Wie junger Wein.

Und wenn mein Mädchen mich umschlingt,  
In mich die liebe Sonne sinkt  
Mit ihrer Schöpferflamme glut  
Und ihrem hellsten Schein;  
Dann jauchzt und singt und springt mein Blut  
Wie junger Wein.

Und den' ich meines Vaterlands,  
Dann blüht mein Aug' in stolzem Glanz,  
Dann zieht der heiligen Liebe Blut  
Mir in das Herz hinein,  
Dann glüht und sprüht von selbst mein Blut  
Wie junger Wein!

D. v. L.

### Vor Paris.

Von einem Stabsoffizier.

(Schluß.)

In Versailles wurde ich von Pontius zu Pilatus geschickt, vom General-Kommando zum Ober-Kommando, von diesem wieder zum General-Quartiermeister, der natürlich damit nicht das Geringste zu thun hatte; schließlich traf ich einen mir bekannten Offizier, der Adjutant beim General-Kommando war und dessen Bemühungen es endlich gelang, vom kommandierenden General einen Erlaubnißschein für

Madame J. nebst Tochter zum Passieren der Vorposten zu erhalten. Als hinge Leben oder Tod von diesem Stückchen Papier ab, so raste ich die zwei Meilen nach La Celle zurück und schon von weitem hielt ich es jubelnd in die Höhe, hoffend, daß die Bewohner der Villa es bemerken würden.

Stamm war ich von dem leuchenden Pferde gesprungen, als mir die Damen entgegentraten. Während die Mutter mir in überströmender Weise dankte, sagte Fanchon mit festem, aber innigem Ausdruck: „Ich wußte, daß Sie uns helfen würden.“

Das Diner, welches infolge meiner langen Abwesenheit später begonnen hatte, war ziemlich einsilbig vorübergegangen. Das Gesprächsthema war die morgige Fahrt der Damen nach Paris gewesen. Sie wollten um sieben Uhr morgens abfahren und ihren Weg über Vougiaval, Nucelle und Puteaur nehmen.

Fanchon und ich schritten auf den Balkon hinaus. In demselben Augenblicke trat der Mond hinter einer Wolke hervor, das schöne Mädchen mit seinem Silberlichte überschüttend.

Lange schauten wir in die herrliche, jetzt feenhafte Landschaft hinaus, ohne ein Wort zu sprechen, wir fühlten, daß die Scheidestunde gekommen war.

„Fanchon,“ begann ich endlich, „ich bin glücklich, daß Sie morgen reisen können und doch unglücklich, daß ich Sie in diesem Leben wahrscheinlich nie wiedersehen werde. Ich hätte Ihnen noch so viel zu sagen, ich —“

„Bitte, sprechen Sie nicht weiter,“ unterbrach sie mich; „vor allen Dingen bin ich Ihnen Offenheit schuldig. Unterbrechen Sie mich aber nicht. Das, was ich Ihnen sagen muß, wird mir so entsetzlich schwer, daß ich Sie bitte, mir diese Minuten nicht noch zu erschweren.“ Sie senkte tief auf und fuhr fort: „Ich habe Ihnen bereits erzählt, in welche finanzielle Lage wir durch den Krieg geraten sind, nicht mehr ein Sou ist unzer. Heute vor acht Tagen — es war um die jetzige Stunde — verlobte mich mein Vater —“  
Fanchon! rief ich aus.

„Sie haben mir versprochen, ruhig zu bleiben. Erfüllen Sie mir diese letzte Bitte. Ich habe mein Wort einem Manne gegeben, den ich weder liebe, noch achte, aber er rettet meine ganze Familie. Um diesen Preis will ich mich gern opfern. Aber wenn ich ihn wenigstens achten könnte! fuhr sie mit gesteigerter Stimme fort. „Nicht einmal den Mut hatte er, gleich meinen Brüdern, für das Vaterland kämpfen zu wollen. Doch ich habe ihm geschworen, daß ich nicht eher sein werde, als bis das Vaterland befreit ist und auch er seine Pflicht und Schuldigkeit für dasselbe gethan hat. — Und nun leben Sie wohl!“

Ein entfernter, aber scharfer Knall nahm der Sprechenden das Wort vom Munde; tausend und zischend flog die erste Granate vom Mont Valérien über unser Haus hinweg und zerschmetterte mit dem Mark und Bein durchdringenden Getöse das Dach eines am andern Thalkraude stehenden Gebäudes.

Erschüttert lehnte sich Fanchon an mich, dann richtete sie sich plötzlich hoch auf, rief schnell: „Gute Nacht!“ und eilte durch das Eckzimmer.

Überwältigt von dem gestern und heute Erlebten taumelte ich wie ein Trunkener auf mein Zimmer. Finen vernünftigen Gedanken zu fassen, war unmöglich. Ich ging auf und nieder, trat wohl hundert Male auf den Balkon hinaus, in der Hoffnung, sie noch einmal zu erblicken, aber vergebens. Endlich übermannte mich die geistige und körperliche An-

strennung, ich legte mich zur Ruhe nieder und schlief, Dank meiner guten Natur, auch bald ein.

Da schien es mir, als würden die Vorhänge auseinander gefaltet, ich wurde munter, die Gedanken begannen sich zu klären, in demselben Augenblicke hörte ich den Riegel der Nebenthüre vorschieben.

„Fanchon! Öffne, nur noch einmal will ich Dich sehen, das letzte Mal!“ Ich bat, ich flehte — vergebens.

Am Schlaf war nicht mehr zu denken; nachdem ich mich angekleidet, versuchte ich meine Nerven zu beruhigen und begann schriftliche Arbeiten zu machen.

Es war sechs Uhr, um sieben Uhr wollten sie fortfahren.

Da ertönt Weitschenklang, ich stürze auf den Balkon, eine kleine Hand winkt die letzten Grüße aus dem verschlossenen Wagen.

Nach fünf Minuten jagte ich hinterher.

„Ist der Wagen schon durch?“ rief ich einem befreundeten Kameraden zu, der an der Straße von Bougival nach Rueille auf Feldwache lag. „Welcher Wagen? Der mit den beiden Frauenzimmern? Ja, der ist eben drüben in Rueille von den Franzosen in Empfang genommen worden. Aber, wie siehst Du denn aus? Du hast wohl noch nicht gefrühstückt? Hier hast Du einen Schnaps!“

Ich danke für alles und ritt langsam nach Hause. —

Wochen und Monate dauerte bereits die Belagerung von Paris, und noch immer lag die schöne Kofette in den eisernen Armen des deutschen Siegers. Daß diese Umarmung nur eine einseitige und ohne jede Herzlichkeit war, mußten wir leider Gottes oft genug erfahren. In verschiedenen Ausfällen versuchten die Franzosen den lästigen Ring zu durchbrechen, sie wurden jedoch stets mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Jetzt schien es aber unmöglich, daß die Pariser sich noch länger halten konnten, zumal die übertriebenen Gerüchte uns glauben ließen, Mäuse und Ragen seien in der belagerten Stadt bereits Lederbissen. Daß aber an eisernem Probiand mehr wie genügend Vorrat vorhanden war, bewiesen die riesigen Zuckerrüben, welche uns Fräulein Valérie vom Mont Valérien in übergroßer Freigebigkeit auf den Hals sandte. Zum Glück krepieren dieselben nicht allzuoft, und so machten sich denn unsere Soldaten das Vergnügen, diese schauerlichen Ungetüme zu sammeln.

Nie werde ich den Anblick vergessen, als ich eines Tages in den Speisesaal der Villa Metternich trat, welche in der diesseitigen Vorpostenlinie lag. Der Tisch war für zwölf Personen mit dem feinsten Sèvres-Porzellan gedeckt und vor jedem Couvert stand eine riesige ungeplakte Granate aus den Geschützen des Mont Valérien. Ich glaube, selbst der Fürstin Metternich wäre dieses Liebesmahl etwas aufregend vorgekommen.

Das liebe Weihnachtsfest lag hinter uns, und nun begannen auch die deutschen Belagerungsbatterien endlich ihre Zuckerrüben in die Forts und nach Paris hineinzuenden.

Mein Regiment hatte während dieser ganzen Zeit seine Quartiere häufig geändert, und ich war seit zwei Monaten nicht mehr in La Celle gewesen.

Wie es dort aussehen mochte, konnte ich mir allerdings wohl denken, wahrscheinlich nicht besser wie in Bougival und in den andern Orten, welche in dem Feuer der feindlichen Geschütze lagen. Was diese nicht vernichtet hatten, war durch die eiserne Notwendigkeit, die ein jeder Krieg mit sich bringt, verwüstet und zu Grunde gerichtet worden,

und nur mit Behmut konnte ich an die letzten Tage des Monats September denken, wo die ganze Landschaft wie ein Paradies vor unseren Blicken lag.

Und so fand ich denn auch unser erstes Quartier in La Celle in der schrecklichsten Verfassung wieder. Es war alles vernichtet. Die Möbel, ja selbst die Fensterkreuze waren ein Raub der Flammen geworden.

In einem mir nur zu wohl bekannten Zimmer lag in der einen Ecke ein Notenblatt.

Ich hob es auf.

A mon père.

Fleur des champs.

Valse pour piano

par

Fanchon F . . . .

lautete die erste Seite.

Es war dies die einzige Kriegsbeute, welche ich während des Feldzuges gemacht habe. —

Die Anzeichen der Kapitulation von Paris mehrten sich. Auf einen Entsatz durch die verschiedenen neu gebildeten Armeen war nicht mehr zu rechnen, und wir warteten stündlich mit Ungebuld auf das ersehnte Wort: Friede.

Am 19. Januar morgens wurde mein Regiment soeben von Vorposten abgelöst, als die Franzosen noch den bekannten letzten und verzweifelten Durchbruch versuchten. Mit einem Schneid und einer Tollkühnheit, der wir unsere Bewunderung nicht versagen konnten, drangen die feindlichen Schützen-Schwärme gegen unsere verschanzten Stellungen vor.

Die Compagnie, bei der ich mich befand, hatte eine Mauer besetzt, durch deren Schießscharten der Feind mit heftigem Feuer empfangen wurde. Trotzdem gelang es ihm bis an die Mauer vorzubringen. Es war fast komisch anzusehen, wie Freund und Feind um die Schießscharten kämpften. Sowie auf der einen Seite das Gewehr herausgezogen wurde, steckte der Gegner das seinige durch die Luke. Das Gefecht wurde infolge dessen wahrhaft mörderisch geführt, und der Tod hielt eine überreiche Ernte.

Jetzt mußten die Franzosen flankiert werden, denn sie begannen sich zurückzuziehen und hinter großen Holzstößen Schutz zu suchen. Wir frohlockten zu früh. Wiederum erklangen französische Signale, dichte Schützen-Schwärme nahmen die Zurückweichenden auf, überall hörte man das „en avant“ der Offiziere, und nochmals warf sich der brausende Strom gegen die Mauer.

Die französischen Offiziere eilten ihren Leuten weit voraus, und namentlich fielen mir zwei von ihnen durch ihre alles verachtende Bravour auf. Der ältere, ein jedenfalls höherer Offizier, hatte die rote Mütze auf seinen Säbel gesteckt und schwang sie wie ein Siegeszeichen, während der jüngere dicht an seiner Seite blieb. Zehn Schritte waren sie noch von der Mauer entfernt, da wurden beide fast gleichzeitig getroffen und sanken nieder.

Der Kampf tobte weiter. Auf allen Punkten wurden die Franzosen zurückgeworfen, und als sich langsam der Abend niederfentte, brachte er die tiefste Ruhe mit.

Am andern Morgen wurden von uns Kommandos zum Abholen der Verwundeten und zum Begraben der Toten nach dem Gefechtsfelde gesandt. Ich gedachte der beiden braven Offiziere und ging mit.

Und richtig, da lagen sie noch an derselben Stelle, wo sie gestern das löbliche Geschick hingerafft. Der ältere hatte eine Kugel durch den Kopf, der jüngere durch die Brust er-

halten. Schon befahl ich einigen Leuten, die Gefallenen unter den nächsten Baum zu tragen und war eben im Begriff, weiterzugehen, als ich sah, daß der jüngere Offizier einen kleinen Gegenstand fest in der einen Hand hielt. Ich beugte mich nieder und nahm ein ledernes Täschchen aus seiner starren Rechten; vermutlich enthielt es eine Photographie. Ich öffnete das kleine Buch, und als ob der Blick mich getroffen, so erstarrte ich — ich sah in das Gesicht Fanchons.

Erst im Quartier gewann ich Ruhe und Beherrschung, die Worte zu lesen, welche, auf einer Karte geschrieben, in der einen Seite des Buches steckten.

Sie lauteten in deutscher Uebersetzung:

„Mein Freund!

Willst Du dieses kleine, stumme Gesicht annehmen als Erinnerung an die Freundin, welche zurückbleibt! Möge es Dir den Weg zeigen, auf welchem Du die Pflichten gegen unser Vaterland erfüllen kannst. Ich werde beten, daß es Dir gelingt. Kehrt Du alsdann zurück, so will ich Dein sein, Dein in treuer Freundschaft und gebe Gott in Liebe!

Ist adieu und auf Wiedersehen!

17. Januar 1871.

Fanchon F . . . .“

Am 28. Januar abends war der Waffenstillstand unterzeichnet worden. Einige Tage darauf marschierte das fünfte Armeekorps nach der Loire ab. Noch einmal ritt ich durch La Celle Saint Cloud hindurch, wie ein Traum lag die vergangene Zeit hinter mir, wie ein Traum schwebt sie noch heutigen Tages an meinem Auge vorüber.

### Die moderne Sappho.

Es schwärmt das ästhetische Fräulein  
Stokett auf der Soirée  
Von Goethe, von Schiller, von Klopstock,  
Von Lenau, von Kleist, von Fouqué.

Gebendet stehen vor diesem  
Belesenen Phänomen  
Die Herren der Schöpfung, die niemals  
Solch' Wunderfräulein gesehn.

Sie wird als „moderne Sappho“  
Umflattert, umschmeichelt, umfreit. —  
Befriedigt ob ihrer Triumphe  
Steht endlich heim die Maid.

Sie streckt sich auf ihre Kauseuse  
Im lauschigen Boudoir  
Und greift nach einem Band — Schiller? —  
Rein! Nach Zolas „L'Assommoir“ !!

Julius Knopf.

### Neue Unterhaltungsschriften.

**Aus ausländiger Familie.** Geschichte eines verlornen Menschenlebens von Ernst Wichert. Zweite Auflage. Leipzig, Verlag von Carl Neißner.

Dies wäre ein vortreffliches Buch für das Volk. Durch und durch gediegen, fesselt es vermöge seiner lebhaften, wechselreichen Handlung und belehrt im besten Sinne, insofern es das Leben und Treiben litauischer Bauern, das Schmuggel-

wesen an der russisch-preussischen Grenze in anichaulichen Scenen vorführt. Die reinliche Scheidung von Gut und Böse, Schuld und Unschuld, die Unerbittlichkeit, mit der sich an dem Helden der Fluch der bösen That erfüllt, entspricht überdies dem Empfinden des Volkes. Auch daß die Bedeutsamkeit der Handlung im allgemeinen diejenige der Charakteristik überwiegt, ist dem Volke sympathisch, welchem es viel größeres Vergnügen macht, seine Helden recht bunte Schicksale erleben zu sehen, als sie an sich selbst auf Herz und Nieren zu prüfen. In die Seelenzustände der Hauptperson, des verlotterten Anton Brauser, vertieft sich der Verfasser zwar mit großer Gründlichkeit, die Nebenpersonen sind alle mehr oder weniger äußerlich gehalten. Am besten gelungen, ja von hohem poetischem Reiz ist die Gestalt des litauischen Bauernmädchens, dessen rührende Liebe zu Anton sein und ihr Verderben wird.

**Das blaue Buch.** Märchen und Skizzen von Adalbert Meinhardt. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Das Wesen dieser eigenartigen Märchen läßt sich nicht in ein Wort zusammenfassen. Sie sind nicht rein poetisch, dafür ist ihnen zu viel „Sinn“ mitgegeben. Man kann sie nicht anmutig nennen, weil der Humor des Verfassers zu oft eine satirische Schärfe annimmt. Geistreich wäre auch nicht das Richtige, denn er läßt mehr als einmal seiner Einbildungskraft in heller Lust die Zügel schießen. Sie sind markig, doch auch nicht frei von Sentimentalität; einzelne Partien entzücken durch prächtige, flotte Stürze, andere ermüden ein wenig durch Länge. Die hübschesten sind wohl „Goldspuren“ und „Sternmagnet“; am unbedeutendsten „Studie“ und „das Kästchen.“

**Die Kinder Allingströms** von Moriz von Reichenbach, Leipzig, Verlag von Carl Neißner.

Die Wahl des Stoffes macht der Verfasserin alle Ehre. In der That, „die Gedanken stehen ihm nicht niedrig!“ Sie führt uns drei Geschwister vor, deren Vater ein Original ist, und die alle drei einen Tropfen Genialität mitbekommen haben, der ihnen im Blute gährt. Die Tochter läßt sich zu ungewöhnlichen Schritten fortreißen, der eine der beiden Söhne wird zum wahnsinnigen Verbrecher und Selbstmörder und der andere zum — Dichter. Die Verfasserin hat aber ihre Vergabung nicht genügend aufgeboden, um solche Probleme in ihrer Tiefe zu erfassen; die Behandlung ist zu salonmäßig.

**Graf B. 62.** Roman von Moriz von Reichenbach. Leipzig, Verlag von Carl Neißner.

Phantasievolle Leser stehen sich gar nicht schlecht bei dieser Erzählung. Sie werden die oft nur leise angetuschten Seelenkämpfe der Helden unwillkürlich aus ihrem eignen Empfinden heraus ergänzen und vertiefen, und es ist ein Verdienst der gewandten Erzählerin, daß sie überhaupt dazu anregt.

**Ausländische Geschichten** von Th. H. Pantenius. Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind.

Diese sehr anziehenden Novellen haben etwas eigentümlich Nordländisches, nicht nur dem Stoffe nach. Der Erzähler selbst bewahrt stets, auch wenn er von den Überschwenglichkeiten der Jugend, von dem Sehnen von Herzen zu Herzen spricht, einen zurückhaltenden Ernst; er hat so zu sagen einen nüchternen Zug im Gesicht, der gelegentlich befremdet. Zu anderer Zeit wieder gereicht freilich gerade dieser selbe nüchterne Ernst dem Gegenstande zum höchsten Vorteil. Die Erzählung „Arent Claessens Neujahrsbeschen“ z. B. wirkt in ihrer schlichten, fast trockenen Sachlichkeit tief erschütternd. Am meisten leidet „das Gut an sich“ darunter, daß der Verfasser sich besser

darauf versteht, die dunkeln Gefühle, die im Herzen wunderbar schlafen, von ferne ahnen zu lassen, als sie in ihrer elementaren Gewalt vor uns zu entfesseln. Der Lebensüberdruß des hypochondrischen Studenten ist gar so kühl besonnen herausgeflügelt, und wir erwarten unwillkürlich ein logischeres Verhalten des jungen Mannes. Ein plötzlicher, ganz unvorbereiteter Impuls treibt ihn nämlich an, einem andern Selbstmörder, der sich gleichfalls in mitternächtlicher Stunde das Leben nehmen wollte, die Waffe aus der Hand zu ringen, und im selben Augenblick offenbart sich ihm die Erkenntnis vom Wert des Lebens, woher, wodurch — das erfahren wir nicht. Die Wandlung ist völlig über's Knie gebrochen. Auf fallend sind bei einem so feinsinnigen Schriftsteller Wendungen wie: „im konkreten Fall“, (statt einfach; in diesem Fall) „vis-à-vis der Staffetta“, oder gar das abscheuliche „beziehungsweise“, diese Blüte des Zeitungsstils, die sich in einer poetischen Erzählung ausnimmt, wie ein gemeines Stüchentraut auf einem Blumenbeete.

**Das Armenhaus zu Pibbesdorf.** Roman von D. Elster Breslau, Schlesiſche Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender.

Das künstlerische Verdienst dieses Buches wiegt nicht allzu schwer, aber es bietet manches Hübsche und angenehme Unterhaltende. D. Elster hat den guten Gedanken gehabt die bescheidenen Existenzen seiner Lentchen am großen Strom der Zeitereignisse anzusiedeln, dadurch gewinnen sie an Weite, Fülle und Bedeutung. Übrigens stehen die Schilderungen des wüsten sozialistischen Treibens in der Hauptstadt hoch über dem sonstigen Niveau des Romans.

**Der Kesse des Notars.** Erzählung von H. d'Altona. Mannheim, Verlag von J. Bensheimer.

Der Humor dieser Erzählung ist herzlich abgestanden. Ein Gelehrter, der beständig in seine Wissenschaft versunken und in den Dingen des wirklichen Lebens halb blödsinnig ist; sein Famulus, eine Art von melancholischem Hanswurst; ein Flurwächter, der viel trinkt und mit dem Knotenstock aufstampft — man fühlt sich manchmal in eines jener altmodischen Lustspiele veretzt, die an Provinzials Bühnen oder bei Liebhaberaufführungen in kleinen Städten immer noch florieren.

**Der Soßet Ehre. Die Hausfreund.** Erzählungen von Ludwig von Bohyl. Mannheim, Verlag von J. Bensheimer.

Das Buch hat sein Ziel verfehlt, indem es seinen Weg auf den Büchermarkt genommen hat. Es gehört auf die Hintertreppen. Die Köchinnen und Stubenmädchen werden mit Entzücken die Hofluft atmen, die in der ersten Geschichte weht und auch der Schalkhaftigkeit der zweiten Verständnis entgegenbringen. Nein, wie der Herr Stadtschreiber und die Frau Stadtschreiberin, während sie bei Stadtrats zum Besuch sind, unter dem Kaffeetisch durch Tritte wider die Schienbeine eheliche Zwiesprach pflegen — das ist doch zu köstlich!

### Fragen.

Die Wogen wandern  
Weit über's Meer;  
Menschengeschlecht,  
Wo kommst Du her?  
Zum fernen Strande  
Die Wogen ziehn;

Menschengeschlecht,  
Wo gehst Du hin?

Die Wogen fragen  
Nimmer: „Wozu?“  
Menschengeschlecht,  
Was grübelst Du?

Egon Brebana.

### Vermischtes.

**Aber das Sprichwort „Neapel sehen und sterben“** erhalten wir folgende Zuschrift:

Ja, der alte Blücher verstand gut deutsch mit den Franzosen zu reden, wollte Gott alle Deutschen ebenso. Diese, wie andere Unsitte, scheint unausrottbar.

Schon im Jahre 1855 wurde ich auf der Reise in Palermo nach Neapel durch einen deutschen Maler aus Hamburg, der lange in Neapel gelebt hatte, verhöhnt, als ich den Ausdruck gebrauchte: „Neapel sehen und sterben!“

Und als im vorigen Jahre die „Augusta Viktoria“ auf der Rückreise von Ägypten und Palästina Neapel besuchte, befand sich unter den Reisenden ein grundgelehrter Oberstlieutenant a. D., der die Reise unter dem Strich der Magdeb. Ztg. beschrieb. Richtig, da prangte wieder und noch immer das nun in Deutschland bekannte Wort: „Neapel sehen und sterben!“ Beweis, mit welcher rührenden Gewissenhaftigkeit ein Reisebeschreiber vom anderen abschreibt.

Folgendermaßen, vermute ich, ist dies Falschwort entstanden. Als Neapel in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts mit Gas beleuchtet wurde, packte den Herren Lazzaroni nicht die Helligkeit der Straßen zu ihrem nächtlichen Treiben. Sie drehten daher nicht allein die Lämpfe ab, warfen Kandelaber nieder, brachen Arme ab, und schädigten auch die Leitung wiederholt und erheblich. Kein Mittel der Polizei half dagegen, jahrelang dauerte der Kampf. Endlich versiel ein findiger Kopf auf ein durchschlagendes Mittel, man wandte sich an den beliebtesten Volksprediger, der von großem Einfluß auf die Massen war, und wußte ihn durch Versprechungen zu gewinnen.

In seiner nächsten Predigt legte er seinen Zuhörern die Frage vor, welcher ist der vornehmste Heilige im Himmel? Antwort, der heilige Joseph, denn als Gatte der Himmelskönigin hat diese ihm zu gehorchen, ebenso der Herr und Heiland, denn der heilige Joseph ist sein Vater auf Erden gewesen. Wer wollte diesen mächtigsten Heiligen erzürnen? Sicher niemand! Ja, aber die Gasbeleuchtung ist dem heiligen Joseph geweiht, und wer an diese rührt, der erzürnt den heiligen Joseph, der schon dafür sorgen wird, daß bei seinem Ableben er sofort in den untersten Hölletraum fährt.

Diese wiederholte Predigt half endlich, Neapel erstrahlte in glänzender Beleuchtung, damals sagte man in dieser Stadt, stolz auf deren Helle:

Vedi Napoli e poi Mori! Deutsch:

Sieh Neapel und dann Mori,

Mori ist ein kleiner unbeleuchteter Ort bei Neapel!

Alexandre Dumas père hat eine allerliebste Geschichte über diese Geschichte s. Zt. veröffentlicht.

Zu derselben Zeit muß ein sentimentaler Deutscher, aber schlechter Italiener, von dieser Redensart in Neapel gehört haben, und in später veröffentlichter Beschreibung hat er



obiges Wort übersezt mit: „Sieh Neapel und dann stirb!“ Das würde aber italienisch heißen:

Vedi Napoli e poi muori!

Aus dem Imperativ ist dann der Infinitiv geworden, Neapel sehen und dann sterben, welches italienisch heißen würde: Vedere Napoli e poi morire!

In Neapel selbst lacht selbst der reklamelustigste Gasthofbesitzer über unsere Deutung der Übersezung obiger alter Redensart, warum? Zu den vielen Fehlern des Neapolitaners gehört der der Sentimentalität oder Gefühlsbuselei mit nichten, er sieht Neapel und dann erst recht will er leben; ganz abgesehen davon, daß im Golfe von Neapel mehrere Städte liegen, die eine mindestens ebenso schöne Lage haben. Und in keinem anderen Lande kennt man diese deutsche Umbildung eines alten neapolitanischen Spruches, als nur in Deutschland.

Es wäre Zeit, daß man endlich mit diesem Unsinn aufhörte. Ferner liest man noch immer bei uns häufig genug, selbst bei einem Schriftsteller wie E. Gafstein, in seiner spanischen Reisebeschreibung: Das Eldorado, während doch El bereits Artikel ist, und es heißen muß, das Dorado.

**Charakteristik der europäischen Hauptstädte.** Der bekannte Reisende köhlt charakterisierte die Hauptstädte, resp. Großstädte unseres Erdteils folgendermaßen:

Amsterdam marchantiert; Athen konspiriert; Berlin mediziert; Brüssel debattiert; Dresden wundert sich; Dublin bettelt; Edinburgh träumt; Florenz gafft; Frankfurt zählt; Genua lacht; Hamburg ißt; Hannover schläft; Kassel schnarcht; Konstantinopel badet sich; Kopenhagen schminkt sich; Leipzig ließt; Lissabon schmolzt; London gähnt; Lyon arbeitet; Mainz freut sich auf den Karneval; Manchester packt; Mannheim flucht; Marseille singt; München trinkt; Neapel schwißt; Palermo fächelt sich Kühlung zu; Paris plaudert; Pest schwächt; Petersburg schweigt; Rom betet; Stockholm amüsiert sich; Turin schmückt sich; Venedig liebt; Warschau seufzt; Wien verdaut. Gr—r.

**Waise-Gefährdung.** Einem Lederhändler in St. Georgen bei Preßburg in Ungarn waren Lederwaren und Viktualien gestohlen worden. Der Diebe wurde man bald habhaft und diese gestanden, daß die gestohlenen Sachen in dem Keller der Witwe F., welche vor einem halben Jahre vom Judentum zum Christentum übergetreten, versteckt seien, wo man sie auch fand. Die Diebe wurden bestraft, bezüglich der Fehlerin, der Witwe F. aber fällt der hohe Gerichtshof folgendes weiße Urteil: „Da sie noch nicht ein Jahr alt (weil erst vor einem halben Jahre getauft) sei sie als neugeborenes Kind zu betrachten und als solches nicht zu bestrafen.“ — So geschehen im Jahre 1867 nach Christi Geburt! Gr—r.

### Briefkasten.

Frl. Magda J. „Das Jahr — das Leben“ ist nett, aber der Stoff zu oft schon und besser behandelt. Sie können mir anderes senden. — H. H. Stralsund. „Am See“ endet mit einer starken Nachahmung Heines („Daß Dich Gott erhalte ewig gut und rein“). „Ich glaub' an Dich“ ist warm, aber zu persönlich empfunden. „Wandlung“ hat einen feinen Gedanken, aber Form und Ausdruck genügen nicht. Besten Gruß. — Motte. SW. Bitte, senden Sie. Für Ihre lieben Worte besten Dank. Hoffentlich werden Sie den Schreibkrampf

halb los. Ein widriger Gast, den ich nur zu gut kenne. — Herr G. J. in K. Daß Küsse süß sind, ist richtig, aber daß alle Gedichte kaum etwas anderes mitteilen, als diese bekannte Thatsache, ist nicht unterhaltend. Wollen Sie sie aber nochmals feststellen, muß es mit mehr Eigenart und Poesie geschehen. — Herr E. U. in W. Nicht übel, aber zu wenig Eigenart. Senden Sie anderes. — Frl. J. in W. Auch die neue Sendung bestätigt mein wiederholtes Urteil: Sie sind ganz unbegabt, und wenn der Leiter des genannten Blattes das Gegenteil behauptet, so ist er entweder urteilsunfähig oder unaufrichtig. Die dritte Möglichkeit wäre allerdings, daß er Sie liebt. Auf Urteile eines liebenden Mannes gebe ich aber auch nichts. — Frl. W. Pr. in W. (Hannover). Herzlichen Dank für den lieben Brief. Ich wünsche Ihnen alles Gute und besonders bleibende Geistesfrische. Mir geht's erträglich. — Herr D. J. in S. Der Leiter einer Zeitschrift kann bei Romanen von Schriftstellern, die sich einen beliebigen Namen gemacht haben, nicht beliebig streichen. Er muß ihnen die Verantwortung überlassen. Es ist am besten sich mit solchen Einwendungen unmittelbar an die Verfasser zu wenden. Wenn sie einen Brief mit dem Namen der Verfasserin an unseren Verlag senden, soll er der Schriftstellerin zugesandt werden. Übrigens erlaube ich mir die Bemerkung, daß kein Blatt der Welt mit Meisterwerken zu füllen ist. Ich beklage diese Thatsache, ändern aber kann ich sie nicht. — Frau S. n. W. Th. in K. Herzlichen Dank. Ich habe Ihren Brief an Frau C. Bl. geschickt. Vielleicht antwortet sie Ihnen. Beste Grüße! — Herr C. M. in B. Noch zu jugendlich. — Frl. H. G. in W. Ihre Empfindung ist echt, aber Form und Inhalt zeigen, daß es an wirklicher dichterischer Begabung mangelt. — Vogel. Das Gedicht ist schon öfters übertragen und im Grunde dessen kaum wert. Senden Sie gelegentlich anderes. — Abonnentin an der belgischen Grenze. Der junge Dichter ist 1871 in Winsen a. d. Luhe geboren und lebt jetzt in Steglitz bei Berlin. — H. L. in C. Gutgemeinte Versuche. — Herr J. K. in H. Das „Herbstlied“ ist nicht verloren. Es wird kommen. Das neue ist minder gut. Besten Gruß. — Herr stud. W. B. in B. „Zu Pferde“ soll kommen. Sie können ruhig weiterdichten, aber lassen Sie sich von ernster Lebensthätigkeit nicht fortlocken. — Einsenderin von „Vergißmännicht“ und „Mondnacht“. O, o! — Verschiedenen. Ich habe der Nachricht in der „Täglichen Rundschau“ widersprochen. „Die Partei der Dichter“ ist ein mächtiger Witz eines Berliner Blattes. Auch beachtliche nicht ich eine Zeitung zu gründen — ich habe nur meine Zustimmung zu dem mir vorgelegten Programm ausgesprochen. Daher lege ich auch nicht die Leitung der Roman-Zeitung nieder. Übrigens herzlichen Dank für die wohlwollenden Gefinnungen.

### Inhalt der Nr. 19.

Die Sonntagskinder. Roman von Hans Werder. — Kein Erbarmen. Roman von E. von Wald-Zedtwig. Schluß. — Beiblatt: Drei Gedichte von Kav. Seidl. — Die stille Historie vom Michel Du. Von Viktor von Kohlenegg. — Kaufsch. (Noch ungedrucktes Jugendgedicht, 1871.) Von D. v. L. — Vor Paris. Von einem Stabsoffizier. Schluß. — Die moderne Sappho. Von Julius Knopf. — Neue Unterhaltungsschriften. — Fragen. Von Egon Bredona. — Vermischtes. — Briefkasten.

# Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N<sup>o</sup>. 20.

## Die Sonntagskinder.

Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

V.

Der Wechselverkehr zwischen Prieborn und Hohenstein wurde nach Möglichkeit aufrecht erhalten. Mehrmals noch ertönten Hsoldes Lieder in dem Hohensteiner Musiksaal und Waldemars Geige zur Abendzeit unter der Buche am Prieborner See. Endlich aber wurde Hsoldes Übersiedlung nach Hermstorff beschlossen und die Fürstin selber führte ihren Schützling dort ein.

Hermstorff lag von den Hohensteiner Gütern mehrere Meilen Landweg entfernt.

Es war eine lange heiße Fahrt und erst in später Nachmittagsstunde langte die Fürstin mit Hsolde, Elfriede und Egon im Hause der Verwandten an. Diese empfingen ihren Besuch mit gewohnter Herzlichkeit. Der alte Graf Tessin, ein Vetter von Waldemars Vater, früher Generaladjutant des Königs, war ein vornehmer älterer Herr von vollendeten weltmännischen Formen und mitteilbarer Liebenswürdigkeit. Seine Gemahlin, bedeutend jünger als er, eine elegante Weltbabe von verbindlichem Wesen und geübter Unterhaltungsgabe. Der einzige Sohn des Hauses war Lieutenant in Berlin. Die Tochter, Gräfin Clema sollte von morgen ab Hsoldes Schülerin sein.

„Wie geht es Ihrem Sohn Waldemar, verehrte Cousine?“ fragte seine Excellenz der Graf, als man sich in einem reizenden kleinen Gartenzimmer versammelt hatte. Die Fürstin warf unwillkürlich einen Blick auf die Uhr.

„Danke, lieber Vetter! Waldemar wollte gleichfalls kommen, um der Tante seine Aufwartung zu machen und, auf ihre gütige Erlaubnis rechnend, seine

beiden Gäste mitbringen, Doktor Volkmann und Albano!“

Vater, Mutter und Tochter sprachen ihre Zufriedenheit aus; letztere allerdings nur in Bezug auf Albano, den sie als ihren „besonderen kleinen Freund“ bezeichnete.

Gräfin Clema war sehr hübsch, jedenfalls von den drei hier nebeneinander sitzenden Mädchen unstrittig die glänzendste Erscheinung. Eine schlank, elegante Figur, das schön geschnittene Gesicht von zarter, blühender Färbung. In ihren dunklen Augen lag ein Glanz, der von innerer Glut zu erzählen wußte. Unruhig irrten diese schönen Augen hin und her. Neben ihr saß Egon, sie eifrig unterhaltend, doch das befriedigte sie jetzt wenig. Die Hohensteiner Vettern machten ihr immer den Hof, selbstverständlich. Es schien etwas wie Erwartung und Unruhe sie zu quälen. Plötzlich sprang sie auf.

„Kommt, Else, Fräulein Bernharði, wir wollen hinausgehen! Es ist so dumpf und schwül im Zimmer!“ Der schön gehaltene Park mit seinen Rasenflächen und Baumgruppen, den blühenden Teppichbeeten vor der Thür, war gewiß ein verlockender Aufenthalt. „Sehen Sie, Fräulein Bernharði,“ sagte Clema, „hier werden Sie viel mit mir umherwandern müssen! O wie froh bin ich, daß ich so liebe Gesellschaft haben werde! Ich bin so viel allein, und hoffe, wir werden gute Freunde sein!“ Hsolde blickte erfreut zu ihr auf.

„Wie lieb von Ihnen, Gräfin, daß Sie sich über mein Kommen freuen! Da läßt sich's ja bald heimisch werden im fremden Hause!“ Sie hatte ein weiches, hochschlagendes Herz, warm pulsierendes Blut, und war gar leicht gewonnen, nach Künstlerart.

Einen Schritt hinterdrein erst kam das kluge Köpfcchen mit seinem meist treffenden und sicheren Urteil.

„Was ist das für ein Geräusch?“ fragte Clema aufhorchend, indem sie den Schritt hemmte. „Ein Lastwagen!“ entschied Elfriede trocken. Sie wußte sehr wohl, was die Cousine in Unruhe versetzte.

Endlich kehrten die jungen Damen ins Haus zurück. Die Sonne war untergegangen, köstliche Abendröte bedeckte den Himmel und schien durch die hohen Fenster herein, den Saal mit goldnem Licht erfüllend. Es war ein schöner wohnlicher Raum, mit behaglichen Ruheplätzen, die Wände al fresco gemalt und die Ecken mit Palmen und Blütenpflanzen ausgefüllt. Clema öffnete den Flügel, der an einem der großen, sonnigen Fenster stand. „Singen Sie uns ein Lied, Fräulein Bernhardi,“ bat sie. „Ich möchte schon heute hören, worin meine Lehrerin mir ein unerreichbar Ideal sein wird!“ Egon mußte die Notenmappe herbeiholen.

„Kollte dort nicht ein Wagen auf der Rampe?“ fragte die Erzellenz, ihre Vorgnette vor die Augen haltend, als ob sie dadurch deutlicher zu hören vermöchte. „Ja, es wird endlich Waldemar sein!“ erwiderte Egon phlegmatisch. Clema sank auf ein Sofa nieder.

„Was singen wir?“ fragte Elfe vor dem Flügel Platz nehmend. Hölbe stellte den dicken Band der Walküre darauf und schlug ihn auf.

„Ne, was bedeutet das?“ rief Elfriede überrascht. „Wagnersche Musik wollen Sie singen? Ist das ein Zugeständnis an meinen Bruder?“

„Nein, nein! er ist ja nicht einmal zugegen! Hier, Siegmunds Frühlingsgesang! Soll zwar nicht für Frauenstimme sein, doch möchte ich es versuchen!“ Elfe begann die Begleitung.

Der weiche Teppich des Vorzimmers dämpfte die Schritte der Nahenden; der Hausherr und Waldemar traten in die offene Thür, hinter ihnen Gebhard und Albano.

Hölbe aber stand, vom glühenden Abendschein umflossen, die Hände leicht verchlungen, den Blick wie abwesend in tiefe Ferne gewandt. Jubelnd tönte ihre herrliche Altstimme, weich, glanzvoll und mächtig durch den hohen Raum.

„Keiner ging, doch einer kam,  
Siehe, der Lenz lacht in den Saal!  
Winterstürme weichen dem Wonnemond,  
In holbem Lichte leuchtet der Lenz —“

Es war ein wunderbarer Gesang, voller Leidenschaft und Poesie; — es war, als strömte sie ihre ganze Seele darin aus und umwob die Herzen ihrer Zuhörer wie mit Zauberschlingen.

„Donnerwetter!“ raunte Egon seiner Cousine zu. „wer von diesen dreien, die da in den Saal herein gelacht kommen, darf sich wohl als der Angesehungene betrachten?“ Doch Clema antwortete nicht, stummes Entsetzen sprach aus ihrem Blick.

Der Gesang war beendet, die Herren traten herein und begrüßten die Anwesenden. Waldemar zog die Hand seiner Cousine an die Lippen. Seine höfliche Frage nach ihrem Ergehen ließ sie unbeantwortet. Sie wollte sein Benehmen Hölbe gegenüber

beobachten und bemerkte mit Verwunderung, daß er es überhaupt vermied, sich ihr zu nähern.

Die Gräfin Erzellenz erinnerte sich jedoch wieder des so fremden Gastes. „Sie haben sehr schön gesungen, liebes Fräulein, wie heißt doch dieses hübsche Lied? Es klang mir so bekannt!“

„Es war der Liebesfrühling aus dem Sommer-nachtstraum von Offenbach!“ erklärte Egon ungefragt mit tiefem Ernst, indem er durch sein Augenglas der Dame gerade ins Gesicht blickte. Vielleicht hätte sie sich bei dieser Auskunft beruhigt, wenn nicht die allgemeine unterdrückte Heiterkeit sie stutzig gemacht hätte.

„Unverschämtes Subjekt!“ lachte Waldemar ihm leise zu. Hölbe aber, innerlich höchlichst ergötzt, berichtigte den Irrtum höflich.

„Ach so!“ rief Egon gebehnt. „Ja verzeihen Sie, wer kann all die verrückten Titel und Namen behalten!“

„Wie schade!“ flüsterte ihr Albano zu, „die hohe Dame hätte es doch gar nicht zu erfahren brauchen!“

„Ach richtig — von Wagner!“ rief die Erzellenz, ein wenig geärgert. „Ja, liebes Kind, ich höre im allgemeinen lieber Offenbach als Wagner! Gehören Sie etwa auch zu diesen Fanatikern? Ich will's nicht hoffen! Ich für meine Person wenigstens höre aus seiner Musik nur Lärm und wüstes Getöse heraus! Keine Melodie, keine Spur von wirklicher Musik!“

„Wir auch nicht, liebe Tante, ich schwör' es beim Barte des Propheten!“ rief Egon. „Niemand außer Waldemar! Und er versucht vergebens uns vernünftige Leute in diese akustische Täuschung einzuzwingen!“

„War dies wirklich so ganz ohne Musik?“ fragte Waldemar, sich plötzlich zu Hölbe herumwendend und blickte ihr voll in die Augen. In den seinen lag ein Strahl unausgesprochener Huldigung. Sie nahm ihn stumm und ernst entgegen; nicht ihr hatte das Lob gegolten, sondern ihrer angebeteten Kunst.

Den Blick hatte Clema gesehen, doch die Worte nicht verstanden. Was mochte er ihr gesagt haben? Die Frage verfolgte sie mit quälender Neugierde.

Die Abendmahlzeit war vorüber, draußen wurde es kühl nach dem heißen Tage, doppelt verlockend, das schwüle Zimmer zu verlassen.

Es war schon spät. Der Mond stand über den Bäumen, die Brunnen rauschten träumerisch in der stillen Sommernacht.

Die drei Mädchen in ihren weißen Kleidern saßen auf der Verandatreppe, die jungen Herren etwas tiefer zu ihren Füßen, sie unterhaltend und gemütlich dabei rauchend. Die Fürstin im Schaukelstuhl unter dem Blätterdach der Veranda, äußerte sich lebhaft und bewundernd über das malerische Bild, und wünschte einen Künstler herbei, der es verewigen möchte.

Die Gräfin Tessin lächelte etwas süßsauer dazu. „Wir haben ja schon zwei Künstler unter der Gesellschaft, liebe Zna,“ meinte sie. „Ganz ausschließlich dürftest Du doch Deinen Verkehr nicht aus diesen Kreisen wählen!“

Die Fürstin ließ diesen Einwurf unbeachtet. Ihre elegante Leichtigkeit ermöglichte es ihr, über die Poesieleere der Cousine hinwegzueilen, wie eine Schwalbe die im Fluge das flatternde Huhn hinter sich zurückläßt.

„Liebste Clema, haben meine Kinder Dir schon von unsern Plänen gesprochen?“ rief sie jetzt. „Sie träumen sich ja ein Gartensfest von dem Glanz einer italienischen Sommernacht und Du sollst entscheiden, ob es in Prieborn oder in Hohenstein stattfinden soll.“

Wie elektrifiziert sprang Clema auf. „O Tante Ina, das ist ja ein entzückender Gedanke; nein, davon weiß ich noch nichts! erzähle mir doch!“ Sie kniete vor der Fürstin nieder, Else und Egon folgten ihr, suchten sich aber bequemere Plätze und eifrig wurde beraten, ob die Beleuchtung des Waldsee's in Prieborn oder der schöne Tanzsaal in Hohenstein den Vorzug verdiene.

Clema sah sich nach Waldemar um; auch er war aufgestanden, doch nur um sich Isolde zu nähern, die auf ihrem Platz zurückgeblieben war. Er blieb am Fuß der Treppe vor ihr stehen und schaute sie an.

Der volle Mondesglanz fiel über sie hin und verwandelte die schlanke weiße Gestalt in eine Märchenererscheinung.

„Isolde — Sie müssen mir ein Bekenntnis ablegen, Sie sangen heut die Wagnersche Musik zum ersten Mal und wußten nicht, daß ich ins Zimmer trat! Und in Prieborn habe ich so oft vergebens darum gebeten! Sollte ich es nicht hören?“

„Nein, Sie sollten es nicht hören!“

„Aber Isolde! Ist das der Dank dafür, daß mir Ihr Gesang am Herzen liegt, als wenn Sie selber mir die Musik verkörperten? Wodurch hab' ich das verdient?“

„Ich will um ihrer selbst willen diese Musik treiben,“ sagte sie. „Allein, nicht für andere! Auch nicht für Sie!“

„Um ihrer selbst willen sollen Sie sie treiben, Isolde, aber nicht allein! Das können Sie nicht! Ich will Sie die Isolde und die Brunnhilde singen lehren!“

Isolde wandte den Blick von ihm fort, zu dem Gestirn empor, das sie mit seinem Licht überflutete. Aus ihren Augen strahlte der Glanz zurück, wie das Feuer dunkler Edelsteine. Waldemars Blicke hingen an ihr. Sein Herz schlug rascher.

„Isolde hören Sie mich?“

Jetzt schaute sie wieder zu ihm auf. Es fiel ihr nicht ein, zu fragen, wie er, der dilettantische Geigenspieler es wagen wollte, sie, die Künstlerin singen zu lehren. Sie wußte wohl, daß er die Sangeskunst damit nicht meinte, die er selber so hoch an ihr bewunderte, sondern jenes geheimnisvolle Etwas, das er ihr verheißen und das sie mit Zittern erwartete.

„Ja, lehren Sie mich!“ rief sie leise.

„Besser Waldemar, warum kommen Sie denn nicht her?“

Es war Clemas Stimme, die das rief, weit weniger melodisch als es der Künstlerin an ihrer zukünftigen Schülerin erwünscht klingen konnte.

„Haben Sie Befehle für mich, gnädigste Cousine?“ fragte er, zunächst noch unbeweglich, denn er liebte es nicht, kommandiert zu werden, auch von der schönsten Cousine nicht.

„Aber natürlich! Wir planen hier ein Gartensfest in Hohenstein und das bedarf doch vor allem Ihrer geschätzten Einwilligung!“

Er ging nun wirklich die Stufen hinauf und schloß sich den Beratern an.

Gegen Mitternacht erst, als der weiße Nebel dicht aus den Gründen heraufstieg, kehrten sie alle ins Haus zurück und trennten sich dann bald.

Clema verbrachte die Nacht zum Teil schlaflos, von Unruhe gequält. Welche Pein und Sorge mochte sie sich doch selber bereitet haben, indem sie diese Sängerin in ihr elterlich Haus geladen.

Clema besaß eine schöne, metallreiche Sopranstimme, doch keine musikalische Begabung und da geschah es häufig, daß sie beim Singen falsch einsetzte oder andere große Mängel offenbar werden ließ. Zwar erntete sie ungeachtet dessen, wenn sie in Gesellschaft „vorsang,“ stets Bewunderung und ging deshalb über das Urteil der Fürstin und anderer Sachverständigen mit Leichtigkeit hinweg. Aber Waldemar! Er tabelte ihr Singen nicht, o nein, dazu war er ein viel zu galanter Vetter, aber es existierte einfach nicht für ihn. Er sprach ihr niemals die allerleiseste Anerkennung oder Ermutigung aus. Denn an der Kunst einen Verrat zu begehen, dazu brachte ihn auch die allergrößte Höflichkeit nicht. Und das fühlte Clema mit tiefem Kummer. Er sah hier einen Mangel an ihrer Persönlichkeit, und sie beschloß Unterricht zu nehmen, den besten, „teuersten“, welchen sie aufreiben konnte, um ihr musikalisches Können so auszubilden, daß sie selbst Waldemar zu befriedigen vermöchte. Für diesen Zweck hatte sie mit Hilfe der Fürstin Hohenstein Isolde Bernhardt für sich gewonnen. Das hatte sie freilich nicht überlegt, daß dieser Schübling der Tante ein anmutiges junges Geschöpf sein könnte mit entzückender Stimme, sich auf dem Wege zu ihr in Prieborn aufhalten und dort in aller Eile mit ihrem Singen den Vetter den Kopf verdrehen! Clema preßte beide Hände an die Schläfen und vergrub ihr Gesicht in den Rissen, um Ruhe zu finden vor den Bildern, die beängstigend vor ihren Blicken auftauchten.

Zu derselben Zeit stand Isolde am Fenster ihres Schlafgemaches und schaute in die stille träumende Mondscheinnacht hinaus.

„In lindem Lichte leuchtet der Lenz —“ jetzt klang es nicht mehr von ihren Lippen wie Jubel, sondern wie ein Seufzer hanger Frage. Eine Furcht überschlich sie vor der verheißenen Offenbarung, die wie ein Verhängnis vor ihr stand.

Über ihr in einem allerliebsten Giebelstübchen saß Albano und schrieb bei dem Mondlicht, das weiß und glänzend auf dem Fenster Sims lag, mit Bleistift Noten zu einer Komposition des Liedes: „Es war als hätte der Himmel die Erde still geküßt.“ Daß Schumann ihm bereits darin vorgearbeitet, beunruhigte ihn keineswegs. Warum sollte er nicht ebenso gut ein Liedersänger werden, wie es jener vor

ihm gewesen? Dies war so stimmungsvoll, gewiß, es mußte Gräfin Elfriede gefallen!

Und diese lag währenddessen und schlief so süß und tief, wie nur Kinder schlafen mit der klaren, stillen, von keiner Leidenschaft getriebenen Seele.

Bei den jungen Herren aber war es noch laut und lebendig. Graf Egon öffnete zuerst die zu seines Bruders Zimmer führende Thür. „Nun, holder Lenz, laßt Du mir heut' abend nicht mehr in den Saal?“

Fürst Waldemar wiegte sich in einem Schaukelstuhl und hüllte sein Haupt in die blauen Wolken russischen Cigarettentabaks. Er lächelte zu seines Bruders Worten. Dieser setzte sich auf den Tisch und baumelte mit den Füßen. Seine elegante, geschmeidige Gestalt nahm sich stets vorzüglich, in solchen gewagten Stellungen aus. „Sag' mir's“, begann er nach einer Pause, „welche von diesen beiden armen Dingen schwärmt nun wohl am heftigsten für Dich? Clema oder Holbe?“

„Gewissensfrage!“ erwiderte Waldemar träumerisch. „Ich müßte Dir ja eigentlich zu Dank verpflichtet sein, wenn Du mir die beantworten könntest, anstatt sie selber aufzuwerfen!“

„Halten Sie's denn für unbedingt feststehend, daß jedes Mädchen stets in irgend wen verliebt sein muß?“ fragte da Gebhards Stimme kühl und scharf von der Fenstergegend her.

Egon drehte sich lebhaft um seine eigene Achse nach jener Richtung hin.

„Was Tausend, Sie sind da, Gebhard? hatt' ich ja noch gar nicht gesehen! Charmant, charmant! Ob ich das für unbedingt feststehend halte? Ja, unbedingt! „Der Gott der Bub' und Mädchen schuf —“ wie sagt doch gleich Mephisto?“

„Mephisto sagt gar nichts, was auf diesen Fall irgendwie anwendbar wäre!“ entschied Waldemar. „Gebhard hat recht, zerbrich Dir den Kopf darüber, welche Dame sich für Dich interessiert und laß meine Angelegenheiten ungeschoren!“

„O, ganz schön! Aber Du würdest Dich doch höllisch wundern, wenn ich Dir eine von diesen beiden fortschnappen wollte!“

„Du kannst es ja versuchen!“ sagte Waldemar mit leichtem Gähnen. „Wahrscheinlich ist Dein Herz nicht mehr frei, sonst hättest Du gewiß längst Anstrengungen dazu gemacht!“

„Mein Herz ist niemals frei!“ rief Egon mit Nachdruck. „Das wäre ja ein höchst unpassender Zustand! Aber ebensowenig auch jemals das Herz eines hübschen Mädchens! weiter habe ich ja gar nichts behauptet! Und Sie als Naturforscher, mein lieber Gebhard, sollten mir sogar auseinandersetzen können, wie das in seinem letzten Grunde zusammenhängt! Spricht sich Darwin nicht darüber aus, wenn er uns über die Entstehungsgeschichte des Menschen aufklärt?“

„Leider nein! Bis zu Ihren Herzensgeschichten ist er nicht vorgebrungen mit seiner Weisheit! Nehmen Sie's mir nicht übel, Egon, Sie sind für diese vorgerückte Tageszeit schrecklich angreifend!“

„Und Ihr — polizeiwidrig langweilig, meine

werten Gönner! Geb mir ein paar von diesen leichten Cigaretten mit auf den Weg! Ich will einmal zusehen, was Albano oben auf seiner Remnate treibt; der pflegt, mit mir allein, ganz spaßig zu sein, jedenfalls spaßiger, als Ihr beide zusammengenommen!“

Als er das Zimmer verlassen, trat Gebhard näher und blieb vor Waldemar stehen.

„Höre auf mich, Waldemar, laß es nicht wahr werden, was Egon hier gesprochen hat!“ sagte er leise, in warmem, dringendem Tone. Waldemar schlug die Augen auf und sah ihn an, lange, ernst und ohne eine Silbe zu erwidern.

Ram die Warnung schon zu spät?

## VI.

„Jetzt übersehe ich es eigentlich erst recht, mit welcher Rieseneinquartierung ich Dich überflutet habe, liebe Agathe!“ rief die Fürstin Hohenstein mit ihrem strahlend liebenswürdigen Lachen, als sie am nächsten Morgen den Speisesaal betretend, die ganze heitere Gesellschaft am Frühstückstisch beisammen fand. Die Exzellenz flüsterte einige verbindliche Worte darüber, daß ihr nichts erwünschter sei, als solche leider nur zu seltene Einquartierung und streifte bei diesen Worten den Fürsten mit einem gerabezu bestrichend liebevollen Blick.

Der Tageslauf begann mit einer Lawntennis-Partie, welche den Vormittag bis zum Ende ausfüllte. Je heißer der Sonnenbrand, desto größer war das Vergnügen dabei. Holbe war noch ungeübt in diesem Sport, doch Egon, ihr Partner, unterwies sie aufs sorgsamste. Albano lag unterdessen unweit des Kampfplatzes auf dem Rücken im Grase und schaute in den Himmel hinein. Er liebte diese Stellung über alles. Seine Phantasie verwandelte ihn dann in einen Neapolitaner, Lazzarone, der im dolce far niente unter südlichem Sonnenbrand sein Leben dahinträumt. Ein himmlisches Leben mußte das sein! Keine Arbeit, keine Mühe, nur wohliges Ausruhen und dazwischen ein wenig Musizieren.

Das Lawntennis-Spiel war endlich beendet und die eben noch feindlichen Parteien wanderten friedlich miteinander dem Hause zu. Waldemar und Clema beschlossen den Zug und letztere sorgte dafür, daß sie mehr und mehr hinter den anderen zurückblieben.

„Sie haben gehört, Vetter, daß ich jetzt Singstunden nehmen werde?“ begann sie plötzlich zu ihm aufblickend. „Was sagen Sie dazu?“

„Nun, ich denke, es wird Ihnen Freude machen!“ erwiderte er ohne sonderliche Wärme.

„Die Bernhardi singt schön, nicht wahr?“

„Ja!“ Es fiel ihm nicht ein, hinzuzusetzen, „Sie haben sie ja gestern gehört,“ denn nach seiner Meinung hatte sie darüber nicht das geringste Urteil.

„Glauben Sie, daß ich viel von ihr lernen werde?“ fragte sie wieder.

„Ich denke doch! Auch wird das von Ihrem Eifer und Fleiß abhängen, liebe Cousine!“

Clema war immer langsamer gegangen und blieb jetzt stehen.

„Sie glauben aber nicht, daß ich Fräulein Bernharði erreichen könnte?“

„Ach!“ Er sah sie lachend an. „Clema; die Bernharði ist eine Künstlerin! Und meine schöne elegante Cousine kann sich ebensowenig in eine Künstlerin, als in einen Schwan oder Pfau verwandeln!“

Sie errötete vor Schreck und Ärger über seine Antwort, doch hielt sie es für geraten, in dieser Angelegenheit ihm keinerlei Empfindlichkeit zu zeigen.

„Erklären Sie mir doch einmal den Unterschied, Walbemar,“ sagte sie nach einer kleinen Sammlungspause. „Wenn man nun eine schöne Stimme besitzt und guten Unterricht genossen hat und so hübsch singt, daß es allen Menschen gefällt, so seht Ihr das doch nicht für Kunst an! Wenn aber die sogenannten Künstler, wie Niemann oder Frau Joachim, oder wie sie heißen, nur ein paar Töne trällern, so nennt Ihr das Kunst und seid begeistert! Worin liegt der Unterschied?“

„Liebe Cousine, das hat noch nie ein Mensch erklären können, wo sollte denn ich die Worte dazu hernehmen? Die Kunst ist nicht zu erklären, nicht zu zergliedern! Sie ist ein Geschenk, das Gott den Menschen gab, sie mit einem Hauche an der Fülle seiner Schöpferkraft theilhaftig werden zu lassen! Er sandte einen seiner Engel, Genius hieß er, mit dieser Wundergabe in die Welt, sie nach Gefallen zu verteilen und nur wenige Menschen sind damit begnadigt. Wem aber nie der Genius an die Wiege trat, um seine Augen mit der Hand zu berühren, der erkennt die Kunst nicht einmal, wenn er an ihr vorüber geht!“

„Nicht wahr, an Ihrer Wiege hat der Genius gestanden?“ fragte Clema halb spöttisch, halb ernst.

Er zuckte die Achseln. „Vielleicht! Wenigstens glaube ich, daß mir sonst die Welt grau wie ein Nebelmeer erscheinen würde!“

„Sehr viel klüger hat Ihre Erklärung mich freilich nicht gemacht,“ entgegnete sie kopfschüttelnd. „Nur scheint mir immer, als ob Ihr Kunstjünger Euch einfach für Wesen höherer Art ansieht, die mit leidig auf uns arme Unbegnadigte herabbliden. Und doch bin ich überzeugt, daß die Hauptsache dabei auf Einbildung beruht; Ihr könnt den Unterschied, auf den es ankommen soll, nicht erklären und ich kann ihn infolgedessen nicht einsehen!“

Er sah sie an und lächelte:

„Du bist Dir nur des einen Trieb's bewußt —  
Lerne nie den andern kennen!“

Clema setzte jetzt hastig ihren Weg fort. Sie fühlte instinktiv eine Art von Geringschätzung in seinen Worten und Thränen des bittersten Unmuts füllten ihre Augen. Um keinen Preis der Welt durfte er die sehen.

Aber auch er fühlte, daß er sie gekränkt. Als sie sich dem Hause näherten richtete er wieder das Wort an sie. „Ich hoffe, durch meine unmaß-

geblichen Äußerungen Sie nicht entmutigt zu haben, liebe Cousine! Wenn Sie gestatten, komme ich einmal her während dieser Zeit, um mich zu überzeugen, welche Fortschritte Sie gemacht haben!“

„O nein, nein!“ rief sie hastig. „Sie sollen nicht herkommen, während ich Unterricht nehme! Glauben Sie, ich würde mich vor Ihnen hören lassen? Wenn ich fertig bin und wirklich singen gelernt habe, dann können Sie kommen, eher nicht! Ich werde es Sie wissen lassen!“ Und in ihrer lebhaften Weise eilte sie fort, der Balkonthür zu, an welcher Elfriede und Jolbe sie erwarteten.

Walbemar behielt die Meinung für sich, daß er darauf möglicherweise bis an den jüngsten Tag würde zu warten haben!

Am späten Abend kehrte Walbemar mit Egon und Gebhard nach Hohenstein zurück, denn für morgen erwartete er einen „Bayreuther Bekannten,“ wie er sagte und ließ sich deshalb selbst durch die liebevolle Aufforderung der Tante nicht zum Längerbleiben bewegen. Da Egon nun seinen Bruder begleitete, war für Albano kein Platz auf dem Wagen und die Fürstin, welche mit Elfriede einen Tag länger blieb, erbot sich ihn nach Prieborn mitzunehmen. Albano war glücklich. Ein Tag länger in Elfriedens unmittelbarer Nähe, eine mehrstündige Fahrt im offenen Wagen bei schönstem Sonnenwetter ihr gegenüber sitzend und den auserlesenen Vorzug ihrer Gesellschaft genießend, das war ein Hochgenuß, wie er ihm so leicht nicht wieder geboten wurde. Die Fürstin hatte ihn gern, seine große Begabung machte ihn ihr interessant und seine „Sonnenanbetung“ ergözte sie.

In dem Prieborner Waldthal umging die Heimkehrenden nach der heißen Fahrt ein kühler, duftiger Schatten. Lange saßen sie unter der Buche am Seeufer. Albano holte die Geige des Fürsten und spielte, an den Stamm der Buche gelehnt, wie's Walbemar zu thun pflegte. Er besaß nicht den eigenartig weichen poetischen Strich wie jener, doch reichlich so viel Fülle des Tones, Kraft und Fertigkeit. Die Fürstin sprach sich eingehend darüber aus. „Aber der Fürst verbietet mir das Geigenspiel!“ war Albanos ganze Antwort darauf.

„Das kann ich mir nicht denken,“ erwiderte sie, „wohl aber hält er Ihre Begabung für das Klavierspiel für größer und wünscht, daß Sie sich tüchtig darin ausbilden, ohne Ihre Kraft zu zersplittern.“

„Ja, und ohne ihm Konkurrenz zu machen!“ setzte Albano in bitterem leisem Tone hinzu. Elfriede hatte es gehört und seine steten Angriffe auf ihren Bruder erzürnten sie sehr. Sie hatte ihn erst kürzlich ernsthaft deswegen ermahnt und nun ließ er sich doch immer wieder zu Ausfällen hinreißen. Das Gesicht von ihm abwendend, erhob sie sich. „Wollen wir noch einen Spaziergang zusammen machen, liebe Mutter?“

„Morgen, mein Liebling! die Fahrt hat mich sehr angegriffen! Aber laß Dich dadurch nicht hindern! Albano wird Dir gern Schutz und Begleitung sein!“

Doch erhielt er kein Zeichen der Aufforderung von Elfriede, sie sah ihn nicht einmal an, sondern

holte ihren Hut und Handschuhe und schlug den Weg am Seeufer ein. Albano folgte in kurzer Entfernung. Dann, als sie vom Hause nicht mehr zu sehen waren, trat er rasch vor sie hin.

„Gräfin Else, Sie wollen mich nicht mitnehmen?“

„Nein!“ erwiderte sie und ging unbeirrt weiter.

„Aber weshalb nicht? Um aller Heiligen willen, was habe ich Ihnen gethan?“

„Sie wissen es, Albano! Ich habe Ihnen vor wenig Tagen erst gesagt, wie Ihre häßlichen Äußerungen über meinen Bruder mir undankbar und ungerechtfertigt erscheinen; Sie sahen es ein und versprachen, sich zu bessern! Das haben Sie nicht gehalten, sondern sich immer wieder mit den kleinlichsten Anschuldigungen gegen ihn vergangen! Und das in meiner Gegenwart! Wie mögen Sie da erst sprechen, wenn ich nicht dabei bin! Nun gehen Sie nur, ich bin Ihnen sehr böse!“

„Gräfin, das kann doch Ihr Ernst nicht sein? Es ist ja unmöglich, wie sollte ich das ertragen?“

„Das ist Ihre Sache! Ich habe Ihnen oft genug meine Meinung gesagt, warum haben Sie nicht darauf gehört!“ Die ruhige Festigkeit ihrer Zurückweisung, da wo er nur sonnige Freundlichkeit zu sehen gewohnt war, wirkte durch den Gegensatz um so eindrucksvoller. Den heißblütigen Knaben überkam eine leidenschaftliche Verzweiflung.

„Gräfin Else, seien Sie barmherzig, sprechen Sie nicht so zu mir, ich kann es nicht ertragen! Wahrhaftig, ich nehme mir das Leben, wenn Sie mich so verächtlich ansehen!“

Seine Aufregung brachte sie nicht im geringsten aus dem Gleichgewicht. Hoheitsvoll wandte sie sich ab und ging weiter. Doch er folgte ihr, eingeschüchtert und ängstlich. „Seien Sie nicht grausam gegen mich,“ murmelte er halblaut, „Sie wissen nicht, wie weh Sie mir thun!“

„Was wollen Sie denn von mir?“ fragte sie, wider Willen gerührt.

„Sie sollen mir verzeihen, Gräfin, wieder gütig gegen mich sein! Ich will die Fehler ablegen, die Ihnen störend an mir sind! Sie wissen ja, daß Sie mich mit dem Wink Ihres Auges regieren können!“

„Nun, so will ich Ihnen einmal noch verzeihen, Albano,“ sagte sie endlich befänstigt. „Hoffentlich werden Sie nun dieses häßliche Benehmen ablegen!“

„Ich werde Ihnen gehorchen, Gräfin,“ flüsterte er. „Und darf ich Sie jetzt begleiten?“ setzte er demütig hinzu.

„Ja, bitte!“

Er schritt gefenkten Hauptes neben ihr her und streifte sie zuweilen mit heißerregtem Blick. Wie war sie ruhig unbeirrt in ihrer kindlichen Unschuld und mädchenhaften Würde, ahnungslos, daß es auf Erden die Flamme Leidenschaft gäbe, verzehrend wie Lava, heiß wie Höllenglut. Und doch loberte sie neben ihr in dem thörichten Knabenherzen, schüchtern freilich, nicht wagend, auch nur den Saum ihres Kleides zu versengen. Hoch über ihm stand sie wie die Sonne und er blickte anbetend zu ihr auf.

„Kennen Sie den Herrn, der heute bei meinem

Bruder zu Besuch ist? Wie heißt er doch?“ fragte sie nach längerem Schweigen.

„Ich weiß es nicht und kenne ihn auch nicht, glaube nur, daß es auch einer von diesen großen Dilettanten ist, die da meinen — doch nein, Gräfin Else, ich habe ja nichts gesagt! Gar nichts, nicht wahr?“

„Ich will's hoffen!“ rief sie schelmisch. Die Vergebung war ihm bewilligt und damit auch aller Groll vergessen.

Sie hatten den geebneten Pfad verlassen und wandelten quer in den Wald hinein.

„Wir müssen wohl an die Heimkehr denken,“ sagte sie endlich, „sind ja längst auf Hohensteiner Gebiet!“ Sie stand an einem Abhang unter hängenden Weiden, oben führte der Weg von Hohenstein nach Prieborn vorüber, unten zu ihren Füßen zog mit flüsterndem Rauschen ein Fluß dahin, derselbe der den Hohensteiner Park durchströmte. Erlengesträuch umsäumte sein Ufer und neigte sich tief hinab über das Wasser, auf dem die Sonnenfunken blitzten. Drüben stieg ein Wald auf, immer höher über weite Hügel hin, die unermesslichen Forsten mit ihren Mastbäumen und Schwarzwildrevieren, die ihres Bruders stolzes Besitztum bildeten.

Elfriede konnte sich nicht so rasch trennen von dieser herrlichen Umgebung. Sie eilte hinab an das Ufer, setzte sich auf einen großen Stein, der von Ephen überwuchert in dem weichen Grunde halb versunken lag und schaute den rasch dahineilenden Wellen des Flusses nach. Und auf sie schaute Albano, der sich zu ihren Füßen ins Gras gemorfen.

Hinter ihnen von der Höhe, wo die Fahrstraße ging, tönte das Rollen eines Wagens, welches dann inne hielt. Gleich darauf hörte man laute Stimmen.

„Hojoto — ho!“

Elfriede schaute lachend auf.

„Der Walkürenruf! Da muß Waldemar in der Nähe sein! Aber doch — das war nicht seine Stimme.“

Durch das Weibengezweig des Abhangs brachen menschliche Gestalten und eilten rasch den Berg herunter. Es waren die beiden Brüder mit Gebhard und einem Fremden.

„Hab' ich nicht gesagt, daß dieser Grund von Elfen belebt ist? Mein verehrter Gast ist ein Steptiter und hält Dein weißes Gewand für den Schaum der Flußwellen! Doch meine Ahnung hat mich nicht betrogen! Erlaube Schwesterlein, daß ich Dir Herrn von Hayden vorstelle!“ Else erhob sich. Der Fremde verneigte sich leicht und sprach leise ein paar höfliche Worte. Er war nicht groß, schlank und leicht gebaut, blond mit länglichem Gesicht und kühl gedankenvollem Blick.

„Leider verläßt uns Herr von Hayden morgen früh schon wieder,“ sagte Waldemar, so konnten wir heute nicht mehr nach Prieborn kommen! Bitte erzähle das Mama und richte ihr unser Bedauern und unsere Empfehlung aus!“

„Und von diesem einen Tag habe ich wenig genug, Elfen, wende mir Deine Teilnahme zu!“ klagte Egon. „Bin eigens mit nach Hohenstein ge-

fahren, um Herrn von Hayden zu genießen! Und wie geht's mir nun? Er redet mit Waldemar in Tönen von früh bis spät! Gebhard und ich sitzen wie die Tröpfe daneben und wagen wir einmal ausnahmsweise eine Bemerkung, so verweist uns ein tadelnder Blick unser vorlautes Benehmen."

Der Fremde hob die Augenlider, die zumeist seinen Blick verbargen, als wollte er ihn zu Egon aufschlagen, doch kam es nicht dazu und nur der Schatten eines Lächelns glitt über sein Gesicht. "Sie nehmen sich sehr gut in der Rolle eines Opferlammes aus, Graf Tessin!" sagte er dabei mit leiser eigentümlich betonter Stimme.

"Meine Brüder schütten stets ihre gegenseitigen Klagen in mein teilnehmendes Herz aus," sagte Elfriede. "Wem soll ich beistehen! Dem Unterdrückten natürlich, aber sie sehen beide niemals unterdrückt aus! eine schwierige Lage für mich!" Wieder zeigte sich ein erhellender Schimmer auf seinem Gesicht. Elfriede wünschte, daß er sie ansehen oder ein Wort zu ihr sprechen möchte, aber keins von beiden geschah.

Waldemar stellte ihm Albano vor. "Du bist noch in Prieborn" sagte er dann zu diesem, "warum kommst Du nicht schon nach Hause? Ich werde Dir heute abend noch einen Wagen schicken!"

Wozu nur diese Eile? Der Fürst wußte doch, wie gern Albano in Prieborn war; gönnte er ihm auch dieses Glück nicht?

"Ich kann auch zu Fuß gehen!" war seine Entgegnung in einem Tone nichtachtenden Trostes, der Waldemar die Hornesröte in die Stirn trieb.

"Du wirst nicht zu Fuß gehen, sondern in dem Wagen fahren, den ich Dir schicke! Bitte spare Dir diese steten Erwidierungen, die weder Ursache noch Zweck haben!" Noch einmal wollte Albano auffahren, aber Else wandte sich zu ihm herum und ihr Blick schien ihm Fesseln anzulegen!

"Werde nicht böse, Waldemar, er meint es nicht so schlimm und wird sich Deinen Anordnungen fügen! Nicht wahr, Albano?"

"Ja, Gräfin!"

Es war ihr, als hätte der Blick des Fremden sie in diesem Augenblick gestreift, und unwillkürlich sah sie nach ihm hin, doch schon lagen die breiten Lider wie vorhin über den rätselhaften Augen.

"Ich will jetzt heintekern," sagte Elfriede, "es ist die höchste Zeit. Mama weiß nicht, daß ich so weit gegangen bin!" Sie grüßte schnell, doch mit der ihr eignen warmen Freundlichkeit und schlug den Pfad durchs Erlengebüsch ein. Die vier Herren stiegen langsam, eifrig sprechend, den Hügel hinan. Da blieb sie stehen, wie angewurzelt und blickte ihnen nach, bis sie oben verschwanden. Noch schwebte das Bild dieses fremden Mannes vor ihren Augen. Was sollte das bedeuten? Ein wunderbares Gefühl, halb Angst, halb Weh zog ihr das Herz zusammen und heiß stieg es ihr wie Thränen in die Augen. Was bedeutete das? Klar wie ein Maientag, durchsichtig wie der Kristall des Bergquells war ihre Seele allezeit gewesen. Was war es denn, was sie jetzt bewegte? Dies sonnige Gleichgewicht verflorte?

Schnell und schweigsam hatten sie den Heimweg zurückgelegt. Die Fürstin kam ihnen bereits entgegen und Elfriede gab etwas einsilbigen Bericht von der Begegnung mit den Herren. Spät am Abend kam der Wagen, um Albano abzuholen und er bestieg ihn gehorsam und willig. "Nur weil Sie sich für mich verbürgt haben, Gräfin!" flüsterte er ihr zu. Der Wagen rollte fort. Die Fürstin trat mit ihrer Tochter hinaus vor die Thür. Lauwarm war die Sommernacht, ein zarter weißer Nebel lag über dem See und die Rosen dufteten schwül. Elfriede lehnte ihr Köpfchen an die Schulter der Mutter und weinte, wie sie vorhin im Walde geweint, als sie den verschwindenden Gestalten nachgeschaut. Die Fürstin blickte sie aufmerksam an, sie kannte solche sentimentalen Anwandlungen nicht an ihrer Tochter.

"Warum diese Thränen, mein süßes Kind?" fragte sie weich. "Ich sah ihre Spuren schon in Deinen Augen, als Du von Deiner Wanderung heimkehrtest! Welch ein Schatten ist über Dein sonniges Herz gefallen?"

"Mutter, es sind noch dieselben Thränen von vorhin! ich hatte sie unterdrückt, weil ich mich vor Albano schämte, nun sind sie wiedergekommen!"

"Und wo kommen sie her?"

"Ach ich weiß nicht, Mutter! ich sah diesen Fremden im Walde und hatte das Gefühl, als würde er mir ein Leid zufügen oder doch meinem Leben verhängnisvoll werden!"

"Wie sah er denn aus?"

"Ich weiß es nicht, ich habe ihn kaum angesehen!"

"Sprach er denn etwas zu Dir?"

"Nein, er sprach nicht mit mir, ich glaube auch nicht, daß er mich angesehen hat! O ich weiß ja, daß es sehr, sehr thöricht von mir ist! Aber das Herz war mir so voll, ich glaube es wäre gesprungen ohne diese dummen Thränen!"

"Wünschst Du Dir ihn wiederzusehen?"

"Ach nein, warum?"

Die Fürstin hielt es für gut, das Thema jetzt ruhen zu lassen. "Ich fürchtete schon," sagte sie, "Du wärest über Albano verstimmt; er sah so aufgeregter und finster aus!"

Ich ärgere mich auch zuweilen über ihn, aber dann bekommt er tüchtige Schelte, bis er's einsehen und Buße thut. Doch leider nur für kurze Zeit! Ich wünschte dauernd einen guten Einfluß auf ihn ausüben zu können! Aber das ist schwer, da muß man selber so fromm sein, ach, wie ich's wohl sein möchte! Liebe Mutter, wenn ich einen Menschen im Leben von Grund auf bekehren könnte, ihm helfen auf den Weg des Heils, wäre dann nicht der schönste Zweck erfüllt, den ein Menschenleben auf Erden haben kann?" Sie dachte und sprach sich in diesen Gedanken hinein mit all der Liebeswärme, die ihr junges Herz erfüllte, mit der Einfalt und Frömmigkeit, die dem idealen Zuge ihres Wesens einen so rührenden Ernst verlieh. Mit Wärme und Verständnis ging die Mutter auf diese Fragen ein. Es war spät, als sie sich trennten, als Elfriede ihr schönes, behagliches Schlafämmerlein aufsuchte. Und



wie der Schlummer ihr nahte, als sie träumend dalag unter den weißen duftigen Vorhängen, da lächelte sie, wie sie vorhin geweint: „Vor eitel Jugend!“

## VII.

Vier Treppen hoch in Berlin.

Sie mußte in einer belebten eleganten Straße wohnen wegen ihrer Schülerinnen und Künstlerbesuche und brauchte ein geräumiges Quartier für ihre große Familie. Um eine solche Wohnung bezahlen zu können, hatte sie diesen hohen Aufstieg gewählt. Denn trotz des Konzertgefanges und der vielen Stunden, die sie gab, war es eine schwere Aufgabe für Isole Bernhardi den großen Hausstand zu unterhalten. Aber diese Last fiel ihr zu, sie konnte sie nicht von sich abschütteln. Ihre Schwestern warfen ihr vor, daß sie das ganze väterliche Vermögen verbraucht hätte, um ihre Stimme auszubilden und verlangten nun Entschädigung von ihr. Die Mutter erhob keinen Einspruch dagegen. Erstens gab sie den Töchtern recht und zweitens wurde sie überhaupt nicht gefragt? viel weniger hatte sie die Befugnis Widerspruch einzulegen. Der einzige, der immer auf Isoles Seite stand, nicht nur in dieser einen Frage, sondern in allen Strömungen des Lebens war ihr Bruder Harald Bernhardi. Doch auch seine Stimme fiel nicht schwer ins Gewicht; er war krank und für ihn zu sorgen, sah Isole als ihres Lebens wertvollste Aufgabe an.

Sie stand in ihrem Zimmer, das sie allein für sich bewohnte. Dies für ihren Beruf so notwendige Vorrecht mußten selbst die Schwestern ihr einräumen. Und in dieses besondere Reich hatte sie sich geflüchtet mit ihrem Flügel und ihren Heiligtümern. Wochten nebenan die drei Unruhe und Unordnung um sich verbreiten, soviel sie wollten, hier lebte und schaffte Isole für sich, erhielt Ordnung und Sauberkeit mit eigenen Händen und verschloß ihre Thür gegen den Unfrieden in den Nebenimmern.

Da stand sie vor ihrem offenen Flügel und ihre Hand ruhte auf den Tasten. Sie hatte gesungen und noch bebten ihre Nerven von der Macht der Musik und der Leidenschaft ihres Singens. Albano hatte sie begleitet. Er war ihr während der Prieborner Tage nur wenig näher getreten, denn die „Sonnenanbetung“ hatte ihn blind gemacht für jegliche Nebengehirne. Doch hier in der Fremde hatte er sie besucht und Isole ihn aufgefordert wieder zu kommen. Soeben war er bei ihr gewesen, um die Lieder durchzusehen, die sie heute abend zu seiner Begleitung singen sollte. Zu einem Konzertabend in der österreichischen Botschaft, wo der Hof erscheinen sollte, hatte man sie aufgefordert, für hohes Honorar. Es kostete sie schwere Überwindung für Geld zu singen in einer Gesellschaft, unter der sich ihre Freunde, vielleicht auch Elfriede und Waldemar als Gäste befanden. Aber ein kleiner Stoß unbezahlter Rechnungen, den ihr die Mutter an jenem selben Morgen in die

Hand gedrückt, hatte sie bewogen das Anerbieten anzunehmen.

Die Tasten erklangen unter dem Druck ihrer Hand wie in schmerzlichem Seufzer. Isole sann nach — was sollte sie beginnen? Wenn sie zur Bühne ginge, wie ihr Waldemar geraten, gewiß es wäre besser für sie. Und sie hatte auf diesen Rat hin sich mit Eifer dem Studium der dramatischen Gesangeskunst hingegeben. Seine Vermittelung an maßgebender Stelle konnte ihr hilfreicher sein, als irgend eine andere sonst. Sollte sie ihn darum bitten? Sie hatte ihn nicht wiedergesehen, seit sie bei ihrer Rückkehr von Herstorff noch einen Tag in Prieborn verlebte. Da hatte Clema sie begleitet und ihr keinen Augenblick mit Waldemar allein gegönnt. Sie hatte nur einige gleichgültige Worte mit ihm wechseln können. Doch abends spät, unter der Buche am See, da hatte er seine Geige reden lassen in einer Sprache, welche Clema nicht verstand. Isole hörte sie noch, diese wunderschönen Töne und sie presste die Hand aufs Herz.

Den Traum abschüttelnd wandte sie sich fort und verließ ihr Zimmer. Ein Schritt nur über den schmalen Korridor, da öffnete sie leise eine Thür und trat hinein. Es war ein helles, freundliches Gemach, Wohn- und Schlafzimmer zugleich. Am Schreibtisch vor dem Fenster saß Harald, ihr Bruder.

„Mein Klavierspieler ist fort, Du kannst ungestört bei mir arbeiten, komm Brüderchen!“ sagte sie an seine Seite tretend und strich ihm lieblosend über das weiche, braune Lockenhaar. Er schlug die dunklen Wimpern auf und sah sie lächelnd an aus tiefen, schwermühtigen Augen.

„Ich habe Dir lange zugehört, Du bist gut bei Stimme!“ sagte er. „Ich hoffe, sie werden Dich heute bewundern, mein Schwesterchen und Deiner schönen Kunst die Anerkennung zollen, die ihr gebührt! Du weißt, der Weihrauch, den man Dir streut, ist seit lange der einzige, mit dem auch ich mich zufrieden geben muß für dieses Leben!“

„Welche Arbeit beschäftigt Dich hier?“ fragte sie, ihm über die Schulter blickend.

„Eine Kritik über einen Band Gedichte, von einer jungen Dame herausgegeben. Entsetzlich! Ich habe ihr in meiner Rezension den Rat erteilt, die Leyer an den Nagel zu hängen und die Kochkunst zu treiben, doch mit dem Vorbehalt, daß ihre Braten saftiger ausfielen, als diese Goldschnittgedichte!“

Isole las. „Ja, Du bist ein erbarmungsloser Kritiker, Harald, aber ich glaube, Du vor allen darfst es sein, denn Du bist Dir selbst der erbarmungsloseste Richter gewesen!“

Harald war im Grunde seines Herzens ein Dichter, mit der Phantastefülle und den Augen, die das „zweite Gesicht“ besaßen. Doch fehlte es ihm an schöpferischer Gestaltungskraft und das wußte er. So ließ er nur sein dichterisches Fühlen ihm das Herz erwärmen und stellte seine gewandte Feder in den Dienst des fein durchgebildeten Verstandes. Sie mußte Isole behülflich sein bei dem mühsamen Broterwerb, soweit seine Körperkraft dies zuließ. Der Kunst hatte er entsagt, wie allen anderen Freuden

des Lebens. Welch ein Märtyrertum das für ihn war sprach er niemals aus, nur Holbe wußte es.

Er hatte auf ihre letzten Worte nichts zu erwidern. „Du siehst erregt und abgespannt aus, Sie, und brauchst doch viel Kraft und Frische für heute abend! Komm mit mir hinaus, ein freier Atemzug wird uns beiden gut thun!“

\* \* \*

Der Graf Tessin aus Hermstorf hatte mit seiner Familie die elegante Winterwohnung in Berlin bezogen und sah heute zum ersten Male Gäste bei sich zu Tisch. Es war nur der allernächste kleine Verwandtenkreis, darunter die Cousine Fürstin Hohenstein mit Sohn und Tochter. Fürst Waldemar war seit gestern in Berlin, kam von Athen, wo er einige Freunde besucht, wie er sagte und erzählte allerhand interessante Begebenheiten aus der Hellenenstadt. Daß er nach dieser großen Reise gleich heute schon bei ihnen war, erfüllte Clema mit Entzücken. Doch war dasselbe nicht ganz gerechtfertigt. Der Abend gehörte nicht ihnen, nicht Clema. Nur um ein bestimmtes Konzert zu hören war er schon heute in Berlin eingetroffen, doch das brauchte niemand zu wissen.

Die Tafel war aufgehoben, sie saßen im Salon der Gräfin, wo der Kaffee gereicht wurde. Waldemar sah nach der Uhr. In plötzlichem Schreck neigte sich Clema zu ihm hin. „Sie bleiben doch heute abend bei uns, Vetter? Die Tante hat es uns versprochen! Wir dachten vielleicht zusammen in die Oper zu gehen, wenn unsere Gesellschaft Sie nicht zu fesseln vermag!“

„Welch ein Zweifel an meinem guten Geschmack, Clema! Wieviel fesselnder kann eine solche Gesellschaft unter Umständen sein, als die Oper! Was wird denn heute gegeben?“

„Der Prophet!“

Der Wagnerianer verzog das Gesicht ein wenig und sprach nur das eine Wort: „Meyerbeer.“

„Lieben Sie Meyerbeer nicht?“ fragte Clema schnell und erstaunt.

„O gewiß, gnädigste Cousine, aber wie ich schon sagte, unter Umständen! Doch die Frage kommt heute nicht zur Geltung! Ich bin zu einem Konzert in der österreichischen Botschaft geladen und es ist Zeit, für mich, aufzubrechen!“

Clema wechselte die Farbe.

„Wissen Sie, wer dort singen wird?“ fragte sie gepreßt. „Nein,“ erwiderte er, „wie soll ich es wissen? ich bin ja erst gestern zurückgekehrt! Können Sie's mir sagen?“

„Die Bernhardi singt und Albano begleitet sie! Es thut mir zu leid, daß ich nicht dort bin; wir haben noch keine Besuche gemacht! Die Tante auch nicht! Wie geht es nur zu, daß man Sie, lieber Vetter, eingeladen hat?“

„Ich bin stets bei der Gräfin eingeladen, besonders wenn sie musizieren will! Schade daß Sie nicht auch dort sind, Sie bekämen sicher gute Musik zu hören! Gute Nacht, Cousine, ich bedaure sehr, mich von Ihnen trennen zu müssen!“

Als Waldemar spät abends aus dem Konzert heimkehrte in sein Palais, sah er noch Licht in dem Wohnzimmer seiner Mutter und ging, um sie zu begrüßen. Der Teppich dämpfte seinen leichten Schritt, leise teilte seine Hand den Thürvorhang. Vor dem glimmenden Kaminfeuer saß die Fürstin, in einen weichen, warmen Schlafrock von dunkelrotem Plüsch gehüllt, den schönen Kopf mit dem braunen Wellenhaar in die Hand gestützt, in ein Buch vertieft. Es war so dämmerig, so traulich in dem kleinen Gemach. Mit einem warmen Gefühl im Herzen nahm er den Eindruck in sich auf. Doch sie fühlte seinen Blick und schaute empor. Mit der elastischen Lebhaftigkeit ihres Wesens streckte sie ihm beide Hände entgegen.

„Mein Liebling, Du kommst zu Deiner Mutter! Eine Ahnung ließ mich Dich erwarten!“

Er zog sich einen niedrigen Sessel an ihre Seite und erzählte ihr von der Gesellschaft, in welcher er den Abend verlebt hatte. Es waren lebendige, teils boshafte Schilderungen, die er entwarf und sie lautete ihnen mit Vergnügen. Dann aber begann er von der Musik zu sprechen. Holbe hatte gesungen, Schumanns Frauenliebe und Leben und er äußerte sich mit großer Wärme und Anerkennung über diesen Gesang. „Übrigens sah sie vorzüglich aus,“ setzte er hinzu. „Cremefarbene Toilette von klassischer Einfachheit. Sehr schöne Arme und sicheres Auftreten!“

„Das will ich glauben!“ sagte die Fürstin. „Sie ist eine ebenso poetische wie elegante Erscheinung!“

Er schwieg, sein Bericht schien beendet und sein Blick heftete sich gedankenverloren in die Kohlenlut des Kamins. Die Mutter folgte dem Blick und sie folgte unwillkürlich dem abschweifenden Gedankengange ihres Sohnes.

„Es schien mir heute,“ sagte sie endlich, „als hätte Clema sich ganz besonders über Dein Kommen gefreut!“

„Ja, das thut sie immer! Ist überhaupt ein liebes Mädchen!“

„Ebenso schien sie es zu empfinden, daß Du uns so bald wieder abtrünnig wurdest!“

„Auch das halte ich für möglich, doch da kann ich ihr nicht helfen!“

„Glaubst Du, daß sie sich für Dich interessiert?“ fragte die Mutter vorsichtig. Sie selber wußte sehr wohl, was sie zu glauben hatte.

„O ja! aber das beunruhigt mich nicht weiter! Wenn Egon der ältere von uns beiden wäre, sich im Besitz der Güter und des Titels befände, so würde sie Egon lieben! Wie gesagt, sie ist ein liebes, braves Mädchen, aber daß ich sie ernsthaft nehmen soll, kann sie nicht von mir verlangen!“

„Du thust ihr Unrecht Waldemar! Sie ist wirklich ein verständiges Mädchen und hat das Herz auf dem rechten Fleck!“

„Und Dein Sohn soll sie heiraten! Nicht wahr, liebste Mutter?“ lachte er. „Nun wir wollen sehen, wahrscheinlich thue ich's auch noch einmal, wenn sich inzwischen nichts Besseres findet!“

„Aber Waldemar, mein Liebling, über eine so ernste Sache sprichst Du mit diesem Leichtsinne? Ein

Mädchen heiraten wolltest Du, das Du nicht einmal ernsthaft zu nehmen vermagst?"

Er küßte die zarte Hand seiner Mutter. „Ich will mich bessern, Mamachen, vorläufig geschieht es

ja auch sicher nicht! Für ein paar Jahre mußt Du schon noch versuchen, Deinen Durchgänger allein im Zaum zu halten.“

(Fortsetzung folgt.)

## Arknum.

Roman

von

Ludwig Würzburg.

### I.

Der Vogel, den die Rut im Busche fing,  
Wißtraut mit bangem Fluge jedem Busch.  
Shakespeare, Heinrich VI. III. Teil.

Die Abendsonne wirft ihre letzten Strahlen in ein Thal, durch welches zwei Flüsse, die nach ihrer Vereinigung einen der bedeutendsten Ströme Deutschlands bilden, sanft dahin fließen. Hohe, nicht überall bewaldete, abschüssige Ufer umgeben den Mündungspunkt, während die grünen Hügel ringsumher, die der Landschaft einen anmutigen Charakter verleihen, bis zum heissen Bergland einerseits und nördlich fast bis zum Harzgebirge reichen.

Auf einer kleinen, vorspringenden Ebene, unmittelbar über den drei Flüssen, unter einer uralten Eiche, die die Äste weit in die Runde streckte, lag ein Mann in mittleren Jahren und schlief. Das Felleisen mochte er wohl als Kissen unter den Kopf geschoben haben, aber da der Schläfer sich unruhig von einer Seite auf die andere warf, so war es bis zum Abgrunde gerollt, und es genügte ein geringer Stoß, um das Hinabgleiten in die Fluten herbeizuführen.

Auf dem mit Gras bewachsenen Erdboden sah man Papiere, Schriftstücke, kleinere und größere Brieftaschen umhergestreut; der hohe Stoc jedoch, mit dem aus vergolbetem Metall gebildeten Knaufe, sowie eine Schnupstabsdose, befanden sich in unmittelbarer Nähe des Mannes, der erstere an den Stamm der Eiche gelehnt, die Dose im Bereiche der Hand. Weber ein Rock noch ein Hut, noch eine Perücke waren im Umkreise des Schlafenden, der mit völlig kahlm Haupte und in Hemdsärmeln dalag, zu entdecken, wohl aber eine große Glasflasche, deren Verschluss abgesprungen und deren Inhalt ausgelaufen war.

Jener leise Wind, welcher an heißen Sommerabenden oft dem Untergange der Sonne vorherzugehen pflegt, hatte sich erhoben; er fächelte das aufgebundene, kupferrote Antlitz des Mannes und kühlte dessen Stirn, auf der die Schweißtropfen perlten.

Ein Insekt umschwärmte den hohen, kräftig gebauten Schläfer; wie zum Schutze warf sich dieser herum, so daß sein Gesicht nun die Erde berührte. —

Die Hügelketten und das flimmernde Flußbett sind in bläulichen Dunst gehüllt. In geringer Entfernung tauchen Kirchtürme und Häuser aus dem

Dickicht empor. In regelmäßigen Pausen tönen von dort verhallende Flintenschüsse herüber. Sie wecken das Echo in den Bergen und geben der Ansicht von einem gerade stattfindenden Kampfe Raum, während sich Deutschland in der That um diese Zeit in einem Zustande des tiefsten Friedens befand.

Tritte lassen sich vernehmen und aus einem kleinen Gehölze, welches den Platz umsäumt, kommt ein junger Mann. Dieser schaut sich prüfend um, und als er den von tiefstem Schlummer Umfangenen erblickt, schreiet er, das Geräusch seiner Schritte mächtigend, auf die Eiche zu.

Die Aussicht, die man von diesem Punkte auf das Gewässer und die herrliche Gegend genoss, schien den Wanderer zu überraschen, denn er trat an den Abgrund und betrachtete sinnend die ihm zu Füßen liegende Landschaft. Dabei berührte er das Felleisen und nur durch schnelles Ergreifen desselben, bewahrte er es vor dem sicheren Sturz in den Strom.

Der Schläfer erwachte, fuhr in die Höhe, sah schlaftrunken um sich und als er den Fremdling, in dessen Hand sich das Felleisen befand, erspähte, sprang er auf die Füße und wendete sich gegen den Jüngling, der ihm den Rücken zulehrte. Sicher hätte er diesen und sich selbst in den Fluß gerissen, wenn der zuletzt Bekommene nicht seine Annäherung bemerkt und dann den Wütenden gepackt und zurückgeworfen hätte.

„Diebe! Räuber! Mörder!“ — schrie der jetzt wieder am Boden Liegende.

Dem jungen Manne schienen diese Titel Vergnügen zu bereiten, er stand auf seinen Stab gestützt da und sah dem andern lachend ins Gesicht.

„Ihr wollt mich berauben, Spion! Ihr seid abgesehenet — von wem? — das weiß ich nicht. — Überall lauern sie mir auf. — Hilfe! Diebe! Räuber! — Gebt mir mein Felleisen! — Ihr seid ein Dummkopf, — Euch nützt es zu nichts! Mein Felleisen, sage ich, oder Ihr sollt es bereuen! Alle Fürsten werden Euch suchen, Euch ergreifen, Euch umbringen lassen! Ihr Dieb, Ihr Räuber, Ihr Mörder!“

Jemehr der Aufgebrachte schalt, je verwirrter er sprach, je lauter er schrie, desto mehr belustigte sich der Wanderer, welcher endlich das Felleisen am Riemen mehrmals durch die Luft schwenkte, um es vor dem Eigentümer desselben niederfallen zu lassen.

Der Mann packte es mit beiden Armen und preßte es freudig an seine Brust. Dann aber rief

er sogleich wieder: „Ha, — Ihr gebt mir die Tasche nur wieder, nachdem Ihr den Inhalt entwendet habt! — Ich fühle es, — sie ist leer! — Räuber! Wo sind meine Papiere, meine Schriften, meine Bücher?“

Er riß den Verschuß der Tasche auf, wühlte in dieser und zog nur ein paar Strümpfe und eine Halsbinde hervor.

„Ihr habt mir alles genommen!“ jammerte er. „Nicht ein Notizbuch habt Ihr mir gelassen! — Ich bin ein geschlagener, ein ruinierter Mann! — Gestern ein König, heute ein Nichts! — Ihr Schurke! Ihr sollt mir Rede stehen, wer Euch gedungen hat! Ich kann's mir denken, der Puppenfürst, der Souverän en miniature! Der Teufel soll ihn holen und Euch dazu!“

Mit diesen Worten sprang er empor und wollte sich wieder auf den Jüngling werfen. Als er aber in das jetzt ernst gewordene Antlitz desselben sah, und die frische, kräftige Gestalt, die hoch aufgerichtet vor ihm stand, betrachtete, hielt er inne, starrte den Fremdling an und sagte schließlich ganz ruhig und trocken:

„Ihr seid kein Dieb! So sehen Räuber nicht aus. Der Dummkopf bin ich. Ich werde wohl die Sachen selbst verbraucht haben. — Gerade so wie meinen Rock und meinen Hut, die ich jetzt erst vermisste. — Und meine Perücke —, wo ist meine Perücke?! — Ich muß mich ja schämen —.“

Er lief suchend hin und her, blieb stehen, blickte auf seinen Anzug und sagte: „Schodschwerenot! — bin ich aber ein lieberlicher Kerl!“

Dann stieß er einen tiefen Seufzer aus, wandte sich gegen die Erde, ergriff seinen Stod, fuhr mit diesem wie mit einem Degen durch die Luft und sah mit wehmütiger Miene und verschwommenen Augen in die Ferne.

Der junge Mann, welchen der Sonderling in Hemdsärmeln nun ganz vergessen zu haben schien, hatte bisher kein Wort erwidert. Jetzt warf er seinen groben, dreieckigen Hut ins Gras, strich sich über die Stirn, faßte seinen Stab mit der rechten Hand und schob mit demselben alle verstreut am Boden liegenden Papiere, Schriften und Bücher auf einen Haufen zusammen. Dann ging er auf den älteren Herrn, der nachdenklich vor sich hinsah, zu, ergriff ihn bei den Schultern, drehte den erstaunt Aufstrebenden mit einem Ruck herum und zeigte auf die Gegenstände, welche diesem so wertvoll zu sein schienen.

„Sind das die Sachen, die Ihr vermisst?“ — fragte er mit weicher, melodischer Stimme. — „Ich sah sie am Boden liegen, als ich hierher kam. Euer Felleisen ergriff ich, weil es in den Strom gleiten wollte. Nun, warum nehmt Ihr denn die Papiere nicht?“

Der Angeredete ließ seinen Stod fallen, blickte den Jüngling blöde lächelnd an, sah auf die Schriften, dann wieder auf den, welchen er für einen Dieb gehalten und warf sich endlich diesem, heftig schluchzend, um den Hals.

„Seid Ihr aber ein komischer Kauz! Erst müttet Ihr, nehmt mich als Räuber und jetzt scheint ich Euer bester Freund zu sein!“ meinte der Jüngere,

indem er sich von dem Weinenden loszumachen suchte, was ihm jedoch erst nach einigen vergeblichen Versuchen gelang.

„Ich glaube, ich habe geweint,“ erwiderte der Alte, die Thränen abwischend. „Wahrhaftig, ich bin so leicht gerührt! Und es rührte mich, daß Ihr ein so braver Kerl seid, der sich nicht an meinen armseligen Papieren vergriff. Was wolltet Ihr auch damit? Der Zauberstab kann nur von einem Wissenden geführt werden, sonst bleibt er wirkungslos. Es ist rührend, wie viele einfältig brave Menschen es in der Welt giebt. Wie heißt Ihr, guter Mensch? Wer seid Ihr? Ich möchte Euren Namen kennen lernen.“

„Meinen Namen?“ antwortete jener, „da hört Ihr nichts Besonderes. Ich heiße Joseph Ringler.“ „Spizbube!“ kreischte der Herr ohne Rock, lief auf seine Papiere zu und hob sie auf, wobei jedoch der größere Teil derselben sogleich wieder auf die Erde fiel. „Ihr habt mich beraubt! Ihr Gauner! Ihr Bandit! Ihr mit Eurem scheinheiligen, sanften Gesichte! Ich werfe Euch in den Fluß! O, ich habe Kräfte, wenn ich auch zuweilen weich wie Wachs bin! Ihr einfältig? Ihr brav? Ein Spizbube, ein Schurke seid Ihr, den man hängen sollte!“

„Und Ihr seid — toll!“ brachte der Jüngling achselzuckend vor, wendete sich von dem Zornigen ab und trat an den Rand der Ebene.

Die wenigen Schriften, die der Erregte noch in den Armen hielt, glitten hinab, er selbst machte eine verblüffte Miene, schlug sich vor die Stirn und rief nach einer Pause: „Freund, seid nicht vorschnell! Verdammt mich nicht! Ich bin nicht toll! — Ein Irrtum, Freund, — ein Mißverständnis! — heißt Ihr wirklich Joseph Ringler?“

Der andere antwortete nicht, er sumimte ein Lied und warf sich in das Gras.

„Aber Freund,“ sprach jetzt der Ältere mit gutmütigem Tone, indem er sich neben den jungen Mann auf die Erde setzte, „ich bitte Euch ja um Verzeihung. Seid doch nicht böse auf mich! Es ist möglich, daß Ihr Ringler heißt. Es giebt vielleicht mehrere des Namens. Aber auch Joseph heißt Ihr? das ist drollig! — Nun so erfahrt denn, auch ich heiße Ringler, wie Ihr. Wundert Euch das nicht?“

„Von Euch wundere mich gar nichts!“ erwiderte der Junge kurz und würdigte den seltsamen Gefellen an seiner Seite keines Blickes.

„Schodschwerenot! Seid Ihr aber ein Starrkopf! Ihr wollt mit mir schmollen? Nehmt doch Vernunft an! Vielleicht seid Ihr, ohne es zu wissen, mein Verwandter. Vielleicht gar —“ er sah dem Namensvetter neugierig ins Gesicht — „nein, das ist Unsinn! Erzählt mir von Euch, damit ich Eure Art erkennen kann.“

Aber der jüngere Joseph schien nach den Erfahrungen, die er soeben gemacht hatte, keine Lust zu verspüren, in ein trauliches Gespräch mit seinem Nachbar zu kommen; er schwieg hartnäckig, entnahm seiner Rocktasche eine kleine Thonpfefte, stopfte sie und setzte sie in Brand.

Als der ältere Ringler merkte, daß seine Zu-

sprache nichts fruchtete und daß es sehr schwierig sein würde, den jungen Mann zum Reden zu bringen, gab er die Absicht, etwas von den Lebensschicksalen desselben zu erfahren, auf, nahm die Dose zur Hand, schnupfte mit großem Behagen und begann schließlich von neuem: „Also gut, Ihr wollt mit mir nichts zu schaffen haben, ich kann Euch nicht zwingen, es war keine bloße Neugier, die mich trieb, Euch auszuforschen. Ihr gefällt mir, Euer offenes Gesicht, Eure sanften, blauen Augen sprachen besser zu mir, als all' Euer Reden gekonnt hätte. Aber hört, — wenn der Ringler Joseph sich vorgezekt hat, etwas zu erreichen, so erreicht er's auch. Ich werde nicht ablassen, in Euch zu dringen, da uns doch nun einmal der Zufall hier zusammengeführt hat. — Und damit Ihr seht, daß mir's Ernst damit ist, so will ich erzählen, wen Ihr vor Euch habt, obgleich es an dem Jüngeren wäre, zuerst zu sprechen. Merkt, lieber junger Herr, ich bin ein Künstler, und solchen Leuten muß man schon ein wenig zu Gute halten, denn die sind alle verrückt.“

„Ihr ein Künstler?“ — platzte jetzt der jüngere Ringler ganz gegen seinen Willen heraus und betrachtete erstaunt den beharrlichen Reisegefährten. — „Ach, wohl ein Marktkünstler, welcher Willen drehen und Feuer verjchlußden kann,“ fügte er dann lachend hinzu.

Ringler senior sprang auf, warf die Schnupftabakdose so zornig auf die Erde, daß deren Inhalt verschüttet wurde, stemmte die Arme in die Seiten und schrie mit erbotter Stimme, während die Kupferrolle seines Antlizes eine grün gelbliche Färbung annahm: „Marktkünstler! — Ich — Wißt Ihr, mit wem Ihr sprecht? Ich bin der berühmte Baron von Ringler, von dem das Wohl und Wehe fast aller Potentaten Europas abhängt! Ich bin der große Arknumist, dessen Geheimnisse gesucht werden, ebenso vom Könige von Britannien wie vom türkischen Kaiser!“

„Ja, ganz so sprechen die Charlatane und Marktschreier,“ entgegnete Ringler junior mit Gleichmut. „Ein wirklicher Künstler ist zwar selbstbewußt, aber er schreit nicht.“

„Da habt Ihr recht“ meinte der Arknumist schmunzelnd und setzte sich behaglich nieder; sein Zorn war schon wieder veriraucht. „Ihr scheint mir ein recht vernünftiger junger Mann zu sein, der hohe Begriffe von der Kunst hat. Seid Ihr etwa gar selbst ein Künstler? Eurem Aussehen, ich meine Eurer Haltung nach, würde ich bei Euch auf einen Soldaten schließen, wenn Eure Bauernkleidung dem nicht entgegen wäre.“

„Künstler?“ bemerkte jener schwermütig. „Ich bin Bildhauer. Daß ich ein Künstler bin, hat mir noch niemand gesagt. Kunst kommt von — Können — ich weiß nicht, ob ich etwas kann.“

„Schodschmerenot, seid nicht so bescheiden, sonst bringt Ihr's nie zu etwas!“

„Um anderer Beifall brauchte ich mich bislang nicht zu kümmern. Ich möchte es auch ferner gern so halten.“

„Das ist Thorheit, fürchtbare Thorheit! Seht,

Freund, die Alten hatten für Talent und Geld daselbe Wort.“

Der Jüngere antwortete nicht; er strich das Haar, welches im Nacken zusammengebunden war, aus dem Gesicht und streckte sich ins Gras, indem ein leichter Seufzer seinen Lippen entfloß.

„Also ein Bildhauer seid Ihr?“ begann Ringler senior wieder. „Ein schöner Beruf. Ihr habt wohl Italien durchwandert?“

„Ihr wolltet ja von Euch berichten,“ versetzte Ringler junior leise und apathisch.

„Schodschmerenot! Was soll ich Euch berichten, wenn Ihr mich gleich einen Marktschreier heißt!“ Er machte eine längere Pause und blickte selbstzufrieden den Gefährten an. „Habt Ihr noch nie vom Ringler gehört, der das Arknum besitzt? Der aus der weltberühmten sächsischen Porzellanmanufaktur in Meissen entfloß, der in Wien half, der die Höchster Fabrik eingerichtet hat? Habt Ihr nicht von dem Manne gehört, den alle Fürsten zu gewinnen suchen, sei es mit Gold, sei es mit Gewalt? Betrachtet mich, der Mann bin ich! Ich bin es, den sie den Major Ringler, sogar den Baron von Ringler nennen. Sie müssen doch fühlen, daß ich solche Titel zu tragen verdiene, denn —“ warf er schnell und leicht hin,

„als Adeliger geboren bin ich eigentlich nicht. Aber,“ fuhr er wieder mit breitem, vollem Tone und sehr selbstbewußt fort, „solche Berühmtheit ist auch unbequem. Ich weiß oft nicht, wohin ich mich wenden soll, denn überall stellen sie mir nach. Porzellan will jetzt jedermann haben; wirkliches, echtes, indianisches, wie sie es seit Jahrhunderten schon in China machen können; nicht das falsche, unechte Porzellan, welches nicht durchscheint, wenn man es gegen das Licht hält. Zwar sind sie jetzt schon dahinter gekommen, woraus gutes, richtiges Porzellan bestehen muß; zwar wissen sie, daß Kreide, gestoßene Muscheln und all das Zeug nichts nützt, aber mischen, brennen, mit den rechten Farben bemalen können sie es doch nicht! Alles das kann ich. Da, Freund,“ er zeigte auf die Schriften, mit welchen der Wind spielte, „da liegen meine Rezepte. In diesen Papieren stecken Tausende von Goldstücken! Begreift Ihr jetzt, warum ich mißtrauisch bin? Warum ich auffuhr, als ich Euch mit einem Felleisen sah? Darin hatte ich alles verpackt. Weiß der Teufel, wie es von dort auf die Erde kam! Ach!“ seufzte er, den Kopf krauend, „Ich werd's wohl selbst aus der Tasche genommen haben. Da könnt Ihr wieder sehen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Hatte da heut früh im Hessischen mit lustigen Kameraden gezecht; ein wenig lange, wußte nicht recht, wo ich war, wohin ich wollte. Brachten mich ein Stück Wegs die Kerle, waren, Gott sei Dank, zu dumm, sonst hätten sie sich wohl von den Schriften angeeignet. 's wär nicht zum ersten Mal, daß mir so etwas passierte! Wie oft hat mir meine Leichtgläubigkeit, meine Vertrauensseligkeit schon Verdruß gebracht! Sie merken's gleich, wenn man Lust hat des Guten manchmal ein wenig viel zu thun. Dann wird eingesehnt, immer drauf los, immer drauf los! bis man voll ist! Dann stehlen sie die Rezepte. Wollt Ihr's glauben, Freund, daß durch

meine Unvorsichtigkeit schon viele Porzellanfabriken gegründet worden sind?! Fast auf jeden Kausch kommt eine Manufaktur! Und 's giebt halt schon eine ganze Menge!" setzte er mit einem Grinsen hinzu.

"Der Kausch! — der Kausch!" rief jetzt der junge Ringler und sprang erregt auf, „er ist an allem Höfen Schuld. Ich hatte nur einen einzigen Kausch, aber er hat gerade genug des Unglücks angerichtet!"

"Schmäht mir nicht auf das Trinken! Warum soll man die Gottesgabe stehen lassen, wenn man durstig ist? Es lebe der Wein und unsere neue Freundschaft! Ich habe hier noch einen guten Tropfen, mit dem wollen wir unsere Namensvetterschaft feiern."

Er erhob sich und langte nach der Reiseflasche. Die enttäuschte Miene und der Ausruf, welcher ihm ent schlüpfte, zeigten, daß nichts Trinkbares mehr vorhanden war.

"Seht her, auch diese Freude wird uns vergällt!" Mit einer komisch würdevollen Bewegung überreichte er die Flasche dem umhergehenden Jüngling.

"Ich trinke niemals Wein!" rief dieser abwehrend, „das habe ich mir gelobt!"

"Ach, 's ist ja nichts drin. Als ich hier zur Ruhe ging, muß ich wohl etwas unachtsam mit meinen Sachen umgegangen sein, alles ist fortgelaufen. Und so verschlang mein Kausch auch diese letzte Labung," sagte er pathetisch und warf die Flasche auf den Boden. Aber was kann Euch denn so ein Trunk über den Durst gelhan haben? Ihr habt doch keine Geheimnisse zu hüten."

Ringler junior blieb stehen, klopfte die Pfeife aus, verschränkte die Arme und lachte kurz auf. „Geheimnisse? — Nein. — Mich selbst hatte ich zu hüten."

"Aber ein einziger Kausch kann doch nicht alles verdorben haben," meinte der Artanist; er suchte seine Tabakdose und warf sie, als er sie geleert fand, mit einem Fluche wieder von sich.

"Der eine Kausch hat alles vernichtet! Wißt, ich bin aus Oberstein in Nahethal. Mein Vater war ein wackerer Bildhauer, der auch in Paris gelebt hatte. Er ließ sich in seiner Heimat nieder und errichtete, nachdem er eine Frau genommen, eine Achat schleiferei. Sein Geschäft ging gut; der künstlerische Geschmack, welcher ihn leitete, übertrug sich auf seine Erzeugnisse. Ich war das einzige Kind meiner Eltern und als ich herangewachsen war, machte mich mein Vater zu seinem Schüler. Ich modellirte viel unter seiner Aufsicht und erlernte auch die Steinschleiferei, welche bei uns nur Söhne von Meistern ausüben dürfen. Mein Vater zog mit mir oft nach Frankfurt zur Messe; wir verkauften stets gut und erfreuten uns überhaupt eines gewissen Wohlstandes. Ich war ungefähr achtzehn Jahre alt, als sich ein großer Übelstand, der unsere ganze blühende Industrie zu vernichten drohte, bemerkbar machte. Der harte Melaphyrfelsen, dem wir den Achat abgewinnen mußten, wurde immer spröder, immer weniger ergiebig. Bestellungen, welche kamen, konnten nicht erledigt werden. Es traten Geldverluste hinzu, mein Vater mühte sich

vergebens ab, er kränkelte und starb dann gerade zu einer Zeit, als ihm eine große Erfindung, die künstliche Färbung der Halbedelsteine, welche schon die Alten kannten, gelungen zu sein schien; er starb und nahm das Geheimnis mit ins Grab. Ich ging ins einundzwanzigste Lebensjahr und mir lag nun die Sorge um meine gute Mutter ob." Ringler der Jüngere unterbrach sich und machte einen Gang zum abschüssigen Flußufer. Bald kam er zurück und trat neben den Artanisten, welcher sich niedergelassen hatte und seine Papiere zusammenzulegen trachtete.

"Drei Jahre arbeitete ich unablässig," fuhr der Bildhauer in seiner Erzählung fort, „das Glück stand mir zur Seite. Ich knüpfte neue Verbindungen mit italienischen Geschäftsleuten an, die mir alles abkauften, was ich vorrätig hatte. Diese Römer, wie wir sie nannten, trugen besonders nach den Gemmen, welche meine Hand in antiker Art anfertigte, Verlangen. Selbst meine ersten kümperhaften Versuche, die ich achtlos beiseite geworfen, wurden nicht von diesen Handelsleuten verschmäht. Nun stellte sich auch nach und nach unser Material, wenn auch lange nicht so reichlich als früher, wieder ein. Bestellungen von deutschen Goldschmieden auf Dosen, Rosenkränze, Stod- und Degengriffe und dergleichen Sachen kamen in Menge; ich hatte nicht zu klagen. Doch ich will's kurz machen, was soll Euch mein langer Bericht, preussische Werber erscheinen in unserer Gegend, es kommt ein Jahrmart, ich gehe mit Freunden vors Thor, wir sitzen in einem Wirtshause, ich trinke, nicht viel, wie ich meine, aber ich werde berauscht, ein spitzbübischer Werbeoffizier, er drängt mir das Handgeld auf, ich bin Soldat. Fort mußte ich, meine Mutter, mein Geschäft, meine Kunst im Stich lassen. Das Geschäft ging zu Grunde, meine Mutter lebt kümmerlich von dem Wenigen, was sie besitzt und empfindet schmerzlich den Verlust ihres einzigen Sohnes." Er bedeckte das Gesicht mit den Händen und eine lange Pause, nur unterbrochen, durch des älteren Ringlers kopfschüttelnd hervorgebrachtes „Ja, ja, ja!" trat ein.

Endlich faßte sich der junge Mensch und berichtete fast tonlos den Rest seiner Schicksale: „Man schleppte mich nach Potsdam. Ein Jahr hielt ich's aus, dann entfloß ich und irre nun schon seit zwei Monaten umher, ohne daß ich es wagen dürfte, mich meiner Heimat zu nähern."

"Deserteur?" sprach der Artanist gelehrt und stieß einen zischenden Laut durch die Zähne. „Wie könnt Ihr Euch aber in diese Gegend verlaufen? Hier ist hurbraunschweigisches Gebiet, und den Hannoveranern ist in Soldatensachen nicht zu trauen. Wenn sie Euch ergriffen, so könnt Ihr in des Teufels Küche. Nach Hause zu gehen möchte ich Euch auch nicht raten, die Geschichte ist natürlich noch zu frisch, laßt erst Gras darüber wachsen." Und als er sah, wie niedergeschlagen den Bildhauer diese Worte machten, fügte er sogleich hinzu: „Kopf oben! Ihr seid jung, Freund, zu Euch kommt das Glück schon wieder, dann packt es und laßt's nicht wieder los. Schaut mich an, glaubt Ihr, daß ich mit meinem Artanum auf die Welt gekommen bin? Ja, profit! Quälten mußte

ich mich, lauern, laufen, horchen, bis ich's zu etwas brachte. Als einfacher Arbeiter kam ich nach Meissen. Ich arbeitete, aber hielt die Augen offen; nach und nach kam ich ihnen auf die Sprünge und erforschte alle ihre Geheimnisse. Fort ging's damit nach Wien, dann nach Höchst; der hessische Landgraf wollte mich jetzt anwerben, ich war auch vierzehn Tage in Kassel, aber dort versteht man einen Ringler nicht zu würdigen, der Mann soll sich seinen Arkannisten von wo anders herkommen lassen! Der denkt nur an seine Gemälde, von denen ihm ganze Frachtladungen aus den Niederlanden zugeschickt werden. Wollte mich so über die Achsel ansehen, so als Krimstrams neben der Malerei behandeln! Mich den Baron von Ringler! Jawohl, Freund," er lachte aus voller Kehle und schob sich rückwärts bis zu dem Stamm der Eiche, an den er sich lehnte, „dem Kasseler Landgrafen rückte ich aus, der hat's Nachsehen! Jetzt will ich nach Franenthal, wo sie meiner bedürfen. Auch von München und von Stuttgart kommt Anfrage über Anfrage, alle wollen sie mich haben. Ich könnte mich schier in sechs Teile auflösen und dann gäbe es doch nicht genug Ringlers auf der Welt! Aber da fällt mir ein, für Euch wäre der Hessische etwas. Sein Vater, der Landgraf Karl, hatte sich da in einem Teile des ausgetrockneten Schloßgrabens eine Steinschleiferei, die von einem eingeleiteten Bache in Bewegung gesetzt wird, angelegt. Diese besteht noch heute und da brauchen sie tüchtige Künstler, welche die Schleiferei kennen. Der Vorsteher der Manufaktur ist mein Freund, wir haben uns manchen guten Trunkes mit einander erfreut, an diesen Prachtstern werde ich Euch ein paar Zeilen mitgeben, dann stellt er Euch an. Und in Kassel, im Dienste des Landgrafen seid Ihr sicher, da wird niemand in Euch den Deserteur wittern, und wenn auch, die schützen Euch, schon deshalb, weil sie Euch brauchen.“ Er griff an die Stelle, wo beim Rock die Brusttasche zu sitzen pflegt. „Schodschwerenot, ich habe ja meinen Rock noch nicht wieder! Habt Ihr ihn vielleicht irgendwo gesehen? Nein? Kommt, helft mir ihn suchen. Von diesen Papieren hier darf ich nichts abreißen, die sind alle heilig. Aber aus meinem Taschenbuche, kommt, kommt!“

Wollt Ihr denn Eure Rezepte hier liegen lassen? Wenn nun ein Unberufener käme?“

„Laßt sie nur, wir kommen ja sogleich zurück. Ich meine, wir hören, oder sehen jeden, der sich hier blicken läßt.“

Und ohne ein Einwand abzuwarten, stürmte der Arkannist davon, obgleich er sich mit seinem Gefährten über die Richtung, in der man vielleicht suchen könne, nicht ins Einvernehmen gesetzt hatte. Er fand auch nichts, irrte eine Zeitlang umher, während er durch Rufen und Töne, die er ausstieß, seinen Unwillen und dem Bildhauer, welcher einen andern Weg einschlug, seine Anwesenheit kundgab.

Der junge Mensch war glücklicher. In der Nähe der kleinen Ebene entdeckte er das Vermisste. Ein langgezogener Schrei kündete dem älteren Ringler den Fundort. Eiligst kam dieser herzu. Ein schallendes Gelächter empfing ihn und verblüfft schaute der

Ankömmling auf den Grund dieser ungeahnten Heiterkeit. Am Wege stand nämlich ein mittelgroßer Tannenbaum, über welchen der reichgestickte braune Sammetrock mit den gewaltigen Stahlknöpfen derart gezwängt war, daß einzelne Zweige wie menschliche Arme ausfahen; an der Seite hing gewohnheitsmäßig der feine Galanteriebogen, während auf die Spitze des Baumes die mit dicken Puffen frisierte Haarbeutelperücke gedrückt, und auf diese der dreieckige Hut gestülpt war. Das Ganze machte den Eindruck einer, allerdings sehr eleganten, Vogelscheuche.

„Das ist ein schlechter Scherz, den sich die Kerle von heute früh mit mir erlaubt haben!“ rief der Arkannist mit komischer Bestürzung. „Schodschwerenot, war ich denn so wenig bei Sinnen, daß ich nichts davon bemerkte? — Oder“ fügte er leise hinzu, „half ich etwa gar dabei?“ Diese Mutmaßung schien ihn fast niederzuschmettern.

Die Umhüllung ward nun von der Tanne mit Hülfe des Bildhauers genommen, wobei dieser allerdings die Kraft und Gewandtheit seiner Jugend erproben und Kletterübungen anstellen mußte. Ringler senior legte das Gewand an, steckte den Degen in die Weste, zierte das Haupt mit der gelockten Weißhaarigen und machte nach vollendeter Toilette wirklich einen stattlichen Eindruck. Dann zog er ein riesengroßes Taschenbuch, an welchem ein Schreibstift steckte, riß ein Blatt heraus und schrieb, während ihm der Rücken des Bildhauers als Unterlage diente, schwerfällig und mit großen, unregelmäßigen Buchstaben: „Dies überbringt Euch mein Freund Joseph Ringler, den ich Euch bestens rekommandiere.“

„So“, sagte er, „das gebt meinem guten Freunde, dem Vorsteher der Steinschleiferei in Kassel, dem — wie heißt er doch gleich? — Schod — — ach, ganz gleichgültig! Erfragt ihn nur, jedes Kind weist Euch zu ihm, bringt ihm meine Grüße, und eine Anstellung ist Euch sicher.“

Hastig, wie er alles zu thun pflegte, vergaß er die Unterschrift, blickte das beschriebene Blatt kaum noch an, knitterte es zusammen und drückte es dem jungen Manne in die Hand.

Dieser nahm es dankend an und steckte es in die innere Seitentasche seines Rockes. In der mißlichen Lage, in welcher er sich befand, war eine solche Empfehlung sehr wertvoll. Was hätte er auch beginnen sollen? Die wenigen Geldstücke, die er besaß, als er aus seiner Garnison entflo, waren fast ausgegeben; er war, um nicht Verdacht zu erregen, genötigt gewesen, den Soldatenrock von sich zu werfen und einen einfachen Bauernanzug zu ersehen. Seit zwei Monaten schon befand er sich auf der Wanderschaft und es glückte ihm nicht immer, die Gastfreundschaft teilnehmender Menschen erringen zu können. Zu seiner Mutter zurückzukehren, wagte er noch nicht; sein Namensvetter hatte recht, wie leicht konnte man von seiner Desertion dort gehört haben, wie leicht konnte er den Werbem, die noch immer dort ihr Unwesen trieben, abermals in die Hände fallen.

„Sagt mir doch,“ äußerte Ringler senior scheinbar unbefangen und gleichgültig als sie wieder zur Eiche zurückgegangen waren, „braucht Ihr kein Geld?“

Der Bildhauer wurde verlegen, hatte doch der Arkanist fast seine Gedanken erraten.

„Ich habe Geld,“ meinte er er endlich „mindestens wird's bis nach Kassel schon reichen.“

„So, — hm —“ murmelte der Arkanist, „da seid Ihr ja recht glücklich dran. Will mich doch einmal nach meiner Baarschaft umsehn, vielleicht thut Ihr mir die Liebe und nehmt noch etwas zu Eurem — Überfluß von mir an — denn Ihr müßt in Kassel ordentlich auftreten, und dazu dürft Eure Kasse am Ende nicht reichen.“ Er langte in die Tasche und brachte eine Börse hervor. „Teufel! — ist die leicht, — was ist denn das?“ Er fand zwei Goldstücke. „Die Buben, — die nichtsnutzigen Schlingel! — Ich muß da mit einer netten Sippe beisammen gewesen sein! Die Kerle haben mir alles bis auf diesen lumpigen Rest genommen!“

Ungehalten und in Unsicherheit darüber, wie er mit dem Jüngling wohl das Wenige teilen könnte, ohne diesen zu verletzen, begann er die Schriften in das Felleisen zu packen, wobei ihm Ringler junior half.

„Um mich brauche ich keine Sorge zu haben,“ warf er während dieser Beschäftigung dazwischen. „Ich finde überall Geld, wenn ich nur sage, wer ich bin. — Bei Euch ist's schwieriger. Bis ich nach Frantenthal komme begegnet mir schon unterwegs so ein Potentätchen, das auf mein Arkanum lüftern ist. — Ihr aber müßt im Hessenland etwas vorstellen, und dazu —“ Er brach ab, denn der Bildhauer ließ deutlich merken, daß er die Andeutungen nicht verstehen wolle.

„Dort bei jenem Busche liegt noch ein Bündel Papiere,“ bemerkte der jüngere Ringler, das Gespräch in andere Bahnen lenkend — „Und hier — Eure Reiseflasche.“ Er reichte die letztere dem Arkanisten.

„Ah!“ rief dieser voll Abscheu. „Werft das Ding in den Fluß! Ich kann die leeren Flaschen nicht leiden!“

Der junge Mann that lachend, wie ihm geheißten worden.

„Die Dämmerung tritt ein,“ sagte Ringler der ältere und warf sein Felleisen über die Schulter. „Gehen wir zur Stadt. Während der Nacht bleiben wir dort in einer Herberge und morgen früh trolten wir uns weiter, Ihr nach Kassel, ich in die Ferne.“

„Sie werden mich nicht ins Thor lassen, da ich keine Papiere besitze.“

„Heute wird's nicht so genau genommen werden. Hörtet Ihr das Schießen nicht, das jetzt erst aufhörte? Dort unten feiern sie ein Schützenfest, mit Buben und allerhand fahrendem Volk. Der Schützenplatz scheint vor dem Thore zu liegen, wie gewöhnlich; da müssen sie schon alles passieren lassen. Wieviel ist wohl die Uhr?“ Er griff an die Weste und fand den Zeitmesser nicht. Sie durchsuchten die Ebene, die umliegenden Plätze, die Uhr war verschwunden.

„Da haben wir's! Auch die ist mir gestohlen! 's war ein kostbares Stück. Die Kaiserin Maria Theresia hat sie mir bei meiner Anwesenheit in Wien verehrt. — Diese Gauner! — Aber was thut's? — Es wird sich schon bald wieder ein Souverän finden, der mich beschenkt. Klagen wir nicht! Vorwärts,

immer vorwärts! Es lebe die Freiheit! Es lebe die Kunst!“

Er nahm den Stock und die Tabaksdose, schob seinen Arm in den seines Reisegefährten, sang mit kräftigem, tiefem Tone ein Volkslied, in welches der junge Bildhauer mit einem hübschen Tenor einstimmte und bald waren die beiden auf dem Wege, der theils auf- theils abwärts, immer über bewaldete Hügel nach der Stadt führte.

\* \* \*

Der Arkanist hatte recht gehabt, in dem Städtchen gab's ein Schützenfest. Auf einem geräumigen Plage vor dem Thor waren allerhand Buben mit Lederbissen, auch solche in denen Sehenswürdigkeiten gezeigt wurden, aufgestellt. Böhmisches Glasmachersleut', die bei solchen Gelegenheiten niemals fehlten, Händler mit echtem sowohl als auch mit unechtem Porzellan, wie man letzteres in der Stadt selbst, welche eine bedeutende Fayencerie besaß, fabrizierte, Buchhändler mit Kupferstichen und grell bemalten Holzschnitten hatten auf langen Tischen ihre Waren zur Schau gelegt.

Seitwärts, in Gebüschen verborgen, befand sich der Schießstand.

Das Preischießen war beendet, die eintretende Dämmerung unterbrach dasselbe. Schützen saßen zechend und rauchend an roh gezimmerten Gestellen, auf welche Bretter genagelt waren; andere ergingen sich mit Frau und Kind, lebhaft die Ereignisse des Tages besprechend.

Der Juliabend, lind und schön, zog die Einwohner ins Freie. Bauern der Umgegend, Tabuletträger, Verkäufer von Früchten, Frauen, die Spitzen und Bänder feilboten, wirbelten durcheinander. Eine geringe Anzahl von Musikanten, in phantastische Uniformen gekleidet, ließ lustige Weisen ertönen, von denen der Hohenfriedbergermarsch oftmals wiederholt werden mußte.

Ein großer Lärm und Trubel empfing die beiden Ringler, als sie ihr Ziel erreichten und sich unter das Getriebe mischten.

Trotzdem es noch nicht völlig dunkel war, brannten bei einigen Verkaufsstellen schon die Lichter, während bei den Schaubuden überall offene Flammen in Blechbehältern qualmten, in der Absicht, dem durch Ausrufer angelockten Publikum den Eintritt deutlicher und verführerischer erscheinen zu lassen.

„Frische Schafs- und Hammelswurst!“

Ringler senior, welcher gerade den so sehr entbehrten Schnupftabak erstand, erhob den Kopf, labte sein Geruchsorgan und sagte schmunzelnd zu seinem Begleiter:

„Hörtet Ihr den Ruf! Ich verspüre Hunger. Ihr auch?“

Der Bildhauer verneinte.

„Ihr habt wohl köstlich zu Mittag gespeist?“

„Köstlich? O nein. Ich habe gegessen.“

„Ich nicht. Seit heute früh nicht.“

„Sauerkraut und Bratwurst! Frische Schafs- und Hammelswurst!“



„Ich kann nicht länger widerstehen,“ meinte der Arkanist und zog den Namensvetter zu einem Tische in der Nähe, auf dem in Pfannen, von Stürzen übers Essen bedeckt, die angepriesenen Speisen schmorten und einen äußerst appetitreizenden Geruch verbreiteten.

Der ältere Ringler wurde nach Wunsch bedient; er verzehrte stehend Hammelwürste und zum Beschlusse gefüllte Semmeln, Gerichte, die ihm auf Zinntellern gereicht wurden, während der jüngere neben ihm stand und das Menschengetriebe mit Aufmerksamkeit beobachtete.

Der Arkanist hatte sein Mahl noch nicht beendet, als er plötzlich innehielt, Teller, Messer und Gabel beiseite setzte, sich horchend nach einer Seite wendete und dann den Bildhauer staunend fragte: „Hat man nicht soeben gerufen? Vernahmt Ihr nicht Euren Namen, der auch der meinige ist?“

„Ich hörte nichts. Wer sollte uns rufen? Es kennt uns wohl niemand hier. Ihr irrtet. Noch einen Namensvetter heute aufzufinden, wird Euch schwer werden.“

„Nein, Schodschwerenot! Ich irre mich nicht!“ rief Ringler senior nach einer Weile, „da schallte der Ruf schon wieder!“

„Ja, wahrhaftig, — Ihr habt recht!“ versetzte der Bildhauer, der nun unruhig wurde. „Sollte der Teufel mich hierher gelockt haben, um mich zu verderben?“ Er drückte den Hut tiefer ins Gesicht, trat dicht an den älteren Ringler heran und raunte ihm eiligst zu: „Ich fürchte, man will sich meiner bemächtigen. Ich hörte meinen Namen. Lebt wohl! Vergeht meiner nicht! Ich wandere weiter.“

Doch der Arkanist achtete nicht mehr auf den jungen Mann. Mit feuerrotem Kopfe, mit vorgebeugtem Körper stand er, wie zum Sprunge bereit, da. Seinen Stock hatte er drohend erhoben und schien jeden Augenblick gewillt, sich in das Gewühl zu stürzen, denn seine Augen richteten sich starr auf einen Punkt des Marktes, von dem jetzt ganz deutlich und fast dröhnend die Worte herübertönten:

„Immer heran, meine Herrschaften! Immer heran! Sie sehen hier den weltberühmten Joseph Ringler, auch Major von Ringler genannt, vor sich, der zum Heile der Stadt mit seinem Arknum hierhergekommen ist, um dasselbe billigst abzulassen. Immer heran! Immer heran!“

Der erregte Käufer schnellte empor. Schon war er im Begriff, davon zu eilen, als der Ruf, den man aufs neue vernahm, ihn wieder zögern und horchen ließ. „Das einzig richtige Mittel Porzellan herzustellen von dem großen Arkanisten Joseph Ringler, hier zu haben für zwei Groschen! Auch unfehlbare Mittel gegen Gicht, gegen Kopf- und Zahnschmerz! Heran, meine Herrschaften! Ich bin der weltberühmte Joseph Ringler aus Mainz, auch Major von Ringler genannt!“

Jetzt war der Heißblütige nicht mehr zu halten. Sein Felleisen fester packend, mit hochgeschwungenem Stocke stürmte er davon, sich mit den Ellenbogen einen Weg durch die Menge bahnd. In der Eile vergaß er die Mahlzeit zu bezahlen, und als der

Verkäufer, an dessen Tisch noch viele Leute bedient wurden, das Geld einkassieren wollte, waren Ringler senior sowohl als auch Ringler junior schon längst verschwunden.

Vor einem hohen Leinwandzelte herrschte ein beängstigendes Gedränge. Buntfarbig bemalte Schilder mit Abbildungen von Kranken und Gesunden in grotesken Stellungen waren an der Fassade der Bude angebracht. Auf der obersten der Stufen, die zum Eingange führten, sprang ein mit einer hochroten mit Gold besetzten Uniform und mit ungeheurem Dreispitz bekleideter Mann fortwährend umher, indem er durch schallende, wie durch Trompetentöne hervorbrachte Anpreisungen die Leute anzuziehen trachtete. Eine langhaarige, weiße Mongooseperücke, wie sie schon seit längerer Zeit nicht mehr in der Mode war, hing ihm über die Schultern, während er in seiner Hand eine mit herabhängendem Siegel versehene Pergamentrolle hielt, mit welcher er heftig gestikulirte und um sich schlug, um seinen Worten den geziemenden Nachdruck zu verleihen. Diese Bemühungen schienen mit Erfolg gekrönt zu sein, denn unaufhörlich ergoß sich ein Strom von Leuten in das Zelt, die nach einem Weilschen mit zusammengefalteten Papieren zurückkehrten.

Einzelne Ausrufe, Schimpfworte, Schmerzenseufzer ertönen. Man sucht einen Menschen, der sich ohne Rücksicht auf die Füße der neben ihm Stehenden durchdrängt, zurückzuhalten. Ein sinnverwirrendes Getöse bricht los, der Mann in der roten Uniform muß seinen Sermon unterbrechen, da er den Lärm nicht überschreien kann. Ein Hut fliegt in die Höhe, eine Perücke folgte diesem sogleich. Ein gellendes Gelächter erschüttert die Luft, die Menge ballt sich zu einem Knäuel, in dessen Mitte Ringler senior hüpfet und wie rasend schreit und um sich schlägt. Einige handfeste Gesellen packen den Arm des Störenfrieds und entwinden ihm mit Blitzesschnelle den Stock, der für die Umgebung gefährlich schien.

„Was will der Kerl?“

„Ein Toller! Ein Besessener!“

„Er soll doch warten, bis an ihn die Reihe kommt!“

„Der sucht Händel. Ruft die Marktwache!“ rief man von allen Seiten.

Der Eindringling ließ sich jedoch nicht hören. Er zog seinen Degen nahm einen Anlauf, die Leute wichen kreischend zurück, und mehr springend als laufend flog er die Stufen empor und stand nun vor dem aufgeputzten Ausrufer, der eine sehr verblüffte Miene aufsetzte und nicht recht begriff, was der Standal zu bedeuten hätte.

„Wer ist Er? rief Ringler senior mit heiserer Stimme und betrachtete mit funkelnden Augen sein Gegenüber.“

Der Lärm hatte sich etwas gelegt; die Menschen, sowohl diejenigen auf dem Plage, als auch die aus der Bude kommenden, gruppierten sich um die beiden seltsamen Erscheinungen und warteten neugierig, was da geschehen würde.

„Wer ist Er, Hanswurst?“ fragte der Arkanist

noch einmal und suchte mit seinem Degen vor dem zurückweichenden Marktschreier herum.

Dieser faßte sich alsbald und suchte die Lage zu seinen Günstigen auszubeuten. Er antwortete daher mit gezierter Würde:

„Ich bin der große Arkanist Joseph Ringler. Kein Hanswurst, mein Herr. Tretet ein und überzeugt Euch, welche großartigen, welche gelehrten Rezepte ich der leidenden Menschheit, welches berühmte Arkanum ich dem Unternehmungsgeist zur Verfügung stelle. Und alles so billig, für ein Spottgeld, mein Herr. Tretet ein, wenn's beliebt!“

„Rezepte? — Arkanum? —“ schrie der Wütende und rückte dem Pseudoringler auf den Leib. „Ein Charlatan ist Er, kein Ringler! — Ein Betrüger, kein Arkanist! Wo ist Sein Arkanum? Her damit, Er Gauner! Er kann Porzellan machen? Er will Major von Ringler sein! Das ist eine Lüge! Der Joseph Ringler bin ich!“

„Ihr Joseph Ringler?“ — erwiderte der Herr der Bude gereizt — „Wie könnt Ihr das behaupten? Ein Taugenichts seid Ihr, der mir das Geschäft verderben will! Ein Störenfried, weiter nichts! Man muß Euch festnehmen! Die Wache, die Wache her!“

Die Menge, welche jedes Wort des überlaut geführten Streites vernahm, ergöhte sich ungemein an diesem unerwarteten Schauspiel und johlte und pfiß nach jedem Satze, den die beiden Kampfhähne hervorbrachten.

„Wie ich das behaupten kann? Hier ist mein Arkanum! Hier sind meine Porzellanrezepte!“ — Ringler griff nach seiner Brusttasche und ließ dann das Felleisen dem Erschrockenen um die Ohren saufen.

Dieser rief entsetzt um Hilfe und suchte sich seines Angreifers zu erwehren. Das Publikum, bisher nur Zuschauer, mischte sich jetzt ein und drängte an die beiden, die das Schlachtfeld für sich allein in Anspruch genommen hatten.

Die Bude geriet durch den Ansturm in eine schwankende Bewegung, die Leinwand des Zeltes kamen den an Draht aufgehängten Blechnäpfen für die Flamme zu nahe, ein Lichtschein erhellte plötzlich den Markt, die Menge stob auseinander, der Ruf „Feuer! Feuer!“ erschallte, verbreitete sich und fand schließlich innerhalb der Stadt sein Echo.

Doch die Windstille verhinderte ein Umsichgreifen des Brandes. Die Bude wurde eingerissen und die Flamme durch schleunigst in Eimern herbeigeschafftes Wasser erstickt.

Den echten und den falschen Ringler vergaß man in dem Trubel. Der erstere befand sich nun, ohne daß er wußte, wie er dahin gekommen, auf einem von Menschen entblöhten Teile des Platzes und hielt Selbstgespräche, als ginge ihn das Unheil, das er soeben angerichtet, durchaus nichts an.

„Er hat Rezepte, der Harlekin? Haha! — Ein Arkanum zur Bereitung des Porzellans? — Oho! — Hier, — hier sitzt es!“ Er schlug an seine Brust — „hm — hm — Wo ist doch die Brieftasche mit dem Hauptrezept? — Ah, hier! Die kann mir der Postenreißer nicht genommen haben! — Pah! ich hätte mich beruhigen können! 's ist ein ganz gewöhn-

licher Marktschreier! — Und wo ist denn mein junger Namensvetter geblieben?“ — Er hatte inzwischen sein Taschenbuch zur Hand genommen und las befriedigt und mit strahlendem Lächeln in demselben. Plötzlich stutzt er, blättert, blickt um sich, greift in seine Brusttasche, durchsucht diese hastig und ruft dann: „Wo ist das Hauptrezept? — Schod — — Gestohlen! Herausgerissen! — Gest — — Ah!“ — Er faßt mit beiden Händen sein Haupt und stiert vor sich hin. Dann verzieht sich sein Gesicht schmerzlich, Thränen rollen über seine Wangen und jammernd spricht er: „Ich habe mich ja geirrt! — Ich habe das Blatt ja selbst herausgerissen und mit der Empfehlung für den Bildhauer beschrieben! O, o! — Das war nicht mein Notizbuch! Das muß im Felleisen ein! Hier, hier auf der Brust hatte ich das wichtige Buch bewahrt! — Der junge Mensch ist ein Ehrenmann. Er giebt mir das Blatt wieder. — Aber wo ist er? — Fort! — Entflohen!“ Er stand noch ratlos da und überlegte, was er beginnen sollte, um das kostbare Papier wieder zu erlangen, als sich ihm eine Gruppe von Menschen näherte, die schreiend und gestikulierend seine Aufmerksamkeit zu erregen suchte.

„Haltet ihn! Das ist er“ — vernahm er nun ganz deutlich. Und bevor er noch beurteilen konnte, welche Absicht die Leute herbrachte, fühlte er sich schon von kräftiger Faust am Kragen gepackt und sah einen dicken, kugelrunden Gerichtsdiener vor sich stehen, der ihn mit grimmiger Miene musterte.

„Er soll seine Fesche nicht bezahlt haben,“ begann drohend der Repräsentant der Gerechtigkeit. — „Er soll davon gelaufen sein. — Er soll ein fahrender Mensch, — Er soll ein Spitzbube sein!“

Ringler wollte etwas erwidern, aber der umfangreiche Polizist rief sofort mit Stentorstimme: „Ruhig! Maul gehalten! — Wie heißt Er? Wer ist Er?“

In diesem Augenblicke kam ein seltsamer Aufzug daher. Boran schritt ein Mensch, der einer Trompete mit großer Mühe Misttöne entlockte, die klagend und beängstigend die Luft erschütterten. Ihm folgten im Gänsemarsch Männer, von welchen jeder einen mit Wasser gefüllten, langen und spitzen Leder-eimer trug. Ein ehrfames Fleischerhandwerk rückte zur Feuerstelle, um hilfreiche Hand zu leisten, aber so langsam und gemächlich, daß man fast annehmen mußte, die Leute wollten zögern, bis der ganze Markt in Asche lag.

Bei unserer Gruppe machten sie Halt und erfuhren dort, daß das Feuer bereits gelöscht sei.

Ringler, aufs äußerste gereizt durch das grobe Benehmen des Gerichtsdieners, war im Begriff, die Speiseangelegenheit in das richtige Licht zu setzen. Er schüttelte den Angreifer, der ihn noch immer festhielt und in dem er den Wurstverkäufer von vorhin zu erkennen meinte, mit einem kräftigen Stoße ab und wollte, den Unmut, der in ihm kochte, gewaltsam niederkämpfend, sich zu verteidigen beginnen. Man glaubte jedoch, er würde entfliehen und schloß daher eiligst einen Kreis um ihn, den die Löschmannschaften noch verdichteten.

Der Marktpolizist, dessen martialischer Schnurrbart vor Zorn in eine zitternde Bewegung geriet, brüllte den Missethäter an:

„Halt! Nicht von der Stelle! — Ich habe Ihn gefragt, wie Er heißt!“

„Und ich wollte Ihm das soeben sagen!“ — gab Ringler nicht weniger laut zurück. — „Ich bin der große Artanist Joseph Ringler, Major Ringler, auch Baron von Ringler genannt, — kein Spitzbube, — hört Er?“

Aber kaum hatte er diesen Namen ausgesprochen, als ein baumlanger, breitschulteriger Fleischersknecht, der im Hintergrunde stand, einen Ausruf des Erstaunens von sich gab, alle Umstehenden kräftig beiseite schob und mit den Worten in die Mitte stürzte: „Das ist der Tolle, der das Feuer angerichtet hat! Rader Du, ich will's Dir eintränken!“

Und den Feuereimer schwingend, küßte er diesen über Ringlers Kopf, so daß eine Sündflut den Verkannten umstieß, und die Fleischer in ein wiehernendes Gelächter ausbrachen. Doch der Wurstverkäufer und der Polizist betrachteten diesen Zwischenfall als einen Eingriff in ihre Rechte. Ein hitziges Wortgefecht brach los, man ergriff Partei, die Metzger drängten vor, es entstand eine Schlägerei, und in dem Gewühle gelang es dem Artanisten, sich frei zu machen, zu entweichen, über den dunklen Platz zu laufen, und bevor man den Gegenstand des Streites noch vermifste, hatte dieser die Stadt schon im Rücken und befand sich, in Sicherheit vor seinen Verfolgern, auf der Landstraße.

## II.

Gilt es gute oder schlimme Zeitung,  
Daß Du so grad hereinstürmt?  
Shakespeare, Richard III.

„Und so ergötzt sich meine Seele, Sw. Durchlaucht auch an diesem festlichen Tage auf dem Wege zu sehen, der allein zum Heile und zur Errettung führt,“ sagte der Schloßprediger Balzjus, klappte das Buch zu und erhob sich.

„Ich danke Ihm für Seinen frommen Beistand,“ erwiderte die Fürstin Eleonore, gleichfalls aufstehend. „Er ist Labjal für mich in dieser Zeit des Unglaubens, in dieser Umgebung, die sich dem gedankenlosen Vergnügtschein ergiebt. Die Thoren! sie träumen sündhaft dahin, n.öge ihnen das schreckliche Erwachen erspart bleiben.“

Der Prediger verbeugte sich zustimmend.

„Und ferner Dank für die schönen Blumen, mit denen er mich erfreute.“ Die Fürstin nahm einen Strauß vom Tische, roch an demselben und setzte ihn dann in eine Vase, welche auf der Spiegelkonsole stand.

Balzjus meinte nun entlassen zu sein und wollte sich unter wiederholten Verbeugungen bis zur Thür zurückziehen. Aber die Fürstin trat auf ihn zu und veranlaßte ihn, noch zu bleiben. Seine langen, schneeweißen Hände, welche die Spitzenmanchetten nur ungenügend bedeckten, hielten den Hut, das stets

demütig lächelnde, glatt rasierte Gesicht, von dünnen gepuderten Locken umgeben, senkte sich horchend auf die Seite und schien anzudeuten, wie bereit er wäre, hochfürstliche Wünsche zu vernehmen.

„Sehe Er,“ sprach die Fürstin, deren strenge Miene, deren dunkles Gewand einen eigentümlichen Gegensatz zu dem goldig und in den hellsten Farben schillernden Gemache darboten, in dem sie sich befand, ich bin heute achtundvierzig Jahre alt geworden. Bald gelange ich an eine Grenzschleibe, von der man wieder hinabsteigt. Da gilt es, Umschau halten. Mein ganzes Leben liegt vor mir. Auf alle meine Gedanken, auf alle Thaten blicke ich, soweit das Gedächtnis mich unterstützt. Ich sehe Fehler, Irrtümer, Schwächen, aber keine Sünde, keine, für welche ich bestraft zu werden verdiente. Und doch bleiben mir Prüfungen nicht erspart. Lisez cette lettre! Der Erbprinz sendet ihn mir aus dem Haag.“ Sie entnahm einem auf dem Tische befindlichen Kasten einen Brief und überreichte ihn Balzjus.

Der Schloßprediger las emsig und die Fürstin ging im Zimmer umher. Des erstieren Miene nahm einen erstaunt wichtigen Ausdruck an, seine große, hagere Gestalt richtete sich auf, als er das Schreiben der Fürstin zurückgab, die dasselbe sogleich wieder in die Kassetten verschloß, von der sie den Schlüssel abzog.

„Was dünkt Ihm?“

„Das ist eine bedenkliche Affaire,“ gab der Gefragte zur Antwort. Eine gefährliche Angelegenheit, die Sw. Durchlaucht hätte erspart bleiben sollen! Eine Prüfung, ja eine Prüfung Gottes, wie Sw. Durchlaucht so überaus richtig bemerkten!“

Die Fürstin wurde etwas ungeduldig. Sie öffnete den Fächer, den sie in der Hand hielt, und wehte sich nervös mit demselben Kühlung zu.

„Nun? Ich möchte Seine Ansicht hören.“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete Balzjus zögernd und vorsichtig, ob ich mir erlauben darf in hochfürstlichen Familiensachen eine Ansicht zu entwickeln. Um so weniger, da ich nicht unterrichtet bin, wie Seine Durchlaucht, unser allergnädigster Fürst, darüber zu urteilen geruhen.“

„Mein Gemahl weiß noch nichts von dieser fatalen Geschichte. Doch kann ich es immerhin aussprechen, daß er diesmal sicherlich mit mir übereinstimmt. Auch er wird über diese hardiesse entrüstet sein. Wie sollte er nicht! Ein Edelmann von geringer Abstammung, dessen Vater allerdings seit langem in unseren Diensten ist, wagt es die Augen zu unserer einzigen Tochter zu erheben; wagt es an eine Ehe mit einer Prinzessin von Geblüt zu denken. Und was das Tollste ist, er besitzt die Naivität, dem Erbprinzen von dieser horriblen Pretension noch Mittheilung zu machen, gerade als ob er annähme, mein Sohn würde in solchen Dingen weniger streng denken als ich! Er hat es gelesen, wie herb der Erbprinz sich ausdrückt, wie nur die tadellose Konduite des jungen Menschen ihn, dessen Chef, abgehalten, ernste Rechenschaft zu fordern!“

Die Fürstin ließ sich erregt in einen Sessel fallen und setzte den Fächer in Bewegung. Balzjus wurde

nutiger, da er nun die Meinung der drei Personen, die für ihn allein maßgebend sein durften, erforscht zu haben glaubte. Er legte sein Gesicht in ernste Falten und begann salbungsvoll: „Der Böse nimmt zuweilen verführerische Masken vor, um ein Menschenkind ins Garn zu locken. Aber die Kraft des Gebets scheucht ihn von hinnen. So wird auch diese Schickung vorübergehen, so wird der Engel des Lichts mit gleißender Fackel dem Unhold ins Gesicht leuchten und dessen schwarzen Anschlag zu Schanden machen!“

„Amen,“ sprach die Fürstin und zog den feinen Spitzenhawl um den Körper.

„Nun möchte ich die Frage an Ew. Durchlaucht richten, ob Ihre Durchlaucht die Prinzessin Walpurgis von der Neigung des Bethörten weiß und ob sie gar diese Neigung erwidert.“

„Welche Frage, Balzjus? Würde ich besorgt sein, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß meine Tochter sich unbegreiflicher Weise zu dem Menschen hingezogen fühlte? Zwar hat sie durch nichts ihr Geheimnis verraten; Er kennt die Prinzessin, Er weiß, wie verschlossen sie ist, Er hat es erfahren müssen, wie sie allen unsern wohlgemeinten Rat schlägen in religiösen Dingen gegenübersteht, wie nichts vermag, sie an unsern Andachtsübungen teilnehmen zu lassen, wie sie Ihm erst vor kurzem ganz deutlich zu verstehen gegeben hat, daß sie — ihre eigenen Worte, die sie nur aus der gottlosen Strömung der Zeit schöpfte, — die Religion im Herzen, nicht auf der Zunge trüge. Das ist's ja eben, was mich eine Katastrophe befürchten läßt; sie hatte stets ihren eigenen Willen, in dem sie leider durch den Fürsten, oft sogar durch den Erbprinzen bestärkt wird.“

„Und wie stellt sich der Vater des jungen Offiziers zu dieser Besorgnis erregenden Angelegenheit?“

„Das kann ich nicht wissen. Kammerherr von Frühling ist ein loyaler Unterthan, dem die Aufführung seines Sohnes kaum Vergnügen bereiten dürfte. Aber wenn auch! Was kümmert uns der Vater, was der Sohn? Mit diesen wollen wir schon fertig werden. Hier handelt es sich um meine Tochter. — Der Erbprinz glaubte mir etwas Überraschendes mitzuteilen, aber ich hatte bei der letzten Anwesenheit des jungen Frühling das Unheil, das dieser angerichtet, schon erraten. Das Auge einer Mutter sieht scharf. Wenn eine junge Dame von zwanzig Jahren bei der geringsten Veranlassung, die sie mit dem Gegenstande ihrer Neigung in Berührung bringt, über und über errödet, wenn eine sonst so zurückhaltende Prinzessin von einer Stimmung in die andere springt, wenn sie ihre Umgebung, den ganzen Hof, wenn sie sich selber vergift und den Bevorzugten in unerhörter Weise auszeichnet, so weiß die Mutter, was andere vielleicht übersehen, daß etwas Abnormes vorliegt. — Wäre mein Sohn nur hier! Aber die Pflicht im Dienste der Generalstaaten fesselt ihn im Haag. Würde er sonst gesäumt haben, zum Geburtstage der Mutter die Glückwünsche selbst zu überbringen?“

„Wenn es nicht ziemlich delikater wäre, so könnte der Eifer für das Wohl Ew. Durchlaucht mich leicht verführen, auf eine Persönlichkeit hinzuweisen, die,

wie man mir berichtete, einen großen Einfluß auf Prinzessin Walpurgis ausüben soll.“

„Wer ist das?“ meinte Fürstin Leonore gespannt. Der Schloßprediger wurde etwas verlegen; er zupfte an seinen Manschetten, blickte auf den Hut und zögerte mit der Antwort.

„Wer kann sich rühmen, einen solchen Einfluß auf meine Tochter zu besitzen?“

„Die Fürstin Mutter,“ jagte Balzjus entschlossen.

Die Fürstin fuhr empor, sie wollte etwas entgegen, aber sie bezwang sich, biß die Lippe und legte den zusammengerafften Fächer an den Mund. Dann schritt sie zum Fenster und blickte auf den Platz, den die Flügel des Schlosses von drei Seiten umgaben. Sie sah hinüber zu dem Pavillon, der vom Mittelbau und dem linken Seitenflügel rechtwinkelig eingefast wurde. Sämtliche Fenster waren dort dicht verhängt. Die Pause, welche die Fürstin eintreten ließ, währte schon recht lange; Balzjus bereute, die Veranlassung zu dieser Wendung des Gesprächs gegeben zu haben. Die Fürstin bog endlich den Kopf nach rückwärts und sagte mit kaltem Tone:

„Hat Er jemals die Fürstin Mutter gesehen? Ich sah sie seit zwanzig Jahren nicht.“

„Ich glaubte, daß Ew. Durchlaucht —“ bemerkte der Prediger schüchtern.

„Seit zwanzig Jahren, als die Prinzessin Walpurgis geboren wurde,“ fuhr Fürstin Leonore fort, als spräche sie zu sich selbst und starrte wieder den düsteren Pavillon an. „Damals kam sie in der Nacht für einige Minuten; ich bemerkte sie kaum, da ich sehr krank war. — Wie sollte ich die Fürstin Erdmunte Juliana sprechen? — Ich schlafe des Nachts, mein Gewissen hindert mich nicht.“ Sie trat an den reich mit Schnitzwerk verzierten und vergoldeten Tisch und stützte sich auf die weiße Marmorplatte desselben. „Einen anderen Vorschlag, Balzjus. Mit diesem ist es nichts.“

„Eine längere Abwesenheit, Zerstreuung an anderen Höfen, etwa in Dresden, würde die Prinzessin anderen Sinnes werden lassen; sie würde einsehen lernen, wie sehr sie das Interesse ihrer durchlauchtigsten Eltern, wie sehr sie ihr eigenes Interesse schädigte.“

„Daran habe ich schon gedacht. Aber eine solche Möglichkeit ist auch mit Schwierigkeiten verknüpft. Würde dem jungen Frühling der Verkehr mit ihr dadurch abgeschnitten sein? Die Liebe wagt viel.“

„Man müßte veranlassen, daß dem Offizier der Urlaub zu sothanan Exkursionen verweigert würde. Der Erbstatthalter böte in seiner Ergebenheit für das fürkliche Haus gewiß willig die Hand.“

Fürstin Leonore neigte den Kopf zum Zeichen des Einverständnisses, ging zum Schreibtische, schob dessen Klappe zurück und verweilte kurze Zeit vor demselben in Nachdenken versunken.

„Gut,“ sagte sie dann. „Schreibe Er den Brief an den Prinzen von Dranien. Ich werde Ihm diktieren. Wenn ich alles in Erwägung ziehe, so ist dies vorläufig das Beste, was wir thun können.“

Der Schloßprediger verbeugte sich, legte den Hut auf einen Sessel und nahm vor dem Schreibtische

Platz. Die Fürstin trat an das Fenster und begann:

„Durchlauchtigster Prinz, freundlich lieber Bruder, Better und —“

Hier wurde sie unterbrochen. Ein Diener öffnete die Thür und meldete:

„Der Bürgermeister Kupf bittet mit der Deputation der Residenzstadt um die allergnädigste bewilligte Audienz.“

„Später den Brief,“ flüsterte die Fürstin Balzius zu und gab dem Diener einen zustimmenden Wink.

Der Diener verschwand durch eine Thür, die in den Vorfaal führte und der Schloßprediger erhob sich.

„Ich bin erstaunt,“ sagte er nachdrücklich, daß Ew. Durchlaucht diese Leute empfangen wollen. Wissen Durchlaucht nicht, daß dieser Monsieur Kupf ein Atheist, ein sogenannter Freigeist ist, der unseren frommen kirchlichen Bestrebungen überall entgegentritt?“

„Ich weiß das,“ entgegnete die Fürstin, „mein Gemahl wünschte diesmal die Audienz, um welche sich die Menschen seit Jahren nun schon vergeblich bemühen. Ich glaube, Kupf war der Besitzer des Grundstückes, auf dem jene verunglückte Porcellainfabrik errichtet wurde, die der Furcht jetzt für sich selbst erworben hat. Auch trat der Bürgermeister mir ein Stück Land ab, das ich zur Vergrößerung meines Küchengartens verwenden konnte, welcher die Manufaktur begrenzt.“

„Om, hm,“ äußerte Balzius kopfschüttelnd. „Seine Durchlaucht selbst. — Im Charakter dieses Kupf soll sich übrigens, wie ich vernahm — ich meide den Mann — ein höchst abstoßendes Gemisch von Grobheit und Prahlerei bemerkbar machen, von denen letztere wohl auf seine Vermögenslage, die — er war früher Handelsmann — eine sehr günstige scheint, zurückzuführen ist. Wie dem auch sei, jedenfalls wage ich die Bemerkung, man thäte gut, diese Leute den Unterschied zwischen wahrhaft religiösen und von modernen Ideen angesteckten Individuen fühlen zu lassen.“

„Sei Er unbesorgt. Die Audienz wird schnell erledigt sein. Der Brief an den Erbstatthalter ist uns jetzt das Wichtigste, die Absendung des Schreibens darf nicht verzögert werden. Setz' Er sich nur nieder, hat sich die Deputation entfernt, so diktiere ich zu Ende.“

Der Prediger lächelte unterwürdig, glitt geräuschlos in den Sessel und blickte mit vorgebogenem Körper auf das Blatt, welches er mit Buchstaben versehen sollte.

Die drei Männer wurden eingelassen und betraten unter vielen Krachfüßen das Gemach. Die Fürstin stand unmittelbar am Schreibtisch und verbarag mit dem Umfang ihres weit abstehenden Kleides den in ihrem Rücken befindlichen Balzius. Der Anführer der städtischen Deputation, Bürgermeister Kupf, machte einen, wenn auch nicht gerade vornehmen, doch durchaus nicht unsympathischen Eindruck. Nicht groß, aber stark und voll, lag auf seinem runden Gesicht, das eine hohe Perücke bekrönte, ein Zug von Gutmütigkeit, der die scharfen Worte, welche

der Schloßprediger soeben über ihn äußerte, zügel zu strafen schien.

Die beiden Begleiter, wie er selbst in reiche, dunkelfarbige Anzüge gekleidet, traten in Betreff des geistigen Ausdrucks ihrer Physiognomien weit gegen ihn zurück und bekundeten durch die verschüchterte Haltung und die geringe Beherrschung der Lage, in welcher sie sich befanden, wie unheimlich ihnen zu Mute war und wie sie nur ihre Stellung im Haushalte der Stadt auf diesen heißen Boden geführt hatte.

Die Fürstin neigte nach den tiefen Verbeugungen der Bürger ein wenig das Haupt und gab durch eine leichte Handbewegung zu verstehen, daß man näher treten solle.

Bürgermeister Kupf räusperte sich umständlichst und begann von den verwunderten, einfältigen Mienen seiner Mitdeputierten stumm unterstützt, folgendermaßen:

„Im Auftrage der allzeit treuen Bürger hochfürstlicher Residenzstadt treten wir unterthänigst vor Ew. Durchlaucht, um die Glückwünsche zu den Füßen Ew. Durchlaucht an diesem festlichen Tage niederzulegen. Seit Jahren schon ist es uns Bedürfnis, Ew. Durchlaucht gegenüber auszusprechen, welche Verehrung —“

Im diesem Augenblicke hustete Balzius plötzlich und die drei Männer, die mit der Fürstin allein zu sein glaubten, erhoben erschrocken die Köpfe. Kupf stockte und suchte mit den umherschweifenden Augen vergebens das männliche Wesen, denn ein solches mußte es dem tiefen Tone nach sein, zu entdecken, welches so unvermutet das künstliche Gewebe seines Vortrags durchschnitten hatte. Er sammelte sich jedoch sogleich wieder und sprach mit verstärkter Tonfülle: „Seit Jahren schon ist es uns Bedürfnis —“

Der Schloßprediger schien sich, was in seiner Unterredung mit der Fürstin durchaus nicht zu bemerken und bei dem herrschenden warmen Sommerwetter jedenfalls ungewöhnlich war, stark erkältet zu haben, denn abermals erschütterte ein heftiger Husten seinen Körper, so daß die Bürger in augenscheinliche Unruhe geriethen. Der Fürstin wurde dieser Auftritt peinlich; sie betrachtete emsig die Scenen à la Watteau, mit welchen ihr Fächer so fein bemalt, und die reizvoll geschnittene Perlmutterfassung, mit der derselbe montiert war, als wenn sie heute zum ersten Mal dieses kleine Kunstwerk bewunderte.

„Es ist uns Bedürfnis — welche Verehrung — welche große Verehrung — wir nicht allein —“ Das Antlitz des Redners röthete sich bedenklich, Kupf griff nach seinem Spizentuche, das feierlich aus der Rocktasche hervorsah und führte es zur Stirn. „Wir nicht allein — für — Ew. Durchlaucht — das Bedürfnis — sondern —“

Starr blickte der Unglückliche auf die Fürstin, wie das kleine Getier, das, von dem Blicke der Klapperschlange gebannt, nicht zu fliehen vermag und gelähmt seinem Schicksal entgegensteht. Bisher waren es wenigstens noch Worte, wenn auch zusammenhangslos, gewesen, die das bürgerliche Haupt der Residenz mühsam hervorbrachte; jetzt aber versagte die Zunge den Dienst vollständig, denn hinter der Landesmutter

richtete sich kalt und ironisch lächelnd die lange, schwarz gekleidete Gestalt des Schloßpredigers auf, und der triumphierende Blick, den derselbe auf die der Hofluft ungewohnten Männer warf, zeigte deutlich, wie erfreulich dem Seelsorger der Verlauf dieser ihm so wenig zusagenden Audienz war.

Die Stellung der Bürgerschaft zu dem von der regierenden Fürstin ungemein bevorzugten Balzjus war allerdings die denkbar mißlichste, ja feindseligste, und seit Jahren schon herrschte ein geheimer Krieg, den Herr Kupf, von der Domgeistlichkeit nach Kräften unterstützt, mit stets erneuerter Leidenschaft leitete. Das unerwartete Auftauchen des verhassten Gegners in dieser kritischen Lage wirkte auf den einfachen Bürgermeister geradezu niederschmetternd, und vergeblich suchte dieser die Erregung und Beschämung, welche ihn ergriffen, zu unterdrücken. Feuerrot und mit Angsttropfen auf der Stirn stand er da, und wenn in diesem Augenblicke der vorausgesagte Untergang der Welt eingetreten wäre, ihm würde es schon recht gewesen sein.

Mit der größten Zartheit und Feinsüßigkeit beendete Fürstin Leonore diesen ihr so unangenehmen Vorgang. Sie trat, huldvoll und liebenswürdig lächelnd, auf die Herren zu und reichte ihnen die Hand zum Kusse. Diese mißverstanden zwar alle drei die Absicht der fürstlichen Frau und schüttelten derselben statt der erwarteten Huldigung kräftig die Rechte, aber die Audienz war doch damit vorüber, und wiederum mit den tiefsten Verbeugungen verließ die Deputation das Gemach, in welchem ihren rednerischen Leistungen keine Lorbeeren erblüht waren.

Balzjus saß ruhig am Schreibtische und schnitt eine Feder.

Die Fürstin unterdrückte jede Äußerung über diesen Auftritt und fragte freundlich den Schloßprediger: „Wie weit kam Er doch in dem Diktat?“

„Ich hatte: ‚freundlich lieber Bruder,‘“ erwiderte Balzjus.

„Gut. — Also — Durchlauchtigster Prinz, freundlich lieber Bruder —“

Der Diener riß die Thür weit auf und meldete: „Ihre Durchlaucht Prinzessin Walpurgis.“

„Ah!“ rief die Fürstin unangenehm berührt, „ich glaubte später —“

Die Prinzessin trat in das Zimmer, eilte auf die Mutter zu und küßte ihr die Hand; die Fürstin berührte mit den Lippen flüchtig die Stirn der Tochter und deutete auf einen Sessel. Balzjus begrüßte die Prinzessin, nachdem er aufgestanden war, durch eine tiefe Verbeugung, die diese jedoch nicht zu bemerken schien, Fürstin Leonore setzte sich ebenfalls, und der Schloßprediger zog sich in eine Fensternische zurück.

Eine Pause der Verlegenheit trat ein. Prinzessin Walpurgis fühlte sich durch die Anwesenheit Balzjus' bedrückt und wartete vergebens darauf, daß die Mutter diesen entlassen würde, während die Fürstin, welche im Geiste den Brief an den Prinzen von Dranien zurechtlegte, durch das plötzliche Erscheinen ihrer Tochter etwas aus der Fassung gekommen war.

Wir benützen diese Pause, um uns die Prinzessin näher zu betrachten.

Sie ähnelte offenbar sehr ihrer Mutter, doch waren ihre Züge, die bei der Fürstin herb, stolz, zurückhaltend erschienen, durch Weichheit und Anmut gemildert, die bei der Mutter gänzlich fehlten. Diese lächelte selten und wenn sie es that, so brannte trotz aller aufgewandten Liebenswürdigkeit ein unheimliches Feuer in ihren Augen, von welchem selbst die, denen sie wohlwollte, sich nicht angezogen fühlten.

Auch die Augen der Prinzessin leuchteten zuweilen, besonders wenn ihre Rede nachdrücklich wurde, oder wenn die Leidenschaft sie überwältigte, ganz eigentümlich, aber es war dann jener milde Glanz, der erhellte, erwärmt, nicht verzehrt. Offen, wenn auch vorsichtig, trat Walpurgis jedem entgegen; die Mutter errichtete erst eine Mauer, die sie bedächtig erstieg, um lauern zu erspähen, wen man da vor sich habe. Nicht der Unterschied des Alters brachte diese Gegensätze hervor, die Fürstin blieb sich von frühester Jugend an gleich; mit dieser vorsorglichen Kälte vermählte sie sich dem Gatten, mit dieser kampfbereiten Ruhe behandelte sie ihre Kinder. Die Prinzessin sowohl als auch die Fürstin verfolgten mit eifernem Willen die Absichten, die Pläne, die sie als die richtigen erkannten; in ihrer Kindheit kamen beide durch diesen Starrsinn oft in Konflikt mit ihrer Umgebung; man schalt sie launenhaft, eigenwillig; jetzt mußte man anders mit ihnen umgehen. Bei Kindern nennt man's eben Eigensinn, bei Großen heißt's Charakter.

Schön waren Mutter und Tochter, die erstere noch jetzt. Aber was bei dieser zu Hoheit, zuweilen zu Herablassung wurde, war bei der letzteren Feinheit oder hinreißende Freundlichkeit.

Die Fürstin hatte auf der linken Wange ein Mal, das sie der Mode der Zeit gemäß durch ein schwarzes „Schönheitspflasterchen“ verdeckte und doch hervorhob; die Prinzessin erbt diesen kleinen Naturfehler der Mutter, aber sie ließ ihn wie er war und verschwendete keine Kunst an denselben. Die Tochter trieb mit Leidenschaft Musik und sang mit angenehmer Stimme und äußerst geschmackvoll, auch behauptete der Hof, sie schriebe ungemein richtig Deutsch, eine Fertigkeit, die der Mutter ebenso sehr abging, als diese die Musik verabscheute. Zwei Neigungen beherrschten jedoch auch die Fürstin Leonore, sie füllten deren Zeit aus und entschädigten sie einigermaßen für das Benehmen ihres Gatten: die Kirche und — der Blumenkohl. Draußen vor dem Thore lagen die Küchengärten, in welchen fast ausschließlich dieses angenehme Gemüse gezogen wurde, geschickte Gärtner waren zur Pflege des Lieblingsgewächses angestellt, der feinste Samen stand in Bereitschaft, und oft, besonders im Winter, mußten diplomatische Beziehungen in Anspruch genommen werden, um aus wärmeren Ländern den begehrten Lederbissen einzuführen. Bevorzugt in der Zubereitung desselben wurde von der Fürstin die Blumenkohlsuppe, oder kurz „das Süppchen“ genannt. Solch ein Süppchen übte die Wirkung eines heilkräftigen Elixirs auf Serenissima aus. War sie nicht gut gelaunt, war sie erregt, schnell ein Süppchen, war sie abgesspannt, das Süppchen belebte ihre Lebensgeister. Das Süpp-

chen stand immer in Bereitschaft. Gab's einen Auftritt mit dem etwas eigenartigen Herrn Gemahl, — das Süppchen befänstigte den Zorn der Gattin; machten die Kinder Verdruß oder fiel bei Hofe Ärgerliches vor, — schnell ein Süppchen, und der status quo war wieder hergestellt. Es kurierte den Kopfschmerz, das Gliederreißen, es — nun das Süppchen war eben das Universalmittel, dem nichts widerstand. Wie der Fürst mit seinen Ehrenzeichen, so belohnte die Fürstin mit ihrer Leibspeise, und man mußte schon persona gratissima bei ihr sein, wenn eine Einladung „auf ein Süppchen“ erfolgte. Den prachtvollen, von Le Notre angelegten Schlosspark mit seinen Wasserfontänen, Grotten und wunderbaren Baumgruppen liebte die hohe Frau nicht und erging sich selten in ihm, aber in dem langweiligen, mit schnurgeraden Blumenkohlbeeten garnierten Küchengarten vor dem Thore, der baumlos und kahl dem Sonnenbrand ausgefetzt war, hielt sie sich stundenlang auf und hatte auch dort einen kleinen Pavillon zum Schutze gegen Unwetter errichten lassen, in dem sie sogar zuweilen Audienzen erteilte. Ein satirisch angehauchter Hofmann äußerte einst, wenn es Serenissima freistände, so würde sie den stehenden Löwen in ihrem Familienwappen sicherlich verwerfen und statt des heraldischen Thieres einen gekrönten Blumenkohlkopf annehmen.

Mutter und Tochter saßen sich nun am Tische gegenüber und beobachteten sich, nachdem die Prinzessin farblose Glückwünsche gestammelt hatte, mit scheuen Blicken.

Walpurgis war in frohester Stimmung in das Gemach der Mutter getreten, denn sie erhielt kurz zuvor eine sehr angenehme Nachricht; die Anwesenheit des ihr so fatalen Schloßpredigers drückte ihre Laune auf den Gefrierpunkt herunter.

„Wenn ich geahnt hätte, meine fürstliche Mutter wolle auch an ihrem Geburtsfeste die emsige Arbeit im Dienste der Kirche nicht unterbrechen, so würde ich gewiß nicht gewagt haben, sie so früh durch meine Gegenwart zu belästigen.“

Balzus spielte mit seiner Spaniolbuse. Die Fürstin zögerte mit einer Antwort und verfolgte aufmerksam das Marmorgeäder der Tischplatte, um, wie es schien, die Spannkraft auf einen Hauptschlag, den sie soeben überlegte, zu richten.

„Die Tochter kommt ihrer Mutter niemals ungelegen,“ begann sie endlich in verhaltenem Tone, „und dennoch ist es mir nicht unerwünscht, daß Sie Ihre Dame, die Sie hergeleitete, im Vorzimmer ließen. Übrigens irrt Prinzessin Walpurgis, wenn sie annimmt, kirchliche Dinge wären es, die mich und Monsieur Balzus jetzt beschäftigen. Im Gegenteil,“ sie sah plötzlich starr auf die Tochter, „ein sehr weltlicher Vorgang ist es, dem wir unsere Aufmerksamkeit widmeten. Ich meine, Sie würden den Zusammenhang leicht erraten können, wenn ich das Schreiben, das wir begannen, als Sie hier eintraten, fortsetzte; der Herr Schloßprediger unterzog sich der Mühe, den Brief aufzusetzen, und ich muß ihn jetzt bitten, das Unterbrochene von neuem zu beginnen. Vorausgesetzt

natürlich, daß Prinzessin Walpurgis mit diesem Vorschlage einverstanden ist.“

„Sollte nicht die Gegenwart einer dritten Person hindernd auf die Befehle meiner durchlauchtigsten Mutter einwirken? In diesem Falle bitte ich, mich zu entlassen,“ entgegnete die Prinzessin, indem sie sich erhob.

„O nein, durchaus nicht!“ fiel die Fürstin schnell ein und nötigte die Prinzessin durch eine Handbewegung, sich wieder zu setzen. „Ihre Meinung, Ihr Rat wären mir in diesem Falle äußerst schätzenswert. Die Angelegenheit, um welche es sich handelt, ist so ungewöhnlich, so unerhört, daß ich überzeugt bin, Sie werden Ihr Interesse nicht versagen.“ Sie blickte noch immer lauend auf die Prinzessin und befahl, ohne den Kopf zu wenden, dem Schloßprediger, den früheren Platz wieder einzunehmen.

„Ich höre mit Vergnügen,“ jagte Walpurgis kalt.

„Wo blieben wir stehen, Balzus?“

„Beim freundlichen lieben Bruder —“ antwortete dieser sanft und leise.

„Ganz recht, Bruder, Vetter und Schwager!“ diktierte die Fürstin nun weiter, ohne ein Auge von der Prinzessin zu lassen. „Nachdem ich in Erfahrung gebracht habe, daß ein junger Offizier in Diensten der Generalstaaten, dessen Vater seit vielen Jahren an unserem Hofe ein wichtiges Amt bekleidet, eine Liaison — — hat er Liaison, Balzus?“

„Zu Befehl, Durchlaucht.“

„Eine Liaison mit einer Dame unterhält, die iowohl dem Fürsten, meinem Gemahl, als auch mir sehr nahesteht —“

Eine dunkle Glut überzog das Antlitz der Prinzessin, die Sinne vergingen ihr fast, aber mit gewaltiger Anstrengung unterdrückte sie ihre Empfindungen und sagte, nachdem sich der Sturm in ihrem Inneren etwas beruhigt hatte, gezwungen lächelnd: „Ah, eine Liebesaffaire, — ich glaube eine Staatsangelegenheit.“

„Nein, nur eine Liebesaffaire,“ gab die Fürstin mit eisigem Tone zurück, — „so richtete ich an Ew. Hoheit die Bitte, alle etwaigen Urlaubsgesuche des besagten Offiziers ein für alle Mal durch Allerhöchst Ihr Generalkommando abschlägig bescheiden zu wollen. Der junge Mensch nennt sich Adalbert von Frühling. Da ich annehmen darf, daß durch diese Maßregel eine langjährige Abwesenheit des von Frühling von unserem Hofe veranlaßt werden wird, so gebe ich mich der Hoffnung hin, die betreffende Dame zu der Einsicht —“

„Die Fürsorge, welche Ew. Durchlaucht für Herrn von Frühling hegen,“ unterbrach Prinzessin Walpurgis die Fürstin mit lauter, wenn auch vor Erregung etwas zitternder Stimme, „und die Teilnahme, die Ew. Durchlaucht der jungen Dame beweisen, sind wahrhaft erhebend. Doch scheint mir der beabsichtigte Brief an den Prinzen von Oranien, meinen vielliebten Vetter, den Zweck gänzlich zu verfehlen, denn Lieutenant von Frühling ist — heute früh hier eingetroffen.“

Die Fürstin schnellte empor; sie war bleich geworden und betrachtete verwirrt die Prinzessin. Auch

die letztere hatte sich erhoben und stand nun mit zurückgeworfenem Kopfe vor der Mutter, entschlossen den Kampf zu Ende zu führen.

„Darf ich fragen,“ sagte nach einer Pause die Fürstin mit unsicherem Tone, „wie es zugeht, daß Prinzessin Walpurgis über das Treiben des von Frühling so genau unterrichtet ist?“

„Nichts ist weniger seltsam als das. Hofmarschall Kammerherr von Frühling teilte mir vor einer Stunde die Ankunft seines Sohnes mit.“

„Ah!“ Die Fürstin rauschte am Schreibtische vorüber, wechselte mit Balzjus Blicke und trat an das Fenster, dessen Flügel sie aufstieß.

„Hofmarschall von Frühling erstattet Ihnen derartige Meldungen früher als dem Fürsten oder mir?“

„Durchlaucht irren, der Kammerherr handelte eben im Auftrage des Fürsten, meines Vaters, dem Lieutenant von Frühling einige Stücke indianischen Porzellans, Geschenke des Erbstatthalters, überbrachte.“

Die Tapetenthür, welche in ein Nebengemach führte, wurde geräuschlos geöffnet, und die Kammerjungfer der Fürstin, Aurore Gerville, huschte behutsam ins Zimmer.

„Was giebt's?“ fragte die Fürstin mit zusammengezogenen Brauen. „Was will Sie? Bringt Sie das Süppchen? Später! jetzt nicht!“

„Serenissimus kommen soeben durch die Galerie,“ flüsterte die Kammerjungfer atemlos.

Diese Meldung brachte Bewegung in die fast starre Gruppe der anwesenden Personen. Der Schloßprediger schien am meisten erregt; er sprang auf, lief zum Sessel, auf dem sein Hut noch lag, stürzte wieder zum Schreibtische, faltete mit zitternder Hand den angefangenen Brief und suchte ihn in die Brusttasche zu versenken. Dann schritt er eiligst auf die Fürstin zu und bat sie mit leiser und hastiger Stimme, ihn zu entlassen. Doch die hohe Frau sah ihn zerstreut an, verstand auch vielleicht seinen Wunsch nicht, betrachtete ihn wenigstens nicht weiter und erteilte halbblau der Kammerjungfer einen Befehl. Diese verließ so gleich durch die Tapetenthür das Gemach, kehrte jedoch nach wenigen Minuten mit einem großen chinesischen Lackbrett zurück, auf welchem sich mehrere zierliche Porzellanfiguren, Theetassen und kleinere Vasen befanden. Auf einen Wink der Fürstin stellte Aurore diese Gegenstände auf den Tisch, nachdem das von der Morgenraucht herrührende Gebetbuch entfernt war.

Prinzessin Walpurgis, die etwas abseits stand, hatte den Fächer entfaltet und hielt ihn vor das Antlitz, während sie die glühende Stirn mit ihrem Tuche kühlte.

Balzjus drückte sich in eine Fensternische, und sah resigniert den Dingen entgegen, die da kommen mochten.

Wöllig unbefangen und ruhig blieb nur die Kammerjungfer Aurore Gerville. Sie war zwar schleunigst herbeigeeilt, um die Ankunft des Fürsten zu verkünden, — sie beabsichtigte eben, ihre Gebieterin, die vielleicht noch Vorbereitungen zu treffen wünschte, von dieser wichtigen Nachricht schnell in Kenntnis zu setzen, — aber für sie selbst hatten Serenissimus den

Nimbus des Ungewöhnlichen verloren. Der Fürst behandelte die anmutige kleine Französin mit der größten Freundlichkeit; das Schönheitsgefühl des hohen Herrn, geübt und erworben durch die Kunst, machte diesem das allerliebste Persönchen mit den kurzen, um die Hüften hochgepufften, sich nach unten zu stark verengenden Kleidern, die den feingeformten Fuß frei ließen, zu einem des Betrachtens höchst würdigen Gegenstande, und ohne irgendwie lästig oder gar zudringlich zu werden, hatte der Fürst sich daran gewöhnt, mit ihr zu plaudern und eine gewisse Rücksicht vormalten zu lassen, die man der Grazie gegenüber stets zu beobachten pflegt, trotzdem die Stellung Aurores sie in einen niederen Rang versetzte. Das hübsche Gesicht der Kammerjungfer wurde von dunkelbraunen, glänzenden Locken umwallt, und dies verdient hervorgehoben zu werden, denn in einem Jahrhundert, in welchem die allezeit siegreiche Mode ein künstliches Greisenthum züchtete, in welchem die Perücke oder der Puder die natürliche Farbe der Haare verbergte, fiel es auf, wenn ein Mädchen, dem die vorgeschriebene Tracht seines Standes diese Hilfsmittel der Toilette versagte, seine Reize frei zur Schau trag. —

Die Thür wird geöffnet, zwei Diener stellen sich vor den Flügeln derselben auf, und hereintritt der Fürst, ein Mann von achtundfünfzig Jahren, mit scharfgeschnittenen, doch feinen Zügen, von hoher, eleganter Figur, mit einem kostbar gestickten, dunkelblauen Sammetroche bekleidet, auf der Brust den Stern, an der Seite den mit Brillanten besetzten Galanteriebogen, und die Haare, ein wahres Meisterstück der Frisur, hochemporragend geordnet und gepudert.

Die Diener schließen die Thür, und der Fürst geht, verbindlich grüßend, auf die Gattin, welche am Tische steht, zu; er ist im Begriff ihre Hand zu ergreifen, um sie zu küssen, gemahnt jedoch plötzlich den Schloßprediger, der in diesem Augenblicke gewiß gern das Mittel besessen hätte, sich unsichtbar machen zu können; der Fürst stutzt, seine Diene nimmt einen strengen Ausdruck an, der aber sogleich wieder verschwindet, und ironisch lächelnd sagt er: „Ah, Monsieur Balzjus! Wie geht's der böien Welt? Wird sie untergehen ob ihrer Sünden? Oder gewährt Er noch eine kurze Frist?“

Der Schloßprediger kam aus seinem Verstecke, verneigte sich tief und sprach demüthig: „Der Gerechte steht wie eine Mauer, ihn erschüttert nichts, denn er trägt in seinem Herzen das Bewußtsein eines frommen Wandels.“

„Charmant! Ich danke ihm für das Kompliment. Mein Wandel gefällt Ihm also? Das ist mir lieb. Bete Er nur fleißig, damit uns diese schöne Erde erhalten bleibe. Ich will ein neues Château in unserer rheinischen Enklave bauen, aber wenn wir doch untergehen sollten, dann spare ich lieber mein Geld.“

„Wir bauen hier so feste  
Und sind nur fremde Gäste;  
Doch wo wir sollen ewig sein,  
Da bauen wir am wenigsten drein“

entgegnete Balzjus mit kindlichem Tone.



„Das hat Er sehr hübsch gesagt. Ist das von Ihm?“

„Nein, Durchlaucht; es ist ein altes Sprüchlein.“

„So! Ich will ihm ein noch älteres sagen: Was morgen sein wird, frage nicht! Quid sit futurum cras, fuge quaerere!“ —

Der Fürst wendete sich seiner Gattin zu, und der Schloßprediger zog sich zurück, überaus froh, diesmal so gnädig davon gekommen zu sein und sich sogar seiner Haut gewehrt zu haben.

„Madame, der festliche Tag den wir begehen, giebt mir die Veranlassung zu einem Cadeau. Ein weiteres Stück Land ist angekauft zur Vergrößerung Ihrer süperben Gemüsegärten. Ich hoffe, es wird Ihnen genehm sein.“

„Mein Gemahl überhäuft mich mit Güte!“ versicherte die Fürstin und ließ den Fächer spielen.

„Mademoiselle, auch Sie hier zur Begrüßung der cher maman?“ sagte der Fürst nun zu der Prinzessin Walpurgis, welche näher trat und ihm die Hand küßte, während der Vater, augenscheinlich sehr härtlich, ihre Wange berührte. „C'est charmant! Ich sah Sie heute noch nicht, sonst würde ich Ihnen persönlich die erfreuliche Nachricht mitgeteilt haben, daß Ihr Jugendgespieler, der brave Lieutenant von Frühling plötzlich in der Residenz angelangt ist. Ganz unerwartet, wie sein Vater berichtete. „Le printemps fait son entrée en été!“

„Ein später Frühling währt nicht lange,“ warf die Fürstin, die Blicke stehend auf die Prinzessin richtend, dazwischen.

„Diesmal trägt das Wort,“ erwiderte der Fürst. „Der junge Herr beabsichtigt den Dienst bei den Generalstaaten aufzugeben und sich teils hier, teils auf seinen Gütern, ein Vermächtnis seiner Mutter, niederzulassen. Er überbrachte mir ein magnifikes Geschenk des Prinzen von Oranien. — Nun Madame, kein Kurier aus Dresden? Die Kurfürstin Marie Antoinette, Ihre Verwandte, läßt es sich sonst nicht entgehen, Ihnen Angebinde zu übersenden. Sie wissen, wie mich diese Sachen stets interessieren.“

„Sie hat es auch heute nicht vergessen,“ entgegnete die Fürstin und ging um den Tisch herum, damit ihr Gemahl die aufgestellten Gegenstände besichtigen könne.

„Superbe! superbe!“ rief der Fürst und seine Augen leuchteten — „Voilà des chef-d'oeuvres!“ — Er ergriff eine Tasse und betrachtete sie mit dem höchsten Interesse. „Welche Feinheit des Materials! Welche Zartheit der Malerei? Sehen Sie nur, Madame, diese entzückende Schäferscene! Wie harmoniert da alles! Das bläuliche Weiß der Masse mit den milden Farbentönen der Palette! Und dieses Dämchen hier, das so kokett die Guirlande um den Jüngling zu seinen Füßen schlingt, — an wen erinnert es mich doch? — Ah, richtig! an unsere kleine Aurore! En effet, als wenn sie das Modell dazu abgegeben hätte!“ Er nickte der Kammerjungfer, die unterthänigst kniete, freundlich zu. „Mon cher frère in Dresden ist zu beneiden! Welches Glück unter seinen Augen solche Kunstwerke hervorbringen zu sehen! — Was giebt es denn noch weiter? —

Herrlich, herrlich! Diese wunderbare Vase! Welche Pracht, welcher Reichtum! Wahrlich, unsere guten Chinesen könnten sie nicht schöner fabrizieren! Dieses Rot violette ist ja entzückend! Das ist keine Malerei, das ist ein Gedicht!“ Und überwältigt von dem Eindruck, den das Gefäß auf ihn ausübte, that er dasjenige, was er bei seinem Eintritt während des Geburtstagsglückwunsches für seine Gattin vergessen hatte, er küßte die Vase wiederholt und geberdete sich wie ein Verliebter beim Anblick des geliebten Gegenstandes.

Balzus faltete unwillkürlich die Hände und richtete die Augen nach oben: wenn es ihm erlaubt gewesen wäre, so würde er sicherlich ausgerufen haben: Welche Thorheit, sein Herz an so vergängliche Dinge zu hängen! Aber unter „sothanen“ Umständen schwieg er und sah mit einer so eigentümlichen Miene auf den Fürsten, als wenn er einen Käfig mit einem seltenen, fremdartigen wilden Tiere betrachtete.

Serenissimus unterzogen nun jedes einzelne Stück einer ganz genauen, von bewundernden Ausrufen unterbrochenen Besichtigung.

Er hatte eine kleine, von geflügelten Putten umgebene Porzellanbüste der verwitweten Kurfürstin von Sachsen in der Hand, als die Thür zum Vorjaal geräuschvoll aufgerissen wurde und ein Herr leuchtend und schnaufend ins Zimmer polterte.

Der Fürst, der der Thür den Rücken kehrte, fuhr auf und rief mit vor Zorn gerötetem Antlitz: „Wer wagt es, in dieser Weise in das Gemach der Fürstin, meiner Gemahlin, zu treten?“ Er wendete den Kopf und sah erklaunt den Hofmarschall von Frühling vor sich: „Frühling! Was giebt's? Er muß wichtige Nachrichten bringen, da Er so sans façon hier hereinkommt.“

„Durchlaucht, sehr wichtige!“ Der Hofmarschall trat auf die Fürstin zu und küßte ihr die Hand.

„Frühling! — was ahnt mir! — Ringler —“

„Zu Befehl, Durchlaucht!“

„Er ist hier?“

„Zu Befehl Durchlaucht!“

Der Fürst stellte hastig die Büste auf den Tisch. „Seit wann?“

„Seit heute früh.“

„Wo ist er?“

„In der Schloßwache.“

„Ah, quelle chance!“ Und ohne die Anwesenden auch nur eines Blickes zu würdigen, stürzte der Fürst davon und der Hofmarschall lief hinter ihm her.

Alle standen mit verblüfften Gesichtern.

Die Fürstin war entsetzt.

Mit einer matten Handbewegung entließ sie die Prinzessin und den Schloßprediger, sank, nachdem diese das Zimmer verlassen hatten, erschöpft in einen Sessel und sagte mit schwacher Stimme: „Aurore! schnell das Sippchen! mir ist sehr unwohl!“

\* \* \*

Der achtzehnte Juli 1753 war für den Hofmarschall und Kammerherrn von Frühling ein äußerst anstrengender Tag.

Am frühen Morgen trifft gänzlich unerwartet der einzige Sohn ein, und vertraut dem Vater eine höchst gefährliche Angelegenheit an, welche schon allein geeignet gewesen wäre, das Blut eines Hofmannes in Wallung zu setzen.

Der Kammerherr bemüht sich zu überlegen, seine Sinne zusammenzufassen, er hält stürmische Beratungen mit dem jungen Lieutenant und schließlich einigt man sich dahin, vorläufig verschwiegen zu sein und die Dinge mit der größten Vorsicht zu behandeln.

Der Vater führt den Sprößling anscheinend unbefangen zur Audienz beim Fürsten, aber kaum ist diese beendet, so bringt schon wieder eine neue, sehr überraschende Nachricht auf den geplagten Hofmarschall, der am Hofe nicht allein diesen Posten, sondern auch den eines Ministers, Freundes und Beraters inne hat, ein. Es geht treppauf, treppab; der nicht gerade magere und etwas kurzatmige alte Herr gerät in Transpiration, in seinem Hirne zucken die verschiedenartigsten Begebenheiten durcheinander und drohen den Kopf zu sprengen, die Generalstaaten, der Sohn, der Erbprinz, die Prinzessin, der Geburtstag der Fürstin, und nun gar der so lange gesuchte, so sehnlichst herbeigewünschte, mit den größten Versprechungen, ja Drohungen mühe zu machen versuchte, nun endlich gesunde Ringler! —

Wie hüpf das Herz Seiner Durchlaucht so freudig, als er beschleunigten Schrittes durch die lange Galerie geht, die seine Gemächer von denen der Fürstin trennt! Der etwas ältere Hofmarschall vermag ihm kaum zu folgen. Der Fürst ist so erregt, er richtet so viele Fragen, die er sich dann meist selbst beantwortet, an den Begleiter, daß dieser die größte Mühe hat den allergnädigsten Herrn zu befriedigen.

Ist es wohl schon einmal vorgekommen, daß Serenissimus durch diese Galerie, in der die chinesischen und japanischen Raritäten aufgestellt sind, gekommen wäre, ohne diese Kunstgegenstände mit entzückten Blicken zu betrachten? Bedurfte er nicht stets einer recht langen Zeit, um zu seiner Gemahlin zu gelangen? Allerdings eilte er gewöhnlich nicht sehr in der Erreichung seines Zieles, und die bewundernden Porzellane waren vielleicht nicht der einzige Grund seines langsamen Tempos.

Aber zögerte er nicht fast vor jeder Vase, jedem Räuchergefäße, jeder Schüssel, um immer und immer wieder seine Schaulust zu befriedigen? — Jetzt existierte alles das nicht für ihn. Sein Blick streifte die Gefäße sogar mit einer gewissen Verachtung. „Wartet nur,“ — schien seine triumphierende Miene auszubrücken — „Euch will ich nun schon übertreffen! Jetzt habe ich den Mann, der das viel besser machen kann! Jetzt soll man von mir und meinen Werken hören!“ — Er sah im Geiste die neuen Fabrikate schon vor sich, er sah die Händler mit leeren Frachten von den Messen zurückkehren, er sah die Briefe mit Aufträgen von den entferntesten Ländern, er sah — und das war nicht das Letzte, was er zu erblicken wünschte — die Kassen gefüllt mit glänzenden Goldstücken, deren er so sehr bedurfte; er wühlte — in Gedanken — schon ordentlich im Golde, — er meinte

nun alle seine Neigungen, die recht kostspielig waren, vollauf befriedigen zu können. —

„Ist er gutwillig gekommen, Frühling?“ — fragte der Fürst.

„Nein, Durchlaucht,“ erwiderte dieser pustend.

„Das war vorauszu sehen! Wo fand man ihn? Und wer?“

„Die Grenzwachen sahen einen Mann schlafend am Boden liegen,“ berichtete Frühling, dem das viele Sprechen schwer wurde. „Da der Befehl ergangen war, auf den besagten Ringler zu vigilieren, überhaupt die größte Strenge im Grenzverkehr walten zu lassen, so hielten sie den Menschen fest. Die aufgefundenen Papiere ließen dann keinen Zweifel, daß man den Gesuchten vor sich habe.“

„Superbe, superbe! Die Leute sollen glänzend belohnt werden. Sorge Er dafür, Frühling!“

„Zu Befehl, Durchlaucht.“

„Wie sieht denn der obstinate Mensch aus?“

„Ich habe ihn noch nicht gesehen, Durchlaucht. Aber die Gerichtsdiener, welche ihn brachten, meinten, es wäre ein ganz ansehnlicher Mann.“

„Jung oder alt?“

„Im, ich glaube in mittleren Jahren.“

„Und wie benimmt er sich nach seiner Arretierung?“

„Anfangs soll er sehr aufgebracht gewesen sein und wie ein Beseffener um sich geschlagen haben. Später jedoch wurde er ruhiger und jetzt ist er ganz gleichmütig.“

„Geschieht ihm schon recht, dem Dummkopf, warum ist er nicht freiwillig gekommen; ich hätte ihn in einer Karosse feierlich einholen lassen. Übrigens scheint sein Aufenthalt bei meinem Vetter in Kassel nicht lange gedauert zu haben, denn er war ja auf der Wanderschaft, wie Er sagte, Frühling.“

„Ich bin leider nicht in der Lage, Sw. Durchlaucht auf alles genaue Antwort geben zu können. Ich erhielt nur die Meldung, daß er in der Residenz angekommen wäre und gab sogleich Ordre, ihn ins Schloß zu bringen.“

„Charmant! Ich erwarte ihn in meinem Zimmer.“

Die beiden waren in den Borsaal gelangt, in welchem ein Kammerdiener sich befand. Der Fürst trat in sein Gemach und der Hofmarschall entfernte sich, um Ringler herbeizuschaffen.

Das Arbeitszimmer des Fürsten sowohl als auch der Borsaal waren mit dem erlesensten künstlerischen Geschmack ausgestattet. Der Stil der Zeit, die Mode, liebte das Unregelmäßige, das scheinbar Zufällige; ein noch damals glänzend ausgebildetes Handwerk kam der Idee zu Hilfe und schuf Werke, die auch heute die Bewunderung der Kenner erregen, trotz aller Anfeindungen, die unsere, alle Kulturperioden erschöpfende und wieder verwerfende Zeit über dieses ganze schillernde und tändelnde Jahrhundert heraufbeschworen hat. Die Tradition der Renaissance und der auf diese folgende, so vielfach, jedoch mit so großem Unrecht geschmähte Barockstil wirkten zum mindesten in den Kleinkünsten noch immer fort. Meisterwerke der niederländischen Malerei, schon vom Vater des Fürsten erworben, bedeckten die Wände;

alte deutsche Bilder, denen die Landsleute in der Rokokozeit merkwürdigerweise ablehnend gegenüberstanden, waren nicht zu bemerken. Das Kabinett des Souveräns schien mit Kunstgegenständen völlig überladen; ohne den kostbaren Schreibtiſch, an welchem der hohe Herr die Regierungsgeschäfte zu erledigen pflegte, würde man diesen Raum wohl für ein Museum gehalten haben. Der Lieblingsneigung des Besizers gemäß waren die Porzellane auch hier wieder vorherrschend, aber die kunstvollen, oft ganz aus Eisenbein geschnittenen Münzschränke, in denen Medaillen und geschnittene Steine, die viel gepriesenen Gemmen und Kameen, aufbewahrt wurden, gaben Zeugnis dafür, daß auch andere Zweige der Kunst dem Fürsten Anteil abgewannen.

Dieser selbst ging erregt in seinem Zimmer umher. Endlich war sein heißester Wunsch in Erfüllung gegangen. Endlich war es ihm gelungen, den umworbenen Arkanisten zu sich herüberzuziehen. Mit Güte, mit Geduld, mit Gold konnte nichts ausgerichtet werden, so mußte man denn zur Gewalt schreiten. Ein glücklicher Zufall lieferte den Gesuchten jetzt in seine Hände; man war in der Ergreifung von Mitteln, wenn man etwas erreichen wollte, damals nicht sehr wählerisch. „Vous l'avez voulu!“ murmelte Serenissimus und rieb vergnügt die Hände. Alles ist bereit. Die nach kurzer Zeit wieder eingegangene Fayencerie ist angekauft worden, dort kann Monsieur Ringler hausen, dort kann er kneten und brennen und bemalen lassen nach Herzenslust. O, man wird seine Dienste schon belohnen, fürstlich, wie er es verdient! Serenissimus war ein kleiner Verschwender, nur reichten, leider, die Mittel nicht immer. Aber das alles hat jetzt ein Ende. Ei, mon cher cousin et frère à Dresde, nun werden Sie einen Nebenbuhler erhalten, einen sehr gefährlichen Nebenbuhler, denn bei Ihnen, offen gesagt, geht es doch schon wieder ein wenig abwärts; das treibende Element, der Souverän mit dem hohen Kunstgefühl fehlt, und der ist ja, Gottlob, hier bei uns vorhanden!

Man hört Tritte im Vorsaale, die Thür zum Arbeitszimmer wird geöffnet, Hofmarschall von Frühling erscheint und in seiner Begleitung befindet sich der Bildhauer und Steinſchneider Josef Ringler.

Nach der schleunigen Entfernung von dem gestörten Wursteffen auf dem Schützenplatze irrte der junge Mann, von Unruhe getrieben, die ganze Nacht umher. Am Morgen erst glaubte er aus dem Bereiche seiner vermeintlichen Verfolger gekommen zu sein; er erfrischte sich in einem bäuerlichen Wirtshause, zog jedoch bald und zwar in der Absicht, möglichst schnell Kassel zu erreichen, weiter. Er mußte nun wohl die richtige Straße verfehlt und statt der heſſiſchen eine andere Grenze überschritten haben, denn als er sich, von Müdigkeit überwältigt, am Saume eines Waldes niedergelegt hatte, um den verſäumten Schlaf der verfloſſenen Nacht nachzuholen, wurde er alsbald durch Getümmel und Schreien erweckt und bevor er noch recht erfahren konnte, was man eigentlich von ihm wolle, war er Gefangener und mußte, wollend oder nicht, seinen Wächtern folgen. Ein Leiterwagen wurde herbeigeschafft und begleitet von

einigen Grenzsoldaten, die den kostbaren Fund sorglich behüteten, gelangte man nachmittags in eine kleine Stadt. Auf der Polizeiwache machte man Rast und nahm dort das Nachtquartier, früh am anderen Morgen ging es weiter, und nach einer zweistündigen Fahrt traf der angebliche Arkanist in der Residenz des Fürsten ein, ohne eine Ahnung, welche Hoffnungen sich an seine Ankunft knüpfen, denn er glaubte natürlich nichts anderes, als daß man ihn als Deserteur ergriffen hätte und jetzt seinem Richter vorführen wolle.

Nach seiner Festnahme hatte man ihn sogleich auf das peinlichste untersucht und außer wenigem Kleingeld und einem Goldstücke, das ihm, wie er ganz richtig beurteilte, von dem Arkanisten, ohne daß der Arglose es bemerkte, in die Tasche geschmuggelt war, fand man das Papier mit der Empfehlung Ringlers an den Vorsteher der Steinschleiferei in Kassel. Der Name, den der junge Steinschleifer führte, das Unbestimmte in der Abfassung des eiligst hingeworfenen Schreibens ließen bei einiger Phantasie, die ja reichlich vorhanden, keinen Zweifel, daß Ringler junior der gesuchte Porzellanmensch sei; er selbst mußte jedoch nichts von dieser Meinung und sah sich schon als Deserteur an Preußen und nach Potsdam ausgeliefert, eine Aussicht, die ihn niederschmetterte und der er, ergeben in sein Schicksal, in trübster Stimmung entgegenschah.

Der junge Mann saß an der Thür Posten und Frühling erstattete dem Fürsten leise die Meldung und überreichte das bewußte Empfehlungsschreiben für Kassel.

Der Fürst las dasselbe, fixierte dann den Bildhauer und sagte flüsternd zum Hofmarschall: „Bel homme! Und noch so jung.“ Er winkte gnädig mit der Hand, näher zu treten.

Doch Ringler, wie wir ihn von nun an nennen wollen, war auf derartige höfliche Umgangsformen nicht vorbereitet, er glaubte bei irgend einem hohen Militär zu sein, der ihn verhören wollte, und zögerte dem Wunsche des Fürsten nachzukommen.

„Seine Durchlaucht beabsichtigt, sich mit Ihm zu unterreden. Er soll sich nähern,“ ermunterte der Hofmarschall Ringler.

Eine Durchlaucht also. Und nicht in Uniform? Ringler trat einige Schritte vor.

„Er ist Ringler?“ begann der Fürst.

„Zu Befehl,“ entgegnete Ringler.

„Josef Ringler?“

„Zu Befehl.“

„Er ist der berühmte Mann, den wir schon seit so langer Zeit in unsere Dienste zu nehmen wünschten?“

Berühmte Mann? dachte Ringler. Das klingt ja seltsam. Und in Dienste nehmen?

„Ich bin gar nicht berühmt.“

„Ah, sehr bescheiden, das hatte ich nicht einmal erwartet,“ meinte der Fürst, sich an den Hofmarschall wendend.

„Warum ist Er denn nicht freiwillig gekommen? Es thut mir leid, daß man Ihm übel mitgespielt hat,“ bemerkte Serenissimus sehr freundlich.

„Ich glaube nicht, daß das jemand in meiner Lage gethan haben würde. Die Hoffnung kam auch für den Niedrigsten in die Welt.“

„Parbleu! Sind wir denn draußen so übel angeschrieben?“ Der Fürst schien unangenehm berührt. Er räusperte sich und blickte Ringler scharf an; dann fragte er: „Warum blieb Er nicht bei meinem Vetter, dem Landgrafen?“

„Landgraf? Welcher Landgraf? Ich war doch beim Könige von Preußen.“

„Könige von Preußen?“ Serenissimus wechselte erstaunte Blicke mit Frühling. „Er irrt wohl. War Er denn auch in Berlin? Ich schrieb Ihm doch nach Kassel, und Er antwortete von dort, wenn auch abweisend.“

„Ich bin niemals in Kassel gewesen.“

„Was ist das? Will Er mit mir Verstecken spielen? Man pflegt das mit dem Fürsten von P3 nicht zu thun.“ Durchlaucht wurde zornig.

Fürst von — Was ist denn das nun wieder? Sollte er nicht als Deserteur verfolgt werden?

„Durchlaucht verzeihen, ich spreche so, wie ich von den Dingen unterrichtet bin.“

„Er stellt sich unwissend und glaubt wohl, daß ich Ihn wieder ziehen ließe? Aber daraus wird nichts. Er ist hier und bleibt hier. Ich werde dafür sorgen, daß Er mir nicht entschlüpft.“

„Darf ich fragen, für wen mich Ew. Durchlaucht halten?“

„Nun, für den Arkanisten Joseph Ringler! Für wen denn sonst? Er hat's ja selbst gesagt!“

„Durchlaucht, ich meine, hier waltet ein Mißverständnis ob. Der Arkanist Joseph Ringler bin ich nicht.“

„Nicht? Wer ist Er denn?“

„Ich bin der Bildhauer und Steinschneider Joseph Ringler,“ versicherte der junge Mann lächelnd. Seinen Geburtsort unterdrückte er der Vorsicht halber.

„Ausflüchte! Elende Ausflüchte! 's ist mir ja lieb, wenn Er auch noch in anderen Künsten Bescheid weiß, dabei kann ich nur gewinnen. Wir wissen ganz genau, wer Er ist. Ich rate Ihm, nicht länger zu trogen. Weiß Er, wie der Kurfürst von Sachsen und König von Polen mit Böttger fertig geworden ist? Hüte Er sich, Böttgers Schicksal steht Ihm bevor!“

„Durchlaucht, ich muß nochmals betonen, daß hier ein Mißverständnis vorliegt. Der Arkanist, der Besitzer von Geheimnissen zur Bereitung des Porzellans bin ich nicht; ich kenne diesen Mann, er ist viel älter als ich.“

„Ist Er Joseph Ringler?“ fragte hartnäckig der Fürst, aber jetzt schon mit funkelnden Augen.

„Ja Durchlaucht.“

„Gehört dieses Blatt Ihm?“ Serenissimus hielt dem jungen Manne das Blatt hin, welches ihm Frühling überreicht hatte und welches Ringler senior dem Bildhauer mitgegeben und allerdings nachher schmerzlich vermist hatte.

„Ja, Durchlaucht.“

„Nun also! Das Blatt wurde bei Ihm gefunden. Das gehört Ihm, wie käme Er sonst dazu? Hier steht es: Dies überbringt Euch mein Freund,

Joseph Ringler, den ich Euch bestens rekommandiere. Um? Was sagt Er?“

Der Fürst gab das Papier dem Hofmarschall zurück und dieser steckte es in seine Rocktasche. Ringler sann nach: einem Mächtigen entgegenzutreten ist mißlich. Ist er nicht der Arkanist, wer ist er dann? wird man fragen. So ohne weiteres würde man ihn nicht fortlassen. Man würde untersuchen und vielleicht entdecken, daß man einen Deserteur vor sich habe. Er schwieg, und der Fürst nahm sein Schweigen als Zugeständnis.

„Ist er nun vernünftig? Ich will Ihm etwas sagen. Versteht Er lateinisch?“

„Nein, Durchlaucht.“

„Amicus Plato, sed magis amica veritas. Das heißt zu deutsch: Lieb ist mir Plato, doch lieber ist mir die Wahrheit! — Ich schätze Seine Künste, doch glaube Er nicht, daß Er mich dupieren kann! Und nun adieu! Er wird vorläufig seine Wohnung in der früheren Fayencemanufaktur nehmen, aber unter Bewachung, unter ehrenvoller Bewachung,“ fügte er, wieder lebenswürdiger, hinzu. „Untersuche Er die Fabrik und sage Er mir, wo es fehlt. Auch will ich wissen, wie viele Arbeiter und sonstige Hilfe Er braucht. Wenn Er das nächste Mal zu mir kommt, will ich ausführlichen Bericht über alle diese Dinge haben. In einigen Tagen erwarte ich Ihn zur Audienz. Und dann wollen wir sogleich beginnen. Übrigens wird es Ihm an nichts fehlen. — Frühling, veranlasse Er weiteres!“

„Auf das Porzellan, welches ich fabrizieren werde, bin ich wirklich neugierig!“ dachte Ringler, aber er sagte nichts, verbeugte sich, denn er machte schon in den Hofformen Fortschritte, und lächelte.

„Warum macht Er jetzt eine so vergnügte Miene?“ fragte der Fürst herablassend.

„Durchlaucht, ich dachte daran, daß sich wohl in der früheren Fayencefabrik Thon vorfinden würde, und daß ich dann einiges modellieren könnte.“

„Charmant! Jawohl, Thon ist genug vorhanden, ein ganzes Thonlager. Ich sehe, Er ist fleißig. Das ist brav, sehr brav, das freut mich. Modelliere Er nur. Mach Er eine schöne Büste vom Erbstatthalter. Und von der Maintenon, — ich meine,“ verbesserte er sich schnell, „von der regierenden Fürstin, meiner Gemahlin. Er wird sie oft sehen, in dem Küchengarten, der neben Seiner Fabrik liegt. Und von der Prinzessin Walpurgis, meiner Tochter. Dann haben wir noch ein ganz allerliebstes Menschenkind hier, Aurore Gerville, die Kammerjungfer, die muß Er als Tänzerin formen; sie tanzt reizend, Er wird das vielleicht beobachten können. Übrigens kommt auch sie häufig in den Küchengarten. Ferner soll Er von unserem Uhrmacher und Antiquar“ — Serenissimus lachte auf, er war schon wieder in bester Laune — „eine Büste machen, die wird aber schwierig sein!“ Durchlaucht ergökte sich ungeheuer und führte, um seine Heiterkeit zu unterdrücken, das Taschentuch zum Munde. „Er wird viel Material gebrauchen und den Modellierstab hurtig in Bewegung setzen müssen, denn —“ ein krampfhaft hervorbrechendes, schallendes Gelächter erschütterte den Körper — „denn

— der Mann — muß en relief behandelt werden, — er hat — einen Höcker!“ Der Fürst warf sich vor Ausgelassenheit in einen Sessel.

Frühling verzog das Gesicht und stimmte pflichtschuldigst in das Gelächter ein, obgleich er diesen etwas abgelagerten Scherz seines Souveräns schon längst kannte. Auch Ringler lachte, und so ging denn diese erste Audienz unter allgemeiner Fröhlichkeit und Zufriedenheit zu Ende.

Der Hofmarschall leitete Ringler in den Vorsaal, in welchem zwei Unteroffiziere den Pseudoarkanisten in Empfang nahmen und ihn in den Schloßhof führten, wo eine Sänfte desselben harzte, die ihn unter militärischer Eskorte an seinen neuen Bestimmungsort brachte.

Frühling kehrte in das Kabinett des Fürsten zurück. Er fand den hohen Herrn am Schreibtische sitzend, mit einem Bogen Papier vor sich, der mit einer ungeheuren Menge von Zahlen bedeckt war, die Durchlaucht noch immer vermehrte; der Fürst schien die Erträgnisse aus der neuen Porzellanmanufaktur zu berechnen, und wie der Hofmarschall aus dem heiteren Gesicht schließen konnte, mit dem Ergebnisse seiner Einbildung sehr zufrieden zu sein.

„Frühling!“ rief der Fürst. „Heute über acht Tage großes chinesisches Gartenfest mit Beleuchtung und Feuerwerk, zur Feier der Ankunft unseres großen Arkanisten! Es soll nichts gespart werden. Wir wollen dem Hofe zeigen, daß wir das Glück, das uns in den Schoß fiel, zu schätzen wissen. Alles muß chinesisches kostümiert sein, hört Er, alles! Ich selbst werde den chinesischen Kaiser repräsentieren, Madame de Maintenon die Kaiserin, wenn sie auch nicht will, sie muß! Überbringe Er ihr den fürstlichen Befehl. Ich will keine Scene, hört Er? Ich bestehe darauf. Ringler soll auch eingeladen werden; er kann ja in Begleitung von chinesischen Soldaten erscheinen. Die kleine Gerville muß tanzen, dann wird der Arkanist gleich ihre Bewegungen studieren. Die Kostüme können nach den Figuren auf sächsischem und indianischem Porzellan angefertigt werden. — Und noch eins, Frühling! Geh Er sogleich zur Maintenon und entschuldige Er mich wegen meines schnellen Aufbruchs von vorhin. Teile Er ihr den Grund mit, weshalb ich mich sans adieu entfernte. — Sein Sohn kommt gerade sehr à propos. Er soll der Prinzessin die Nachricht von dem Gartenfest bringen. Die beiden könnten sich vielleicht mit einander ins Einvernehmen wegen eines seriösen Tanzes — en effet! Das wäre süperb! Die Prinzessin ist die Grazie selbst, und Sein Sohn hat den besten Eindruck auf mich gemacht; er ist zum Manne gereift, ein vollendeter Cavalier mit agréablen Ma-

nieren.“ Frühling bedankte sich für das Kompliment, indem er sich mit sauerlicher Miene verbeugte. „Ja, sie sollen sich in Verbindung setzen und mich dann mit dem Tanze überraschen. Das wird meine Tochter zerstreuen; sie ist seit einiger Zeit etwas angegriffen, wie mir scheint. Dieses Fête chinoise war wirklich ein köstlicher Gedanke! Frühling,“ fuhr der Fürst in leiserem Tone fort, „veranstalte er das Fest in dem Teile des Parks, der abseits von dem Pavillon liegt, welchen die Fürstin Witwe, meine Mutter, bewohnt; ich will durchaus nicht, daß ma chère mère in ihrer nächtlichen Promenade gestört werde. Hört Er, weit ab, weit ab! — Und nun, à revoir, Frühling, à revoir! Ich habe hier noch einige Entwürfe zu machen.“

Der Hofmarschall empfahl sich, eilte zur regierenden Fürstin, die ihn jedoch nicht vorlieb, setzte sich in seine Sänfte, die stets für ihn bereit stand und ließ sich zu seinem Hause tragen, das außerhalb der Stadt lag.

Der junge Frühling, ein in der That sehr schöner, junger Offizier, mit blondem Schnurrbart, erwartete ihn mit großer Ungeduld. Der Vater ließ sich ächzend in einen Stuhl fallen und teilte dem erstaunten Sohn den Wunsch des Fürsten in Betreff der Prinzessin Walpurgis mit. Adalbert von Frühling jubelte und sprang aufgereggt im Zimmer umher.

„Du freust Dich?“ seufzte der Hofmarschall. „Welche Thorheit! Er ahnt nichts von Euren Beziehungen; der Erbprinz wird geögert haben, ihm davon zu schreiben. Aber daß die Fürstin bereits unterrichtet ist, daran zweifle ich nicht. Was soll nun werden? Welche Zukunft liegt vor uns? — Sich in eine Prinzessin zu verlieben! Und wenn man das thut, so muß man wenigstens hübsch ruhig bleiben und keine wahnsinnigen Heiratsgedanken hegen! — Ach, ich werde noch ernstlich krank werden! Jetzt will er in einigen Tagen ein Gartenfest haben, mit chinesischem Kostümen! Alles häuft sich auf meinen Kopf! Und dazu mein Asthma, das mir keine Ruhe läßt! Dann haben wir noch jenen unglückseligen Arkanisten, den ich beinahe vergessen hätte! Wen wir da wieder aufgegriffen haben, das weiß der liebe Himmel! Aber ich muß mich doch um ihn kümmern. Laufen, denken, Befehle erteilen, — der Herr Sohn mit seinen unglaublichen, unausführbaren Plänen!“ Er klagte und jammerte noch immerfort, der Sprößling hörte ihn jedoch nicht mehr an, denn er war schon aus dem Zimmer und auf dem Wege zur Prinzessin.

(Fortsetzung folgt.)

# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## Höchstes Leid.

Von **C. Arnolbi.**

Manch schwerer Prüfungstag  
Ward mir zu theil,  
Aber ich nahm ihn hin,  
Gott, aus Deiner Hand,  
Demüthig mich neigend  
Deiner Weisheit.  
— Da traf mich ein Schlag  
Härter als alle,  
Und ich grollte . . . .  
Lehute mich auf,  
Herr, gegen Dich,  
Loß mich sagend  
Vom süßen Glauben  
An Deine Liebe.  
Ich flehte nimmer  
Zu Dir um Hilfe  
Und glaubte nicht mehr  
An einen Vater!  
Da wuchs mein Leid  
Niesengroß!  
Ach, ich erkannte  
Mit Todesschauern,  
Daß der Mensch nicht sein kann,  
Gott, ohne Dich.  
Loß von Dir  
Versinkt er im Glend,  
Verschmachtet qualvoll  
Die irrende Seele. —  
Da rief ich wieder  
Zu meinem Gott,  
Und mein Erbarmen  
Neigte sich mir  
Verzeihend in Gnaden,  
Mitleidvoll zu.  
Wie ein Kind,  
Das sich verlor  
In finsterner Wildnis,  
Und wiedergefunden  
Zu Arm der Mutter,  
Unter Thränen lächelnd,  
Sich weint in den Schlaf,  
So löste sich sanft  
Meines Herzens Stein,  
Als ich heingekommen  
Zu Gott, meinem Vater.

## Angesundes Leben.

Eine Zeitbetrachtung von **D. v. L.**

Der Körper ist das Werkzeug und zugleich der Träger unseres Geistes. In ihm und mit ihm haben wir die Aufgaben unseres Lebens, wie immer sie gestaltet sein mögen, zu lösen. Es ist deshalb die einfache Forderung der Ver-

nunft, den Körper, so weit es die Verhältnisse des Einzelnen gestatten, durch alle gebotenen Mittel für seine Pflichten zu kräftigen, damit er den Geboten des Geistes gehorchen könne, und ihn geschmeidig und gesund zu erhalten.

Wer sich über die Wichtigkeit des körperlichen Wohlbefindens, über den tiefgreifenden Einfluß, den leibliche Zustände auf die geistigen Stimmungen ausüben, klar geworden ist — diese Klarheit kann jeder durch ruhige Selbstbeobachtung gewinnen — der wird leicht einsehen, daß ich nicht ohne Berechtigung diesen Stoff behandle.

Die Treue, mit der wir die uns durch eigenen Entschluß oder durch die Verhältnisse auferlegten Pflichten erfüllen, ist zum Teil abhängig von unserem Wohlbefinden. Stann auch ein starker Wille selbst mit gebrechlichem Körper Großes und Schweres vollbringen, so ist das doch eine nicht allzu häufige Erscheinung. Gewöhnlich werden die Arbeitskraft und die Gewissenhaftigkeit, die man einsetzen muß, um seinen Pflichten dauernd genug zu thun, von dem Zustande unseres Körpers mit abhängig sein, werden vermindert oder verstärkt, je nach dem Befinden des Körpers. Die Fähigkeit des raschen Entschlusses, der schnellen Ausführung des Beschlusses, die Frische der Urteilskraft, kurz: die unge störte Einheit unseres geistig-körperlichen Handelns wird bei Menschen, welche die leibliche Selbsterziehung vernachlässigt haben, sehr häufig durch Stimmungen unterbrochen, deren Quelle weniger im Geiste, als im Körper zu suchen ist.

Tritt dann noch die Schwäche eines unausgebildeten Willens hinzu, so entwickelt sich sehr oft jene Verzärtelung, die jedes, auch das vorübergehende Unbehagen mit krankhafter Gespanntheit beobachtet und es durch die Einbildungskraft vermehrt. Es geht dabei gar oft nicht nur die frische Thatkraft verloren, sondern dem gesamten Geistesleben wird mit der Zeit ein ungesunder Zug aufgeprägt. Die Achtsucht lauert auf jede Lücke unseres Wesens, läßt keinen günstigen Augenblick unbenußt und nimmt dann rasch ihr Opfer in Besitz; sie nährt alle unliebenswürdigen Eigenschaften und Launen, und führt uns auf Schleichwegen der Verbitterung und jener Rücksichtslosigkeit entgegen, die von anderen stets Teilnahme und Schonung fordert, ohne diese selber je zu üben.

Eine solche Stimmung macht den Menschen ganz unfähig, ernstlich an sich zu arbeiten, denn er wird für seine Mängel um so blinder, je mehr er jene der Umgebung zu erkennen, zu vergrößern, und selbst Tugenden als Fehler anzusehen lernt. Hier kann auch von einer geistigen Selbsterziehung, selbst in beschränktem Maße keine Rede sein, denn es fehlt die Möglichkeit zum ersten Schritt: zur Erkenntnis der eigenen Verschuldung.

Sicherlich können Körperleiden bestimmt geartete Naturen auch läutern, in ihnen eine stille Ergebung zur Reife bringen, die nicht hindert, daß der Mensch seinen Pflichten bis an die Grenze des Möglichen genüge leiste. Im allgemeinen jedoch lehrt die Erfahrung, daß körperliche Leiden mehr und öfters noch als geistige die Menschen verbittern. Aber diese Leiden sind oft, heute mehr als je, Ergebnisse einer nicht der Vernunft gemäßen Lebensweise. — Diese ergibt sich theils aus Gewohnheiten des einzelnen, theils aus falschen Ansichten über das Leben.

Die Entwicklung der gegenwärtigen Verhältnisse hat

uns nach vielen Richtungen hin ganz von der Natur abgeführt; man darf sagen, daß selbst Erfindungen, die das Scheinbehagen — ich habe keinen andern Ausdruck für das fremde Wort „Comfort“ — beträchtlich erhöhen, unsere Lebensweise noch unnatürlicher machen. Das gilt vornehmlich von den Großstädten, wo der letzte Pulsschlag des nächtlichen Treibens von dem ersten des neuen Tages abgelöst wird und das elektrische Licht die Grenzen zwischen Tag und Nacht bald ganz aufheben wird. Alles trägt dazu bei, die Nerven frühzeitig abzustumpfen und macht gesteigerte Reize nötig.

Die Wärme des Jahrhunderts ist allmählich die künstlich erhöhte des Treibhauses geworden: sie bringt alles rascher zur Reife, aber es sind doch meist Scheinblüten und Scheinfrüchte, alles hat sich zu Ungunsten natürlichen Wachstums verschoben. Die Zeiten des Lernens beginnen früher, jene des Genusses auch; der Knabe strebt danach, Jüngling zu scheinen, der Jüngling äfft den Mann nach; kein Wunder, daß so viel Männer Greise sind, geistig vollgepfropft mit überkommenen Begriffen, aber nüchtern und willensschwach; leicht reizbar zwar, aber unfähig der Begeisterung; gierig nach Genuß, aber früh erschöpft. Was von dem männlichen Geschlechte gilt, es gilt leider gar oft auch von einem Teile des weiblichen — man könnte glauben, es sei eine Schande jung und kindlich zu sein, so rasch strebt man heute danach, über die glücklichste Zeit des Lebens hinauszukommen.

Wie der Geist durch verfrühte Nüchtung und Aufzupropfung aller möglichen Fähigkeiten um das eigene keusche Entfalten der natürlichen Keime so oft betrogen wird, so wird es auch das Herz. Wie oft schnürt man es mit hundert Banden ein, damit es nicht zu groß werde; man unterdrückt alle Schläge, die über das gewohnte Mittelmaß „verständiger“ Empfindung hinausgehen und modelt es nach allen den Vorurteilen, die heute den größten Teil der verbreiteten „Sitte“ ausmachen; man zwingt ihm geradezu Unwahrheit und Heuchelei so lange auf, bis die Innatur zur Gewohnheit geworden ist.

Das alles wirkt auch auf die Körper ein: den frühreifen fehlt nur zu oft das Mark. Und nun treten diese überreizten Geschöpfe in das überreizte Genuß- und Geschäftsleben der Gegenwart ein, wo alle danach streben, in möglich kürzester Zeit recht viel zu erwerben und zu genießen, als müßte das Dasein im Zeitalter der Eisenbahnen auch doppelt so schnell als früher durchgemessen werden. Das edle, schöne Maß ist uns verloren gegangen: statt zu arbeiten überarbeitet, statt vom Quell des Genusses zu trinken, um sich zu erfrischen, berauscht man sich.

Aber selbst dort, wo nicht durch Übermaß gesündigt wird, ist das Leben ein in vielen Richtungen unnatürliches und ungesund geworden; das gilt für die oberen und unteren Stände in gleicher Art. Unsere Tagesordnung verrückt den Tag; wir verjäumen den Morgen und verlängern den Abend über Gebühr. In Deutschland ist es vor allem die Kneipe, die geradezu verderblich auf die Gesundheit einwirkt; die Mehrheit der Männer aller Stände bringt einen Teil der für die Ruhe bestimmten Zeit in überhitzten, qualmerfüllten Gelassen zu und zwingt die Lungen eine verpestete Luft zu atmen, die den Durst reizt und so wieder zu gesundheitswidrigem Trinken Anlaß giebt. Wie schädlich das Wirtshausleben auf das häusliche wirkt, das auszuführen gehört nicht hierher.

Auch die Menge der täglichen Nahrung ist in den besser

gestellten Ständen eine zu große geworden. In vielen Familien kennt man kaum eine andere Art des Vergnügens, als die Tischfreuden; so wird schon bei Kindern Genuß künstlich gezüchtet und Bedürfnisse werden anerzogen, deren Befriedigung später oft nur durch Vernachlässigung anderer, erusterer Pflichten möglich ist.

Auch das gesellschaftliche Leben der besseren Stände ist allmählich in großen und kleinen Städten ein fast nur mehr materielles geworden; statt durch den Geist gemütvoller Geselligkeit sucht man sich durch Menge und Wahl der Schüsseln und Weine zu überbieten. So lassen sich wohl Gaumen aber nicht Herzen gewinnen.

Das gleiche Übermaß kennzeichnet die Tanzvergünstigungen, die bis in den Morgen ausgebehrt werden. Sie sind besonders für das weibliche Geschlecht von oft bleibendem Schaden. Ich will hier über die oft einfach freche Entblößung, welche die Mode für die Festtracht des weiblichen Geschlechts fordert, nicht sprechen, sondern nur über die Vernunftwidrigkeit der Kleidung: das zusammenpressende Mieder macht ein volles Atmen unmöglich; die Stöckelschuhe wirken schädlich auf das Becken. Und in dieser Gewandung, die für tödliche Erkältungen erfunden zu sein scheint, tollten junge Mädchen oft sieben und mehr Stunden in glühend heißen Sälen umher. Noch in den Dreißiger- und Vierzigerjahren wurden die Mädchen der guten Mittelstände nicht vor Vollendung des 19. oder 20. Lebensjahres in die Gesellschaft eingeführt, heute findet man schon Vaccinische, die noch in der Entwicklung begriffen sind, engbrüstige Geschöpfchen, zu Dutzenden auf Ballen — neben halbwüchsigen Jünglingen, die sich bemühen, in Sprache, Bewegung und Gesichtsausdruck „blasiert“ zu erscheinen.

Der größte Teil des Lebens der besseren Stände verfließt in Räumen mit schlechter, oft kaum atembarer Luft — daselbe aber gilt für die unteren Klassen. Es geht zu weit, wenn man die körperliche Entartung des gegenwärtigen Geschlechts allein auf die schlechte Luft zurückführt — wie es Neclam gethan hat — aber es liegt darin ein Teil der Wahrheit. Es steht fest, daß in England von 100 Neugeborenen des Landadels 75% das zwanzigste, 4% das sechzigste Lebensjahr erreichen; dagegen werden von ebensoviel Kindern der Kaufleute nur 51 zwanzig Jahre, nur 20 sechzig alt, von Nachkommen der Arbeiter gelangen nur 31 in das zwanzigste, nur 11 ins sechzigste Jahr. Trägt nun auch die oft unzureichende Nahrung in der letzten Klasse viel zum frühen Verfall der Kräfte bei, so wirkt jedenfalls auch die Luft, in der sie leben müssen, erheblich als Feind der Gesundheit. Wir dürfen nun wohl auch annehmen, daß das Verhältnis dieser Zahlen bei uns nicht viel anders sein werde.

Aber selbst die geistigeren Vergünstigungen, der Genuß von Bühnenspielen und Musikaufführungen wird heute zu früh begonnen und übertrieben. Ich leugne nicht den guten Einfluß, den Werke edler Kunst auf Geist und Gemüt ausüben können. Aber das Übermaß schädigt auch hier die gesunde Körperentwicklung; noch mehr steigert sich die Gefahr, wenn, wie in der zeitgenössischen Kunst, überreiztes Empfindungsleben und unmittlicher Geist Keime geradezu verderblicher Wirkungen austreuen. In ähnlicher Art üble Folgen entwickeln sich aus dem heute künstlich genährten Legehunger, der unterschiedslos alles verschlingt. In allen Ständen und bei beiden Geschlechtern lassen sich heute die Wirkungen dieser zum Fluche gewordenen Gewohnheit beobachten. Schon die Kinder werden oft überfüttert; die Erwachsenen setzen dann der Neigung keine Schranken. Verzerrte Lebensanschauungen,

Abstumpfung des sittlichen Gefühls, falsche Empfindelheit, Streben nach unedlem, weil nur äußerlichem Glück, oft genug nackte Genußsucht und Verkommenheit neben den körperlichen Folgen überreizten Nervenlebens lassen sich oft nachweisbar auf das Übermaß im Leben zurückführen.

Im innigsten Zusammenhange mit dieser Übertreibung der feineren Genüsse steht der Dilettantismus in Künsten und Wissenschaften, der sich heute mehr denn je hervordrängt. Es gehört nicht hierher, auszuführen, wie verderblich er auf das geistige Leben eines Volkes einwirkt; es sind nur seine Folgen für die Entwicklung des Charakters und des Körpers hervorzuheben.

Die Kunstspielerei nährt die Sucht zu glänzen, den Neid gegenüber wahren Verdienst, das Scheinwesen, das durch äußere Mittel den Mangel an innerer Begabung zu verbergen sucht. Dadurch aber zieht sie die Verlogenheit groß. Bei der innigen Verbindung der Seelenkräfte wirkt die Erkrankung eines Teils nicht nur örtlich, sondern zieht allmählich das ganze Ich in Mitleidenschaft: die Lust mit den Dingen zu spielen, statt sie ernst zu erfassen, überträgt sich sehr oft auf das Pflichtgefühl gegenüber den eigentlichen Lebensaufgaben. Ehe man es noch ahnt, ist der Charakter in seinem tiefsten Grunde von dem Gifte angegriffen oder die in der Gesellschaft durch höfliche Lügen genährte Eitelkeit erzieht jene Selbstüberschätzung, welche die Selbsterziehung unmöglich macht.

Daß diese Kunstspielerei zugleich auf die Gesundheit schädlich wirkt, davon kann sich jeder selbst überzeugen, der offene Augen hat. Schon in der frühen Jugend werden die Nerven gereizt und die für körperliche Bewegung freie Zeit fast vollkommen verbraucht. Die heute geltigen Ansichten fordern die Pflege „gesellschaftlicher Talente“ und vornehmlich bevorzugt wird die Musik, diese Kunst, die wie keine andere die Reizbarkeit hervorbringt und nährt. In jenem Lebensabschnitt, wo der Körper zu seiner gesunden Entwicklung nötig hat, daß Muskeln, Lungen und Sinne geübt, durch den Aufenthalt in freier Luft gekräftigt werden, verdammt man die Kinder, oft schon mit dem gewöhnlichen Lernstoff überbürdet, zum stundenlangen Stillsitzen; ob sie begabt sind oder nicht, gilt vielen Eltern gleich; ihr Traum ist die sogenannte „ausgezeichnete Erziehung“, die das Gehirn überfüllt und die Gesundheit untergräbt.

Als Folge dieser Annatur hat sich die Reizbarkeit entwickelt, die heute Millionen von Angehörigen der gebildeten Stände beherrscht. Phantastik und Empfindelheit werden dadurch früh gezeitigt aber der klare Wille, die Stetigkeit des Gemüthslebens, die ruhige sittliche Thatkraft sind halb oder ganz gelähmt: das Geschlecht taugt nicht für die ersten Kämpfe der Zeit und bricht zusammen, wenn es plötzlich in sie hinausgestellt wird.

Ebenso verderblich wirkt auf den Gesundheitszustand die eigentümliche Hast, die man heute in fast allen Berufs-zweigen, beobachten kann. Die Überschätzung äußerlicher Erfolge, dieses Erzeugnis materialistischer ehrsüchtiger Denkungsart, hat überall das „Strebertum“ gezüchtet. Unter Kaufleuten, Börsenmenschen und Handwerfern; in den Kreisen der Schriftsteller und Künstler, der Gelehrten und Politiker ist die Zahl dieser Streber eine ungeheuer große geworden: rasch soll alles gewonnen sein, Vermögen, Einfluß oder Ruhm. Die stetige, ehrliche Arbeit, die, ohne immer den Erfolg im Auge zu haben, gleichmäßig die Pflichten erfüllt, ist seltener geworden; der Ungeist des Schwindels herrscht nicht nur in

Handel und Wandel vielfach, sondern auch im geistigen Arbeitsleben der Völker; er züchtet Lüge und Unehrlichkeit, Neid und Lieblosigkeit und erfüllt die geistige Luft mit Sporen sittlicher Krankheiten.

Ein mächtiger Beweggrund dieser Hast liegt in den gesteigerten Lebensbedürfnissen. Man will sich nicht gern nach der Decke strecken, blickt lieber über sich statt unter sich und modelt die Lebensführung nur allzusehr nach dem Beispiel jener Stände, die man die „oberen“ nennt. So viele, die mehr scheinen wollen als sie sind, glauben anderen in wertlosen Außerlichkeiten nicht nachstehen zu dürfen, spannen alle Kräfte gewaltig an, um Geld für das Überflüssige herbeizuschaffen und nützen sich deshalb selbst sehr rasch ab, stürzen sich in Sorgen und in jene Unrast, die aus unedler Quelle fließt, ja sie werden oft dem sittlichen Untergang entgegengetrieben und reißen vielleicht die Ihrigen mit in den Abgrund.

Aber auch der Trieb, sich auf irgend einem geistigen Gebiete auszuzeichnen und in die erste Reihe zu drängen — diese Ehrengier, der so selten die Befähigung zu bedeutenden Thaten entspricht — bewirkt Zerfahrenheit und Unbefriedigung der Geister, schwächt und verbraucht die Körper.

So sind in unserer Zeit noch viele andere Gründe thätig, aus denen sich die krankhafte Überreiztheit einer sehr großen Zahl von Menschen einfach und ohne Zwang erklären läßt. Der einzelne wird, gewöhnlich ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, in vielen Dingen von der Lebensführung der Mehrheit beeinflusst; er glaubt aus eigenem Antriebe zu handeln und folgt doch nur einer die Zeit beherrschenden Sitte, deren schädigende Folgen ihm als unvermeidlich erscheinen. Das ist jedoch eine Wahnvorstellung, die nur so lange Macht behält, als man sich vor ihr beugt. Ihr Einfluß wurzelt in unserer Feigheit. Alle diese unvernünftigen Sitten und Lebensgewohnheiten gleichen einem aufgeblasenen Luftball: er schrumpft zu einem leeren Sack zusammen, wenn man das Gewebe an einer kleinen Stelle zerreiht.

Man wagt es gewöhnlich kaum, über die Unvernunft dieser Gewohnheiten zu denken, man erträgt sie oft, selbst wenn man erkennt, daß sie unsere körperliche und sittliche Gesundheit tief schädigen. Wer jedoch ernst und aufrichtig danach strebt sich zur sittlich freien Persönlichkeit auszugestalten, muß den Mut haben, in vielen Dingen anders zu sein als die Mehrheit, er muß zuerst seine äußere Lebensführung so gestalten, daß er sich frei mache von allen Gewohnheiten, denen er nur mit dem Opfer seiner Gesundheit dienen kann, daß er ledig werde jener Bedürfnisse, um deren Befriedigung willen er so oft die Ansehnlichkeit des Geistes und Herzens opfert.

### Es klopft, mach' auf, schließ zu!

Soll wirklich dies der Regen sein,

Der von dem Dache tropft?

Sieh', Schwester, nicht so spöttlich drein:

Es klopft, es klopft!

Ein ja mit diesem hellen Laut

Seit wonniger Zeit vertraut —

Und wieder geht es Schlag auf Schlag,

Wer wohl so früh schon kommen mag?

Es klopft, es klopft!



Wem mögen diese Schritte sein,  
 Wer fliegt den Gang herauf?  
 Horch! Schwester, rief es nicht hinein:  
 Mach' auf, mach' auf!?

O weh, hab' doch mich wohl verhört,  
 Du sehnend' Herz hast mich bethört;  
 Du selber klopfst und fliegst so schnell  
 Und niemand mahnte silberhell:  
 Mach' auf, mach' auf! —

Hab' ich Dich, liebster Vagabund,  
 Bist Du's, mein einz'ger Du?  
 So schließ zum Kusse meinen Mund,  
 Schließ zu, schließ zu!

Nun ja, dies ist Dein dunkles Haar  
 Und dies Dein helles Augenpaar,  
 Das bleibt mein eigen für und für:  
 So lauf doch, Schwester, nach der Thür,  
 Schließ zu, schließ zu! — —

Steinhausen.

## Mißlänge und Harmonien.

Von A. Her.

Das Leben besteht aus Gegensätzen. Das Schicksal der einzelnen hat Licht und Schatten aufzuweisen, oft fallen den anderen nur die Lichtseiten ins Auge, oft ist das Gegenteil der Fall, aber eins kennt nur der Betreffende selbst: „seine innere Empfindung,“ und diese entscheidet über das Glück seines Lebens. Es sind viel weniger die Stellung, der Beruf und die äußeren Verhältnisse, die einen Menschen glücklich machen, als die Auffassung, die er von diesen Dingen hat. Durch die Verschiedenheit der Charaktere und Neigungen entstehen widersprechende Ansichten. Leider ist es den meisten Menschen nicht vergönnt, ihren Beruf frei zu wählen, vielmehr lassen sie sich hierbei vorwiegend durch äußere Umstände leiten und es entstehen dann Mißlänge, die sich ein ganzes Leben hindurch bemerkbar machen. Das Leben ist reich an solchen Beispielen. Hier hat ein junger Mann die Offizierslaufbahn eingeschlagen, während er für sein Leben gern studiert hätte, sein ganzes inneres Denken und Empfinden zieht ihn zu den Wissenschaften hin, aber er ist das Mitglied einer zahlreichen Familie, das Studieren kostet Geld, er wird in der Armee früher unabhängig, also tritt er in die Armee ein und der Vater erwartet, daß er seinen Weg machen wird. Gewiß, er wird seine Pflicht thun, vielleicht wird er Tüchtiges leisten, vielleicht Großes, aber vorläufig fehlt die innere Befriedigung und auf einem anderen Wege hätte er vielleicht Besseres und Größeres geleistet.

Ein anderer junger Mensch dagegen, dem jede hervorragende geistige Fähigkeit fehlt, muß studieren, sein Vater hat studiert, der Sohn muß es. Mit Aufgebot aller Kräfte, mit Drohungen, mit Versprechungen, mit Anwendung so und so vieler Nachhilfestunden wird er durch das Gymnasium geschleppt.

Das einzige Kind reicher Eltern soll nichts werden als ein: Gentleman! Er kann Geld ausgeben, so viel er will, er kann thun und lassen, was er will, er soll nur ein Gentleman sein. Er hat aber gerade eine Vorliebe dafür, sich in

den Ställen herumzutreiben, in kleinen Kneipen zu sitzen, in einem schlechten Anzug lang ausgestreckt im Grase zu liegen, in einem Heuhaufen zu übernachten, bei Reisen dritter oder vierter Klasse zu fahren und in untergeordneter Gesellschaft zu verkehren. Bei den großen Gesellschaften, die seine Eltern geben, macht er sich unsichtbar, das Tragen eines Fracks erscheint ihm wie eine Entwürdigung, eine Dame zu Tisch zu führen, lehnt er entschieden ab. Er will kein Gentleman sein!

Ein junger Offizier ist reich mit Glücksgütern gesegnet, ein beneidenswerter Lieutenant, der nie in die Lage kommt, mit den Ausgaben die Einnahmen zu übersteigen. Aber ach! er ist gar nicht glücklich, denn das Schicksal hat ihn in eine kleine Garnison verschlagen und er stirbt vor Langeweile. Mit traurigen Blicken betrachtet er den Marktplatz des Städtchens mit den Läden, in denen immer die gleichen Sachen verkauft werden, und die Häuser, in denen immer die gleichen Menschen wohnen, die immer die gleichen Gesellschaften geben (selbst das, was gegessen wird, weiß man genau vorher), und es werden immer dieselben Sachen gesprochen. O, wie ist er unglücklich! Sein ganzes Leben erscheint ihm wie ein einziger Mißklang. All sein Geld nützt ihm nichts. Er möchte eine Reise um die Welt machen, aber sein Vater hat geschrieben, er sei noch viel zu jung, er solle ruhig in seiner Garnison bleiben. O, er Unglücklichster aller Sterblichen!

Eine junge Erzieherin nahm ihre erste Stellung an, sehr glücklich vor anderen Bewerberinnen den Vorzug zu erhalten, aber wie fühlte sie sich enttäuscht! Ihre kleine Schülerin fand, daß es unterhaltendere Dinge gäbe als Regeln und Grammatik zu lernen, sie brach in Thränen aus, wenn sie die französischen Verben hersagen sollte. Sie könne es nicht begreifen, warum man so etwas Langweiliges lernen müsse; nein, sie könne es nicht begreifen, sie beabsichtige ja keine Reise nach Frankreich zu machen. Die unglückliche Erzieherin hatte sich eingebildet, es gebe nichts Idealeres als zu unterrichten, als so junge Menschenkinder in die Geheimnisse der Wissenschaft einzuführen, sie hatte erwartet, daß jedes ihrer Worte eine begeisterte Aufnahme finden würde. Aber ihre Enttäuschung wurde nur durch dieses eine Kind hervorgerufen, andere Kinder mußten anders sein. Sie bewarb sich daher um eine Anstellung an einer Schule, aber leider fand sie auch hier nicht die erwartete Begeisterung, auch hier nicht die heiße Sehnsucht nach Bereicherung von Kenntnissen; die Kinder freuten sich immer unfähig auf die Ferien. Witter enttäuscht in ihren idealen Anforderungen, schiffte sich die Erzieherin voller Verzweiflung nach Japan ein. Ob sie dort ihre Ideale gefunden hat, weiß ich nicht.

Weniger ideal angelegt, war eine andere Erzieherin, die sich über die Einsamkeit des entlegenen Gutes, auf dem sie sich in Stellung befand, beklagte. Hier biete sich ihr ja gar keine Gelegenheit Herrenbekanntschaften zu machen, sie habe den Beruf nur gewählt, weil sie ein unbenanntes Mädchen sei, aber durchaus nicht aus Vorliebe für Kinder, ganz und gar nicht, vielmehr als Mittel zum Zweck, und dieser Zweck sei eine reiche Heimat. Auch eine Auffassung!

Eine Dame beklagte sich einst bei mir, daß die Lehrerin ihrer Töchter gar keinen guten Einfluß auf diese ausübe. „Und wie finden Sie das,“ meinte sie, „daß dieses junge Mädchen mir von einem Buch gesagt hat: Ich habe es gelesen, aber Sie, gnädige Frau, dürfen es nicht lesen, nein,

für Sie wäre das keine passende Lektüre.“ Also sie — ein junges Mädchen von zwanzig Jahren liest solche Sachen (es handelte sich um einen französischen Roman), und ich eine verheiratete Frau, die große Kinder hat, soll das Buch nicht lesen! Wie finden Sie das?“ „Nun,“ entgegnete ich, „ich finde diese Auffassung durchaus modern. Unsere Jugend wird uns in jeder Hinsicht übertreffen.“

Ja, es giebt Widersprüche im Leben. Wir sehen Menschen die ihren Beruf schlecht ausfüllen, wir sehen andere vergebens kämpfen um hohe Ziele zu erreichen, die ihnen doch immer fern bleiben, wir sehen viele, die unzufrieden sind mit ihrem Schicksal, deren Leben eine lange Kette bildet von Wünschen, Hoffnungen, Enttäuschungen, wieder andere, die unverstanden durch die Menge hindurchgehen, die trauern, leiden, versinken . . . Mißklänge.

Aber es giebt auch Harmonien! Ich kenne ein junges Ehepaar, welches in Hinsicht auf äußere Verhältnisse nichts weniger als glänzend gestellt ist, aber es ist doch glücklich. Sie haben sich lieb und sie sind selig im Besitz eines Kindes, das von der Mutter ganz allein gepflegt und gewartet wird. Zuweilen klagt er darüber, daß sie ihn um des Kindes willen vernachlässige, daß sie jedesmal, wenn sie gemütlich zusammen saßen und das Kind im Nebenzimmer schrie, sofort aufspränge und ihn ganz allein sitzen ließe. Wenn er nach Erfüllung seiner Berufspflichten nach Hause zurückkehrt, überspringt er immer zwei Stufen der Treppen und oben öffnet sie ihm die Thür und ruft: „Endlich kommst Du, endlich!“ Wie die Zeit ihr lang scheint ohne ihn! Schöne Harmonie!

Eine alte Jungfer rechnet jeden Abend nach, wieviel sie tagsüber erspart hat, nicht um sich selbst an gesammelten Schätzen zu erfreuen, nein, sie verfolgt einen idealen Zweck. Sie ist einst verlobt gewesen, vor vielen, vielen Jahren und dann starb ihr Bräutigam. Eine halb verwischte, recht herzlich schlechte Photographie ist das einzige Andenken, das er ihr zurückließ, aber sie gedenkt seiner immer noch mit Liebe. Und weil ihr selbst das Glück der Ehe versagt blieb, so spart sie jetzt, um der Nichte eine Ausstattung beschaffen zu können. Seit drei Jahren ist die Nichte schon verlobt, aber jetzt in absehbarer Zeit, in zwei Jahren vielleicht würde sie heiraten können. Man mußte eben noch mehr sparen. Brauchte sie, die alte Jungfer ein neues Kleid? Nein. Das alte ließ sich wenden, der Kaffee konnte schwächer gekocht werden, der Zucker war ein überflüssiger Luxus. Wenn ihr solche Gedanken kamen, glitt immer ein sonniges Lächeln über ihr gutes Gesicht. Harmonie!

Es giebt einen alten Mann, der halb blind ist und seinem Beruf entsagen mußte. Er lebt in einem Dorf. Vor der Thüre seines Häuschens stehen, wie Schildwachen, zwei Oleanderbäume in Kübeln, von denen alle Farbe abgesprungen ist. Im Garten blühen die schönsten Blumen, dunkelblaue Enzianen, hochstämmige Rosen, duftende Lebköien, mächtige Sonnenblumen und dichte Stauden von Nittersporn. Um eine kleine Laube rankt sich das Geißblatt, die Bienen summen darin, am Hause empor schlingt sich der Wein, von dem im Herbst blaue Trauben niederhängen, Trauben, die an Süßigkeit viel zu wünschen übrig lassen, aber dem Besitzer schmecken sie köstlich. Er hat eine gute Frau, seit einem halben Jahrhundert leben sie zusammen und teilen Freud und Leid. Von dem was in der Welt vorgeht, weiß er wenig, er hält ein kleines Lokalblatt und nimmt innigen Anteil an allen Unglücksfällen, die ihm durch die Zeitung zur Kenntnis kommen. Er hält auch ein Familienblatt, ein

Blatt von dem viele behaupten, daß die darin enthaltenen Geschichten geschmacklos seien. Er aber findet sie herrlich. So spannend und so phantastisch. Wie merkwürdig es doch in der Welt zugeht; zuweilen schüttelt er den Kopf darüber, aber dann läßt er sich wieder vorlesen, was sich weiter ereignete mit jener schrecklichen Gräfin, mit den brandroten Haaren, die nun schon den vierten, thatsächlich den vierten Mann unglücklich machte. Wie eigen war die Welt, die außerhalb seiner Sphäre lag! Was die Menschen betraf, die sich in seiner Umgebung befanden, so empfand er immer ein heißes Verlangen, sie glücklich zu machen. Glücklich, so viel dies in seinen Kräften stand. Er lud Kinder entfernter Verwandten ein, die Ferien bei ihm zu verbringen; Nekrovalenzenten durften sich in seinem Garten erholen, Kranken brachte er Blumen, oder im Herbst Trauben, „von meinen Trauben“ — mit welchem Stolz er das sagte! Es gab so viele Dinge, die ihm lieb waren. Seine Frau war ihm lieb, seine Mitmenschen, sein Garten, sein Häuschen, ja, wenn man ihn überhaupt gefragt hätte, was er nicht lieb habe, so würde er wohl nicht imstande gewesen sein eine Antwort zu geben. Harmonie!

Nicht darauf kommt es an, in welchen Verhältnissen wir leben und welchem Beruf wir uns widmen, sondern darauf, daß wir zufrieden sind.

Das ist Harmonie!

## Aus dem Leben für das Leben.

Von D. v. L.

Ein vielseitig ausschauender Geist wird selten, verbohrt einer Idee sich zuwenden. Das ist Sache der Kleineren, die nicht bemerken, daß jeder Gedanke der Menschen irgendwo seine schwache Stelle hat. Dafür aber droht jenem die Gefahr, dem Reize des Betrachtens zu erliegen und dabei den Thatwillen einzubüßen, während die Kleineren durch ihre Einseitigkeit zum Zusammenfassen der Kräfte erzogen werden und so dem gemeinen Nutzen der Zeitgenossen gute Dienste leisten können.

\*

Die Worte „Ich will“ hört man am häufigsten von Menschen, die wenig Willen, aber viel Eigensinn besitzen. Mit dem Willensstarken verkehrt es sich leicht, wenn er nicht gerade versteckte Ziele verfolgt. Der Umgang aber mit dem Eigensinnigen ermüdet, weil man niemals weiß, wohin die Laune des Augenblicks ihn treibt.

\*

Eine merkwürdige Erfahrung habe ich bei vielen Sprossen solcher alten Adelsgeschlechter gemacht, die sich im körperlichen Verfall befinden: sie sind oft von ungewöhnlicher Herzengüte und Geisteszartheit. Die häufigen Verwandtenheiraten haben die physische Kraft sehr geschädigt, dabei aber das Gemüt bereichert. Es steckt in ihnen ein Widerspruch zu dem bekannten Worte vom gesunden Geist in einem kranken Körper. Aber ebenso kann man auch bei alten Geschlechtern physische Gesundheit mit krankhaften Entartungen des Geisteslebens vereinigt finden.

\*

Wer auf Massen wirken will, muß sich der Schlagworte bedienen. Diese erschlagen fast immer den tieferen Sinn der Sache, aber sie zertrümmern die Ketten der Leidenschaften

und Massen werden gewöhnlich nur durch diese bewegt. Ob zum Guten oder zum Bösen, das entscheidet der Weltgeist — die Führer niemals, mögen sie es auch sich einbilden.

\*

Wir verführen uns leichter, als wir uns führen.

\*

Einen Menschen zu lieben und dabei seine Gedanken zu hassen, das bringen Frauen fast niemals zuwege. Männern gelingt es leichter.

\*

Willst Du Deine Anschauungen klären, dann betrachte sie zuweilen mit den Augen ihrer Feinde. Aus deren Einwürfen lassen sich für den logischen Kampf die besten Waffen schmieden.

\*

Meine Wohnung liegt fast gegen Norden. Ich empfangen nur Sonnenlicht, das von den Fenstern der gegenüberstehenden Häuser zurückgeworfen wird. Es blendet anfangs, dann aber freut man sich doch der Strahlen, die ins Zimmer gleiten und es erhellen. Du kannst das auch bildlich fassen. Vielleicht fällt in Dein Herz ein unmittelbarer Strahl des Glücks, weil Du auf der Nordseite des Lebens wohnen mußt. Dann lasse Dir's genügen am Widerschein fremden Glücks. Anfangs wird es Dir in den Augen wehthun, dann aber Dein Gemüt erhellen. Und noch später wirst Du erkennen, daß jene Kraft, die es Dir möglich macht Dich fremden Erdenglücks zu freuen, Dein Glück ist und zwar ein höheres, das oft die Menschen der Südseite gar nicht ahnen.

\*

Alles Verlangen ist innere Bewegung. Tief sinnig verbindet die Sprache mit den Worten des Begehrens, wie Sehnsucht, Liebe, Wunsch, Hoffnung, das Wort „stillen“, d. h. still machen. Und still sein im Geiste ist das höchste Ziel, aber Stille mit Bewußtsein, Stille mit Leben. Sie finden wir nur in Gott.

\*

Wenn Du erregt bist, so frage Dich nach dem Grunde. Du wirst gar oft gar keine Antwort geben können. Ist das der Fall, so nimm Deinen Willen zusammen und zwingen Dich zur Ruhe. Thust Du es nicht, so wird der geringste äußere Anlaß genügen, Dir die Herrschaft über Dich zu nehmen, und Du sprichst oder begehst Thorheiten, die Du einige Minuten später bereust, ja vielleicht in dem Augenblicke schon, wo Du redest oder handelst. Aber diese Art von Reue vermehrt nur die Erregung; das eigensinnige Ich fühlt die Scham aufsteigen, und indem es sich vom Selbst gedemütigt weiß, zürnt es ihm, das es nicht fassen kann. So tobt es den Zorn nach außen aus und kann sich leicht wegen eines Nichts in schwere Schuld verstricken.

\*

Kriege haben viel Menschenleben gekostet. Aber diese Verluste sind gering gegenüber denen eines langen mörderischen Friedens. Was für Opfer fordern Trunksucht und ungezügelter Leidenschaft Jahr um Jahr!

\*

Wenn man heute verschiedenen Menschheitsbeglückern, Religionserneuerern und „Ethikern“ zuhört, wie sie ihre Heilmittel anpreisen, muß man ihnen unbedingt beistimmen: „Ja, Euer Heilmittel hilft ganz gewiß.“ Aber nur der Unhöfliche wird noch die Frage hinzufügen: „Woher jedoch

wollt Ihr es beziehen?“ Die braven Leute in Verlegenheit zu setzen, wäre nicht hübsch.

\*

Jeder tiefere Mensch hat im Verkehr mit der Welt einen Schutzwall nötig, um die Heiligtümer seines Gemüts vor läppischen Händen zu bewahren. Darum entwickelt sich leicht der Stachelzaun der Ironie, der nur für Freunde und für gute Menschen einen geheimen Eingang besitzet, den andern aber den Eintritt verwehrt. Aber die Stacheln sollen nur leicht ritzen, nicht tief verletzen. Doch ist das nur eine Entwicklungsstufe. Auf der höheren steht das Herz weit offen für alle, die kämpfen und leiden, und die lächelnde Ironie wandelt sich zu jenem Humor, der in jedem Worte einen Tropfen schmerzlindernden Öls birgt.

\*

Die Kunst des Tröstens lernt man nur in der Schule des Leids.

\*

„Wozu schreite ich durch das Leben?“ Schreite, statt zu fragen, dann wird Dir Antwort werden.

\*

Zu den unglücklichsten Menschen zähle ich solche, die stets auf der Flucht vor der Langweile begriffen sind. Immer hoffen sie auf Rettung von außen, und ihr Schwert ist das „Vergnügen“. Aber diese Waffe stumpft sich, wenn auch noch so oft gewechselt und neu geschärft, immer rascher ab, bis das müde Ich erschöpft zusammenbricht. Mancher kann gerettet werden, wenn plötzlich ein starkes Leid über ihn einbricht und als Helferin die Arbeit erscheint.

\*

Verwandte Seelen verstehen sich schweigend; unbertwandte müssen sprechen, um wenigstens den Schein des Verstehens sich vorzutauschen.

\*

Wer knirschend und fluchend auf das „Glück“ verzichtet, dem wird die Welt dunkel und öde; wer es lächelnd thut, dem strahlt sie in neuem Lichte — er kann sie genießen, ohne sie zu begehren.

\*

Aus Büchern kann niemand weise werden, und hätte auch ein Weiser sie geschrieben. So lange als er liest, ist das Licht des andern für ihn nur Schwingung des Äthers, erst wenn er es lebt und lebend seinem Wesen gemäß umdibet, beginnt es zu leuchten und zu erwärmen.

## Vermischtes.

**Zur Geschichte des Panamakanals.** Ende der sechziger Jahre studierte ein kolumbianischer Ingenieur Antonio de Gogorza das Gelände zwischen dem dem atlantischen Ozean angehörenden Golfe von Uraba und dem am großen Ozean westlich gegenüberliegenden Golfe von San Miguel behufs der Anlage eines interozeanischen Kanals durch die zwischen beiden Golfen liegende Landenge von Darien. Er setzte sich darauf mit Pariser Häusern in Verbindung und kam mit einer ihm regierungsseitig erteilten Konzession für die genannte Anlage 1874 selbst nach Paris.

Dabei handelte es sich um eine Verbindung zwischen dem Fluß Atrato, der nach einem fast genau meridionalen Strom-

laufe in den Golf von Uraba mündet, und dem Fluß Tuira, der anfangs südwestlich rinnend bei Pava sich nordwestlich nach dem Busen von San Miguel wendet. Bei diesem Orte Pava beträgt die Entfernung zwischen dem Tuira und einem Nebenflusse des Atrato nicht mehr als 27 km. (Die Nivellements mit den Tagebüchern dieser Strecke und ihren Verlängerungen bis zu den beiden Ozeanen haben mir seiner Zeit zur Äußerung in Paris vorgelegen.)

Gogorzas Vorschlag beruhte auf eigenen Vermessungen und Untersuchungen, deren Ergebnisse durch Urkunden aus den bis dahin fast hermetisch verschlossenen Archiven von Madrid und außerdem durch zahlreiche Ergebnisse anderer Expeditionen von verschiedenen Nationen in jenen Gegenden wirksame Stützen erhielten. Die Kosten eines Kanals an der bezeichneten Stelle wurden auf 250-300 Millionen Franken geschätzt. Dagegen hatte schon der französische Chefingenieur Garella in den vierziger Jahren, von Guizot beauftragt, den 70 km breiten Isthmus von Panama eingehend an Ort und Stelle studiert und denselben für tauglich zur Anlage einer Eisenbahn, aber als kaum zu überwältigendes Hindernis für die eines Kanales erklärt. Unter Napoleon III., der sich sehr für die Frage interessierte, waren die Studien eines Durchstiches zwischen dem mexicanischen Meerbusen und dem großen Ozean ausgeführt worden.

1875 beauftragte Lesseps, der hehre Erbauer des Suezkanals, seinen Chefingenieur Dauzat, der ihm schon bei diesem zur Seite gestanden hatte, das Hauptprojekt Gogorza neben einem anderen des nordamerikanischen Commodore Selfridge genau zu prüfen. Das Endergebnis gipfelte in dem dem geographischen Kongreß in Paris mitgetheilten Sage: „Ein interozeanischer Kanal nach der Linie Gogorza ist möglich und ist es ohne Schleusen.“

Eine Prüfungskommission von zwölf hervorragenden Personen unter dem Voritze von Lesseps wurde zur Förderung des großartigen Unternehmens ernannt; ihr gehörte auch Cornelius Herz als Sekretär an.

Gogorza mühte sich mittlerweile ab, Gelder aufzutreiben und hoffte seine Auslagen, die sein Vermögen nahezu erschöpft hatten, wiederzuerlangen. Er wandte sich auch in diesem Sinne an den Baron Reinach. Dieser übernahm anscheinend die Rolle eines Beschützers von Gogorza, machte Verträge mit ihm und benutzte ihn als Werkzeug. Ein in Bogota, der Hauptstadt von Kolumbien, mit der dortigen Regierung unterzeichneter Vertrag vom 28. Mai 1876 lautet auf Gogorza und General Turr, Repräsentant der Gesellschaft Reinach & Co. Dieser aber waren die 300 Millionen zu wenig für Börsenspekulationen; das Projekt sollte größere Ausdehnung annehmen. Deshalb wurde die Linie Gogorza verlassen infolge einer dazu eigenartig zusammengesetzten Expedition, die auf jener Route Sümpfe und Sumpffieber und dergleichen häufig angetroffen hatte. Lesseps wurde zum Einschwanken gebracht und sagte in einer großen Rede am 10. Juli 1879 in Lyon: „Ich erkläre feierlich, daß ich Sie nie veranlassen werde, einen maritimen Süßwasserkanal (zwischen den beiden Flüssen Tuira und Atrato) herzustellen, sondern nur einen solchen mit konstantem Niveau, selbst wenn er das Doppelte kosten sollte!“

Damit war das Schicksal des Unternehmens bereits im Reinachschen Sinne entschieden. Niemand rebete mehr von Gogorza. Der Panamadurchstich begann, um vielleicht nie wieder aufgenommen zu werden. Wohin alles das Geld, was nicht wirklich zu Bauzwecken dort verwendet worden ist,

gegangen, wird die jetzige Untersuchung in Paris kaum aufhellen; denn alle die Summen, von denen es heißt, sie seien zur Erlangung von Vergünstigungen, Wohlwollen, für Reklamezwecke u. s. w. verausgabte bezw. verschenkt worden, erreichen Zeitungsnachrichten zufolge kaum 20-30 Millionen, wogegen mehrere Hunderte fehlen und nur 400 ihr Grab in Panamaerde gefunden haben sollen. Viel Ehre und vieles Geld ist damit verloren gegangen.

Dr. Carl Ohsenius.

**Intra arma silent leges et Musae.** Unter dieser Überschrift hat sich unter den Papieren eines Freundes unseres Blattes folgender Brief eines jungen Lehrers aus Königsberg gefunden, der als Augenzeuge den Durchzug der Franzosen durch Königsberg schildert:

Es war am 10. Juni 1812, als zum erstenmale die Unterrichtsstunden unterbrochen wurden durch den dumpfen, näher rückender Trommelwirbel und die rauschende türkische Musik der im Durchmarsch begriffenen Franzosen, und fortan rückten sie in tiefen Linien Tage und Nächte hindurch nicht durchs Sackheimer sondern Moskauer Thor. Da konnte kein Lehrer mehr lehren und der Zöglinge Aufmerksamkeit fesseln, das großherrlichste Schauspiel, das der Kriegsgott damals den Menschen gab, bot lehrreichere Lektüre als Bibel und Schiefertafel; war's doch, als sollte die Erde aus ihren Fugen gehen. Dort traben die Sappeurs erst einher unter hoher Wärenmütze mit gewaltigem Bartwuchs, die Beine umgürtet mit dem behaarten Schurzfell, das breite, glänzende Beil auf der Schulter; hier schwang der Tambourmajor den Schnur umwundenen, mit goldener und silberner Kugel gezierten Stab, die schmetternde Trommel schwieg, die Kriegsmusik begann; der Mohr unter ihr mit weißen Zähnen, den Adler mit ausgebreiteten Flügeln tragend, eilte der dichtgedrängten Heermasse voran auf dem Wege gen Moskau. Das Kriegsvolk wies alte, wettergebräunte Männer von den Pyramiden und Marengo her, mit drei, vier roten Streifen auf dem Arme, auch mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückt, neben jungen, milchbärtigen, schwarzhaarigen Blausgesichtern, alle im Galoppschritte nach Moskau. Diesen unter ihnen sah man mit dem Kaninchen auf dem Arme, jenen mit dem Täubchen auf der Schulter, hier den Hund als Eskorte des Regiments neben her, die meisten mit dem gefüllten Flaschentürbis an der Seite zur Stärkung. Unter schmetternden Fanfaren erschienen wohl auch die schlanken Chasseurs und husarenmäßigen Chebaurlagerer mit fliegendem Pferdegeschweif auf dem Helme, der schwere Kavallerist mit goldglänzendem Kürass, das Haar, nicht selten in Zöpfe geflochten, über Schläfen und Nacken hängend, alles wohlgenut im Siegestrausche, bis auf die blauen Bagagewagen in Feldschmieden und Feldmühlen und Ochsen bespannten Getreidekarren. So zogen sie unablässig und endlos dahin, ihr Brot und Fleisch aufs Bajonett gespießt und an den Seiten der Straße, auf der sie dahin zogen, wuchs für das Jahr kein Kornhalm, kein Gras, immer avant in Siegestrunkenheit. Warum sollten sie auch nicht in stolzer Sicherheit auf dem Triumphzuge einherziehen, nahm Napoleon doch vor den Augen des nahe zuschauenden Normalinstituts auf dem Geyerierplatze vor dem Königsthore Sonntag am 14. Juni über ungezählte Heerscharen, nach Völkern geordnet, über Franzosen und Bayern, Württemberger, Badenser, Sachsen, Westfalen und polnische Lanciers glänzende Heerschau ab.

## Traumbilder.

Von Florentine Gebhardt.

An Deinem Arm dahingehn können  
Durchs Leben, wäre Seligkeit,  
Wie Sterblichen so reich zu gönnen,  
Sie nie vermag des Schicksals Reid.  
Und doch, dereinst Dich mein zu nennen,  
Besiegend Schicksal, Raum und Zeit,  
Mein Herz vermag sich kaum zu trennen  
Von diesem Traum von Seligkeit!

Stets nun gelockt vom Zauberthimer,  
Ergiebt sich's willig seinem Bann  
Und weiß es doch, daß nie und nimmer  
Der Traum zur Wahrheit werden kann.  
Daß alles Hoffen Truggefimmer  
Und alles Wünschen nichts als Wahn,  
Weil Abgrundstiefen scheiden inuner  
Von Deiner meine Lebensbahn!

## Briefkasten.

Herrn E. J. in P. „Duldergrüße“ angenommen. — Frä. E. H. in D. In Ihren Gedichten ringt etwas Eigenartiges nach Ausdruck. Ich fühle das Drängen der Empfindung, die zum Lichte will, aber leider ist es Ihnen noch nicht gelungen, das Innere klar auszuprägen. Senden Sie nur zuweilen etwas; ich glaube in Ihnen steckt ein der Pflege werter Kern. Besten Gruß. — Neue Abonnentin in H. Ihre Frage ist schwer zu beantworten. Das Gehalt ist sehr verschieden, zwischen 1800—4000 Mk., je nach Größe der Fabrik, auch mehr, wenn der Chemiker am Gewinn beteiligt wird und das Geschäft gut geht. Genaueres läßt sich nicht sagen, da die Zeitverhältnisse zu sehr mitsprechen. — Christoph. Sie sind unbestreitbar begabt. Die gedruckten Gedichte, besonders „Der Zigeuner“ und „Der Spielmann“, enthalten sogar viel Schönes, die handschriftlichen stehen nicht auf gleicher Höhe. Weil ich weiß, daß Sie Eigenartiges schaffen können, bitte ich um eine neue Sendung. Sie dürfen 8 bis 10 Gedichte schicken, es wird mich freuen, darin etwas den genannten Gedichten Gleichwertiges zu finden. — Frä. Gola L. in H. Die Wahl überlasse ich Ihnen. Wenn Sie das Blatt wieder einige Zeit regelmäßig lesen, so wird Ihnen sicher ein Gedanke kommen, den Sie mir vorschlagen können. Besten Gruß. — Frä. S. M. in N. Sie müssen unbestimmtes Neugesühl empfunden haben, sonst hätten Sie nicht geschrieben: „Sagen Sie mir aufrichtig, ist das überhaupt ein Gedicht?“ Nun also aufrichtig: das ist überhaupt gar nichts. Nicht einmal ein Gedicht. — Hr. C. P. in D.

„Es wird gewiß noch rauschen  
Der Vorbeer um mein Haupt,  
Und keines Kritikers Urteil  
Mir den süßen Glauben raubt.“

So schreiben Sie in dem Gedichte „Genius“. Gestatten Sie dem Kritiker zu schweigen. — Frau A. H. in St. Die Ergebnisse des ärztlichen Studiums von weiblicher Seite hat jüngst nach amtlichen Quellen Prof. Dr. Fehling zusammengestellt. Die Ausweise ergeben folgendes: Auf den Schweizer Hochschulen (Zürich, Genf, Bern) haben in der Zeit von

1864—1891 789 Frauen und Mädchen die Heilkunde studiert. 141 davon erwarben den Dokortitel, aber nur 26 legten die Fachprüfungen ab, von denen das Recht zur Ausübung abhängt. In Amerika beginnt der Gegenkampf; eine der wenigen Hochschulen, die unseren Universitäten ungefähr gleichkommen, will keine Hörerinnen mehr zulassen, da die Leistungen von Jahr zu Jahr abgenommen haben. Auch in England scheint die Neigung im Abnehmen, da sich immer klarer herausstellt, daß langes Studium auf den weiblichen Körper sehr nachteilig wirkt. Die gleiche Beobachtung wird aus Rußland berichtet. Was die Kosten betrifft, so müßten Sie wohl 12—14 000 Frs. für die Zeit des Studiums bis zum vollen Abschluß desselben rechnen. Ich rate nicht zu, noch ab, da ich das Maß Ihrer körperlichen und geistigen Thakraft nicht kenne. — Savonarola. „Ich will ja nicht für mich das Glück“ oder „Frühlingsmorgen“ soll kommen. Beide zeigen Fortschritt. — A. S. M. Sie haben ein reines Frauengemüt, dessen Äußerungen erfreuen, aber Sprache und Form sind leider ganz ungenügend. Besten Gruß. — Frä. M. M. H. in H. „Herbst“ soll kommen. Novelle bitte ich nicht zu senden; es liegt zu viel da, und Sie müßten ein- einhalb bis zwei Jahre warten. — Herrn S. M. Gedanke poetisch, Ausführung nicht genügend. „Herrlichkeit — Vergänglichkeit“, „feucht — schlecht“ sind unstatthafte Reime. Vielleicht gelingt ein zweiter Versuch besser. — Melanie. Vielen Dank für den freundlichen Brief. Ich wünsche Ihnen alles Gute. „Wie traurig ist's“ werde ich bringen. Die anderen Gedichte sind nicht so gut. Gedanken vom „Ersten Kuß“ schon seit Anakreon oft behandelt, „Abschied“ in der Form zu wenig streng. Besten Gruß. — Frau M. J. (Oberbruch). Auch „Abschied“ ist nicht druckreif. — Frä. Adele. Das alles hat schon Heine gesagt. Auch die „Doreley“ ist mit dem gleichen Schluß von ihm gedichtet. Sollten Sie diese Thatsache übersehen haben?

Folgenden Aufruf haben wir mit der Bitte um Veröffentlichung erhalten:

Mit den Vorarbeiten zur Herausgabe einer umfassenden dialektischen Rätselsammlung beschäftigt, richte ich an alle Forscher und Freunde des deutschen Volkstums und Dialekts die herzliche und dringende Bitte, zur Erreichung der einem solchen Werke notwendigen Vollständigkeit das ihnen zugängliche Material an dialektischen Volksrätseln zu sammeln und mir geneigtest recht bald einzusenden. Wo es gewünscht wird, erhalten die Einjender das handschriftliche bezw. gedruckte Material zurück.

Im voraus danke ich meinen lieben norddeutschen Landsleuten herzlich für die gütige Unterstützung und bitte dringend, mein Unternehmen, wenn auch durch den kleinsten Beitrag zur Rätselsammlung, zu fördern.

Nörten in Hannover.

Rudolf Eckart,  
Privat-Gelehrter.

## Inhalt der Nr. 20.

Die Sonntagskinder. Roman von Hans Werder. Fortf. — Arkanum. Roman von Ludwig Würzburg. — Beiblatt: Höchstes Leid. Von E. Arnoldi. — Ungekanntes Leben. Eine Zeitbetrachtung von D. v. L. — Es klopft, mach auf, schließ zu! Von Steinhäufen. — Mißlänge und Harmonien. Von A. Her. — Aus dem Leben für das Leben. Von D. v. L. — Vermischtes. — Traumbilder. Von F. Gebhardt. — Briefkasten.

# Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3¼ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

No. 21.

## Die Sonntagskinder.

Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

### VIII.

In dem Wohn-, Speise- und Arbeitszimmer der Familie Bernharbi, das leidlich geräumig, nach der Straße zu gelegen war, saß Alberta, die älteste der Schwestern, vor einem der beiden Fenster an ihrer Staffelei. Sie nannte diesen Winkel ihr Atelier, und wenn Staub, Unordnung und Malgerätschaften den Begriff eines solchen ausmachen, so war dieser Name freilich gerechtfertigt. Trotz der vorgerückten Tageszeit, — es war vier Uhr nachmittags, trug sie einen lang schleppenden hellblauen Schlafrock mit einer Watteaufalte und Wollspitzen besetzt, die einst weiß gewesen, jetzt aber eine andere Farbe angenommen hatten. Ihr Haar hing ungeflochten und malerisch wirr über den halben Rücken hinunter, während einige Strähnen der etwas hohen Stirn zur Verzierung gereichten. Außerst genial war die Erscheinung, oder sollte es doch sein. Und warum nicht? Sie war ja eine Malerin und fertigte mit großem Geschick Wappenschilder, Wandteller und bunte Fenster für eine Kunstgewerbbehandlung. Dadurch erwarb sie soviel, um ihre Toiletten und Privatgefelligkeit zu bestreiten, auch dem jüngsten Schwesterchen, das sie lieb hatte, davon zugute kommen zu lassen. Dieses lag zur Zeit lässig hingegossen auf dem etwas faden-scheinigen Sofa. Ein hübsches, zierliches Mädchen von siebzehn Jahren, mit pikantem Spitzmausgesichtchen und kurzgeschorenem, krausgebranntem Haar.

Am andern Fenster saß die Mutter, einen Berg zerrissener Strümpfe vor sich, an dem sie mit geringem Erfolg ihre Thätigkeit zu erproben suchte. Vergebens sandte sie hin und wieder einen hilfessuchenden Blick

zu dem faulenzenden Töchterlein auf dem Sofa hinüber. Frau Bernharbi sah kümmerlich und sehr unbedeutend aus.

„Solbe könnte Dir ja bei dem Strümpfestopfen helfen!“ bemerkte Fräulein Alberta, den farbegetränkten Pinsel zwischen den Fingern durchziehend. Ihre Singstunden sind für heute beendet, nichts hindert sie daran!“

„Strümpfe stopfen, die Prinzessin? O sie wird sich hüten!“ erwiderte das Dämchen auf dem Sofa. „Seit sie bei Fürstlichkeiten verkehrt und am Hofe singt, sind wir ihr ja eigentlich alle nicht mehr gut genug!“

„Am Hofe hat sie noch nicht gesungen! brüde Dich nicht so unrichtig aus, Kösi,“ belehrte die Malerin. „In solchen Dingen muß man keine Schnitzer machen, das sieht sehr ungebildet aus!“

„Es mag wahr sein, was Ihr sagt,“ seufzte die Mutter, „aber das Singen bei den Fürstlichkeiten bringt doch Geld ein und das ist die Hauptsache.“

„Kostet aber auch eine Menge,“ brummte Alberta. „Diese gestrige Toilette, Du lieber Himmel, ehe ich mir solche schwere Seide anschaffte! Die Unvernunft! Aber man darf ja nicht mitreden, sonst heißt es, wir haben einen ordinären Geschmack! Natürlich, bei den Prinzessinnen kann man sich wohl einen feinen Geschmack angewöhnen, soll dann nur nicht mit Entsagung und Selbstlosigkeit renommieren!“

Mit einem kräftigen Stoß wurde die Thür geöffnet und Thusnelde, die zweite der Töchter, erschien, ein Brett mit Kaffeekanne und Tassen in der Hand.

„Na endlich!“ rief das Köschchen, „wir haben wieder einmal über die Gebühr warten müssen!“

„Warum hilfst Du mir denn nicht, Du Faul-

pelz!" kam schlagfertig die Gegenrede zurück. „Wie viele Prinzessinnen haben wir hier eigentlich im Hause, daß alle Lasten auf mir sitzen bleiben müssen! Als wenn ich das Aschenbrödel wäre! Nächstens werde ich dankend auf die Rolle verzichten, dann könnt Ihr zusehen, wer für Euch kochen und braten wird!“

„Warum schiltst Du auf das Kind — sie hat Dir doch nichts zu leide gethan?“ höhnte die Mutter aus ihrer Fensterrede.

„Möchte ihr auch übel bekommen, wenn sie mir etwas zu leide thun wollte — der Gelbschnabel!“ Während dieser Erklärungen hatte Thusnelba hastig und klirrend die Tassen auf dem Sofatisch zurechtgestellt. „So, nun hole Du das Gebäck, Rösi, ich thue es nicht.“ Rösi weigerte sich, Alberta nahm ihre Partei, Thusnelba schalt und drohte. Endlich ging die Mutter hinaus, das Verlangte zu holen und der Sturm des Unwillens legte sich.

„Wo sind Harald und He? Natürlich wieder im siebenten Himmel! Geht und ruft sie, ehe der Kaffee kalt wird, sonst bin ich nachher wieder schuld daran!“ bestimmte Thusnelba, während sie mit dem hellbraunen Trank die Tassen füllte. Sie glich Ffolde am meisten von den Schwestern, mit ihrer hübschen, abretten Figur, dem vorspringenden Profil und den braunen Haarwellen auf der Stirn. Nur die Haltung, der Ausdruck waren unendlich anders.

„Geh' nur, Röschen,“ mahnte jetzt auch Alberta, „ich glaube, der hübsche Klavierspieler ist schon wieder bei Ffolde, bringe ihn mit herein!“

„Was, wahrhaftig?“ Mit einem Satz flog Röschen auf und zur Thür hin. Ffolde's Zimmer lag nebenan, gleichfalls nach „vorne“ heraus, und würde ohne diese besondere Bestimmung zweifellos die „gute Stube“ gewesen sein. Teilweis galt sie auch jetzt dafür. Röschen steckte den Krauskopf durch die Thür. Wirklich, da stand Albano und sah düster, abgemanteten Blickes zum Fenster hinaus, während Ffolde freundlich auf ihn einsprach. Er hatte die Notizen wiedergebracht, welche er am Abend zuvor ihr irrtümlich ausgeführt und sich bei dieser Gelegenheit über die Ungerechtigkeit des Fürsten ausgesprochen, der sein Klavierspiel getadelt.

„Wenn Sie mit meiner Begleitung zufrieden waren, Fräulein Bernhardi, was geht es ihn denn an? Oder waren Sie es etwa nicht?“ fuhr er heftig auf.

„Ich war es gewiß! Doch Gräfin Elfriede hat mir diese Lieder begleitet.“

„Natürlich, mit der will ich ja eben nicht konkurrieren!“ fiel er aufgeregt ein. „Sie wissen es ja doch auch, Gräfin Elfe hat es Ihnen gesagt, ich bin kein Pianist, ich will keiner sein!“

„Dann klagen Sie auch nicht über des Fürsten unfehlbar sicheres Urteil, sondern thun Sie, was Gräfin Elfe Ihnen auch schon geraten hat, bitten Sie ihn, daß er Sie im Geigenpiel unterrichten läßt.“

„Ihn bitten, ich? Hahaha, Sie wissen nicht, was Sie mir sagen! Nicht um mein Leben zu retten würde ich eine Bitte an ihn richten.“ Und das sprach der Mensch, der seit zehn Jahren von des

Fürsten Wohlthaten lebte, der jeden Bissen Brotes von seiner Freigebigkeit genoß.

„Sie sind mir völlig unverständlich!“ seufzte Ffolde. In diesem Augenblick schaute der dunkelblonde Krauskopf herein.

„Herr Albano, Sie sind schon wieder hier? Das Konzert ist ja vorbei, wollen Sie etwa anfangen meiner Schwester den Hof zu machen?“

„Ihr Fräulein Schwester wird's wohl nicht so nachsichtig in mein Belieben stellen, ob ich das anfangen will!“ lachte Albano. „Vielleicht würden Sie nachsichtiger darin sein, Fräulein Rösi?“ Er nahm ihre Hand und hielt sie liebevoll fest. Mit einem toletten Augenaufschlag blickte Rösi ihn an.

„Ich wäre gar nicht hereingekommen, wenn ich gewußt hätte, daß Sie hier waren! Ich wollte Ffolde zum Kaffee rufen.“

„Und mich von diesem Vorzug ausschließen? Solche Grausamkeit traue ich Ihnen gar nicht zu! Das Röschen wird doch keine Dornen haben?“

„Für heute will ich sie nicht fühlbar machen, wenn Sie wirklich hübsch artig bei uns bleiben wollen. Ich lade Sie hiermit feierlichst ein!“ Damit hing sie sich an seinen Arm und unter den Versicherungen seiner Bereitwilligkeit, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen, erschienen die beiden an dem verheißungsvollen Kaffeetisch. Die Mutter schlich hinaus, um eine Tasse für den Gast zu holen.

„Nun muß Harald noch per Extrapost geholt werden,“ bestimmte Thusnelba und diesmal ging Ffolde den Auftrag auszuführen. Rösi nahm an Albanos Seite Platz, schenkte ihm ein, nahm ihm den Zwieback fort, um mit ihren Mausezähnen hineinzubeißen und steckte dann denselben ihm sichernd wieder zu. Sie freute sich über das Entsetzen auf Ffolde's Angesicht, als diese zurückkehrend ihre Unarten mit ansehen mußte. Alberta schmunzelte wohlgefällig zu den holden Scherzen des Kindes, strich mit den blau, rot und grün gefleckten Händen das wallende Haar aus den Schläfen und vertiefte sich dann mit Andacht in ihre Lieblingsmahlzeit.

Albanos schwarzes Auge wanderte von einer dieser auffallenden Gestalten zur andern und blieb mit verwundertem Ausdruck auf Ffolde haften. Wie kam sie doch in diesen Kreis? Er beschloß noch heute zu Doktor Volkmann zu gehen, um ihm von dieser merkwürdigen Familie eine naturhistorische Schilderung zu entwerfen. Aber die Rösi war ein netter, kleiner Käfer, diese Thatsache ließ sich nicht in Abrede stellen.

Ein scharfer Klingelzug ließ sich hören. Gleich darauf steckte ein kleines unterirdisches Geschöpf, das die Stellung eines Dienstmädchens bekleidete, den Kopf zur Thür herein. „Herr Hohenstein wünscht Fräulein Ffolde zu sprechen!“

„Herr Hohenstein ist gut,“ rief Albano und wollte vor Vergnügen fast vom Stuhle fallen. Ffolde erhob sich ruhig, obschon alle Farbe aus ihren Wangen gewichen war.

„Führe den Herrn in mein Zimmer!“ befahl sie mit leiser Stimme.

„Das ist doch nicht etwa Dein berühmter Fürst?“ rief Rösi aufspringend. „Himmel, den muß ich sehen.“

Gehen Sie mir nicht fort, Albano! Ich ziehe nur schnell mein neues Kostüm an. Darin werde ich ihm doch sicher imponieren!"

"Du Affe! Nach Dir sieht keine Maus," war Thusnelbas liebevolle Entgegnung. Mit erleichtertem Blick überzeugte sich Iholde, daß Albertas Toilette mit Lodenbrennen und Farbenabwaschen ohne Zweifel länger dauern würde als der Besuch des Fürsten. So brauchte sie doch nicht die ganze Galerie ihm vorzuführen. Von Thusnelba hatte sie ohnehin nichts zu fürchten.

In ihrem hübschen, behaglichen Gemach, wo jeder Winkel in seiner besonderen Anordnung die Künstlerhand verriet, empfing Iholde den Fürsten. „Wie gütig von Ihnen, diesen mühseligen Weg hier herauf zu suchen!" sagte sie klopfenden Herzens.

"Gütig? Fräulein Bernharbi, ist das Ihr Ernst? Während ich nur auf Ihre Nachricht hoffte, daß Sie mir gestatten würden, bis hierher vorzudringen. Ich mußte Ihnen doch meinen Dank bringen für den gestrigen Abend!" Er hielt ihre Hand, sein Auge suchte das ihre. „Iholde, wie schön haben Sie gegungen!"

Sie entzog ihm ihre Hand und legte sie über die Augen. Ein solch Wort von ihm war ein Zaubertrank für ihre Seele.

"Unsere lebenswürdige Wirtin ist Ihres Preises voll!" fuhr er fort, „sie hat mir gedankt, daß ich zuerst von Ihnen gesprochen, ich war sehr stolz darauf!"

Iholde schaute wieder auf und lächelte erfreut. Der Zauber war gebrochen; was andere Menschen über ihre Kunst äußerten, vermochte sie wohl zu interessieren, doch nicht zu erschüttern. Und diese Sonderstellung galt nicht einzig seiner Person. Sie wußte, daß sein Kunsturteil das allerfeinste und schärfste war und durch keinen Einfluß zu bestechen.

"Erzählen Sie mir von Ihrer Athener Reise!" sagte sie ablenkend. „Hat Ihre Geige Sie begleiten dürfen?"

"O welche Frage!" erwiderte er und nahm ihrer Aufforderung folgend in einem Sessel Platz. „Ich habe sie sogar eines Abends mit auf die Akropolis genommen, als ich mit meinen Freunden im Mondschein hinaufpilgerte. Und da habe ich gespielt unter den Säulen des Parthenon, während der Mond über dem Ägäischen Meere stand und das weiße Licht zwischen den Säulen hinkam. Ich glaube Pheidias und Kallikrates sind mir da erschienen. Wäre ich allein gewesen, sie hätten mich angesprochen!"

"Welch eine Stunde muß das gewesen sein!" rief Iholde. „Und was spielten Sie? Sagen Sie mir, Fürst, was konnten Sie da spielen?"

"Ich weiß es nicht, ich phantasierte wie wahnfinnig und hörte sehr bald auf! Ich möchte in der Nähe dieser Geister meine unvollkommene Musik nicht hören lassen!"

Jetzt knarrte die Thür einigemal hin und her und Kösi trat herein. Sie hatte ihr „neues Kostüm" angezogen, das genau nach einem Vorbild in Iholde's Besitz gearbeitet war und sah ungemein schil und niedlich aus. Waldemar erhob sich. „Fürst Hohen-

stein, — meine jüngste Schwester!" sagte Iholde. Kösi erwiderte seinen Gruß mit einer Tanzstunden-Verbeugung, die um einige Fuß zu tief ausfiel und erglühte dabei. Doch war sie enttäuscht, denn sie hatte eine goldgestickte Uniform mit dem Bande des Schwarzen Adlerordens zu sehen erwartet. Dieser schwarze Rock mit der dunklen Krawatte erschien ihr nicht sehr fürstlich. Sie setzte sich an Iholde's Seite und während er mit dieser die Unterhaltung fortsetzte, starrte sie ihm unverwandt mit ihren hübschen grellen Augen ins Gesicht. Eine unüberwindliche Nervosität überkam die feinfühligke Iholde. Sie wandte sich plötzlich zu der Schwester herum. „Sei so gut, liebe Kösi und sage Harald, ich ließe ihn bitten, herzukommen! Mit meinem Bruder muß ich Sie bekannt machen, Fürst!"

Kösi aber lehnte sich entschlossen in ihren Stuhl zurück. „Hol' ihn Dir doch allein!"

In maßlosem Erstaunen befestete sich Waldemars Blick auf sie. Iholde aber, bis auf den Nerv getroffen von peinlichster Empfindung, erhob sich und verließ rasch das Zimmer.

"Sie scheinen nicht sehr zuvorkommend gegen Ihre ältere Schwester zu sein, mein kleines Fräulein!" bemerkte der Fürst. Kösi sah verlegen drein. „Haben Sie denn noch mehr solcher Schwestern?" fragte er weiter.

"Ach ja, wir sind vier Stück!"

"Vier Stück! Ach was! Und wie viel Stück Brüder haben Sie denn aufzuweisen?"

"O — nur dieses eine Prachteremplar!" erwiderte sie schnippisch.

"Singen Sie denn auch, wie Ihre Schwester?"

"Nein! Den Gesang hat Iholde allein gepachtet. Aber meine älteste Schwester malt sehr hübsch, und ich —"

"Nun, und Sie?"

"Ich will zur Bühne gehen!"

"Ach! Nun, dann lassen Sie mich nur ja wissen, an welchem Theater Sie aufzutreten, damit ich hingehen kann und Ihnen Beifall klatschen! Darum wird es Ihnen doch hauptsächlich zu thun sein!"

Sie wußte nicht recht, ob er im Ernst oder Spott mit ihr sprach, jedenfalls war es ihr unbehaglich zu Mute und sie war froh, als Iholde jetzt zurückkehrte. Harald folgte ihr und sie stellte die Herren einander vor. Mit einer leichten Befangenheit, einem Anflug von Erröten verneigte sich Harald. Waldemar aber streckte ihm herzlich die Hand entgegen. „Ich freue mich, Iholde Bernharbis Bruder kennen zu lernen!" — Ein Blick auf diese edle Haltung, das feine durchgeistigte Gesicht hatte ihn die verwandte Seele erkennen lassen. Und ohne Übergang, ohne Umschweife versanken die drei in Themata, die ihr Interesse am wärmsten ausfüllten. Beginnend mit den Sängern und Dichtern, die im Tageslärm ihre Stimmen erheben, hin zu den Unsterblichkeitswerken vergangener Zeiten, die noch heute, wie damals riesenhoch alles Geschaffene überragen.

Das Köschen war längst hinausgeschlüpft, denn die Unterhaltung fing an, ihr fürchterlich zu werden. Zu dem neuen Kostüm gefellte sie noch das neue



Barett und Winterjäckchen und so wanderte sie mit Albano hinaus zu einem Spaziergang im Thiergarten. Sie fanden dies eine vorzügliche Idee und verabredeten Wiederholung. Wenn nur erst der Winterfrost eine gute Eisbahn bescherte, dann sollte das gemeinsame Schlittschuhlaufen eine Quelle unerschöpflichen Vergnügens werden!

Walbemar oben bei den Geschwistern sah endlich nach der Uhr und sprang auf. „Verzeihen Sie, Fräulein Bernhardi und machen Sie mich nicht verantwortlich, daß ich Ihnen so lange zur Last gefallen bin! Das war wieder einmal eine Illustration zu dem Begriff ‚fesselnde Unterhaltung!‘“

„Es war eine Stunde, wie sie mir armem Weltvergeffenen selten zu teil wird! Wie soll ich Ihnen danken, Durchlaucht!“ sagte Harald. „Und doch habe ich zugleich noch eine Bitte: wie könnte es geschehen, daß ich einmal Ihre Geige zu hören bekäme?“

„O — Sie müssen mich besuchen, Herr Bernhardi! Ich habe manches in meinen Zimmern, das Ihnen Freude machen wird, zu sehen! Aber nicht wahr, Fräulein Ise, die Erlaubnis wiederzukommen nehme ich mit fort von hier?“

## IX.

Die Fürstin Hohenstein beabsichtigte ihr siebzehnjähriges Töchterlein in diesem Winter noch nicht bei Hofe vorzustellen, und auch sonst den großen Strom der Geselligkeit zu vermeiden. Elfriede musizierte fleißig und hatte des anregenden Verkehrs genug. Auch Isole sah sie häufig. Um ihren gefelligen Verpflichtungen nachzukommen, sollte die Fürstin in den schönen Räumen des Palais Hohenstein einen Konzertabend veranstalten; diesen Gedanken hatte Walbemar in ihr erweckt und förderte ihn der Ausführung entgegen. Ein „Wagner-Konzert“ sollte es werden, und selbstverständlich ruhte das Programm wie alles übrige in seiner Hand.

„Einseitig wollen wir dabei nicht zu Werke gehen,“ erklärte er. „Zum Beginn kann Elfen uns eine Beethoven'sche Sonate vorspielen, und Herr von Hornitz ein Paar Löwische Balladen singen. Und dann führen wir den dritten Akt der Götterdämmerung auf! Die ganze Orchesterbegleitung steht mir zur Verfügung in den zwei Händen eines Menschen! Es ist der Herr von Hayden, der im Sommer bei mir in Hohenstein war! Ich stelle Dir ihn vor Elfe, unten im Flußthal, erinnere Du Dich?“

„Ja, ich erinnere mich!“ sagte sie erschrocken.

„Die drei Sänger,“ fuhr er fort, „für Hagen, Gunther und Siegfried werde ich mir wohl verschaffen können und die Brünnhilde wird uns Isole Bernhardi singen!“

„So, weiß sie das denn schon?“ lachte Elfe.

„Nein, aber sie wird es rechtzeitig erfahren, Schwesterchen, verlaß Dich darauf!“

„Walbemar, glaubst Du, daß Isole eine Wagner'sche Rolle wird singen können,“ gab die

Fürstin zu bedenken. „Sie, die sich noch niemals mit Bühnengefang abgegeben hat?“

„Ja, sie wird es, liebste Mutter. Ich bitte Dich, laß auch das meine Sorge sein.“

Ohne Widerstreben nahm Isole die Aufgabe entgegen, die Walbemar ihr übertrug. „Ich habe Ihnen zugesichert, Sie die Brünnhilde zu lehren,“ sagte er, „und Sie versprochen mir, sie zu lernen! Nun ist der Augenblick gekommen!“

„Ich habe Ihnen nichts versprochen, Fürst!“ erwiderte sie, das Köpfchen zur Seite geneigt, den weichen, feurigen Blick zu ihm aufgeschlagen. „Aber ich will es dennoch thun! Versuchen Sie, mich zu lehren! Vielleicht kommt dann endlich die verheißene Offenbarung über mich.“

Und so geschah es. Täglich ging er zu ihr, und sie sang die Brünnhilde so, wie er sie vordem von den großen Wagner-Sängerinnen gehört. Er wußte genau, wie der Meister das gewollt und so lehrte er's sie. Er war kein Gesangeskünstler, er konnte ihr nur sagen, was er verstanden, und Isole staunte über die Fülle seiner musikalischen und technischen Kenntnisse. Sie aber verstand jeden seiner Winke mit einer Feinheit und Sicherheit, beherrschte das neu Erfasste mit einer Genialität, die auch ihn erst jetzt den ganzen Umfang ihres Könnens und ihrer Begabung ermessen ließ.

Das waren gefährliche Stunden! Isole stand, das Notenbuch in der Hand und ihre herrliche Stimme erfüllte den engen Raum, als müßte sie seine Wände sprengen. Weltentriickt stand sie da und sang, hinausgehoben über die Schranken der Wirklichkeit auf den Schwingen ihrer Kunst. Walbemar, an die Wand gelehnt, schaute und lauschte und das Herz schwoh ihm in stürmischen Entzücken. Dann plöglig unterbrach er sie mit einem Wort kühler Kritik. Ein einziger Satz, dessen Auffassung ihm fehlerhaft erschien und die Bewunderung war abgestreift. Der Kritiker stand vor ihr. Ein leichtes Rot des Unwillens ging über ihr feines Gesicht und unter den braunen Haarlocken auf der Stirn ward eine Falte sichtbar.

„Er ist anmaßend — ungerecht!“ raunte die Stimme des verletzten weiblichen Selbstbewußtseins in ihr. „Er hat recht in jedem Worte,“ sprach die Künstlerin dagegen und ihre Stimme behielt die Oberhand bei Isole.

Er lächelte leicht, kaum merklich, und doch fühlte sie es und wußte warum.

„Nun bitte noch einmal:“

„O ihr des Eides ewige Hüter —“

und denken Sie dabei, daß der Götter Rache mein vermessenens Haupt zerschmetterte, da ich es gewagt, Ihr Singen zu tadeln!“

„Warum sagen Sie das Fürst? Sie wissen doch, daß, wenn Ihr Tadel gerecht ist, ich ihn sicherlich anerkenne!“

Und dann sang sie, wie er's haben wollte. Wie geschmolzenes Metall klang ihre Stimme, erglühn an dem Feuer ihrer eigenen Begeisterung. So hatte sie früher nie gesungen. War das schon die Offenbarung, die über sie kam? Ihr Herz erbehte bei

dem Gefühl und das seine schlug wild und heiß in Bewunderung, Stolz und Verlangen.

Doch kein Blick verriet, was ihn bewegte. Sie war die Sängerin, er der Kritiker. Diesen Standpunkt unveräußerlich festzuhalten war ihm Pflicht und Ehrensache.

Auch waren sie niemals allein bei diesen Übungsstunden. Albano mußte die ganze Klavierbegleitung ausführen und oft kam Harald herein, um in stummen Zuhören an Gesang und Gesprächen sich zu erfreuen. Auch die Schwestern erschienen häufiger. Alberta in phantastischer Künstlergewandung, um schwärmerischen Blickes den schönen jungen Fürsten anzustarren und durch zart gelispelte, kluge Bemerkungen seine Bewunderung zu erregen. Rósi in ihrem Sonntagsstaat, um teils mit ihm, teils mit Albano zu kofettieren.

Waldemars größtes Entsetzen waren diese Schwesternbesuche. „Das Unangenehmste an den Frauenzimmern,“ bemerkte er einmal zu Elfriede, „ist mir, daß sie alle drei an Ffolbe erinnern. Diese abgetafelte Malerin ahmt ihr Künstlerwesen nach, und die kleine kokette Spitzmaus ihre Haltung und ihren Anzug, die sogenannte Thusunelba aber, die „rastlos scheue Magd“ der Familie, ist ihr Konterfei, ins Massiv und Hausbadene übersezt! Dagegen scheint mir die Mutter überhaupt nicht gezeigt zu werden. Wie ein Paar Schwäne im Gänsestall sind diese beiden Geschwister, Harald und Ffolbe!“

„Arme Ise!“ seufzte Elfriede.

Mit Albanos Spiel war übrigens der Fürst auch jetzt sehr unzufrieden, und dieser nahm ein wenig kleinlaut den Tadel hin. Denn bei den schweren Akkorden-Gängen der Götterdämmerungs-Musik begann er doch selber seinen Mangel an Übung zu empfinden. Einmal ließ er sich auch durch Röschens bedeutungsvolles Mienenspiel aus dem Gleichgewicht bringen. Das aber verbat sich der Fürst so gründlich und mit so unverholten aufflammendem Zorn, daß beide Beteiligte tief erschrocken sich fernerhin in Acht nahmen.

„Du scheinst Dich gehörig auf Abwege zu verirren, mein Sohn,“ sagte Fürst Waldemar, als er mit Albano nach Hause fuhr. „Es sieht aus, als wenn Deine ganze vielbesprochene Künstlerschaft in Vummerei ausarte. Sowie nur unser Konzert vorüber ist, werde ich mich sehr eingehend um Deinen täglichen Lebenslauf kümmern und mit den Lehrern genaueste Rücksprache über Dich nehmen! Dieser Vernachlässigung muß eine bestimmte Ursache zu grunde liegen, die ich erforschen werde!“

Er hätte ihm das lieber nicht sagen sollen. Denn Albano, von einer Besorgnis angewandelt, die der Furcht sehr ähnlich sah, beschloß soviel er konnte, Versäumtes nachzuholen, übte in selbiger Nacht bis drei Uhr, ging am nächsten Morgen zu seinem einstigen Lehrer und suchte ihn sich geneigt zu stimmen, so gut er irgend vermochte. Er wußte ja, daß später der Fürst bald wieder Berlin verlassen und er dann nach wie vor freie Hand behalten würde, zu thun was ihm gefiel.

\* \* \*

Der Konzertabend kam, Lichterglanz erfüllte die stattlichen Säle des Palais Hohenstein. Die Fürstin in violettbraunem Sammetkleide, einen Brillantreif in dem schönen leichtgewellten Haar, empfing ihre Gäste mit strahlender Liebenswürdigkeit, Sonnenschein und Wärme gleichsam über jeden ausschüttend, der ihr Haus betrat. Neben ihr Elfriede in duftiges Weiß gekleidet, ohne einen anderen Schmuck als ihre Jugend, ihre unbewusste Hoheit und Lieblichkeit.

Eine zahlreiche und glänzende Gesellschaft war es, deren Grüße die liebenswürdige Wirtin entgegennahm. Hohe Würdenträger mit Ordenssternen auf der Brust, Offiziere in glänzenden Uniformen, Damen in strahlenden Gewändern und Diamantenpracht, Künstler mit hochgerühmten Namen und solche, vor deren sehndem Blick Ruhm und Lorbeer als unreichbare Sterne in den Wolken schweben. — —

Ein Gardelavallerie-Offizier trat, die Sporen zusammenschlagend, vor die Fürstin hin. Einige unböhrbare Worte flüsterte er und sein Blick hob sich nicht bis zu dem ihren empor.

„O Herr von Handen, seien Sie hochwillkommen! Die Hauptperson des Abends wäre somit in unserm Kreise erschienen!“ Er küßte ihr die Hand. Elfe mußte sich in diese Begrüßung mit eingeschlossen betrachten. — —

„Elena, mein Liebling! Wie siehst Du nur wieder aus! Du wirfst all diesen Herren die Andacht für unsere Musik durch Deinen holden Anblick verderben.“

„Mach' ihr keinen Vorwurf daraus, liebe Mutter,“ lächelte Waldemar, für einen Augenblick an ihre Seite tretend, „die Rose hat immer das Recht, ihren Platz zu behaupten, mit dem Anspruch auf Bewunderung, ganz gleich in welcher Umgebung sie blüht!“ — —

„Lieber Doktor Gebhard, Sie wollen also wirklich das Martyrium dieses Musikabends auf sich nehmen? Sie wissen ja freilich nachgerade selber, daß jeder Festtag im Hohensteinischen Hause nur halb ein solcher ist, wenn Sie dabei fehlen!“

„Ich hoffe wenigstens, gebuldet zu werden, Frau Fürstin, da ich ja selber nicht mitsinge! Der einzige Moment, in dem mich Gräfin Elfe für unmöglich erklärt hat!“ Er erhielt von dieser einen ganz besonders innigen Händedruck. — —

„Meine Ise, kommen Sie endlich! Der Stern des Abends sollen Sie ja werden, und es wird so sein, ich seh' es an dem Glanz Ihrer Augen!“

„Erlauben Sie, Frau Fürstin,“ entgegnete Ise, daß ich Ihnen meinen Bruder vorstelle!“ Die Fürstin kannte Harald nur aus Waldemars Schilderung, doch sie sowohl als Elfriede hießen ihn wie einen lieben Freund willkommen. — —

Wieder ein Künstler trat herein, unverkennbar als solcher, trotz des tabellofen Anzuges, trotz jenes Stempels, den geordnetes, behagliches Leben ihm aufgeprägt: Unverkennbar! schon durch den besonderen Fall seines schlichten braunen Haares, durch den tiefen Blick der Augen, durch die unglaubliche Leichtigkeit seiner Manieren.

„Haben Frau Fürstin mich heute als Maler oder

Musiker herbefohlen? ich bin zu allen Schandthaten bereit, — ach nein, ich meine zu allen Tugenden —“

„O lieber Herr Scharfenberg, wir bitten um die Tugenden! Wir kennen Sie ja nur mit solchen, sei es als Maler, oder als was Sie sonst auftreten.“

„Ich trete hier heute nur auf, um Gräfin Elfriede spielen zu hören, wenn ich das erreicht habe, kann ich wieder gehen,“ sagte er mit lachend freundlichem Blick ihr die Hand reichend. Er sprach in leicht anklingend medlenburgischer Mundart und in einem Ton, der oft und gerne bei den Hörern sympathische Heiterkeit hervorrief. Jetzt sah er sich um und trat zur Seite, rasch, leicht, um neu herzutretenden Gästen Platz zu machen. —

„Prinz Konstantin, Hoheit!“

Mit einer freudig warmen Bewegung wandte diesem sich die Fürstin zu. Er trug preussische Kavallerieuniform. Eine urvornehme Erscheinung, biegsam, schlank und elegant, das scharfgeschnittne feine Gesicht vom liebenswürdigsten Ausdruck belebt. Er kam leider ohne die Hohe Gemahlin, welche von ihrer Reise noch nicht zurückgekehrt war. Ihr Fortbleiben wurde schmerzlich bedauert.

Endlich hatte die große Versammlung in dem prächtigen Musiksaal die Plätze eingenommen.

An dem Flügel saß Elfriede und mit weichen, volltönenden Akkorden griffen ihre zarten Hände in die Tasten. Beethovens D - Moll - Sonate — ohne Noten — so hatte es Waldemar bestimmt. Wen die Herrlichkeit der Musik nicht ergriff, den bewegte der Anblick dieser schlanken weißen Mädchenblume mit dem durchgeistigten Ausdruck auf dem zarten Kindergesicht.

„Welch ein wunderbares Mädchen!“ sagte Herr von Hayden zu Gebhard Volkmann, der neben ihm stand. „Sie ist die verkörperte Poesie.“

In atemloser Bewunderung lauschte die Zuhörerenschaft. Ein Ausdruck stolzer Befriedigung lag auf Waldemars Gesicht, als er seine Schwester auf ihren Platz zurückführte.

Dann sang Herr von Horwitz Löwische Balladen, — ein schöner stattlicher Kavaliere in prächtiger Garbeuniform mit wundervoller Stimme und berückendem Vortrag. Rauschender Beifall belohnte ihn, die Damen waren hingerissen. Er dankte freundlich gelassen. Eine andere Aufnahme als diese kannte er nicht für seine Leistungen.

Das wenigen bekannte „Albumblatt“ von Wagner spielte Waldemar selber zuletzt, von Albano begleitet. Zauberiſcher denn je sang seine Geige, der Solitär an dem kleinen Finger seiner Rechten sprühte in blauen Feuerfunken unter dem Kronenlicht und der Blick seines dunklen Auges glitt langsam, traumverloren über die Reihen der Zuhörer hin.

Clema legte ihren Fächer vor die Augen. Sie konnte seinen Anblick kaum ertragen, das Herz that ihr weh in dem Bewußtsein, daß er allen angehörte, wie er da stand von allen gesehen, gehört, bewundert, und kein Gedanke seines Herzens, kein Strich seines Bogens ihr allein zu eigen war.

Eine kurze Pause der Erfrischung folgte.

Nun sollte die Götterdämmerung beginnen. Herr

von Hayden nahm vor dem Flügel Platz. Ihm folgten die Sänger, drei berühmte Bühnenkünstler und Waldemars gute Freunde. Letzterer führte die Sängerinnen die Stufen hinauf zu ihren Plätzen. Zuerst Isolde in ihrem schlichten, elfenbeinweißen Kleide. Heute trug sie dazu zwei antike Goldreifen um die schönen Arme, ihre Hand hielt einen Strauß köstlicher Marschall-Niel Rosen.

„Wer hat ihr den Strauß gegeben?“ dachte Clema. „Vorhin hatte sie ihn noch nicht! Und die Goldreifen besaß sie auch nicht, als sie im Sommer bei uns war. Ob er sie aus Athen mitgebracht hat? O wie sorglich er ihr den Stuhl hinrückt —“ und das Herz des armen Mädchens zog sich zusammen wie unter dem Druck einer eisernen Klammer.

Die Musik aber begann, die ganze mächtige Orchesterbegleitung durch die kräftigen Künstlerhände dieses jungen Offiziers wiedergegeben. Mit unglaublicher Kraft und Sicherheit beherrschte er die gewaltige Komposition und mit einer Klarheit, welche tiefstes Eindringen in den Geist des Kunstwerks bedeutete.

Die Sänger lösten ihre Aufgabe mit Meisterschaft. Endlich begann Isolde. Brunnhildes Schlußmonolog, die große Liebeserlösung, in der sie mit dem erschlagenen Helden, dem ewig geliebten, im Flammentode sich vereint. Herrlich sang sie es und gewaltig, mit der ganzen entfesselten Kraft ihrer Stimme und ihrer tief innen glühenden Leidenschaft. „Siegfried, Siegfried, sieh! selig grüßt Dich Dein Weib!“ mit diesem Triumphschrei brach sie ab, und mit der rasendsten Gewalt, die Musik nur auszudrücken vermag hörte man Sturm und Flammenwucht, — die Götterdämmerung hereinbrechen.

Eine Stille der Erschütterung folgte und dann ein unermesslicher Jubel, dessen Wogen sich langsam nur beruhigten. Eddard von Hayden und Isolde Bernhardt wurden bis zum Himmel erhoben. Die Fürstin schloß ihre Arme und zog endlich die von der Anstrengung und Aufregung erglühende mit sich fort in ihr kleines Dämmergemach, zu kurzem Ausruhen und Erholen.

Eddard von Hayden näherte sich Elfrieden. Es überraschte, erschreckte sie fast. Wollte er mit ihr sprechen? sie hatte das nicht erwartet.

„Hat es Ihnen gefallen, Gräfin? Wie Ihr Bruder, Fürst Hohenstein mir sagt, haben Sie keine Vorliebe für Wagners Musik?“ fragte er mit seiner gleichmäßig weichen Betonung.

„Er hat Ihnen recht gesagt,“ erwiderte Elfriede, „und er hofft mich noch zu befehlen! Ich wünsche, daß es ihm gelingen möchte!“

„Aber Sie zweifeln daran?“ setzte er hinzu. „Das wäre ja zugleich eine Antwort auf meine Frage!“

„Doch nicht!“ rief sie mit Wärme. „Was ich heut gehört habe, mußte mir wohl gefallen! Ich habe noch nie ein so klares Bild von dem Gedankengange gewonnen, nach welchem der Meister sein Werk aufgebaut, als bei — diesem — Spiel!“

Er schlug langsam die Augen auf und ein Blick,

tief und voller Leuchtkraft, voll eigentümlicher Berebbarkeit traf den ihren zum ersten Mal.

„Sie können dies eben so gut spielen wie ich! Sie müßten sich nur herbeilassen, diese Musik verstehen zu wollen!“

„Ja, Sie haben recht, am Verstehenwollen fehlt es mir vielleicht gerade! Ich fürchte mich vor dem berausenden Eindruck der Wagnerischen Kunst!“

„Sie wird er nicht berauschen, Gräfin! — In Bayreuth waren Sie noch nicht?“

„Nein! Bayreuth und Parsifal, das ist es gerade, was ich fürchte! Und auch Sie glauben, daß beides meinen Widerstand überwinden wird?“

„Ja, ich glaube und hoffe es! Aber ich wünschte wohl, näher zu erfahren, was Sie von dem Eindruck des Parsifal zu befürchten haben?“ Er reichte ihr jetzt den Arm. „Darf ich die Ehre haben, Sie zum Souper zu führen?“

Während des war Prinz Konstantin zu Walde-  
mar herangetreten. Er erfaßte seinen Arm und zog ihn einige Schritte mit sich fort.

„Sagen Sie mir, lieber Waldemar, diese kleine Bernharði hat früher nur Liebeslieder gesungen von Schumann, Brahms und dergleichen, ich habe sie öfter gehört! Sind Sie es, der sie zur Wagner-Sängerin umgewandelt hat? und wie haben Sie das fertig bekommen?“

„Ja, ich kann diesen Ruhm nicht von mir abwälzen,“ lachte Waldemar leicht und behaglich. „Sie werden mir aber zugeben, Hoheit, daß ich mich dadurch verdient gemacht habe! Um die Kunst sowohl, als speziell um diese Zuhörerschaft hier!“

„Ganz ohne Zweifel! in hervorragendem Maße! Aber wo wollen Sie hinaus damit? Soll Fräulein Bernharði für die Bühne ausgebildet werden? Sie ist ein wenig klein und zierlich als Brünnhilde!“

„Aber nicht als Isolde oder Kundry! Vor allen Dingen ist die Stimme ausreichend, und ihre musikalische wie dramatische Begabung! Davon habe ich mich jetzt überzeugt!“

„D, ich zweifle gar nicht, daß Ihr Urteil darüber richtig ist und daß Sie alles dies aufs beste durchführen werden,“ sagte der Prinz. „Aber ich fürchte, Sie werden hier großes Unheil anrichten, und das thut mir leid!“

„Aber lieber Prinz —“ er stockte.

„Nun? ich bin begierig, wie Sie diesen Einwand entkräften wollen!“ meinte Prinz Konstantin. „Ist nicht bei einer Frau, und wenn sie noch so sehr Künstlerin ist, immer das Herz der ausschlaggebende Faktor? Glauben Sie, daß Ihr Einfluß auf die Künstlerin ein so entscheidender gewesen wäre, wenn nicht das Weib in ihr zugleich sich Ihnen untergeordnet hätte?“

„D nein, Hoheit, ich muß aufs entschiedenste widersprechen!“ rief Waldemar. „Eine gewisse Berechtigung erkenne ich Ihrer Behauptung zu, — für die Allgemeinheit! — Aber doch giebt es künstlerische Individualität genug, auch bei Frauen, die sich nie von Herzensgefühlen beeinflussen ließe! Solche besigt auch die kleine Bernharði genug! Ich bitte Sie,

Hoheit, rauben Sie mir doch nicht meine göttliche Unbefangenheit bei dieser sehr hübschen Sache!“

„Lieber Waldemar, nicht um Ihre Unbefangenheit mache ich mir die allergeringste Sorge!“ rief der Prinz. „Aber dort erscheint sie ja wieder mit Ihrer Frau Mutter! Sehen Sie nur, ihr erster Blick in diese Menschenmenge hinein hat Sie erfaßt! Wollen Sie ihr nicht entgegengehen?“

Isolde kam gerade auf die Herren zu, unbefangen, das Köpchen anmutig geneigt in der ihr eigentümlichen Haltung. So blieb sie vor Waldemar stehen. „Nun, mein Lehrmeister, sind Sie zufrieden mit mir?“

„Isolde!“ Er sah ihr in die Augen. „Oder heißen Sie Brünnhilde? Ich kann das heute nicht auseinander halten! Aber kommen Sie jetzt, bitte! Die müde gesungene Nachtigallentehle bedarf der Erfrischung! Lassen Sie mich für Sie sorgen!“ Er zog ihren Arm durch den seinen und führte sie fort. Heute mußten seine Aufmerksamkeiten billig den Künstlerinnen gehören, das konnte selbst Clema nicht anders von ihm erwarten.

Ein reichhaltiges Büffet war im Speisesaale aufgestellt, und die Gesellschaft verteilte sich an kleinen Tischen.

An Isoldes rechter Seite suchte Gebhard Voltmann seinen Platz. Er verzichtete auf die Ehre seine Dienste einer Dame anzubieten, denn er wünschte dieser einen ungeteilt seine Aufmerksamkeit zu widmen. Waldemar war eben gegangen, um für sie auf der Tafel das Beste, was er finden konnte, zu suchen und das war bei dem Andrang keine Kleinigkeit. Gebhard übersah diesen Vorteil.

„Guten Abend, Fräulein Bernharði, kennen Sie mich noch?“

Sie wandte den Kopf und sah ihn an, herzlich erfreut. „D, Doktor Voltmann! Der ganze Prieborner Wald steht mir vor Augen, mit See und Morgen Sonnenschein und dem träumenden Naturforscher mitten innen! Wie geht es Ihnen? Wandern Sie nun in den Morgenstunden die Friedrichstraße entlang, oder haben Sie alle Träumerei dem strengen, kalten Dienst der Wissenschaft geopfert?“

„Das letztere, Fräulein Isolde, da Sie doch einmal wieder zu ihrer Klasseneinteilung nach Kunst und Wissenschaft zurückgekehrt sind. Warum fragen Sie mich nicht lieber, ob ich gesund sei, mich glücklich fühle und erfreut, Sie wiederzusehen —“

„D Sie alter, böser Schulmeister,“ rief sie lachend, „wenn Sie doch nur etwas an mir zu tabeln finden! Daß Sie gesund sind, sehe ich deutlich genug und daß Sie sich freuen, mich wiederzusehen, finde ich ganz selbstverständlich! Ob Sie sich aber glücklich fühlen, solche indiskreten Fragen thue ich niemals! Bedenken Sie doch, wie selten man darauf eine wahrheitsgetreue Antwort erhalte!“

„Sehr selten, das weiß Gott! Sie aber fühlen sich glücklich, heute, nach diesem Erfolg?“

„Erfolg? worin bestand mein Erfolg? Ich kenne diesen Begriff nicht in einem Sinne, der hierher paßt!“

„Natürlich nicht im gewöhnlichen Sinne, wie

ihn die große Menge versteht! Das will ich ja schon gar nicht bei Ihnen voraussetzen! Aber das Lob und die Bewunderung der Bevorzugten und Sachverständigen, wie die Fürstin und wie Hohenstein, — Fräulein Isole, gilt Ihnen das auch nicht als Erfolg?"

Einer Antwort wurde sie überhoben, denn Waldemar kehrte zurück. „Hast Du meiner Dame auch keine naturwissenschaftliche Vorlesung gehalten, während ich fort war?“ fragte er. „Ich muß mir das ernstlich verbitten, denn danach findet Fräulein Bernharbi an meinen ungebildeten Gesprächen kein Gefallen mehr!“

„Woher weißt Du denn, daß sie ohne meine Vorlesungen an Deinen Gesprächen Gefallen findet?“ gab Gebhard zurück.

Waldemar stellte die auserlesendsten Lekturbissen vor sie hin und füllte ihr Glas mit schäumendem Sekt.

„Nun, Brünnhilde, stoßen Sie mit mir an auf den unvergänglichen Ruhm des Meisters, als dessen Prophetin Sie heute aufgetreten sind!“

Isole zog ihre Hand von dem Glase zurück. „Was verlangen Sie von mir, Fürst! Das kann ich nicht! Ich sollte ja nach Bayreuth kommen, um mich dort belehren zu lassen! Nun erklären Sie mich schon jetzt und hier als seine Prophetin! Er ist nicht mein Meister! Den unvergänglichen Ruhm werde ich ihm wohl nicht absprechen können, noch wollen! Aber seine Prophetin bin ich nicht!“

„Das ist recht!“ stimmte Gebhard ihr bei. „Stoßen Sie nicht auf ihn an! Der alte Herr ist lange zu seinen Vätern versammelt und bedarf der Toaste nicht mehr! Auf Ihr Wohl, Fräulein Bernharbi!“ Hell klang sein Glas an das ihre.

„Gebhard, da drüben ist noch ein Platz frei, möchtest Du Dich nicht wo anders hinsetzen?“ bat Waldemar.

„Nein, ich danke Dir innig. Es gefällt mir hier ausgezeichnet!“ klang die freundliche Antwort zurück.

Prinz Konstantin, auf dem Wege zum Büffet, kam an ihnen vorbei, das gefüllte Glas in der Hand, und trat herzu, mit Isole anzustoßen. „Auf die zukünftige Rundry, Fräulein Bernharbi!“

„D, auch Sie, Hoheit!“ rief Isole. „Hier wollte mich eben Fürst Hohenstein zur Wagner-Prophetin stempeln, doch ich lehne mich dagegen auf! Noch bin ich keine Wagnersängerin, ich gehöre ja zur Schule seiner Gegner!“

„Aber Sie können's doch unmöglich selber sein,“ meinte der Prinz. „Wenn man eines Meisters Musik singt, wie Sie's heute gethan, so kann man nicht zu seinen Gegnern gehören!“

„Lassen Sie sich überzeugen, Hoheit, es ist wie ich Ihnen sagte,“ versicherte Waldemar. „Nur der Einfluß der Kunst, nicht der Person!“

Der Prinz sah ihn lachend an. „Ich wollte mich gern überzeugen lassen, aber heute gerade — da verlangen Sie doch zu viel auf einmal!“

An einem andern dieser kleinen Tischchen saß Elfriede neben Eddard von Hayden, und sie setzten das vorher begonnene Gespräch fort.

„Sie wollten mir sagen, Gräfin, welchen Eindruck Sie von Bayreuth und von Parsifal befürchten.“

Das junge Mädchen that einen tiefen Atemzug. Sie sollte hier Zeugnis ablegen für ihre Überzeugung, und sie that es freudig, doch kostete es sie einen kleinen Entschluß.

„Ich weiß nicht, wie Sie zu Richard Wagners Kunst stehen, Herr von Hayden, und ob ich mich Ihnen ganz verständlich machen kann. Ich urteile nach dem Einfluß, den sie auf meinen Bruder ausübt, nicht nur auf seine Kunstrichtung, sondern seine Anschauungen überhaupt, ja sogar auf seinen Charakter! Sie ist, — ja! muß ich es sagen, seine Religion, sie läßt kein anderes Interesse aufkommen. Und ich denke, darin liegt eine große Gefahr! Charakterschwache Menschen könnten für ihre Seele großen Schaden daran nehmen, sehr phantasievolle, überspannte gar in ihrem Fanatismus geistig aus den Fugen geraten!“

„Das ist doch ein sehr hartes Urteil —“ begann Hayden zögernd.

„Ja gewiß,“ rief sie. „Aber ich habe solche ‚Bayreuther Freunde‘ bei meinem Bruder kennen gelernt, — die ihr ganzes Leben in den Dienst der Wagnerschen Sache gestellt hatten und die mir in ihrem Fanatismus einen geradezu unheimlichen Eindruck machten. Durch sie bin ich zu dieser Ansicht gekommen!“

Die kühle Ruhe auf Eddards Antlitz wich einer lebhaften Wärme.

„Gräfin, wie wollen Sie die Sache verantwortlich machen für die Überspanntheit einiger Anhänger? Freilich giebt es närrische Leute genug, auch unter den Wagnerianern, doch sie sind überspannt von Natur und treiben den Fanatismus als Sport, wenn nicht für diese, dann für eine andre Sache!“

„Vielleicht,“ gab Elfriede kleinlaut zurück, „aber für diese mehr als für andere! Und das liegt an der Zaubermacht der Wagnerschen Kunst!“

„Sie sprechen das Wort Zaubermacht hier im ungünstigen Sinne aus, Gräfin! Geben Sie auch Ihrem Bruder und mir die Aussicht auf seelische und geistige Zerrüttung? Wir haben beide den besseren Teil unseres Daseins in den Dienst dieser Kunst gestellt und wie er, muß ich von mir sagen: Sie ist meine Religion!“

„D wie traurig!“ rief Elfe leise mit schmerzlichem Ausdruck und lehnte sich in den Stuhl zurück. Ein Gefühl durchzog ihr Herz, ähnlich dem, welches ihr Thränen entlockte, als sie zum ersten Mal im Leben diesen Mann erblickt hatte.

„Sie meinen, das sei keine gute Religion?“ fragte er leise.

Sie schüttelte den Kopf und sah ihn ernsthaft an.

„D nein! der bewegende Strom in ihr läuft dem Christentum zuwider! Wenn sie eine Religion ist, so kann sie doch keine heilbringende sein!“

„Dem Christentum zuwider? nein Gräfin! Sie selbst werden es mir noch beweisen, wie gut die beiden nebeneinander eine Menschenseele erfüllen können! Fürchten Sie denn, Ihren Glauben durch diese ‚Zaubermacht‘ erschüttert zu sehen?“

„Nein,“ erwiderte sie fest, „meinen Glauben soll mit Gottes Hilfe mir nichts und niemand erschüttern! Ich fürchte nur, daß die großen Schönheiten des Parzival meinen Sinn gefangen nehmen werden, und daß meine Überzeugung ihn doch verdammen muß. Ich würde deshalb nur neue Kämpfe haben, — mit Walbemar und mit mir selber!“

„Vielleicht auch würden Sie sich bekehren lassen!“ setzte er hinzu. „Ich meine, daß Parzival allen Ansprüchen des Christentums genügt, auch in der Ausführung keine Blasphemien enthält! Es ist keine kirchliche Musik, wie die Oratorien Bachs, und erreicht doch dieselbe Wirkung auf den Hörer wie diese!“

An Elfriedes Seite zur rechten Hand saß Harald Bernharði, der auf ihren Wunsch diesen Platz erhalten. Er hörte ihre kindlich einfachen und doch klaren Ausführungen mit an, den tiefen Blick seiner dunklen Augen auf sie geheftet. Eigen berührte ihn, was sie sagte. Mit feinen Ansichten stand er auf Eddarb Haydens Seite. Sie zog ihn voll Interesse mit ins Gespräch hinein, daselbe wurde immer lebhafter und dauerte noch fort, als die Gesellschaft begann, in die anderen Gemächer zurückzukehren. Endlich folgten auch sie.

Harald war aufs tiefste bewegt von dem Eindruck, den Elfriedes Persönlichkeit auf ihn gemacht. Er wünschte, sich heute abend nicht mehr zu unterhalten. Es war viel Neues auf ihn eingestürzt, was seine Seele erst zu bewältigen hatte. Und der Geselligkeit ungewohnt, fühlte er sich angegriffen und müde zum Umsinken. Da trat Hsolbe zu ihm. Sie kannte wohl diese plötzliche wachsgelbe Blässe auf ihres Bruders Antlitz, die dunklen Schatten um seine Augen.

„Wir wollen heimkehren, Harald, ich bin totmüde!“ Sie wußte, daß er nur ungern eingewilligt hätte, feinewegen ihr ein Vergnügen zu verkürzen.

Walbemar hatte seinen Wagen für die Geschwister vorfahren lassen. Jetzt geleitete er Hsolbe selber die Treppe hinunter.

„Sehen Sie nur, Fürst, dies hat Ihre liebe gütige Frau Mutter mir angesteckt zur Erinnerung an den heutigen Abend! Ist es nicht entzückend?“ Und sie schlug ihren weißen Spizenschawl zurück. An dem Ausschnitt ihres Kleides funkelte eine kleine Leyer von Brillanten. „Gefällt sie Ihnen?“ fragte er und der gezwungen gleichgültige Blick, mit dem er das Geschmeide streifte, ließ in ihr die Ahnung auftauchen, daß vielleicht die Gabe von seiner Hand käme und die Fürstin nur den Namen dazu hergäbe. Dieser Gedanke that ihr weh, und doch ward ihr das Geschenk nur noch wertvoller dadurch.

„Wie reizend von Ihnen, Fräulein Hsolbe, daß Sie die Armbänder tragen,“ sagte er, als hätte er ihre Gedanken erraten. „Ich hatte ja kaum den Mut, Sie darum zu bitten! Aber ich sollte doch endlich die großartige Auffassung kennen, die Sie allen Lebenslagen entgegenbringen!“

„Gehört dazu ein großartiger Sinn,“ fragte sie, „eine poetische Gabe der Freundschaft anzunehmen, deren Wert ein ideeller ist? Ich weiß ja gewiß, Ge-

schente von wirklicher Kostbarkeit würden Sie mir lieblich als solche nicht anbieten!“

„Und ich danke Ihnen dafür,“ sagte er, ihre Hand an seine Lippen ziehend. „Ich wußte, Sie würden es verstehen, daß ich an Sie denken mußte beim ersten Anblick dieser Reifen, deren Wert in der Poesie ihres Alters liegt, in der Wahrscheinlichkeit, daß Andromache sie getragen, als sie von Hektor Abschied nahm, oder Kassandra, als noch Freude war in Trojas Hallen? War es nicht natürlich, daß diese poetische Gedankenverbindung mich zu Ihnen führte, Hsolbe?“

Er hob sie in den Wagen und lehrte dann rasch in die lichtstrahlenden Gemächer zu seinen Gästen zurück.

Es war späte Nacht. Oben in ihrem kleinen Schlafkammerlein, das sie mit Thusnelba zu teilen hatte, stand Hsolbe. Sie hatte die Mutter noch im Wohnzimmer gefunden, wo sie bei einem trüben qualmenden Lämpchen im Sorgenstuhl eingenickt war. Die drei Schwestern befanden sich auf einem Ball allein, denn in solch geeigneten Fällen erklärte Alberta sich für alt genug, ohne mütterlichen Schutz ihre Schwestern auszuführen. Die Mutter konnte sie ja zurückermarten, ihnen die Thür öffnen, für Licht und Bequemlichkeit sorgen. Nur mit Mühe gelang es Hsolben durch Bitten und Vorstellungen, letztere von dieser Aufgabe abzubringen und sie zum Schlafengehen zu bewegen. Sie selber wollte wachen, bis die Schwestern heimkehrten. Auch Harald zog sich sogleich zurück. Da stand nun Hsolbe. Noch stoffen die blassen Seidenfalten um ihre leichte, edle Gestalt, noch glänzte an ihrer Brust die brillantene Leyer, an ihren schönen Armen die trojanischen Goldreifen. In ihren Händen hielt sie die Rosen, die ihr Walbemar geschenkt. Sie preßte das Antlitz hinein. Wie Tau lag es auf den goldenen Kelchen. Waren Thränen darauf gefallen? Wo kamen die her? Das Herz war ja so voll zum Zerspringen von Wonne und Seligkeit. Die Nerven versuchten jetzt sich geltend zu machen! Sie bebten noch wie die Saiten einer Holzharfe von all der Musik. Melodien rauschten ihr im Ohr. Unwillkürlich trat sie an den Flügel und ihre Hand berührte die Tasten, folgte der Weise, die sie dort gesungen und in Erinnerung fand sie die Worte dazu: „Treueste Liebe trog keiner wie er! — Wißt ihr, wie das ward?“

Mit einem fröstelnden Schauer wandte sie sich ab. Nein, nicht solche Dual und Angst mehr, heute, nach diesem glückseligen Abend!

Sie kleidete sich aus und saß in ein warmes Gewand gehüllt bei dem matten Lämpchen allein mit ihren himmelstürmenden Gedanken und wartete. Ach, wenn sie nur heute abend hätte ungestört bleiben können, allein und frei zu träumen wie sie wollte!

Da endlich kam es die Treppe herauf, trippelnd, fichernd, kreischend. Ein scharfer Klingelzug. Schon stand Hsolbe mit der Lampe an der Thür und öffnete. „Seid leise, bitte! Die Mutter und Harald schlafen. Habt Ihr Euch denn gut amüsiert?“

„Besser wie Du jedenfalls mit Deinen Fürstlichkeiten!“ gab Rösli, der liebliche Badfisch schnippisch

zurück. „Nicht wahr, Thusnelde? das war doch ein Bergnügen! Und die netten Herren! Drei haben uns nach Hause gebracht, jede hatte einen am Arm! Und welchen Begleiter hast Du gehabt, Prinzessin? ich wette, keine Seele! Schade nur, daß unser Fest zu Ende ist! ich tanzte am liebsten noch bis in den lichten Tag hinein!“ Und sie flog um den Eßtisch herum, daß ihr weißes, mit roten Schleifen verziertes Kleidchen im Luftzug um sie herflieg.

„Rösi, Rösi, wenn Dein schöner Schauspieler vom Kotillon Dich so beobachten könnte!“ rief Alberta und schlug die Hände zusammen. Sie selber sah gar nicht mehr lustsprühend aus. Ihr Gesicht war übermäßig, grau, vertanzt, die langen Künstlerlocken hingen wirr entrollt über den Rücken.

„Kinder, geht zu Bett!“ sagte Thusnelde. „Solde denkt an ihre feinen steifen Prinzen und fällt in Ohn-

macht, wenn sie Euch noch länger zuhören muß. Sie sieht mir schon ganz so aus!“

„Sie soll sich doch nur nicht wichtig machen mit ihrer Vornehmthuererei!“ zürnte Alberta. „Ich bin auch eine feine Dame, bin sechs Jahre älter als sie und weiß gerade so gut, was sich schickt oder nicht, als alle Prinzen und Prinzessinnen zusammen-  
genommen.“

„Hahaha,“ lachte Thusnelde, „nun hast Du Dein Fett, kleine Hse! Komm, wir wollen gehen! Ich bin müde, habe morgen genug zu thun und die Komödie hat wahrlich ausreichend lange gedauert!“ Solde folgte stumm und suchte ihr Lager auf.

Doch die Träume waren hinweggeweht, die Melodien zerrissen. Ein scharfer Wind war über die Paradiesesblüten hingegangen.

(Fortsetzung folgt.)

## Arknum.

Roman

von

Ludwig Würzburg.

(Fortsetzung.)

### III.

Wie Knaben aus der Schul', eilt Liebe hin zum Lieben,  
Wie Knaben an ihr Buch, wird sie hinweggetrieben.  
Schakspere, Romeo und Julia.

In der Residenz erregte natürlich die Ankunft des Arknumisten das größte Aufsehen. Obgleich man eigentlich von Ringler niemals gehört hatte, so schloß man doch aus der Fürsorge, die ihm der Fürst widmete und die sich sogar auf eine militärische Bewachung erstreckte, wie selten und wertvoll der geheimnisvolle Mann sein müsse. Einige wollten Ringler gesehen haben, als er ins Schloß und später in die Fayencerie gebracht wurde; sie fabelten ganz ungeheuerliche Dinge: er sollte ein feinaltes Männlein sein, in scharlachrotem Mantel, mit einer riesigen Perücke, die das Gesicht fast verdeckte. Ladungen von Kisten und Kästen und Instrumenten wären ihm gefolgt. Man hätte die Sänfte, in der er saß, sehr vorsichtig transportieren müssen, da der interessante alte Knabe in sehr übler Verfassung eingetroffen wäre. Die Phantasie der Leute erhitzte sich und brachte längst Vergangenes wieder zum Vorschein. Der Turm des Schlosses, in welchem das alchymistische Laboratorium des verstorbenen Fürsten lag, das seit dessen Tode vermauert war, sollte in alter Pracht und Herrlichkeit erstehen, das unheimliche Gewölbe, von dem die abenteuerlichsten Gerüchte umgingen, aufgebrochen werden. Derartige Märchen entstehen bei den stumpf und ohne Abwechslung dahinlebenden Einwohnern eines winzigen Städtchens gar leicht, sie werden weiter erzählt und schließlich auch von ganz ernsthaften Menschen geglaubt. Und dennoch hatten sehr viele den Wundermann mit eigenen Augen gesehen, ohne

daß sie allerdings ahnten, wen sie vor sich gehabt. Als Ringler nämlich auf dem Leiterwagen mit der Bedeckung seinen Einzug in die Residenz hielt, meinten die ihm Begegnenden, das müsse wohl ein Landstreicher oder sonstiger Mistethäter sein, den man ergreifen und nun der verdienten Strafe überliefern. Man vermutete auch bei einem so jungen Manne nicht so ernste, so gelehrte Geheimnisse, und die Soldaten, welche den Bildhauer brachten, beobachteten das tiefste Schweigen, das ihnen übrigens nicht schwer fiel, da sie selbst durchaus nichts Näheres wußten.

Nur ein Mann ließ sich von all' den Vermutungen, all' dem Gerede nicht irre machen und sah schon ganz klar, wo die anderen noch im Dunkeln tappten, dies war der Uhrmacher Wenninger, derselbe, über den Durchlaucht zuweilen den unabänderlichen Witz zu machen beliebte.

Der noch immer junge Herr, er war fünfunddreißig Jahre alt, mit dem „Mißgeschick“, wie seine Mutter, die allen Leuten wiederholt erzählte, daß er so gerade wie eine Kerze auf die Welt gekommen und die Wärterin ihn dann später habe fallen lassen, den Höcker nannte, Monsieur Hans Wenninger also hatte Ringler auf dem Leiterwagen und am Nachmittage im Hofe der Fayencerie gesehen. Dieser Hof, auf welchem Fässer, Säcke, Bretter und dergleichen Gerätschaften lagerten, stieß unmittelbar an den Küchengarten der Fürstin und war mit einer nicht eben allzu hohen Mauer umgeben. Dort stand, als der Uhrmacher aus gewissen Gründen vorüberging, der angebliche Arknumist auf einer Leiter, die gegen die besagte Mauer lehnte und blickte unverwandt auf die wohlgepflegten Blumentohlbeete zu seinen Füßen, zwischen denen ein weibliches Wesen mit einem Körb-

chen am Arm hin und her huschte. Auch Herr Wenninger schien Anteil an diesem Menschlein feminini generis zu nehmen, denn auch er blieb an dem Lattenzaun des Gartens stehen und betrachtete aufmerksamst das hervorschießende Gemüse und zwar besonders gerade dort, wo es in diesem Augenblicke eingeheimst wurde. Doch er und Ringler begeisterten sich vergeblich an dem Lieblingsgewächs der Durchlauchtigen, denn das Mädchen würdigte beide keines Blickes und der Uhrmacher trollte sich dann bald weiter, nicht ohne den Artanisten mit recht scheelen Augen begafft zu haben.

Hans Wenninger, der übrigens trotz seines „Mißgeschickes“ gar kein so übler Mensch war und dessen Gesicht man sogar hübsch und wohlgeformt nennen konnte, hatte schon seit langem großes Interesse für die Porzellanmacherei an den Tag gelegt und verschiedentlich mit Leuten Briefwechsel unterhalten, die ebenfalls Neigung für die Überschüsse hegten, die dieser begehrte Handelsartikel abwerfen sollte, es war dann allerdings aus all' den Entwürfen nichts geworden, aber ganz aufgegeben hatte er seinen Lieblingsplan noch nicht. Er galt als ein vermögender Mann, dem schon der Vater, dessen Geschäft er fortsetzte, ein artiges Sümmchen hinterlassen hatte, das er nun durch allerhand Nebenverdienst zu vergrößern bemüht war; auch besaß er ein Haus in der vornehmsten Straße der Residenz — wenn man bei dieser überhaupt von vornehmen Straßen sprechen konnte — das er gemeinschaftlich mit seiner Mutter bewohnte. Dieser eigentümliche Junggeselle saß nun in seiner Werkstätte, die zugleich Wohnzimmer und Laden war, über eine Lupe gebeugt und reparierte den Spindelkloben an der Taschenuhr des Herrn Bürgermeisters Rusp.

Das eine der beiden Fenster des ziemlich großen Gemaches war etwas ausgebaut und diente als Schaukasten, in dem Uhren in den verschiedensten Formen und Ausschmückungen und auch sonstige Schmuckgegenstände lagen, vor dem anderen stand der Arbeitstisch.

Die Mutter hatte auf einem großen, altertümlichen Stuhle Platz genommen, welcher wie alle Möbel einer bereits verfloffenen Periode angehörte, und nähte.

Rusp stand am Tische und schnupfte aus einer auffallend großen Tabakdose.

„Ja, Frau Nachbarin,“ fuhr der Bürgermeister in seiner Rede fort, „so ist es, wie ich Ihr sage, alle Mittel, alle List sind vergeblich gebraucht worden. Jetzt wissen wir nicht mehr, was wir anfangen sollen. 's macht mich ja nicht zum armen Manne, Gott sei Dank! aber 's ist doch ärgerlich.“

Und in Seinem Garten in der Stadt ist stets alles in Ordnung?“ fragte Frau Wenninger, legte die Brille beiseite und blickte neugierig von ihrer Arbeit auf.

„Alles in Ordnung,“ erwiderte Rusp, „da fehlt auch nicht ein Blatt, wir haben genau aufgepaßt. Aber im Draußengarten sind die schönsten Rosen, sowie sie erblüht, immer gleich verschwunden.“

„Er muß sich einen Hund anschaffen, Herr Bürgermeister,“ meinte der Uhrmacher, indem er ein Instrument in das vor ihm liegende Werk senkte.

„Ein Hund? Was soll der nützen?“ gab Rusp

zurück, „der würde mir nur meine Rabatten verwüsten. Legt man ihn an die Kette, so wird er belln, aber wer hört das da draußen, wo niemand in der Nähe wohnt? Der Hund würde Skandal machen, und die Rosen wären dennoch verschwunden, denn dadurch wird sich der Dieb nicht stören lassen. Es kommt mir durchaus nicht darauf an, einen Hund auszufüttern, Monsieur Hans, ich bin ja kein armer Mann, aber meine Rosen kann mir das Tier nicht erhalten. Meine Anna ist ganz trübselig, das gute Kind liebt die Rosen so sehr; das hat sie von mir, denn meine verstorbene Frau hat sich nicht viel um Blumen gekümmert.“

„Sind denn nur immer die Rosen fort, oder auch andere Blumen?“ forschte Frau Wenninger weiter „Nur die Rosen, niemals andere Blumen. Das ist ja eben so merkwürdig. Da stehen die schönsten Nelken, gefüllter Nägelein-Beyl, Stiefmütterlein und andere niedliche Sommerblumen, aber von diesen fehlt auch nicht eine einzige. Die Stachel- und Johannisbeeren und die Frühtrirfchen, die jetzt gerade reif sind, läßt der Mensch ebenfalls in Ruhe. Wir wollten vor kurzem mal probieren, ob er wohl auch anderes nähme und verschlossen das Gartenhaus nicht, sondern ließen die Thür weit offen stehen und stellten vielerlei Teller mit Kuchen, gefüllte Weinflaschen, ja sogar Silberzeug auf den Tisch. Was liegt mir daran? Ich bin ja kein armer Mann und wenn ich mir was vorgenommen habe, dann ist's mir nicht zu kostspielig. Ja, profit Mahlzeit! als wir am anderen Morgen herauskommen, waren die Rosen wieder alle fort, aber das Essen und die übrigen Dinge standen noch gerade so da, wie wir sie hingesezt hatten. Deshalb bleibe ich dabei, das ist kein gewöhnlicher Dieb, sondern ein vornehmer. Das ist ein Rosenfreund, der darauf erpicht ist, sein Mütchen gerade bei mir zu fühlen.“

„Laß er doch jemand des Nachts und auch am Tage als Wache im Gartenhäuschen,“ riet Hans Wenninger.

„Das haben wir natürlich gleich gethan,“ versetzte der Bürgermeister und trat an den Werkstisch. „Acht Tage lang war Christian Haulert, mein Knecht, draußen. Die Rosen wurden nach wie vor abgeschnitten und Christian hatte nichts Verdächtiges bemerkt. Ich glaube, der Kerl hat geschlafen, denn ein unsichtbarer Geist wird mir doch nicht die Ehre erweisen, seine Blumengier gerade bei mir zu befriedigen.“

„Sonderbar, höchst sonderbar!“ bemerkte Frau Wenninger kopfschüttelnd.

„Unheimlich ist es!“ rief der Bürgermeister verdrießlich. „Und nun glaubt Sie wohl, Frau Nachbarin, daß der Dieb so knips knaps die Rosen absäbelt und dann davonläuft und alles in Unordnung stehen läßt? O Gott bewahre! Fein säuberlich werden sie herausgeschnitten, jedes frische Auge wird geschont, jeder Zweig regelrecht gestutzt, jeder Stamm angebunden, wenn er sich vom Stocke gelöst hat! Aber das ist noch nicht genug, denke Sie sich! ich habe da mehrere wilbe Schößlinge, die ich im Herbstepfropfen wollte; doch meinem Rosengepenste mußte



wohl die Zeit dafür jetzt günstiger vorgekommen sein, denn als ich eines Tages hinauskomme, ist diese Operation schon so gut, so sachkundig geschehen, daß ich offen bekennen muß, ich hätt's nicht so machen können."

Frau Wenninger schlug die Hände zusammen.

"Wie war's denn gestern bei der Audienz im Schlosse, Herr Bürgermeister?" erkundigte sich Wenninger, "Er hat uns noch gar nichts davon erzählt. War die Fürstin freundlich oder stolz, wie sie gewöhnlich ist?"

"hm — bei der Audienz?" Rusp wurde es plötzlich etwas warm; er stellte seinen Stoch beiseite und machte einige Schritte. "hm — da war's sehr hübsch. Wirklich, — hm — die Fürstin hat meinen Glückwunsch sehr gnädig aufgenommen, sehr. Nein sie war nicht stolz, sie hat vielen Anteil genommen, nur schade, daß diese Blindschleiche, der Balzjus stets um sie ist. Den Menschen kann ich durchaus nicht ausstehen!" Er schüttelte sich, als wenn er mit kaltem Wasser übergossen wäre. Wenninger lächelte ganz eigentümlich vor sich hin.

"Ich mag ihn auch nicht. 's ist ein garstiger Mann," bestätigte Frau Wenninger, die ihre Arbeit wieder zur Hand genommen hatte, "immer so hochnasig gegen uns Bürgerliche. Und dabei ist er selbst von niedriger Herkunft. Mein Seliger hat Balzjus' Vater noch recht gut gekannt. Er stammte aus dem nämlichen Dorfe wie unsere Wärterin die Barbara. Er weiß, Herr Bürgermeister, das ist dieselbe, die bei meinem Hänschen war und das Kind dann fallen ließ. Jawohl, Herr Bürgermeister, mein Hänschen ist so gerade in die Welt gekommen, wie eine schlank Tanne. Diese unglückselige Person brachte uns das Mißgeschick. Doch man soll nicht klagen. Wie's kommt, so kommt es. Sie war neulich bei uns, die Barbara; sie wollte mein Kind sehen, das Hänschen, sie hängt noch so an ihm. Er weiß doch, Herr Bürgermeister, sie ist verheiratet nach Zahningen und jetzt schon Großmutter."

"Ja, ich weiß, Frau Nachbarin, Sie hat mir das schon öfters erzählt," lenkte Rusp den Redefluß der Mutter ab und ging im Zimmer umher. Bei einem kleinen Tische, dessen Platte aus blau bemalter Fayence bestand, blieb er stehen und betrachtete mit verwunderten Blicken die Dinge, welche dort aufgestapelt waren.

Hans Wenninger erhob sich, legte das Uhrwerk, das ihn beschäftigt hatte, in ein aus Silber getriebenes und vergoldetes Gehäuse und dieses wieder um in eine Lederkapsel, befestigte das ganze an eine kurze Chatelaine, trat neben den Bürgermeister und reichte ihm die Taschenuhr: "Seine Uhr ist fertig, Herr Bürgermeister."

Rusp nahm sie und that sie in die dafür bestimmte Tasche unter der Weste. "Was ist denn das hier, Monsieur Hans?"

"Das ist eine frische Sendung aus Italien, Herr Bürgermeister, die gestern eintraf."

"Ah, sind das die Steine, die Er immer dem Fürsten verkauft?"

"Ja, wenn sie ihm gefallen und er sie haben

will; sonst schicke ich sie weiter, nach Kassel oder nach Preußen, oder noch weiter."

"Wie nennt Er das Zeug doch?"

"Gemmin, Herr Bürgermeister."

"Ja richtig! Was macht denn der Fürst damit? Läßt er sich Rock- oder Westentkнопfe davon machen?" Wenninger unterdrückte ein Lachen. "Nein, er legt sie in seine Schränke."

"Na — und dann?"

"Dann besieht er sie zuweilen."

"So! Sind denn die Dinger teuer?"

"Das ist verschieden. Diese hier auf dem Tische sind nicht gar zu teuer."

"Wieviel kostet denn das Duzend?"

"Per Duzend werden sie gewöhnlich nicht verkauft, Herr Bürgermeister."

"Wie denn? Per halbes Duzend?"

"Auch nicht. Per Stück. Durchschnittlich einen Dukaten per Stück."

"Einen Dukaten!" Rusp sah den Uhrmacher groß an, "das ist ja ein fürchterliches Geld! Und das zahlt der Fürst dafür?"

"O ja, er zahlt auch mehr. Das hier sind nicht die besten Steine. Ich habe noch welche, die viel teurer sind." Er ging zu einem reich geschmückten Eichenschranke, öffnete ihn und nahm eine kleine Schachtel aus demselben. "Hier sind Gemmin, von denen das Stück zehn Dukaten kostet und darüber."

Der Bürgermeister starrte die winzigen Gegenstände entsezt an. "Das ist die reine Verschwendung! Zehn Dukaten! Um so etwas anzusehen! 's ist ja nicht einmal Gold! Der Fürst muß viel Geld übrig haben. Oder nötig," fügte er leise hinzu. "Run, jetzt wird er wohl viel gewinnen, aus der Porzellanfabrik, die er einrichtet." Er ging zum Tische und nahm Hut und Stoch.

Wenninger stellte die Gemmin wieder in den Schrank.

"Der neue Arkhanist soll ja ein ungeheuer gelehrter Mann sein," äußerte Rusp und blieb in der Mitte der Stube stehen.

"So sieht er nicht aus," versetzte Wenninger spöttisch.

"Hat Er ihn denn schon gesehen?"

Auch Frau Wenninger blickte ihren Sohn fragend an.

"Ja." Hans nahm aus der ihm vom Bürgermeister angebotenen Dose eine Pfeife und schnupfte bedächtig.

"Er soll wie der leibliche Gottseibeius anzuschauen sein," versicherte die Mutter, legte die Näherei beiseite und trat auf die beiden zu.

"D nein, durchaus nicht. Er sieht aus wie ein Grünschnabel. Wenn der Porzellan machen kann, dann will ich ihn mitsamt seinen Rezepten und seinem Arkhanum gebraten zu Mittag verspeisen." Hans sprach stets in sehr hoher Tonlage, jetzt jedoch nahm seine Stimme einen fast gellenden, schrillen Klang an.

"Also ein Junger?" fragte Rusp erstaunt.

"Was hat mir denn der Nachbar Merz für sonderbare Geschichten erzählt? Der meinte, es sei ein Greis mit einem ungeheuren Höcker, so hoch wie

der eines Kamels.“ Er besann sich plötzlich, daß man in der Gegenwart Wenningers nicht von einem solchen Gebrechen sprechen dürfe und versuchte den Fehler wieder gut zu machen. „Das heißt, ich meine, es wird wohl nicht so schlimm sein, oder vielmehr, das schadet ja nichts, denn, lieber Gott, wir können doch nicht alle so schön wie die steinernen Götter im Schloßgarten auf die Welt kommen.“

Mutter Wenninger griff das gleich auf: „Es ist ein Unterschied, Herr Bürgermeister, ob die Kinder so geboren wurden, oder ob später ein Mißgeschick sie traf. Wenn sie so geboren sind, dann tragen die Eltern die Schuld, aber anders ist es, wie bei meinem Hänschen, wenn ein Versehen vorgekommen ist. Die Barbara ließ mein armes Kind fallen und dadurch —“

„Schon gut, Mutter, laß Sie das nur, der Herr Bürgermeister weiß schon Bescheid,“ unterbrach sie Hans und als wolle er sich an Kupf für dessen Unachtsamkeit rächen, fügte er hinzu: „Hohe Beamte lieben das viele Sprechen nicht. Sie fassen sich selbst möglichst kurz, wie das der Herr Bürgermeister erst gestern bei der Geburtstagsaudienz im Schlosse bewiesen hat.“

Kupf war im Sturmschritt bei der Thür angelangt und befand sich schon auf der Diele. Mutter Wenninger begleitete ihn hinaus und Hänschen trat an den Schrank und wählte Gemmen aus, die er dem Fürsten vorzulegen beabsichtigte.

Der Bürgermeister wollte schleunigst ins Freie, aber die alte Frau ließ ihn noch nicht fort. In der Hausthür packte sie ihn und er mußte notgedrungen ihre Pläne anhören.

„Herr Nachbar,“ begann sie, „es liegt mir etwas auf dem Herzen; schon seit langem wollte ich mit Ihm davon sprechen, aber ich fand niemals die Gelegenheit dazu. Mein Söhnchen ist nun in die Jahre gekommen, und eine Mutter darf schon daran denken, ihm die passende Frau auszusuchen. Hänschen fällt es natürlich nicht ein, der ist ja noch das reine Kind, ach Du lieber Gott! Dem fällt es nicht im Traume ein, für den muß ich sorgen! Ich möchte doch noch, bevor ich die Augen für immer schließe, die Freude erleben, Entelkinder schauteln zu können. Nun, Herr Nachbar, ich will's nur gerade heraus sagen, Seine Anna würde mir sehr gefallen als Schwiegertochter. Sie ist lieb, brav, häuslich und gegen mich immer so freundlich, wie man nur zu einer Mutter sein kann. Wir sind vermögende Leute, mein Hänschen hat ein gutes Geschäft und verdient auch sonst noch recht viel. Wie wär's wenn wir die Kinder zusammengeben?“

„Frau Nachbarin,“ erwiderte der Bürgermeister, dem diese Erklärung sehr überraschend kam und der, obgleich er sich den Anschein gab, als wüßte er nicht, welcher Ansicht seine Tochter wäre, doch ganz genau die Meinung kannte, die diese von Hans Wenninger hatte, „Ihr Antrag ehrt mich sehr. Ihre Familie ist eine sehr achtbare und, lieber Gott, ich bin ja auch kein armer Mann, der da viel auf anderer Leute Geld zu sehen hätte. Ich würde mich recht freuen, wenn die beiden ein Paar abgäben. Ihr Sohn ist ein tüchtiger Mensch und wenn er auch zu-

weilen ein bißchen bissig scherzt, das wäre kein Hindernis, ihm meinen Segen zu geben. Aber, liebe Frau, die Hauptsache dabei ist doch meine Tochter. Ich dränge meiner Anna niemand auf; sie kann wählen nach ihrem Belieben; wen sie will, den bekommt sie, vorausgesetzt natürlich, das der Erzkorene sonst ein honetter Mensch ist. Will sie Ihren Sohn, sehr schön, dann ist die Sache in Ordnung.“

„Das freut mich, Herr Nachbar, das freut mich sehr!“ rief die zärtliche Mutter mit strahlendem Antlitz, „Seine Anna wird schon wollen, die ist so gut, da bin ich nicht besorgt. Warum sollte sie mein Söhnchen abweisen, ebenso lieb wie er mich hat, wird er auch seine Zukünftige haben. Und er ist doch ein stattlicher Mensch, der Segenliebe erwarten kann. Denn das Mißgeschick, das ihn betroffen, wird kein Hindernis sein. Dafür kann er ja nichts, der arme Junge. Er weiß, Herr Nachbar, die Wärterin, die Barbara, ließ ihn fallen, als er gerade in sein —“

„Ich weiß, ich weiß!“ beteuerte Kupf ängstlich. „Aber Frau Nachbarin, offen gesagt, Ihr Sohn selbst wird das Hindernis sein, er wird nicht wollen. Da wir mal davon sprechen, Ihr Sohn ist in eine andere verliebt.“

„Mein Sohn, mein Hänschen? Das Kind verliebt? Und davon sollte ich nichts wissen? Nein, Herr Nachbar, das ist unmöglich, das ist ein Irrtum!“

„Nein, nein! Die Mütter erfahren so etwas immer zulezt. Die ganze Stadt spricht ja davon.“

„Die ganze Stadt?“ fragte erschrocken Frau Wenninger, „das wäre gräßlich! Herr Nachbar, mir wird schlecht zu Mute. Ich meine noch immer, Er scherzt, Herr Nachbar!“

„Ich scherze nicht, liebe Frau Wenninger. Das Kammerkätzchen Ihrer Durchlaucht, die Gerville hat's ihm angethan.“

„Die Gerville!“ Frau Wenninger kamen Thränen in die Augen. „Mein Sohn, mein Hans sollte eine Kammerjose heiraten wollen! Eine vom Hofe! Eine französische Person mit lockeren Sitten! Herr Nachbar, das wäre mein Ende!“

„Na, na, so schlimm ist das nicht,“ beruhigte sie Kupf, „die kleine Gerville ist ein sehr nettes Mädchen; kein Mensch kann ihr etwas Schlechtes nachsagen. Es sind nicht alle locker, die bei Hofe leben. Sie ist gut angeschrieben bei der Fürstin; es soll niemand das Süppchen so lecker zu bereiten verstehen. Wenn die Gerville leichtsinnig wäre, würde sie die Durchlaucht nicht um sich dulden, Sie weiß, wie streng die ist, Frau Nachbarin.“

Aber die Nachbarin erwiderte nichts; sie führte erst ihre Schürze, dann ihr Taschentuch zum Auge und weinte bittere Thränen. Der Bürgermeister redete ihr gut zu und ging in seinem Eifer sogar so weit, daß er ihr einige Male recht kräftig auf den Rücken klopfte. Es nützte jedoch nichts, Frau Wenninger war von dem Schlage zu sehr getroffen worden. Das Hänschen, dieser Hans, verliebt sich hinter ihrem Rücken, trotzdem sie meinte, das Kind, dieser ungeratene Sohn, wüßte überhaupt nicht, was Liebe wäre, und nun gar noch in eine Kammerjungfer! Das war zu viel!

Der Bürgermeister benutzte ihre Aufregung und verabschiedete sich hastig. Frau Wenninger stand ratlos da. Sie wollte ins Zimmer stürzen und ihrem lieblosen Sohne einen Auftritt machen, aber sie besann sich und kam zu der Ansicht, daß es wirksamer wäre, wenn sie schmolte. Hans würde dann schon merken, wie tief sie gekränkt sei und sehr bald zu Kreuze kriechen, um Abbitte zu leisten. Sie trocknete daher die Thränen und schlich, tief bekümmert, in die Küche, ohne den Laden zu betreten. Hanschen vermischte die Mutter jedoch durchaus nicht. Er kramte noch immer bei seinem Schranke herum, ordnete, sortierte und packte eine kleine Auswahl von geschnittenen Steinen zurecht, um diese dem Hofmarschall, und nach dessen Billigung, dem Fürsten zur Ansicht zu unterbreiten.

Er bürstete Rock und Hut aus, legte den ersteren, nachdem er seinen Arbeitsrock ausgezogen und an einen Nagel bei der Thür gehängt hatte, an, betrachtete sich vor einem kleinen Spiegel, der am Fensterpfeiler hing, sehr aufmerksam und mit großer Zufriedenheit, strich das dunkle Haar, das hinten zu einem langen Zopfe zusammengeflochten war, über den Schädel glatt, ordnete die Puffen an den Schläfen, setzte die dreieckige Kopfbedeckung, immer noch vor dem Spiegel, auf, blieb einen Augenblick in feinem Anblick verloren stehen, lächelte, nahm ein kleines Kästchen unter den Arm und verließ sehr selbstbewußt und würdevoll das Haus, um sich zum Kammerherrn von Frühling zu begeben.

Der Hofmarschall war soeben aus dem Schlosse zurückgekehrt und befand sich in seinem Garten, um sich in einer Laube, die aus Zelängerjelieberranken gebildet wurde, von den Strapazen und Unannehmlichkeiten, die man ihm am Hofe bereitete, zu erholen. Zwar schien der Fürst glücklicherweise noch nichts von den Beziehungen des jungen Frühling zur Prinzessin Walpurgis zu ahnen, denn er benahm sich so freundlich und unbefangen gegen seinen Hofmarschall, wie immer, während der Herr Lieutenant eifrigst den anbefohlenen Tanz mit der Erwählten seines Herzens probierte und jeden schicklichen Augenblick benutzte, um sich, ungehört, mit ihr besprechen zu können. — Der alte Frühling war ein ganz gewiegter Hofmann, er hatte ein feines Gehör für alles, was um ihn her vorging, besonders aber für dasjenige, was seine eigene Person oder seinen Sohn betraf. Und von dieser Besorgnis glaubte er vorläufig befreit zu sein. Aber auf wie lange? Offenbar mußte bis jetzt nur die Fürstin von den verpönten Beziehungen der Prinzessin zu seinem Udalbert und die hohe Frau hielt aus irgend einem Grunde mit der Eröffnung an den Herrn Gemahl noch zurück. Vielleicht hatte das fete chinoise an dieser Verzögerung Anteil, denn die Rolle, die der Fürst ihr dabei zugebracht, empörte sie derartig, daß sie für nichts anderes Sinn zu haben schien. Sie, Serenissima, die strenge, die fromme Fürstin sollte sich in ein chinesisches Kostüm werfen, und wenn es auch dasjenige einer Kaiserin wäre! Sie sollte vor dem ganzen Hofe in einer so abscheulichen, so heidnischen Mummerei erscheinen und gleichsam durch das Ansehen ihrer Person eine derartige Thorheit gutheißen! Sie sträubte sich mit aller Macht,

mit aller Entschiedenheit, deren sie fähig war. Aber Serenissimus blieb unerschütterlich und beharrte bei seinem Befehle. Die meiste Arbeit hatte natürlich von diesem ehelichen Zwiste unser asthmatischer Hofmarschall. Er durcheilte wiederholt die lange Galerie, überbrachte an deren einem Ende die Wünsche, d. h. Befehle, ließ an deren anderm Ende die Ausbrüche des Unmuts über sich ergehen, er „befahl,“ vermittelte, riet, bat, ohne daß die Angelegenheit dadurch gefördert wurde.

Der alte Herr von Frühling war jedoch mit den Charakteren der beiden Streitenden zu vertraut, und wußte genau, daß auf irgend einer Grundlage schließlich ein Vergleich erzielt werden würde. Die eine Partei gab sicherlich nach und knüpfte dann eine Bedingung an diese Einwilligung; und daß diese Einigung mit der Preisgebung des von der Fürstin bis jetzt bewahrten Geheimnisses, die Prinzessin betreffend, zu stande käme, fürchtete der Hofmarschall mit Recht.

Er überdachte gerade, auf einer hölzernen Bank sitzend, ob es nicht klüger wäre, dem Schläge zuvor zu kommen und dem Fürsten alles zu bekennen, als die Haushälterin, welche seit dem vor einigen Jahren erfolgten Tode der Gattin der Wirtschaft vorstand, die Meldung brachte, Monsieur Wenninger wolle den Kammerherrn sprechen.

Bald darauf wurde der Uhrmacher in die Laube geführt und breitete auf dem Tische die für den Fürsten bestimmten Herrlichkeiten aus.

Herr von Frühling verstand garnichts von derlei Dingen, er mußte jedoch der Form wegen, und damit der vorchriftsmäßige Weg eingehalten würde, um Rat gefragt werden.

„Woher hat Er denn all diese Steine wieder bekommen, Wenninger?“

„Aus Italien. Sie sind mir von meinem Agenten übersendet worden, Herr Hofmarschall.“

„So? Sind die antik?“

„O ja, kein Zweifel! Aus den besten Quellen. Es sind Gräber gefunden worden mit den kostbarsten Stücken. Einen Teil davon hat man mir aus Freundschaft abgelassen; die meisten sind aber schon entweder in den Besitz der Potentaten Europas oder in den von reichen Privatsammlern übergegangen.“

„So? Seine Durchlaucht sagten mir vor einiger Zeit, sie wollten nur noch Stücke mit Köpfen erwerben, keine Tiere oder sonstige Embleme.“

„Nun, Porträts und Götterbilder sind ja hier in den schönsten Exemplaren vorhanden. Wenn der Herr Hofmarschall gütigst diese herrlichen Beweise antiker Kunst betrachten wollen. Hier dieser Karneol mit dem Apollo, mit der Lyra im Arm, dieser gestreifte Sardonyx, Iris mit Schmetterlingsflügeln darstellend, dieser Chalycedon mit dem Ajax, der auf seiner Schulter den Leichnam des Achilles trägt, in dessen Ferse man den totbringenden Pfeil bemerkt. Und dann die Köpfe berühmter Römer: dieser hier, in den Sarber geschnitten, soll wohl der des Cicero sein, der rote Jaspis mit dem Kopfe des Pompejus, der Karneol mit dem Kopfe Caesars, das wären so recht Stücke für unsere kunstsinige Durchlaucht!“

„So? — Nun, ich bin's zufrieden. Wir wollen also diese Steine für Seine Durchlaucht zusammenpacken. Wenn sie ihm gefallen, muß er mir seine Preise sagen, dann können wir weiter sehen.“

Wenninger verneigte sich, nahm etwas Watte aus dem Kästchen und umwickelte die von ihm hervorgehobenen Gemmen mit derselben. Dann empfahl er sich mit den Worten, er spräche, wenn es erlaubt wäre, in einigen Tagen wieder vor, um den Bescheid zu holen.

Nachdem der Uhrmacher gegangen war, erhob sich der alte Frühling und da er meinte, daß ein Unwetter im Anzuge wäre, hielt er es für geraten, sich ins Haus zu begeben. Er raffte die geschnittenen Steine zusammen und als er fühlte, dieselben seien in dieser weichen Verpackung nicht gut fortzubringen, suchte er in seinem Kode nach einem Stück Papier, welches als Umschlag dienen könnte. Er fand auch das Gewünschte: ein ziemlich großes, beschriebenes Blatt. Was war das doch? Ach, richtig, das Papier fand man beim Artanisten, und Durchlaucht übergab es dem neben ihm stehenden Hofmarschall. Hm! Nun, die Angelegenheit ist ja jetzt erledigt, das Blatt also wertlos. Der alte Herr machte ein handliches Paket daraus und ging in sein Arbeitszimmer, um den Sohn zu erwarten, dessen Beschäftigung im Dienste der Terpsichore ihn noch bei der Prinzessin festhielt.

Doch statt des Lieutenants traf eine Ordonnanz vom Fürsten ein, die den alten Frühling sofort ins Schloß beorderte.

Dieser ahnte, was geschehen war. Nicht im Freien, im fürstlichen Gemache brach das Gewitter los. Der geplagte Vater nahm das kleine Paket, welches möglicherweise Seine Durchlaucht zu besänftigen imstande war, und ließ sich ins Schloß tragen, in dasselbe Schloß, aus dem man gerade den Sohn Adalbert höflich aber entschieden entfernte.

\* \* \*

Drei Tage waren seit der Ankunft Ringlers in der Residenz vergangen. Der Artanist wider Willen hatte sich inzwischen in die Lage gefunden, welche ihm ein unglücklicher Zufall bereitete. Und wenn er die Dinge mit Ruhe betrachtete, so mußte er sich gestehen, daß er eigentlich nicht gar so übel angekommen wäre. Er wurde allerdings streng bewacht — warum? wußte er nicht, denn er dachte nicht daran, entfliehen zu wollen, — aber sonst fehlte es ihm an nichts. Die Verpflegung, welche ihm aus der fürstlichen Hofküche geliefert wurde, war eine glänzende; er konnte beginnen was er wollte, und auch die frische Luft, an die er gewöhnt war, entzog man ihm nicht. Ein geräumiger Hof war vorhanden, in dem es ihm gestattet wurde, sich zu ergehen so oft und so lange es ihm behagte. Die Kunst, von der er unfreiwillig für so viele Monde hatte Abschied nehmen müssen, er durfte sie wieder üben, und es wurde ihm dies sogar zur Pflicht gemacht.

Daß er das nicht war, wofür man ihn nahm, daß er kein Porzellan fertig brachte, und wenn man

ihn folterte, war ja nicht seine Schuld. Der Fürst hatte sich in die Idee, den berühmten Ringler als Artanisten zu besitzen derart verblissen, daß es vorläufig schwierig sein mochte, ihn eines Besseren zu belehren. Die Hoffnung des jungen Bildhauers, welche ihn beeinflusste, das Mißverständnis mit Gelassenheit zu betrachten, ging nun dahin, den Fürsten durch die Ausführung von Kunstwerken in Ton oder vielleicht auch in anderem Material, für sich zu gewinnen, um endlich die Erinnerung an das unheilvolle Porzellan gänzlich zu verwischen. Ringler sagte sich selbst, daß er dieses Ziel nur durch möglichst vollendete Arbeiten erreichen könne, denn der hohe Herr schien in der That ein feiner Kenner zu sein.

Wie unrichtig dieser Plan, diese Entwürfe, diese Annahme waren, konnte der junge Mann nicht ahnen. Er vergaß die unheilbare Porzellankrankheit, die in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Menschen und unter diesen besonders die Fürsten ergriffen hatte wie eine Seuche, er bedachte nicht, daß es zwar sehr vergnüglich sei, ein schönes Kunstwerk zu besitzen, daß es aber weit einträglicher sein würde, eine große Anzahl solcher Dinge, mit einem Worte: Fabrikate zu verkaufen, um sich für lange Zeit eine immer rinneude Goldquelle zu sichern. Er durchschaute die Gefahr nicht, in der er schwebte, eine Gefahr, die so groß war, daß es vielleicht besser für ihn gewesen wäre, wenn man ihn als Deserteur erkannt und festgehalten hätte. —

Das einstöckige, langgestreckte und weiß getünchte Gebäude der Fayencerie wurde Tag und Nacht von Solbaten besetzt gehalten, die auch ihre Posten im Hofe aufstellten, um die Mauer, welche an die Landstraße grenzte, im Auge zu behalten. Trotzdem hinderte man Ringler nicht in seinem Thun und Treiben. Dieser hatte sich auf der Höhe des ziemlich breiten Gemäuers eine Art Werkstätte errichtet; dort oben saß er und hantierte, den auf einem Brette befindlichen Thonklumpen vor sich, mit dem Modellierstabe. Er wünschte sehr, dem Fürsten bei der nächsten Audienz irgend etwas Fertiges überliefern zu können. Um das Vorbild für seine Arbeit brauchte er nicht verlegen zu sein, der Fürst sagte es ihm vorher, im Gemüsegarten würde er finden, was seiner Kunst würdig wäre. Und er fand es.

Die Fürstin zwar war es nicht, die er in Thon formte, auch nicht deren Gemahl, dessen Züge sich ihm noch nicht genügend eingepägt hatten, während Serenissima durch Unannehmlichkeiten im Schlosse zurückgehalten wurde und gerade jetzt den Blumenholgarten nicht besuchen konnte.

Die Gärtner mit den Knechten und Gartenarbeitern, welche die tägliche Verrichtung an diesen Ort führte, schienen ebenfalls nicht die Modelle für seine Gebilde zu liefern, obgleich er, auf der Mauer sitzend, dort wo Garten und Landstraße und Hof zusammenstießen, diese Leute aufmerksam beobachtete. Ein anderes menschliches Wesen sah man nicht.

Was formte er also dort oben? — Den Blumenlohl? — Man mußte es annehmen, denn der emsige Ringler rief einem Gärtner, der in den Bereich seiner Stimme kam, zu, er bäte für einige Minuten

um einen Blumentokhkopf, man möchte ihm diesen heraufreichen, er würde ihn baldigst zurückgeben.

Er erhielt das Verlangte, betrachtete es, arbeitete und warf es dann in den Garten. Machte er eine Allegorie des fürstlichen Leibgerichts? Im Mittelpunkt etwa Serenissima als Göttin Ceres, geflügelte Genien mit emporgehaltenen Kohlköpfen umgaukeln hochdieselbe, eine aus kleinen Blumentokhköpfen gebildete Cartouche überragt das Ganze.

Die manierierte Richtung der Zeit und ein überaus beschränkter Unterthanenverstand brachten zuweilen derartige Verirrungen hervor. —

Eine weibliche Figur beherrschte allerdings die Gruppe, welche Ringler formte, doch die Fürstin war es nicht; es war auch keine Allegorie, wohl aber die anmutigste Wirklichkeit, und diejenige, welche er ungefähr zehn Zoll hoch gebildet, betrat soeben, das Körbchen am Arm, den Gemüsegarten. Sie grüßte freundlich die Arbeiter, sprach mit dem ersten Gärtner, der sie zu einem Beete wies, setzte den Korb auf die Erde, beugte sich nieder, nahm ein Messer zur Hand und schnitt, nachdem sie sorglichst die Auswahl getroffen, einige Blumentokhköpfe ab. Dann richtete sie sich auf, hielt den Korb empor, legte das Messer in denselben und ordnete mit Aufmerksamkeit das gewonnene Gemüse. Alles dies that sie mit einem Liebreiz und so gefälligen Bewegungen, daß man es wohl begreifen konnte, wenn Ringler diese letzte Stellung, die er seit mehreren Tagen beobachtete, im Gebilde festhielt.

Doch war es die Liebe zu seinem Werke allein, die ihn jetzt so bewegte? Glänzten nicht seine Augen, belebte sich nicht das Antlitz, schien er nicht das Abbild über der Person, die es hervorrief, vergessen zu haben?"

Das Mädchen machte sich auf den Rückweg und kam bei Ringler vorüber, der sie noch immer mit entzückten Blicken anstarrte.

Sie stutzt, will ihren Weg fortsetzen, bleibt jedoch stehen, betrachtet erstaunt den Bildhauer, geht auf die Mauer zu und ruft in die Höhe: „Ich sehe Ihn nun schon öfters an derselben Stelle. Wer ist Er denn?"

„Ich heiße Ringler,“ erwiderte dieser errötend.

„Ringler? — Ist Er etwa der Arkatum?"

„Ja. Man nimmt mich für ihn.“

„Macht Er dort oben Porcellain?"

„Nein.“

„Was thut Er dort?"

„Ich modelliere.“

„Was ist das?"

„Ich forme aus Thon.“

„Was formt Er?"

„Sie.“

„Mich?"

„Ja.“

„Zeig' Er 'mal.“ — Das hübsche Kind setzte den gefüllten Korb auf die Erde.

„Hier.“ — Ringler langte das Brett vorsichtig hinunter, aber das Mädchen konnte dasselbe nicht erreichen.

„Wart' Er,“ sagte sie, stog davon und kam

bald mit einem Arbeiter zurück, der eine kurze Leiter trug. — „Seh' Er her. — So!“ —

Sie bestieg die Sprossen und befand sich bald in gleicher Höhe mit Ringler.

„Jetzt laß Er's sehen.“

Der Knecht, welcher verwundert zuschaute, entfernte sich kichernd.

Der Bildhauer wies ihr die Gruppe.

Sie lachte hell auf.

„Wahrhaftig! Das bin ich! — Da ist mein Kleid, da ist mein großer Sommerhut, da sind sogar meine Schuhe und Strümpfe! Aber Er hat einen Fehler gemacht,“ fügte sie mit wichtiger Miene hinzu.

Ringler sah sie fragend an.

„So viel Blumentokhköpfe, wie Er da abkonterfeit hat, sind noch niemals von mir auf einmal geschnitten worden. Ich habe stets an zwei, drei, höchstens vier Köpfen genug; damit sie frisch bleiben, versteht Er? Er hat ja ganze Kohlberge um mich gehäuft. Ich soll wohl die Blumentokhfee sein, Monsieur Ringler?“ Sie sah ihn verschmüht an.

„Eine Fee ist Sie!“ antwortete er mit gepreßtem Tone.

„Das fand noch niemand. Nicht einmal Seine Durchlaucht. Der nennt mich seinen petit ange. — Will Er das in Porcellain machen?“

„Später vielleicht.“

„Daß Er's nur nicht so abscheulich schmutzig und grau! Wie sieht mein Gesicht aus?! Zidonc! Er muß die Figur hübsch bunt bemalen. Ich bitte gefälligst um recht frische, rote Wangen. Er bemerkt ja, daß ich solche wirklich besitze. Lache Er nicht, Monsieur Ringler! Ich schminke mich nicht, wie es die Damen bei Hofe thun!“ Sie schwang sich plötzlich auf die Mauer und beide saßen sich nun gegenüber.

Die Soldaten im Hofe machten sehr verblüffte Gesichter, als sie ein Frauenzimmer aufstauen sahen; da jedoch ein solcher Fall in ihrer Instruktion nicht vermerkt war, so schwiegen sie und warteten ab, was weiter geschehen würde.

„Sind die Wachen Seinetwegen da?“

„Ja. Seine Durchlaucht fürchtet, daß ich entwische.“ Ringler stellte die Gruppe beiseite.

„Will Er das?“

„O nein. Namentlich jetzt nicht, nachdem ich so gute Gesellschaft gefunden habe.“

„Kennt Er denn so fürchterliche Geheimnisse?“

„Man glaubt es.“

„Woher ist Er?“

Ringler zögerte mit der Antwort, aber ein Blick in das freimütige Antlitz der Fragerin belehrte ihn, daß seine Scheu grundlos wäre und lächelnd entgegenete er: „Da mein schönes Modell Teilnahme für mich zeigt, so will ich Ihre Wißbegierde befriedigen. — Erzähle Sie nur nichts dem Fürsten, das könnte mir schaden. — Ich bin aus dem Nahethal. In Oberstein stand meine Wiege.“

„Leben Seine Eltern und hat Er Geschwister?“

„Mein Vater ist tot, Geschwister besitze ich nicht.“

„Ach, wie ist Er glücklich! Er hat eine Mutter!“

„Sie sagt das so traurig.“

„Weil ich keine Eltern habe. Ich war vier Jahre alt, als sie starben.“

„Sie ist die Kammerjungfer der Fürstin, nicht wahr?“

„Weiß Er das nicht? Außer mir und dem Gartenpersonal darf niemand diesen geheiligten Boden betreten.“

„Die Fürstin ist wohl gütig gegen Sie?“

„Ja, das ist sie. Und weiß Er warum?“

„Weil Sie ihre Güte verdient,“ erwiderte Ringler mit Wärme, „weil Sie stets heiter, stets aufmerksam, stets liebenswürdig ist! O, es ist ein Glück, ein Wesen, wie Sie ist, um sich zu haben!“

„Woher kennt Er mich so genau? Wir sprechen heute zum ersten Mal mit einander, und da hat Er in der kurzen Zeit das alles schon an mir entdeckt? — Nein, mein Herr Arkanist, bei Hofe nützen die besten Eigenschaften zu nichts, wenn es nicht noch etwas anderes giebt, was die hohen Herrschaften an uns fesselt. Er wird das noch erfahren, wenn Er erst längere Zeit hier verweilt. Glaubt Er, daß sich der Fürst um Ihn kümmern würde — und wäre Er auch der beste, der bravste Mensch von der Welt, — und ich halte Ihn für brav, — Er hat so liebe Augen, — daß sich der Fürst all die Mühe geben würde, beinahe seine ganze Armee, — er hat nicht viel mehr Soldaten, als die da unten —“ unterbrach sie sich flüsternd und lachend — „beinahe die ganze ruhmvolle Armee Seinetwegen auf die Beine bringen würde, wenn Er nicht das Arkanum hätte, wenn Er nicht Porcellain machen könnte? — Nun, mein Herr Arkanist, auch ich besitze ein Arkanum — ja! — ein unfehlbares, durch welches ich mir die Neigung Ihrer allerchristlichsten Durchlaucht für lange Zeit gesichert habe, vielleicht für immer, wenn es der Himmel beschlossen haben sollte, mich zeitlebens bei ihr zu belassen. Ich sehe es Ihm an, Er ist neugierig, Er möchte mein Arkanum gern kennen lernen. Und da Er hübsch fleißig war, ein so reizendes Konterfei von mir gemacht hat und — nun — weil Er so liebe Augen hat, — ich glaube, ich habe Ihm das schon gesagt, — so will ich Ihm mein Arkanum anvertrauen. Aber —“ sie legte den Finger auf den Mund — „tiefstes Geheimnis!“ Nun rückte sie ganz nahe an Ringler heran und sprach leise und mit schelmischer Miene: „Nachdem er gemaschen, so brühe ich ihn in Salzwasser ab, seihe ihn ab und wasche ihn in kaltem Wasser aus, thu ihn in einen Tiegel, thu Ingwer, Muskatblüte, frische Butter und Fleischbrühe daran, auch ein wenig Mehl eingebrannt und lasse es kochen.“

Ringler lachte laut auf.

„Das ist der —“

„Pst! — Nicht aussprechen den ehrwürdigen Namen! — Die Soldaten haben lange Ohren! — Das ist das Süppchen Ihrer Durchlaucht, das ist das Allheilmittel. — Und jetzt Rezept Nummer zwei, so deutlich geschrieben steht in meinem Zauberbüchlein: „Diesen kann man den ganzen Winter durch haben, wenn man ihn bei Zeiten, ehe er frieret, mit der Wurzel aus der Erden nimmt, und in halb Sand und halber Erden pflanzet, so tief bis an die Blätter,

und im Einspflanzen die Erde fein befeuchtet, die Blätter kann man oben ein wenig abstützen, so wächst er den ganzen Winter, und ob es schon fast nichts an der Blumen hat, wenn er eingeseht wird, so ist er doch nicht zu verwerfen, sondern wird ofte am besten, muß man nur fleißig acht haben, daß er nicht faule, sondern die faulen Blätter ablösen, und so er zu dürre, begießen, doch nur bei der Wurzel.“ — So — jetzt kennt Er mein Arkanum, nun sage Er mir das Seinige.“ — Sie nahm den Hut vom Kopfe und wehte sich mit demselben, wie mit einem Fächer, Kühlung zu.

„Mein Arkanum? — Wenn ich doch ein solches besäße!“

„O, wie ist Er zurückhaltend! Das finde ich abschaulich von Ihm! — Er hört mein Lebenselixir ruhig an, und jetzt will Er mir nicht sagen, wie man Porcellain macht?! Er traut mir nicht, Er fürchtet, daß ich plaudere, Er hält mich für ein Plappermäulchen, wie all die Damen und auch die Herren bei Hofe sind. Oder meint Er etwa, daß ich nichts davon verstehe? da irrt Er, Monsieur Ringler. Merk' Er's wohl: ich bin aus einer Hafnerfamilie. In Rouen erblickte ich das Licht der Welt, wo mein Vater in einer großen Fayencerie thätig war. Also eigentlich bin ich eine Französin; aber Er kann mich doch als Landsmännin betrachten, denn bald nach meiner Geburt zogen die Eltern nach Rassel. Dort wurde ich nach deren Tode von einem Bruder meines Vaters erzogen, der ebenfalls Hafner war. Ich weiß genau, wie man brennt und beschmelzt und bemalt, nämlich den Thon, der nicht durchscheint. Aber wie man es mit dem Porcellain anfängt, das weiß ich nicht und möchte es doch so gern erfahren.“

„Da ich jetzt Arkanist bin, so möchte ich's auch gern erfahren, wenn es mich sonst auch nicht viel kümmert,“ bemerkte Ringler mit Humor.

„Er spottet mich aus! — Nun gut — so laß Er's. — Ah!“ — Sie kreischte erschrocken auf und rief: „Hörte Er nichts? — Hier dicht bei uns? — Es sprang jemand von der Mauer!“ Behende richtete sie sich auf und war schon wieder auf der Leiter.

Auch Ringler fuhr empor: „Ich hörte es. War es ein Gartenarbeiter, der uns erschrecken wollte?“

„O nein, — was hätte der auf der Mauer zu thun?“

„Wer kann es sonst gewesen sein? — Wir werden ja sehen.“ — Er rutschte die Mauer entlang und wendete sich schnell dem Teile derselben zu, der entfernter vom Küchengarten der Fürstin lag.

Doch die Soldaten in der Hofe mißverstanden Ringlers Vorhaben; sie eilten herzu und der eine der pflichttreuen Vaterlandsverteidiger rief, indem er das Gewehr auf den Bildhauer anlegte: „Halt! Noch eine Bewegung und ich schieße!“

Die Kammerjungfer schrie laut auf und verbarg das Gesicht in den Händen.

Ringler hielt inne und sagte mit großem Gleichmut zu dem Soldaten: „Schieß Er lieber nicht. Ich will nicht entfliehen.“ Laß Er den Hahn nur in Ruß. Warum setzt Er das Frauenzimmer in Schrecken?“ Er kletterte zurück an den früheren

Platz und der mutige Krieger senkte etwas verwirrt die Waffe.

„Zittert Sie für mein Leben? Wie kommt das? Sie kennt mich erst so kurze Zeit.“ Ringler sah sie forschend an und suchte, da sie nicht sprach, in ihren Blicken eine Antwort zu lesen.

Aurore Gerville setzte verlegen den Hut auf, nestelte an dem Bande desselben und entgegnete endlich leise: „Wie es kommt, daß ich — Er hat so liebe —“ dann schwieg sie wieder. Nach einer Pause flüsterte sie: „Ich glaube, ich habe Ihm das schon gesagt.“

Ein Strahl aus diesen lieben Augen belohnte das holbe Kind. Einen Jubelton hätte Ringler ausstoßen mögen, so freudig, so jauchzend, daß die Soldaten, die Arbeiter, die ganze Residenz mit Sere-nissimus an der Spitze, zusammengelaufen wären und erstaunt gefragt haben würden: Herr Arkhanist, hat Er seinen Verstand noch?

Er bezwang sich jedoch und sagte mit fast gleichgültigem Tone, dem man die innere Erregung aber anhörte: „Ein Mensch lief die Landstraße entlang. Ein kleiner Mensch, — er hinkte, wie mir schien. Vielleicht wollte er uns noch länger belauschen und ist von der Mauer gestürzt. Es war sonst niemand zu sehen; dieser Weg hier ist so wenig belebt, wer kann das gewesen sein?“

„Das war der buckelige Uhrmacher Wenninger, ich zweifle nicht daran,“ erwiderte Aurore mit Bestimmtheit.

„Der ‚en relief‘?“

„Kennt Er diesen Scherz Seiner Durchlaucht bereits? — Seit Monaten verfolgt mich das kleine Ungeheuer. Anfangs war ich freundlich gegen ihn, er dauerte mich, denn er blickte immer so trübselig drein. Dann wurde er fecker, sprach von Liebe, ja von Liebe, Herr Arkhanist, und schließlich machte er mir einen förmlichen Antrag. Ich wies ihn ab. Nun bestürmte er mich mit Geschenken. Uhren, Schmuckstücken und dergleichen brachte er mir, ich nahm natürlich nichts davon an und bat ihn auch, sich doch ferner nicht um mich bemühen zu wollen. Er ließ jedoch nicht nach mit seinen Bewerbungen, und da ich ihn unfreundlich behandelte, lauerte er mir eines Tages auf, als ich aus dem Küchengarten kam, umfaßte mich und wollte mich durchaus küssen. Ich schrie um Hilfe, Arbeiter kamen, der Bucklige lief davon und seitdem hat er es nicht gewagt, mit mir zu sprechen. Aber auf Schritt und Tritt geht er mir nach, so daß ich, wenn ich den Blumenkohl holte, einen Diener aus dem Schlosse zu meinem Schutze mitnehmen mußte. Ich unterließ es später, mit dieser Wache auszugehen, da ich Wenninger nicht mehr bemerkte. Er scheint jedoch seine Absichten noch nicht aufgegeben zu haben, wie wir soeben gesehen. Ach, es ist schauderhaft!“ Aurore sprach mit unterdrückten Thränen. „Ich brauchte Ihrer Durchlaucht ja nur ein Wort zu sagen und ich wäre von dem Menschen befreit; er würde dann große Unannehmlichkeiten davon haben, vielleicht würde man ihn gar arretieren, und ich trüge die Schuld. Sage Er doch dem Fürsten, daß Er nicht entfliehen wolle,

daß die Soldaten Seinetwegen überflüssig wären, — dann könnte Er mich ja beschützen. — Will Er das thun?“

„Wie gern möchte ich Sie beschützen! Bis an das Ende Ihrer Lebenstage! Die Durchlaucht traut mir nicht, mein Wunsch wird nicht in Erfüllung gehen.“ Er sagte dies tief traurig und sie senkte verwirrt das Köpfchen.

„Er wird beim chinesischen Fest sein, das der Fürst Ihm zu Ehren giebt,“ meinte sie nach einer Weile. „Benutze Er doch die gute Laune, die Sere-nissimus an jenem Abende sicher beherrscht und petitioniere Er um Seine Freiheit.“

„Ein Fest mir zu Ehren?! — Um Gotteswillen! Scherzt Sie?“

„Ich scherze nicht. Die Einladungen an den Hof sind schon ergangen. Der Fürst äußerte verschiedentlich, er gäbe das Gartenfest um die Ankunft seines berühmten Arkhanisten Ringler zu feiern.“

„Mir schwindelt! — Welche Verwirrung! — O, wenn ich Ihr alles sagen dürfte! Ich werde mich krank melden, um nicht bei diesem fürchterlichen Feste erscheinen zu müssen!“

„Laß Er das hübsch bleiben! Weiß Er, daß ich auf Befehl Seiner Durchlaucht in chinesischem Kostüm tanzen werde? Ist Er gar nicht neugierig, das zu sehen? Er traut mir wohl nichts zu?“

„Ich erinnere mich, daß der Fürst davon sprach. Will Sie meine Meinung offen hören?“

„Worüber?“

„Über Ihren Tanz vor dem versammelten Hofe. Überlaß Sie das lieber den adeligen Fräuleins, diese setzen sich über manches hinweg, was für uns Bürgerliche nicht paßt. Ich möchte Sie gern tanzen sehen, es gäbe gewiß wieder ein Vorbild für meinen Modellierstab ab, aber wenn ich daran denke, daß so viele Gecken Sie mit lusternen Blicken begaffen, dann — Sie ist mir doch nicht böse — dann will ich auf dieses Schauspiel verzichten.“

Aurore sah ihn mit großen Augen erstaunt an.

„Herr Arkhanist,“ rief sie, „ich würde die Hände zusammenschlagen, wenn ich nicht fürchten müßte, stracks von der Leiter zu fallen! Herr Arkhanist, ich glaube, Er ist eifer —“

Sie unterbrach sich plötzlich erschrocken und wendete verlegen den Kopf dem Küchengarten zu. „Ich muß fort, Monsieur Ringler,“ stotterte sie, „die Fürstin will das Süppchen haben. Ich plauderte schon zu lange mit Ihm,“ — sie stieg eiligst die Sprossen hinunter — „viel zu lange. Was werden die Gärtner denken? und die Armee Seiner Durchlaucht, ich habe mich gar nicht von ihr empfohlen.“ Nun war sie unten angelangt, nahm schnell den Korb auf, blieb einen Augenblick stehen, als wenn sie etwas in die Höhe sprechen wollte, befann sich jedoch, knigte und lief davon.

„Auf Wiedersehen, Jungfer! Auf baldiges Wiedersehen!“ rief ihr Ringler nach. Sie schien es nicht mehr zu hören und näherte sich schon dem Ausgange des Küchengartens.

Der Bildhauer verwünschte den Einfall, ihr wegen des Tanzes Vorstellungen zu machen, denn er

meinte, daß dies die Veranlassung gewesen wäre, deretwegen sie die Unterredung mit ihm abgefürzt hätte. Er nahm die Thongruppe zur Hand und betrachtete das Bild, da ihm die Person entschwunden.

Plötzlich hörte er Aurores Stimme. Er blickte nieder. Da stand sie auf der nämlichen Stelle, die sie soeben verlassen, und der Gemüsekorb zu ihren Füßen. Er war so in den Anblick seines Wertes versunken, daß er ihr Zurückkommen nicht bemerkte und auch nicht hörte, wie sie ihn mit allerdings sehr leiser, schüchternen Stimme bei seinem Namen angerufen hatte.

„Jungfer, Sie? Ich meinte, Sie wäre böse auf mich.“

„Böse? — O nein! — Weshalb? Im Gegenteil, Er hat Ursache, mir zu zürnen. Er rief mir nach: auf Wiedersehen! und ich habe nichts darauf erwidert. Das war nicht schicklich. Ich wollte Ihn nun sagen, daß — daß ich — daß ich mich — Auf Wiedersehen, wollte ich sagen, auf baldiges Wiedersehen! Und was Er da über meinen Tanz bei Hofe bemerkte, wollte ich sagen, so hat Er ganz recht, ganz recht; nur diesmal muß ich gehorchen, da es Befehl des Fürsten ist; aber zum letzten Mal, darauf kann Er sich verlassen; ich werde Durchlaucht bitten, nicht wieder ein solches Verlangen an mich zu stellen. Wenn ich sonst noch etwas geplaudert habe, wollte ich Ihn sagen, was thöricht war, wenn ich zum Beispiel von Ihm verlangte, Er solle mir Sein Arkatum hersagen, so möchte ich bitten, mir zu verzeihen, es war unbedacht von mir, ich weiß es. Und — das war's, was ich sagen wollte.“ Sie faßte mit je zwei Fingern, die Arme im Bogen weit ab haltend, ihr Kleid vorn und in Hüftenhöhe, machte eine tiefe, steife, hofmäßige Verbeugung und war im Begriff wieder zu gehen.

Aber so leicht kam sie diesmal nicht fort.

Ringler war entschlossen, das Beisammensein mit Aurore nicht gutwillig aufzugeben. Die Verlegenheit, die ihn beim unverhofften Gespräch mit ihr ergriff, schwand jetzt.

Er forderte sie daher auf, zu bleiben und als sie zögerte und das Süppchen vorschöpfte, fragte er, welche Bewandnis es mit dieser ungewöhnlichen Menge Blumenkohl hätte. Aurore berichtete von der Leidenschaft der Fürstin und daß sie die Pflicht zweimal täglich in den Gemüsegarten brächte, um die Köpfe zu schneiden, die dann immer frisch zur Verfügung ständen.

Diese Erklärung gab Aurore hastig, das Körbchen am Arm, jeden Augenblick bereit, davon zu eilen.

Ringler bat inständigst, ihn noch nicht zu verlassen und sie versicherte wiederholt, der Dienst bei Ihrer Durchlaucht triebe sie dazu.

Als er sah, daß keine Überredungskunst sie fesseln könne, versuchte er das Außerste und rief: „Gut, Jungfer, wenn Sie geht, so springe ich von der Mauer in den Garten, die Krieger werden an eine Flucht glauben und auf mich feuern. Wenn ich dann mein junges Leben auf dem Felde des Blumenkohls aushauchen muß, — wer trägt die Schuld?“

Das half. Sie setzte schleunigst ihr Körbchen beiseite und blieb.

Und nun plauderten sie nach Herzenslust.

Sie erzählte vom Hofe und Ringler hörte aufmerksam zu, denn bislang hatte er von dieser ihm gänzlich fremden Welt, in die das Geschick ihn geführt, eigentlich so gut wie nichts vernommen. Zuerst kam natürlich der Fürst an die Reihe, dann die fromme Fürstin, welche von dem unausstehlichen Balzins, den Aurore für einen rechten Heuchler hielt, geleitet würde, zuletzt sprach sie von der Fürstin Mutter, deren Dasein Ringler unbekannt war.

„O, Monsieur Ringler,“ antwortete Aurore auf seine erstaunte Frage, „Er kann zehn Jahre lang in unserem Schlosse, das die Fürstin Mutter ebenfalls bewohnt, Sein Quartier aufschlagen, — wenn man's Ihn nicht sagt, oder wenn nicht ein Zufall Ihm die Anwesenheit der alten Dame verrät, Er würde es nicht erfahren, daß die Fürstin Erbmutter Juliane unter einem Dache mit Ihn haust.“

Sie hatte während der letzten Bemerkungen, die den Hof betrafen die Leiter erstiegen und befand sich, wie beim Beginn der ganzen Unterredung, wieder dem Bildhauer unmittelbar gegenüber.

„Ist denn die Fürstin Mutter stets krank oder so alt, daß sie ihre Gemächer nicht mehr verlassen kann?“

„Sie ist nicht krank und obgleich bereits achtundsechzig Jahre alt, noch immer sehr rüstig. Sie geht auch aus, aber niemals am Tage; dann schläft sie. Wenn die Dunkelheit eingetreten, kommt sie zum Vorschein. Ihre ganze Umgebung, die übrigens nur aus wenigen Personen, einer Kammerfrau und zwei Dienern besteht, muß es ebenso halten. Am Tage ist der Flügel des Schlosses, den sie bewohnt, dicht verhängt, kein Lichtstrahl darf durch die Fenster ins Innere dringen, die größte Ruhe herrscht dort. So treibt sie es schon seit vielen, vielen Jahren, man sagt seit der Geburt ihres einzigen Kindes, des jetzt regierenden Fürsten. Und der Grund eines solchen seltsamen Beginns? Ich kenne ihn nicht. Niemals habe ich etwas Gewisses darüber in Erfahrung bringen können. Am Hofe weiß man nichts, und was man in der Stadt flüstert ist Thorheit. Dort nimmt man an, sie sei wahnsinnig geworden, nachdem sie den Fürsten, ihren Gemahl, vergiftet habe. Daß ersteres nicht richtig ist, davon habe ich mich selbst überzeugen können. Ich denke noch mit Schrecken daran, — es war im Anfang meines Hierseins, es sind jetzt drei Jahre her, ich kam als fünfzehnjähriges Mädchen zur Fürstin, — Er sieht also Herr Arkatum, wie fürchterlich alt ich schon bin, — die Fürstin war krank und ich hatte einen Teil der Nacht wachend an ihrem Bette zugebracht; ich wollte mich in mein Zimmer und zur Ruhe begeben, da eine Kammerfrau der Fürstin mich auf meinem Posten am Krankenlager abgelöst hatte. Ich durchschritt den Korridor und es fiel mir nicht weiter auf, daß alle Gänge hell erleuchtet waren, obgleich es bereits vier Uhr morgens war, ich meinte, dies geschähe der kranken Fürstin wegen, die den Besuch von Ärzten erwartete. Es war eine kalte Winternacht, ich froh, und müde



und abgesspannt beeilte ich mich, mein Zimmer zu erreichen. Plötzlich sehe ich am Ende des langen Ganges eine Frauengestalt auf mich zukommen, die mir zu winken scheint. In der Meinung, es sei eine Dame der Fürstin, die sich nach deren Befinden erkundigen wolle, bleibe ich stehen. Die Gestalt kommt näher, tritt an mich heran und ich blicke in das bleiche Antlitz einer Greisin; schneeweiße, ungepuberte Haare quellen aus einem schwarzen Schleier hervor, der ihr Haupt bedeckt; ein schwarzes Sammetkleid und ein dunkler Pelz, nach einer Tracht gefertigt, deren ich mich nicht erinnerte, umwallen ihren Körper. So wenig wie Er jetzt, Herr Arkanist, hatte ich damals eine Ahnung, daß es noch eine Fürstin Mutter gäbe, ich wußte also nicht, wer die Dame sei, die nun mit stolzem Tone fragte, ob ich im Dienste der Fürstin Eleonore stände. Auf meine bejahende Antwort wünschte die Dame Näheres über das Befinden meiner Herrin zu erfahren. Ich berichtete, was ich gehört und was mir schien. Sie schwieg einen Augenblick, betrachtete mich prüfend und sagte endlich: „Weiß Sie wer ich bin?“ — „Nein“ erwiderte ich. — „Hat Sie morgen nacht wiederum die Wache und zu derselben Zeit?“ „Ja.“ „So erwarte ich Sie hier an derselben Stelle, damit Sie mir Nachrichten über den Verlauf der Krankheit Ihrer Durchlaucht mitteile. Ich verbiete Ihr jedoch, irgend jemand, auch nicht der Fürstin Eleonore, zu erzählen, daß Sie mit mir gesprochen. Ich bin die Mutter des regierenden Fürsten.“ Damit ließ sie mich stehen und schritt geräuschlos und mit aufrechter Haltung über den Gang, bis sie meinen erstaunten Blicken entschwand. In der folgenden Nacht, zur nämlichen Zeit erschien sie wieder und hörte meinen Krankheitsbericht an; in der dritten Nacht ebenfalls; allein ich hatte mich bedeutend verspätet, da die Fürstin Eleonore meine Anwesenheit weit länger als sonst erheischte. Als ich schließlich kam, erwartete mich die Fürstin Mutter bereits mit großer Ungebuld und fuhr mich zornig an. Ich entschuldigte mich mit meiner Pflicht am Krankenbette und gab ihr Kunde von dem Ausspruch der Ärzte, die die Schwiegertochter aus aller Gefahr und der Genesung entgegengehend gefunden hatten. Die alte Fürstin versetzte, daß sie nun keine weitere Mitteilung von mir erwarte, ergriff meine Hand und steckte mir einen kostbaren Ring an den Finger, so kostbar, daß er für mich nicht passend erscheint und ich ihn deshalb niemals getragen habe. Während die greise Durchlaucht noch vor mir stand und mir mit freundlichem Lächeln über das Haar strich, drang ein Strahl der Morgendämmerung durch ein Fenster des Ganges, das auf den Garten sah. Die Fürstin erbebt plötzlich, ihre Augen schlossen sich, sie stieß mich hastig zurück und wie fliehend eilte sie verhüllten Hauptes ihren Gemächern zu. Seitdem habe ich sie nicht wiedergesehen und auch nichts von ihr gehört.

„Es ist doch seltsam,“ meinte Ringler, „daß die Hofgesellschaft nichts Näheres über diese merkwürdige Erscheinung wissen sollte. Vielleicht scheint man sich nur, davon zu sprechen.“

„Nein, Monsieur Ringler, man weiß in der That gar nichts. Man kennt die nächtlichen Wan-

derungen der fürstlichen Mutter und geht dieser aus dem Wege, weil erstens Serenissimus einen Befehl erlassen hat, die Fürstin Erdmute Juliana nicht zu stören und zweitens deren Gegenwart den Hofleuten unheimlich wäre. Man sagt nur spottend: andere Schlösser haben weiße Frauen, die tot sind, und wir haben eine schwarze Frau, die lebt. Bedenke Er doch, daß es schon ein Menschenalter her ist, seitdem die alte Fürstin sich zurückgezogen hat. Es giebt aus jener Zeit kaum jemand bei Hofe, der sie kannte, der mit ihr in Berührung kam. In der Stadt erinnern sich allerdings noch einige der Fürstin, als sie als ganz junge Frau hierherkam, und fabeln das tollste Zeug von ihr, aber man hat sich auch dort schon daran gewöhnt, nicht an sie zu denken und ihre Anwesenheit zu vergessen.“

Ein ausdrucksvolles Räuspern, das wir im Verlaufe dieser wahren Geschichte schon einmal vernahmen, ließ plötzlich die kleine Gerville zusammenfahren und Ringler erstaunt nach der Richtung blicken, aus der es ertönte.

Gleich darauf sagte eine strenge und pathetisch klingende Stimme: „Ihre Durchlaucht erwarten Sie, Jungfer.“

Der Herr Schloßprediger Balzius stand hinter dem Lattenzaun auf der Landstraße und sah verwundert auf die beiden jungen Leute.

Aurore hatte sich von ihrem Schrecken noch nicht erholt und Ringler wußte nicht, wer der lange Mensch mit dem ernsten Gesicht, in dem schwarzen Sammetanzug, mit der blendend weißen Wäsche und dem Stode in der Hand wäre, als dieser wiederum bemerkte: „Jungfer, was macht Sie dort oben?“

„Ich?“ — erwiderte die Kammerjungfer stotternd, „ich — ich — schneide Blumentohl.“

„Auf der Mauer?“ fragte Balzius ironisch. „Ich werde Durchlaucht bitten, das Gemüse flüßen zu lassen, auf daß es nicht so hoch und üppig ins Kraut schieße.“

Aurore flüsterte Ringler „nachmittag!“ zu, glitt die Leiter hinunter, nahm ihren Korb und verschwand durch die Gartenpforte, indem sie Balzius mit einem Knize beehrte, den dieser durch keine Begrüßung erwiderte.

Der Schloßprediger musterte mit scharfem Blick den Bildhauer, und dieser schickte sich an, die Betrachtung seinerseits ebenso herausfordernd zu erwidern, er wurde jedoch durch einen Soldaten unterbrochen, der ihm die Mitteilung machte, das Mittagessen sei angekommen und im Hause aufgetragen. Ringler nahm daher die Thongruppe in den Arm, stieg von der Mauer und ging zu seinem Mahl, während Balzius den eingeschlagenen Weg fortsetzte.

Die Landstraße, welche der Schloßprediger verfolgte, wurde von schlanken Pappeln eingefaßt, die der Fayencefabrik gegenüber einen Durchblick auf Felder und Wiesen gewährten. Auf der andern Seite, unmittelbar an der Straße, lagen die im Besitze einiger Bürger der Residenz befindlichen Gärten und, ungefähr eine Viertelstunde entfernt, ein Wäldchen, das früher Seiner Durchlaucht dem regierenden Fürsten gehörte, jetzt aber seit mehreren Jahren von

diesem der Stadt zum Geschenk gemacht worden war und den Einwohnern als Spaziergang und Erholungsort diente. An Sonn- und Feiertagen erfrischten sich dort die Ehrfamen jeden Alters, Standes und Geschlechts, an Werkeltagen jedoch konnte die arbeitsame Bevölkerung nur durch besonders schöne Sommerabende ins Gehölz gelockt werden.

Jetzt, um die Mittagsstunde, waren Landstraße sowohl als auch Wäldchen völlig von Menschen entblüßt; selten unterbrach der Schritt eines Wanderers, eines Bauern oder das Knarren eines Arbeitswagens die Stille, die auf dieser Gegend lagerte.

Es war gerade zwölf Uhr.

In dem Städtchen aß man um diese Zeit zu Mittag.

Bei Hofe tafelte man um ein Uhr, und der Schloßprediger, welcher trotz seiner fünfundvierzig Jahre unversehrt war und in der Nähe des Schlosses ein kleines Häuschen besaß, pflegte sich um zwei Uhr zu Tisch zu setzen.

Er schlenderte in aufrechter Haltung fürbaß, sich von Zeit zu Zeit durch ein Prisches Spaniol erlabend, das er einer äußerst feinen und zierlich bemalten Emaildose, einem Geschenk der Fürstin entnahm.

„Uff!“ Herr Balzjus nimmt den Hut vom Kopf und hält einen Augenblick inne, um zu verschmausen. Welch ein heißer Tag! Wie dumpf und schwül die Luft! Die Sonne sendet glühende Strahlen auf die nach Regen schmachtende Erde hernieder. Der Herr Schloßprediger bedeckt das Haupt wieder und schreitet weiter.

„Ah! Eine grausame Hitze!“ murmelt er, bleibt vor einem Statet stehen und blickt mit Interesse in den von diesem umgebenen Garten.

Ein Geräusch! Balzjus wendet den Kopf nach rückwärts.

Er täuscht sich nicht. Ein Gefährt kommt von der Stadt her.

Jetzt? Der Schloßprediger strengt seine Sehkraft an, mit Erfolg, wie es scheint.

Er lächelt zufrieden, langt das Döschen hervor, greift mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand hinein, klappt den Deckel zu, läßt den Behälter, der mit der Erschaffung der Eva im Paradiese verziert ist, in die Tasche gleiten, hält den mit dem würzigen Tabak beladenen Daumen in Nasenhöhe, blickt noch einmal mit wißbegieriger Miene auf die Landstraße, schnupft langsam und mit Behagen, geht behutsam auf einen schmalen Pfad, der zwischen zwei Gärten hindurchführt, verbirgt sich in dem dort üppig wuchernden Gestrüpp und wird nicht mehr gesehen, während er von seinem Beobachtungsposten aus ganz ungestört die erwünschte Umschau zu halten vermag.

Es ist übrigens kein Wagen, der sich jetzt nähert, sondern eine von zwei Trägern in fürstlicher Livree geführte Sänfte, an deren Fenster die Vorhänge zugezogen sind. Noch kurze Zeit bleibt diese auf der Landstraße, dann biegt sie in das Gehölz ein und entschwindet den Augen des Schloßpredigers.

Hufschlag von Pferden ertönt.

Balzjus richtet sich auf und späht in die Ferne; er duckt sich jedoch schnell, und gleich darauf sausen

zwei Reiter, ein Herr im Jagdanzug und ein Reitknecht, an ihm vorüber.

Der Herr heinmt etwas weiter aufwärts den Lauf seines Pferdes und übergibt dasselbe dem Diener; dieser reitet langsam die Straße entlang, während der Herr das Wäldchen betritt. Der Weg scheint ihm nicht unbekannt, er zögert nicht bei der Wahl seiner Schritte und gelangt auch bald auf einen von hohen, von dichtbelaubten Bäumen umgebenen Platz, auf dem ihn eine verschleierte Dame erwartet. Er eilt auf die Dame zu, küßt ihr die Hand und sagt: „Sind Sie es wirklich Walpurgis? Ich hielt es für möglich, Sie nicht anzutreffen. Wie entschlüpfen Sie den Späheraugen?“

„Sie kennen die Lage der Dinge nicht, die nach Ihrer Entfernung eintrat, Adalbert,“ antwortete die Dame mit verhaltenem Ton. „Es ward mir nicht so schwer zu kommen, als Sie meinen.“

„Ich kann mir alles recht gut ausmalen. Eine stürmische Scene mit dem Fürsten, Ihrem Vater, die meine tapfere Walpurgis mit Heldenstärke ertrug; die Fürstin im Hintertreffen als drohende Anklägerin. Alle Leute Ihrer Umgebung, denen man nicht traut, werden entlassen und durch andere ersetzt. — Wenn ich bedenke, daß Sie alles aus Liebe zu mir erdulden müssen —“

„Halten Sie ein!“ unterbrach ihn die Prinzessin. „Sie malen mit grellen Farben! Ich muß gestehen, auch ich war auf Ähnliches gefaßt und ich ging entschlossen dem Unvermeidlichen entgegen. Aber es geschah nichts, was mich betrüben konnte. Es gab keine Scene mit dem Fürsten, keine Entfernung meiner Umgebung, — nur die Ihrige, Adalbert, — und sie schmerzt mich am meisten!“ Sie löste den Schleier von ihrem Haupte.

„Täume ich? Man quält, man peinigt Sie nicht?“

„Nein, wie ich Ihnen sagte. Man ist mißtrauisch, man beobachtet, man horcht, das bemerke ich wohl, man tritt jedoch nicht offen gegen mich auf.“

„Das ist seltsam. So erfahren Sie denn, daß auch ich nicht von ungewöhnlichen Maßregeln berichten könnte, die man wider mich ergriffen hat. Weder ich noch mein Vater. Das Verhältnis des letzteren zum Fürsten blieb das frühere; Ihr durchlauchtigster Vater verrät mit keinem Wort, mit keiner Miene, was ihn bewegt. Als mein Vater die Liste der zum chinesischen Feste Eingulabenden vorlegte, strich der Fürst einige Namen, aber den meinigen nicht. Wir wissen nicht, wie wir dieses gleichmütige Benehmen erklären sollen. Mein Vater wird plötzlich zum Fürsten gerufen, den er soeben verlassen; er erwartet einen heftigen Auftritt, er sieht sich schon von Vorwürfen überhäuft, er ist bereit, die Dienstentlassung zu nehmen, — und was geschieht? Durchlaucht kommt ihm auf das leutseligste entgegen und bemerkt lächelnd, die Anwesenheit meines Vaters wäre durchaus nicht unbedingt notwendig gewesen, der Übereifer eines Bediensteten hätte sie veranlaßt; da der Hofmarschall jedoch gekommen sei, so könne man sich noch über verschiedene Maßnahmen, das Fest betreffend, ins Einvernehmen setzen. Mein Vater legt eine Anzahl geschnittener Steine vor, die ihm für den Fürsten

überliefert sind; dieser betrachtet die Gemmen, ist von der Schönheit derselben entzückt, bespricht das Weitere über deren Ankauf und entläßt schließlich meinen erstaunten Vater mit der größten Freundlichkeit. — Und alles dies ereignet sich fast zur nämlichen Zeit, als man unser Beisammensein in Ihrem Gemach so unerwartet und so schroff unterbrach; als man Ihren alten Tanzmeister, Monsieur Chaudal, hinauswies, als man mir einen Befehl des Fürsten, das Schloß ungesäumt zu verlassen, überbrachte, als die Fürstin, Ihre Mutter, auf dem Gange mit triumphierendem Blick an mir vorüberauschte und meinen ehrfurchtsvollen Gruß nicht erwiderte! Ich kann doch nicht glauben, daß der Fürst die Eröffnung Ihrer Mutter, die ohne Zweifel vorherging, gelassen aufnahm.“

„Gelassen? Nein. Wir müssen den Charakter meines Vaters in Erwägung ziehen. Die unverhoffte Nachricht trifft ihn wie ein Blitzstrahl; er gerät in furchtbaren Zorn; nachdem dieser jedoch geschwunden, nachdem er mit Ruhe überlegt, kommt er zu anderen Entschlüssen. Wie sollte ich mir sonst sein Benehmen erklären können? Er ist freundlicher als je gegen mich, er kommt jetzt häufiger als früher in meine Gemächer, aber nicht etwa aus Argwohn, das fühle ich wohl. Es ist ihm peinlich, mir, wenn auch nur in Gedanken, wenn auch nur für kurze Zeit, unrecht gethan zu haben.“

„Aber der Erbprinz, dem ich alles gestand, den ich so tief in mein Inneres blicken ließ?“

„Mein teurer Adalbert, Sie müssen wohl unterscheiden: der Fürst ist von Ihrer Reizung zu mir überzeugt, aber nicht davon, daß ich sie erwidere, daß ein Einverständnis zwischen uns herrscht. Und die Überredungskunst meiner Mutter, so eindringlich diese auch gesprochen haben mag, war nicht imstande, ihm eine andere Meinung aufzudrängen. Er kann sich nicht vorstellen, wie eine Prinzessin einen Mann lieben könne, der nicht als Prinz oder zum mindesten als souveräner Graf auf die Welt kam. Deshalb schließt er Sie nicht vom Hofe aus; im Gegenteil, es schmeichelt ihm, wenn Sie seine Tochter liebenswürdig finden. Er fürchtet nichts, denn er prüft mit dem Verstand und nicht mit dem Gemüt.“

„Die Zeit wird ihn belehren, wie sehr er irrte,“ sagte Herr von Frühling erregt. „Wenn er es gehen läßt, wie es geht, so haben wir gewonnenes Spiel!“

„Frohlocken Sie nicht zu früh! Es ist noch ein weiter Weg, eine Zeit voller Wirrsal, voller Kämpfe. Die Konvenienz, dieses gräßliche Ungeheuer, steigt drohend vor uns auf. Ihr opfert mein Vater alles, ihr wird er auch mich zum Opfer bringen wollen. Es ist fürchterlich! — Wenn er ein grausamer, ein tyrannischer Vater wäre, aber nein, er ist der beste, der zärtlichste, der liebevollste. Und dennoch! Er kennt, er wünscht, er begreift nichts anderes. So heiratete sein Großvater, sein Vater, er selbst, — so wird sein Sohn und so soll seine Tochter nach Ueberkunft in die Ehe treten.“

„Sie soll —“

„Aber sie wird nicht! — O, ich errate, was das Schicksal für mich aufspart, es ist nicht schwer in diesem Falle den Propheten zu spielen: eines Tages,

gänzlich unerwartet für mich, wird ein Prinz irgend eines souveränen Hauses als Brautwerber bei Hofe erscheinen. Die Rolle dieses Unglücklichen ist nicht beneidenswert. Eine blöde Frau kann man nach Belieben hin- und herschieben, mich nicht! Geistiger Tortur kann man mich unterwerfen, ich werde sie, ohne mit der Wimper zu zucken, ertragen! In ein Kloster darf man mich nicht zerren, unsere Religion duldet kein Grab für Lebende. Ich fürchte nichts für mich, — alles für Sie, Adalbert!“

„Für mich? Was kann mir geschehen? Ich habe meinen Austritt aus den Diensten der Generalstaaten angemeldet und gehe aufs Land; ich bin unabhängig. Mein Vater legt das Amt nieder, das ihm seit langem beschwerlich fällt, und folgt mir.“

„Welche Sorglosigkeit! Ihre Güter zwar liegen nicht im Machtbereich meines Vaters, aber bis Sie dort sein werden, ist Ihr Aufenthalt hi er; — meinetwegen setzen Sie sich der Gefahr aus, zu bleiben. Jede Minute kann Ihnen den Verhaftsbefehl bringen. Glauben Sie nicht, daß man zögern wird, wenn man die Notwendigkeit erkannt hat, gegen Sie einzuschreiten. Und was dann?“

„Nein, nein, Walpurgis! Ihr Edelmut will mich als den Märtyrer unserer Liebe erscheinen lassen, während Sie die allein Beklagenswerthe sind! Opfern Sie mir nicht alles? Eine hohe Stellung, eine glanzvolle Zukunft, eine erlauchte Familie! Was tauschen Sie dafür ein? Gar wenig! Gedanken, die nur auf Sie gerichtet sind, Gefühle, die nur Ihnen gelten! Ein Herz, — nichts weiter — ein treues Herz, das Ihnen gehört, bis es stülft!“ Er stürzte der Prinzessin zu Füßen und bedeckte ihre Hände mit Küssen.

Thränenben Augen zog sie ihn empor und lehnte sich an seine Brust.

„Besitze ich Ihr Herz, so troge ich dem Geschick!“ flüsterte sie. „Ich kann dulden, leiden, — aber ich kann nicht aufhören, Sie zu lieben!“

Er legte den Arm um sie und hielt sie fest umschlungen.

Minutenlang standen sie so und sprachen nicht. In den Baumkronen säuselte ein Lüftchen, Sonnenstrahlen kosten mit dem Laub und warfen zitternden Widerschein auf den Erdboden.

„Ich darf nicht länger weilen,“ sagte die Prinzessin endlich mit Unruhe und entwand sich der Umarmung.

„Weshalb? Man wird Sie nicht vermissen,“ beschwichtigte sie Herr von Frühling. „Sie pflegten stets um diese Stunde eine Promenade zu unternehmen.“

„Nicht ohne Frau von Falkenstein. Wenn ich allein ausging, so blieb ich im Schloßgarten. Ich ließ mich auch heute dorthin tragen, stieg aus, ging umher, während die Sänfte folgte. Bei der kleinen Seitenpforte im südlichen Teil des Parks wies ich die Träger an, mich ins Wäldchen zu bringen.“

„Frau von Falkenstein ist eine Dame von Ehre, sie wird nicht plaudern.“

„Ich weiß es nicht. Ich sagte Ihnen schon, man beaufsichtigt mich nicht, aber man beobachtet. Und offen gestanden, Adalbert, ich bin zu stolz, um

jemand zum Mitwiffer meines Geheimnisses zu machen.“

„Wann werden wir uns wiedersehen?“

„Ich kann vorläufig nicht wagen, ohne Begleitung das Schloß zu verlassen. Die Fürstin hat überall ihre Rundscharfer, man würde ihr sogleich Nachricht von meinem auffälligen Thun geben. Ich sehe Sie beim Feste, nicht früher. Versuchen Sie es dort, mir im Gewühle mitzuteilen, wann wir uns hier wieder treffen könnten. Ich vermag nicht, etwas voraus zu bestimmen, da ich nicht weiß, wie sich die Dinge gestalten, wie meine Eltern sich fernerhin mir gegenüber benehmen werden. Gelingt es Ihnen nicht, mir unbemerkt und flüsternd die ersehnte Botschaft zuzuraunen, so beschreiben Sie ein kleines Blatt Papier. Nähen Sie dann genau darauf, wohin ich meinen Fächer lege und schieben Sie das Billet unter diesen. Vor allem wünschte ich auch zu hören, welches Verfahren man gegen sie einschlägt. Aber ich beschwöre Sie, seien Sie vorsichtig und halten Sie sich zurück! Es ruhen hundert Augen auf uns! Ach, Adalbert, mir ahnt, wir sprechen uns heute zum letzten Mal!“ In heftiger Bewegung preßte sie ihr Taschentuch vor das Gesicht.

„Verscheuchen Sie die Traurigkeit, Walpurgis, ich bitte Sie! Ich gebe die Hoffnung nicht auf, bis alles, alles verloren ist! Und soweit sind wir noch nicht. Glauben Sie, daß ich mich nicht tapfer verteidigen, daß ich den Kampf um Ihre Hand nicht mit dem Aufgebot all' meiner Kräfte führen werde? Meine letzte Zuflucht ist der Prinz von Dranien. Ich bin ihm wert, ich weiß es.“

„Bauen Sie nicht auf irgend einen Prinzen! In diesem Punkte halten alle fest zusammen. Wenn Sie auch die stärksten Beweise von Zuneigung vom Erbstatthalter empfangen, die Konvenienz erhebt das Haupt und verlöscht den letzten Funken von Interesse für Sie! Ich will mir noch wenige Minuten abmüßigen, ergehen wir uns in den Laubgängen. Dann lassen Sie mich. Meine Sänfte erwartet mich am Saume des Waldes, ich will sie ohne Ihre Hilfe besteigen. Zögern Sie, bis sie aus Ihrem Gesichtskreise gekommen ist und kehren Sie dann zur Stadt zurück.“

Herr von Frühling reichte ihr den Arm und führte sie tiefer in das Gehölz. Nach einer Viertelstunde waren die Liebenden verschwunden, und das Wäldchen lag still und verödet da.

Nur ein einsamer Wanderer tauchte plötzlich aus den Baumgruppen auf; er wiegte sich förmlich im Gehen und lenkte mit Behagen seine Schritte heimwärts, um in trefflichster Stimmung das Mittagmahl einzunehmen. Ein Köstlein hielt er in seiner Rechten, das er mit zärtlichen Blicken betrachtete und dessen Duft er wohligh einlog.

#### IV.

Graumüde so lange den Kukul speißt  
Bis ihr Junges ihr endlich den Kopf abreißt

Sei wachsam in Geist,  
Nicht würste zu dreißt,  
Laß Firnen und Beln  
Und Lang und Schalmein,  
So find'it du den Stein  
Der Welsen allein.

Shakespeare, König Lear.

Hans Wenninger war krank. Nicht so krank, daß er das Bett hätte hüten müssen, aber doch so, daß er zu Hause blieb. Er hatte sich den Fuß verletzt, — nicht verstaucht, auch nicht gebrochen. Beim Hinabsteigen einer Treppe, die auf die Straße führte, — wie er der Mutter erzählte.

Die alte Frau bemühte sich sorglichst in der Pflege des schwächlichen Sohnes und vergaß fast den Verdruß und den Kummer um diesen.

Der Medikus, den man kommen ließ, konnte nicht als eine Leuchte der Wissenschaft gelten, die Sache ging sehr langsam vorwärts.

Und das war schade, denn Hänschen hatte keine Ruhe im Zimmer.

Zuerst kam da ein Befehl Seiner Durchlaucht, der persönlich wegen der Gemmen mit Wenninger verhandeln wollte, und dann gab es noch etwas anderes, was den Uhrmacher ungeduldig machte: das Fest, das sogenannte chinesische.

Nicht als ob man ihn zu diesem eingeladen hätte, ach nein, er war nicht hoffähig, man rechnete nicht einmal auf seine Mitwirkung als kaiserlich chinesischer Hofzwerg und Spasmacher, eine Anstellung, die er wahrscheinlich gar nicht so schlecht ausgefüllt haben würde. Nur schauen wollte er die Herrlichkeit gern, von der die Stadt schon im voraus ungemein erbaut war, ganz schichtern und im Hintergrund.

An dem kostümierten Trubel, der dort vor sich gehen sollte, lag ihm allerdings gar nichts, den konnte er entbehren. Aber es kamen so allerhand Einzelheiten ans bunte chinesische Lampenlicht, die die Neugier Wenningers aufs äußerste reizten. Zum Exempel ein zierliches, tanzendes Frauenzimmer, dann ein Herr Arkantist, den man invitiert hatte und der beim Feste Zeit und Gelegenheit finden konnte, sich um besagtes Frauenzimmer mehr als gerade nötig zu kümmern.

Alles dies mußte er sehen.

Aber wie sollte er hingelangen?

Ganz einfach: der Hofuhrmacher und Antiquar stand mit den meisten fürstlichen Bediensteten vorzüglich. Als Uhrmacher erzeugte er kleine Freundschaftsdienste dem — als wichtiger Kopf scherzte er mit diesem, — als Mann, der ins Allerheiligste Seiner Durchlaucht kam, flößte er jenem Ehrfurcht ein — genug, er konnte auf Gefälligkeiten rechnen. Man hatte ihm also versprochen, ihn einzuschmuggeln, man wollte sich nicht um ihn kümmern, wenn er sich im Garten möglichst verborgen hielt, keine Störung verursachte und wenn er sich erforderlichen Falles auf einen leisen Wink schleunigst beiseite drückte und verschwände.

Und nun dieses fatale Fußübel! Und in vier

Tagen das große Ereignis! Selbst wenn er bis dahin ins Freie käme, würde er noch immer hinten. Als Satanas mit dem nachgezogenen Beine herumlaufen zu müssen! Wenninger gab viel auf seinen äußeren Menschen, er war so eitel wie ein Fräulein von achtzehn Lenzen.

Beim Fürsten zwar hatte er um allergnädigste Verlegung der Audienz nachgesucht und zweifelte nicht, daß Durchlaucht ihm willfahren würden, aber das Fest! Vielleicht wird es hinausgeschoben; es kam dies häufig vor, wenn nicht genügende Zeit zur Vorbereitung vorhanden war.

Wißmütig kauerte er in einem Sessel in seinem Laden. Die Mutter beschäftigte sich in der Küche.

Am Wertische saß Wenningers Geselle und arbeitete. Dieser, Fritz Gallenberg mit Namen, ein junger, frischer Mann, ging auf Freierrücken und gedachte sich sehnhaft zu machen. Obgleich die Uhrmacher zu jener Zeit als Künstler — im Vergleich zum zünftigen Handwerker — galten, so waren sie in den meisten Städten gewissen Ordnungen unterworfen. Sie mußten ein Meisterstück liefern, zu welchem ihnen acht Monate gewährt wurden. Man verlangte eine flache „gevierte Spiegel-Stützen-Uhr,“ oder eine „sechseckige.“ Nur den Söhnen von Meistern gestattetete man die freie Wahl. Fritz Gallenberg war armer Leute Kind und keines Uhrmachers Sohn. Da er jedoch ein reiches Mädchen heiraten wollte, so hatte der zukünftige Schwiegervater schon mehrmals bei Wenninger angefragt, ob dieser nicht Neigung zeigte, das gesamte Anwesen samt dem Uhrmachergeschäft dem Gesellen zu verkaufen, ein Ansinnen, das Wenninger stets rundweg abgewiesen.

Infolge der Bemühungen Gallenbergs, sich selbständig zu machen, trat zwischen ihm und seinem Meister eine gewisse Spannung ein. Letzterer fürchtete der Geselle würde sich in der Residenz niederlassen und ihm, da Fritz ein tüchtiger Arbeiter war, geschäftlichen Schaden zufügen.

Die Stimmung, die zwischen beiden herrschte, schien eine Schwüle und gedrückte. Auch jetzt sprachen sie wenig mit einander.

Es war sehr still im Zimmer, man hörte nur das Geräusch der Instrumente, mit welchen Fritz hantierte.

Hans grübelte.

Was sagte der glatte Junge, den sie da draußen festhalten, er besäße kein Arkhanum?

War es nur eine Redensart, um die Neugier der Gerவில்le abzuhalten? Nein. Solche unerfahrenen Menschen schwafeln alles aus, und besonders dann, wenn die Liebe im Spiele ist.

Wenn er wirklich nichts wüßte? Wenn er, wie er selbst gestand, keine Ahnung von dem hätte, was man von ihm erwartete?

Wenninger hatte recht gesehen, als ihm der Milchbart zum ersten Mal unter die Augen kam. Der sollte der bekannte Arkhanist Ringler sein? Unmöglich! Nach Wenningers Berechnung mußte dieser wenigstens fünfundvierzig Jahre auf dem Rücken haben. Und dieses Kind war höchstens fünfundsiebenzig Jahre alt. Das stimmte nicht. Wer mochte er also

sein, wenn nicht Ringler? Ein Bildhauer. Gut. Ein Tonmodell stand neben ihm. Bildhauer? — hm, — ein Betrüger! Hans wollte darauf schwören! Warum zeigte er Besorgnis, als Aurore nach seiner Heimat fragte? Es brächte ihm Schaden beim Fürsten, wenn er seinen Geburtsort nannte? Sonderbar! — Oberstein im Nahethal. Wie Wenninger sich erinnerte war der Arkhanist Ringler, der die Höchster Fabrik einrichtete, nicht in Oberstein geboren; wo? wußte der Uhrmacher allerdings nicht. Aber Oberstein? — Nein. — hm - Oberstein. Hans unterhielt gerade mit jener Stadt rege Geschäftsverbindungen, die er jedoch sehr geheim betrieb. Er selbst war niemals in Oberstein gewesen, aber es lebte dort ein Freund, wenn er diesem schrieb, wenn er anfragte, ob ein gewisser Bildhauer Ringler. — — Man könnte ja sogleich einige Bestellungen auf — Der Fürst wünschte jetzt — —

„Mutter! Mutter!“ krächzte Wenninger.

Diese hörte ihn nicht, da die Küche ziemlich entfernt lag.

Wieder rief Hans, aber vergebens.

Fritz Gallenberg wendete den Kopf und fragte, ob er Frau Wenninger holen solle.

„Ja,“ erwiderte sein Meister, „bleib' Er nur gleich in der Küche und laß' Er sich das Vesperbrot reichen, 's ist Zeit.“

Der Geselle stand auf und verließ das Zimmer.

Nach einem Weilchen kam die Mutter.

„Was willst Du, Hänschen? Hast Du Schmerzen? Soll ich den Verband erneuern?“

„Nein. Ich habe keine Schmerzen. Mutter, ich will schreiben, schiebe Sie mir doch den Tisch her und bringe Sie mir Tintenfaß, Feder und Papier. Hier ist der Schlüssel zum Schrank.“

„Strenge Dich nicht an, Hänschen! Das ist Dir nicht gut, Du bist so schwach. —“

„Ach, Unsinn! Ich kann doch nicht den ganzen Tag dastehen und die braune Holzdecke des Zimmers anstarren. Das halte ich nicht aus. Ich muß einen notwendigen Brief schreiben.“

Frau Wenninger gab ihm kopfschüttelnd das Verlangte und schob den schweren Tisch aus Eichenholz an seinen Sessel. Dann wollte sie sich wieder entfernen. Der Sohn rief sie jedoch zurück und als sie ihn fragend anblickte, sagte er, sie möchte etwas näher an ihn herantreten, er hätte ihr Eröffnungen zu machen.

Die Mutter meinte aus diesem Anfang schließen zu können, daß es sich vielleicht um die bewußte Herzensangelegenheit mit — der Person handele und zog das Gesicht in ernste Falten, bereit dem Herrn Sohn die verdienten Vorwürfe nicht zu ersparen.

Mit sehr enttäuschter Miene hörte sie jedoch Hänschens „Eröffnungen“ an, denn diese bezogen sich in der That auf ganz andere Dinge.

„Mutter,“ begann Wenninger nicht ohne Verlegenheit, „ich will Ihr einen Auftrag geben, den ich lieber selbst ausgeführt hätte. Da ich mich aber leider nicht rühren kann, so muß Sie es nun thun; Sie darf nicht zögern, denn eigentlich hätte es früher geschehen sollen. Nehme Sie den Spaten, er steht im Schuppen auf dem Hofe, rechts in der Ecke, bei

den übrigen Gartengeräten und gehe Sie damit in den Garten. Hinter der Laube ist das nicht beplanzte Stückchen Land, graben Sie vorsichtig und schütte Sie die Erde so lange durcheinander, bis Sie die dreißig geschnittenen Steine findet, die ich dort versenkte.“

„Geschnittene Steine, in der Erde?“ rief erstaunt die Mutter, „Wo zu?“

„Ach, das thue ich ja öfters. Sie sehen besser aus, wenn sie eine Zeitlang im Erdboden lagen,“ gab Wenninger mißmutig zur Antwort. „Ich vergaß die Dinger ganz, sie liegen schon ein wenig lange dort; sie sind auch mit Säuren getränkt, ich weiß deshalb nicht, in welchem Zustande sie sich befinden. Also hurtig, Mutter, bringe Sie mir die Steine her, ich brauche sie vielleicht später.“

Mama Wenninger suchte die Äpfeln und ging hinaus.

Sie wollte von Ehe und Liebe reden, und er kam ihr mit Steinen!

Es war ja richtig, Hänschen verdiente ein schönes Geld mit denselben. Aber wenn man von so wichtigen Angelegenheiten, von Heirat, Glück und Kindersegen und sonstigen intimen Familienjorgen — —

Leise mit sich selber sprechend ging sie durch die Küche auf den Hof und war gerade im Begriff auf das niedere Gebäude zuzuschreiten, um den Spaten zu holen, als sie ein ihr sehr bekanntes und demnach sehr gefürchtetes, zischendes Geräusch auf dem Herde vernahm. Die Milch kochte über. Frau Wenninger eilte zurück, beruhigte das Getränk, indem sie den Deckel vom Topfe hob, und da es noch Wichtiges zu schaffen gab, so beauftragte sie den Gesellen, der an einem Tische saß und das Vesperbrot verspeiste, die Gemmen ans Tageslicht zu befördern.

Inzwischen schrieb Hans den Brief an den Geschäftsfreund in Oberstein: dieser möchte Steine mit Köpfen in antiker Art schicken, da solche begehrt würden; dann möchte der Kaufmann sich nach einem Bildhauer mit Namen Ringler erkundigen, und so weiter, und so weiter, — ein langes, ausführliches Schreiben. Nun salzte Wenninger den Bogen, schrieb die Adresse, langte aus dem Schreibzeug Siegelack, Licht und Feuerzeug, und drückte die Stampfe, die jedoch nur mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens versehen war, auf den flüssigen Lack.

Fritz Gallenberg öffnete die Thür, griff in die Tasche und meinte, er könne nur achtundzwanzig Steine finden, ob sich der Meister nicht geirrt hätte. Er nahm die Gemmen mit beiden Händen und legte sie vor Hans auf den Tisch.

Der Uhrmacher sprang trotz seines wehen Fußes in die Höhe und starrte den Gesellen an.

„Was?!“ — rief er endlich verwirrt, „wie kommt Er dazu? Wer hat Ihm das gegeben?“

„Niemand,“ entgegnete Gallenberg, erstaunt über das Benehmen Wenningers. „Ich habe die Steine ausgegraben, im Garten hinter der Laube.“

„Wie konnte Er sich unterstehen, die Erde aufzuwühlen? Wer hat Ihm das erlaubt?“ brachte Hans zornig vor.

„Ich that es auf den Wunsch Seiner Mutter, die mich dazu veranlaßte. Ich glaubte kein Unrecht

zu begehen. Frau Wenninger hatte in der Küche zu thun, sonst würde sie es selbst ausgeführt haben, wie sie sagte,“ rechtfertigte sich der Geselle, ungehalten darüber, daß ihn Vorwürfe für seine Gefälligkeit trafen.

Wenninger stampfte mit dem Fuße und hinkte erregt im Zimmer umher. Er verbiß den Schmerz, der ihn bei dieser ihm schwer fallenden Bewegung peinigte, und überdachte gereizt, wie ihn die Unüberlegtheit der Mutter dem Gesellen gegenüber bloßstellte.

Fritz hatte sich wieder an seine Arbeit begeben und beachtete den Meister nicht weiter.

Hans war außer sich. Gerade jetzt, wo ihm ein Wettbewerber in der Person Gallenbergs zu erstehen schien, mußte dieser durch die Einfalt der eigenen, leiblichen Mutter in die Schliche eingeweiht werden, die der Antiquar anzuwenden für gut fand! Gerade jetzt mußte der angehende Meister eine solche Waffe gegen ihn in die Hand bekommen!

Aber vielleicht wußte der Ahnungslose garnicht, welche Bewandtnis es mit den ausgegrabenen Gemmen habe. In diese Geschäfte ließ Hans die Leute nicht blicken, weder die Mutter noch den Gesellen. Vielleicht hielt der letztere die ganze Sache für harmlos. Dann hätte Wenninger aber nicht solche Erregung zur Schau tragen und sich gleichgültiger benehmen müssen.

„Au! Der verdamnte Fuß!“ murmelte Hans und verzog das Gesicht. Er stand in eine Ecke der Stube gedrückt und heftete seine Blicke auf Gallenberg, konnte jedoch nichts Ungewöhnliches an diesem entdecken.

„Fritz,“ sagte er schließlich stöhnend und tastete sich an den Möbeln zu seinem Sitze zurück, „mach Er nur heute Feierabend. Die Ringuhr der Frau von Bäumer hat bis morgen Zeit. Rufe Er mir die Mutter her und dann geh Er zu seiner Braut. Die wird nicht böse sein, wenn Er 'mal früher kommt. Au! — Ich habe mit der Mutter etwas zu besprechen. Es —“ er zwang sich zu einem heiseren Lachen — „es war auf einen Scherz mit dem Nachbar Wiesener abgesehen. Er weiß, der gute Kerl ist ein wenig albern, er fragte neulich, als er bei mir war, ob die Gemmen — haha! — ob sie ausgegraben würden, so wie sie da sind, — als Naturerzeugnisse — haha! — mit den eingeschnittenen Figuren! Dente Er sich! Nun sollte er, wenn er auf Besuch käme, im Garten welche finden. Ich wollte mir den Spaß machen. Wiesener ist aber jetzt für lange Zeit zu seiner Tochter nach Kassel gereist, und da fürchtete ich, die Steine würden schlecht werden und bat die Mutter, sie hervorzuholen, die Ihn damit beauftragte. Verderbe Er mir also nicht das Vergnügen und halte Er seinen Mund, denn wenn der Nachbar zurückkommt, so bringe ich die Gemmen wieder in die Erde. — Hahaha! — Ich freue mich schon auf das Gesicht, wenn er selbst — haha!“

Gallenberg machte, ebenfalls lachend, Feierabend, dachte sich jedoch: Schlauer Fuchs, mich betrügt Du nicht, rief Frau Wenninger und verließ das Haus. Die Mutter trat bald ins Zimmer.

Gans schnellte empor und schrie dieser, feuerrot, entgegen:

„Ich kann mich nicht mehr auf meine Mutter verlassen, sie beschimpft mich, sie stürzt mich ins Verderben!“

Frau Wenninger fragte erschrocken, was sie denn begangen hätte?

„Was? Das fragt Sie noch? — Wenn ich Ihr den Auftrag erteile, die Steine auszugraben, so geschieht es aus dem Grunde, weil niemand davon wissen soll! Verstehen Sie?“ Der Uhrmacher humpelte umher, obgleich er vor Schmerz jammerte und das Gesicht verzog. Trotzdem richtete er es so ein, daß er in der Nähe des Spiegels blieb und sich so oft er nur konnte, wenn auch mit verzerrter Miene, in demselben betrachtete.

Die Mutter versicherte weinerlich: „Aber Hänschen, das habe ich nicht gewußt, ich glaube, es wäre gleichgültig, ob ich oder ein anderer die Steine hervorbrachte. Wenn es ein Geheimnis —“

„Ach was, Geheimnis!“ unterbrach sie der Sohn und hielt sich den Fuß. „Es ist nicht alles ein Geheimnis, was die Leute nicht erfahren brauchen! — Au!“ Ein Blick in den Spiegel erfolgte. „Aber Sie kümmern sich um nichts, Mutter, Sie schwätzt und schwätzt — au! — und wenn der eigene Sohn darüber zu Grunde geht — au! — Ihr ist das schon recht.“ Ein Blick in den Spiegel.

„Hänschen, die Milch kochte über.“ Frau Wenninger weinte bereits ganz regelrecht.

„Die Milch!? — Sehr wichtig! — Mir kocht die Galle über!“ — Der Spiegel — „Au!“

Die Mutter setzte sich an den Tisch und verdeckte das Gesicht mit dem Taschentuche. „Nein, wie Du jetzt immer gegen mich bist!“ — Sie schluchzte jämmerlich.

„Wie ich bin?“ Hänschen fuhr umher. „Wie bin ich denn?“ — Schnell der Spiegel. — „Ich bin so, wie ich immer bin! Nur Schmerzen habe ich, verdamnte Schmerzen — au! — Sie entdeckt stets Neues, Mutter, was gar nicht vorhanden ist.“

„Ach, ich weiß wohl, woher das kommt. Die — Person ist daran schuld, sie hat's Dir angethan. Du bist noch ein Kind, aber das eitle Frauenzimmer!“

Gans, der gerade vor dem kleinen Venezianer stand und die verschobene Binde zurechtzog, wendete sich mit einem Rucke gegen die Mutter und gloszte diese mit aufgerissenen Augen an.

„Welche Person? Welches Frauenzimmer?“ — die Stimme versagte ihm fast.

„Nun, die Kammerjungfer, die Gerville, die französische —“ weiter kam sie nicht in ihren schmolend hervorgebrachten Worten, denn wie ein Tiger auf die Beute, so sprang der Bucklige jetzt auf den Tisch zu, an dem die Mutter saß.

„Was ist das? Wen geht das etwas an?“ rief er, schäumend vor Wut.

„Die Mutter natürlich erfährt es zuletzt, die ist ja Nebensache! Die ganze Stadt spricht davon, aber die Mutter weiß nichts!“

Hänschen war wie vom Donner gerührt; er vergaß sogar den Spiegel und die Schmerzen und

blickte, sich mit den Händen an den Tisch klammernd, mit vorgebogenem Kopfe und auf und nieder wogender Brust auf die Mutter, welche jetzt, als sie die Wirkung ihrer Worte sah, plötzlich die Thränen aus den Augen wischte, und mit verzweiflungsvoller Entschlossenheit auf ihren Lieblingsplan einlenkte.

„Sieh Hänschen,“ sagte sie und versuchte zu lächeln, „ich finde es begreiflich, daß Du ans Heiraten denkst, Du — Du bist ja nun älter geworden; wirklich! — ich meinte, Du wärest noch zu sehr Kind, — aber ich glaube, ich irrte mich. Hänschen, wie denkst Du über Anna Rupp? Das ist eine Braut für Dich, lieb, hübsch, reich; nicht die Person vom Hofe, die brächte Unehre über unsere Familie.“

Wenninger fand die Sprache wieder. „Ah, nun weiß ich, woher der Wind weht! Es ist ein Komplott der Rupp'schen Gesellschaft gegen mich! Der Herr Bürgermeister möchte sein Töchterchen gut anbringen. Mutter, das will ich Ihr sagen, ehe ich diese Gans heirate, lieber bleibe ich zeitlebens unbeweiht!“

„Nein, Hänschen, nein, Du irrst! Vom Bürgermeister geht dieser Vorschlag nicht aus,“ beteuerte Frau Wenninger. „Ich, ich selbst brachte ihn erst darauf; er wußte gar nicht, wie seine Tochter —“

Aber Gans Wenninger ließ sich nicht stören und sprach mit steigender Erregung und in seinen höchsten Tönen: „Ich soll verhandelt werden an eine Familie, die so dumm ist, daß sie mit Laternen suchen muß, bevor sie einen findet, der's ihr gleich thun kann! Hinter meinem Rücken wird getrüßelt und getratscht und es werden Hiftörchen erfunden und hervorgefucht, daß die alten Weiber, die mit Früchten auf dem Markte sitzen, sie nicht besser durcheinander plappern können! Sogar eine Kammerjungfer der Fürstin zerrt man heran und setzt Lügen in die Welt, um mich in die Mäuler der Bürger zu bringen, um im Trüben zu fischen, damit ich nachher Gott danken kann, wenn die Demoiselle Rupp so gnädig ist, mich mit ihrer großen Hand beglücken zu wollen! Die Stadt wird man mir verleiden, das sage ich Ihr, Mutter! Dem Gallenberg und seiner Sippe arbeitet man in die Hände, der wird die Uhrmacherei und das Haus nachher einschließen, wenn ich keine Lust mehr haben sollte, mich mit dem Gefindel herumzuschlagen! Die Rupp'schen! Hahaha! Der weise Mann, der nicht weiß, wer ihm die Rosen nimmt, während er bloß die Augen aufzumachen braucht, um das süße Prachtexemplar ganz gemächlich zu betrachten! Der Knechte, und Hunde und Esel und Silberzeug aufstellt und nur einmal so schlau zu sein braucht, in der Mittagsstunde über die Kaffeler Landstraße zu gehen! An seine Angelegenheiten denkt der nicht, aber um die meinen kümmert er sich. Ich werde ihm die Zähne zeigen! Ein Kind bin ich allerdings nicht mehr, — schon seit langem nicht. Und ich muß Sie bitten, Mutter, mich heiraten oder nicht heiraten zu lassen, wen ich will. Wenn mich Ramsell Gerville nehmen will, so kann Sie sehr froh sein, Mutter. Aber sie will nicht. Und weiß Sie, weshalb? Weil ich ein ‚Mißgeschick‘ habe. Weil ich ihr zu häßlich bin. — So, — und nun erzähle Sie die Geschichte noch einmal von der nachlässigen Wärterin, von der Barbara, aber nicht

mir, sondern sich selbst, denn ich gehe in den Garten und hole den Rest der Gemmen, der noch fehlt. Die frische Luft wird mir besser sein, als hier im Zimmer das Getütel und Getasel von dem, was die ganze Stadt mit den Ruppischen an der Spitze mir nachzusagen beliebt.“

Er biß die Zähne zusammen, langte sich aus einer Ecke den Stod, riß die Thür auf und eilte, ohne sich nach der fast versteinerten Mutter umzusehen, ins Freie.

\* \* \*

Die Fürstin Eleonore hatte mit ihrem Gemahl einen mündlichen Vertrag des Inhalts abgeschlossen, daß sie zwar auf dem Gartenfeste erscheinen müsse, es ihr jedoch frei stände, ihr eigenes und nicht chinesisches Kostüm für diesen Zweck wählen zu können. Dieses Abkommen erfolgte auf Grundlage der Mittheilung, die Liebesangelegenheit der Prinzessin Walpurgis betreffend, die die durch den Erbprinzen unterrichtete Fürstin Serenissimus nicht länger vorenthielt. Die Aufnahme dieser außerordentlichen Nachricht von seiten des Fürsten, beurtheilte allerdings die Prinzessin selbst ganz richtig: er wußte die Fürsorge der Gemahlin zu schätzen, er verhielt sich infolge derselben den Wünschen der letzteren dem „Mummenschanze“ gegenüber entgegenkommend, im übrigen jedoch glaubte er der Fürstin nicht, benahm sich bei diesem ungewöhnlichen Falle zweifelnd und sorgte nur dafür, daß dem Lieutenant von Frühling jetzt die Gelegenheit entzogen würde, mit der Prinzessin Tochter in Verbindung zu kommen, eine Gelegenheit, die der Fürst allerdings selbst, wenn auch in harmloser Weise, dargeboten hatte.

In früher Morgenstunde, nach dem Tage, an welchem sich Hänschen Wenninger seiner Mutter gegenüber für mündig erklärt hatte, erwartete Durchlaucht allerhöchst seinen Arkanisten, um dessen Vorschläge und Meinungen anzuhören. Ringler wurde wieder durch eine Sänfte und unter militärischer Bedeckung ins Schloß gebracht.

Der Fürst meinte dem jungen Manne genügend Zeit gelassen zu haben, um alles genau untersuchen, alle notwendigen Veränderungen angeben, alle Entwürfe machen, alle Verfügungen treffen zu können.

Dem Bildhauer ward natürlich gar nicht wohl zu Mute bei dem Gedanken an die technischen Bemerkungen und Fragen, die der erlauchte Beschützer und Quälgeist für gut finden würde, an ihn zu richten und er setzte seine ganze Geistesgegenwart in Bereitschaft, um sich wenigstens nicht gar zu arge Blößen zu geben, denn dem Fürsten von der wirklichen Lage der Dinge, von seinem Unvermögen dem geschätzten Material gegenüber zu sprechen, hielt er für ausgeschlossen. Durchlaucht hätte sich noch eher von einem bestehenden Verhältnisse zwischen seiner Tochter und Herrn von Frühling überzeugen lassen, als davon, daß der berühmte Arkanist Ringler nicht in seine Hände geraten sei. Der Bildhauer kam sich in dieser Lage wie ein Arzt vor, der den am Porzellanfieber erkrankten Fürsten zu kurieren trachtete, ob mit

Erfolg, stand dahin. Vorläufig verschrieb er ihm als Heilmittel ein Thonmodell und hoffte, es würde vielleicht nicht unwirksam sein. Und darin täuschte er sich nicht. Er warf dem Löwen Fleisch vor und verzögerte dadurch dessen Sprung auf das wehrlose Opfer.

„Superbe, superbe!“ rief die Durchlaucht, als Ringler das Arbeitsgemach, in welchem der Fürst die ‚durchscheinenden‘ Scherbenträume ausstand, betrat und das Bildwerk vormies. „Er ist ein Künstler, ein großer Künstler! Welche Wahrheit! Und doch wie schön! Das muß die Maintenon sehen! Komme Er mit, ich präsentiere Ihn gleich der Fürstin, meiner Gemahlin.“

Er stürzte aus dem Zimmer in den Vorjaal, in welchem sich der Kammerherr du jour und ein Adjutant befanden. Ringler folgte.

„Sehen Sie! Superbe! — Wie? — Superbe! Magnifique!“

Der Fürst zeigte die Gruppe den beiden, die selbstverständlich bewundernd in das Lob einstimmten, trotzdem sie eigentlich gar nichts sahen, denn Serenissimus war so entzückt, er zitterte und zappelte vor Aufregung derart mit dem Kunstwerk herum, daß es in der That unmöglich schien, einen Eindruck von demselben zu erhalten.

Durchlaucht winkte, und der Adjutant sowohl als auch der Kammerherr von Ehem schlossen sich ihm an. Ein Diener, der ebenfalls im Saale anwesend, sprang auf den Fürsten zu, um das Thonmodell zu tragen, doch der Kunstbegeisterte litt das nicht und gab das Werk Ringlers nicht aus Händen. Der Diener meinte aber, seine Gegenwart sei auf diesem Zuge für etwaige Hilfeleistungen notwendig und folgte in schicklicher Entfernung.

So ging die Expedition, an der sich fünf Personen beteiligten, also vor sich. Voran der Fürst, im schnellsten Schritte, mit seinem Schätze im Arm, ihm zur Seite Ringler, dem die Fahrt sehr komisch vorkam, dann die beiden Hofleute mit den ernsthaftesten Mienen und als Beschluß der Diener, stumpf vor sich hinblickend. Sie kamen jedoch nicht so schnell vorwärts, als man nach dem hastigen Anfang hätte annehmen können. Die Galerie mit den chinesisch-japanischen Porzellanen lag auf ihrem Wege, und die Gelegenheit, dem Bildhauer diese Merkwürdigkeiten zu zeigen und die dazu gehörenden Kunstansichten an den Mann zu bringen, konnte sich Durchlaucht unmöglich entgehen lassen. So schoß er denn von einem Gefäße zum andern, immer stehen bleibend, mit Erklärungen um sich werfend, und das Gefolge unterthänigst hinter ihm her.

„Wie findet Er dieses Rot? Prachtvoll, natürlich! Weiß Er, was dieses Entenpaar bedeutet? Das eheliche Glück. Kennt Er diesen Greis? Er ist ein Heiliger. Wird Er dieses dünne Porzellan machen können? Gewiß, Er wird.“

Der Fürst fragte und beantwortete selbst. Ringler brauchte nur das zu thun, was jener Göße, damals und auch später fälschlich Pagode genannt, that, wenn man ihn anstieß, und der, obgleich aus Meißenerstammend, dennoch für ein chinesisches Erzeugnis ge-



halten wurde und in diese Umgebung geraten war, er neigte den Kopf.

„In der That, sehr bequem,“ dachte der Bildhauer, „das erspart manche Verlegenheit.“

Plötzlich rief Serenissimus: „Wo hat Er denn eigentlich Seine Rezepte?“

Ringler fuhr erschrocken zusammen. Doch faßte er sich schnell und zeigte auf seine Stirn.

„Hier, Durchlaucht.“

„Dort sind sie auch am besten aufgehoben. Er soll früher sehr leichtsinnig gewesen sein und sich öfters Sein Arkhanum haben rauben lassen. Die Menschen benutzten Seine Arglosigkeit, nicht wahr? O, ich kann mir's schon denken.“

Endlich gelangten sie in die Gemächer der Fürstin Eleonore, und hier platzte nun Serenissimus wirklich wie die bewußte Kanonenkugel, die in die Suppe flog, wenn auch nicht in die Suppe, so doch in das „Süppchen“, denn Serenissima waren gerade im Begriff, den Morgenimbiss auszulöffeln und saßen in ihrem Schreibzimmer, welches jedenfalls deshalb so benannt wurde, weil sie meist andere Leute in demselben schreiben ließ.

Der frommen Fürstin stand der Atem vor Schreck still und der Porzellanlöffel entfiel ihrer Hand, als sie diesen Aufzug am frühen Morgen ohne weiteres zu sich hereinstürmen sah, und obgleich durch ihren Gemahl an Seltsamkeiten gewöhnt, konnte sie sich diesen gewaltsamen Besuch, bei welchem ein ihr gänzlich fremder Mensch zugegen war, nicht erklären.

Mit betroffenem Gesicht erhob sie sich langsam von ihrem Platz am Tisch, in dessen Nähe Aurore Gerville stand, die ihr hilfsreich zur Hand ging.

„Voilà, Madame! Qu'en dites-vous?“ sagte der Fürst in trefflichster Laune und hielt ihr die Kammerzofe in effigie entgegen. „Aurore! Wer ist das?“

Diese wurde über und über rot und flüsterte verlegen: „Ich glaube, das soll ich sein.“

„Getroffen! Sie! — Betrachten Sie dieses Kunstwerk, Madame. Ist es nicht bezaubernd? — Und hier der Meister, unser großer Arkhanist.“

Ringler verbeugte sich tief. Die Fürstin sah ihn mit düsterem Blicke starr an und erwiderte nichts.

„Wie steht's mit dem Tanze, Aurore?“ fuhr der Fürst ungehört fort. „Ist das Kostüm fertig? Ich bin sehr gespannt, was Sie uns diesmal vorführen wird. Der Tanz der Chinesinnen ist sehr einfach und besteht nur aus Stellungen und rhythmischen Bewegungen, auch ist die Musik sehr eintönig. Hat Sie alles dies berücksichtigt?“

„Ich weiß nicht, Durchlaucht, wie man in China tanzt,“ antwortete die Kammerjungfer mit einem Knix und trat einen Schritt auf Serenissimus zu, indem sie ihm tief ins Auge sah. „Vielleicht tanzt man dort gar nicht, vielleicht wäre es auch hier richtiger, wenn ich nicht durch meine Ungeschicklichkeit störte.“

„Nichts da! Was fällt Ihr ein? Ich freue mich darauf. Warum will Sie nicht tanzen?“

„Durchlaucht halten zu Gnaden,“ versetzte Aurore und warf einen Blick auf Ringler, „ich habe gehört, daß die Chinesinnen sehr züchtig sind und sich niemals vor vielen Menschen zur Schau stellen. Da Durch-

laucht nun das getreue Abbild eines chinesischen Kaiserhofes darzustellen beabsichtigen, so würde mein Tanz vor dem versammelten Hofe wohl ein Fehler —“

„Parbleu!“ unterbrach sie der Fürst. „Seit wann treibt Sie denn Völkertunde?“

„Seit einigen Tagen, wie es mir scheint,“ mischte sich jetzt die Fürstin mit scharfem Tone ein, „die Jungfer soll sich viel mit fremden Porzellanmachergesellen beschäftigen.“

Der Fürst stellte die Thongruppe auf den Tisch und blickte verwundert auf die Fürstin und dann auf Aurore.

Die Letztere stand wie eine ertappte Sünderin da und glättete ruckweise ihr Kleid mit den Händen. Auch Ringler zeigte eine gewisse Unruhe, er preßte den Hut zusammen und es würde ihm nicht unlieb gewesen sein, wenn man ihn dieser drückenden Luft entrückt hätte.

Der Fürst betrachtete beide mit einer eigentümlichen Miene. Er schien nachzudenken und nahm mehrmals einen Anlauf zum Reden, hielt jedoch immer wieder inne, um zu überlegen. Endlich winkte er den Adjutanten zu sich heran und sprach leise mit diesem, der sich dann nach einer respektvollsten Verneigung von der Fürstin verabschiedete und das Zimmer verließ.

Eine beängstigende Pause war eingetreten, die Serenissimus schließlich unterbrach, indem er mit strahlendem Lächeln auf seine Gemahlin zuschritt, ihre Hand ergriff, diese küßte und dann mit hinreißender Freundlichkeit zur Fürstin sagte:

„Madame, ich danke Ihnen! Sie haben mir und dem Lande soeben einen großen Dienst erwiesen. Man urteilt mit Recht, daß die geistreichste Dame des Hofes seine Fürstin ist, eine Annahme, die allerdings ganz in der Ordnung scheint, wenn sie auch nicht überall den Thatfachen entspricht. Bei uns trifft sie in vollstem Maße zu. Mit einem Blicke, einem Worte erkennen Sie die Situation und lenken alles zum Besten. Welche Stümper sind wir Männer, wenn es gilt, die schwierige Sprache des Herzens zu verstehen. In einem Augenblicke errät die feinsinnige Frau, was uns in Jahren nicht beifallen würde. So auch in diesem Falle, auf den ich jetzt Ihr Augenmerk lenken möchte. Mein Verstand erwägt seit langem, wie es möglich wäre, einen Künstler, der dem Lande den größten Vorteil, dem Hofe Glanz und mir selbst die Befriedigung meines künstlerischen Fühlens bringen würde, dauernd an uns zu fesseln. In schlaflosen Nächten überblicke ich die Folgen des zu strengen und des zu milden Aufstretens gegen diesen. Handelt es sich doch darum, die ökonomischen Hilfsmittel, deren das Fürstentum sowohl als auch der Fürst bedarf, zu erweitern, sie zu ungeahnter Höhe emporzuheben. Alle Vorfälle, alle Pläne, ich mußte sie verwerfen, denn ich kämpfte mit einem unsichtbaren Geiste, dem bösen Willen, dem man nicht trauen darf, auch wenn er sich noch so gefügig stellt. Sie, Madame, schlagen nur das Auge auf und das Licht desselben erhellt mir eine Aussicht, so schön, so verlockend, daß ich in ihr die Erfüllung all unserer

Wünsche schaue. Nochmals, Madame, empfangen Sie meinen fürstlichen Dank!"

Serenissima wurde es brühsiedendheiß. Wenn der Herr Gemahl in diesem Tone sprach, so lauerte gewöhnlich irgend eine Spitzbüberei im Hintergrunde, und die liebenswürdigen Worte verdeckten nur eine Bosheit, die später um so schärfer traf.

„Demoiselle Aurore,“ wendete sich der Durchlauchtigste an die Jose, „Sie hat sich ein großes Verdienst um Ihren Fürsten erworben. Was diesem mit all seiner Macht nicht gelang, Sie vollbrachte es als kluge Zauberin mit dem unüberwindlichen Talisman,

mit der Liebe. Ich bedarf keiner Soldaten mehr, um den unstäten Artanisten an unsere Scholle zu bannen, Sie, Demoiselle wird ihn besser behüten, als alle Wachen vermocht hätten. Jetzt habe ich keine Sorge, daß er entfliehen könnte; hier steht der Magnet, der ihn anzieht und nie wieder losläßt. Jetzt wird er in den Hafen einlaufen, der sich auf unserem Gebiete befindet, und wir versichern den Artanisten hiermit unseres ausgebehntesten Schutzes und unserer immerwährenden Gnade. — Monsieur Ringler, Er ist frei.“

(Fortsetzung folgt.)

## Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

### Der Pilger.

Ich war gewandert manch heißen Tag  
Am Rhein entlang und am Neckar,  
Mit tapfrem Schritte, trotz Schmerz und Mag'  
Und wunden, blutenden Füßen.

Ich war gewandert in arger Not,  
staum einen Pfennig im Mantel,  
Und gab mir einer ein Stückchen Brot  
Ging froh ich weiter und weiter.

Ich klonn empor zu der Alpen Höh'n  
Ich mied nicht Felsen und Gletscher;  
Es nahm den Atem mir fast der Föhn,  
Ich hielt es aus und ging weiter.

Dann stieg ich abwärts ins Wunderland  
Zum marmorglänzenden Dome —  
Ich wollte küssen des Heil'gen Hand,  
Daß er vom Fluch mich befreie.

Ich schleppte mich zu des Heil'gen Grab,  
In Demut naht' ich dem Schreine,  
Ich schritt zur finsternen Gruft hinab,  
Wo still der Heilige ruhte.

Da lag, in düsterer Herzen Licht,  
Geschmückt mit gold'nem Gewande,  
Der tote Leib — es verhüllt ihn dicht,  
Scheu naht' ich mich, es zu heben.

Zu küssen fromm seine kalte Hand,  
Zum Frieden mir und zum Glücke,  
Zu lösch'n endlich der Neue Brand,  
Die mir das Leben verbittert.

Da sah ich plötzlich den Klüster stehn  
Der hielt die Hand mir entgegen  
Und sprach: „Es kostet, den Heil'gen seh'n,  
Fünf Franken, ohne das Trinkgeld!“

Manfred Eimer.

### Der Genußborn.

Eine Fabel, die man sich in zukünftigen Tagen erzählen wird.

Von Thusaelba Westphal.

Es war einmal ein großes Reich; weithin erstreckten sich seine Gauen gen Morgen und Abend, gen Mittag und Mitternacht. Silberne Ströme rauschten von walddunkelgrünen, erzeichen Bergen zwischen Nebenhügeln hin und durch fruchtbare Auen nieder zum blauen Meer — es war ein schönes, ein gesegnetes Land. Und in ihm wohnte ein vor andern von Gott begnadetes Volk: markige Männer, hochgejunnt und stolzen, freien Mutes voll, Frauen so hehr als hold in lichter, kraftvoller Schönheit, in Herzensreinheit und Herzensglüte. Löwenföhne Helben, deren gewaltigen Kampfesritten der Sieg als gehorjamer Sklave folgte; Dichter und Sänger, denen aus tiefer, träumerder Seele wunderjame Weisen sich entzogen; Forscher, die lauschend und sinnend der nie rastenden Natur in ihrem geheimnisvollen Schaffen nachgingen, bis die Zauberformel gefunden war, die ihre wirkenden Kräfte machtvoll in der Menschen Dienst baunte; Denker, die das Sein und Walten und Werden ringsher in klarem Geiste auffingen und in erhabenen Gedanken widerspiegelten — nirgends gab es ihrer mehr, nirgends gab es deren größere als in diesem Lande. Und was für hohe Tugenden man irgend nennen mag: Wahrhaftigkeit und Treue, Besonnenheit, Keuschheit, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Großmut, Edelsinn, alle, alle waren sie bei diesem glückseligen, an Leib und Seele gefunden, diesem herrlichen Volke zu finden.

In demselben Lande floß ein Born, dessen Wasser war von köstlichem Wohlgeschmack und von wunderbar erfrischender und belebender Kraft; der Freudenquell, der Lustbrunnen, der Born der Fröhlichkeit und Glückseligkeit ward er genannt. Mit lieblichem Rauschen wallte er sanft aus verborgenen Tiefen empor, in kristallklarer Flut das Abbild des Himmels bergend — nicht an einem bestimmten Orte nur, sondern hier und dort, an hundert, an tausend Stellen zugleich, allenthalben aufquellend, wo man seiner bedurfte, seiner begehrte.

Es hatte aber eine eigene Bewandnis mit dem Born der Freude: nur ein wenig trinken, nur mit Bedacht kosten durfte man von seinem heilsamen, einer wunderthätigen Arznei vergleichbaren Wasser, in maßvoller Labung nach gethanem Werke, unter der Arbeit, vor neuem Schaffen. Dann nur ward es zum süß erquickenden, zum stets neu verjüngenden

Jaubertrank, dann durchdrang, dann umfing es das ganze Sein mit einem beseligenden Wohlgefühl, aus dem reiche Straßfülle für Leib und Seele quoll. Wer aber, durch den Wohlgeschmack verlockt, des Maßhaltens im Kosten vergaß und in vollen Jügen genoß bis zur Überfüttigung, der ward nicht erquickt, sondern krank und matt davon, während doch sehr bald schon der Durst nach jenem Wasser von neuem in ihm sich regte und dann wieder und wiederkehrte, in immer kürzeren Zwischenräumen, immer heftiger, immer größeren Genuß zu seiner Befriedigung heischend. Und allen, welche so in Unmäßigkeit verfielen, ward es zum zehrenden Gift, das sie bis ins tiefste Innere hinein siech und elend machte; und während sie ihren Durst nach dem köstlichen Wasser stets von neuem zu stillen sich bestrebten, bis sie gar kein Verlangen mehr danach empfanden, entbrannte heimlich in ihnen eine nie mehr erlöschende Glut, ein nicht mehr zu zügelndes Begehren nach jenem Trank aus dem Vorn der Freuden. Ob ihnen dann seine Quellen, von der unerfättlichen Gier bis auf den Bodensatz erschöpft oder ungeduldig bis auf den Grund durchwühlt, auch schon längst nicht mehr in Klarheit und Frische, sondern zuletzt nur noch als schales, sumpfiges, widerwärtig ekles Gemisch klossen, weiter trieb es sie dennoch in taumelnder Begier von Genuß zu Genuß ihrem Verderben entgegen.

Viele, gar viele waren es, die so verblendeten Sinnes in dem Heil- und Segensquell der Freude nur einen Vorn schrankenlosen schwelgerischen Genußes erblickten. Und es wurden ihrer mehr und mehr, und die Gier, von Geschlecht zu Geschlecht weiter bererbt, ward immer größer und immer verderblicher in ihren Folgen. Es kamen aber kluge Leute und gruben künstliche Quellen in den Grund, und was aus ihnen zu Tage trat, ein Trank von zweifelhafter Güte, oft jeden Wohlgeschmacks und jeder wohlthätigen Wirkung bar, desto reicher aber an unheilvollen Folgen, das ward nun um hohen Preis feilgeboten und bald von einer urteilsranken, weil schon entarteten und urteilslosen Mehrzahl als einzig würdige Labe erachtet und heftig begehrt.

Da war dem Verderben Thor und Thür geöffnet. Die Gier ward jetzt zum furchtbar verheerenden Fieber, das insgeheim und unerkannt weitersichlich von einem zum andern, von den Palästen und Brunnsstätten der Reichen in die schlichten Wohnungen bescheidenen Besitzes und weiter bis in die Hütten der dürftigen Armut. Aus Wort und Wesen der Kranken, der Verauschten wehte es die Gesunden wie mit giftigem Hauch die Sinne verwirrend, das Herz entzündend, den Willen lähmend an, daß sie, ehe sie sich dessen bewußt wurden, während sie sich noch für gesund hielten und auf jene andern voll mitleidigen oder zürnenden Bedauerns blickten, vom Fieber schon ergriffen waren bis ins Mark hinein. Thörichte Eltern weckten und nährten selbst die Gier in den Herzen ihrer jungen Kinder, ihnen frühzeitig überreichlichen Genuß gewährend; und die Gier ward mit den Kindern groß und größer und bald übermächtig in ihnen, ein üppig gedeihendes Unkraut, das alles andere überwucherte, das den guten Trieben alle Nahrung entzog, und das Licht von oben, die siegende Sonnenwärme nicht mehr zu ihnen hindurchbringen ließ. Da verwelkte ein zarter Keim nach dem andern, da verkümmerte, was nicht ganz verdarb, zu krüppelhaftem Zwergtum, in irgend einem vergessenen Winkel des Herzens ein färgliches, nutzloses, nie zur Blüte der That gelangendes Dasein fristend — die Genußgier ward Alleinherrscherin im Aker des Herzens, im Garten des Lebens. Wehe den Unglücklichen, die so weit gediehen! Für sie gab es weder Schönes noch Edles mehr,

für sie keine unschuldige Freude an Erdenblumen, kein seliges Entzücken über Himmelsstern, für sie kein heiliges Sehnen, kein tiefes Empfinden, kein starkes Wollen, kein hohes Streben, kein warmes, reines Lieben, keinen frommen Glauben mehr — für sie gab es im weiten Kreis des reichen Erdenlebens nur noch eines: den Genuß! Ihr ganzes Dichten und Trachten war: der Genuß! Das Ziel, das ihnen als Lohn jeglicher Arbeit und Mühe vor Augen schwebte: der Genuß! Was Freude und Lust, was Fröhlichkeit und Glückseligkeit! Sie brauchten anderes: den Genuß! Wenn jemand auch jene halbvergessenen Worte noch einmal aussprach, ihr urprünglicher holdher Sinn blieb ihm verschlossen; woran er dabei dachte, was er sich darunter vorstellte, das war: der Genuß; das war etwas Gewichtiges, Volles, Sattes und doch wie im ewigem Hunger Verlangendes, in ewigem Durst Begehrendes, in ewiger Gier heischendes Genießen, genießen und wieder genießen, so oft wie möglich, soviel wie möglich! In vollem, schrankenlosem Genuß zu schwelgen, alltäglich, allständig, nach Willkür, nach Laune — wer das erreicht, der ward von den andern beneidet und glücklich gepriesen. Um genießen zu können, mühten sie sich um Reichtum, um Ehre und Macht, arbeiteten sie rastlos Tag und Nacht im Schweiß ihres Angesichts, dafür rangen sie rücksichtslos wider einander in offener und versteckter Fehde, dafür vergaßen sie Ehre und Pflicht, dafür setzten sie Hab und Gut, Gesundheit und Glück, Leben und Seligkeit auf's Spiel. Und mit bereits entervtem Leibe und verwüsteter Seele, in wehvoller Unlust lechzten sie noch nach Genuß, bis sie, fast schon Leichen bei lebendigem Leibe, in ein frühes Grab sanken oder, gedrängt von dumpf lastendem Überdruß, zermalmendem Jämmerlichkeits-Bewußtsein, grauenvoll gährender innerer Leere, verzweifelter Unfähigkeit, sich im Kampf ums Dasein, im Kampf um den Genuß zu behaupten, Erlösung in freiwilligem Tode suchten.

Jedes werdende Geschlecht sah der Seinen mehr dem Fieber der Genußsucht verfallen, sah mehr der Irrenden, die das Leben in ihrem Dienste verloren, mehr der Elenden, die von ihr durch ein friedloses Dasein gehezt wurden, mehr der Siechen, denen sie, ein nimmersatter Vampyr, das Mark aus den Knochen, den gesunden Lebenssaft aus den Adern gefogen, die Kraft des Leibes gebrochen und die Schwingen der Seele gelähmt hatte — mehr der Verblendeten auch, die all ihr Können frebelnd nur dazu benutzten, immer noch neue unreine Quellen der entarteten Gier zu erschließen. Und von Geschlecht zu Geschlecht mehr schwand die göttliche Mitgift an Kraft und Schönheit Leibes und der Seele, die ehedem der Väter Art so herrlich geziert hatten. Ach, für sie gab es keinen Raum mehr, weder Zeit noch Kraft noch Wunsch mehr im Zeitalter des Genußfiebers! Wahrhaftigkeit und Treue, Güte und Gerechtigkeit, Zucht und Sitte? — Unbrauchbare Einbildungen, leere Hirngespinnste, veraltete Vorurteile, über die man geringschätzig die Achseln zuckte, wenn etwa sie noch irgendetwas sich geltend machen wollten. Heiligkeit der Pflicht? — Hier gab es keine Pflichten, hier gab es nur Rechte, wurzelnd im Grunde maßlosen Wünschens, einzig geregelt durch eine kalt-verständig mit den Verhältnissen rechnende geschäftsmäßige Klugheit, und alle gipfelnd im Streben nach Genuß! Liebe? — Wohl, man kannte noch das Wort Liebe, man hatte sogar noch die Überlieferung bewahrt, daß sie das Höchste, das Heiligste sei und bleiben werde in Zeit und Ewigkeit. Diese nannten eine in ihren Sprößlingen sich selbst huldigende Eitelkeit Eternliebe; jene sprachen

bei den dürftigen Brocken marktchreierlicher Wohlthätigkeit von Nächstenliebe, und gemeine Sinnenlust, auch sie schmückte sich wohlgefällig mit dem schönen Namen der heiligen Liebe. Die Liebe selbst aber war nicht mehr bei ihnen; im Tempel des Herzens, wo ihre reine, warme Flamme, Kraft und Klarheit spendend, gelohnt hatte, glühte verzehrend die Kohle der Genußsucht, das ausgebörnte Herz mit kalter, toter Asche, mit Staub und Schmutz füllend. Und die Selbstsucht war da, und der Haß und der Neid; Unrecht und Gewaltthätigkeit, sie gebieten, und allenthalben war Zwietracht und Kampf, dazu Krankheit, Unzufriedenheit, Überdruß, Selbstverachtung, Jammer und Verzweiflung ohne Maßen.

Das war der Anfang vom Ende.

Und das Ende selbst? Der Schluß der Fabel?

Wie der Schluß der Fabel dereinst lauten wird, ist heut noch ungewiß; er soll erst gelebt werden — das Volk strebt jetzt, gerade jetzt dem Anfang vom Ende zu.

Es läßt sich ein Ausgang in verschiedener Weise denken

Vielleicht wird es der aus den Geschichten Babylons, Roms, Alt-Athens und anderer verschwundener Reiche bereits bekannte sein; Verweichlichung bis zur völligen Entartung und Erschlaffung, Überwältigung von außen her, Unterjochung, Auflösung. Vielleicht wird dieser natürliche Lauf der Dinge durch eine bisher noch unbekannte Art und Weise, durch ein dem eiligen Lebensstempo des Zeitalters mehr entsprechendes gewissermaßen abgekürztes Verfahren unterbrochen und aufgehoben werden: das Chaos des allgemeinen Einzelkampfes aller gegen alle (in den ersten Stadien seiner Entwicklung ja schon vorhanden), allmählich Centralisation und Organisation nach sozialen bzw. politischen oder vielleicht auch konfessionellen Gegenjügen und Spaltung in zwei große feindliche Heerlager, die sich gegenseitig aufreiben — und vielleicht werden dann die diese Selbstvernichtung eines großen Volkes überlebenden als moderne Noachiden die Begründer eines neuen Geschlechts, das seine Existenz, wie vor Jahrtausenden die Urbäter, auf der festen Grundlage der Natürlichkeit, Einfachheit und Mäßigkeit erbaut. Vielleicht hat auch die ewige Vorsehung beschlossen, dem Volke beizeiten einen großen befreienden Gewittersturm zu senden, der es mit seinen Donnern aufschreckt aus Fieberträumen, mit rauher Kraft heilsam durchrüttelt und ihm mit Blizesflammen den Abgrund erhellet, welchem es jetzt sorglos entgegen taumelt.

Doch vielleicht, o vielleicht! kommt die Rettung auch von innen heraus, ohne Kampf und Blut, ohne erschreckende Wetter, — ohne außerordentliche Prüfungen und Schicksalsschläge irgendwelcher Art — halb, bald! Dann trotz vieler franker und kränklicher Glieder, trotz vieler rettungslos Verlorenen, trotz des raschen Wachstums ihrer Zahl birgt das große Volk immer noch Lebenskraft genug in sich, um aus sich selbst neu zu erstehen, in strenger Selbstzucht sich durchzurufen zur Gesundung. Und dann wird die Liebe in den verlassenen Tempel zurückkehren, um durch ihre Läuternde, ihre heilende und belebende Kraft die Genesung zu vollenden, um der in sonnenhellem, sonnenwarmem, in göttlichem Glanze erstrahlende Leitstern für alles Denken und Thun zu werden, und Jung und Alt wird eins sein in der lebendigen Erkenntnis, daß nicht Wohlleben, nicht Genußschwelgerei, sondern freudig ernstes Streben im Geist reiner Liebe, im Dienst des Guten, das Gelingen solcher ehrlich gemeinten Arbeit, das Bewußtsein nach bestem Wissen und Können erfüllter Pflicht des Lebens schönste Blüten sind, daß sie und nicht das „Viel genießen“ und „Viel genießen“

haben“ dem Dasein wie den einzig würdigen Inhalt so auch den einzig schönen und besriedigenden Abschluß verleihen.

Und dann, ja dann wird in dem durch Liebe geweihten durch Liebe gebundenen Zusammenwirken und Zueinandergreifen, dem mächtigen Aufschwung aller Kräfte dem Volke ein großer allgemeiner Frühling erblihen, wie noch keiner jemals einem Lande zum Heil für sich und andere beschieden gewesen ist, und dieses Volk, es wird herrlicher dastehen denn je, herrlich vor allen andern, und Ströme des Segens werden von ihm ausgehen in alle Welt.

Wollte Gott, daß das Ende so wäre! Daß die Mutter, die dereinst ihren Kindern die Sage vom Genußborn erzählt, so schließen und, wenn sie selbst zu diesem Volke gehört, in Stolz und Freuden sprechen darf: Seht, Kinder, das waren eure Voreltern, das war unser Volk! Es hat vor Zeiten geirrt, es hat schwer gefehlt gegen den hohen Beruf, zu dem es durch soviel leibliche Kraft, soviel inneren Reichtum begnabet worden; aber dann hat es sich aufgerafft und ist umgekehrt und ist in Herrlichkeit wiedererstanden, und die Schuld hat es gesühnt und gezahlt hundertfach! Lernet daraus: Für die Lebenden mit redlichem, festem Willen ist es nie zu spät zur Umkehr — solange sie eben noch leben. Aber es giebt ein „Zu spät!“, das ewig unwiderruflich ist: der Tod — des Lebens Ende — der Untergang!

## Die Mutter.

Von E. Hilkebrand.

Wie süß zu Deinen Füßen  
O Mutter ich so gern!  
Du warst und bist geblieben  
Doch meines Lebens Stern.

Einst in der Kindheit Tagen  
Schlang ich die Ärmchen rund  
So gern um Deine Kniee,  
Lauschend den Märchen bunt.

Und manch ein Bilderrätsel  
Trug ich dann zu Dir hin,  
Du mußttest deuten helfen  
Der kranken Zeichen Sinn.

Wie fühlt ich mich geborgen,  
Von aller Sorge frei,  
Durst ich mich an Dich schmiegen,  
Schaun in Dein Auge treu.

Dein Kind bin ich geblieben,  
Ob auch die Zeit verrann;  
Es zwingt zu Deinen Füßen  
Nuch heute noch den Mann.

Zwar lauscht er nicht den Märchen  
Von kühner Helben Glück:  
Den Mut zu eignem Ringen  
Stählt er an Deinem Blick.

Und statt der Rätsel Lösung,  
Die er so oft erbat,  
Holt er in Lebensfragen  
Der Mutter ersten Rat.

Wie selbstlos ist Dein Lieben  
Und tief wie Meeresgrund,  
Wenn auch mit Liebesworten  
Stets karg Dein edler Mund.  
  
Drum sitz' zu Deinen Füßen  
O Mutter ich so gern.  
Mag lange noch mir leuchten  
Der treuesten Liebe Stern.

### Eine Verfechterin der Frauenbildung vor 130 Jahren.

So viel wird in unseren Tagen über die Frauenfrage gesprochen und geschrieben, so zahlreiche Vorschläge betreffs ihrer Lösung gemacht und verworfen, daß selbst diejenigen, welche zunächst das Vorhandensein dieser Frage zu leugnen suchten, gezwungen sind, derselben ihre Teilnahme zuzuwenden. Und sie ist in der That vorhanden. Das beweist das stete Schwindeln des häuslichen Behagens in Arbeiterfamilien, bedingt durch das Zunehmen der Frauenarbeit in den Fabriken. Das beweist die Zahl der Romane und Dramen, in welchen gegen den überhandnehmenden „Feminismus“ geeifert wird. Das beweist der Notschrei der Tausende stellungsuchender Personen des weiblichen Geschlechtes, die, in der Welt herumgeworfen, ohne Heimat, ihr Brot suchen müssen und oft nicht finden. Aber diese Frage ist nicht so modern, als gemeinhin angenommen wird; sie ist zu den verschiedensten Zeiten und in den verschiedensten Formen angeregt worden und tritt nur jetzt so laut in den Vordergrund, weil sie wie alle Fragen sozialen Inhalts, in unseren Tagen auf die Spitze getrieben wird und lärmend nach einer Entscheidung verlangt. Das in unserem Lande so viel getadelte und bespöttelte Umwejen der Heilsarmee ist die charakteristischste Äußerung unserer Zeit: durch Lärm Aufsehen zu erregen und für seine Sache zu gewinnen. Dem nur das Sensationelle hat in unseren Tagen Erfolg — bei den verrufenen Trunkenbolden der großen Verbrecherstadt in Sachen der Religion und der Moral, bei einer erschreckend großen Anzahl derer, die sich „Gebildete“ nennen, in weitaus den meisten Gebieten des geistigen Lebens. Auch die Frauenfrage ist zu einer sensationellen geworden.

Den Beweis, wie lebhaft diese Frage schon im vorigen Jahrhundert manche Geister beschäftigte, lieferte mir ein unscheinbares Büchlein, welches mir kürzlich durch Zufall in die Hände kam. Die vergilbten Blätter fesselten meine Aufmerksamkeit; ich öffnete das Buch und fand zu meinem Erstaunen eine Sammlung von Strickmustern, welche ganz unverkennbare Ähnlichkeit mit einer großen Anzahl unserer modernen Kreuzstichmuster zeigten, so daß der Gedanke an eine Entlehnung nicht ferne lag. Das mit plumpen Arabesken verzierte Titelblatt trug die Worte:

„Neue Anweisung zur zierlichen Strickkunst mit den dazugehörigen Mustern herausgegeben von Susanna Dorothea Rieglin geb. Schulzin.

Nürnberg zu finden in ihrer eigenen Buch und Kunsthandlung unter der Beize 1762.“

Also ein Strickbuch aus dem Jahre 1762.

Jetzt bemerkte ich auch, daß den Mustern und Erklärungen eine Einleitung von ziemlicher Länge vorausging. Schon wollte ich das Buch aus der Hand legen, weil ich eine lang-

atmige Anpreisung der edlen Strickkunst im allgemeinen oder dieser Muster im besonderen fürchtete, da fiel mein Auge auf einige Worte, die mein Interesse weckten. Ich las, dadurch angeregt, die ganze Vorrede, und der mit Humor gewürzte Ernst des Schriftchens zog mich ganz eigentümlich an. Ich bin sicher, daß viele andere gleich mir an den Worten Gefallen finden werden, die auch des kulturgeschichtlichen Wertes nicht entbehren. Sie zeigen uns die thatkräftige Seele und das gesunde Empfinden einer Frau, die weit hinaus über das Durchschnittsmaß ihrer Zeit dachte und fühlte, und, freilich in stillerer Weise als die Verfechter der Frauenfrage in unseren Tagen, für ihre Ideen Propaganda zu machen und ihnen in Herzen anderer Frauen einen Nachhall zu wecken suchte. Aber ich lasse die Verfasserin für sich selber sprechen:

„Geneigte Leserinnen.

Es ist für ein Frauenzimmer kein geringes Glück, unter den Völkern geboren zu sein, welche die Vorzüge und Freiheiten desselben einsehen und nach der Vernunft bestimmen. Man weiß, wie ungerecht die Völker des Orients gegen diese Helfte des menschlichen Geschlechtes jederzeit gewesen sind, und noch immer bleiben. Sie achten das weibliche Geschlecht nicht höher, als ihre Sklaven, und halten dasselbe in einer beständigen Gefangenschaft. Niemand sorgt für die Aufzucht der Töchter. Man läßt bei ihnen Verstand und Herz in der größten Unordnung liegen. Die Verwilderung der Seele wird mit den Jahren vermehrt, und nur die größte Furcht für den empfindlichsten Strafen und ein knechtischer Zwang hält sie von den schändlichsten Ausschweifungen zurück. Wo jene aufhören, da offenbahrt sich sogleich die eingewurzelte Bosheit des ungebauten Herzens. Die Muselmänner erfahren dieses oft genug in den abgelegenen Zimmern der Paläste, oder in den Gefängnissen ihrer Frauen. Da von Jugend auf weder für den Unterricht des Verstandes, noch für die Bekämpfung des Willens gesorgt wird; so folgen sie allein der Wuth der Leidenschaften, und die Herrschaft der Sinnen und der Einbildungskraft ist bei ihnen so grausam als die Herrschaft ihrer Männer. Da findet sich nichts von dem weichen, mitleidigen und zärtlichen Gemüthe, das dem weiblichen Geschlechte sonst eigen zu sein scheint; sondern sie werden wild, eigeninnig und grausam und ihr Zorn kan mit nichts, als mit Blut und Tod gestilt werden. Man darf sich nicht wundern, daß dieses Volk bei seiner Vielweiberei nicht mehr Kinder hat. Das bösegeklagte Herz der Weiber ist eine von den Hauptursachen; indem sie von der Eifersucht täglich so aufgebracht werden, daß sie die Kinder der anderen Frauen durch List und Bosheit aus dem Wege räumen und den ansehnlichsten Häusern die Erben rauben.

Wie glücklich sind die Länder für unser Geschlecht, welche wir bewohnen? Und wie vernünftig und weise ist die Einrichtung auch in diesem Stücke bei den meisten Europäern? Wir genießen die Freiheit, so weit es vernünftig und christlich ist. Man giebt den Töchtern mit den Söhnen gleiche Liebe, gleiche Unterweisung in der Religion, gleiche Aufzucht zum guten. Dann man glaubt mit Recht, daß sie nicht nur Verstand, Wisz, freien Willen und andere Gaben der Seele, wie die Söhne empfangen; sondern daß der Schöpfer auch dieselben ihnen deswegen gegeben habe, damit sie durch Wissenschaft und Erfahrung angebaut, verbessert und so weit erhöht werden, als es der Vorteil der Gesellschaft, worinnen sie stehen, erfordere. Daher sind viele gelehrte und weise Männer auf den glücklichen Einfall gekommen, daß man die Töchter

nicht weniger zu den höheren Wissenschaften anführen sollte, als die Söhne; weil sie unmöglich glauben konnten, und es der göttlichen Weisheit unanständig hielten, daß die Töchter ihr Pfund nur zum vergraben empfangen hätten. Es hat dieses in unseren Zeiten, zur Ehre des Frauenzimmers, niemand besser und gründlicher bewiesen, als der gelehrte Herr Professor Meyer in Regensburg, dessen Schrift den ersten Platz in der Frauenzimmerbibliothek mit dem kostbarsten Kleide einnehmen, er aber von uns selbst eine weit größere Belohnung erhalten sollte, als die Schwedische Christine unter die Gelehrten auszuteilen gewohnt war. Wie weit es der Wiß unter einer Weiberhaube bringen könnte, davon darf ich wohl keine Exempel anführen. Eine einzige Frau Gottschedin kan durch ihre Schriften den besten Beweis geben.

Unterdeßen wollen wir die Männer ihrer Vorzüge nicht berauben, noch fordern, daß sie uns die Lehrstühle einräumen sollten; obgleich niemand leugnen wird, daß eine zärtliche und gelehrte Frau Professorin in ihren Vorlesungen den unachtamen Studenten oft weit eher aufmerksam, und den wilden zahn und gefittet machen könnte, als ein scharfdenkender Philosoph. Dann der weibliche Reiz, und die sanfte Stimme würden die strengste Sittenlehre angenehm und schmackhaft machen. Jedoch da noch kein Rathgeber so weit gebaut worden ist, daß die Keisfröcke darinnen Raum hätten; so sollen die Männer fernerhin ihre Vorrechte behalten, und die Oberherrschafft in dem Reiche der Gelehrsamkeit führen, wie in dem Hause. Wir wollen uns ganz billig finden lassen, aber unter der Bedingung, daß sie mit uns nach gleichen Regeln der Billigkeit handeln.

Sie werden uns zulassen, daß wir alles lernen, was zu Verbeßerung des Herzens, und Aufheuterung des Verstandes dient. Wann wir auf eine gründliche Erkenntniß der Religion Anspruch machen, so thun wir es nach unserem Rechte. Danu ob wir gleich keine gelehrte Einsicht verlangen; so müssen wir sie doch biß zur Ueberzeugungen haben, damit wir Rechenschaft geben können, warum wir so, und nicht anders glauben. Wir sind auch zum Besitze der beglückten Ewigkeit erschaffen. Ueberdieß sind die Geschöpfe, wie ich glaube, nicht allein für die Mannsperjonen da, daß nur sie die Schönheit derselben, und in ihnen die Majestät des unendlichen Urhebers erkennen sollen. Sie sind zur Betrachtung für alle ausgesetzt, die Menschen heißen; und zu diesen gehören auch wir. Eine kleine Einsicht in die Naturlehre, und sollte sie auch nicht weiter reichen als die Kinderphysik des Rollins, könnte daher unserem Geschlechte gar nicht schaden; zumal wenn die Kräfte der Seele durch die Vernunftlehre zum denken, urtheilen und Schließen ordentlicher eingerichtet, von den Vorurtheilen gereinigt, und wider die Abwege der Irthümer bewohnt würden. Und welche Vortheile sammelt die Welt ein, wann die Herzen durch eine vernünftige Sittenlehre zur Erkenntniß und Liebe der Tugend angeführt werden? Wie gering wird die Zahl der Zanfächtigen und unerträglichem Kantippen sein? Welch ein Vergnügen werden die Männer bei uns finden, wann sie nicht mehr mit läppischen Tändeleien, mit den Untugenden und Grobheiten der Mägde, und andern Kleinigkeiten der Küche, oder des Stellers unterhalten, oder vielmehr gequält werden? Wie vernünftig wird es in den Moden der Kleider aussehn? Man wird mit dem besten Geschmack wehln, und sich wahrhaftig schmücken; nicht aber verstellen, und seine Gesundheit vor der Zeit verderben, oder sonsten der Sittsamkeit und Anständigheit zu nahe treten. Alles wird ordentlich und regelmäßig sein, und die Männer werden niemahls über

Kloppweh, noch darüber klagen dürfen, daß sie durch den unbesonnenen Aufwand der Weiber mitleidungswürdig worden sind. Ich setze noch hinzu, daß sich die Anzahl der Stuger und kleinen Geister, die sich die Thorheit in Paris mit großen Summen erkaufen, ungemein verringern würde, wann sie bei uns eine kritische und kluge Beurtheilung der mitgebrachten Galanterien antreffen würden. Wie nützlich würde dieses für Deutschland sein? Alle Mütter bekämen von der Reise vernünftige Söhne wieder, das Geld würde besser angewendet oder gar erspart werden, und Deutschland hätte weniger Kranke und Verschwender. Sie würden sich schämen, in der Gesellschaft vernünftiger Frauenzimmer ihre witzlosen Einfälle und ungehirnte Scherze vorzubringen, oder allein mit einer reichen Weste, oder neuen Haarfrisur sich zu empfehlen.

Jedoch ich bitte diese Herren sehr um Verzeihung, wann ich zu viel schreibe. Ich will sie in ihrem Vergnügen nicht stöhren, noch viel weniger mir ihren schweren Zorn auf den Hals laden. Ich will sie gerne mit ihren Parisischen Galanterien prangen lassen, und sie als artige, witzige und allerliebste Herren herausstreichen, sobald ich eine Gelegenheit bekommen werde, eine Vorrede zu einem Werke zu schreiben, das ihrem Stande angemessener sein wird. Da sollen sie mit Bewunderung hören, wie hoch ich sie, und ihre Gunst achte.

Anjekt habe ich nur noch ein Wort der Vertheidigung bei solchen Frauen vorzubringen, die ihre Tage allein bei dem Fegen, in der Küche und vor dem Ofen, oder bei dem Nachtsich und dem Spiegel zugebracht haben, und sich vorstellen, daß wir, wann mein Geschwäge erfüllt werden sollte, eine andere und ganz verkehrte Welt bekommen würden. Ich bitte sehr um Verzeihung. Dieses habe ich niemals gesucht, und ich würde am ersten ein strenges Urtheil über mich sprechen, wenn ich diese Absicht gehabt hätte, und mich aller möglichen Strafe unterwerfen. Jedoch dem Himmel sei Dank, daß ich mich hierinnen gerecht weis! Ich rühme ein verständigtes und wohl unterrichtetes Frauenzimmer; aber ich haße sie, wann sie bei den Büchern grau zu werden verlangt, die Haushaltungskunst veräußt, und von allem nichts zu wissen verlangt, was zur klugen Einrichtung und Verwaltung eines Hauses gehört. So wenig eine müßige Bettschwester unsere Achtung verdient, eben so wenig verdient es ein gelehrtes Frauenzimmer von dieser Gattung. Sie sind nicht Kronen, sondern Lasten eines Hauses. Man wird meine Meinung am besten aus gegenwärtigem geringem Werke erkennen können, worinnen ich eine Anweisung zur neuen zierlichen Strick-Kunst zu geben mich bemühe. Es ist diese Kunst für alle Stände, und für jedes Alter des Frauenzimmers, und man findet darinnen nicht nur Vergnügen; sondern auch Nutzen, und können die müßigen Stunden in Gesellschaften nicht vorteilhafter zugebracht werden. Die erste Jugend kann darinnen ein angenehmes Spielwerk finden, und das erwachsene Frauenzimmer den Wiß in neuen Erfindungen üben. Zu diesem Ende habe ich die neuesten Kunstgriffe und Vortheile im Stricken vorgetragen, und mir angelegen sein lassen, die neuste Mode von dem durchbrochen Gestricke, wovon die Spitzen sind, die denen feinsten brabantern gleich, ferner Herrn und Frauen Manschetten auf ebendiese allerneueste Art zu stricken vor zu legen und zu lernen; im gleichen auch wie von Seiden und Wollen allerhand Arten von Blumen und Figuren in Herren Westen und allerley Frauenzimmer und Kinder Kleider gefärbt eingelegt und gestricket werden können, wobei zugleich die dazu gehörigen Muster und Figuren zu finden sein werden. Man kann

dieses Werkchen als einen Anfang meines neu erfundenen Modelbuches aufnehmen, welches mit viel Vergnügen von dem kunstliebenden Frauenzimmer gebraucht worden ist. Ich wünsche, daß meine geringe Arbeit bei denen, die ihr Vergnügen in der Kunst und Arbeit suchen, angenehm sein, und zu einer Ermunterung dienen möge, in dieser Sache immer weiter zu gehen. Dann tugendhaftem und fleißigem Frauenzimmer zu nützen und gefällig zu sein, wünschet sich allein und beständig

die Verfasser und Verlegerin."

Unmittelbar daran schließen sich die Rezepte von „Perriquen-Häublein für Herren, Drei-Theil Häublein, Palepen, Manschetten“ u. s. w., und die Mustervorlagen für das „durchbrochen Gestrick“.

Könnte man nicht, abgesehen von wenigen Ausdrücken, diesem Schriftchen das Heute als Entstehungszeit zuschreiben? Noch immer das Suchen nach einer Bildung, welche Herz und Geist der Frau wirklich adelt. Noch immer die Klage, daß die deutsche Kunst und Mode eine Aferkunst und eine Afermode sind. Noch immer die Schönheits- und gesundheitswidrige Tracht. Noch immer das Leichtsinrige und stumpfsinnige Gigerl- und Faktentum der jungen Herrenwelt, das von manchen Frauen gefördert wird. Noch immer eine große Anzahl Frauen, welche nicht über ihre persönlichen und Wirtschaftlichkeitsinteressen hinauszugehen vermögen und ihre Männer mit „läppiichen Tändeleien, mit den Untugenden und Grobheiten der Mägde“ quälen. Noch immer verstaubte Blauschmuckpfeelen, welche nicht Kronen sondern Lasten eines Hauses sind.

Wer findet uns eine Lösung der Frauenfrage?

Ich bin überzeugt, nur eine Frau — eine Mutter.

Harry Reif.

### Heimat des Herzens.

Wo Dich zwei liebe Augen grüßen,  
Da sei Dein Heim und Deine Welt;  
Ach nirgends auf der Erde Weiten,  
Ob auch Dein Herz Entzücken schwellt,  
Wirst Du Dich ganz zu Hause wissen,  
Wo niemand Du zu eigen hast,  
Wo nicht zwei Arme Dich umschließen,  
Wo keine Hand die Deine faßt,  
Wo nicht zwei liebe Augen grüßen.

Mag Dich die schöne Welt beglücken —  
Des Meeres Pracht — des Waldes Ruh',  
Doch quillt im Aug' die Sehnjuchsthräne,  
Doch jauchzest Du der Heimat zu;  
Dort kannst allein Du alles wissen —  
Dort find'st allein Du süße Raft,  
Wenn noch zwei Arme Dich umschließen,  
Wenn eine Hand die Deine faßt,  
Wenn Dich zwei liebe Augen grüßen.

Drum bitte Gott, daß er hienieden,  
Nur dieses eine Dir erhält,  
Ein Heim, ein Herz in stillem Frieden,  
Das ist das Beste auf der Welt —  
Und hangt Dir's vor dem Scheidenmüssen, —  
D leichter wird die letzte Last,

Wenn noch zwei Arme Dich umschließen,  
Wenn eine Hand die Deine faßt,  
Wenn Dich zwei liebe Augen grüßen.

Jenny Maladowitz.

### Vermischte Anzeigen.

**Karl Greif.** Versuch zu einer Geschichte seines Lebens und Dichtens mit besonderer Rücksicht auf seine Dramen und seine Stellung in der deutschen Litteratur. Von Dr. E. M. Prem. (Leipzig, Bongersche Buchhandlung)

Dr. Prem, ein fleißiger, jüngere Litteraturforscher, dem wir ein hübsches Erinnerungsblatt für Grillparzer, eine interessante Arbeit über den tirolischen Dichter und Orientreisenden Josef von Schnell nach Briefen und Tagebuchaufzeichnungen und dergl. verdanken, beschäftigt sich in dem obengenannten über 200 Seiten umfassenden Buche eingehend und liebevoll mit der dichterischen Entwicklung Martin Greifs. Er behandelt Greif den Lyriker, der bereits allgemeine Anerkennung gefunden, und als Dramatiker, welcher noch immer nicht die Ungunst der Kritik ganz zu besiegen vermochte. Durch sorgfältige Analysen der theatralischen Hauptwerke Greifs: „Corfiz Ulfeldt“, „Nero“, „Marino Falieri“, „Francesca da Rimini“, „Prinz Eugen“, „Heinrich der Löwe“, „Die Pfalz im Rheine“, „Konradin“, „Ludwig der Bayer“ u. s. w. sucht Prem den Nachweis zu erbringen, daß Greifs Dramen große und lebensvolle Zeitbilder aus der Geschichte sind, welche für eine eigenartige dichterische Individualität zeugen, und hauptsächlich nur wegen des Gegenjases zu einstweilen vorherrschenden Litteraturströmungen nicht den durchschlagenden Erfolg errungen haben, den sie verdienen. Hineinverwoben in diese Erörterungen sind die Lebensschicksale und die Beziehungen zu Bühnenleitern und anderen, die Urteile hervorragender Schriftsteller, Anschauungen Greifs und Prem's über die Aufgaben des Dramas u. a. Es entsteht dadurch ein abwechslungsreicher Inhalt, der auch verschiedene Stichproben aus Greifs Dramen in sich schließt. Prem weist damit seine Fähigkeit, sich in der Gedankenwerkstatt eines Dichters heimisch zu machen. Das lezenswerte Buch ist mit dem Bildnisse Greifs geschmückt.

8. Pr.

**For Dijon.** Verlust der Fahne des 2. Bataillons des 61. Regiments. Erlebnisse eines Frontoffiziers. Von Wenzel. Mit 18 Textillustrationen, einem Lichtdruck von Erich Maltzsch, sowie zwei Kartenbeigaben. (Berlin, Carl Zieger Nachfolger: Ernst Rhode)

Das schön ausgestattete Büchlein bringt eine klare, anschauliche Darstellung eines der wenigen Mißerfolge des deutschen Heeres in dem großen Kriege gegen Frankreich 1870/71, welche Episode jedoch zu den ruhmreichsten Thaten unserer Vaterlandsverteidiger gehört. Die persönlichen Eindrücke sind mit dem kriegsgeschichtlichen Material gut verwoben und der Geist eines opfermutigen Patriotismus, welcher in den deutschen Reihen herrschte, gewinnt lebensvollen Ausdruck. Schon aus diesem Grunde ist das Büchlein der nachwachsenden Generation, welche vielleicht auch noch zum eisernen Würfelspiele gelangt, warm zu empfehlen. 8. Pr.

**Karl Louis Nidel und seine Schriften in volgländischer Mundart.** Eine Studie von Gottfried Doehler. Mit einem Bilde des Dichters. (Blauen i. W., F. E. Neupert.)

Doehler macht uns hier mit einem Charakterkopfe der heutigen Dialektpoesie bekannt, der auch in weiteren Streifen Interesse erwecken dürfte. Der frische Walbesquell des Volksmundartlichen sammelt sich jetzt seltener zu einem erquickenden Borne als vorher. Desto angenehmer sollte es jeden berühren, wenn er auf den guten Trunk aufmerksam gemacht wird. Von Nidel sind bis jetzt 10 Bändchen erschienen: Gedichte, Erzählungen, kleine Lustspiele. Doehler geht sie einzeln durch und weist gewissenhaft das Ursprüngliche, aber auch das weniger Gelungene in der dichterischen Arbeit des wackeren Landschulmeisters nach, der sich manchmal in der Form vergreift, falsche Anlehnungen sucht, aber immerhin eine Fülle des Einfach-Schönen bietet. Das ist eine verdienstvolle Vermittelung. Nur hätten auch die schwer faßbaren Dialektausdrücke verhochdeutsch werden können. K. Pr.

#### Standes- und Berufspflichten des deutschen Offiziers.

Von Schaible, königl. Preuß. Oberst a. D. (Berlin, Verlag von H. Eisenhmidt.) 2. Aufl.

Ja, was können denn wir Zivilmenschen daraus lernen? Darauf giebt das Motto des Buches eine Andeutung der Antwort: „Es kommt im Leben auf die höchste Auffassung der Dinge an.“ Oberst Schaible hat diese „höchste Auffassung“ auf den Offiziersstand in einer solchen Weise angewendet, daß seine Maximen und Lehren sich zu einer für alle gültigen Ethik erheben.

Nach den zwei Wurzeln der militärischen Pflichten eingeteilt: „sittlich-geistige und Charaktereigenschaften“ und „körperliche Vollkraft“, ist es der erste Teil über die „Standespflichten“, welcher das allgemeine Interesse verdient, wenn auch der zweite über die „Berufspflichten“ noch genug des Bemerkenswerten für uns enthält.

Der Verfasser beginnt mit den großen Themen: die Ehre, die sittliche Bildung, die Religion, gefolgt von der „Lebensführung des Offiziers“ und den Kapiteln, welche dieselbe in ihren Einzelheiten beleuchten.

„Die Ehre ist das Bewußtsein, daß unsere Denk- und Handlungsweise der sittlichen Würde des Menschen entspricht.“ — „Sie ist das Gemeingut aller Menschen. Sie stuft sich jedoch ab und tritt in ihren Äußerungen verschieden auf, je nach dem Kulturzustand“, zc. „Als Grundbedingung unserer wahren Ehre ist die sittliche Bildung zu betrachten.“ Der unter diesem Titel folgende Abschnitt beginnt mit der „sittlichen Freiheit“ im Gegensatz zur „Unrechtfertigkeit unter der Tyrannei der Leidenschaften“. Die „Wahl und Würdigung der Wege und Mittel, die zur sittlichen Bildung führen, ist eine schwere Arbeit des Lebens,“ durch die allein der Mensch sein hohes Ziel erreichen kann. Doch indem er an sich selber arbeitet, erfüllt er noch einen höheren Zweck. Die aus sittlicher Bildung hervorgehende ideale Auffassung des Berufes bewirkt „eine gesteigerte Erfüllung aller vorhandenen Pflichten“. Jeder einzelne übt, durch sein Beispiel nicht nur, sondern durch seine veredelte Persönlichkeit, einen stärkenden und hebenden Einfluß aus auf seine Umgebung und wird so zu einem mächtigen Faktor im Leben der Nation. Denn „die sittlichen Kräfte eines Volkes allein sind es, welche es auf der Höhe seiner Aufgabe erhalten und seine Lebensdauer bestimmen.“

„Der Trieb zum Idealen, wie zur Moral erreicht seine lauterste und höchste Verkörperung in der christlichen Religion.“ An dieses warmempfundene und doch von jeder konfessionellen Beugung freie Kapitel schließen sich einige Bemerkungen über den Krieg. Die schöne Auffassung desselben, ganz ab-

gesehen von der tief patriotischen Gesinnung hat besonders ein für den Laien tröstliches Interesse. Gewiß ist der Krieg etwas Schreckliches, aber er ist auch „ein Element göttlicher Weltordnung . . . Ohne ihn würde die Welt verfaulen und sich in Materialismus verlieren,“ hat einer der wahrsten Idealisten, unser großer Nolte selbst gesagt. Und „der Krieg kann zwar verwildern, er lehrt aber auch beten,“ fügt der Verfasser hinzu.

„Die Lebensführung des Offiziers“ bietet jedem, der eine solche im edelsten Sinne anstrebt, einen Reichtum goldener Lehren. Daß „Lebensernst und Würde“ notwendiger sind als Wissen und Können, sollte allen Erziehern immer wieder zugerufen werden, denn nicht nur geistige Bildung thut not, sondern vor allem „sittliche Tüchtigkeit, der moralisch gefestigte Charakter“. Durch sie allein können junge Männer und schließlich wir alle, den vielen Versuchungen des Lebens widerstehen.

Oberst Schaibles Ausführungen über das „feine Taktgefühl“, welches ja in jeder Lebensstellung die ergänzende Zugabe der Prinzipien sein muß, über den Stolzgeist (nie darf er zum Lastengeist heruntersinken), der die Selbstsucht des Einzelnen zu Gunsten einer Gesamtheit unterdrückt, über Wahrhaftigkeit, sowie ernste männliche Verschwiegenheit, über Selbstkritik und Bescheidenheit, über seine Geselligkeit, die durch die auferlegte Achtsamkeit auf sich selbst zur Selbstbeherrschung nötigt, ja selbst über die Sorgfalt in der Kleidung (Uniform) die ein Hebel der Mannszucht ist — alle sind sie eingegeben von dem Geiste eines gefunden Idealismus.

Es ist die höchste Auffassung der Dinge, die zum höchsten sittlichen Menschentume führt. C. Bl. . . . r.

**Litterarisches Jahrbuch.** Unterlagen für die wissenschaftlichen, litterarischen und künstlerischen Interessen Nordwestböhmens und der deutschen Grenzlande. Begründet und herausgegeben von Alois John. 3. Jahrgang, 1893.

John hat sich der Aufgabe unterzogen, den vielfach zerstreuten geistigen Strebungen seiner Heimat einen Mittelpunkt zu geben. Sein Jahrbuch wächst sich auch immer besser aus und gewinnt stets reicheren Inhalt, obwohl er einen guten Teil desselben aus Eigenem bestreiten muß. Dabei durchweht ein selbstbewußter deutsch-nationaler Geist das Ganze. Recht sorgfältig ist die am Schluß befindliche „Kritische Rundschau“ gearbeitet, welche litterarische und publizistische Erscheinungen von einem unbefangenen Gesichtspunkt zu betrachten sucht. Von den größeren Aufsätzen heben wir hervor: Johns „Bemerkungen zum Membrandt-Buch“ und zur „neuesten Wallenstein-Litteratur“; Ludwig Popps „Jean Paul als Naturmaler“ und Hans Busch' „Eine Karlsbader Skizze vor dreihundert Jahren“. Franz Vinhacks episches Bruchstück: „Die Gründung Waldsessens“ hat dichterischen Gehalt. St. Pr.

#### Vermischtes.

**Napoleon I. als Kutscher.** Der große Corsic hatte mehrere prachtvolle Wagen, in denen er gewöhnlich ausfuhr. Als er eines Tages selbst die Zügel in die Hand nahm und die Kasse zu lenken suchte, wäre ihm die Spazierfahrt beinahe verhängnisvoll geworden. Es war in der Boulogner Ebene, als der Kaiser einen Phaeton bestieg, dem Kutscher „Cäsar“



die Zügel abnahm und ihm befahl, sich rückwärts zu setzen, wo Cambacérés, Monje und Rapp bereits Platz genommen hatten. Die vier prachtvollen Pferde kostbarster Rasse — ein Geschenk der Stadt Antwerpen — welche vor den Wagen gespannt waren, hatten noch nicht genügende Schulung und machten selbst dem Kutscher „Cäsar“ Mühe. Kaum merkten nun die jungen, feurigen Tiere, daß ihnen die gewohnte Führung fehle, als sie darauflos — geradeaus auf das Meer zustürmten. Der Kutscher, welcher die Gefahr erkannte, rief seinem kaiserlichen Herrn ängstlich die Worte zu: „Sire, links! Reißen Sie die Zügel nach links, Sire! Halten Sie den Grauschimmel kurz!“ — „Sei doch ruhig, Cäsar,“ beschwichtigte ihn der Kaiser, „ich verstehe das Geschäft ganz gut.“ Allein trotz dieser beruhigenden Worte konnte er die Pferde nicht mehr halten. „Ach, mein Gott! Sire, wohin führt Se. Majestät uns?“ rief Cambacérés, dessen ohnehin stets bleiches Gesicht vor Angst die Farbe einer reifen Citrone angenommen hatte, mit den Zähnen klappernd. „Sie, Cambacérés, haben immer Furcht!“ entgegnete Napoleon humoristisch. „Gewiß,“ bestätigte Rapp, der sich an der Angst Cambacérés weidete, „Se. Majestät der Kaiser führt Sie dieses Mal geraden Weges nach England. Nicht wahr, Sie und ich, und alle Franzosen wünschen dies schon lange.“ — „Sire, halten Sie ein! Halten Sie ein!“ jammerte Cäsar, als er sah, wie sein Gebieter noch zornig mit der Peitsche auf die Kasse einhieb. Napoleon wollte antworten, in demselben Moment stieß der Wagen auf einen Stein und fiel um. Der Kaiser selbst wurde weit auf das Feld hinausgeschleudert, die Pferde aber standen zitternd still. Rapp, der einzige, der unverfehrt war, eilte rasch dem Kaiser zu Hülfe, welcher erst nach langer Ohnmacht erwachte. Alle waren schrecklich zugerichtet, ohne jedoch ernstlich Schaden genommen zu haben; niemand aber konnte trotz der ernststen Situation sich des Lachens erwehren, als Napoleon die Peitsche Cäsar zurückgab und im tiefsten Tone die Worte sprach: „Man gebe dem Cäsar, was des Cäsars ist; genug mit solchen Fahrten! Ich nehme meine Entlassung!“ Gr—r.

**Hunde im Kriege.** In dem Feldzuge in Schleswig-Holstein (1864) hatten sich mehrere preussische Bataillone Hunde angeschafft, die sie bei allen ihren Operationen begleiteten. Einer dieser Vierfüßler wußte sich durch seine Klugheit und Anhänglichkeit besonders nützlich zu machen. Man nahm ihn häufig auf Patrouillen mit, um im Gestrüpp versteckte Feinde zu entdecken. Sehr oft blieb das treue Tier bei verwundeten Soldaten zurück, besleckte ihre blutenden Wunden und legte sich zu ihnen, sich an sie herankauernd und sie erwärmend. Trotzdem dieser Hund sich oft im dichtesten Kugelregen befand, wurde er glücklicherweise nie verwundet — übrigens bezeugte er eine große Scheu vor Kanonentugeln, so oft eine an ihm vorbeifuhr, machte er einen gewaltigen Seitensprung. Bei der Erstürmung der Düppler Schanzen lief er seinem Bataillon munter voran, und beim Hurra auf die erste Schanze rannte er in vollem Laufe den Berg und die Brustwehr hinan, so daß das ganze Bataillon durch diesen Anblick, trotz des ernsten Augenblickes in die heiterste Stimmung versetzt wurde. Wirklich war auch der Hund der erste, der auf dem Walle sichtbar wurde. Beim Übergang nach Alsen sollte der Hund zurückgelassen werden, allein er schwamm dem letzten Boote nach und kam wohlbehalten ans Land, wo er sogleich seinem Bataillon voranprang

und es wieder bei allen Beschwerlichkeiten in froher Laune erhielt.

Gr—r.

— Es ist noch gar nicht so lange her, daß in Deutschland an vielen Orten das Tabakrauchen öffentlich verboten war, wie folgendes Edikt der guten gräflichen Stadt Stolberg bezeugt. Es ist datiert vom 22. Januae 1834 und lautet:

„Das Tabakrauchen in allen Straßen und öffentlichen Plätzen hiesiger Stadt, sowie am Schloßberge, es geschehe im Fahren, Reiten, Gehen oder Stehen, wird hiernit verboten, und vom 1. Februar dieses Jahres mit 10 Sgr. bis 1 Reichsthaler bestraft werden; dagegen das Tabakrauchen in den Wäldern, auf den Dorfstraßen, in den Scheunen, Ställen, Schuppen, auf den Böden, oder sonst an feuergefährlichen Orten, beim Sägen oder Hauen des Holzes, sowohl auf den Straßen, als auf den Höfen, beim Binden, Aufladen, und Anfahren des Getreides und Heus, bei Dachreparaturen zc. erleidet hierdurch keine Abänderung, sondern wird nach wie vor mit 2 Reichsthalern bestraft.“ Wie sehr der damalige regierende Graf von Stolberg zu Stolberg das Feuer fürchtete, beweist folgender Nachsatz: „Zugleich wird den Vergleuten bei Strafe unterjagt, mit dem brennenden Grubenlichte über die Straße zu gehen. Gräfl. Stolberg. Amt. gez. Topf.“ Gr—r.

**Hundeschläger.** In einer Kirchenrechnung der Jesuskirche in Riga vom Jahre 1690 findet sich folgender Posten: Vor den Hundeschläger — Albertsthr. 4.

Da nämlich zu dieser Zeit eine Hundesteuer noch nicht existierte, war die Anzahl der Hunde eine ganz bedeutende, was den Einwohnern der guten Stadt Riga mit der Zeit recht lästig wurde. So kam es z. B. vor, daß die Tiere des Sonntags während des Gottesdienstes mit dem Publikum in die Kirchen drangen und dort ihr Unwesen trieben. Um solche Störungen des Gottesdienstes zu verhüten, stellte jede Kirche einen Hundeschläger an, welcher die Tiere von der Kirche fernhielt und dafür jährlich eine kleine Vergütung erhielt. Gr—r.

**Titelsucht.** Bereits im 17. Jahrhundert hatte die Titelsucht einen hohen Grad erreicht. So ließ sich z. B. ein gewisser Magister Seeger zu Wittenberg malen und zwar unter einem Krustifizir stehend. Aus seinem Munde gingen zu dem Erlöser in fetten Buchstaben folgende Worte hinauf: „Herr Jesu, liebste Du mich?“ Der Heiland auf dem Bilde antwortet ebenso deutlich: „Hochedler, Hochachtbarer, Hochgelahrter Herr Magister Seeger, Hochwürdiger und Hochverdienter Rektor der Schule zu Wittenberg, ja, ich liebe Dich!“ Gr—r.

## Inhalt der Nr. 21.

Die Sonntagskinder. Roman von Hans Werder. Forts. — Arkanum. Roman von Ludwig Würzburg. Forts. — **Beiblatt:** Der Pilger. Von Manfred Eimer. — Der Genußborn. Eine Fabel, die man sich in zukünftigen Tagen erzählen wird. Von Thussnelba Westphal. — Die Mutter. Von C. Hildebrand. — Eine Verfechterin der Frauenbildung vor 130 Jahren. Von Harry Reif. — Heimat des Herzens. Von Jenny Malackowik. — Vermischte Anzeigen. — Vermischtes.

# Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N<sup>o</sup>. 22.

## Die Sonntagskinder.

Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

X.

„Wissen Sie schon, Fräulein Bernhardi, daß die Frau Fürstin mit Gräfin Elfriede nach Rom abreist ist?“ fragte Albano, der träge in einer Sofaecke des Wohnzimmers ruhend, sich bei Fjolde's Eintritt ein wenig aufrichtete. „Natürlich weiß ich das!“ erwiderte diese. „Ich war bei ihnen kurz vor der Abreise!“

„Und der Fürst nach Petersburg, das ist auch, Gott sei Dank, ziemlich weit!“

„Der Fürst nach Petersburg?“ fragte Köfi neugierig. „Himmel, was macht er denn da?“

„Müssen ihn danach fragen, Fräulein Köfi! Ich für meine Person bin mit dem Bewußtsein zufrieden, daß er von Berlin fort ist, alles andere ist mir gleichgültig!“

„Der Fürst fort, arme Fjolde, was wirst Du denn nun anfangen!“ spottete Alberta, ohne sich umzuwenden, von ihrer Staffelei her, an welcher sie mit Herstellung eines großen Wappenschildes beschäftigt war. „Das wird ja ein Trennungs- und Sehnsuchtsstück erster Klasse werden!“

„Ich weiß nicht, was Du meinst,“ gab Fjolde kalt zur Antwort. Thusnelda fuhr polternd dazwischen. „Kümmere Dich um Deine eigenen Angelegenheiten, Alberta!“ und somit war der Wortwechsel in bekannter Schärfe und Kraft eröffnet. „Zieh' Dich an, Alberta, wir müssen gehen!“ mahnte Köfi und das half. Alberta legte ihr Malgerät zusammen, rauschte in ihrem hellblauen, schleppenden Künstlergewand hinaus und kehrte nach geraumer Zeit zurück in auf fallend phantastischem Straßenanzuge. Auch Köfi

war marschfertig, Albano nahm seinen Hut und die drei verließen gemeinsam den Schauplatz.

Unangenehm berührt blickte Fjolde ihnen nach. „Sag' mir, Thusnelda, ich bitte Dich! wohin gehen diese drei? Sie sahen so geheimnisvoll wichtig und unternehmend aus, mir ahnt nichts Gutes!“

Thusnelda zuckte gleichgültig mit den Schultern. „Sieh Dich nicht mit Ahnungen ab, liebes Kind, wir haben, dünkte ich, in Wirklichkeit genug Ärger und Plakerei!“

„Aber, was wollen sie unternehmen? Du weißt es, Thusnelda, ich bitte Dich, sage es mir!“

„Eigentlich habe ich ihnen schwören müssen, weder Dir noch Harald ein Wort davon zu sagen! Aber wenn Du mir versprichst, reinen Mund zu halten und keine Scene drum zu machen, — Köfi will ja Schauspielerin werden! Sie hat schon den ganzen Winter Stunden genommen im Sprechen, Dektamieren und Herumtänzeln bei einer alten Schauspielerin in der Jakobstraße! Es gehörte Deine ganze unpraktische Träumerei und Dummheit dazu, liebe Fjolde, daß Du nichts gemerkt hast! Und jetzt sind sie zum Direktor des Marienstädtischen Theaters gegangen, um das Engagement perfekt zu machen!“

In steigendem, sprachlosem Entsetzen hatte Fjolde diesen Eröffnungen gelauscht. Jetzt hob sie die gerungenen Hände über ihr Haupt empor. „Gott im Himmel, wie schrecklich ist das alles! Und davon habe ich nichts erfahren, nichts gemerkt! Aber Mutter, das giebst Du zu? In solchen Pfuhl von Versuchungen, Verderben läßt Du Dein Kind hinabstoßen? Mutter, haben sie denn Dich nicht wenigstens um Deine Zustimmung gefragt?“

„Was willst Du doch nur, Fjolde!“ klagte die

Mutter aus ihrem Fensterwinkel hervor. „Zimmer bist Du's, die den Frieden stört, Alberta hat wirklich recht, wenn sie das sagt! Laß doch die Mädchen! Du gehst ja auch Deinen Weg und fragst niemand um Erlaubnis! Du bist die Vorjüngste — Dich brauchen sie doch auch nicht zu fragen!“

„Aber Harald doch!“ rief Isolde außer sich. „Er ist unser Bruder; sein Wort, seine Autorität muß Geltung unter uns haben! Ich bitte Dich, Mutter, laß wenigstens nichts zum festen Abschluß gelangen, ehe er seine Meinung abgegeben hat!“

„Das macht unter Euch aus, Kinder!“ seufzte die Mutter und versank in ihre trübe Gleichgültigkeit zurück.

Thusnelde aber begann nun zu schelten. „Ich habe Dir doch gesagt, daß Du Dich nicht darein mischen und keine Scenen machen sollst! Nachher ist wieder der Heyentanz los! Was geht es Dich überhaupt an! Und wie kommst Du darauf, Harald hier hereinziehen zu wollen? Bist doch sonst immer so besorgt, ihn von allem Streit und Ärger fern zu halten, ihn zu hüten und zu schonen wie ein schwaches Kind. Überhaupt sehe ich nicht recht ein, was Du dagegen hast! Wir wollen doch froh sein, wenn das Ding sich nützlich macht, Geld verdient! Zu etwas Vernünftigem taugt sie ohnehin nicht, so laß sie doch Komödie spielen! Das Faulenzen war schon längst nicht mehr zum Ansehen!“

Isolde kam nicht auf gegen diese lebenskräftigen Anschauungen.

Endlich kehrten Alberta und Kösi zurück. Albano hatte sich schon an der Hausthür empfohlen.

Kösi sprang mit einer kühnen Pirouette ins Zimmer, drehte sich sekundenlang auf einer Fußspitze herum, trällerte und kreischte und gab auf diese lebhafteste und geräuschvolle Art zu verstehen, daß der Direktor des Marienstädtischen Theaters sie für einige Proberollen engagiert hätte.

Isolde konnte nicht umhin, der älteren Schwester mit einem ernsthaften Vorwurf wegen ihres eigenmächtigen Verfahrens entgegenzutreten. Alberta antwortete darauf mit einer Flut von Gegenwürfen und ungerechtfertigten Anschuldigungen. Kösi gesellte sich zu ihr, keifte wie eine boshafte kleine Kaze, Thusnelde aber trat schlagfertig und kampfbereit auf Isoldes Seite, welche in edlem Zorn erglühend, die Ehre der Familie, des guten väterlichen Namens verfocht. Die Mutter weinte und jammerte in ihrer Ecke.

Ahnungslos kam Harald herein und blieb wie angewurzelt beim Anblick dieser Amazonenschlacht stehen. In Thränen ausbrechend flüchtete Isolde zu ihm, um für die gute Sache seinen Schutz und Beistand anzurufen.

Auch Harald geriet in unbeschreibliche Enttäuschung, als er von den neuesten Gehehmissen Kenntnis erhielt. Doch ändern ließ sich an der Thatsache nichts mehr. Der Zorn und die Aufregung aber bereiteten ihm einen beängstigenden Beklemmungsanfall, so daß Isolde froh war, ihn endlich in sein stilles Zimmer gerettet zu haben, wo er bei verschlossener Thür ihrer Pflege allein anvertraut war. Sie blieb den ganzen Abend bei ihm und die Ge-

schwister fanden Trost für ihre Kummernisse in dem gegenseitigen tiefen Verständnis für einander. Isolde holte ihr eigenes kleines Theegeschirr herbei und bereitete den ätherischen Trank, der beider Stimmung erwärmte und allmählich wieder hob.

„So, Harald, hier sind wir in einer Dase, was kann uns da für Leid geschehen? Ober auf der Bergeshöhe! Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual! Auf sonniger Höhe soll der Künstler stehen, hat mir Fürst Hohenstein gesagt. Ich glaube, hier bei Dir finde ich sie zu jeder Zeit!“

Fernab, durch lange Straßen von ihnen getrennt, saß Albano um dieselbe Zeit einsam in seinem behaglichen Zimmer. Es war geräumig, warm und hell, die Fenster durch dichte Vorhänge verhüllt, gute Polstermöbel, Teppich und Pianino bildeten die Einrichtung. Doch über dieselben hingebreitet lag ein unendliches Chaos von Notenheften und Papier, dazwischen Hüte, Kleidungsstücke, geleerte Biergläser und Spazierstöcke als malerische Unterbrechung. Auch die lange Pfeife, wie sie bei Studenten üblich ist und auf einem Stuhl die Reste einer kräftigen Mahlzeit.

Albano saß auf dem Sofa und hielt die Geige in der Hand, während in stummem Grübeln sein Blick an der Decke hing. Was sollte eigentlich aus ihm werden? Fürst Hohenstein war bald nach dem Konzert fortgereist und hatte nicht mehr genügend Zeit gefunden, sich eingehend, wie er's versprochen, um Albanos Treiben zu kümmern. Doch hatte er diesen sehr ernstlich ermahnt, ihn an die Notwendigkeit erinnere, sich Stellung und Beruf durch seine Kunst zu erwerben und ihr deshalb ernst und gewissenhaft zu dienen.

„Wenn Du nicht wüßtest, daß Du an mir Deine Zuflucht hast und lebenslänglichen Schutz gegen Not und Sorge,“ sagte der Fürst, „so weiß ich, Du würdest mit hingebender Kraft Deine Kunst studieren und alle Allotria darüber vergessen! So aber vernachlässigst Du sie! Habe ich denn ein Unrecht an der Kunst begangen, will sie nur durch die Not des Lebens ihre Jünger erzogen wissen? Es wäre das eine traurige Erfahrung für mich!“

Albano hatte ihn schweigend angehört. „Was weißt Du von der Kunst und ihrem Kultus, wie er in meiner Seele lebt!“ dachte er bei sich in störrischem Trotz. „Bist und bleibst ein Dilettant und willst Künstlern vorschreiben, in welchem Sinn sie der Kunst zu dienen haben!“

Albano dachte an dieses Gespräch zurück, — war es denn wirklich wahr, daß der Fürst so unter ihm stand in Erkenntnis und Können? Er erinnerte sich jener Stunden, da Isolde Bernhards die Brünnhildentrolle studierte und wie der Fürst so selbstverständlich dabei ihr Kritiker und Lehrer gewesen. „Man kann es ihm nicht absprechen, daß er viel, sehr viel davon versteht! Aber die Geige, die Geige spiele ich doch schöner als er, und wenn ich ein Künstler sein werde, vor dem er Scheu und Achtung haben muß, dann soll er's erfahren!“

Er sprang auf und setzte seine Geige an. Sie war lange nicht so schön, wie die köstliche Strabivari

des Fürsten oder die andere, die bei seiner Mutter „wohnte“. Aber doch spielte Albano sehr gut, daran konnte kein Zweifel sein. Mit einem Mozart'schen Thema hatte er begonnen, doch weit ab in Phantasieen verirrte sich sein Spiel. Seine schwarzen Augen blickten wie in weite Ferne, und vor ihnen schwebte traumverloren das holde Bild seiner Muse, seiner Sonne, die er anbetete, Gräfin Elfriede. An sie dachte er, wenn er musizierte, sie und die Kunst waren übereinstimmende Begriffe für ihn. Aber dann setzte er seinen Bogen ab um auszuruhen. Es war heiß im Zimmer, er öffnete das Fenster und ließ die abendliche Winterluft für einige Minuten hereinströmen. „Ein Glas Bier“ bestellte er sich und während er's austrank dachte er an Rósi, die liebe hübsche Puppe, die ihm heute in der Freude über das glückliche Engagement einen süßen Kuß auf die Lippen gedrückt hatte.

„Den ersten, — aber es soll nicht der letzte sein, Rósi, so wahr ich ein Musikante bin!“

Rósi als Schauspielerin! Vorzüglich wird das werden, unendlich spaßhaft! Aber was wird Ffolde dazu sagen, wenn sie es erfährt, die vornehme Ffolde! Ihre Schwester Schauspielerin am Marienstädtischen Theater! Rasch ging er über den Gedanken hinweg, wie auch der Fürst sich ärgern würde, wenn er wüßte, daß Albano seine Hand dabei im Spiele gehabt und ihr behilflich gewesen war.

Er lachte in lustigem, leichtfertigem Übermut! Dann verwahrte er die Geige, nahm seinen Hut und Überzieher und ging hinaus, die Zerstreuungen aufzusuchen, welche die späten Abendstunden der Großstadt Berlin ihm darboten!

## XI.

Die Wipfel des Hohensteiner Parkes rauschten im warmen Hauche der Sommerluft. Doch unten im Schatten der Zweige lag feierliche, schweigsame Ruhe. Unhörbar, nur hier und da den Spiegel leicht gekräuselt, zog der Fluß vorüber und nezte mit kühler Welle die herniederhängenden Zweige der Erlen und Birken. Hier saß Harald Bernharbi. Eine Moosbank mit darübergebreitetem Plaid diente ihm zum bequemen Sitz, die Hand hielt ein geöffnetes Buch, doch seine Augen blickten hinauf in die grüne Domböschung über seinem Haupte.

Harald war der Einladung des Fürsten gefolgt, einige Wochen auf seinem Schloß mit ihm zuzubringen. Er kannte das eigentliche Landleben nur dem Namen nach, nun aber genoß er's in seiner schönsten Bedeutung und schlürfte mit vollen Zügen die Herrlichkeiten dieses fürstlichen Landhauses, in der Zwanglosigkeit des Junggesellenlebens. Sein schwächerlicher Körper erholte sich bei dem niegekannten Wohlleben, Geist und Seele fanden Ruhe und Spannkraft wieder in dieser sonnigen Atmosphäre. Und doch beschlich ihn zuweilen etwas wie Furcht und Erstaunen! Woher kam ihm diese Ferienzeit? Würde

er nicht büßen müssen für das „Unter Palmen wandeln?“

Sein Blick streifte jetzt von den Baumwipfeln herab zum jenseitigen Flußufer, wo es in dem Gesträuch des Unterholzes rauschte und knackte. Den steilen Abhang herunter, an den Zweigen sich stützend und weiter springend, kam Fürst Waldemar im Jägeranzug, die Büchse über der Schulter. An einer flachen Stelle des Flusses war hier durch große Steine eine Art von Übergang gebildet. Kaum merklich ragten sie aus dem Wasser hervor, das den Fuß des Darübererschreitenden bespülte. Mit drei leichten Sprüngen setzte er darüber fort und schwang sich diesseits auf das hohe Ufer.

„Hier finde ich Sie also, mein Philosoph und wie immer, wenn Sie allein sind, in der allerbesten Gesellschaft? Wer von unsern Geistesheroen hat Sie denn an diesen einsamen Fleck begleiten dürfen und Sie doch nicht zu fesseln vermocht?“

„Zu fesseln vermöchte dieser hier mich schon!“ erwiderte Harald. „Ich wollte mir ein Buch aus Ihrem Zimmer holen und sah dies auf Ihrem Schreibtisch liegen. Verzeihen Sie meine Dreistigkeit, ich dachte, was Fürst Waldemar aus der Hand gelegt, ist wohl für mich des Aufhebens wert! — Es war der Faust!“

Waldemar ließ sich auf einen Baumstumpf nieder. Die Büchse stellte er vor sich auf das Moos, beide Hände um den Lauf gelegt. „Und Sie lasen sich neue Gedanken daraus, die jedem denkenden Menschen aufkeimen aus den zahllos darin verborgenen Samenkörnern?“

„Keine neuen,“ entgegnete Harald. „Ich spanne nur die alten weiter und suche, wie wohl jeder einmal, dem Dichter nachzufühlen: ‚O daß kein Flügel mich vom Boden hebt, ihr nach und immer nach zu streben!‘ Mit Zentnerschwere legt sich einem dann die Erkenntnis auf die Brust: ‚Ach zu des Geistes Flügeln wird so leicht kein körperlicher Flügel sich gesellen!‘“

„Seien Sie zufrieden, lieber Harald, wenn Sie der Geistesflügel sich rühmen können,“ sagte Waldemar. „Sie sind dadurch schon ein unendlich bevorzugter Mensch! Sonntagskind nennt meine Mutter das! — Dabei fällt mir ein, daß wir beide sehr lange nicht in Prieborn gewesen sind! Wir werden dort in Ungnade fallen!“

„Sie sind auf Jagd gewesen?“ bemerkte Harald fragend.

„Ja, ich versuchte auf einen Rehbock mich anzupirschen, doch der Streich mißlang! Bin halt leider kein Jäger.“

„Kein Jäger?“ wiederholte Harald erstaunt. „Und doch sehe ich Sie vor mir im Jagdkostüm, das Gewehr in der Hand! Gehört denn noch sonst etwas dazu?“

Waldemar lachte. „O Sie unverbesserliches, unheilbares Stadtkind, solche Fragen dürften Sie nach vierzehntägigem Landaufenthalt nicht mehr thun! Kostüm und Flinte machen so wenig den Jäger, wie Brille und Feder den Poeten! Das Waidwerk ist eine Wissenschaft, so gut wie die Philosophie, aber

sie wirkt erfrischend und veredelnd auf ihre Jünger, wie kaum eine andere, denn sie hat ihre Hörsäle und Laboratorien im Wald und auf der Heide und stellt den Menschen in unmittelbarem Umgang mit der Natur. Ich werde Sie morgen mit meinem alten Oberförster bekannt machen, da sollen Sie sehen, was ein Waldmann ist. Ich bin leider keiner, und erkenne das als einen Mangel an!"

"Man kann doch auch nicht alles in sich vereinigen!" meinte Harald leise.

"Lieber Harald, ich finde nicht, daß ich sehr viel in mir vereinige! Von Musik verstehe ich ja wohl etwas, und dann noch ein klein wenig so obenhin von hundert Dingen. Doch muß ich bekennen, daß ich den ernstesten Anforderungen des Lebens mich leider nur selten gewachsen zeige!" Er schob seine Jägermütze leicht von der Stirn zurück, so daß das Haar darunter sichtbar ward und schaute träumerisch ins Grüne. Haralds Blick ruhte mit nachdenklichem Ausdruck auf der eigentümlich idealen Erscheinung.

"Jedenfalls sind Sie einer jener Menschen," sagte er endlich, "die dazu geschaffen sind, andere zu beglücken oder ihnen großes Leid zuzufügen! — Ach, lassen Sie mich nicht einer von jenen sein," fügte er unwillkürlich hinzu, "denen Sie Leid anthun!"

Walbemar erschraf. Er blickte ihn groß und forschend an. Was meinte Harald mit diesem Ausruf, der ihm so unmittelbar aus dem Herzen kam? Verstand er ihn recht? ja, dann lag es wohl kaum noch in seiner Macht, den Wunsch ihm zu erfüllen! Oder war es nur die vorwurfsvolle Stimme in der eigenen Brust, die ihn argwöhnisch machte und sein Gewissen beunruhigte? Er erhob sich plötzlich, blieb dann aber ungeschlüssig stehen.

"Ich wollte eigentlich heute abend nach Prieborn reiten, meine Mutter hat es so gern, wenn ich ihr vorspiele draußen am See, an solchen Sommerabenden. Aber — wenn es Ihnen lieber ist, so kann ich auch hier bleiben."

In Prieborn vor der Thür des Hauses, unter der Buche am See, saß die Fürstin mit Elfriede und Hsolbe, die Schönheit des Sommerabends genießend. Sie hatten lebhaft miteinander gesprochen, jetzt wurden sie schweigsam und nachdenklich. Das Heimchen zirpte im Grase und die Unken klagten vom Grunde des Sees herauf. Glatt, tief und schwarz lag der Wasserspiegel, hier und da tauchten die weißen Mummeln daraus hervor.

"Jetzt kommt Walbemar nicht mehr," sagte die Fürstin, "und ich hatte ihn so bestimmt erwartet! Auch Ihr Bruder war lange nicht hier, Ise, die Herren fangen an, uns schlecht zu behandeln."

"Ich werde morgen hinfahren und sehen, was sie treiben," erwiderte Elfe, kommen Sie mit, Ise?"

"Jawohl!" sprudelte Hsolbe. "Sehen, was sie treiben. Ich glaube, es wird unmöglich sein, den Harald im Park aufzufinden, den Schwärmer!"

Nein, heute kam er nicht mehr! Warum mußte sie doch immer auf jenen Hufschlag horchen, dort von dem Waldpfade her? Warum zitterte ihr Herz vor Lust und Bangen, wenn sie ihn hörte, verzehrte sich in der Qual der Ode, wenn er ausblieb?

Die Fürstin hatte Hsolbe mit hierher gebracht. Sie vermutete keine Gefahr darin. Ihr gleichsam jugendlich lebhaftes Gefühl umfaßte dieses Mädchen mit beinahe schwärmerischer Innigkeit, ihr idealer Sinn ließ sie in diesem Verhältnis nur ungetrübte Lichtseiten erblicken. Auf ihren Wunsch hatte sich Hsolbe für längere Zeit von allen Verbindlichkeiten gelöst, um ganz ihr und der Prieborner Waldeinsamkeit zu leben, und späterhin sie zu den Festspielen nach Bayreuth zu begleiten. Und Ise war dieser verlockenden Aufforderung gefolgt, — ach, nur allzugern.

Nein, Walbemar kam nicht mehr! Sie gingen endlich ins Haus und zur Ruhe.

Am andern Vormittag fuhr Elfriede allein, ohne Hsolbe, in ihrer kleinen reizenden Ponyequipe nach Hohenstein hinüber.

Walbemar traf sie nicht zu Hause. Er hatte sehr lange geschlafen, wie Harald berichtete und war dann gleich hinausgegangen. "Der Fürst ist ja sogar Landwirt und kümmert sich um die Vorgänge auf seinem Hofe!" seze er bewundernd hinzu.

Elfriede lachte. "Sehr große Ehrfurcht hat mir jeine Landwirtschaft bis jetzt zwar noch nicht eingeflüßt, doch freue ich mich über jede Form und Wendung, in der ich meinen lieben Bruder anerkannt sehe." Sie nahm ihren schützenden Strohhut ab und setzte sich ihm gegenüber an den Tisch unter dem kühlen grünen Schatten der Platane vor den Fenstern des Schlosses.

"Was haben Sie gearbeitet?" fragte sie, neugierig auf die engbeschriebenen vor ihm liegenden Bogen blickend. "Es sieht so wissenschaftlich, so geheimnisvoll aus."

"Keine Wissenschaft, kein Geheimnis, Gräfin," lächelte er. "Kritiken, Rezensionen habe ich zu schreiben, das Handwerk im Gefolge der Dichtkunst."

"Aber gewiß oft viel klüger, geistreicher, ja selbst poetischer als die Dichtungen, die Sie zu rezensieren haben," meinte Elfriede, mit den Augen über seine Schrift hingleitend.

"Hsolbe hat mich oft einen scharfen, unbarmherzigen Kritiker genannt," erwiderte er, "aber mir scheint, seit ich hier bin, verliere ich alle Schärfe! Täglich höre ich es von Ihnen, Gräfin, wie milde Sie urteilen und stets die Fehler Ihrer Mitmenschen ins beste Licht zu stellen suchen. Es ist das, abgesehen von der Herzengüte und Großmut, die sich darin ausspricht, ein so gesundes Verfahren und insolge dessen auch heilkräftig wirkend! Sie wissen gar nicht, wie wohl Sie mir damit thun! Ein weltverachtendes, bittres Gefühl, das einsame Menschen so leicht beherrscht und mir auch oft die Kritikerfeder schärfte, das mildert und verliert sich unter solchem Einfluß!"

"Ein Einfluß von mir zu Ihnen, Herr Harald, ist doch wohl nicht gut denkbar!" sagte Elfriede sanft. "Und es ist nur natürlich, wenn ich harmloser und günstiger die Welt und Menschen beurteile, als Sie, da ich Ihre schweren Erfahrungen nicht gemacht habe und vielleicht sanguinischer angelegt bin."

"Das Wort sanguinisch dürfte wohl kaum her-

passen," wandte Harald ein. "Sie lieben die Menschen! Sie befolgen dieses höchste aller Gebote, das die andern in sich faßt. Und darin sind Sie so glücklich, beneidenswert."

"Aber dann thun Sie's doch auch, wenn es Ihnen gefällt," gab Elfe zurück. "Ich bin mir nicht bewußt, es besser zu können, als andere Menschen, nur weiß ich, daß nichts auf der Welt leichter ist."

Sie mußte selber nicht, daß es im letzten Grunde ihre tiefe Frömmigkeit war, die ihr diese warme Liebe ins Herz legte und die selbstlose Milde ihrer Natur zur schönsten Vollendung reifte.

Elfriede fuhr endlich nach Hause, ohne Walbemar gesehen zu haben. Die Sonne hatte sich hinter einen Wolkenschleier verborgen und es fing an zu regnen. In dem engen Waldthal war es trübe und düster, die nassen Schleier verhüllten das jenseitige Ufer und die großen Bäume, die um das Haus her standen, hingen tief das regenschwere Laub bis vor die Fenster herab.

Der Abend nahte bereits. Die Fürstin saß mit den beiden Mädchen in ihrem hübschen Gartensalon, die Glashür stand offen und die feuchte, dusterfüllte Regenluft strömte herein. Ein Wagen rollte vor das Haus, Harald und Walbemar waren gekommen.

"Endlich! mir scheint, Du hast uns arg vernachlässigt, mein Liebling," sagte die Fürstin, indem sie den dunklen Kopf ihres Sohnes zu sich herabzog. "Ich ängstigte mich schon um Dein langes Fortbleiben."

"Aber Mutter!" ein leises Kopfschütteln begleitete den Ausruf, sanfter Vorwurf klang aus seinem Ton. — "Ich habe heute die Bayreuther Billets mitgebracht," fuhr er fort, "für Dich und die beiden jungen Damen. Nimm sie nur, bitte, ich verliere sie sonst noch. Und hier die Wohnungskarte! Ein Salon und drei Schlafzimmer in einer Reihe, ein viertes für die Jose. Kein fürstliches Unterkommen gerade, aber dafür Richard Wagnerstraße, also ganz sachgemäß."

Mit Interesse wurden diese Mitteilungen entgegengenommen und die Karten betrachtet.

"Und wo wohnen Sie selber?" fragte Harald.

"Ich, o ich habe mein ständiges Quartier, wird an niemand sonst vermietet. Ich kann Sie gut noch mit beherbergen, Harald, seien Sie doch vernünftig und schließen Sie sich uns an! Wundervolle Rezensionen könnten Sie dann schreiben und Ihrer poetischen Schilderungsgabe freien Lauf lassen. Die Presse beschäftigt sich bis jetzt merkwürdig wenig mit unsern deutschen Olympiaden. Daß diese dennoch der ganzen Welt eine immer steigende Aufmerksamkeit abgewinnen, ist, meine ich, ein deutlicher Beweis für ihre unermessliche Lebensfähigkeit."

Der kleine Kreis vertiefte sich eingehend in dies Thema. Auch Holde, die den ganzen Tag über Kopfweh und Nervosität geklagt, wurde jetzt lebhaft und sprach mit glänzenden Augen und leicht sich färbenden Wangen. An Walbemar richtete sie keine Silbe. Er war mehrere Tage nicht hier gewesen und jetzt hatte er nur einen kühlen höflichen Gruß, kaum ein Wort der Anrede für sie gehabt. Und ihr

Herz war so voll von tausend Dingen, die sie ihm zu sagen, ihn zu fragen hatte. Es schlug, als wollte es die Brust ihr sprengen vor Sehnsucht und Qual.

"Wie schade, daß wir heute nicht mehr draußen sein können," meinte die Fürstin. "Deine Geige klingt nirgend schöner als unter der Buche am See, zumal in der Sommernacht! Oder ist es nur Deine Mutter, die das so entzückend findet, mein Walbemar?"

"Ich glaube, ja, Mutter! Deine gütige Vorliebe und die weiche Stimmung der Sommernacht thun das meiste, um den Nimbus herbei zu führen."

"Aber diese unsere Begeisterung ist vorhanden und die Geige wartet auf Dich. Spiel' mir ein paar Volkslieder, Walbemar."

"Ich kann keine Volkslieder," sagte er und legte müde den Kopf zurück.

"O Liebling, welch eine Behauptung! Dann spiele Deine Tristan-Motive."

"Auch das nicht Mutter! Meine Geige ist heute verstimmt, oder ich bin es, ich weiß es nicht genau, aber das kommt ja auf eins heraus." Er stand auf und trat zu der offenen Thür.

"Auch meine Ise lehnt heute alles ab," fuhr die Fürstin fort. "In welcher unmusikalischen Gesellschaft befinde ich mich hier."

Walbemar wandte sich jetzt zu Holde hin.

"Warum wollen Sie nicht singen?"

Sie bog ein wenig den Kopf zurück. Unter den duftigen braunen Haarwellen blickten ihre weichen, leidenschaftlichen Augen zu ihm auf, die feinen Nasenflügel zitterten leicht. "Ich bin nicht bei Stimme! Das Regenwetter —"

"Ach — Regenwetter! Als wir die Brünnhilde einübten, war Regen- und Schneewetter die ganze Zeit, und doch waren Sie immer bei Stimme." Er hielt sie im Banne seiner Augen, zwingend, unwiderstehlich. Und ihre kühle Zurückhaltung vermochte sich nicht zu behaupten.

"Ich werde singen!" sagte sie plötzlich, rasch auffpringend. "Kommen Sie, Elfe, den Siegfried:

"Selige Lede auf sonniger Höh!"

Und sie sang Brünnhildes Erwachen:

"Heil dir Sonne, Heil dir Licht!"

Walbemar stand auf den Flügel gelehnt und folgte hingerissen dem Vortrage. Wo waren seine guten Vorsätze geblieben, und die warnende Stimme seines Gewissens? Ausgelöscht bis auf die Erinnerung, hinweggeschmolzen unter der glühenden Welle, die seine Adern durchdrann.

Jetzt hatte sie geendet und blickte unwillkürlich erwartungsvoll zu ihm hin. War er zufriedengestellt? Er lächelte und hatte zu tadeln, natürlich! Sie hatte ja entzückend gesungen, aber immer noch zu lyrisch, nicht heroisch, nicht dramatisch genug! Holde versuchte ihre Auffassung zu verteidigen, Elfe unterstützte sie mit Wärme und er lachte die beiden Mädchen aus. Das Wortgefecht wurde lebhaft und heiter.

Mit strahlendem Blick sah die Fürstin zu der Gruppe hinüber. "Ist es nicht ein Entzücken, wandte sie sich an Harald, diese drei Menschenkinder bei ein-

ander zu sehen? Jedes von ihnen bedeutend, in künstlerischer und seelischer Beziehung, jedes von ihnen ein schöner und guter Mensch! Und doch alle drei in ihrer Eigenart wie grundverschieden! Drei Sonntagskinder!"

"Ich hörte den Ausdruck Sonntagskinder schon öfter von Ihnen, Frau Fürstin," sagte Harald. "Was verstehen Sie darunter?"

Sie befann sich ein wenig. "Ja, was verstehe ich darunter! Der Volksmund nennt Sonntagskinder diejenigen, die am Sonntag unter dem Glockenläuten geboren sind, und spricht ihnen die Berechtigung besonderen Glückes zu! Dem stimme ich bei. Nur verstehe ich unter diesem Glück vielleicht ein anderes. Etwa dasjenige, welches den Dichter zu dem freudigen Bekenntnis treibt:

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,  
Gab mir ein Gott zu sagen was ich leide.“

"Das wären also die ausübenden Künstler?" fragte Harald.

"Nein, doch nicht ausschließlich," rief sie. "Vielmehr sind es die Menschen, denen das ‚weite Gesicht‘ verliehen ist, mit dem sie in das erträumte Paradies hineinschauen, welches alltäglichen Augen verschlossen bleibt. Die mit diesem Himmelsvorrecht begabt, hinwegblickend über das schattige Thal des Alltagsdaseins, auf sonniger Höhe des Lebens stehen!"

## XII.

Auf Richard Wagners Festspielhause in Bayreuth wehte die Fahne und verkündete schon von weitem den heranziehenden Pilgern frohe Festspielzeit. Aus allen Ländern und Weltteilen strömten sie herbei nach dem Herzen Deutschlands, zu dem Olympia der deutschen Kunst. Aus allen Himmelsrichtungen führten Sonderzüge die Wallfahrer dem gemeinsamen Ziele zu, unter ihnen auch die Fürstin Hohenstein mit Else und Isolde. Graf Egon, der Reismarschall, gab nur Gastrollen in dem Wagenabteil seiner Mutter, da er den vielen anderen Reisegenossen, unter denen Prinz Konstantin und Herr von Hayden sich befanden, ratenweise seine Gesellschaft widmete.

Jetzt erschien er wieder und streckte sich bequem auf dem Sammetpolster hin, in seinem hellkarrierten Anzuge mit der kleidamen Reiseumie und dem behaglich lebensfrohen Gesichtsausdruck eine überaus anziehende Erscheinung.

"Nun noch ein Pfiff der Lokomotive und noch einer, dann sind wir da," sagte er. "Ich bitte die Damen sich in eine weißfleckige Stimmung zu versetzen, damit wir nicht Waldemars Mißfallen erregen."

"Du glaubst, daß er schon dort sei?" fragte die Fürstin.

"Selbstverständlich! Er hat heute schon in der Villa Bahnfried, bei der Familie des Meisters selige Stunden verlebt und befindet sich in höheren Sphären.

Von uns profanen Sterblichen existiert niemand für ihn, die ganze Zeit hindurch."

"Das ist ja eine recht liebliche Aussicht," bemerkte Else.

"Ja freilich! Überhaupt werdet Ihr selten den Eindruck gewinnen," fuhr Egon fort, "als hättet Ihr's mit ganz nüchternen Menschen zu thun. Ein wönniger Taumel bemächtigt sich auch der Solidesten und löst alle Bande frommer Scheu von A bis Z!"

"Dieser Taumel muß Ihnen doch gefallen haben, Sie würden sonst nicht so bald wiederkehren, nachdem Sie ihn kennen gelernt," bemerkte Isolde, an welche seine Schilderung hauptsächlich gerichtet war.

"O, zweifellos!" rief er lebhaft. "Bayreuth ist ein unvergleichlich spaßhafter Aufenthalt, dieser Wonne-rausch die angenehmste Stimmung, der man sich hingeben kann. Auch Kunst ist zu ‚schmelzen‘, selbst für so ungebildete Menschen wie ich es bin."

"Graf Egon wird musikalisch," neckte Isolde schalkhaft.

"Spotten Sie nur! Sie wissen ja, für mein Ohr ist Wagners Musik —" er blickte wild um sich — "Waldemar ist doch nicht hier? nein! — zumeist ein weißes Getön! Doch in Bayreuth, wo alles be- rauscht, klingt sie famos! Dazu die meisterhafte Bühnendarstellung, die Scenerie, der packende, einheitliche Zug, der das Ganze belebt, ergo, die Sache ist sehr hübsch, und können Sie mir's verdenken, Fräulein Ise, wenn ich mir gern etwas Süßes ansehe?" Sein Blick ruhte mit schmeicheln-der Bereitsamkeit auf ihr, und sie ließ heiter das Kompliment über sich ergehen.

"Garnicht!" versicherte sie.

Draußen war die Dämmerung immer tiefer ge- sunken. Jetzt trat der Mond zwischen den Wolken heraus und breitete weißen Schimmer über die vorbeifliegenden Hügelketten und Wälder. Sie näherten sich dem Ziele. In den dunkelblauen Nachthimmel ragte der edle schöne Bau des Festspielhauses empor mit seiner wehenden Fahne.

"Heil!" sagte Egon und zog die Mütze bei dem Anblick. "Meine Herrschaften, ich bitte nun, sich nicht mehr zu versprechen! Im Angesichte des Weis- festspielhauses ist der profane Gruß verboten! ‚Heil!‘ wird hier gerufen! Sprich es nach, Elschen!"

"Fällt mir nicht ein! Erst muß ich dieses ‚Heil!‘ kennen lernen, ehe ich es ausrufe."

Der Zug fuhr in den erleuchteten, menschen- überfüllten Bahnhof ein. Der Enthusiasmus all der zusammenströmenden Kunstschwärmer brachte eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit hervor. Hier und da wurde „Heil“ gerufen, auch von sangesfroher Kehle ein „Leitmotiv“ angestimmt. Aus dem Gedränge stürzte jemand hervor und öffnete die Wagenthür. Es war Fürst Waldemars Kammerdiener. Dann zeigte sich Ersterer selbst.

"Heil mir, daß ich Dich wiederfinde!" citierte Egon mit Pathos.

"Wem ruffst Du das entgegen? mir oder Philipp?" fragte Waldemar lachend.

"Philipp natürlich! Bester Freund, erbarmen Sie sich! Sorgen Sie für das Gepäck, sorgen Sie

für meine Unterkunft, sorgen Sie für alles! Ich vermag nichts ohne Sie!"

"Jawohl, Herr Graf!" erwiderte Philipp zuversichtlich und strahlend von Wohlwollen, denn er empfand für den Bruder seines Gebieters eine große Wertschätzung.

"Willkommen in Bayreuth, Hsolbe!" klang eine weiche Stimme an Hsolbes Ohr und ihr Herz wiederholte aufjauchzend, was Egon lachend soeben gesprochen: "Heil mir, daß ich Dich wiederfinde!"

Die beiden Söhne geleiteten ihre Mutter in das sehr behagliche Quartier und verabschiedeten sich dann bald mit dem Versprechen, morgen Vormittag die Damen abzuholen zur „Richard Wagner-Kneipe“!

Mitten auf dem Straßendamm, — denn das Gewölbe von Angermanns „Kneipe“ faßte nicht die Zahl der Gäste, — saß die Fürstin Hohenstein mit ihren Söhnen und den beiden Mädchen. Sie war umgeben von Künstlern, Musikanten und sonstigen Festgästen, Herren und Damen. Alle tranken Bier, an kleinen Tischen „froh im Verein“ auf Bretterstühlen sitzend. Steifheit und Vorurteile waren ausgeschlossen. Schon begann der Wonnetaumel, von dem Egon gesprochen, sich heiter und harmlos der Versammelten zu bemächtigen. Der „Gral“, ein bekränzter Pokal, kreiste in der Runde. „Heil“ rief man und trank einander zu. Die Künstler begrüßten sich mit feurigen Umarmungen und gelungenen Citaten. Als einer der ibrigen wurde Waldemar mit Jubel und Genugthuung umringt. Egon schmarmierte mit den Parsifal-Blumenmädchen und versicherte, daß er, als unmusikalischer Kezer nur ibretwegen gekommen sei. Niemand glaubte es ihm, denn Kezerei wird in Bayreuth für undenkbar gehalten.

Die Fürstin amüsierte sich unendlich über das heitere Treiben. Else blickte mit großen verwunderten Augen darein. Hinter ihrem Stuhl saß Eckard von Hayden, der sie unbemerkt beobachtete, ohne viel zu sprechen. Später begleitete er die Damen in ihre Wohnung zurück.

Gegen mittag schon zogen Scharen von Gästen zu dem Hügel des Festspielhauses hinan. Noch waren die Pforten desselben geschlossen und der weite, grün umgebene Platz lag still und leer im Sonnenschein. Nur das seitab liegende Restaurationshaus mit seinen hellen zeltartigen Speisefälen war von Besuchern gefüllt. Bald erschien auch die Fürstin dort, mit Egon und den Mädchen, während Herr von Hayden schon wartete und die Damen empfing. Mit ihm Herr von Rotischütz, sein Verwandter, der aus Afrika herübergekommen war, um die Bayreuther Festspiele zu hören. Ein schönes, noch junges Gesicht, doch gelb gebräunt von tropischer Sonne und das Haar grau, vom Lebenszugwind überstäubt. Ein kluger, eleganter Mensch, den Heimat, Kunst und Liebe immer wieder nach Europa zurückriefen. Auch der Maler Scharfenberg hatte sich eingefunden, denn ihm ließ die Kunst in jeder Gestalt freigiebig ihre Dffenbarungen zu gute kommen.

Endlich erschien Waldemar, den Prinzen Konstantin und dessen Gemahlin begleitend, die er hier

einführte. Fürstin Hohenstein ging der Prinzessin entgegen, welche sie und Else herzlich begrüßte. Prinzessin Konstantin war eine anmutige, sehr vornehme Erscheinung. Sie besaß jene stolz getragene Sicherheit einer Fürstentochter aus regierendem Hause, umkleidet mit dem Zauber hoher verfeinerter Geistesbildung, der sie kennzeichnete als die würdige Tochter hochgefinnter Beschützer der deutschen Kunst und Poesie.

Hsolbe wurde ihr vorgestellt. Die Prinzessin hatte ihren Gesang schon gehört und freute sich der Bekanntschaft, denn alles Künstlertum stand ihrem Interesse nah. Mit einem forschenden Blick ihrer klugen grauen Augen musterte sie Hsolbe und reichte ihr die schöne jumelenbligende Hand zum Kusse.

"So hat Fürst Hohenstein die Schumann-Sängerin wirklich überredet, nach Bayreuth zu kommen, um die Rollen anzuhören, die sie selber einst singen wird?" neckte der Prinz. Doch sie wehrte sich dagegen, wollte keine Wagnerischen Rollen singen und ohne des Fürsten Dazwischentreten gekommen sein.

Waldemar wandte sich lebhaft zu ihr herum. „Sie wollen keine Wagnerischen Rollen singen, Kräulein Bernharbi? Nun, dann habe ich andere hübsche Musik für Sie! Will Ihnen morgen ein Lied bringen, dessen Dichter und Komponist so hervorragend sind, daß Sie's uns selbst hier in Bayreuth getrost anbieten dürfen!"

"Waldemar, was führen Sie im Schilde?" fuhr Prinz Konstantin lachend auf. „Ich bitte, daß Sie keine Indiskretionen begehen. Bedenken Sie, was Sie versprochen haben!"

"Ich weiß von nichts, Hoheit, begreife garnicht, wovon Sie sprechen," beteuerte Waldemar mit der unschuldigsten Miene.

"Vor allen Dingen mache ich darauf aufmerksam," mischte sich Eckard Hayden hinein, „daß hier in Bayreuth nicht von den Kompositionen unwürdiger Sterblicher gesprochen werden darf!"

"Wie doch das Schuldbewußtsein an sich selber zum Verräter wird," neckte Elfriede mit ihrem süßen Lachen. „Man kennt nun Dichter und Komponisten ganz genau. Ja, bringe uns nur das Lied, Waldemar, wir sind sehr gespannt darauf.“

Das Beisammensein an der Tafel war durch Heiterkeit, Geist und Verständnis wie von sprühenden Funken belebt. Als es beendet war, gingen sie alle hinaus auf den freien, schönen Platz vor dem Festspielhause. Da liegt es auf waldiger Anhöhe, frei und stolz wie auf einem Throne, und zu seinen Füßen in sanfter Thalfenkung die freundliche Stadt Bayreuth, von silberner Flußlinie durchzogen. Bewaldete Hügel weit umher, ein schwellender Kranz zu dem Juwel in seiner Mitte, dem Tempel der deutschen Kunst.

Und von der Stadt herauf kam es nun gezogen den breiten aufwärts führenden Pfad, ein dunkler, unaufhaltbarer Strom, Wagen und Fußgänger, eine dicht gedrängte, feierlich erwartungsvoll gestimmte Pilgerschar.

Von oben her schauten sie den Näherkommenden entgegen.



Elfriede war schweigsam vor Erregung. Ihre Augen strahlten im Glanz der Erwartung! Sie sollte den Parsifal sehen. Wie ein bedeutungsvolles Ereignis fühlte sie den Augenblick herannahen.

„Ich beneide Sie, daß dieser Eindruck Ihnen zum ersten Mal zu teil werden soll,“ sagte Eckard Hayden zu ihr. Sie blickte ihn ernsthaft an. „Ja ich weiß, daß es schön sein wird! Doch soll auch die herrlichste Kunst mich nicht begeistern, wenn sie sich an dem Heiligsten vergeht, anstatt ihm zu dienen.“

Hayden erwiderte nichts darauf. Seine Religion war die Kunst, die Richard Wagnersche Kunst, und dieses Kindes Worte klangen ihm fremd und verwunderlich. Doch riefen sie Ehrfurcht, keinen Spott in seinem Herzen hervor.

Von dem Altan des Festspielhauses erklangen die Trompeten, welche mit den Tönen des Liebesmahlspruchs den Beginn der Vorstellung verkündeten. Hinein strömte die Menge in das hohe, luftige Haus — nahm rasch und geräuschlos ihre Plätze ein und alsbald sank tiefe, geheimnisvolle Dunkelheit darüber hin.

Leise, mit unaussprechlich feierlichen Klängen begann der Liebesmahlspruch aufsteigend bis in unendliche Höhe, bis das Gralsmotiv einsetzt mit seiner Erlösungshoffnung, und endlich das Glaubenthema in Posaunenklängen machtvoll, gewaltig, sich auflösend in die Harmonien seliger Erlösungsgewißheit. Eine ernste herzbewegende Kirchenmusik, von dem unsichtbaren Orchester wie „ein Lied im höheren Chor“ zum Ausdruck gebracht.

Zu beiden Seiten auseinanderweichend, in maleurischen Falten hebt sich der Vorhang empor. Vor den Augen der bewegten Zuschauermenge erscheint, umgeben von jungen Rittern und Knappen Gurnemanz, der alte Waffenmeister der Gralsritterschaft. Dann Amfortas, der Gralskönig, der totwunde Held, welchem in der Stunde sündhaften Falles der Zauberer Klingor den heiligen Speer entriß und ihm selber damit die Wunde schlug, die nun nimmer heilen kann und mit Körper- und Seelenqual den Verwundeten martert. Nur die Berührung des heiligen Speeres kann diese Wunde schließen. Doch wer wird ihn aus den unheiligen Händen dem Gral zurückgewinnen, — diese Selben- und Liebesthat vollbringen?

„Durch Mitleid wissend, der reine Thor,  
Garre sein, den ich erfor.“

So lautet die alte tröstliche Verheißung.

Parsifal erscheint auf der Bühne, der wilde, thörichte Knabe, der seiner Mutter entlaufen ist und in kindischem Beginnen im heiligen Haine des Grals einen Schwan tötet. Gurnemanz verweist ihm die Thorenthat und befragt ihn um Namen, Herkunft, Heimat. — „Das weiß ich nicht!“ ist des Knaben Antwort. „Ein Thor, daran kann kein Zweifel sein, — ein reiner Thor!“ Ob die Not der Gralsritterschaft sein Herz mit Mitleid erfüllen, ob das Mitleid ihn bewegen wird, Kenntniss zu erfragen, worin Schuld und Not bestehe und wie hier zu helfen sei?

Gurnemanz führt ihn mit sich zum Gralstempel hin. Die Verwandlungsmusik beginnt, ein mühsamer

Pfad, auf- und absteigend zwischen sich aufstürmenden Felsen. Wir hören das Läuten der Glocken, aus der Ferne erst, dann immer näher, gewaltiger, bis vor unsern Augen aus den Felsenwänden sich die herrlichen Wölbungen der Gralsburg aufbauen. Tief schauen wir hinein in die schimmernden Hallen des Tempelsaales.

Die Ritter tragen den kranken König herein und den noch verhüllten Gral, „zum letzten Liebesmahle.“ In herrlichem Chorgesang ertönt ihr Lied, darauf ein zweites von den Jünglingsstimmen der Knappen oben auf der Galerie, bis hoch aus der Kuppel herab die Knabenstimmen einfallen: „Der Glaube lebt, die Taube schwebt, des Heilands holder Bote.“

Der sieche König weigert sich, den Gral zu enthüllen, dessen Anschauen ihm immer neue Lebenskräfte giebt. Und er sehnt den Tod herbei als einzige Erlösung von Körperqual und schuldbeladener Seelennot. Herzergreifend ist sein Klagegesang, das Ankämpfen gegen die heilige Pflicht, sein dreifacher Ruf um „Erbarmen!“ Endlich aber fügt er sich dem Zwange, der Gral wird enthüllt. Die Ritter liegen betend auf den Knien, tiefes Dunkel erfüllt den Saal, und der Gral, die blutgefüllte Schale in der Hand des Königs, beginnt zu leuchten, wundersamen Glanz umher verbreitend. Unter festlichem Chorgesang und Glockengeläut ist die Feier beendet. Jetzt tritt Gurnemanz an den Knaben Parsifal heran, der in stummem Staunen regungslos zugehört. Hat das Schauen ihn zum Mitleid bewegt, das Mitleid ihn wissend gemacht? Nein, er schüttelt den Kopf und zürnend weist Gurnemanz dem Thoren die Thür.

Die lange Pause ist vorüber und klopfenden Herzens hören die Zuschauer das musikalische Zaubergerewebe, das den zweiten Aufzug eröffnet. Klingor, der Zauberer tritt auf, er sieht Parsifal seiner Wette nahen und weiß, daß von dem reinen Thoren Gefahr ihm droht. Er beschwört zu seiner Hilfe Rundry herbei, und mit einem gellenden Schrei fährt sie aus der Tiefe herauf. Die „Höllenseuche“, wie sie schon im ersten Aufzuge als die „rastlos scheue Magd“, die flüchtige Botin im Dienste des Grals, braun und wild wie ein Zigeunerweib, ruhelos, fluchbelastet. Herodias hat sie einst geheißt. Da begegnete sie dem Herrn, dem Erlöser der Welt, als er sein Kreuz hinaustrug gen Golgatha und zusammenbrach unter der Last. Und sie lachte beim Anblick des Schmerzensbildes. „Da traf mich sein Blick!“ So schreit sie verzweifelt auf; der göttliche Fluch verfolgt sie seit jenem Blick und immer wiederkehrt ihr dieses Lachen. Der Fluch der Sünde quält sie endlos durch das Dasein hin, durch das Elend der Knechtschaft, da sie im Dienste des Heiligen Grals ihre Schuld zu büßen trachtet, durch die Eklaverei der Sünde, da sie in Zaubergewalt gebannt, der Höllenmacht dienen muß. Sie ist es, die den Amfortas zu Sünde und Schmach verlockte, der heiligen Ritterschaft ihr Heiligtum entwenden half. Jetzt soll sie den reinen Thoren, den lang verheißenen, umgarnen und verderben. Wimmernd und wehklagend windet sie sich unter dem Machtanspruch der Teufelsmacht. So ringt die sündige Menschheit unter dieser Macht nach Freiheit, nach Er-

lösung, vergebens, wenn sie von dem Einigen Mittler und Erlöser in verblendetem Hohnlachen sich abgewandt. Für all die Todesnot und Höllequal, die ihr das Herz zerschneidet, keine Thräne der Erleichterung, nur „das verfluchte Lachen!“

Das finstere Schloß ist versunken, der Zauber- garten entfaltet seine grelle Pracht und Parsifal steht da unter den Blumenmädchen. Große lebende Blumen scheinen es zu sein, die ihn umringen und umschmeicheln, tänzelnd, kosend, verlockend, unter herzbethörendem Gesange, bis Rundry erscheint und sie hinwegtreibt, die holde Blumenzier; Rundry, die Hölle-rose, in prächtiger Schönheit. Und sie beginnt ihr Verführungswerk an dem reinen Thoren, willenlos nach des Zauberers Gebot, erst zart und lind, dann leidenschaftlich dringend, bis sie mit heißem Kusse ihn umschlingt. Da fährt er auf.

„Amfortas — die Wunde!“ Jetzt dringt die Erkenntnis auf ihn ein, er weiß, wodurch Amfortas gefallen, welches seine Schuld und sein grenzenloses Elend ist. Sein Mitleid erfülltes Herz ist wissend geworden. Vergebens, daß die Zauberin ihm ihren Fluch und ihren Jammer klagt und ihn um Erlösung ansieht durch seine Liebe. Er hat die Größe seiner Sendung erkannt; in herrlichem Gesange, klagend und prophetisch zugleich, weist er sie von sich! Als sie sieht, daß ihre berausenden Worte nichts über ihn vermögen, spricht sie den Fluch der „Irre“ über ihn aus — Klingor erscheint und wirft den heiligen Speer nach ihm. Parsifal fängt ihn auf, — in seiner Hand hält er das Heiligtum, das geraubte, schmerz- lich gesuchte. Er schlägt das Zeichen des Kreuzes damit und eilt hinweg, den Speer hoch über seinem Haupte schwingend. Das Zauberschloß stürzt krachend zu- sammen.

Leise, traurig, mit dem weichen Thema der Dede beginnt der dritte Aufzug. Gurnemanz, „zum hohen Greise gealtert“, ein Einsiedler geworden, erweckt aus ihrem Zauberschlummer die Rundry. Sie ist nicht mehr die rastlos scheue Magd, nicht mehr die Hölle-rose, als Bückerin tritt sie vor uns hin. Und er klagt ihr die Not der Gralsritterschaft, daß Amfortas das Heiligtum verschlossen hielt und Elend durch Entbehren über sie gekommen wäre. Da ertönt Parsifals Heldenmotiv in weichen dunklen Mollakkorden. Ein schwarzer, geharnischter Ritter erscheint, den Speer zur Seite. Als er anbetend nieder- kniet vor der Heiligen Waffe und den Helm vom Haupte nimmt, erkennt Gurnemanz in ihm den Thoren, den er einst zürnend von sich gewiesen. Dieser tritt mit freundlichem Gruße auf Gurnemanz zu: „Heil mir, daß ich Dich wiederfinde!“ Ja, er ist's und den Heiligen Speer bringt er zurück, er ist der neue König und Hüter des Grals, der Lang- ersehnte, Verheißene! Zu dem Heiligen Duell führen sie ihn und Rundry löst ihm dienstfertig die Schienen seiner Rüstung, der alte Waffenmeister nimmt sie ihm ab, ein schneeweißes Gewand umhüllt die jugendliche Helden- gestalt. Auf den Knien liegt Rundry vor ihm und badet in hingebendem Eifer seine Füße mit dem Wasser des Heiligen Quells, Gurnemanz aber neigt ihm die Stirn: „Gesegnet seist Du Reiner durch

das Reine!“ Nun salbt ihm Rundry die Füße und trocknet sie mit ihren Haaren. Auf seinen Wunsch aber salbt Gurnemanz ihm das Haupt, salbt ihn zum König des Heiligen Grals. Da beugt er sich nieder, schöpft Wasser mit der Hand und benetzt Rundrys Stirn: „Mein erstes Amt verricht' ich so: Die Taufe nimm und glaub' an den Erlöser!“ Das „Glaubens- thema“ in sanfter erhebender Weihe begleitet diese Worte. Und Rundry sinkt nieder auf ihr Angesicht, bis ihre Stirn den Boden berührt, und sie weint. Die fluchbeladene Sünderin, deren gellendes Lachen als ein Echo ihres Fluches der einzige Ausdruck ihres Elends war, sie weint. Der Fluch ist in Segen verwandelt, die Sünde hinweggewaschen durch das Bad der Taufe. Buße, Sündenvergebung, Seelenfrieden, sie lösen das Lachen des Fluches in diese heiligen Thränen auf. Das Gralswerk ist an ihr vollbracht. Die ganze Natur erscheint mit ihr in Erlösungswonne mild verklärt. Es ist Charfreitag. Der Zauber dieses gnadenreichen Schmerztages ergießt sich über die Blumenau, und das Walten des Herrn ist es, wodurch die entsündigte Natur heute ihren Unschulds- tag erwirbt. Still in seligem Frieden blickt Rundry zu ihm auf, der ihr an des Heilands Statt die Erlösung verkündigt hat. „Auch Deine Thräne ward zum Segenstau — Du weinst, sieh' es lacht die Aue!“ Mit diesen Worten küßt er ihre Stirn.

Dann aber beginnen die Glocken zu läuten. Parsifal, mit dem roten Mantel der Gralsritter bekleidet, ergreift den Speer und folgt Gurnemanz zur Grals- burg. Wieder ziehen die Schluchten und Felsen- wände an uns vorüber und die Verwandlungsmusik führt uns aus der stillgeheiligten Stimmung in eine andere, der wir erwartungsvoll entgegensehen. Näher tönt das Glockengeläut und endlich stehen wir wieder vor den Hallen des Gralstempels. Die Ritter tragen die Leiche Titurels herein, „der seines Sohnes Schuld erlag“; von der anderen Seite letzteren selbst auf seinem Siechbett und den Gral, den er seit so langer Zeit sich weigert zu enthüllen. Heute bestehen die Ritter darauf. In wilde Verzweiflung ausbrechend, wehrt Amfortas sich dagegen, ein letztes Mal. Er will den Tod, nichts weiter verlangt er und rasend vor Angst und Jammer reißt er sein Gewand auf und fordert, daß die Ritter ihre Schwerter in seine Brust tauchen, ihn von dem leidensvollen Dasein zu erlösen. „Tötet den Sünder mit seiner Qual, von selbst dann leuchtet Euch wohl der Gral!“

Da tritt Parsifal herein: „Nur eine Waffe taugt; die Wunde schließt der Speer nur, der sie schlug! Sei heil, entsündigt und gesühnt! Denn ich verwalte nun Dein Amt! — Den heil'gen Speer; ich bring' ihn Euch zurück!“

Und dann enthüllt der neue König selber den Gral. Gesühnt, entsündigt kniet Amfortas neben Gurnemanz an den Stufen des Altars, Rundry sinkt entseelt dort nieder. Der Gral in Parsifals Hand glüht und leuchtet. Eine Taube schwebt über seinem Haupte. Und während die Musik in perlender Klarheit und Reine die Seligkeit der Erlösung und des Seelenfriedens verkündigt, schließt sich langsam der Vorhang.

Still, in gehobener Stimmung verließ die Menge das Haus, wie eine andächtige Gemeinde aus der Kirche hinaus unter Gottes freien Himmel tritt. Es war Nacht geworden. Elektrische Flammen erleuchteten den Platz und den Weg zur Stadt hinunter. In ernster Finsternis hob sich der Himmel darüber hin. An Egons Arm trat Elfe ins Freie. Sie zog den

Schleier vor ihr Gesicht, denn ihre Augen waren voll Thränen. Er sah es und verstand sie, denn er selber, der „Unmusikalische“, war erschüttert bis auf den Grund der Seele.

„Bringe mich nach Hause,“ bat sie leise, „ich kann heute abend keinen Menschen mehr sehen und sprechen!“

(Fortsetzung folgt.)

## Arknum.

Roman

von

Ludwig Würzburg.

(Fortsetzung.)

Siegesgewiß, dem Jupiter tonans mit dem Donnerkeil, den er in gnädigster Laune in die Tasche gesteckt hatte, gleichend, blickte Serenissimus um sich. Er erschien sich in diesem Augenblicke in der That wie ein Gott und noch dazu wie ein ungemein schlauer und scharfsinniger.

Merkwürdig nur, daß seine Großmut auf keine der beteiligten Personen einen besonderen Eindruck ausübte.

Die Fürstin sah unzufrieden aus; die Wendung infolge ihrer Bemerkung von vorhin erwartete sie nicht. Sie beabsichtigte, das sich anknüpfende Verhältnis zwischen der Kammerjungfer und dem „Porzellanmachergesellen“ zu stören, nicht zu begünstigen, wie es jetzt der Gemahl in so unerhörter Weise that. Aurore schien verlegen. Es wurde hier feierlichst ihre Verlobung durch den Mund des Fürsten verkündigt, und sie wußte noch gar nicht, ob der ihr so plötzlich verbundene Bräutigam die Braut auch als solche anerkennen wollte. Nur einmal war sie mit dem Bildhauer zusammen gewesen, denn am Nachmittage des Tages, an dem sie ihn zum ersten Mal gesprochen, konnte sie, wie verabredet, den Gemüsegarten nicht besuchen, da sie dienstlich im Schlosse zurückgehalten wurde und seitdem hatte sie den Artanisten überhaupt nicht gesehen. Ringler endlich befand sich in derselben Lage wie Aurore, bestimmte Beweise von der Zuneigung derselben empfing er noch nicht. Es trat hier der gewiß seltene Fall ein, daß zwei für einander erglühende Menschen zusammengegeben wurden, bevor sie sich ausgesprochen und ihre Liebe eingestanden hatten. Und die Freiheit, die man dem Bildhauer zurückgab? Er vermochte nicht recht einzusehen, was er mit diesem kostbaren Gut jetzt beginnen sollte. Das Städtchen und seine Bewohner kennen zu lernen, war er durchaus nicht begierig und mit Aurore meinte er sich auch ferner ungestört besprechen zu können. Der Blumenkohlgarten zwar blieb ihm wohl wie bisher verschlossen und nur des zubringlichen Uhrmachers wegen kam ihm die Entlassung aus der Haft nicht unerwünscht.

Der Fürst sprach nun sehr weise über die Plastik der Griechen und Römer und über die reizende Thongruppe, die vor ihm stand, die jedoch die Fürstin fast gar nicht beachtete. Ihr war der Meister derselben wegen seiner Annäherung an Aurore unangenehm, übrigens besaß sie auch nicht das mindeste Interesse für die Kunst. Alle solche Sachen waren ihr ein Gräuel und vollständig überflüssiger Ballast. Der Fürst gab es auf, ihr die Schönheiten des Werks auseinanderzusetzen und obgleich er die Abneigung seiner Gemahlin kannte, so wunderte er sich doch, daß selbst der so naturgetreu modellierte Blumenkohl dieser keinen Anteil abgewann. Serenissima waren überhaupt in bösester Stimmung. Sie führte die Unterhaltung mit dem Fürsten in einer Weise, daß man hätte meinen können, sie solle alsbald aufs Schaffot geschleppt werden, würdigte die Umgebung keines Blickes und befahl der Kammerjose das Zimmer zu verlassen, obgleich die beiden jungen Leute kaum gewagt hatten, sich anzusehen.

„Ich habe Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen,“ sprach die Fürstin schließlich mit Grabesstimme.

Der Fürst entließ sogleich den Kammerherrn von Ettem und Ringler, indem er dem letzteren auftrag, im Vorsaal der Fürstin auf ihn zu warten.

„Nun, Madame?“ sagte Serenissimus, nachdem die beiden sich unter Verbeugungen empfohlen hatten, und setzte sich an den Tisch. Fürstin Eleonore blieb stehen; sie nahm den Fächer, der neben dem Suppenteller lag.

„Haben Sie Ihre Ansicht in betreff der Liebesaffaire unserer Tochter geändert?“ begann die Fürstin langsam, jedes Wort betonend.

„Durchaus nicht,“ erwiderte der Fürst. Eine Wolke ging über sein Antlitz. „Warum sagen Sie „Liebesaffaire“? Walpurgis hegt keine Liebe zum jungen Frühling. Dieser vielleicht für sie. Ist das eine „Affaire“? Daß sich ein junger Mensch in eine Prinzessin vergast, ist oft vorgekommen und wird nicht enden, so lange die Welt besteht. Wo steckt

das Unglück? Gönnen Sie doch dem Armen das bißchen Sonnenschein, das ihn erwärmt. Schadet's der Sonne, wenn sie einen Sumpf bescheint? — Ist das Ihre wichtige Mitteilung?"

Der Fürst betrachtete die Thongruppe mit verdrießlicher Miene.

„Es bringt Sie also nichts von Ihrer Meinung ab?"

„Nichts, Madame. — Und doch — etwas: be- weisen Sie mir, daß meine Tochter im Einverständnis mit dem Lieutenant ist, beweisen Sie es! Aber klar, deutlich, unumstößlich! Ich will sehen, ich will mich selbst überzeugen.“

„Mein Gott, fragen Sie doch die Prinzessin. Ich kenne sie, sie ist zu stolz, die Wahrheit zu ver- behlen.“

„Ein solches Beginnen wäre abscheulich, Madame. Es wäre eine Beleidigung gegen meine Tochter, deren Sie mich hoffentlich nicht für fähig halten werden. Schon der bloße Verdacht ist ein Frevel. Blicken Sie auf meine Familie. Was sehen Sie? Eine tadel- lose Vergangenheit seit Jahrhunderten. Niemals ist unser Blut durch eine Mesalliance getrübt worden.“

„So war es in meiner Familie und so in der Ihrigen. Wie käme es sonst, daß eine Grafschaft nach der anderen unserem Hause zugebracht wurde? Unebenbürtige besitzen gewöhnlich keine Grafschaften. Leider gingen wieder viele Ländereien verloren, teils durch Successionsstreitigkeiten, teils durch andere Umstände, die zu erwähnen nicht hierher gehört; doch das berührt auch die Thatsache nicht. Sie haben nur darin recht, Madame, man müßte bedenken, die Prinzessin bald zu verheiraten. Ich werde mein Augenmerk auf diesen Umstand richten, meine Be- ziehungen, seien sie verwandtschaftlicher, seien sie diplomatischer Natur, erproben und Ihnen vielleicht in kurzer Zeit schon, Näheres berichten. Bis dahin, Madame, verschonen Sie mich mit Ihren phantastischen Auslassungen über unsere Tochter, ich liebe das nicht.“ Er zog ein Döschen aus der Rocktasche und schnupfte. Rundige Hofleute versicherten, der Fürst thäte dies nur, wenn er sehr erregt, sehr ärgerlich oder miß- mutig wäre.

„Ich bedaure es, wenn Sie meine mütterlichen Sorgen für Hirngespinnste halten,“ sagte die Fürstin mit Bitterkeit, „Ich werde mich dadurch nicht beirren lassen, meine Pflicht zu thun.“

Der Fürst zuckte mit den Achseln, die Gemahlin durchmaß das Gemach.

Eine kleine Pause entstand. Serenissimus er- hob sich und war im Begriff, sich zu entfernen, da er die Unterredung für beendet hielt.

Doch die Fürstin gab den Kampf noch nicht auf. Sie trat dem Gemahl in den Weg und rief: „Man sollte fast glauben, Ew. Durchlaucht hätten ein Spiel mit Prinzess Walpurgis abgeredet, ein Spiel, das gegen mich und meine veralteten Ansichten gerichtet ist, ein loses Spiel, doch ein Spiel *en trois*, bei dem ich fast die Hauptteilnehmerin vergaß, welche allerdings nur unsichtbar, nur aus sicherer Ferne ihre unheilvollen Ratschläge erteilt.“

„Madame, ich pflege keine Rätsel zu lösen,“

versezte der Fürst spöttisch, wendete sich ab und trat ans Fenster.

„Dieses Rätsel zu lösen, würde Ihnen ebenso wenig gelingen, wie den übrigen Menschen,“ meinte die Fürstin mit verächtlichem Lächeln.

„Was soll das heißen, Madame?“ Er blickte erstaunt auf seine Gemahlin.

„Erraten Ew. Durchlaucht wirklich nicht den Sinn meiner Worte? Zu wem flüchtet die Prinzessin, wenn etwas nicht nach ihrem Kopfe geht? Zu wem pilgert mein Gemahl, wenn es gilt, die wichtigsten Maß- regeln zu besprechen? Zur Fürstin Eleonore? O nein! Sie ist zu gottesfürchtig, man pflegt dergleichen jetzt zu verlachen. Sie beide gehen zur Fürstin Erdmute Juliana, bei ihr saugen sie die Gifte ein, die die alte Dame bekanntlich stets in Bereitschaft hält; es stört sie nicht im mindesten, daß sich das göttliche Strafgericht an dieser schon bei Lebzeiten erfüllt hat!“

„Madame, mein früher Besuch muß Ihnen sehr ungelegen gekommen sein,“ entgegnete der Fürst zwar kalt und ruhig, aber er schnupfte, „und Ihre Laune ebenso wie Ihre Suppe verdorben haben. Ich begriffe sonst nicht, wie Sie Personen und Dinge herbeiziehen könnten, die so entfernt, so ganz außer- halb des Gesichtskreises liegen, mit dem wir uns hier beschäftigen.“

„Sie scheinen andeuten zu wollen, es wäre besser, wenn ich schwiege!“ gab die Fürstin gereizt zurück.

„Ich will nur erhärten, wie großes Unrecht Sie der Fürstin Erdmute Juliana, meiner teuren Mutter, thun, wenn Sie in dem Wahne leben, sie nähme Partei gegen Sie und stachelte sowohl den Gatten als auch die Tochter gegen Sie auf,“ bemerkte er sehr ernst und nachdrücklich und stützte sich auf die Lehne eines Sessels. „Nichts liegt ihr ferner. Es ist wahr, die Prinzessin sucht die Großmama zuweilen auf, spendet der Greisin Trost, verkürzt die Stunden derselben durch ihre Gesellschaft, ist das nicht natürlich, selbstverständlich? Würden Sie sich entschließen, zur Fürstin Mutter zu gehen, so würde die Schwieger- tochter ebenso liebevoll aufgenommen werden als die Enkelin. Aber trotzdem ist das Interesse der Fürstin für Sie das größte, das zärtlichste, das man wünschen kann, auch wenn sie nicht inlande ist, es Ihnen zu zeigen. Sie meiden die Fürstin Witwe. Weshalb? Ich weiß es nicht. Die geheimnisvollen Worte, die Sie soeben äußerten, lassen eine merkwürdige, un- begreifliche Ähnlichkeit zwischen Ihren Ansichten und denen des Böbels an den Tag treten.“ — Die Fürstin wollte ihm in die Rede fallen, aber er ließ sie nicht zu Worte kommen und fuhr sogleich fort: „Was nun die Ratschläge anlangt, die ich mir, Ihrer Meinung nach, von meiner Mutter erbitte, — es scheint dabei wohl hauptsächlich auf die von Ihnen beliebte „Affaire“ angespielt zu werden, — so möge Ihnen hiermit ge- sagt sein: ich habe die Fürstin Erdmute Juliana seit einem halben Jahre weder gesprochen noch gesehen. Genügt Ihnen dies? — Worauf zielen Sie über- haupt? Was verlangen Sie von mir? Soll ich zu Herrn von Frühling sagen: Er ist so keck, die Prinzessin, meine Tochter anzusehen, sie schön und lebenswürdig

zu finden, sich in sie zu verlieben, — ich befehle Ihm hiermit, sofort zu erblinden! Soll ich das sagen? — Ober soll ich, wie jener Römer Virginius es seiner Tochter gethan, der Prinzessin den Dolch ins Herz stoßen, nur aus dem Grunde, weil ein junges, leichtsinniges Blut die überspannte, tolle Idee hat, sie heiraten zu wollen? — Ecoutez, Madame! — Merken Sie genau auf! Wenn ich sehe, mit diesen meinen Augen sehe, daß ein Einverständnis zwischen beiden existiert, dann Madame, keine Schonung! Dann ergreife ich Maßregeln, daß Sie sowohl als das ganze Land schauern sollen, dann wird mein Jorn keine Grenzen kennen! — Bis wir jedoch soweit kommen, lassen Sie mir den Glauben an mein Kind, nur mit blutendem Herzen würde ich ihn schwinden sehen. Adieu, Madame!" Er schritt auf die Thür zu, öffnete sie und war bereits mit einem Fuße im Vorsaale, als die Fürstin rief: „Einen Augenblick, Durchlaucht!"

Er kehrte zurück und blieb an der Thür stehen, deren Flügel er nicht einklinkte. „Was wünschen Sie noch? Ich bin beschäftigt, Madame."

Die Fürstin ging, sich fächelnd, um den Tisch herum und winkte dem Gemahl, näher zu treten, dann sagte sie scharf und bestimmt: „Ich bin leider in der Lage, Ihnen die Beweise geben zu können, daß die Prinzessin die Neigung des von Frühling erwidert."

„Parbleu!" Der Fürst machte einige Schritte und sah die Gemahlin mit blihenden Augen an, „woher wissen Sie —?"

„Aus der besten Quelle."

„Welche Quelle?" Er biß die Lippe, sein Atem ging stürmisch. Die Fürstin wollte antworten, er sprach jedoch weiter, trotzdem ihm die Stimme fast versagte. „Quelle, — Quelle! Wollen Sie das Gerede des Hofes etwa als Quelle bezeichnen? Intriguen, jämmerliche Intriguen, Madame, die ich nicht dulden, denen ich mit aller Kraft entgegentreten werde!"

„O nein, diese Nachricht kommt nicht vom Hofe, wenigstens nicht direkt." Mit gedämpftem Tone fuhr sie fort: „Die Prinzessin hatte um die Mittagstunde vor zwei Tagen im Wäldchen Rendez-vous mit dem Lieutenant von Frühling."

„Ah!" Der Fürst stützte die Hände auf den Tisch und beide standen sich nun unmittelbar gegenüber.

„Dort, im Wäldchen, wurde folgendes verabredet: wenn es dem von Frühling beim Gartenfest nicht gelingen sollte, die Prinzessin ungehört zu sprechen, so würde er ein Billet mit der Angabe eines ferneren Stellchens unter den von Walpurgis zu diesem Zwecke irgendwo niedergelegten Fächer schieben."

„Wer hat das gehört, Madame? Wer war Zeuge der Scene? Ihre Quelle, Madame, Ihre Quelle!" fragte der Fürst hastig.

„Eine sehr zuverlässige: der Schloßprediger Balzius."

Der Fürst lachte grell auf und schrie dann mit einer Stimme, daß die Diener im Vorsaale erschrocken die Köpfe zusammenstreckten und dem Bildhauer gleiche Besorgnisse in Betreff seiner Lage aufstiegen:

„Das ist keine Quelle, Madame, — das ist eine Pfüze!"

„Gew. Durchlaucht sprechen von einem Verkündiger des Wortes Gottes, von meinem geistlichen Berater!" erwiderte die Fürstin außer sich und zerrte derart an ihrem Fächer, daß die zarten Stäbe desselben zerbrachen.

Der Fürst lief mit Riesenschritten im Zimmer umher und schnupfte einmal über das andere. Man sah, mit welcher Anstrengung er an sich hielt und seine Erregung zu unterdrücken suchte.

Nach einer Weile, während welcher auch die Fürstin in dem entgegengesetzten Teile des Gemaches einen Spaziergang aus verhaltener Leidenschaft unternahm, begann Serenissimus von neuem, mühsam, fast leuchtend, aber dennoch mit höchst ironisch gefärbtem Tone, indem er in der Nähe des Schreibtisches stehen blieb:

„Durchlaucht!" — wenn er die Gattin in intimer Unterredung „Durchlaucht" nannte, so konnte das gleichsam als Sturmwarnung gelten, — „Haben Sie vielleicht von Ludwig dem Bierzehnten, einem großen Könige in Frankreich gehört? Ach ja, ich vergaß, Durchlaucht sind ja mit diesem Monarchen entfernt verwandt gewesen. Derselbe genoß das zweifelhafte Glück, Frau von Maintenon, eine überaus fromme Dame, seine Gattin nennen zu dürfen, doch ein wirkliches Glück ward ihm dadurch beschieden, daß ein Dichter, mit Namen Molière, durch die Macht des Genies dem Hofe ein Lustre gab. Unter den verschiedenen Komödien, die besagter Dichter verfaßte, erregte namentlich eine allgemeines Aufsehen, weil durch sie der Typus für eine Menschengattung geschaffen wurde, die damals vorhanden war, heute noch existiert und ihr Unwesen treiben wird, so lange es — überweise und Narren in der Welt giebt. Ein mauvais sujet stolziert mit der Maske der Heiligkeit umher; alle kennen ihn, alle durchschauen ihn, alle nehmen ihn für das, was er in der That ist, — einen durchtriebenen Heuchler und Ränkeschmeiß. Nur zwei Personen glauben an seine Tugend, an seine Lauterkeit: ein bornierter Mann und ein kindisches, altes Weib! Durchlaucht ich kann Ihnen die Lektüre dieser Komödie auf das wärmste empfehlen!" Das war zu viel! oder, wie Serenissima sich jetzt ausdrückte: „C'est trop fort!"

Wäre dieses interessante Ehepaar weniger erlaucht gewesen, hätte es einem niederen Kreise angehört, so würden sich jetzt Dinge ereignet haben, die des Erzählers Höflichkeit verschweigen müßte. Hier, in dieser Gesellschaftsklasse nun ward ein schöner, reichbemalter Porzellanteller das Opfer der fürstlichen Wut, — mit einem Rucke, den der Torfo des Fächers geschmackvoll ausführte, flog das Gefäß vom Tische und zerschellte am Boden, den Nest des unschuldigen Süppchens weit umherprigend. Zum Glück befand sich das Bildwerk nicht im Bereiche der schnellen Hand, sonst würde es sicher sein junges Dasein ebenfalls beendet haben.

Die Hofbediensteten im Vorsaale tuschelten entsetzt mit einander, und Ringler hatte Gelegenheit, recht für ihn passende Betrachtungen über die Ehe in

allgemeinen und über eine fürstliche im besonderen anzustellen.

Serenissimus stürzte auf die Thongruppe zu und nahm sie auf seinen Arm, dann sagte er mit so lauter Stimme, daß man ihn, auch wenn die Thür fest geschlossen gewesen wäre, im Nebenraum gehört haben würde: „Durchlaucht, der junge von Frühling scheint en effet wahnfinnig zu sein, da er sich nicht fürchtet, Sie als Schwiegermama zu bekommen.“

„Die Tollheit,“ versetzte die Fürstin atemlos, „greift zuweilen an einem Hofe um sich, wenn der Fürst mit schlechtem Beispiele vorangeht und statt vernünftigen Dingen, zum Beispiel der Familie, die freie Zeit zu widmen, hohlen Phantomen nachjagt!“

„Madame!“ rief er, vor Zorn schäumend, „ich werde Sie Ihren Verwandten zurückschicken!“

Mit dieser Drohung pflegte seit nunmehr sechs- undzwanzig Jahren jeder eheliche Zwist des hohen Paares zu enden; die Fürstin bekam hierauf fast regelmäßig die guten, alten, stets wirksamen Weinkrämpfe — Ohnmachten waren früher weniger gebräuchlich — der Fürst eilte davon, schwur die Gemahlin nicht wiedersehen zu wollen und machte ihr dann am andern Morgen einen feierlichen Abbittebesuch.

Heute jedoch behielt Serenissima das letzte Wort, heute blieben die Krämpfe aus und statt ihrer sagte die Landesmutter mit unbeschreiblich boshafter Freundlichkeit:

„Jawohl, Monseigneur, senden Sie mich zurück! Aber vergessen Sie nicht, mir die Grafschaft Keulensfeld mitzugeben, die ich Ihnen zubrachte und die Sie vor zwei Jahren so gnädig waren, an die Generalstaaten zu verkaufen!“

Serenissimus blickte die kerkzengerade vor ihm stehende Fürstin, die sich mit dem beschädigten, raschelnden Fächer Kühlung zuwehte, verblüfft an, packte das Kunstwerk fester, ging schnell davon, stieß die Thür, da die Hände nicht frei waren, mit dem Fuße auf, reichte einem der herbeigelaufenen Diener die Gruppe, ergriff die Klinke und warf die Thür, weitausholend, dröhnend ins Schloß.

Die Gemahlin rauschte triumphierend in ihr Schlafgemach, schellte, ließ sich von Aurore auskleiden und legte sich zu Bett.

Der Landesvater, mit finsterner Miene, nahm seinen Rückweg durch die Galerie, nachdem er Ringler einen Wink gegeben hatte. Dieser und der Kammerherr von Skiem folgten in einem Abstände, und der letztere blieb, als sie dort anlangten, im Vorsaale zurück, während der Bildhauer hinter dem Fürsten und dem Diener, der die Thongruppe trug, das Arbeitsgemach betrat. Der Diener setzte Ringlers Werk beiseite und entfernte sich. Serenissimus marschierte schweigend im Zimmer auf und ab. Ringler, dem nichts Gutes ahnen mochte, stellte sich beim Schreibtische auf. Bis her war seit der Rückkehr seines hohen Protectors aus der Fürstin Gemach zwischen diesem und ihm kein Wort gewechselt worden. Serenissimus war augenscheinlich in schlechtester Laune; wenn nun das Examen über das Arknum begann, so meinte Ringler, kaum bestehen zu können.

Der Fürst jedoch machte keine Miene ins Gespräch zu kommen; er erging sich noch immer, blieb öfters am Fenster stehen, sah in den Schloßhof und schien den unglücklichen Bildhauer vergessen zu haben.

Dieser hatte Muße, den reich ausgestatteten Raum bewundern zu können. Am meisten zogen seine Aufmerksamkeit einige antike Marmorwerke auf sich, die zwischen den Münzschränken hervorschimmerten, sie waren die ersten dieser Gattung, die Ringler zu Gesicht bekam. Dieser herrliche Kopf mußte ein Antinous sein, Ringler kam zu der Überzeugung, da er das Werk im Geiste mit einigen geschnittenen Steinen verglich, die der kleinen, aber erlesenen Sammlung von Gemmen und Rameen angehörten, welche früher im Besitze seines Vaters waren. Dort die Büste des Caracalla und neben dieser die seiner Gemahlin Plautilla; hier auf der Spiegelkonsole Antonius Helioabalus; in jener Ecke, umgeben von großen Vasen aus sächsischem Porzellan, der so seltene Kopf des Kaisers Valbinus.

Zufällig heftete Ringler das Auge auf die herausgezogene Platte des Schreibtisches in unmittelbarer Nähe und sah ein Papier, auf welchem kleine, aus Watte gebildete Kügelchen lagen. Was sollten die denn bedeuten? Litt Durchlaucht an Ohren- oder Zahnreizen? Das dürfte auch noch auf seine Stimmung einwirken. Gräßlich! Ringler blickt schärfer hin. Was fesselt ihn denn so sehr? Ach! das ist ja die Empfehlung seines berühmten Namensvetters an den Vorsteher der Steinschleiferei in Cassel, die die Grenzwächter fanden und die die ganze Verwirrung angerichtet. Er las deutlich: „Dies überbringt Euch mein Freund Josef Ringler, den ich Euch bestens rekommandiere.“ Damit war es leider nichts! Statt ihm Vorteil zu bringen ward dieses gutgemeinte Blatt zu seinem Verräter. Armer Steinschneider, armes Blatt! Jetzt dient es als Unterlage für die hochfürstlichen Wattenkügelchen.

„Wo hat Er die Liste der anzustellenden Personen?“

Ringler schreckte beim Klange dieser Stimme aus seinen Träumereien empor.

„Durchlaucht befehlen?“ stotterte er.

Der Fürst machte eine Pause, bevor er antwortete und sah seinen Arknumisten düster an.

„Ich frage Ihn nach der Liste für die Anzahl der Persönlichkeiten, welche Er in der Manufaktur gebrauchen wird,“ sagte er schließlich mit sehr ernstem Tone.

„Die Liste, Durchlaucht? Die Liste —“

„Nun ja, die Liste! Verstehst Er mich denn nicht?“ fiel Durchlaucht verdrücklich ein.

„Die Liste, jawohl, Durchlaucht, ich verstehe. Durchlaucht meinen die Liste —“

Der Fürst stampfte mit dem Fuße.

„Die Liste, Durchlaucht, die ist noch nicht fertig.“

„Noch nicht fertig? Ich meine, Er hätte Zeit genug gehabt —“

„Zu Befehl, Durchlaucht. Jawohl, Zeit genug. Aber um eine Liste aufzusetzen, muß man die verschiedensten Sachen haben. Zum Exempel, als da ist Papier; es kann dies ein großer Bogen, oder auch

ein kleiner sein, ich meine Bogen Papier, Durchlaucht."

Der Fürst lief ungeduldig umher.

"Dann," fuhr Ringler, ohne sich irre machen zu lassen, fort, "muß man vor allem eine Feder haben, jamohl, eine gut geschnittene Feder. Dann einen Behälter mit Tinte und —"

"Und dann muß man schreiben können!" rief Serenissimus ärgerlich. "Er hält mich wohl für einen Schulknaben, dem man alles genau auseinandersetzen muß! Was soll das?"

"Durchlaucht, halten zu Gnaden, ich wollte damit nur andeuten, daß mir alle diese Dinge fehlten und daß ich daher nicht imstande war, die gewünschte Liste aufzusetzen."

"Warum hat Er sie sich denn nicht kommen lassen? Die Mannschaften waren doch zu Seiner Bedienung anwesend."

"Ich meinte, nicht so weit reichende Vollmachten zu besitzen, Durchlaucht," versicherte Ringler ganz ernsthaft.

Der Fürst blickte ihn verdutzt an, schwieg ein Weilchen und lachte dann unwillkürlich laut auf.

"Er hat nicht nur das Arknum, sondern auch Humor," bemerkte Serenissimus, dessen Laune sich merklich besserte.

Humor der Verzweiflung, hätte Ringler heil nahe geantwortet.

"Aber nun ernsthaft," ergänzte der Fürst, "die Liste muß ich haben. Jeder Tag, den wir unbenutzt dahingehen lassen, kostet uns Tausende. Bei mir ist alles Nötige vorhanden, diktier' Er, ich werde schreiben." Und ohne einen Einwand des Bildhauers abzuwarten, setzte er sich an den Schreibtisch, nahm Papier und machte sich bereit.

"Durchlaucht verzeihen," sagte der Bildhauer mit Entschlossenheit, "so weit sind wir noch nicht. Wir dürfen nichts überstürzen, es würde sich später rächen. Vor allem müssen die Brennöfen, die ja in der Fayencerie vorhanden sind, einer genauen Besichtigung unterzogen werden; es ist sehr wahrscheinlich, daß einige derselben sich in gutem Stande befinden und nicht verworfen werden brauchen. Besonders jetzt, bis alles in die richtigen Wege geleitet ist, könnte uns ein solcher Ofen noch Dienste leisten. Ich möchte mir daher die unterthänigste Frage erlauben, ob der Brennvorsteher der früheren Fayencefabrik etwa in hiesiger Residenzstadt lebt?"

"Ja," erwiderte der Fürst, "so viel ich weiß. Aber was soll der?"

"Da ich bemerkt zu haben glaube, daß Durchlaucht meiner schwachen Kraft als Bildhauer Beifall zollt, so würde ich gern weitere Proben meiner Fähigkeit ablegen. Weit vorteilhafter jedoch kämen diese Sachen zur Geltung, wenn sie gebrannt werden könnten. Ich beabsichtigte, wenn Ew. Durchlaucht die allergnädigste Zustimmung zu erteilen geruhen, eine lebensgroße Büste von Ew. Durchlaucht anzufertigen. Das mehrmalige Beisammensein mit Ew. Durchlaucht, das mir vergönnt war, wird genügen, die Arbeit unverweilt in Angriff zu nehmen."

"Superbe! Ja, mache Er eine Büste von mir;

sie müßte dann vervielfältigt werden, jetzt in Thon, später in Porzellan. Ich will Ihm gern noch mehrere Sitzungen gewähren, so viele Er will, und um Ihn nicht in seinem Thun zu unterbrechen, werde ich selbst in die Fabrik kommen. Ich kann die Büste sehr gut gebrauchen als Geschenk für auswärtige Souveräne. Superbe! ja, sage Er doch, welche Erde hält Er für die beste?"

Ringler mißverstand ihn und sagte schwermütig: "Die heimatische, Durchlaucht."

"Wie?" fragte der Fürst erstaunt. "Ist Er nicht aus Mainz? Oder woher sonst? Hat man dort auch Porzellanerde?"

"Ach, Durchlaucht sprachen von der Porzellanerde! Darüber bitte ich später meine Ansicht entgegennehmen zu wollen."

Serenissimus saß noch immer vor dem Schreibtische, in den Stuhl zurückgelehnt und spielte mit der Kieisfeder.

"Er ummauert sich ja förmlich mit Geheimnissen," äußerte er gnädig lächelnd. "Nun, Er hat so unrecht nicht. Aber später muß Er mir doch alles offenbaren. Und jetzt noch eins, das Wichtigste: welche Prätension macht Er?"

"Inwiefern, Durchlaucht?"

"Ich meine, wieviel Er für Seine Dienste verlangt?"

"Für welche Dienste?"

"Für welche? Will Er schon wieder Scherz treiben?"

"Ich würde mich nicht unterstehen —"

"Nun also, für Seine Dienste als Direktor der Porcellainfabrik."

"Dafür, Durchlaucht? Nichts."

"Nichts? Ach so! Er will nur Anteil am Gewinn —"

"Auch das nicht, Durchlaucht."

"Auch das nicht? Wie soll ich das verstehen? Er muß doch leben! Ich habe zwar vernommen, daß Er übel zu wirtschaften pflegt, und Geld keine große Rolle bei Ihm spielt. Aber vielleicht wird Er jetzt vernünftiger, da Er heiraten will. Ich muß Ihm übrigens noch meine Anerkennung aussprechen über die süperbe Wahl Seiner Zukünftigen. Er hat mir dadurch bewiesen, welchen magnifiken Geschmack Er besitzt! Und jetzt Seine Ansprüche."

"Durchlaucht, ich muß dabei bleiben — ich mache keine Ansprüche."

"Parbleu! Glaubt Er, der Fürst von B wird sich von Ihm etwas schenken lassen?"

"Nein, Durchlaucht, aber ich glaube Bezahlung nur für wirkliche Gegenleistungen annehmen zu können. Wollen Durchlaucht für die plastischen Werke, die ich liefere, Honorar zahlen, so überlasse ich die Höhe desselben der Güte Ew. Durchlaucht. Für etwaige andere Dinge weise ich das Geld entschieden zurück."

Eine solche "Nobleße" war dem Fürsten, der stets von allen Seiten ausgeplündert zu werden pflegte, noch nicht vorgekommen. Er betrachtete allerböchst seinen Arknumisten vom Wirbel bis zur Zehe

und schüttelte ein über das andere Mal das landesväterliche Haupt

In Ringlers Hirn entwickelte sich folgender Gedankengang: „Bin ich nun einmal der berühmte Porzellanmensch, muß ich es sein — darf ich mich nicht dagegen sträuben, so will ich mir später wenigstens keine Vorwürfe machen, indem ich seine Goldstücke einsäckle. Ist er toll — bin ich ehrlich. Kommt er vielleicht wieder zur Vernunft, so wird meine Handlungsweise mich vor seinem Unmute, ja vor seiner Rache schützen.“

Serenissimus dagegen überlegte, wie ungerechtfertigt das Vorurteil wäre, daß nur abelig geborene Menschenkinder edler Handlungen fähig seien. Er sah hier einen Bürgerlichen vor sich, dem man in keiner Weise Achtung versagen konnte, dessen Uneigennützigkeit ihn geradezu in Erstaunen setzte. Wie aus einer fremden, vollkommenen Welt mutete ihn dieser „billige“ junge Mann an. Durchlaucht wurde gerührt, aber parteiisch, wie er für seine Standesgenossen war, überdachte er schon den Plan, diesen niedrig aus Erde Gewordenen in eine höhere Region emporzuziehen. Wenn die ersten aus der neuen Fabrik hervorgegangenen Porzellanstücke den überraschten Kennern übergeben werden würden, dann schien ihm der geeignete Augenblick gekommen, Monsieur Ringler den erblichen Adel zu verleihen. Auch einen passenden Namen erfann er schon jetzt für seinen Schützling, und wir haben Ursache anzunehmen, daß dieser frischgarnierte Name wohlklingender als derjenige lautete, den der bewußte sarkastische Hofmann aus der nächsten Umgebung des Fürsten für angemessen erachtete, denn derselbe schlug „Ringler von Thonklump“ vor, als er erfuhr, Serenissimus trüge sich mit Nobilitierungsgedanken für allerhöchst seinen Arkanisten.

Der Bildhauer, welcher keine Ahnung von dem drohenden Glück hatte, dem er entgegenseilte, würde wahrscheinlich noch länger geplagt worden sein, wenn nicht der Hofmarschall von Frühling gemeldet wäre, der um eine notwendige Besprechung wegen des Gartenfestes bat. Außerdem jedoch harrten auch verschiedene Regierungsgeschäfte ihrer Erledigung, und als fernerer Rettungengel trat die Wache auf, die soeben unter Trommelschall in den Schloßhof zog.

Der Fürst erhob sich und blickte mit Kennerniene — er selbst war früher in Diensten der Generalstaaten gewesen und wurde in Holland noch jetzt als General-Lieutenant geführt — hinunter auf seine Tapferen, obgleich er nicht unmittelbar an das Fenster trat.

Ringler wurde zwar entlassen, aber zugleich am nächsten Tage zur Audienz befohlen.

Er war also jetzt frei.

Als er den Vorfaal betrat, begegnete ihm der alte Herr von Frühling, der im Begriff war, ins Arbeitszimmer des Fürsten zu gehen. Dieser teilte ihm eiligst mit, daß Ringlers Kostüm für das Gartenfest sich seit einer Stunde in der Fayencerie befände; der Arkanist sollte es versuchsweise anlegen und etwaige Ausstellungen in des Hofmarschalls Wohnung gelangen lassen; ein Invalide bliebe zu Ringlers

Bedienung in der Fabrik, den er als Boten benutzen könne. Ferner möge er sich in das Zimmer des Adjutanten du jour begeben, woselbst ihm auf Befehl Seiner Durchlaucht eine Summe Geldes ausbezahlt werden würde.

Der Bildhauer durchschritt den Vorfaal, in welchem mehrere Herren in reichen Kleidern auf Audienzen warteten und den jungen Menschen im ärmlichen Rocke, der soeben von Serenissimus kam, sehr erstaunt anglosten.

Die Gemälde und plastischen Bildwerke im Vorfaale, von denen die letzteren abermals antik-römischer Herkunft waren, wurden von Ringler einer aufmerksamen Besichtigung unterzogen, dann brachte ihn ein Diener auf seinen Wunsch zum Adjutanten, demselben, welcher früher im Gemache der Fürstin die geheimen Befehle des Fürsten entgegengenommen hatte.

Dieser Offizier überreichte Ringler eine versiegelte Rolle mit Goldstücken und bat um eine Empfangsbefätigung. Der Bildhauer fragte, ob die Summe als Bezahlung für die abgelieferte Thongruppe gelten solle. Der Adjutant erwiderte achselzuckend, Ringler könne das auffassen, wie er wolle. Somit schrieb dieser auf ein ihm vorgelegtes Blatt Papier die Quittung und bezeichnete in derselben das Geld als Honorar für das Blumenkohlgebilde. Dann entfernte er sich sogleich, da sich der Adjutant ziemlich zurückhaltend benahm und irrte eine Weile auf den Gängen und Treppen des Schlosses umher, nicht ohne die Absicht, aber doch ohne den Erfolg, die ihm so plötzlich verlobte Braut sprechen oder wenigstens sehen zu können. Nur schwer fand er sich zurecht und gelangte endlich, nach einigen vergeblichen Versuchen, den Ausgang zu erreichen, in den Schloßhof, auf welchem seitwärts, in der Nähe der Wache mehrere Säukten, und unter diesen auch die seinige, warteten. Er schickte die Träger fort, nachdem er ihnen erklärt hatte, er wolle zu Fuß nach Hause gehen, betrachtete das prächtige Schloß und verließ den, von der Straße durch ein meisterhaft gearbeitetes Gitter aus Schmiedeeisen getrennten Hof, um durch die Stadt zur Fabrik zurückzukehren.

Das Schloß des Fürsten M ward von dessen Vater, einem der zahlreichen Nachahmer Ludwigs XIV. in deutschen Landen, in der Art von Versailles erbaut, und obgleich etwas kleiner als der glänzende französische Königspalast, schien im übrigen die Ähnlichkeit eine vollkommene.

Welch ein Abstand zwischen der Wohnung des regierenden Fürsten und den niedrigen, unansehnlichen Häusern der Bürger der Residenz!

In größeren Städten fiel damals ein solcher Unterschied weniger auf, denn in diesen fehlten auch anderweitige Prachtbauten durchaus nicht. Aber in einer kleineren Residenz, oder gar in einer sehr kleinen, wie die war, in welche unsere Geschichte uns verschlagen, konnte diese Erscheinung recht gut als eine Illustration zu der Thatsache angesehen werden, daß im achtzehnten Jahrhundert eigentlich nur der Hof wirklich angenehm lebte, die Bürger jedoch in Dunkelheit ein ziemlich einförmiges Dasein verbrachten.

Ringler schlenderte durch die Straßen und überdachte die Eindrücke und die unerwarteten Ereignisse



des heutigen Morgens. Es war ihm, als stände er im Parterre eines Opern- oder Komödienhauses; noch verdeckt die Gardine die Vorgänge, die seiner harren; werden sie sich heiter oder traurig gestalten? Des Weges unkundig, schlug er eine entgegengesetzte Richtung ein, ging achlos immer weiter und wurde erst aufmerksam, als er an ein Thor kam, das ihm fremd schien und das nicht auf die Landstraße führte, an welcher seine Fayencerie lag. Es begegneten ihm nur einige Menschen, und diese beobachteten ihn mit so maßlos neugierigen Blicken, daß ihm die Lust verging, sie nach dem rechten Wege zu fragen.

Er kehrte um.

Aus einem Hause trat ein kräftiger Mann mit vollem, gerötetem Gesichte, der quer über den Fahrweg schritt. Da er den Bildhauer weniger zudringlich musterte, so sprach ihn dieser an und erkundete den nächsten Weg zur Fabrik.

Der Mann blieb stehen, blickte vor sich hin und antwortete nach einem Weilchen mit der Gegenfrage: „Ist Er hier fremd?“

„Ja.“

Wieder eine Pause.

„Wie lange ist Er hier?“

„Seit sechs Tagen.“

Pause.

„Er ist wohl der neue Arkanist?“

Jetzt ein Zögern von seiten Ringlers. Endlich sagte er: „Ja.“

„Komm Er mit mir. Ich gehe denselben Weg.“ Ringler folgte ihm.

Während einiger Minuten sprach man nicht.

Dann fragte der Mann wieder: „Will Er sonst noch etwas wissen? Hat Er Einkäufe zu machen?“

Dieses Anerbieten kam Ringler sehr gelegen. Er sah ein, daß er in seiner groben Bauernkleidung keine günstige Figur bei Hofe mache und hegte schon den Wunsch nach einem besseren Anzuge. Früher besaß er zu einem solchen nicht die Mittel, jetzt hatte er ja Geld, das er aufwenden konnte. Er teilte dem Manne an seiner Seite diese Gedanken mit.

„Da kann ich Ihn einen guten Meister empfehlen.“

„Hat dieser Kleider vorrätig?“

„Ich meine, er hat, was Er begehrt. Er wohnt hier in der Nähe.“

Der fremde Mann führte den Bildhauer an ein einstöckiges Haus, dessen Eingang durch ein niedriges, weißangestrichenes Holzgitter verschlossen war. Sie öffneten dasselbe und stiegen eine breite Treppe empor.

Meister Pregelbeen stand in seinem Vorderzimmer an einem Tische und schnitt zu. Durch die geöffnete Thür zum hinteren Raume sah man Gesellen und Lehrburschen in voller Arbeit. Das hincische Fest warf seine Schatten voraus, auch hier mußte man sich tummeln, um das Bestellte zur rechten Zeit abliefern zu können. Grelifarbige Sammet- und Seidenstoffe lagen überall, auf Stühlen, Tischen und Fensterbänken umher.

Als die beiden ins Zimmer traten, sprang der Meister, ein kleines, altes, bewegliches Männchen mit starkknöchigem, bleichem Antlitz, auf sie zu und rief

unter vielen Bücklingen: „Herr Bürgermeister, was verschafft mir die große Ehre?“

Ringler betrachtete seinen Begleiter von der Seite. Also der Bürgermeister. Mit Geringeren, als den Spitzen des Landes und dessen Residenz sollte er wohl nicht zu schaffen haben.

„Hier dieser junge Monsieur will einen Anzug kaufen. Hat Er was fertig, Meister?“

„Fertig?“ verlegte Pregelbeen, indem er sich die Hände rieb, daß die Knochen frachten, und das Gesicht verzog. „Jawohl, — ja, — 's würde mehr sein, wenn der indianische Trubel nicht dazwischen gekommen wäre. Wir arbeiten die Nächte, um mit dem Firlefanz fertig zu werden. Was soll man thun? Befehl Seiner Durchlaucht. Alles in acht Tagen. Dem Herrn Hofmarschall von Frühling ist der Atem beinahe ausgegangen, und mir auch. Und um wen läßt unfer allergnädigster Fürst die ganze Festivität ins Werk setzen? Um einen fahrenden Menschen, um einen Betrüger!“

Der Bürgermeister hüstelte verlegen.

„Lieber Meister, — sagte Ringler lächelnd, — „wenn's nach dem fahrenden Menschen ginge, so würde das Fest sicherlich unterbleiben. Warum klagt Er denn? Verdient Er nicht ein schönes Stück Geld dabei?“

„Na, — mit dem Verdienst —“

„Übrigens,“ fuhr der Bildhauer fort, „wollte ich Ihn sagen, wenn Er den sogenannten Arkanisten meint, der ist kein Betrüger. Er giebt nicht vor, etwas zu verstehen, was er nachher nicht ausführen kann. Wäre er ein Betrüger, so müßte er freiwillig gekommen sein und seine Dienste angeboten haben. Das hat er jedoch nicht gethan, denn er wurde gefangen genommen und mit Gewalt hierhergeführt, lieber Meister, ich weiß es genau, weil ich nämlich selbst der Ringler bin, von dem Er spricht.“

Der Alte knickte vor Schreck fast zusammen. — Diese Unvorsichtigkeit! — Und der Herr Bürgermeister Rupp führt ihn selbst zum Schneidermeister! — Dann muß er ja ein ehrlicher Mensch sein! — O, o, o!

Pregelbeen stammelte Entschuldigungen, aber Ringler unterbrach ihn sogleich mit den Worten: „Laß Er's gut sein. Ich denke, es wird Ihn einst völlig klar werden, daß ich kein — Betrüger bin. — Und nun die Anzüge. Ich bin etwas preßiert, Meister.“

Der Schneider rannte davon.

Ringler wendete sich inzwischen an Rupp und bat ihn, es seiner Unkenntnis der Verhältnisse zur Last zu legen, wenn er die Zeit des Herrn Bürgermeisters so ohne weiteres in Anspruch genommen hätte.

Der Bürgermeister lachte gutmütig und meinte, er veräume gar nichts, er sei ja kein armer Mann, er wolle nur seinem Draußengarten einen Besuch abstatten, und es käme durchaus nicht darauf an, ob das etwas früher oder später geschähe. Seine Tochter sei bereits dort, und im übrigen wäre leider nicht viel Erfreuliches von dem Grundstück zu melden, wie er mit einem Seufzer hinzusetzte.

Meister Pregelbeen kam mit einem ungeheuren Haufen von Kleidern, während ihm ein Lehrbursche

einen eben solchen nachtrag. Der Schneider suchte den Fehler, den er begangen, durch übergroße Dienstfertigkeit wieder gut zu machen, und legte dem Bildhauer so viele Sachen vor, daß dieser nicht wußte, wohin er zuerst blicken sollte.

Endlich erfolgte die Wahl: ein schöner dunkelgrüner Tuchrock mit rosagrundigen, mit Amorettenköpfen bemalten Emailknöpfen und eine hellgraue, silbergestickte Seidenweste.

„Wird er passen?“ fragte Ringler.

„Monsieur Ringler, Er hat einen Wuchs, der alles tragen kann. Im Schlechtesten sieht Er gut aus, und das Beste ist gerade gut genug für Jhn!“

Der Bildhauer belustigte sich sehr über das Kompliment und Rusp schüttelte sich vor Lachen.

„Wir wollen doch lieber proben,“ meinte Ringler, zog den alten Rock aus und den neuen an; dieser saß wie angemessen.

„Nun?“ frohlockte Meister Brezelbeen und sprang vergnügt umher. „Habe ich recht? Mir sieht das im Blick! Für Jhn getrau' ich mich einen Rock ohne Maß, dem bloßen Ansehen nach, auszurechnen und wohl zu treffen. Ja, was glaubt Er, Monsieur Ringler? Ich verstehe mein Handwerk! Ich hab' mein Meisterstück in Nürnberg gemacht, bekanntlich ist's dort am schwersten von ganz Deutschland. — Haha! — In Gegenwart und Beisein der Handwerks Herren und vier geschworener Meister ging die Geschichte an, neun Stunden lang in der Amtsstube, auf einem extra dazu hereingebrachten Tafeltische! Da hieß es, sich plagen und abmühen! Es wird mir noch ganz heiß, wenn ich daran denke! Hei! Sind die Herren streng! Das war nicht so leicht, Monsieur Ringler!“

„Wenn Er's so zu treffen versteht, so lege Er mir noch eine schwarzseidene Hose bei. Aber sende Er mir alles gleich in die Fayencefabrik, wo ich wohne.“

Ringler öffnete die Goldrolle und erlegte den geforderten Preis.

Brezelbeen verpackte alles sorgfältig, übergab es dem Lehrlingen, begleitete die Herren auf die Gasse und empfahl sich von ihnen schönstens und umständlichst.

Der Lehrling ward vorausgeschickt und die beiden gingen noch zu einem Hutmacher, da auch des Bildhauers Kopfbedeckung viel zu wünschen übrig ließ.

Der Bürgermeister fand Gefallen an dem jungen Manne. Dessen einfaches, gerades Wesen, teils schwermütig, teils, wenn er nicht an seine Lage dachte, munter, rief einen Widerhall in Rups's Herzen wach. Er besaß keinen Sohn, die Tochter Anna war sein alles, und unwillkürlich kam ihm der Gedanke: wie schade, daß der Jüngling nicht etwas anderes als Porzellanmachen versteht, aber das ist doch eine windige Kunst!

In der Hauptstraße kamen sie bei Wenningers Wohnung vorüber. Hans saß in der Hausthür mit verbundenem Fuße; er hatte einen kleinen Tisch vor sich und arbeitete an einem Uhrwerk herum. Als er den Bürgermeister mit Ringler aus der Ferne bemerkte, erweiterte sich sein Blick.

„Was Teufel, wie kommen denn die zusammen?“ murmelte er, aber als sie näher schritten, schien er so sehr in seine Beschäftigung vertieft, daß er sie vollkommen überseh und den Gruß vermied.

„Ist das der — ein relief?“ — fragte Ringler.

„Was für einer?“ Rusp verstand ihn nicht.

„Ich meine, ist das der buckelige Uhrmacher?“

„Ja. Ein hämißcher Kerl. Ich mag ihn nicht. Woher kennt Er denn den schon?“

„Der Fürst liebt es, seine Scherze über ihn zu machen.“

„Das ist nicht in der Ordnung. Was kann der Mensch für sein Gebrechen? — Ein verliebter Gnom, er läuft der kleinen Gerville, der Kammerjungfer der Fürstin nach.“

„Om,“ machte Ringler und sprach von etwas anderem.

Rusp forderte den Bildhauer nun auf, mit ihm in den Garten zu kommen; es wäre da draußen recht hüßlich, und sie könnten wohl noch ein Stündchen bis zum Mittagessen plaudern. Ringler willigte ein, bat jedoch, vorher den Anzug wechseln und zugleich das chinesische Kostüm anproben zu dürfen. Der Bürgermeister war es zufrieden.

Bald langten sie in der Fayencerie an und gingen über den Flur des in seinem Innern höchst unvirtlichen Gebäudes.

Rusp begab sich in den Hof, um zu warten, und Ringler in seine Stube, die zu ebener Erde lag. Der Invalide, ein noch ziemlich rüstiger Alter in verschossener Uniform, stellte sich ihm zur Verfügung und ging ihm beim Umkleiden zur Hand. Letzteres war gleich geschehen.

Das chinesische Kostüm für das Fest bestand aus einem langen, faltenreichen, schlafrockähnlichen Gewande mit tief herabhängenden Ärmeln, welches durch eine breite Schärpe zusammengehalten wurde; es war, ebenso wie der spitze Hut, aus einem feuerroten, mit Gold durchwirkten Seidenstoffe hergestellt. Bei seiner Weite paßte es vortrefflich, und Ringler zog es über den neuen Anzug, nahm den weißen Stab, der beigelegt war, setzte den hohen Hut auf, und schritt gravitätisch, gefolgt von dem Invaliden, der den Straßenhut hielt, in den Hof.

Der Bürgermeister empfing ihn mit einem unbändigen Gelächter.

„Er schaut gerade so aus, wie die Leute Jhn bei seiner Ankunft in ihrer Einbildung gesehen zu haben meinten.“

Der Bildhauer legte die Mummerei ab und nahm seinen Hut. Der Invalide öffnete die Pforte, welche vom Hofe auf die Landstraße führte, übergab Ringler den Schlüssel zu derselben und trug den bunten Staat ins Haus. Der Arkantist verschloß die Thür von außen und ließ sich von Rusp zu dessen Garten führen, der in jüngster Zeit den Anlaß zu großem Ärger geboten hatte.

Bis vor kurzem gehörte, ebenso wie die Fayencerie, dem Bürgermeister der gesamte Grundbesitz, welcher an diese grenzte; er verkaufte den größten Teil an einige Bürger, welche sich dort Gärten anlegen ließen. Rusp behielt ein ausgebehntes Stück Land,

baute ein Gartenhäuschen, pflanzte Obstbäume und richtete Blumenbeete ein. Der zweite Garten, wenn man von der Stadt kam, war der feinigste.

Seine Tochter blickte, sich in den Regen ergehend, den Vater schon von weitem auf der hochgelegenen Landstraße, da er jedoch mit einem ihr Unbekannten nahte, so zögerte sie, dem Bürgermeister entgegen zu gehen und erwartete ihn am Eingang.

Anna Rumpf, eine üppige Blondine von einundzwanzig Jahren, ähnelte ihrem Vater, aber man konnte sie hübsch nennen, trotzdem ihre Züge mehr frisch als zart waren. Heute nahm sie sich in dem einfachen, weißen gestickten Mullkleide, mit dem riesigen, hellen Strohhute, der von rötlichen Bändern unterm Kinn zusammengehalten wurde, besonders gut aus. Ihre Wangen glühten von dem Spaziergange, ihre Brust, die von dem Tülltuche kaum verdeckt ward, wogte auf und nieder, ihre blauen Augen sahen fröhlich in die Welt, — sie machte einen gewinnenden Eindruck, wenn sie auch vielleicht für eine Frau etwas zu groß erschien.

„Kate mal, Annchen, wen ich Dir hier bringe!“ rief ihr der Bürgermeister entgegen.

Ringler grüßte, Annchen knixte, senkte den Blick und flüsterte dann ein wenig verlegen: „Das kann ich wohl nicht raten, Vater.“

„Ich glaub's freilich, Du kannst nicht. Das ist auch kein gewöhnlicher Mensch, wie wir, das ist ein Wundermensch! — Ja! Der verheht alle: die Fürsten, den Schneidermeister, und jetzt ist er im Begriff eine gewisse Anna Rumpf, das verzogene Töchterchen eines schrecklich guten Vaters, mürbe zu machen. Also nimm Dich in acht, Annchen!“ Er trat, während ihm Ringler folgte, in den Garten und fuhr fort: „Das ist der gewaltige Arkaniß, den sich sowohl Seine Durchlaucht als auch der Herr Bürgermeister hiesiger Haupt- und Residenzstadt — von der Straße geholt haben. Haha! Ja, wahrhaftig! von der Straße! Aber sei unbesorgt, er thut Dir nichts zu Leide. Und 'n Höcker hat er auch nicht!“

„Hat auch Sie solche fürchterliche Meinung von mir gehabt, wie die übrigen Einwohner, Mamsell? Das wäre schade. Just Sie soll mich anders beurteilen lernen.“

„O nein,“ erwiderte Anna errötend, „ich wußte schon, daß das Gerede der Leute verkehrt war. Eine meiner Freundinnen hatte ihn gesehen —“ Sie unterbrach sich, bückte sich, pflückte eine purpurgelbe Dreifaltigkeitsblume und steckte sie an ihren Busen.

„Da sieh einer die Frauenzimmer an!“ sagte Rumpf vergnügt. „Thuen immer, als ob sie nicht bis drei zählen könnten und wissen doch alles!“

„Sie liebt wohl die Blumen sehr, Mamsell?“ fragte Ringler.

„Ja, sehr, vielleicht zu sehr,“ antwortete Anna und beobachtete den Bildhauer von der Seite. „Andere Mädchen beschäftigen sich mit Sticken und Nähen. Was gewinnen sie damit? Tand für ihre Kleider, überflüssigen Schmuck für ihre Zimmer. Ich arbeite ja auch, was vorkommt und was gethan werden muß, nicht wahr, Vater? Er kann gewiß nicht klagen.“

Rumpf schüttelte schmunzelnd den Kopf und nahm eine Prise aus seiner großen Dose.

„Aber,“ sprach Anna weiter, „woher ist's mir immer, wenn ich unter meinen Pflanzen, meinen Sämereien, meinen Zwiebeln bin. Da giebt es immerfort zu hantieren. Blumen sind wie Kinder; sie wollen gepflegt werden, sonst verkümmern sie. Wie sorgt aber auch der Vater für meine Neigung! Das Beste was er austreiben kann, schafft er für mich an. Er sollte nur im Winter all die Fenster unseres Hauses sehen! Welche Prachttulpen könnte Er dann bewundern, Monsieur! Alle direkt aus Holland und oft so teuer! Es ist nicht recht, so viel dafür auszugeben. Selbstgezogenes belustigt mehr. Ja, Monsieur Arkaniß, mir ist eine wirkliche Blume an meiner Kleidung weit lieber als eine gestickte.“

„Ich teile Ihren Geschmack, Mamsell. In meiner Heimat — weit von hier — besaß ich ein Gärtchen, das mein ganzer Stolz war. Kein Gärtner von Fach durfte diesem nahen, alles besorgte ich selbst. Ich räumte das unsaubere Holz von den Bäumen, ich nahm das kleine, schmale Handpätlein und stach damit das Unkraut aus, niemand verstand besser als ich mit der Gedächere die Buchsbäume und Hecken zu beschneiden, niemand setzte besser das Pflöpfreiß ein —“

„Halt, Kinder! Einen Augenblick,“ fiel der Bürgermeister ein, welcher sehr andächtig zugehört hatte. „Beim Pflöpfreiß fällt mir etwas ein. — Annchen, wie ist's mit den Rosen? Kommt doch, wir wollen mal nachsehen.“

„Natürlich alle wieder fort! Nicht wahr?“ Er ging auf die Beete zu, die im sonnigsten Teile des Gartens lagen.

„Nein, Vater,“ versetzte Anna, während sie und Ringler sich dem Bürgermeister anschlossen, „heute fehlt auch nicht eine einzige Rose. Ich zählte sie gestern wieder, daher weiß ich es genau.“

„Das ist ja merkwürdig!“ meinte Rumpf erstaunt, indem er stehen blieb. „Sollte mein ‚Kunde‘ keine Zeit gehabt haben? Er wird doch nicht am Ende gar krank sein?“

Der Bildhauer fragte, um was es sich handle, und der Bürgermeister erzählte ihm die ganze klägliche Geschichte von dem fortgesetzten Rosendiebstahl. Ringler schwieg, aber er bedachte Verschiedenes, was ihm jetzt plötzlich wieder einfiel.

In diesem Augenblick kam Christian Haulert, der Knecht, welcher die mehr im Schatten blühenden Gewächse begossen hatte, ein junger Mensch mit einem unsäglich dummen Gesicht, daher und hielt einen kleinen glänzenden Gegenstand hoch, den er soeben gefunden haben wollte.

„Was hast Du denn da, Christian?“ Rumpf nahm das Ding in Empfang.

„Das lag auf einem Beete, Herr Bürgermeister,“ sagte Haulert. „Haben der Herr Bürgermeister das verloren?“

„Ich? Nein. Es ist ein Petschaft, und zwar ein ganz hübsches. Wie kommt nur das hierher? Annchen, wer war denn hier, der es verloren haben kann?“

„Seit ungefähr zehn Tagen nur wir, Vater,

und meine Freundin, Marie Holz. Früher waren mehrere Herren hier, aber wenn die etwas vermiften, so würden sie sich gemeldet haben; auch hätten wir das Petschaft wohl schon inzwischen gefunden. Vater, wenn der Rosendieb —“

Rupf untersuchte bereits die Siegelstämpfe, die aus einem lichten Rauchtobas bestand, in welchen zwei verschlungene längliche Buchstaben geschnitten waren, die sich jedoch so oft wiederholten, daß es schwierig schien, sie zu entziffern.

Der Bürgermeister hatte schon das halbe Alphabet durchgeraten und gab schließlich das Petschaft dem Bildhauer. Dieser stellte sogleich fest, daß es die Buchstaben R und B wären.

„R und B? Dann ist R doch der Vorname?“ fragte der Bürgermeister.

„Ja, ich meine wohl,“ erwiderte Ringler und gab das Kleinod zurück.

„Also B der eigentliche Name? B — B — B“

Der Knecht zog sich zurück und jätete Unkraut. Ringler kam mit Mamsell Anna ins Gespräch und erging sich mit ihr in den Gartenpfaden. Der Bürgermeister schritt erregt mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen umher und sprach halblaut mit sich selbst.

Er ließ die Einwohner des Städtchens nach den Straßen geordnet in Gedanken an sich vorüberziehen, ohne zu einem bestimmten Resultate zu gelangen. Immer wieder verwarf er seine Annahme, schüttelte den Kopf und murmelte: „Nein, der nicht! Unmöglich, — der nicht!“

Dann begann er von neuem. Das Petschaft mit seinem aus Gold gefertigten, mit Kokoskörnchen verzierten Griffe betrachtete er zuweilen mit der größten Wüßbegierde, als wolle er seinem Gedächtnisse dadurch zu Hilfe kommen. Er überlegte: „ein vornehmer Mann mußte es sein, das stand schon lange bei ihm fest; jetzt wurde es bestätigt, denn wenn das Kleinod wirklich dem Diebe gehörte, so müßte dieser zweifelsohne zu den vermögenden Kreisen gerechnet werden können. B — B — B —. Ein anderer würde doch schon nach dem verlorenen Gegenstande geforscht haben. Man pflegte sich in solchem Falle auf dem Rathause zu melden, auch Fundstücke dort abzugeben. Vielleicht war ersteres geschehen, Rupf wußte nur nichts davon. — B — B — B —. Wie wär's, wenn er das Ding durch den öffentlichen Ausrufer anbieten ließe? Würde sich der Dieb dann wohl einfinden? Wer weiß? Ist der der Eigentümer, so läßt er das Petschaft sicher im Stich. Man müßte vorgeben, es wäre in einer anderen Gegend gefunden. Vielleicht kommt er dann zum Vorschein und geht in die Falle. — B — B — B —.“

„Ihrem Vater scheint diese Affaire sehr nahe zu gehen,“ sagte Ringler zu Anna, die ihre Schüchternheit ihm gegenüber abgelegt hatte und frei und munter mit ihm plauderte.

„Ja, Monsieur Ringler, mir auch. Ist es nicht zum Weinen? Der Dieb läßt uns auch nicht eine Rose, sobald sie erblüht ist. Nur an den Knospen können wir uns ergözen. Aber wer wird diese abschneiden? Gewöhnlich sind wir des Abends immer

hier, um uns zu überzeugen, wie es steht. Gestern waren wir verhindert, der Dieb, wie es scheint, ebenfalls, denn heute zum ersten Mal sind alle aufgebroschenen Rosen vorhanden.“

„Werden auch in den Nachbargärten die Blumen entwendet?“

„Nein, niemals. Allerdings giebt es dort keine so schönen Exemplare von Rosen. Nur auf uns hat es der böse Mensch abgesehen.“

„Vielleicht ist es gar kein böser Mensch,“ meinte Ringler lächelnd.

„Der nicht böse? Wer hinterrücks Blumen nimmt, ist in meinen Augen viel schlechter, als wenn er sich an Gold oder Silber vergriffe!“ ertönte sich Anna.

„In Ihren Augen. Sie, Mamsell, sieht sich eben als die Beschützerin alles dessen, was da blüht und duftet, an. Ich bin weit entfernt, das Thun dieses Menschen beschönigen zu wollen. Wer nimmt, was ihm nicht gehört, ist unter allen Umständen ein Dieb. Aber ist es nicht die Pflicht eines jeden von uns, nachsichtig zu sein? Ich zum Exempel habe mich seit langem daran gewöhnt, nach Entschuldigungen zu suchen, wenn ich von der schlechten Handlung eines Erdenbewohners höre. Wohl gemerkt, Mamsell Rupf, — zu suchen, — nicht stets zu finden. Wie? wenn unser Böjewicht nun gerade so wie Sie, Mamsell, eine gewaltige Vorliebe für Blumen hegte? Wenn er sich fragte: sind die Blumen nur für bestimmte, bevorzugte Menschen in die Welt gekommen? Hat der Schöpfer der Welt sie nicht hervorgerufen, damit alle Leute, ohne Unterschied der Stellung und des Vermögens sich an ihrem Anblicke erfreuen, sich an ihrem Dufte erlaben können? Bin ich zu wenig bemittelt, mir ein Stück Land, mir Sämereien kaufen zu können, fehlt mir die Zeit, Rosen aufzuziehen, warum soll ich zögern, mir das anzueignen, was mich durchaus nicht reich, die anderen aber auch nicht arm macht?“

„Warum geht er dann nicht hinaus aufs Feld, in den Wald, auf die Flur? Auch dort ließ Gott Blumen wachsen, es hindert den Armen niemand, sie zu pflücken, niemand nennt ihn einen Dieb, wenn er es thut. Gält Er übrigens den für mittellos, welcher ein solches Petschaft besitzt?“

„Wir wissen ja noch nicht, ob der Rosenfreund das Petschaft verloren hat.“

„Daran zweifle ich nicht.“

„Nun gut. Würde Sie ihn jedoch verdammen, wenn Sie erführe, er besäße ein geliebtes Wesen, eine Braut, der er mit einem schönen Strauße eine Freude bereiten wollte? Oder würde dieser Umstand Ihr hartes Urtheil mildern?“

„Ich müßte bei meiner Ansicht bleiben,“ erwiderte Anna und verzog den Mund wie zu einem Schmolten.

„Sie ist streng. Sie hat wohl nie geliebt. Sie besitzt nur ein Herz für Ihre Blumen.“

„Für sie bedarf ich keines Herzens, da genügt das Gefühl.“

„Ist das ein Unterschied?“ Sie waren an eine Biegung des Weges gekommen, als ihnen plötzlich

der Bürgermeister entgegenraunte, sie wie abwesend anstarrte, B — B — B — sagte und weiterlief.

„Der Vater ist ganz verwirrt,“ rief Anna lachend. Beide standen still und blickten Nupf nach.

„Er sucht den Namen des Missethäters,“ sagte Ringler. „Wollen wir ihm helfen?“

„Wie könnten wir das? Ich vielleicht, aber Er, der erst so kurze Zeit hier ist?“

„Das thut nichts. Ich weiß doch schon mancherlei. Hat Sie es nicht von Ihrem Vater vernommen, Mamsell? Ich bin ja ein Hexenmeister. Aber lassen wir jetzt den Blumenfreund und sprechen wir von Ihrem Herzen, das auch so ein kleiner Missethäter zu sein scheint.“ Sie gingen weiter.

„Missethäter? Ein Missethäter muß etwas — gethan haben. Mein Herz that nichts, — es blieb stumm.“

„Das ist eben sein Verbrechen. Wie? So jung, so hübsch und — so kalt?“

Eine flammende Röthe überzog Annas Antlitz. Nach einem Weilschen sagte sie: „Monsieur Ringler, ich habe eine Freundin, — meine beste — die viel, viel klüger als ich ist. Sie sagt stets zu mir: ‚Annchen, trau keinem Manne, vor allem aber denen nicht, die die Liebe auf der Zunge tragen, — Liebe sitzt viel tiefer und braucht Zeit, bevor sie ans Licht kommt.‘“

„Ihre Freundin spricht sehr weise. Wahrscheinlich ist sie eine alte Jungfer.“

„O nein, Herr Arkanist, durchaus nicht. Sie ist freilich einige Jahre älter als ich, aber aus Erfahrung kommt ihr diese Lehre nicht.“

„Oder sie ist sehr häßlich.“

„Auch das nicht. Sie ist viel hübscher als ich.“

„Dann trägt sie ein Gesicht zur Schau, welches nicht ihr wahres ist. Alle jungen Frauenzimmer sind einander ähnlich. Sie heucheln Kälte, wenn sie glühen, sie weisen ab und haben schon in Gedanken die Hochzeit festgesetzt, vorausgesetzt immer, daß das Herz sprach, daß es sich um eine wirkliche Neigung handelt.“

„Mein Gott, Monsieur Ringler, hat Er aber eine schlechte Meinung von den Frauen!“

„Durchaus nicht. Ist das, was ich sage, nicht ganz natürlich? So war es immer, seit Menschengebunden. Ich könnte Ihr eine recht hübsche Geschichte erzählen, wenn Sie nämlich nicht die Geduld verliert, mir zuzuhören. Sie erinnert sich doch, Mamsell, daß ich ein Hexenmeister bin? Als solcher lebe ich natürlich schon seit sehr, sehr langer Zeit, so etwa ein Jahrtausend, ich weiß wirklich nicht mehr genau, wie lange. Mein Gesicht bleibt immer jung, diese kleine Annehmlichkeit habe ich mir beim Oberhexenmeister ausbedungen. Es mögen ungefähr drei Jahrhunderte her sein — ich war noch ein halbes Kind — da lernte ich eines Tages, als ich in Asien durch eine Wüste marschierte, einen Erzzauberer kennen, der ein ganz wunderbares Kunststück verstand, welches ich gar zu gern von ihm lernen wollte. Er brachte es nämlich —“

Sie waren an das Gartenhäuschen gelangt. Vor diesem stand der Bürgermeister, die Arme in

die Seiten gestemmt, den Blick in die Höhe gerichtet und bewegte die Lippen. Man hörte zwar keinen Laut, aber man sah deutlich an der Stellung des Mundes, daß ihn der vermüthete Anfangsbuchstabe B noch immer vollständig in Anspruch nahm.

Die beiden blieben in einer Entfernung stehen, und Anna sagte fast traurig: „Der arme Vater! Ich sollte ihm wirklich helfen.“

„Das thut Sie ja,“ gab Ringler mit leichtem Tone zurück.

„Ich? Kennt Er das helfen, wenn ich mit Ihm umherwandle und Seine Märchen anhöre?“ erwiderte Anna unwillig.

„Vielleicht,“ antwortete der Bildhauer verstohlen lächelnd. „Lassen wir den Herrn Bürgermeister suchen, setzen wir unseren Spaziergang fort und hören Sie mein Märlein zu Ende.“ Er ging voran, und nach einem bedauernden Blick, den sie auf Nupf geworfen, folgte ihm Mamsell Anna.

„Wo unterbrach ich doch meine Erzählung?“ fragte Ringler.

„Er wünschte das Kunststück eines Zauberes zu erforschen,“ versetzte Anna und wehte sich mit dem Spitzentuche Kühlung zu.

„Ganz recht. Der Zaubersmann war eine gute Seele, der nichts für sich behalten konnte. Er entdeckte mir sein Geheimnis, aber zugleich mit diesem auch, daß ihm die Welt keine Freude mehr böte und daß er beschlossen habe, zu sterben. Er legte sich in einen steinernen Sarkophag, klappte den Deckel desselben zu und rief: ‚Nun bin ich tot!‘ Und er war es auch.“

Anna lachte hell auf: „Diese Geschichte, Monsieur Ringler, ist selbst für Kinder zu unbefangen, zu einfach!“

„Halt, Mamsell! Urteile Sie nicht. Ich bin noch nicht fertig.“

„So sage Er doch endlich, welches Wunder Ihn so in Erstaunen setzte!“

„Das wollte ich soeben. Die ‚gute Seele‘ ging, genau wie ich, von der Überzeugung aus, daß die meisten jungen Mädchen verliebt seien, wenn sie dies auch bestritten, und daß sie nicht nur den ersehnten Bräutigam bereits im Auge hätten, sondern sogar schon vollständig mit sich im klaren wären, von welchem Prediger sie getraut zu werden wünschten!“

„Höre Er auf, Monsieur Ringler, höre Er auf!“ rief Anna und eilte davon.

Der Bildhauer lief ihr nach, und es gelang ihm erst nach vielen vergeblichen Versuchen, sie zum Innehalten zu bewegen. Sie befanden sich gerade bei dem großen Rosenbeete. Ringler fuhr ganz ernsthaft fort: „Werde Sie nicht ungeduldig, Mamsell! Was ich soeben sagte, war ja nur eine Behauptung, kein Wunder. Das letztere kommt jetzt. Merke Sie wohl auf: Der Erzzauberer ließ sich also von irgend einem jungen Frauenzimmer sämtliche Pastoren der Stadt, in der sie lebte, hersagen und verstand es vermöge seiner Kunst, vermöge seines feinen Gehörs aus dem Ton, mit dem das Mädchen die Namen sprach, sofort zu erraten, ob sie verliebt sei, in wen, und von wem sie sich trauen lassen wollte. Mamsell, — das habe ich ebenfalls gelernt.“

„Welche Thorheit!“ äußerte Anna Rusp. „Herr Arkhanist, ich glaube, Er hat mich zum besten! Weiß Er, daß das gar nicht hübsch ist? Ein artiges Märchen mag ich wohl leiden, kindische Scherze aber nicht!“

„Ich Sie zum besten haben?! Sie, die Tochter des Bürgermeisters?! Sie, ein so liebes, natürliches Frauenzimmer?! Wahrhaftig, Sie thut mir Unrecht, Mamsell! Laß Sie es doch auf die Probe ankommen, nenne Sie mir die ehrwürdigen Herren hiesiger Residenz, und ich werde Ihr sagen, was Sie vielleicht noch gar nicht weiß, — ob Ihr Herz sprach.“

„Ach, gehe Er doch!“ versetzte sie achselzuckend, schritt beim Knechte vorüber und blieb am Statet, das den Garten von der Landstraße trennte, stehen.

„Wenn ich Sie nun sehr bitte, die Namen der hiesigen Prediger zu nennen,“ sagte er schmeichelnd, nachdem er ihr gefolgt, „wenn Sie sich selbst damit einen großen Dienst erweist, dann wird Sie gewiß nicht zögern. Ich will Ihr wohl einhelfen, wenn ich kann, aber Sie weiß ja, Mamsell, ich bin zu kurze Zeit erst hier, und wenn ich die Herren auch nennen hörte, so war es doch nur flüchtig, sie blieben nicht in meinem Gedächtnisse haften. Und ist Sie denn gar nicht neugierig, meine Hexenkunst zu erproben? Es steht Ihr ja frei, alles zu leugnen und mich als einen Spaßmacher zu nehmen. Also, bitte, bitte! erweise Sie mir den Gefallen und sage Sie Ihr Register her!“

„Er ist ein närrischer Mensch!“ meinte Anna nach einer Pause, während welcher sie ihn verwirrt angeblickt und aus feiner Miene zu lesen versucht hatte, ob das nun Scherz oder Ernst sei. „Gut, ich will Seinem Wunsche entgegenkommen, jedoch nur unter der Bedingung, daß Er auch den meinigen erfüllt und daß Er, wenn Er wirklich aus meinem Tone etwas entdeckt, Seine Ansicht für sich behält und sie nicht ausplaudert.“

„Mamsell,“ beteuerte er, „ich will stumm sein, stumm wie die Kose, die sich brechen läßt, ohne den Räuber zu verraten.“

„Aber anschauen darf Er mich auch nicht dabei! Hört Er? Wende Er sich weg! So!“

Ringler sah in den Garten, Anna auf die Landstraße.

Nachdem sie den Hut vom Kopfe genommen, begann sie mit vorsichtigem, leisem Tone, als vermeide sie, irgend ein Wort, und wenn auch nur um einen Hauch, stärker auszusprechen als das andere: „Der erste Domprediger Gallert, mein Lehrer.“

Ringler schüttelte den Kopf.

Anna: „Der Nachmittagsprediger am Dome mit Namen Dingling.“

Abermals schüttelte Ringler den Kopf.

Anna: „Der Prediger an St. Katharinen mit Namen Schultius.“

„Wie?“ rief der Bildhauer und drehte sich um. „Bitte den Namen noch einmal!“

„Du meine Güte! Habe ich mich erschrocken!“ Sie faßte ängstlich nach ihrem Herzen.

„Wie heißt der Pastor an St. Katharinen?“ fragte Ringler bringend.

„Erst nehme Er Seine frühere Stellung wieder ein!“ erwiderte sie mit Unruhe.

Er gehorchte, und sie sagte kaum vernehmbar: „Schultius.“

„Nein, ich irrte mich. Bitte, weiter.“

Anna fuhr fort: „Der Prediger an St. Gertrud mit Namen Hoheneck.“

Wieder schüttelte er den Kopf. Sie schwieg.

„Nun?“ äußerte er nach einer Weile. „Bitte, weiter!“

„Ich bin zu Ende,“ sprach sie aufatmend.

„Darf ich Sie jetzt anblicken?“ fragte er.

„Ja.“

Er sah ihr ins Gesicht und sagte langsam: „Mamsell, ich glaube, Ihr Herz ist wirklich stumm!“

Sie lachte befriedigt vor sich hin.

„Aber halt! Ist Sie auch in der That zu Ende? Hat Sie keinen Namen verschwiegen? Mir war es doch so, als gäbe es noch einen Prediger hier!“ Er sprach dies fast verblüfft.

„Da hat Er sich eben geirrt, Monsieur,“ versetzte sie tückisch und spöttisch knixend. „Auch einem Hexenmeister kann dies wohl passieren!“

„Nein, nein! Das ist unmöglich. Ein langer, dünner Mann, der zu Hofe kommt; ein Liebling des Fürsten, — nicht des Fürsten, — der Fürstin, wollte ich sagen!“

„Ach, jetzt weiß ich, wen Er meint! Nun, Herr Arkhanist, Er kann ruhig sein, von dem werde ich mich niemals trauen lassen!“

„Den Namen, den Namen!“ bat er stürmisch.

„Den will ich Ihm gelassen mitteilen. Es ist der Schlossprediger Balzjus.“

„Der ist!“ rief Ringler freudig und stürmte davon.

Einen Augenblick stand Anna wie erstarrt, dann sammelte sie sich und eilte dem Bildhauer durch die sich schlängelnden Wege des Gartens nach. Nicht weit vom kleinen Pavillon holte sie ihn ein. Er erblickte sie, ging ihr einige Schritte entgegen, machte „Pst!“ und legte den Finger auf den Mund.

Der Bürgermeister verharrte hier noch immer in seiner bisherigen Stellung und war so in Nachdenken versunken, daß er die Nähe der beiden nicht bemerkte.

Ringler flüsterte der erstaunten Anna zu: „Ihr Vater suchte, und wir fanden.“

Dann schlich er auf den Fußspitzen näher und blieb unmittelbar hinter Rusp stehen. Dieser schien sein Namensgedächtnis erschöpft zu haben. Mit wehmütigem Tone hauchte er gerade sein fragendes „B—B—B“ in die warme Sommerluft, als er plötzlich im Nu, wie ein Tänzer, der eine Pirouette, ausführt, herum fuhr, da in seinem Rücken soeben jemand den Namen „Balzjus“ ausgesprochen hatte. Verwundert schaute er in das siegesgewisse Antlitz Ringlers.

„Was will Er denn mit dem Balzjus?“ fragte der Bürgermeister betroffen.

„Ei, wenn der nun der Rosendieb wäre?!“ gab Ringler zurück.

Anna, die herantrat und diese Worte hörte, sagte gebohrt: „Der?“

„Der?“ echote Rusp. „Nein, Herr Arkatum, da ist er auf dem Holzwege. Der ist zu schlau. Und nur gar bei mir wird er mausen! Bei mir, der ihn haßt, wie die Sünde und der von ihm mit gleicher Freundschaft beehrt wird!“

„Mein hochzuverehrender Herr Bürgermeister,“ entgegnete der Bildhauer äußerst bestimmt, „der Haß böser Menschen ist oft so kleinlich, daß sie das Geringste ergreifen, um ihrem Feinde Schaden zu thun. Aber Feind oder Freund, wenn man Rosenliebhaber ist und so schöne Sorten findet, wie Er, Herr Bürgermeister, zu ziehen weiß, so kann man nicht widerstehen, vorausgesetzt natürlich, daß man überhaupt Anlage hat, es mit dem Mein und Dein nicht besonders genau zu nehmen. Kurz, ich würde mich gewiß nicht unterfangen, einen so schweren Verdacht gegen einen Mann auszusprechen, den ich eigentlich gar nicht kenne, von dem niemand eine solche That argwöhnen sollte, wenn ich nicht mit diesen meinen Augen gesehen, wenn ich nicht die Beweise hätte, daß er und kein anderer der Rosendieb ist. Zwar prägte sich das seltsame Aeußere dieses Menschen genau meinem Gedächtnisse ein, jedoch nicht sein Name; dieser ward nur einmal, nur vorübergehend in meiner Gegenwart erwähnt. Darum zögerte ich, darum schwankte ich, darum, liebe Mamsell, machte ich den kühnen Versuch, in Ihr Herz zu blicken und erzählte Ihr die Geschichte von einem Arkatum, das ich, wie Sie ja gleich erraten, niemals besaß.“

„Ach, darum!“ meinte Anna mit einem Seufzer und verbarg ihre augenscheinliche Verlegenheit dadurch, daß sie sich das Gesicht wieder von ihrem großen Gute beschaffen ließ.

„Gesehen? — Beweise?“ — stieß Rusp mühsam hervor, riß die Augen weit auf und wurde puterot. „Nebe Er —“

„Der Beweis ist leichter erbracht, Herr Bürgermeister, als er glaubt,“ sprach Ringler „doch vorher noch eine Frage! Wie steht der Schloßprediger mit den übrigen Bürgern, die hier draußen ebenfalls Besitzungen haben?“

„Ebenso schlecht als mit mir!“ rief Rusp ungeduldig. Doch fügte er sogleich mit Selbstgefühl hinzu: „Nein! Mit mir steht er am schlechtesten von allen!“

„Dann kann man also nicht annehmen, daß ihm die Eigentümer der Gärten erlaubt haben, bei ihnen Blumen zu pflücken?“

Rusp schüttelte sehr energisch den Kopf.

„Das dachte ich mir,“ versetzte der Bildhauer. „Bevor ich nämlich durch die Gnade des Fürsten meine Freiheit wieder erlangte, pflegte ich sowohl vor als auch nach dem Mittagessen auf der Mauer zu sitzen, die den Hof der Fayencerie umgiebt. Die Landstraße ist um diese Zeit wie ausgestorben. Es konnte daher eine so auffallende Persönlichkeit, wie Monsieur Balzjus ist, kaum meiner Aufmerksamkeit entgehen.“

Rusp nebst Tochter hörten atemlos zu.

„Der Schloßprediger“, fuhr Ringler fort, „spazierte täglich, mit Ausnahme von gestern, vor Tisch mit leeren Händen die Landstraße hinunter und kam,

wenn ich geessen mit einer Rose, mit mehreren, oft mit einem ganzen Strauße zurück. Er beobachtete mich dann stets mit finsterner Miene, ohne zu ahnen, daß ich, der Gefangene, unbekannt mit den hiesigen Verhältnissen, ohne Beziehungen zu den Bürgern der Residenz ihm jemals gefährlich werden könnte. Warum durfte er keine Rosen mit sich führen? Wie sollte ich erfahren, daß er sie sich unrechtmäßig angeeignet hätte?“

„Er ist's, er ist's!“ jubelte der Bürgermeister „Kein Zweifel, er ist's!“

„Ich glaube es auch,“ bestätigte Anna freudig. „Wie unvorsichtig, sich gerade uns gegenüber solche Blöße zu geben!“

„Mir ist alles klar,“ sagte Rusp, erregt umhergehend. „Vorgestern verlor er dieses Petschaft, R. B. das heißt Kaspar Balzjus; obgleich er nun vielleicht nicht sicher ist, wann und wo, so mußte er doch die Möglichkeit, daß es ihm hier im Garten entfiel, in Erwägung ziehen. Jetzt fürchtet er, wir wären hinter seine Schliche gekommen und wagt sich nicht her.“

Ringler stimmte dieser Ansicht zu.

„Kinder, ich bin so vergnügt! Was mache ich mir aus den Rosen?! Ich bin ja kein armer Mann! Aber daß dieser Mensch mir eine solche Waffe gegen sich in die Hand giebt, das ist unbezahlbar, das ist einfach großartig! Ich habe jetzt nur Angst, er kommt am Ende nicht wieder!“

„Man könnte es wohl annehmen,“ äußerte der Bildhauer lachend.

„Schrecklich, schrecklich! Dann wäre mir das ganze Vergnügen gestört! Was beginnen wir nun, liebster, bester Arkatum? Was, Arkatum? Herrenmeister! Ja, wahrhaftig, Er ist ein leibhaftiger Herrenmeister! Seit Wochen quälen wir uns und bekommen nichts heraus, Er trifft zufällig mit mir zusammen und gleich bezeichnet Er uns den Rosendieb.“

„Ich meine,“ sagte Ringler „man müßte sehr vorsichtig zu Werke gehen und das Petschaft als auf der Landstraße gefunden ausrufen lassen. Meldet er sich nicht als Eigentümer, so kommt er auch nicht wieder in Seinen Garten, Herr Bürgermeister.“ Holt er sich jedoch das Schmutztüch ab, würde ihm dieses ohne weiteres und unauffällig eingehändigt, so wird er sich nach einiger Zeit sicher fühlen, seine Rosenjagden wieder aufnehmen und Er kann ihn dann leicht dabei ertappen und unschädlich machen.“

„Das will ich, das will ich! Herr Arkatum, ich bin in einer so barbarisch glücklichen Stimmung, wie ich schon lange nicht war! Ich könnte singen, ich könnte springen vor Lust!“ Er hielt inne und sah Ringler mit piffikomischer Miene an; nach einem Weilchen rief er heiter: „Warum soll ich denn nicht springen? Weil ich ein Bürgermeister bin? Lächerlich! Ich springe!“ Er schrie in den Garten hinein: „Christian, dreh' Dich rum!“ und machte einen wirklichen Satz, obgleich ihn seine Beleidigung merklich daran hinderte.

Anna kreischte auf und Ringler belustigte sich ungemein über den alten Herrn.

Der Knecht, welcher seinen Namen gehört, rannte herbei und fragte, was es gäbe. Er kam gerade gelegen.

„Christan, merke auf!“ leuchte Rups, sich von der gebahnten Anstrengung den Schweiß von der Stirn wischend und seinen Hut, der beim Freudensprung auf die Erde gefallen, vom Bildhauer in Empfang nehmend. „Wenn Du jemand erzählst, daß Du das Petschaft hier gefunden hast, so reiße ich Dir die Ohren ab und jage Dich aus dem Dienst! Verstehest Du?“

„Ich werde nichts ausplaudern, Herr Bürgermeister,“ versicherte Haulert, „gewiß nicht!“

„Monsieur Ringler!“ Der Bürgermeister nahm den Bildhauer beiseite und sagte leise zu ihm: „Er muß nicht etwa glauben, daß bei der ganzen Geschichte viel herauskommt. O Gott bewahre! Wenn der Balzjus auch wiederkehrt, wenn wir ihn auch erwischen, so wird von obenher gleich dafür gesorgt werden, daß alles im Sande verläuft. Hm! Er versteht mich doch?“ Er setzte eine sehr bezeichnende Miene auf. „Der kluge Herr hat eben sehr einflußreiche Verbindungen. Zwar soll ihm der Fürst nicht besonders grün sein, aber um so gewogener ist ihm die Fürstin. Na, und er weiß ja, die Frauenzimmer behalten immer das letzte Wort. Mir ist es schon genug, wenn ich ihn überführe, wenn er vor mir steht als ganz gewöhnlicher Dieb. Mag dann auch nachher alles vertuscht werden, Argerniß giebt's doch, und das ist für solchen Herrn ebensoviel, als wenn man ihn zeit lebens ins Spinnhaus gesetzt hätte.“

„Ich fürchte nur, er kehrt nicht wieder,“ entgegnete Ringler.

„Das wäre zu schade! Jedenfalls wissen wir nun doch, wie die Sache steht, und das ist schon sehr viel. Anneten!“ rief er „Ist Bier im Pavillon vorhanden?“

„Ja, Vater, Christian hat es mitgebracht.“

„Dann laßt uns trinken, Kinder! Wir wollen das freudige Ereigniß durch einen guten Trunk feiern! Denn gut ist das Getränk, Herr Arkatist, er kann mir's glauben: Duchslein-Weißbier, so zu Königs-Lutter, unweit Helmstädt aus einem Flusse, in und um welchen Duchs- oder Tropfsteine sind, gebraut wird. Daher hat es seinen Namen bekommen. Kennt er das? s'ist äußerst gesund, ich lasse mir's schon seit Jahren schicken.“

Ringler kannte dies Gebräu, da man es überall in Deutschland höchlichst verehrte. Er, Anna und Christian eilten also ins Gartenhäuschen, um die Gläser zurecht zusetzen und alle weiteren Vorbereitungen zu treffen. Rups wünschte, sich nach der Aufregung noch ein wenig abzukühlen, versprach jedoch, sogleich nachzukommen. Er ging umher, nahm eine Priese, warf einen langen, dankbaren Blick auf die verschiedenen Rosenstöcke und schickte sich bereits an, den jungen Leuten zu folgen, als er durch ein kleines Geräusch an der Gartenpforte und durch gleich darauf ertönende, knirschende Schritte aufmerksam gemacht, stehen blieb und die Augen mit der Hand beschattete, um zu sehen, was es gäbe. Er erblickte einen großen, schwarz gekleideten Mann, der langsam nahte und dessen Gesicht, da dieser noch zu weit entfernt war, er nicht erkennen konnte.

„Ein Besuch,“ dachte der Bürgermeister „Wer mag das sein?“

Der Ankömmling bemerkte ihn und lästete grüßend den Hut.

Rups traute seinen Augen nicht und erstarrte vor Staunen und Entrüstung fast zur Bildsäule, denn derjenige, welcher dort milde lächelnd auf ihn zuschritt, war kein anderer als der Herr Schloßprediger Kaspar Balzjus. Dieser stand jetzt vor dem Bürgermeister, grüßte nochmals, ohne daß ein Gegengruß erfolgte und sprach im süßesten Tonfalle: „Ei, guten Tag, Herr Bürgermeister. Ist dieses herrliche Wetter nicht recht eigentlich die schönste Gabe, die der Himmel uns schwachen Erdenjöhnen spenden konnte? Wie prangt die ganze Natur im Festeskleid, wie blüht, wie duftet alles! Wahrlich, es ist, als ob das Weltall die Sabbathfeier beginge! Ein heiliger Friede ruht auf dem Lande, unterbrochen nur durch das Summen der Insekten, durch das Zwitschern der Vögel. Der Sturm der Elemente hat sich gelegt, und allein in des sündigen Menschen Brust gährt es wie ein Nachhall aus verflorenen, rauhen Wintertagen. O, möchte auch dort bald die Eintracht einziehen, möchte der Wurm, das Nichts, welches sich so gern als Herr der Schöpfung betrachtet, einsehen lernen, wie kurz die Spanne Zeit ihm zugemessen ist, wie schnell die Herrlichkeit verschwindet, die es hienieden erträumt, möchte es doch sein Sinnen auf jene Welt richten, die unser aller Heimat, in der jeder Zwist, jeder Streit verstummt, in der nur die Weisheit thronet, umgeben von himmlischen Heerschaaren, welche Hymnen der Liebe und der Barmherzigkeit singen!“

Die Zunge des Bürgermeisters war wie gelähmt; nur gurgelnd und heiser brachte er jetzt hervor: „I pok Taufend! Nicht möglich! Was Er sagt!“

Balzjus schien das nicht zu hören, denn er fuhr ungestört fort: „Wenn ich so meines einsamen Weges dahintrollte, allein mit mir und der Einkehr in mich selbst, wenn ich die Straße, die an Seinem Gärtlein vorübergeht, gradaus wandelte, wenn ich dort am Gatter stillestand, um die Pracht zu bewundern, die der göttliche Sämann auf diesen Fleck Erde gestreut, wenn es mich reizte, dieser Fülle von Anmut näher zu treten, diese wonnigen Düste einzusaugen, wie oft dachte ich dann an des Menschen Leben! Auch er schreitet, wenn er ein Gerechter, den schmalen Pfad fürdaß, auch er wird aufgehalten durch Lockungen, die bald rechts, bald links liegen, auch er betritt eingefriedigte Orte, die ihm verboten sind, auch er beirrauscht sich an eitlen Gerüche, den er vermeiden sollte. So auch ich, so auch hier. Der Teufel nahm eine blendende Gestalt an, er teilte sich, so zu sagen, in gar viele Teufelchen, und jedes ward ein liebliches Rosenstöcklein. Sie winkten, sie riefen mir zu: Komme doch! Sieh, wie wir gleißeln! Erfreue Dich doch an unserer holden Erscheinung! Warum trittst Du nicht näher? Vermeinst Du, daß es Sünde wäre? Eine Stimme sprach in mir: Geh nicht hinein, Kaspar! Der Garten ist nicht Dein, widerstehe der Versuchung! Es half nichts. Warum verschließt Er auch nicht die Pforte, Herr Bürgermeister? Wie mit Ketten zog es mich an! Ich betrat nur einmal diesen Ort, aber mein Auge haftete mit Entzücken an den ver-



führerischen Gewächsen, so man Rosen nennt. Doch die Strafe folgte auf dem Fuße. Ein Kleinod, mir verehrt durch die Gnade unserer durchlauchtigsten Fürstin, ein Pesschaft blieb zurück, hier verlor ich es, und ich erscheine nun, um zu erfragen, ob Er oder einer Seiner Leute dasselbe vielleicht gefunden haben? Doch ja! Ist es nicht, als ob der Herr Bürgermeister dem die Sorge für alle Einwohner hiesiger Residenzstadt übertragen wurde, schon bereit gewesen wäre, den Fund abzuliefern, ihn dem rechtmäßigen Eigentümer zu übergeben? Er hält den schmerzlichen vernünftigen Gegenstand in der Hand und legt ihn jetzt in die meinige, indem er den innigsten Dank meinerseits für seine vorsorgliche Güte annimmt!"

Rupf versuchte ein „Na, na!“ zu äußern, es erstarb ihm jedoch im Munde, denn Balzjus streckte die wohlgepflegten weißen Finger mit unnachahmlicher Geberde aus, griff hinein in Rupfs Faust und entwand derselben, anmutig lächelnd und mit dem Kopfe nickend, das Pesschaft mit der glühenden Stempfe, in welche die noch vor kurzem so geheimnisvollen Buchstaben K. B. eingegraben waren. Dem Bürgermeister vergingen fast die Sinne, er dachte an nichts, als an einen drohenden Schlagfluß.

„Wenn Er es erlaubt,“ sagte Balzjus nun nach einer kleinen Pause mit leuchtenden Blicken, „so möchte ich wohl noch einmal Seine kleinen Unholdinnen, Seine Röschen besichtigen. Er merkt es, mein Wille unterliegt, oder wie es Markus Kapitel 14 Vers 38 so schön heißt: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“ — Dort sind sie, — sie liebäugeln mit mir! — Nun ja, — nun ja, — ich komme! Es ist keine Sünde mehr, — Euer Besizer führt mich selbst zu Euch, — unter seinem Schutze darf ich's wagen. — Ich komme schon, — ich komme!“

Er lachte laut auf, schüttelte sich in wonnigem Schauer und machte sich auf den Weg zum größten Rosenbeete. Rupf, dem es durchaus nicht so zu Rute war, ihn noch feierlichst zu geleiten, bekam Angst für seine Rosen und mußte, wollend oder nicht, folgen. Balzjus eilte fort, mit leichten Schritten tänzelte er, vor Behagen mit der Zunge schnalzend, auf das Beet zu und lief behende rund um dasselbe herum.

„Ja, ja! Da seid Ihr! — Noch alles in Ordnung? — Sehr gut, — sehr! — Ihr kleinen, lieblichen Dinger, — ich habe wirklich Sehnsucht nach Euch gehabt! Haha! Wie Ihr strahlt, — wie Ihr duftet! — Habt Ihr auch genug Feuchtigkeit bekommen? Bei diesem trockenen Wetter muß man — Ja wohl, — ja! — Sehr gut, — sehr! — Wie viele wieder erblüht sind, — wie viele! Ihr bedankt Euch für die Sorge, die man Euch widmet mit Euch selbst! Das ist schön, — das ist uneigennützig, Ihr teuren Geschöpfe Gottes! Haha! — Hier diese große, leibfarbige, holländische Centifolie ist ein Prachtexemplar, — Centifolia Batavica — sehe Er doch, lieber Bürgermeister, — auf sie kann Er stolz sein! — Aber auch auf diese blutrote: Rosa rubra plena et fina. Von dieser Gattung besitzt Er acht Stück, — ja acht, — herrlich! — Ich freue mich übrigens, daß Er auch den einfachen Rosen nicht abhold ist — o, sie sind

ja ebenfalls schön, besonders in der Farbe, weniger in der Form. Und sie duften so süß — so süß — so süß, — ach, Er verbietet es wohl nicht, wenn ich den köstlichen Geruch von dieser hier einatme, Rosa damascena major simplex.“

Er trat behutsam zwischen die Stöcke, nahm die bezeichnete Rose vorsichtig in die Hand und roch, indem seine Miene einen schwärmerischen Ausdruck annahm, an derselben; nach einer Weile stieg er in den Gartenpfad zurück.

Der Bürgermeister stand buchstäblich mit offenem Munde da. Was er sah und hörte, dünkte ihn ein Traum.

„Was ich noch sagen wollte, — es ist durchaus bei dieser Art nicht nötig, mit dem Einsetzen des Pfropfreises bis zum Herbst zu warten, — das ist eine überwundene Ansicht, — man kann — ah, — Er hat es schon gethan! Das ist recht, und wirklich vorzüglich ausgeführt, ja — vorzüglich!“ — Er betastete den Stamm, den er selber okuliert hatte. — „Das Wachs kann jetzt fort, — so! — Nun wachse und gedeihe, mein holder Liebling!“

„Aber Vater, warum kommt Er nicht? Wir warten mit dem Biere — Ah!“ — Anna, die Rupf gesucht hatte, stieß einen Schrei aus und sah verblüfft auf Balzjus.

„Wie Du siehst, Anna, habe ich genussreichen Besuch,“ brachte der Bürgermeister mühsam hervor und warf einen wütenden Blick auf den Schloßprediger.

„Ei, die Mamsell Tochter,“ sagte Balzjus und grüßte freundlich. „Auch große Blumenfreundin? — Das ist brav, — ja, ich habe schon davon gehört.“

In diesem Augenblicke trat Ringler zu der Gruppe und wollte fragen, ob er das Ducksteinbier allein austrinken solle, aber erstaunt ging er einen Schritt zurück und verstummte.

Als Balzjus seiner ansichtig wurde, erbleichte er; die Augen schienen aus ihren Höhlen zu treten und das Gesicht verzerrte sich. Einige Sekunden war er fassungslos, dann überwand er seinen Schreck und sprach, gezwungen lächelnd: „Wenn ich nicht irre, der neue Porzellanmacher. Sieh, sieh, auch hier schon bekannt, auch hier wohl schon befreundet?! Natürlich, ein so hübsches Töchterchen. — Er scheint recht gefährlich für junge Mädchen zu sein, heute diese, morgen jene. — Ei, ei! Ich wußte noch gar nicht, daß Er frei ist.“

Der Bildhauer fixierte ihn und erwiderte kalt: „Jawohl, sehr gefährlich! Ich pflücke die Rose wenn sie am Wege steht!“

Balzjus ward unruhig, die Lage schien sich unheimlich für ihn zu gestalten. Drohend und finster blickten Vater, Tochter und Arkaniist auf ihn. Eine bedrückende Pause entstand und der Schloßprediger mußte nicht recht, wie er sie abkürzen sollte. Doch als gewandter Hofmann, den so leicht nichts in Verlegenheit brachte, suchte er die Stimmung zu seinem Vortheile auszubenten. Während also Rupf und Anna noch immer schwiegen, ersterer aus Ärger, Anna aus Verlegenheit und Ringler sich nicht berechtigt glaubte, hier das Wort zu führen, raffte Balzjus sich auf und

äußerte scheinbar unbefangen: „Ich sehe, daß ich das Rechte traf, auch Er, Monsieur — wie heißt Er doch gleich? — Monsieur — Ringler, — ganz richtig, ich erinnere mich jetzt, — auch Er liebt die Rosen, und dieser Umstand hat wohl hier die Bekanntschaft vermittelt. Prätig, prächtig! Wer sollte nicht das Gute lieben? — Und auch das Schöne, — ja freilich, das Schöne. — haha! — Nicht wahr? Wenn man so jung ist. — Welche überraschende Verbindung! Wie wird Seine Durchlaucht der Fürst staunen, wenn er erfährt, welche ausgezeichnete Partie allerhöchst sein Porzellanmacher einzugehen beabsichtigt! In der That, ausgezeichnet, in jeder Hinsicht! Die einzige Tochter des Herrn Bürgermeisters, der einer der reichsten Männer des ganzen Landes ist! Ja, das weiß man, mein werter Herr Rups, das weiß man! Würde es mir in diesem angenehmen Kreise wohl übel ausgelegt werden, wenn auch ich mein Scherflein zu diesem Glücke anböte? Es kommt von Herzen, so bitte ich, es aufzunehmen; es ist nur ein geistliches, allerdings auch ein geistliches Scherflein, die Bitte nämlich, wenn die Hochzeit gefeiert wird, das junge Paar trauen, den Segen des Himmels auf dasselbe herabfließen zu dürfen. Ich meine, mein Vorschlag wird Ihn erfreuen, Herr Bürgermeister, einen Schloßprediger findet Er nicht alle Tage.“

Die Mienen der drei Personen zeigten bei diesen Worten ganz seltsamen, wenn auch verschiedenartigen Ausdruck. Ringler wurde heute bereits zum zweiten Mal verlobt, Anna mußte nicht recht, ob sie erstaunt oder entrüstet sein sollte und Rups machte so eigentümliche, krampfartige Bewegungen mit den Händen, daß man glauben konnte, er wolle dem Schloßprediger an den Hals springen. Dieser war inzwischen wieder um das Beet gelaufen; er blickte dabei verzückt auf die Rosen und es fehlte nicht viel, so hätte er ihnen Ruchhände zugeworfen. Schnell kam er zurück und fuhr fort: „Monsieur Rups, Er hat wohl nichts einzuwenden, wenn ich dieses köstliche Köstlein hier, welches mich gerade anlächelt, breche, um es der holden, jetzt wirklich wie eine Rose erglühende Mamsell Braut als Verlobungsangebinde zu überreichen.“ Er brachte eine kleine Schere in Gestalt eines Storches hervor und schnitt, bevor der Bürgermeister es hindern konnte, eine schöne weiße Rose ab, an der er roch, und die er dann Anna einhändigen wollte. Diese jedoch wendete sich ab und machte keine Miene, das sonderbare Geschenk anzunehmen.

„Ah, ich verstehe. Die Mamsell will mit ihrer Weigerung andeuten, daß dieses Exemplar ihr ja eigentlich schon gehört und daß sie es mir als einem Fremdling überläßt. Sie übt die edle Gastfreundschaft! Das erfreut mich sehr! Ich danke, — ich danke!“ Er befestigte die Blume an seine Weste und murmelte dabei: „Weiß, — die Farbe der Unschuld. — Rosa ferotina plena. — Recht selten, — ursprünglich eine Herbstrose. — Recht selten!“ — Er blickte auf und rief: „Aber was sehe ich dort?! Dieser Stamm hat sich gelöst, man muß ihn festbinden, sonst bricht er! Ist vielleicht ein wenig Schnur vorhanden? — Halt! — ich habe das Ge-

müßte bei mir, — ja, hier — das wird genügen — so — nun —.“ Er langte den Faden aus der Rocktasche und band schnell und geschickt den Rosenstock auf. Jetzt sah er auf seine Uhr. „Ei, ei! So spät? — Wie rasch die Zeit in lieber Gesellschaft vergeht! — Ich darf nicht zögern, Ihre Durchlaucht erwarten mich zur Bibelftunde, die wegen Unwohlseins der hohen Frau auf eine spätere Zeit verlegt wurde.“ Er nahm den Hut ab, machte allen eine tiefe Verbeugung und sagte zu Rups: „Herr Bürgermeister, wenn ich Ihm irgendwie dienen kann, herzlich gern, vielleicht mit einer Audienz bei der Fürstin, verfüge Er über mich! — Herzlich gern!“ — Er bedeckte, grüßend, das Haupt und verließ schleunigst den Garten. —

Es erfolgte nun eine längere Pause.

Ringler wandelte umher, Anna ebenfalls, wenn auch in anderer Richtung, Rups pustete, als wenn ihm schwül wäre und bemerkte endlich höchst matt und eintönig: „Ich habe mal gehört, daß Menschen durch Blumenduft getötet werden können —“ Plötzlich warf er seinen Hut auf die Erde und schrie so heftig, daß die beiden ängstlich herbeiliefen: „Ich erstickte an Rosenduft! So lange Rosen gezogen, so lange Predigten gehalten werden, ist solche Unverschämtheit noch nicht dagewesen! — Dieser, — dieser, — dieser —!“ Er fand die rechte Bezeichnung für Balzjus nicht. „Ich habe das Pfropfreis vorzüglich eingeseht! Hahaha! Er hat es eingeseht! Er war nur einmal hier! Und stiehlt mir schon seit drei Wochen die Rosen! Jetzt mache ich ein Ende! Christhan! Hacken und Spaten her! Ich reiße alle Rosenstöcke aus, dann kann er wo anders botanisieren! — Christhan! — Will Er mir helfen, Monsieur Ringler? Anna, Du auch? Christhan! Wo steckt der Kerl? — Und was für eine Verlobung hat der Fuchs uns denn eingerührt? Mir wär's schon recht, Herr Artanist, Er ist der einzige von uns gewesen, der ihm eins ausgewischt, der es ihm ordentlich zu verstehen gegeben hat, daß wir Bescheid wissen. Aber zum Verloben gehören noch zwei andere: Er, Ringler, und meine Tochter, während es mir nicht im Traume einfällt, Euch nötigen zu wollen. — Christhan!“

Anna und der Bildhauer bemühten sich, ihn zu beruhigen und erreichten es auch schließlich, daß die Rosenstöcke geschont wurden.

Christian Gaulert, der sich inzwischen an dem Dacksteinbier gütlich gethan, kam endlich daher und zwar in einer Verfassung, die deutlich zeigte, wie vortrefflich ihm das Getränk geschmeckt hatte.

„Christhan,“ rief ihm der Bürgermeister entgegen, „Du sollst überall erzählen, daß Du das Petschaft des Herrn Schloßprediger Balzjus auf meinem Rosenbeete gefunden hast! Verstehst Du? Sonst reiße ich Dir die Ohren ab und jage Dich aus dem Dienst!“

„Zu Befehl, Herr Bürgermeister,“ erwiderte Christian lallend. „Werde — es — nicht ausplaudern, — daß ich — ein Petschaft gefunden habe. Sonst reißt mir — Herr Bürgermeister — die Ohren ab —“

„Nein, im Gegenteil, Du Dämelsack, Du sollst es erzählen!“

„Zu Befehl, Herr Bürgermeister, — werde es

ausplaudern, — werde es — nicht erzählen, — Herr Bürgermeister, — die Ohren werden jedenfalls abgerissen, und aus dem Dienst — werde — ich auch gejagt.“

Was weder seiner Tochter noch Ringler gelungen war, brachte jetzt der Knecht zu stande; die gute Laune stellte sich bei Rusp wieder ein. Die Taschenmesser wurden hervorgezogen und alle aufgeblihten Rosen abgeschnitten. Die Hälfte derselben erhielt der Bildhauer, die andere Hälfte Anna.

„Jetzt keine Rücksicht mehr!“ sagte der Bürgermeister. „Alle sollen es erfahren, wer mir die Rosenstöcke plünderte. Es giebt ein Argernis, das steht fest! Aber es ist mir gleichgültig. Wenn's nur ein Argernis giebt, wenn nur die Leute davon reden! Und ein Schloß an der Gartenpforte werde ich mir auch anschaffen, ich, als der erste Bürger, als Bürgermeister wollte es gern vermeiden, es sieht so mißtrauisch aus; ich hatte ja auch nichts dagegen, wenn die Einwohner sich in meinem Garten ergingen. Das ist nun vorbei. Ich bin ja kein armer Mann, aber dem Balzins schließe ich die Thüre vor der Nase zu. Ich will doch probieren, ob er es wagt, über den Zaun zu steigen! Und nun nach Hause, Kinder! Es ist bald Essenszeit, und der Hunger hat mir Hunger verurjacht. Will Er mit uns speisen, Monsieur Ringler?“

„Ich danke Ihm für Seine Güte, Herr Bürgermeister,“ antwortete der Bildhauer, „heute nicht, ein andermal, wenn Er und Wamsell Anna es erlauben. Ich muß fleißig sein; eine Wüste des Fürsten muß gleich begonnen und wird hoffentlich bald zu Ende geführt werden.“

„Gut, ein andermal.“

Die drei verließen nun den Garten und Christian wankte hinter ihnen her. Voran schritt Rusp, dann kamen Anna und Ringler, die so unbefangen mit einander sprachen und lachten, als wären sie durchaus nicht irrtümlicherweise heute schon verlobt worden.

Die wenigen Menschen, die ihnen auf der Landstraße begegneten, grüßten sie ehrerbietig und sahen ihnen neugierig nach. Bald erreichten sie die Favencefabrik und Ringler verabschiedete sich auf das herzlichste von seinen neuen Freunden, schloß die Thür in der Mauer auf und ging über den Hof in sein Zimmer, während Rusp nebst Tochter nach der Stadt zurückkehrten.

An der Pforte zum Küchengarten der Fürstin stand eine kleine Person mit einem Körbchen am Arm, die die Gruppe ebenfalls mit großem Anteil betrachtet, sich jedoch bei ihrer Annäherung zurückgezogen hatte.

„Mit Rosen geschmückt?!“ flüsterte das Mädchen. „So zärtlich miteinander plaudern?! O Gott! Was hat doch Seine Durchlaucht gethan!“ Und sie griff nach ihrem Herzen und Thränen traten in ihre Augen.

## V.

Der Mond scheint hell: in solcher Nacht wie diese,  
Da thut die Luft die Bäume schmückelnd küste,  
Und sie nicht rauschen ließ, in solcher Nacht  
Erlebe wohl Troilus die Mauern Treja's  
Und feuerte seine Seele zu den Zellen  
Der Griechen hin, wo seine Grestida  
Die Nacht im Schlummer lag.  
Shakespeare, Der Kaufmann von Venedig.

Das chinesische Fest ward nicht verschoben und nahm rechtzeitig wie es angelegt, seinen Lauf.

Eine Reihe von Brunnengemächern und Sälen, unter diesen der große Tanzsaal, deren Fenster und Glashüren teils auf den wunderbaren Park, teils auf die breite Terrasse sahen, die eine mit Statuen besetzte Treppe mit einem mächtigen Blumenparterre verband, wurden für die Feierlichkeit bestimmt und glücklicherweise nicht mit mangelhaftem chinesischem Ausputz versehen, der die Schönheit der herrlichen Hofkoverzierungen, die die Wände und Decken belebten, nur beeinträchtigt hätte.

Man durfte nicht zu früh beginnen, da derartige Veranstaltungen, bei welchen Beleuchtung im Freien und Feuerwerk eine wesentliche Rolle spielen, erst mit Eintritt der Dunkelheit, die Ende Juli ziemlich spät erfolgt, zur Geltung kommen.

Der Hofmarschall von Frühling, in reichem, feidemem Raftan, durcheilte mit einigen Bediensteten diese Räume sowohl, als auch einen kleinen Teil des Gartens und überzeugte sich, ob die Anordnungen, die er getroffen, richtig ausgeführt wären. Obgleich die letzten Tage für den Kammerherrn sehr anstrengend gewesen waren, so durfte man dem Fürsten selbst doch den Ruhm nicht streitig machen, den ganzen Plan für das Fest entworfen zu haben. Durchlaucht fand sich gemüthigt, zu diesem Zwecke sogar die berühmte Reisebeschreibung des Marco Polo hervorzuheben, jenes Venetianers, der sechsundzwanzig Jahre in China zubrachte, dessen Werk im Jahre 1307 herauskam und dessen handschriftliche Aufzeichnungen im Dogenpalaste seiner Vaterstadt aufbewahrt werden. Allerdings brachte das Studium dieses Buches dem fürstlichen Leser wenig Nutzen, denn die Kürze der Zeit, der Mangel an Geld, das fehlende Interesse für den Helden des Festes, dessen angebliche Bedeutung nur dem Fürsten allein imponierte, und besonders die Phantasielosigkeit des Herrn von Frühling wirkten zusammen, kein abwechslungsreiches Programm herstellen zu können. Der bewußte factastische Höfling, welcher noch die großartigen Festlichkeiten unter dem prachtliebenden Vater des jetzigen Fürsten mitgemacht hatte, zu welchen der Kurfürst von Sachsen, August der Starke, die Vorbilder lieferte, äußerte im Verlaufe des Abends, der ganze Wirrwarr mit seinen Einrichtungen wäre asthmatisch, wie der Hofmarschall, der ihn ins Werk gesetzt. Zwar gab es auch unter der früheren Regierung eine stete Ebbe in der Kasse, aber diese hinderte die geplanten Vergnügungen durchaus nicht; es wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, Geld zu schaffen, man borgte eben, und die Schulden, die der Hochselige hinterließ, lasteten noch jetzt schwer auf seinem Nachfolger.

Die vielfachen Geschäfte, die an den Fürsten

herantraten, verhinderten die weiteren Audienzen, die er Ringler zu erteilen beabsichtigte. Der junge Bildhauer ertrug diesen Ausfall ohne Schmerz und arbeitete emsig an seinem zweiten Werke, der Büste seiner Durchlaucht, die er sehr bald zu überreichen und mit derselben den Porzellansüchtigen zu beschwich-tigen vermeinte.

Übrigens drang noch im letzten Augenblicke eine Unannehmlichkeit auf den fürstlichen Gastgeber ein, die zu einer Änderung des Festprogrammes nötigte: Durchlaucht mußte gänzlich auf den von ihm so sehr gewünschten Tanz verzichten. Denn abgesehen davon, daß man aus den bekannten Gründen auf die Prinzessin und den jungen Frühling nicht rechnete, so lief am Nachmittage noch die Meldung ein, Aurore Gerville sei erkrankt und könne daher auf dem Feste nicht erscheinen. Der Medikus, den der Fürst sogleich zur Kammerzofe beordnete, berichtete von Ueberreizung, Herzschmerzen und dergleichen fatalen Dingen, die die beabsichtigte Mitwirkung Aurores unmöglich machten. Der Fürst kam um den Genuß, die Kleine tanzen zu sehen, und der Hofgesellschaft wurde das Vergnügen entzogen, über die Leidenschaft seiner Durchlaucht, eine Kammerjungfer vorzuführen, spotten zu dürfen.

Die Säle füllten sich, aber in welchen sonderbaren Kostümen wanderten die Gäste einher! Man schien sich keinen großen Erwartungen hinzugeben, und Damen sowohl als Herren hatten in der Erkenntnis des bevorstehenden Dahinbäumerns Schlaf-röcke, mehr oder minder reich und bunt, als einzig passende Kleidung für dieses Fest erachtet, während hohe oder niedrige Filzhüte den merkwürdigen Eindruck vervollständigten, den diese Pseudochinesen hervorbrachten. Von der weißen Perücke, von dem gepuderten Haare trennte sich natürlich niemand. Vielleicht fühlte man sich durch den Zopf geistig verwandt mit China, vielleicht meinte man, dieser wäre von dort mit dem bewunderten Porzellan nach Europa gekommen, und wünschte bei dieser Gelegenheit die Erinnerung an dieses frohe Ereignis ins Gedächtnis zurückzurufen. Der Zopf macht den höchsten Stolz des Chinesen aus, frei und so lang als möglich läßt er ihn herabhängen, oder trägt ihn um den Kopf gewickelt. In Europa steckte man dieses etwas kompromittierende Anhängsel bereits in den Haarbeutel, einem Säckchen aus schwarzem Seidenstoffe, und von diesem aus, oft durch ein kostbares Schmuckstück befestigt, legte sich ein seidenes Band postillon d'amour genannt, um den Nacken, welches vorn auf der Brust wieder durch ein Kleinod zusammengehalten wurde. Auch diese, übrigens sehr kleidsame Mode scheute man sich heute nicht, mit der Tracht der Chinesen in Verbindung zu bringen. Alles in allem: wären zufällig wirkliche, echte Söhne des Reiches der Mitte in diese hell erleuchteten Räume getreten, so würden sie jedenfalls gefragt haben, welcher interessanten, ausländischen Völkerschaft alle diese Leute, die hier durcheinanderwirbelten wohl angehörten.

Eine köstliche Sommernacht ist hereingebrochen. Der Vollmond, welcher neugierig durch die Bäume auf das Getümmel dort unten blickt, gießt sein

mildes Licht über den Park aus und macht den Schein der Fackeln und unzähligen buntseidenen, chinesischen Laternen, die im Freien angebracht sind, wirkungslos.

Die Menge strömt auf die Terrasse, in die Wege zwischen den Blumenanlagen, auf den großen, hinter diesen gelegenen Rasenplatz, und die murmelnde Unterhaltung mischt sich mit dem Geplätscher der Fontänen, die das Wasser in die wonnigen, von Wohlgerüchen geschwängerten Lüfte emporfenden.

Die Hofmusici befinden sich auf einer Galerie im Hauptsale, der augenblicklich ziemlich geleert ist, und stimmen die Instrumente.

Plötzlich ertönt der weithintragende Schall eines Tamtams. Der Lärm hört auf, die Gäste horchen, drängen fast lautlos in den großen Saal und stellen sich im Halbkreis auf, den Platz in der Mitte und um zwei mit einer Unmasse von Pfauenseibern ausgeschmückte Thronessel, die von einem goldglänzenden Baldachin überragt werden, frei lassend.

Diener öffnen die hohen Flügelthüren, die Musik spielt den großen Marsch aus der Oper „Roland“ von Lully, und aus entfernt gelegenen Zimmern hält der chinesische Kaiser mit seiner Gemahlin den Einzug in die festlichen Räume. Voran schreiten Pagen und Kammerherren, dann kommt der Hofmarschall von Frühling mit einem kleinen tragbaren Tempel im Arm, der ihm augenscheinlich sehr lästig ist, nun nähert sich der Fürst als „Sohn des Himmels“, die Fürstin an der Hand führend, jetzt die Prinzessin Walpurgis von einem Kavalier geleitet, und schließlich der Hofstaat, Damen und Herren durcheinander.

Die Gäste verneigen sich, — die chinesische Sitte des zu Bodenfallens wurde glücklicherweise nicht beliebt — das fürstliche Paar grüßt und nimmt auf dem Throne Platz, während die Prinzessin an den Stufen desselben stehen bleibt und das Gefolge sich rechts und links aufstellt.

Der Fürst hatte ein Gewand aus Goldbrokat angelegt und trug auf dem Kopfe eine mit vielem Geschmeide besetzte graue Filzkappe. Wunderlich nahm sich seine Gemahlin neben ihm aus, die in Hofkotracht erschien. Die Geschichte berichtete bisher nichts von einer Ehe des Sohnes des Himmels mit einer europäischen Fürstin. Doch erwählte die letztere, vielleicht um ihr Entgegenkommen zu zeigen, ein Kleid aus einem farbigen Seidenstoffe, in welchen Tempel, Häuser, Brücken, Bäume à la chinois übereinander gewirkt waren, eine Gattung, die sich damals großer Beliebtheit erfreute. Prinzessin Walpurgis nahm sich die Chinesinnen, die man auf Meißner Porzellan sehen konnte, zum Muster; ihr faltenreiches Silberbrokatkleid endigte in einer langen Schleppe, während das gepuderte Haar mit funkelnden Edelsteinen durchflochten war.

Wieder ertönt ein Tamtamschlag. Das Orchester endigt die Lullysche Weise und setzt sogleich mit einem schmetternden Militärmarsch ein. Die Thüren an der entgegengesetzten Wand werden aufgerissen, die dort verharrenden Gäste weichen zurück, verteilen sich im Saale, und ein zweiter Zug kommt daher,

die Huldbigung der Künste vor dem Kaiser darstellend.

Zuerst durchschreiten eine Menge Diener mit farbigen Laternen den Saal und verschwinden durch die Thür, welche dem Hofe als Eintritt diente. Priester nahen, in langen weißen Gewändern, Gözen und Tempelvasen aus Bronze mit sich führend; sie beugen am Throne das Knie und folgen den Laternenträgern. Gaukler ziehen heran, phantastisch gekleidet, mit großen Rübeln, in welche Blumen gelegt sind, mit riesigen Kugeln, Ringen, ausgestopften Thieren, unter denen viele Schlangen, — mit ihnen ein wirklicher Jongleur, der zufällig in der Residenz anwesend, nun die erlebte Ehre genießt, gegen gutes Entgelt vor seiner Durchlaucht vorüberwandern zu dürfen, indem er Zeller, Messer und Fächer zugleich in die Höhe wirft und diese Gegenstände wieder auffängt.

Schnellen Schrittes kommen Theehändler mit hantelbeladenen Kisten, in denen sich wohl ehemals diese wichtige Blüte besunden haben mag. Sie fallen vor dem Kaiserpaare nieder und berühren mit der Stirn den Fußboden.

Nun folgen Kaufleute mit Ballen, in welche Seidenzeug gepackt zu sein scheint, in ihrer Mitte ein junges Mädchen mit einem Maulbeerbaumzweig, den sie Serenissima zu Füßen legt, da in China die Kaiserin als Beschützerin des Seidenbaues gilt.

Eine kleine Pause tritt ein.

Die rauschende Musik verstummt und geht in eine zartere, getragene Melodie über. Frauen erscheinen mit hohen Porzellanvasen, Männer mit ebensolchen schließen sich an, Bretter, beladen mit Schüsseln, Tellern, Näpfen — Durchlaucht plünderte seine ganze Porzellan-galerie — werden hereingebracht, bis endlich auf einer, von einem zeltartigen Pavillon, der ringsherum offen ist, überragten Tragbahre der Held der ganzen Veranstaltung, der große, unvergleichliche Artanist Joseph Ringler angeschleppt wird. Ein brausender Lusch wird geblasen, verschiedene Tamtams machen einen ohrenzerreißenden Lärm, die Tragbahre wird niedergelegt, und über die Körper von schwarz angestrichenen „Negerklaven“ schreitet behutsam, damit er ihnen nichts zu Leide thue, der junge Bildhauer, in seinem roten Anzuge, hinweg und geht auf den Thron zu, woselbst er sich tief und wunderschön verbeugt und dem „Kaiser“ eine kleine Schale mit Porzellanerde, — Rao-Lin benamset — die jedoch aus dem fürstlichen Parke stammt, überreicht, und die Serenissimus hold lächelnd anzunehmen geruht. Eine ältere Hofdame flüsterte in diesem Augenblicke ihrer Nachbarin zu: „Ach das ist ja ein lieber Mensch!“

Der „Sohn des Himmels“ giebt die Schale einem herantretenden Kammerherrn, erhebt sich sodann und richtet leutselig einige Worte an Ringler. Die Fürstin beachtet diesen jedoch nicht und verwickelt ihre Tochter, deren Augen im Saale umherspähen, in ein Gespräch. Der Artanist zieht sich nach einer Weile zurück, das „Kaiserpaar“ verläßt in Begleitung

der Prinzessin die Thronestraße und mischt sich unter die Gäste, diesen oder jenen durch eine Anrede auszeichnend.

Die Musik schweigt, Lakaien reichen Erfrischungen. Trotzdem jedoch die in Mondschein getauchte, bezauhernde Julinacht sie lockt, bleiben die meisten im Saale und umlagern die fürstliche Sonne, welche vielleicht auch noch sie zu erleuchten die Gnade haben wird.

In solcher Nacht  
Schlüpft' überm Laue Thiasbe furchtsam hin,  
Und sah des Löwen Schatten eh' als ihn,  
Und lief erschrocken weg.

Prinzessin Walpurgis ist unruhig; zerstreut unterhält sie sich mit ihrer Umgebung, während ihre Blicke suchend umherirren. Auch die Fürstin sucht, aber ebenfalls wie es scheint, ohne Erfolg. Ubrigens läßt sie die Tochter nicht aus den Augen und jedesmal, wenn diese unter irgend einem Vorwand verschwinden will, weiß sie es so einzurichten, daß sie ihr zur Seite bleibt.

Der Fürst befand sich bisher im Mittelpunkte eines Kreises von Damen und Herren, mit welchen er abwechselnd sprach. Plötzlich löst sich die Gruppe, alle verneigen sich ehrfurchtsvoll, und Durchlaucht tritt an die Gemahlin heran, mit der er auf das lebenswürdigste zu plaudern beginnt. Diesen Umstand benutzt die Prinzessin, wendet sich, scheinbar unbefangen, mit einigen Damen hinweg, geht mit ihnen bis zum großen Glasportal, das auf die Terrasse führt und entläßt sie dort, anmutig grüßend. Nun schreitet sie, immer umherspähend, die Treppe hinab und verschwindet im Park.

Serenissima vermisst nach einiger Zeit die Prinzessin und sendet ihren Kammerherrn, der in der Nähe weilt, aus, die Tochter herbeizurufen. Der Kammerherr durchstreift den Saal, die anstoßenden Gemächer, ohne der Prinzessin ansichtig zu werden und meldet dieses Resultat der Fürstin.

„Vielleicht ist sie im Freien. Sage Er Ihrer Durchlaucht, ich ließe bitten, unverweilt zu mir zu kommen!“ befiehlt die besorgte Mutter, und der Höfling entfernt sich.

Nach kurzer Zeit kommt er mit Prinzessin Walpurgis zurück, die er auf einer Bank im Garten sitzend gefunden.

„Meine gnädige Mutter will mich sprechen?“ fragt die Prinzessin.

„Seine Durchlaucht, der Fürst wünscht, daß Sie bei uns bleiben. Wir werden uns alsbald hinausbegeben, um dem militärischen Schauspiele beizuwohnen,“ erwidert die Fürstin gezwungen freundlich.

„Es war so schwül im Saale, mich verlangte nach frischer Luft.“

„Schwül? Das finde ich nicht.“ Und nach einer Pause: „Setzen Sie doch Ihren Fächer in Bewegung, Prinzessin.“

„Ich danke sehr,“ bemerkt die Prinzessin ironisch lächelnd und fährt gleichgültig in der Unterhaltung mit dem Kammerherrn, der sie herbeigeht, fort.

(Fortsetzung folgt.)

# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## Fernweh.

Dort in des Dämmerblau  
Luftigen Wunderbau  
Schau ich so gerne.

Wo sich der Blick verliert,  
Träume der Luft gebiert,  
Da liegt die Ferne.

Ewig dem Leib entriekt,  
Schwer an die Scholle drückt  
Schicksal die Glieder.

Aber der Sehnsucht Hand  
Greift nach der Träume Land  
Wieder und wieder.

Kory Lowsta.

## Ist sie Weltbame?

Von **Wilhelmine Hartmann.**

Elisabeth und ich warteten im Damenzimmer der Bahnstation Köln am Rhein auf einen Zug.

Ziemlich einsam und ermüdet von der zurückgelegten Reise wurden wir erst aufmerksam auf unsere Umgebung, als eine Gruppe Damen sich am Haupttische niederließ und ein Mahl einzunehmen begann.

Der spitzenumhüllte, weißgraue Kopf einer alten Dame erregte Elisabeths Interesse. Die Dame, von Seide und Perlen schmückend umflossen, nahm die Mitte des Tisches ein; ihr zur Seite — ihre Familie — Töchter, darunter dem Schein nach eine Verheiratete.

Nach dem Diner kam eine andere Dame hinzu — zögernd, ängstlich, wie es schien, nahm sie den ihr gebotenen Platz. Das allgemeine Gespräch, bisher leise geführt, wurde unterbrochen, die jungen Damen rührten schweigend in ihrem Stäffchen und blickten die Neugekommenen an. Nur die alte Dame und die Verheiratete führten das Wort.

Ich achtete nicht darauf, als Elisabeth mich fragte: „Sage, Maud — das da ist der Empfang einer Familienstütze, wenn nicht einer Erzieherin — gelt?“ Ich bejahte, und da das Gespräch am Tisch ein ziemlich lautes geworden, wurde auch ich aufmerksam.

Die Verheiratete führte soeben der Neugekommenen die ganze Skala ihrer Verpflichtungen auf. Als sie etwa eine halbe Stunde fließend gesprochen, kannten wir ihr ganzes Hauswesen vom Boden bis auf's Badezimmer, vom Theeabend bis auf den Wäschetag. Mir schwindelte — und ich begriff das verwirrt flimmernde Auge des jungen Mädchens, in den hohen Zwanzigern vielleicht, welches zustimmend und ergeben das Haupt neigte, und hie und da dem Pflichten-schwall ein: „Ja — gewiß — ich werde alles thun, — bitte —“ entgegensetzte.

Endlich schwieg die Sprecherin ohne die geringste Erschöpfung, und die alte Dame, indem sie fein lächelnd die Serviette beiseite legte, sagte: „Und, nicht wahr, Fräulein Voss

— wenn es heißt, die Tafel ist zu decken — oder aber es fehlt bei Tisch dies oder jenes — oder, diese Nacht muß bei Hänsel gewacht werden und so weiter — das gehört dazu!“

„Gewiß, gnädige Frau dürfen versichert sein, ich thue alles gern,“ bestätigte mit verwirrem Blick das arme, in Nesseln gelegte Geschöpf.

Der Kellner brachte ihr eine Tasse Staffee, und wie nach irgend etwas langend, ähnlich dem Ertrinkenden nach dem Strohalm, nahm sie einen Schluck des heißen Getränks. Weiter aber kam sie nicht, ein neuer Pflichten-schwall seitens der Verheirateten schwirrte ihr entgegen. Dunkelängig sahen die jungen Damen sie an; ob wohl eine Ahnung der Last, welche man auf die Schultern da gebürdet, in ihrem das Leben so selbstverständlich als Bevorzugte hinnehmenden Gemüte dämmerte!

Elisabeth drückte mir verstoßen die Hand. „O, Maud — helfe mir Gott, nie, nie in eine ähnliche Lage zu kommen — lieber tot!“ „Nasenfuß,“ erwiderte ich ihr, „wer würde gleich vor dem Leben davon laufen, wenn es eine ernste Mente machte!“

Abermals führte die alte Dame das Wort.

„Zum Beispiel — Fräulein Voss — da gebe ich Ihrer Vorgängerin vorige Woche, es war am Montag, und ich war eigentlich böse auf sie, weil sie am Sonntag, wo ich ihr angeboten in die Predigt zu gehen, zu Hause blieb — also ich gebe ihr eine Näharbeit, ein Schürzchen für Carla — nicht wahr Marie, war's nicht für Carla?“

Die Verheiratete nickt, und faltet in Erwartung des Effekts die Hände.

„Und was meinen Sie, Fräulein Voss,“ jagt erbittert die alte Dame. „Als ich nach einiger Zeit nachsehe, ob die Arbeit fertig sei, antwortet sie mir naiv: „Ich habe etwas an meinem Kleide gemacht“ — unerhört — nicht wahr?“ Diesem Ausruf der Entrüstung gegenüber vermochte das neue Opfer nur zu lächeln. „Gewiß, gnädige Frau!“ Und im stillen nahm sie sich vielleicht vor, nichts an ihrem Kleide zu nähen. „Das war, das ist offener Betrug!“ rief die erregte, alte Frau. „Das kommt davon, wenn man die Predigt veräunmt; wo der Herr Pastor ganz andere Lehren giebt, zum Gehorjam mahnt. Übrigens habe ich ihr gesagt, ich will ihr einen Nachmittag frei geben, ihre Sachen zu machen, Betrug aber dulde ich nicht, das ist gottlos, das ist — ist —“

Stille trat ein, man wußte der furchtbaren Betrugsge-schichte gegenüber nichts zu erwidern.

Liesbeth drückte mir abermals die Hand.

„Maud, jage, ist diese alte Frau eine Weltbame?“

„Still, Du Rindskopf!“ flüsterte ich ihr zu, „die alte Dame ist die grausamste Egoistin, oder vielleicht nicht die grausamste, sondern eine alltägliche und von diesem Stand-punkte aus, allerdings, ist sie eine Weltbame!“

„Und, Maud, jene Betrügerin?“

„War ein armes, gehektes, gepeinigtes, als Maschine angesehenes Geschöpf, das man in die Predigt schickte, wie man etwa ein Rad am Wagen öft, damit es desto williger gehe. Aber in seelischer und physischer Erschöpfung versäumte die Ärmste den Gottesdienst, und sandte vielleicht im stillen

ein herzzerreißendes Gebet zum Allvater hinauf. Und am Tage darauf nähte sie irgend eine aufgegangene Naht, einen durchgestoßenen Kleiderfaum, um etwaigem Tadel zu entgehen! Sie hätte es die Nacht machen sollen, wer weiß, ob sie nicht vor Müdigkeit oder vor Schmerz etwa dabei eingenickt war — und so ward die Arme als Betrügerin fortgeschickt!

„Wohin, Maud?“

„Das weiß Gott, kind, vielleicht dem Untergange entgegen. Glaubst Du die Menschenwürde Deiner Weltbame würde das kümmern? Du siehst ja, ein zweites Opfer stellt sich ihr willig.“

„Aber warum, Maud?“

„Wie Du fragst — die Lebensnot zwingt sie, Du hast recht Liebeth, schütze Dich Gott davor!“

„Eine Frage noch, was ist eine wirkliche Weltbame, Maud?“

„Blicke dort hinüber, schau, im Wartesaal unter Offizieren und anderen Damen — siehst Du jene Frau, die sich so ungedrungen und lebhaft der Unterhaltung hingiebt?“

„Ja!“

„Nun, obwohl uns kein Wort verständlich ist, scheinen alle gleich beteiligt, hingerrissen von dem, was hinüber und herüber schwirrt, merkst Du?“

„O, ich sehe, Maud; aber weiß nicht, was Du meinst.“

„Daß jene Frau eine Weltbame im edlen Sinne ist. Sie bewegt sich mit natürlicher Vornehmheit, die nicht in Westen und gelehrten Außerlichkeiten besteht. Ihre Einfachheit, abgesehen von Schönheit und Kleidung, scheint aus innerer Seelenharmonie zu stammen. Kein Mißton stört sie, sie braucht den Klatsch nicht, denn ihre vielseitige Bildung erlaubt ihr, sich über alles unterhalten zu können, ohne sich anzudrängen. Und dann weiß sie andere sprechen zu machen, und kennt und übt die beständige Kunst des rechten Zuhörens. Sie tritt mit Würde dem Höchsten, mit Lebenswürdigkeit ihres Gleichen und mit edlem Wohlwollen unter ihr Stehenden entgegen. Und alle fühlen bei ihr ein gewisses seelisches Behagen, ob sie sich als Hausfrau, als Gattin, als Mutter oder als Gebieterin zeige, in der Welt, auf Reisen, oder am Siedebette eines darbenenden, armen Nächsten. Sie beruft sich nicht auf Priesterworte, sie lebt aus sich, die Gebote der Religion, immer und überall ein Dem Gottes, wie das Weib sein soll!“

„Und wie würde sie eine Familienstütze empfangen, Maud?“

„Einfach, kind, mit einem Händedruck etwa. Sie würde sagen: Mein liebes Fräulein, von nun ab nehmen Sie mir eine Last ab. Ich weiß, was das heißt und werde Ihnen gewiß nach Umständen nicht zu viel auferlegen. Ich hoffe, Sie sind gut und verständig und erkennen die Sorgen und Pflichten einer Hausfrau und bieten Liebe, Herz und Hand mir alles nach Kräften zu erleichtern. Und nun Mut; betrachten Sie mich als ihre zweite Mutter, Sie sind von nun ab daheim unter meinem Dache.“

„Ach, Maud, ich möchte eine solche Weltbame werden!“

„Du müßtest dann alle Launen ablegen, kind.“

„Ganz und gar?“

„Ganz und gar, kind. Nur eine klare, reine Seele besitzt ungetrübten, heitern Muth, der in allen Lagen die Verhältnisse überblickt. Sie findet voll Geistesgegenwart das rechte Wort, die rechte That, thut, mit einem Wort, ihre Pflicht! Und alles schätzt sie und hält es der Beachtung wert. Jeder Egoismus ist ihr fremd.“

„Ach, Maud, ein schweres Amt!“

„Nur für oberflächliche Weiber, den crusten und liebeichen ein leichtes, kind.“

„Und wenn sie alt wird, Maud?“

„Die Herzensharmonie läßt immer jung bleiben, Elisabeth. Ein lebenswürdiges Weib voll Enthusiasmus, voll Nächstenliebe ist nie, nie alt!“

Wir hatten leise geplaudert, Elisabeth und ich, und in unserer Nähe hatte sich inzwischen eine barmherzige Schwester niedergelassen. Klaren Blickes, aber voll Mitleid sah sie auf jenes Opfer der Welt, wohl mochte sie empfinden, vor jener einen Hört, ein Heil erworben zu haben, sie, die nicht einen Gedanken, nicht eine Regung, nicht eine Stunde, kein Glied mehr ihr eigen nannte.

Der Portier meldete neuezüge, und die barmherzige Schwester ging. Ruhig legte sie ihr Gebetbüchlein in eine kleine Tasche — mit ihr war Frieden!

Auch die Gesellschaft der Damen erhob sich zur Weiterreise. Man schritt an der Familienstüze vorbei, kühl hinaus, kein Wort mehr zu ihr, das Geschäft war gemacht, der Menschenhandel war abgeschlossen. Bescheiden trat das junge Mädchen bei Seite, mit erhobenem Kopfe, als kenne man sie nicht, schritten alle an ihr vorüber.

Über ihr Antlitz aber glitt doch eine jähe Röthe, welche Schicksale mochten dies gebildete Geschöpf zwingen, sich solcher Gefühlsrothe in Dienst zu geben.

„Vetrug! Das ist Vetrug!“

Das Wort der alten Dame klang in ihr noch nach, und gern hätte ich gefragt: „Und Ihr Handeln, gnädige Frau?“

O arme Welt, arme, glänzende, lebens- und genussüchtige Menschheit, dein Egoismus betäubt noch den Schrei aber und abertausender Geschöpfe um Gerechtigkeit.

Wann endlich bist Du nicht mehr die ichsüchtige, lügenhafte, in ehrbarer Noth sich breit machende Dirne?

Dann, wenn Deine Frauen mehr und mehr echte Weltbamen sind, wenn sie als gute Feen in Dir wandeln!

## Die Nachbarin.

Meine schöne Nachbarin  
Lebte so mit Singen hin,  
Singen oder Lachen.

Wußt' es gar nicht anders mehr;  
Plötzlich drang kein Ton mir her  
Eine lange Woche.

Denn sie hat ihr Herz entdeckt,  
staunte nicht, zu sehr erschreckt,  
Singen oder lachen.

Aber nun klingt's hell und reich,  
Daß mich denkt, sie muß zugleich  
Singen nun und lachen.

Paul Rie.

## Ein Fall vom „zweiten Gesicht“.\*)

Von Sophie von Keller.

Es war der 16. August des Jahres 1870.

Die Sonne blickte vom unbewölkten Himmel so freundlich nieder, als fielen ihre Strahlen nur auf Scenen des Friedens und der Freude. Und doch führten die Menschen Krieg mit einander, und selbst diejenigen, welche dem Kriegsschauplatz fern waren, hatten kaum einen anderen Gedanken, als den an den von Frankreich heraufbeschworenen Krieg. Jedes deutsche Herz fühlte sich in seiner heiligen Vaterlandsliebe tief verletzt, und jeder Arm erhob sich für das Vaterland. Die Frauen und Jungfrauen, welche ja nicht das Schwert ergreifen konnten, falteten nicht nur still die Hände zu frommem Gebet, sondern griffen eifrig zur Nadel, um im emsigen Fleiße für die tapferen Kämpfer im Felde und für die Verwundeten in den Lazarettten zu schaffen, was ihnen nützlich oder willkommen sein konnte.

In der Aula der höheren Töcherchule hatte unser Frauenverein seine Werkstätte eingerichtet, und pünktlich, wie bei jedesmaliger Zusammenkunft, erschienen auch an diesem Tage alle Mitglieder.

Ich hatte vielleicht eine Stunde fleißig genäht, als ich plötzlich ein beängstigendes Gefühl, eine fast erdrückende Hitze empfand. Ich blickte auf in dem Glauben, daß ein Gewitter im Anzuge sei — aber der Himmel war unbewölkt, ich sah kein reines Blau, wiewohl das Zimmer wie von Dampf erfüllt schien — doch nein, nicht das ganze Zimmer, nur an der Wand mir gegenüber zog es wie eine Wolke hin und her.

Ich blickte forschend hin — da schien es, als schwanke die Wand, als verschwände sie — ich sah in weite Ferne: Im Vordergrund ein Feld, an dessen rechter Seite sich ein Weg an einem Grabenrande hinzog. Ob, verlassen erschien mir die Gegend, in der mir keine andere Bewegung auffiel, als bei voller Windstille das Schwanken eines Zweiges an dem einzigen, verkrüppelten Baume, welcher auf dem hohen Grabenrande stand. Ich konnte nicht erkennen, ob der Baum eine Weide oder eine Birke sei, und um dieses zu erforschen, sah ich genauer hin.

Da bemerkte ich unter demselben die große Gestalt eines Offiziers in der Uniform des Oldenburger Dragoner-Regimentes Nr. 19. Deutlich erkannte ich die Uniform. Mein Schwager F. v. d. L. stand bei dem Regimente; diesen Offizier, der schwer verwundet schien und sich unter Qualen bemühte, den Zweig des Baumes festzuhalten, um sich daran emporzurichten, kannte ich aber nicht. Er war groß, kolossal stark, sein Gesicht breit und aufgedunsen, die Bewegungen todesmatt.

Ich hatte noch einen anderen Verwandten bei jenem Regiment, G. v. K., einen großen, schlanken Offizier mit einem schmalen, schön geschnittenen Gesicht, dessen Bewegungen durch ihre Eleganz und Elastizität manches Auge mit Bewunderung auf ihm haften ließen — in allem also das Gegenteil von diesem Schwerverwundeten.

Im Hintergrunde verteilten sich plötzlich die Dampfwolken — ich sah ein Schlachtfeld, auf dem ein heißer Kampf ausgefochten sein mußte. In nebelhafter Ferne verschwanden nach verschiedenen Richtungen dunkle Heeresmassen, das

Schlachtfeld war bedeckt mit Verwundeten und Toten, zwischen denen und über die hinfort hertenlose Pferde jagten und hier und da eines von ihnen plötzlich zusammenbrach.

Im Vordergrund sah ich eine Gruppe: Vier französische Reiter, welche auf einen deutschen Offizier einhieben, der sich verzweifelt wehrte. In dem Augenblick, als er einen der Feinde vom Pferde hieb, kam ein Trupp Reiter ihm zu Hilfe — alles war in Staub oder Dampf gehüllt, aus dem plötzlich der deutsche Offizier allein hervorritt, den Weg am Graben verfolgend.

Dieser Reiter mußte mein Schwager sein. Das Gesicht, die Figur erkannte ich; seine Haltung war matt, der eine Arm hing schlaff herunter, er war augenscheinlich verwundet.

Als der Reiter näher kam, sah ich, daß er die Uniform des schwarzen Husaren-Regimentes trug; also konnte es nicht mein Schwager sein, denn der stand ja bei den neunzehnten Dragonern. Als sich dieser Husaren-Offizier dicht an dem krüppelhaften Baume befand, richtete sich der verwundete Dragoner-Offizier unter demselben mit großer Kraftanstrengung auf. Er schien einige Worte zu sprechen, der Reiter neigte sich hinab, reichte ihm die Hand, es schien, als wolle er vom Pferde steigen — da sank der andere zurück. Einen Augenblick hielt der Reiter, dann schaute er forschend auf und gab seinem Pferde die Sporen, welches die Richtung nach dem Verbandplatze einschlug.

Diesen konnte ich nicht genau überschauen, eine Wolke schob sich davor, verdrängte sich zu einer Wand — ich sah mich von den Wänden der Aula umgeben, viele teilnehmende Gesichter um mich, ich fühlte ein feuchtes Tuch an meiner Stirn und hörte von vielen Lippen zugleich die Fragen: „Wie geht es Ihnen? Wird Ihnen wohler? Sie sind nicht mehr so blaß!“

Eine Freundin erbot sich, mich nach Hause zu bringen, wofür ich ihr sehr dankbar war.

Sobald ich mit meiner lieben Mutter allein war, teilte ich ihr das Erschaute mit, aber wir beruhigten uns beide mit dem Gedanken, daß keiner unserer Verwandten einer der beiden Verwundeten sein könne.

Am nächsten Tage kam die Nachricht von der Schlacht bei Mars la Tour, einige Tage später die Nachricht, daß mein Schwager verwundet, mein Vetter weder unter Lebenden noch Toten gefunden worden sei.

Wochen und Monate wurde vergeblich nach ihm gesucht; endlich, endlich fand man ihn in einem Lazarett auf. Man hatte ihn bei seiner Auffindung für tot gehalten, aber ein sorgsamer Kamerad hatte noch einen Atemzug zu hören geglaubt, und so war er mit einem Transport Verwundeter in ein Lazarett gelangt. Die schwere Verwundung und der Typhus hatten ihm lange Zeit das Bewußtsein geraubt.

Das Weihnachtsfest brachte uns eine besondere Freude. Wir erhielten die Nachricht, daß mein Schwager, der von seinen Wunden geheilt, aber durch sie kriegsuntauglich geworden sei, zum Feste heimkehren werde. Mit meinem Neffen und den beiden kleinen Nichten war ich in freudiger Hast beschäftigt, die Fahne zum Willkommensgruße aufzuziehen, als wir das ersehnte Schlittengeläute vernahmen; die Kinder stürzten ihrem Papa entgegen, während ich die Fahne erst sicher befestigte.

Als ich die erste Begrüßungsscene vorüber glaubte, ging auch ich hinab. Mein Schwager legte neben den großen Militärmantel ab und stand vor mir in der Uniform des Schwarzen Husaren-Regiments.

\*) Die Berichtserzählerin ist mir als unbedingt zuverlässig bekannt; ich kenne auch die Namen, die hier nur mit Anfangsbuchstaben angedeutet sind.



„Wie? Du in Husaren-Uniform!“ rief ich erstaunt.

„Nawohl! In der habe ich den ganzen Feldzug mitgemacht.“

„Ich denke, Du warst bei den neunzehnten Dragonern?“

„Gewiß! Ich gehöre auch jetzt noch demselben Regimente an. Aber Du weißt ja, wie schnell meine Ordre kam, und Majestät hatten befohlen, daß jeder seine bisherige Uniform trage. Ich stand ja doch früher bei den schwarzen Husaren.“

Mit welcher Spannung lauschte wohl jeder den Erzählungen von den furchtbaren und erhebenden Erlebnissen der Kriegszeit! Mein Schwager war in unserer Gegend der erste, welcher heimkehrte, und so hatte gewiß niemand einen aufmerksameren Zuhörerkreis als er. Meine Spannung erreichte den Höhepunkt, als er die Schlacht von Mars la Tour schilderte und mit den Worten schloß: „In der Schlacht selbst läßt die Aufregung niemand vor Blutvergießen zurückschauern, aber diese kleinen Einzelgefechte, die oft nach schon beendeter Schlacht stattfinden, sind mir wie Mordscenen vorgekommen. Ich ritt in der Schlacht von Mars la Tour, in der ich schließlich von meinem Regiment getrennt worden war, demselben nach. Plötzlich war ich von französischen Soldaten —“

„Von vier Reitern,“ schaltete ich ein.

„Nawohl, es waren ihrer vier — umringt. Es galt sich seiner Haut zu wehren! Ich hatte schon die Wunde am Arm fort, aber hieb doch noch den einen vom Pferd nieder — da zum Glück kamen mir noch ein paar Dragoner zu Hilfe.“

„Mitteft Du dann nachher allein den Weg, und wer war es, den Du unter dem Baume fandest?“

„Habe ich das nicht geschrieben?“ fragte mein Schwager.

„Das war ja Georg von K . . . .! Ich ritt an einem Graben hin, um nach dem Verbandplatze zu kommen. Da richtete sich unter einem Baume ein zum Tode Verwundeter auf — es war Georg!“

„Es geht zu Ende, grüße meine Mama!“ stöhnte er. Ich wollte ihm die Hand reichen — er sank zurück, und ich mußte vorwärts, wenn ich mein Regiment erreichen wollte.“

„Wie sah Georg aus?“ fragte ich.

„Entstellt bis zur Unkenntlichkeit,“ antwortete mein Schwager und ging dann auf die Fragen der anderen ein, von denen jeder etwas anderes zu wissen wünschte.

Monate vergingen, mein lieber Vater erkrankte schwer und starb.

In diesen trauervollen Tagen besuchte uns der lang vermißte und endlich heimgekehrte Vetter Georg, den wohl niemand von uns wiedererkannt hätte. Infolge der vielen Lanzenstiche, welche er erhalten hatte, war, wie der Arzt erklärte, so viel Luft in die Hautöffnungen eingedrungen, daß seine Gliedmaßen, vor allem aber sein Gesicht, die Augenlider völlig angeschwollen erschienen und er wirklich bis zur Unkenntlichkeit entstellt war, aber sonst war er der alte geblieben und wir alle waren froh, ihn, der unsäglich viel durchkämpft und überwunden hatte, in unserer Mitte zu haben.

Ja, ich sah es: Er war jener Verwundete, den ich damals gesehen und nicht erkannt hatte. Ich konnte die Frage nicht unterdrücken: „War der Graben, an dessen Rande Du damals lagst, mit Wasser gefüllt oder war es vielmehr nur ein hoher Uferrand? Und was für ein Baum beschattete den Platz?“

„Der Graben war wasserleer und der Baum? Ja, ich sehe ihn noch vor mir; denn so elend ich war, wunderte ich mich darüber, ob der Baum eine Birke oder eine Weide sei.

Es war ein sonderbares, verkrüppeltes Ding, eine Art Weide, die nur in Frankreich vorkommt.“

So wußte ich nun, daß alles, was ich damals gesehen, sich wirklich in derselben Weise zugetragen hatte.

## Nach Sonnenuntergang.

Über die dunkelnden Thale  
Gleitet des Mondes Schein,  
Träufelt aus silberner Schale  
Frieden auf alles Sein.

Ich nur, Du Sonne, Du ferne,  
Der ich Dir ganz geglaubt,  
Bin nun beim Schimmer der Sterne  
Muhlos und glückberaubt.

Albert Rohl.

## Ein Original aus dem alten Berlin.

(Petri Kramer, der Wasserdichter.)

Die Zeit der Berliner Originale ist vorüber. Sie sind längst im Aussterben begriffen und verschwinden im Strome der Zeit mit der fortschreitenden Kultur schließlich ganz von der Bildfläche. Taucht auch hier und da vereinzelt noch eine jener volkstümlichen, wahrhaft originellen Gestalten auf, so ist es in der Regel ein Überbleibsel vergangener Zeit; das heutige Geschlecht zeitigt deren nicht viele.

Ein Original nun ganz eigener Art war Peter Kramer oder — wie er sich selbst zu nennen beliebte — Petri genannt. Peter Kramer war das Kind armer Weberleute und im vierten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts bis zu seinem Mitte der fünfziger Jahre erfolgten Tode eine stadtbekannteste Persönlichkeit, namentlich in der Gegend des damaligen Hamburger Thores. Das Prädikat „Wasserdichter“ verdankt er in erster Linie seiner kuriosen Gelegenheitsdichterei, alsdann aber seinem Vermögen, kolossale Quantitäten Brunnenwassers zu vertilgen; er übertraf in dieser Beziehung darin ein anderes Original jener Zeit um ein Bedeutendes, nämlich den ob seiner Vorliebe für Wasser so benannten Wasser-Schulze. Peter Kramer war in seiner bemitteltesten Glanzperiode ein Mann von vielleicht fünfundsiebzig Jahren. Stark und dabei doch schlank von Figur, trug er das lange blonde Haar genial vom Haupt herab, seine Wangen waren stets rösig angehaucht, und aus dem nicht unschönen Gesicht schauten ein Paar himmelblauer Augen mit fast kindlichem Blick hervor. Machte seine Erscheinung somit einem vorteilhaften Eindruck, so trug er doch andererseits zeitweise ein Gebahren zur Schau, welches darauf schließen ließ, daß es bei ihm im Oberstübchen nicht ganz richtig sei. Mehr aber noch wurde man zu dieser Annahme bestimmt durch seine ganz absonderliche Lebensweise. Er trug nämlich jahraus, jahrein, sowohl im Sommer, als auch bei der größten Winterkälte einen dünnen Anzug, meist von grauer Leinwand, und stets bedeckte sein mähenummwogtes Haupt ein Cylinder von riesigen Dimensionen. Seine Dachstube ließ er nie heizen, schlief auch im Winter stets bei

offenem Fenster, ohne eine Erkältung sich zuzuziehen oder eine Spur von Frost zu zeigen. Daß er nie froz, hat vielleicht seinen Grund in der großen Menge reinen Wassers, das er zu jeder Zeit verbrauchte. Und so närrisch diese Bekleidungs-methode war, so absonderlich war sein Lebensunterhalt; dieser bestand thatsächlich mit höchst seltener Ausnahme nur in Wasser und Brot. War er irgendwo zu Gaste, so verschmähte er alles, außer Wasser, Kaffee und Backware. Hierin aber konnte er Gewaltiges leisten, verzehrte er doch eines Tages im Hause meiner Eltern für viereinhalb Groschen Schrippen und Salztuchen, die auf seinen Wunsch herbeigeschafft wurden, und die er mit drei Kannen Kaffee hinabspülte. Einmal jedoch allwöchentlich hatte er freien Mittagstisch bei dem damaligen Bischof G., den er aus religiösen Rücksichten — Peter war fromm — nicht wagte abzulehnen. Diese Vergünstigung aber hat er bald durch eigene Schuld verloren. Wie er nämlich selbst erzählte, hätte ihm des Bischofs Köchin, Marie, vertraut, daß er ein schöner Mann sei und es ihr angethan hätte. Als er solches vernahm, konnte er, wie er meinte, nicht länger an sich halten und küßte stürmisch den Rosenmund, der ihm solches Glück verheißte. In diesem feierlichen Moment nun sei Hochwürden herzutreten und habe ihn mit den Worten: „Was muß ich sehen? Sie sind mir ein zu übermütiger Christ, Sie bekommen keinen Freitisch mehr, hinaus mit Ihnen!“ für immer aus dem Hause gewiesen. Dies Unglück aber rührte ihn wenig; Wasser und Brot hatte er ja doch.

Sein Hauptgewinnst jedoch neben dem Erwerbe aus Botendiensten bestand in der Verfertigung der Gelegenheitsgedichte. Für dies konfuse Geschreibsel suchte sich Peter seine Abnehmer selbst. Namentlich waren es bekannte Persönlichkeiten, Künstler, hohe und höchste Herrschaften, die er mit seinen poetischen Ergüssen beglückte. Jede Feierlichkeit, welcher Art sie auch sein mochte, nahm er wahr; er hatte ein Buch angelegt, worin genau die Festlichkeiten, besonders aber die Geburtstage vieler hoher Herren, berühmter Leute und einer Anzahl seiner Bekannten und Gönner verzeichnet waren. War irgendwo eine Festlichkeit, so überreichte Peter sofort ein Gedicht und wußte es stets so einzurichten, daß seine „Gratulation“ oder „Kondolation“ auch in die richtigen Hände gelangte; eines kleinen Geldstückes war er dann sicher. Die Königin Elisabeth mußte wohl seine besondere Gönnerin gewesen sein, denn dieser widmete er bei jeder, selbst bei der geringsten Gelegenheit ein Poem, wofür er regelmäßig zu seiner größten Freude fünf Thaler erhielt. Alle seine Einwendungen aber unterzeichnete er mit den Worten: „Ich bin ein armer Bote, heiße Petri, genannt Krauer, und wohne in der A-Strasse vier Treppen.“

Waren seine Gedichte auch meistens widersinnig, so fehlte es doch einigen nicht an satirischer Pointe, niemand jedoch nahm daran irgend welchen Anstoß; im Gegenteil war er ob seines sanften, allezeit liebenswürdigen Betragens gern gesehen bei Groß und Klein, wenn schon auch manchmal über ihn gespottet und gehöhnt wurde. Wie nun männiglich bekannt, zieht die Liebe ein in jedes Herz, auch unser Original Peter sollte nicht davon verschont bleiben. Der arme Teufel hatte in seiner Verwirrung eine schwärmerische und wahrhaft ernstliche Leidenschaft gefaßt zu einer hochgebildeten Dame aus den feinsten Streifen. Er machte ihre Wege öfter Seenen und trat für sie ein gleich einem Don Quixote; in zahllosen Oden und Dithyramben hatte er sie besungen als das Ideal aller weiblichen Anmut. Geradezu in Ekstase konnte er ge-

raten, wenn er die Vorzüge seiner Angebeteten schilderte. Armer Peter, Du mußtst entsagen!

So kräftig auch seine Körperkonstitution war, raffte ihn doch ein Schlaganfall — eine Folge seiner verkehrten, oben geschilderten, schädlichen Lebensweise — im besten Mannesalter von diesem Schauplatz hinweg.

## Aud eine Sonne kam.

Von Paul Warden.

Es war ein Stern in meiner stolzen Seele —  
Die Welt war mein! Ich rechte meine Hand:  
„Was gab' es wohl, wozu die Kraft mehr fehle?!“  
Die Schwingen hatte frei mein Geist gespannt.  
Empor vom Erdenstaube konnt' ich steigen —  
Des Adlers Flug war nicht dem meinen gleich.  
Was meine Augen sah'n, es war mein eigen —  
Das All mein Reich!

Es war ein Stern in meiner armen Seele —  
Du warst's! Ein Licht ging aus von Deinem Bild —  
Kein Nebel, der noch etwas mir verhehle —  
Ich liebte Dich, so stark, so treu, so mild!  
Ich fühlte: nimmer könnt' ich von Dir lassen —  
Du warst für mich der Urquell alles Lichts —  
Da kam der Tag — ich sah den Stern verblassen —  
Er ward zu nichts!

Und eine Sonne kam in meine Seele —  
Und Draußen scholl aus tiefverborg'nem Quell.  
Und ich sank hin — der ich dem All befehle,  
Sank hin — und ward zum Wurm gedankenschnell!  
Und eine Stimme sprach: „Der Du voll Ahnen  
Schon Gott Dich wähltest, frei in Deiner Welt,  
Ich leite Dich auf meinen ew'gen Bahnen,  
Wie mir's gefällt!“

## Vermischtes.

In Bezug auf die in Heft 10 Sp. 430 enthaltene Zuschrift sendet uns Herr Professor D. W. Gerberding in Berlin folgende Zeilen:

Vor ein paar Jahren schon hat mir ein von Neapel sehr klug zurückgekehrter Freund unter ähnlicher Entrüstung, wie sie der Verfasser des Artikels der Romanzeitung über die Sentimentalität der Deutschen empfindet, erklärt, die Redensart heiße: Vedi Napoli et poi Mori (nicht mori oder muori) und bedeute, erst sieh Neapel und dann das viel schöner gelegene Mori, dann wirst Du erst staunen! Das ließ sich doch noch eher hören, als die „Geschichte über die Geschichte“ von der Gasbeleuchtung; aber unsinnig ist sie auch. Wie und wann nun jene Redensart entstanden, darüber vermag ich zwar selbst nichts Näheres beizubringen, aber das weiß ich, daß schon Goethe sie kannte und daß sie nach seinem Briefe aus Neapel vom 3. März 1787 (Werke, Cottasche Ausg. v. 1868, Bd. 19, S. 192), wo sie sich gerade in der Ihrem

Erklärer nach Absatz 8 unbekanntem Form „Vedi Napoli et poi muori“ findet, nicht sentimental deutschen, sondern original neapolitanischen Ursprungs ist, denn Goethe setzt hinzu: „sagen sie hier.“ Daß auch er sie in dem noch jetzt landläufigen Sinne verstanden hat, geht aus der angeführten Stelle klar hervor. Dieser Sinn bietet sich auch so einfach dar und entspricht so sehr der Natur der Sache, daß man darüber kein Wort zu verlieren braucht.

Es wäre interessant zu wissen, ob der neapolitanische Spruch zuerst durch Goethe in Deutschland bekannt geworden ist. Er selbst hat ihn offenbar vor seiner italienischen Reise, und er hatte sich doch vorher durch ausgedehnte Lektüre von Reiseberichten u. s. w. gründlich unterrichtet, nicht gekannt. Das scheint mir mit Gewißheit aus der Art, wie er ihn mitteilt („sagen sie hier“) hervorzugehen.

**Der ehemalige Berliner Generalmusikdirektor** und Komponist Spontini war den Berlinern seines hochfahrenden und überstolzen Wesens wegen sehr verhaßt, und wo sie ihm etwas anhängen konnten, thaten sie es mehr wie gern. Besonders gefiel sich der Gassenwisg darin, seine Opern umzutausen. Beispielsweise: Seinen „Kurmahäl, das Rosenfest in Kaschmir“, nannte man spottweise „Nur nich noch'n mal, oder der Hosenrest von Kaschmir“; seinen „Alzidor“ — „Alzidoll“.

Gr—r.

**Wie man einen Feind zum Freund macht.** Der englische Schriftsteller Young fuhr eines Tages in Gesellschaft mehrerer Damen auf der Themse spazieren. Damit der Gesellschaft die Zeit nicht zu lang würde, zog er seine Flöte aus der Tasche, auf der er Meister war und fing an zu spielen, hörte indes bald wieder auf. Möglich erblickte er neben seinem Fahrzeug eine Barke mit Offizieren, von denen einer ihn ziemlich grob fragte: „Warum hören Sie auf zu spielen?“ Ruhig erwiderte Young: „Wie kommen Sie zu dieser Frage? Ich wollte aufhören.“ — „So werden Sie sich wohl bequemen, wieder anzufangen!“ rief der Offizier brüsk. „Aber —“ — „Sie fangen an, sage ich Ihnen, oder Sie fliegen augenblicklich in die Themse.“ Young gewahrte die Bestürzung der Damen und machte gute Miene zum bösen Spiele.

Als die beiden Fahrzeuge das Ufer erreicht hatten, zog Young den unverschämten Offizier bei seite und sagte zu ihm: „Wenn Sie ein Mann von Ehre sind, so werden Sie mir Genugthuung für Ihre impertinente Zumutung geben. Ich erwarte Sie morgen ohne Zeugen und mit dem Degen bewaffnet.“ Er nannte ihm noch den Ort und ließ den Offizier, der ganz verbüßt die Forderung angenommen, stehen.

Am nächsten Tag hatte sich Young zuerst auf dem bestimmten Platz eingefunden. Als der Offizier erschien, zog Young rasch ein Terzerol aus der Tasche und hielt es seinem Gegner unter die Nase. „Was!“ schrie dieser empört, „Sie wollen mich meuchlings morden?“ — „Keineswegs,“ entgegnete jener ruhig, „ich fordere Sie nur auf, ein Menuett zu tanzen.“

„Wie?“

„Wenn Sie nicht augenblicklich ein Menuett tanzen, zerschmettere ich Ihnen den Hirnschädel.“

Was blieb dem Offizier übrig — mit süßsaurer Miene fing er an zu tanzen.

„Gut,“ sagte Young, als sein Gegner das Menuett beendet, „gestern liebten Sie mich die Flöte spielen, und ich ließ Sie heute tanzen, folglich sind wir quitt! Wo nicht,

und fordern Sie noch eine andere Genugthuung, so bin ich Sie Ihnen zu geben bereit!“ Der Offizier sah sein Unrecht ein, fiel Young um den Hals und beide waren fortan gute Freunde.

Gr—r.

— Der englische Schriftsteller Laurence Sterne (geb. 1713, † 1768), der phantastischste unter den englischen Humoristen, welcher in seinem berühmten Roman „Tristram Shandy“ es so ausgezeichnet verstand, das Lächerliche mit dem Pathetischen zu verbinden, äußerte einst in einer feinen Londoner Gesellschaft, deren Liebling er war: „Jeden Schriftsteller, der seiner Feder eine einzige Sottise entgegen läßt, sollte man über seiner eigenen Hausthür aufknüpfen!“ Rasch erwiderte ihm eine Dame: „Sie, Herr Sterne, wohnen also zur Miete?“

Gr—r.

— Der große französische Mathematiker Nicole war einst von einer vornehmen Pariser Dame zur Tafel geladen worden. Nicole, der in seinem ganzen Leben nie so gut gegessen hatte, dankte beim Weggehen in überschwenglichen Worten und versicherte, er werde nie aufhören, ihre schönen kleinen Augen zu bewundern. „Das war ein dummes Kompliment von einem so großen Mathematiker,“ sagte ihm ein Freund auf der Treppe. Nicole, der sehr zurückgezogen von der Welt lebte und in gesellschaftlichem Takt überhaupt kein Meister war, merkte nun allerdings, daß er einen Mißgriff gethan. Er ging zu der Dame zurück, bat sie demütig um Vergebung und in der Meinung, daß an einer so großen Dame nichts klein sein dürfe, schwur er ihr: nie habe er so schöne große Augen gesehen, nie einen so schönen großen Mund, nie eine so schöne große Nase, und nie einen so schönen großen Fuß. Mit dem Bewußtsein, seine Sache jetzt sehr gut gemacht zu haben, entfernte er sich, ohne auf die geräuschvolle Heiterkeit der anderen Gäste zu achten.

Gr—r.

## Entwaffnet.

Ich leg' mein Haupt in Deinen Schoß,  
Das matt vom Ringen mit der Welt,  
Und meine Seele frei und bloß  
Mit Deiner Seele Zwiesprach hält.

Und heil'ges Mitleid zuckt in Dir,  
Und eine Thräne warm und voll  
Fällt auf die bleiche Stirne mir  
Und tilgt den heißen, wilden Groll.

Und alle Wunden schließen sich,  
Und alle Schmerzen schweigen still,  
Und alle Pulse grüßen Dich,  
Der ich mich liebend neigen will.

Von Glorienschein und Himmelslicht  
Erscheint Dein Angesicht verschönt,  
Der Strahl, der Dir im Auge spricht,  
Er hat mich mit der Welt verfühnt.

Georg A. Albert.

## Gründung eines Allgemeinen Deutschen Bühnenvereins.

Anfangs Februar ist der unten folgende Aufruf versendet worden. Der Leiter der Zeitschrift bittet die Leser dem Unternehmen ihre Teilnahme zuzuwenden. Der Aufruf lautet:

Von vielen Seiten wird von Tag zu Tage mehr empfunden und beklagt, daß die heutige deutsche Bühne, die ein Ausdruck der Geistes- und Herzensbildung unseres Volkes sein und zur gedeihlichen Entfaltung unseres nationalen Lebens kräftig mitwirken sollte, diesem hohen Verufe wenig entspricht. Anstatt dem von den Mähen des Alltagslebens Erschöpfsten die Erfrischung und Erhebung echter Poesie zu bieten, scheinen viele Theater fast geküßentlich bemüht, durch fade oder frivole Nachwerke das ästhetische und sittliche Empfinden weiter Volksschichten abzustumpfen und herunterzuziehen. Dabei werden namentlich von einzelnen Bühnen der Hauptstadt, die jedoch auch in der Provinz vielfach Nachfolge finden, fast nur aus dem Auslande hergeholt oder diesen nachgeahmte Stücke aufgeführt, Stücke, deren Hauptreiz in einer oft kaum noch verhüllten Lüsternheit besteht und die nur zu sehr geeignet sind, deutsche Sitte und deutsche Denkart zu untergraben.

Die Entschuldigungen, die oft für dieses Verhalten vieler Bühnenleitungen vorgebracht wird, daß es an wertvollen neueren deutschen Originalarbeiten für die Aufführung fehle, ist, wie jeder Kundige weiß, eine völlig haltlose.

Eine gewissenhafte und vorurteilslose Prüfung der eingekamten Arbeiten findet nur an wenigen Orten statt, und so wird es selbst bedeutenden neu auftretenden Kräften sehr erschwert, wo nicht unmöglich gemacht, sich Anerkennung zu verschaffen, damit aber eine kräftige, einheimische Produktion von vornherein beeinträchtigt und gehemmt. In der Provinz begnügen sich die meisten Theater damit, urteilslos die Stücke gewisser Modeschriststeller aufzunehmen, die ihnen die Residenz zuschickt oder die ihnen von zubringlichen Agenten aufgenötigt werden. Dieser Verzicht auf selbständige Initiative erklärt ausreichend die fast unumschränkte Herrschaft einseitiger und verkehrter Geschmacksrichtungen und die bedauerliche Ode der heutigen Bühnenliteratur.

Diesem tiefen Verfall der heutigen deutschen Bühne entgegenzuwirken, wird auch der, welcher dem Theater nicht näher steht, als eine ernste und lohnende Aufgabe erkennen. Handelt es sich doch um ein sehr wichtiges Gebiet unseres geistigen Lebens. Es ist daher der Gedanke entstanden, alle Freunde einer edlen Bühnenkunst nicht bloß in einer einzelnen Stadt, sondern im gesamten deutschen Vaterlande in einen Verein zusammenzufassen, in welchem durch allseitiges Zusammenwirken gewiß Erfreuliches, vielleicht Großes geleistet werden kann.

Wir fordern, daß das Theater, möge es nun leichter Unterhaltung oder ernstem geistigem Genuß dienen, nicht aufhöre, ein Tempel echter Kunst zu sein; daß es möglichst das Beste vorführe, nicht nur von anerkannten Werken älterer Perioden, sondern auch von den Schöpfungen unserer Zeit, und dabei, ohne hervorragende Dichtungen fremder Nationen zu verschmähen, der Produktion des eigenen Volkes seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Bei der Aufführung

würde übermäßiger Luxus und aufdringliches Virtuositentum zu bekämpfen und auf harmonisches Zusammenspiel und natürliche und dabei edle Darstellung besonders zu achten sein.

Es ist zu erwarten, daß es nicht an Bühnen fehlen wird, die dem Versuch, eine edlere dramatische Kunst zu pflegen, freundlich entgegenkommen werden; vor allem aber wird erstrebt, eine eigene Bühne zu gründen, die sich zur alleinigen Aufgabe stellt, einer echten, deutschen Kunst zu dienen und anderen Bühnen eine Anregung und ein Beispiel zu geben.

Die vorläufigen Satzungen des allgemeinen deutschen Bühnenvereins, die in einer später zu berufenden Hauptversammlung der Mitglieder näher festgestellt werden sollen, würden folgende sein:

1. Alle, denen die Hebung der deutschen Bühne am Herzen liegt, treten zu einem Verein zusammen. Das Ziel ist, den Einfluß der Fremde auf das gebührende Maß herabzusetzen, die Herrschaft der bloßen Macht und des rohen Effekts zu bekämpfen und Schöpfungen von echtem Kunstgehalt, von poetischem und dramatischem Wert den Weg zur Bühne zu bahnen. Dabei soll jede Einseitigkeit und jede berechnete Richtung innerhalb der Kunst in gleicher Weise gefördert werden.

2. Die notwendigen Mittel werden aufgebracht:

- a) durch Jahresbeiträge der Mitglieder (10 Mark);
- b) durch freiwillige Zuwendungen wohlhabender Kunstfreunde, mögen sie nun in erhöhten Jahresbeiträgen oder in einmaligen Überweisungen bestehen.

3. Es soll versucht werden, unter Umständen durch Gewährung von Zuschüssen, eine oder mehrere Bühnen für die Zwecke des Vereins zu gewinnen. Diese Vereinsbühnen verpflichten sich, möglichst viele neuere deutsche Originalarbeiten von poetischem und dramatischem Wert aufzuführen, auf deren Auswahl dem leitenden Ausschuß des Vereins ein näher festzusetzender Einfluß zusteht. Durch Gesamtgastspiele solcher Vereinsbühnen in anderen Städten könnte die weitere Verbreitung der Bühnenreform gefördert werden.

4. Es wird an einem für den Reiseverkehr günstig gelegenen Orte die Erbauung eines deutschen Bühnenhauses ins Auge gefaßt, in welchem während einiger Sommermonate durch auserlesene Kräfte eine Reihe von Mustervorstellungen zu geben wäre. Die Baukosten wären in Anteilen durch Zeichnung von Kunstfreunden aufzubringen, die Leitung würde einem mit dem Verein in enger Verbindung stehenden Direktor zu übertragen sein.

5. Die Bildung von Zweigvereinen zur Wahrnehmung örtlicher Interessen innerhalb des allgemeinen Verbandes ist erwünscht.

6. Den Mitgliedern des Vereins dient als Organ der Verständigung neben jährlich zu berufenden Generalversammlungen eine Zeitschrift, die jedem für seinen Jahresbeitrag unentgeltlich geliefert wird. Umfang und Häufigkeit des Erscheinens richtet sich nach den Verhältnissen des Vereins. Den Inhalt würden bilden: kurze Aufsätze zur Orientierung über das Wesen und die Ziele der dramatischen Kunst, praktische Vorschläge, Berichte über die Zustände und Fortschritte des Vereins, insbesondere über die Tätigkeit der Vereinsbühnen; unparteiische Besprechung neuerer dramatischer Werke; Sprechsaal für die Mitglieder u. dergl.

7. Über etwaige Ausdehnung des Wirkungskreises des Vereins und dessen weitere Organisation bleibt die Beschluß-

fassung den einzuberufenden Generalversammlungen vorbehalten. Bis dahin hat der den Verein begründende Ausschuß die Leitung zu führen.

Anmeldungen für den Verein (mit genauer Angabe des Namens, Titels und Wohnorts) nehmen die Unterzeichneten entgegen. Die Beiträge für das laufende Jahr wolle man entweder gleichzeitig mit der Anmeldung oder spätestens bis zum 1. Mai d. J. an den königlichen Regierungsbaumeister Herrn Mag Leibich in Pforta, Provinz Sachsen, einsenden, welcher einstweilen die Führung der Kasse übernommen hat. Heinrich Hart, Julius Hart (Friedrichshagen bei Berlin, Ahornallee 52). Dr. Max Heinze (Geheimer Hofrat, Professor an der Universität Leipzig, Grimmaische Straße 32). Dr. Karl Lamprecht (Professor an der Universität Leipzig, Thomastischstraße 2). Mag Leibich (Königl. Regierungsbaumeister, Pforta, Provinz Sachsen). Otto von Leyzner (Berlin NW., Stephanstraße 66). Dr. Berthold Lizmann (Professor an der Universität Bonn, Coblenzer Straße 83a). Max Martersteig (artistischer Direktor des Stadttheaters zu Riga). Dr. Hermann Schreyer (Professor, Pforta, Provinz Sachsen). Dr. Karl Schüze (praktischer Arzt in Kößen). August Trümpelmann (Superintendent in Magdeburg, Johannisbergstraße). Adolf Graf von Westarp (Partenkirchen in Oberbayern).

(Der einstweilen die Geschäfte leitende Ausschuß wird sich noch weiter verstärken. Ein Verzeichnis der bereits dem Verein beigetretenen und der neu hinzukommenden Mitglieder wird in dem ersten Heft der Vereinschrift, das in einigen Wochen zur Ausgabe gelangt, mitgeteilt werden.)

### Briefkasten.

Frl. E. J. in A. (Dstr.). A. N. ist nur Schriftstellername; den bürgerlichen dürfen wir nicht mitteilen. Ein anderer Roman der Schriftstellerin ist uns unbekannt. — Herr C. C. C. in St. „Elsend“ und „Albumbblätter“ sollen kommen. — Frl. W. Pr. in B. Dank für die lieben Worte! — Sekundaner G. J. in B. Zu jugendlich. — Not. Herzlichen Dank für die Sendung und viele Grüße! — M. B. (Potsdam). „Des Wassers Geheimnis“ enthält einen echt dichterischen Gedanken, aber die Ausführung steht nicht auf gleicher Höhe und die Form ist nüchtern. Senden Sie gelegentlich anderes. — Herr M. G. in L. „Ungestilltes Sehnen“ kommt mit kleinen Änderungen. — Herr ?? Ich habe weder Ihren Namen noch den Wohnort enträtseln können und weiß nur, daß dieser in „W.“ (Westfalen?) liegt. Die Gedichte sind leider dort, wo ich die Schrift lesen konnte, so ungenügend, daß sie wohl auch dort, wo ich es nicht vermocht habe, kaum besser sein dürften. — Die 20 Pf. für Zurücksendung habe ich dem Verein für Kinderheilstätten überwiesen. — Herr D. H. K. in E. „Verborgene Schätze“ sollen gelegentlich kommen. Besten Gruß. — Ellen Sturm. Ich habe, natürlich zu meinem großen Schmerz, nicht die Zeit, mit Ihnen einen „geistreichen“ Briefwechsel zu unter-

halten, kann Ihnen auch sonst keinen vermitteln. Daß ich noch dazu die Aufschrift so schreiben müßte, als stamme sie „von einem jungen Mädchen“ ist auch ein zu großes Verlangen. Ich habe von einem jungen Mädchen gar nichts an mir, nicht einmal die Schrift. Übrigens besten Gruß. — Fr. J. N. in S. Nein, ich zürne wegen des Briefes nicht, trotzdem 17½ Seiten etwas sehr viel sind. Aber ich beklage nur, daß ich trotz der nicht wenigen Worte nicht weiß, was Sie eigentlich wollen. Möchten Sie mir nicht auf einer Seite klipp und klar Ihr Verlangen wiederholen? — Herr Rektor W. J. in B. „Geigers Tod“ und „Vorbei“ kommen. Besten Gruß und Bitte um Nachsicht. Es liegt zu viel da, und alle drängen. — Frl. G. H. in D. Sie sehen die Dinge merkwürdig an. „Schwankende Augen“ gingen noch an, obwohl es nicht besonders klar ist; aber „nahrhafter Mund“? Das könnte man vielleicht von einer Hausfrau sagen, die nur von Küchenrezepten zu sprechen weiß, aber für einen Mund, an dem sich der Liebende satt küssen möchte, ist mir der Ausdruck doch zu undichterisch. Und: „Ich möcht' die Rosen Deiner Wangen pflücken und binden sie zum Kranz und darauf Thränen weinen, so hell wie Perlenglanz“ — das erscheint mir etwas unnatürlich. Ich zweifle, ob wir in „bleibende Verbindung“ treten können. — Frl. M. L. Weibe Gedichte sind von starker Empfindung beseelt, besonders „Sehnsucht“ — man fühlt Ihr Herz zittern. Aber leider sind große Formfehler da, sogar undeutsche Wendungen, die sich nicht beseitigen lassen. Senden Sie neues. Besten Gruß. — Herr T. in A. „Trauung“ ist in fließender Sprache geschrieben; Versbau und Reim sind gut, aber das Ganze ist innerlich nicht genug dichterisch durchgeföhlt. Auch Sie können mir gelegentlich neues schicken. — Frl. N. Sch. in B.

Wehe,  
Wenn ich, ehe  
Ich zum Frühling gehe,  
Solche, solche Verse sehe.

Gräßlich  
Wird mir, bläßlich  
Want' zu einem Ess'! Ich —  
Rina, Rina, das war häßlich!!

### Inhalt der Nr. 22.

Die Sonntagskinder. Roman von Hans Werder. Forts. — Arkanum. Roman von Ludwig Würzburg. Forts. — **Beiblatt:** Fernweh. Von Kory Towska. — Ist sie Weltbame? Von Wilhelmine Hartmann. — Die Nachbarin. Von Paul Klie. — Ein Fall vom „zweiten Gesicht.“ Von Sophie von Keller. — Nach Sonnenuntergang. Von Albert Kohl. — Ein Original aus dem alten Berlin. Petri-Kramer, der Wasserdichter. — Und eine Sonne kam. Von Paul Warnke. — Vermischtes. — Entwaffnet. Von Georg A. Albert. — Gründung eines Allgemeinen Deutschen Bühnenvereins. — Briefkasten.

# Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3/4 M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

No. 23.

## Die Sonntagskinder.

Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

### XIII.

Der zweite Tag hatte die „Meisterfinger“ gebracht und dann folgte ein Tag gänzlichen Ausruhens für Künstler und Zuschauer. Die Fürstin ging, nachdem sie zusammen eine Wallfahrt zu des Meisters Grabe unternommen, wieder mit den beiden Mädchen nach Angermanns Kneipe, wo ihre Söhne mit Eckard Hayden und Kotschütz, dem Afrikareisenden, ihr entgegenkamen. Die Prinzessin Konstantin war schon dort mit ihrem Gemahl und erhob sich erfreut.

„Liebe Fürstin, hier geht es heute gar zu fröhlich her! Das wird meiner zarten Elfe nicht gefallen! Nehmen Sie uns mit in Ihre Wohnung, dann bleiben wir dort den Vormittag beisammen!“ Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall und wurde sofort ausgeführt. Die Unterhaltung drehte sich ausschließlich um die Aufführung des gestrigen Abends. Der Maler Scharfenberg führte ihnen die vorzügliche Rolle Bedmessers mit großem komischem Talente noch einmal vor und erntete reichen Beifall. Dann verlangte man Musik und es erhob sich ein Streit. Waldemar erklärte voll Verachtung: nach Bayreuth brächte er niemals seine Dilettantengeige mit, Eckard Hayden ebenso: er spielte niemals in Bayreuth.

„Dann aber dürfen doch die Reher sich hören lassen?“ wandte sich Prinz Konstantin an Holbe. „Ärgern Sie diese rabbiaten Wagnerianer durch ein ganz antiwagnerisches Lied, Fräulein Bernharbi!“

„Ja, das wollen wir thun, Hoheit, Sie sollen Ihre Freude daran haben!“ rief Elfe mit ihrem silberhellen Lachen, indem sie aufsprang und rasch zu dem Pianino hintrat. Holbe verstand sie und folgte

ihr. Eckard Hayden sowie der Prinz stießen gleichzeitig einen Ruf des Schreckens aus: Komponist und Dichter, die sich durch das Bewußtsein ihrer That verrieten. „Frühling und Liebe“ hieß das Lied, und wie es Elfe spielte, Holbe sang, da klangen Frühling und Liebe aus den holden jubelnden Klängen wie Lorchengesang an die Herzen der Zuhörer.

„Was grünt das Thal,  
Was schwellt die Brust?  
Der Frühling kommt wieder  
Mit Jugendblust!  
Der liebliche Knab'  
Im Blumengewand  
Ist knospenden Herzen  
Als Amor bekannt.  
Wie liebend der Lenz  
Die Fluren durchzieht,  
So ist Liebe der Frühling  
Im Menschengemüt!“

Mein liebendes Herz  
Es jubelt und schallt  
Der Frühling erfasst es  
Mit Allgewalt.  
Seit mich hat erweckt  
Die göttliche Macht,  
Versank mir der Stummer  
Wie Winternacht.  
Glück, Liebe und Lenz,  
Vereinert in mir,  
Euch grüße ich strahlend  
Als Siegespanier!“

Stürmischer Beifall belohnte den reizenden Vortrag. Der Prinz beteiligte sich daran. „Auf die Worte bezieht er sich ja doch nicht,“ versicherte er dabei. „Aber die Komposition ist so wunderhübsch, der Gesang und das Spiel so vollendet, daß der Dichter sich ganz extra dafür bedanken muß!“

„Aber die Worte sind entzückend, Hoheit,“ rief Elfe mit Wärme. „Und was wären Komponist und Sänger ohne den Dichter, der ihnen Stoff und Anregung hergegeben! Sie sehen, ich zeige mich bereits ganz bewandert in den Lehren des Meisters!“ Ihr Blick streifte bei diesen Worten zu Edard Hayden hin. Hatte er sie gehört? Er hob langsam die Augenlider empor, bis sein Blick an den schlanken Mädchenhänden haftete, die soeben seine Musik gespielt. Er dachte daran, wie er das Lied komponiert und flüchtig darüber nachgeonnen, ob dem Ausdruck „knospende Herzen“ wohl in Wirklichkeit ein Sinn unterzulegen sei. Ja, hier war eine Knospe, noch fest verschlossen. O, wann würde der Frühling sie erfassen mit Allgewalt? Und wer würde es dann sein, der vor sie hintrat, gerüstet mit der „göttlichen Macht?“ Er wandte sich ab, von der Unlösbarkeit seiner Frage quälend berührt, und über Elfes Gesicht ging ein Schatten der Enttäuschung.

Die Morgenversammlung wurde beendet durch ein gemeinschaftliches Mittagessen im „Reichsadler“, und dann fuhren sie alle nach der „Fantaisie“ hinaus. Die Fahrt durch freundliche, waldrreiche Berglandschaft, bei schönem, kühlem Wetter, wurde in mehreren Wagen unternommen. Die Prinzessin fuhr mit der Fürstin Hohenstein, Egon und Rotshütz zusammen, Elfe und Jolbe mit dem Prinzen und Waldemar. Elfe war in sonnigster Stimmung und Prinz Konstantin, der eine kleine Schwärmerei für das holde Kind besaß, lachte und neckte sich mit ihr die ganze Zeit hindurch. Auch Jolbe wurde in den Wortkrieg hineingezogen. Sie sah Waldemar gegenüber und so waren alle ihre Lebensgeister erköht und angeregt. Auch Waldemar befand sich in einer eigenartig erregten Stimmung. Er hing an sich klar darüber zu werden, daß sie ihm die Musik, seine angebetete Kunst, zu verkörpern begann; daß selbst der Genuß, die Musikdramen im Bayreuther Festspielhause anzuhören, an Reiz für ihn verlor, wenn nicht Jolbe an seiner Seite saß.

Hier sah er sie vor sich in ihrem grauen, englischen Reisekleid, das knapp und anschniegend die schöne, leichte Gestalt umschloß, das reizende Gesicht von dem kleidsamen Hüthen beschattet, den Blick ihrer Augen mit so absonderlichem Ausleuchten dem seinen belegend. Er hatte ein Gefühl, als ob der Einfluß dieses steten Beisammenseins, des Bayreuther Festtagelbens und der nervenerregenden Musik sie beide wie mit Zauberschlingen umspann. Doch diese zu zerreißen wäre der Tod gewesen! Nein, nein, mochte kommen, was da wollte! Und damit schüttelte er das Grubeln ab.

Die „Fantaisie“ ist ein Rokokoßloß aus der markgräflichen Zeit, wohnlich und schön erhalten, in wundervollem Park gelegen. Thäler, Höhen, Bäche und Teiche durchziehen ihn in romantischer Abwechslung. Es war für die lebensfrohe Gesellschaft ein Hochgenuß darin umherzustreichen nach Herzenslust.

Auf einer Brücke waren die beiden Mädchen stehen geblieben, um hinabzuschauen in die klare Tiefe des rasch dahinjziehenden Wassers. Dann war

Jolbe mit den Herren weitergegangen und Elfe blieb für einen Augenblick allein. Edard Hayden trat an ihre Seite, stillschweigend, wie zufällig, und sie setzten nebeneinander den Weg fort. Endlich brach er das Schweigen.

„Ich habe Sie noch gar nicht gefragt, Gräfin, wie hat Ihnen der Parsifal gefallen? Sie fürchteten sich, ihn zu sehen! Haben Sie Ihre Furcht begründet gefunden?“

„Nein!“ erwiderte sie mit freudiger Festigkeit. „Ich fürchtete das Heiligste auf der Bühne preisgegeben zu sehen, doch das ist nicht der Fall! Die Ritter feiern ja nicht das heilige Abendmahl, wie wir es kennen, sondern das Liebesmahl aus der alten Christenzeit, und der Anblick hat nichts Störendes für uns!“

„Und die Scene im dritten Akt zwischen Parsifal und Kundry?“ fragte er. Elfe zögerte einen Augenblick. „Ja, die hat mich freilich zuerst erschreckt! Wenn man ihn sieht in seinem weißen Gewande, die Hüterin zu seinen Füßen, so glaubt man wohl ein Christusbild vor sich zu sehen, den Helden irrtümlicherweise mit dem Heilande selber identifiziert. Aber das ist nicht richtig; er tritt als der Verkündiger der frohen Botschaft auf, als Priester, und schien mir den Gedanken darzustellen, daß wir in der Nachfolge Christi ihm selber ähnlich werden sollen und können! Ja, wie es sogar wörtlich heißt: seinem verklärten Leibe! Nur freilich — auf einer Theaterbühne darf Parsifal nicht erscheinen, mit seinen Gloden und Kirchengesängen! Einzig nur als das Bühnenweihfestspiel auf dem Bayreuther Hügel können wir ihn ohne Kränkung unseres christlichen Gefühls bewundern!“

„Sie haben recht, Gräfin,“ erwiderte Edard, „und wir wollen hoffen, daß er für Bayreuth allein erhalten bleiben wird! Es freut mich, daß Ihr Urteil über dieses Meisterwerk sich so gestaltet hat! Ich wußte, es konnte nicht anders sein! Meinen Sie nicht auch, daß dieser dritte Aufzug das Erhabenste ist, was wir sehen können in seiner Einfachheit und abgeklärten Ruhe? Diese drei zusammen an dem heiligen Quell, ist es nicht, als ob man eine Legende vor sich sähe? Nur ein alter Mann konnte dies schreiben, so wie auch nur ein alter Mann uns den zweiten Teil des Faust geben konnte! Es war eine weise That des Schicksals, daß es dieses herrliche Kunstwerk die letzte Schöpfung des Meisters sein ließ!“

„Des Schicksals!“ wiederholte Elfe. „Warum wollen wir nicht lieber aussprechen, daß Gott ihn hinwegnahm, nachdem er schließlich an seinem Lebensabend sich durch sein herrlichstes Werk zum Christentum bekannt hatte!“

Edard lächelte. „Ich höre so gern diese Auslegung von Ihnen! Sie sind selber durch Mitleid wissend! Wie man sich die Engel denken mag!“ Elfe ging nicht darauf ein. „Und morgen Tristan!“ sagte sie mit einem tiefen Atemzug. „Welche von diesen Schöpfungen des Meisters stellen Sie am höchsten, Herr von Hayden?“

„Sie sind nicht zu vergleichen!“ erwiderte er. „Parsifal ist das großartigste, Tristan das tiefste, die Meisterfinger das genialste von seinen Werken!“

Man muß die drei nacheinander hören und jedes für sich zu würdigen wissen!"

Das Gespräch war zu Ende. Die aufmerkamen Brüder ließen ihr Schwesterlein nicht unbeobachtet und gefellten sich zu ihr.

"Ich höre, Du hattest eine sachgemäße Unterhaltung mit Herrn von Hayden, Elschen!" sagte Waldemar. "Wie steht es denn nun? Behauptest Du auch jetzt noch, die Wagnersche Musik sei nichts für Dich?"

"Nein, Waldemar," erwiderte sie. "Nimm mich in Deinen Verein auf und zähle mich zu den Eurigen! Ich beuge mich vor der Größe des Meisters und vor der Macht seines Genies!"

Nach der Stadt zurückgekehrt, trennte sich die Gesellschaft bald. Man wollte noch ein wenig ruhen und dann sich wieder zusammensinden zum großen Empfangabend in der Villa Wahnfried.

Still, abseits vom städtischen Getriebe, im schattigen, mauerumschlossenen Park liegt jenes Haus, in schönen, reinen Linien der Renaissance erbaut, einfach, künstlerisch, in edler Ruhe, ein ideales Dichterheim.

"Hier wo mein Wäghen Frieden fand,

Wahnfried

Sei dieses Haus von mir benannt!"

Durch diese Inschrift an der Stirn verkündet es selber seinen Namen, seinen Beruf und seine Bedeutung.

Durch den schattigen Lindenweg rollt Wagen auf Wagen heran zu der Pforte dieses Musentempels. Die schönen, künstlerisch ausgestatteten Räume füllen sich mit einer ungezählten Menschenmenge. Hohe Fürstlichkeiten und Würdenträger, Musiker und Künstler, Ausländer in fast überwiegender Zahl, wie die Sprachenverwirrung dem staunenden Ohre verrät. Zumeist Amerikaner und Franzosen.

Ja, hier sieht es als Thatsache jeder, der noch daran zweifelt, daß unseres Vaterlandes Macht und Größe auch in der Kunst ihren Ausdruck gefunden hat. Als die Raben am Kyffhäuser verstummt und des Reiches Herrlichkeit uns wiederkehrte, so groß als sie nimmer gewesen, da griff unser deutscher Meister in die Saiten und sang uns sein gewaltiges Lied — eins nach dem andern! Wir wollten nicht darauf hören! Der Deutsche glaubt nicht an seine großen Männer. Langsam durch den Erfolg läßt er sich belehren. Langsam nur lernte er ausblicken zu dem großen Reden, dem Heros, der unseres Vaterlandes Herrlichkeit uns neu erschuf. Langsam lernt er den großen Sänger würdigen, der in den alten Sagen unsere neue Größe feierte und der deutschen Kunst das Ansehen gewann, zu welchem der Genius jenes Helden die deutsche Macht erhob.

Natürlich nur in Gestalt von Dichtung und Musik vermag die deutsche Kunst zur Herrschaft zu gelangen. Aber daß sie das wirklich vermocht, lernen wir nun endlich verstehen — durch die Huldigungen, die das Ausland ihr darbringt. Und nun erfüllt es uns mit Befriedigung, wenn ein Franzose öffentlich ausspricht: „Der Bayreuther Festspiel ist der einzige Fleck, auf welchem wir Elfaß-Lothringen vergessen können!"

Nun strömen sie alle, Deutsche und Ausländer zu der Stätte, wo der große, deutsche Künstler seine letzten Jahre verbracht, wo nach dem schwer und heiß durchkämpften Leben sein „Wäghen Frieden fand."

Durch den hohen mit Glasdach gekrönten Musiksaal drängen sie in die Bibliothek, den Wohnraum der Familie. Mächtige Bücherschränke an den Wänden, Musikinstrumente, Bildnisse des königlichen Freundes und der Familienglieder, von Künstlerhänden geschaffen, schattende Palmen, einladende Ruheplätze: in dieser Umgebung steht Frau Cosima Wagner, die Witwe des Meisters und empfängt ihre Gäste. Königlich ist ihre Haltung — eine unsichtbare Krone ruht auf dem silbergrauen, schwarz umhüllten Scheitel, ein durchgeistigter Ausdruck hoher Bedeutung liegt auf dem scharfgeschnittenen, eigenartigen Anlitz der Tochter Liszt's. Verbindlich und wohlwollend streckt sie all den Fremden die schmale Hand im schwarzen Handschuh entgegen, und die stolzesten Häupter beugen sich über dieselbe. Ihr Sohn und ihre vier Töchter, anmutige Erscheinungen, stehen ihr zur Seite und gleiten geschäftig in unermüdlicher Liebenswürdigkeit durch das bunte Gemühl.

An dem Flügel im Musiksaal lassen große Meister sich hören, doch finden sie nur geteilte Aufmerksamkeit. Es sind der Eindrücke für Augen und Ohren gar zu viele.

Hier sieht man sie ja alle „in Civil" und von Angesicht, die Schauspieler-Sänger, die man auf der Bühne angestaunt, und die einem hier so menschlich, harmlos begegnen. Die stattliche Kundry, Ffolde, Brangäne, den nicht wiederzuerkennenden Amfortas, den Sänger des Parsifal mit dem jugendlich vollen Anlitz und den schönen großen Parsifal-Augen, den genialen Kapellmeister mit dem jungen, interessanten Gesicht — sie alle werden überschüttet, ja verfolgt mit Huldigungen und Bewunderung, die sie gelassen, verbindlich hinnehmen, durch die Gewohnheit schon kaltblütig dafür gemacht.

Auf einem Divan, zur Seite der Herrin des Hauses hat jetzt die Prinzessin Konstantin Platz genommen und bildet hier einen anziehenden Mittelpunkt der Gesellschaft. Ihr kostbares Gewand erhöht die Eleganz der fürstlichen Erscheinung. Die berühmtesten Künstler werden ihr vorgestellt, und sie unterhält sich mit ihnen, huldvoll und verständnisreich, denn sie, deren musikalische Ausbildung Meister Liszt selber geleitet, ist eine feine und begabte Kennerin ihrer Kunst. Die Fürstin Hohenstein hat sie mit in diesen Kreis gezogen. Graf Egon aber hält sich in der Prinzessin Nähe, als dienstfertiger Kavaliere jedes ihrer Winke gewärtig.

Ffolde Bernharbi fand viele gute Bekannte unter den Künstlern. Ein Wiener Sänger, der gleichzeitig mit ihr auf der Berliner Hochschule studiert, schien sich lebhaft des Wiedersehens zu freuen. Er war jung, eine ansprechende Erscheinung, mit all der zwanglosen Beweglichkeit des echten Wieners — und des Wiener Künstlerbluts! Herzhaft schüttelte er Ffolde's Hand und zog diese dann durch seinen Arm, um sie aus dem Gedränge mit sich hinwegzuführen.



In diesem Augenblick suchte Waldemar sie, um, wie mit ihr verabredet, die „zukünftige Bayreuther Sängerin“ der Frau Wagner vorzustellen. Da entfernte sie sich eben am Arm jenes fremden Herrn. Es ärgerte ihn, daß auch der Magnetismus seines Blickes ihre Aufmerksamkeit nicht auf ihn zurückzulenken vermochte. Halb widerwillig folgte er ihr nach dem Nebenzimmer, blieb noch in vorübergehender Unterhaltung mit dem Parfissal-Sänger stehen und näherte sich ihr endlich. Noch immer gewährte Isole ihn nicht. Nahm denn die Gegenwart dieses Menschen sie so gänzlich gefangen, daß ihr alles daneben versank, auch das Interesse für ihre Sängerbahn, welches ihm selber doch so dringend am Herzen lag? Der Fremde ergriff jetzt Isoles Hand und zog sie neben sich auf ein niedriges Polster, eifrig, fast im Flüsterton auf sie einsprechend. Isole lachte, und ihr Mienenpiel zeigte sich heiter belebt.

Waldemar stand und beobachtete sie, doch sie sah ihn nicht. Schwarz wie die Nacht wurde sein Blick. Wie konnte sie ihn so übersehen und zudem noch solche Vertraulichkeit sich bieten lassen. Wer war dieser Dreiste, der sie sich herausnahm unter seinen Augen?

Ein schillernder Federfächer berührte seinen Arm. „Guten Abend, Fürst! Sehe ich denn recht, daß sich ein Unwetter auf Ihrer Stirn zusammenzieht? Wer ist der Unglückliche, den Sie zerschmettern möchten?“

Es war eine der Töchter des Hauses, die ihn so anredete. Sie sah schön aus, im gelbweißen Schleppkleide, ein Tüchlein von altvenetianischen Spitzen um den Halsauschnitt gelegt, das dunkle Haar emporgewunden, das länglich schmale Gesicht interessant und ausdrucksvoll. Galant zog er ihre Hand an seine Lippen.

„Wissen Sie nicht, Frau Daniela, daß der Zorn am heißesten glüht, der sich ohnmächtig in sich selber verzehren muß? Wir greifen nach dem Donner — doch er ward uns Sterblichen nicht gegeben! Die Erkenntnis hat, finde ich, immer aufs neue etwas Niederdrückendes für uns!“

„Das finde ich gar nicht!“ lachte sie. „Seien Sie ganz zufrieden, Ihr Zorn war eindrucksvoll genug! Obgleich ich seine Ursache nicht ahnte, lockte er mich herbei mit dem Wunsch, Sie wieder versöhnt zu stimmen.“ Sie ließ sich anmutig auf einen flachen, halbrunden Diwan nieder und Waldemar setzte sich zu ihr. Leicht und tänzelnd führten sie die Unterhaltung weiter. Er stützte den Kopf in die Hand, abgewandt von jenem Platz, wo Isole an der Seite des Wiener Sängers saß. Der Anblick wurde ihm nachgerade unerträglich.

Isole aber schaute jetzt auf, und ihr Blick haftete auf jenem abgewandten, dunklen Wellenscheitel, lange, immer wieder. Sie hörte nicht mehr, was der Studienfreund ihr erzählte, sie fühlte Waldemars Zürnen und eine Angst schnürte ihr das Herz zusammen.

Auch Else trat jetzt mit dem Prinzen und Eward aus dem überfüllten Musiksaal in dieses kühlere Gemach. Es war das Arbeitszimmer der Herrin des

Hauses, ein kleines Museum an auserlesenen Kunstschätzen, die Eward ihr zeigte und erklärte.

„Rufen Sie Isole Bernharbi zu uns, Herr von Hayden,“ sagte Else plötzlich. „Ich sehe, sie fühlt sich dort unbehaglich mit jenem fremden Menschen!“ Er gehorchte und überzeugte sich selbst, daß Else recht gehabt. „Durch Mitleid wissend, so finde ich sie immer wieder,“ dachte er.

Stundenlang bereits währte das kunte Treiben. Die Musikvorträge waren zu Ende und die Säle lichteten sich. Die Prinzessin hatte sich verabschiedet. Nun bestellte auch die Fürstin Hohenstein ihren Wagen und kehrte nach dem ermüdenden Tageslauf mit Isole und Else in ihre Wohnung heim. Die Herren aber fanden solchen Rückzug verfrüht und folgten dem Wagen zu Fuß, ihn nicht aus den Augen verlierend, zum großen Ergötzen der Mädchen. Die Fürstin versuchte, zu Hause angekommen, den Eindringlingen lachend ihren Wohnraum zu versperren, aber vergebens. Egon ließ Sekt und Erfrischungen herbeiholen und in übermütiger Heiterkeit wurde das Beisammensein fortgesetzt.

Isole fühlte sich unter dem Druck von Waldemars Zürnen bang und besangen. Sie war sich bewußt, ihn vernachlässigt zu haben, wenn auch sehr gegen ihren Willen, unter dem Zwange einer augenblicklichen Situation. Doch der Schein sprach gegen sie. Er hatte sie gesucht und sie, in die Unterhaltung mit einem andern vertieft, ihn nicht beachtet, darüber die ihm so wichtige Vorstellung versäumt! Jetzt wich er ihrem Blick aus und vermied selbst ihre Nähe. Isole litt darunter. Wie sollte sie ihn nur wieder versöhnen?

Da endlich näherte er sich ihr.

„Haben Sie sich heute gut unterhalten? Mit jenem Wiener Sänger, meine ich!“

Sie schüttelte den Kopf, ihre Augen senkten sich tief in die seinen. „Nein, ich glaube nicht! Ich war zerstreut! Sie wollten mich ja rufen, um mich Frau Wagner vorzustellen, darauf wartete ich!“

„Isole, wie können Sie das sagen! Als ob ich nicht gestanden und gewartet hätte, bis Sie einmal geruhen möchten, die Augen aufzuschlagen! Doch vergebens! Der fremde Sänger nahm Ihr Sehen und Hören für sich in Anspruch und älter berechtigigte Freunde blieben unbeachtet!“

„Aber Fürst, was soll ich Ihnen da erwidern?“ rief sie mit Wärme. „Den Vorwurf, den ich erhebe, wenden Sie gegen mich zurück und schneiden mir dadurch jede Verteidigung ab.“

Er hielt mit seinem Blick den ihren gefesselt, seine Stimme dämpfte sich zum Flüsterton herab. „So geben Sie doch die Verteidigung auf, Isole, und sagen Sie, daß Sie mich nicht wieder so schlecht behandeln wollen, dann bin ich ja zufrieden. Ist das nicht Bescheidenheit genug?“

Sie neigte ihr Köpfchen zur Seite und blickte schelmisch und schmeichelnd zu ihm auf. „Sie sind tyrannisch und unduldsam, Fürst, und das soll ich für Bescheidenheit anerkennen?“

„Isole — Sie haben heute abend nichts als

Anklagen für mich. Anstatt mich zu versöhnen, nachdem Sie mich schon ohnehin gekränkt haben.“

„Versöhnen? Bestehen Sie darauf? Dann sagen Sie auch, wie ich das anfangen soll?“

In feinen Blick war allmählich Lachen und Sonnenschein zurückgekehrt. „Versuchen Sie's nur, Sirene, Sie werden schon selber am besten wissen, wie Sie's anfangen müssen! Heute kann ich nun leider nicht weiter darauf bestehen! Wir müssen an einen geordneten Rückzug denken, ehe meine Mutter sich gezwungen sieht, uns an die Luft zu setzen!

Gute Nacht denn, Isolde! Meine Schwester hat sich heute feierlichst dem Bündnis der Wagnerianer zugelobt, morgen sollen Sie ein Gleiches thun! Auf Wiedersehen bei Tristan und Isolde!“

#### XIV.

Die Seemannsweife hat zum Beginn des Festspiels gerufen, da sitzen die Zuhörer lange Reihen hinauf, in atemloser Spannung. Isolde Bernhardi hört ihren eigenen Herzschlag — so regt die Erwartung sie auf: Tristan und Isolde.

Wieder wie von unsichtbaren Geisterhänden gehoben, teilt sich der Vorhang. Die sinnberauschenden und wieder dahinsterbenden Sehnsuchts- und Liebesgedanken des Vorspiels sind verklungen, und oben in den Masten des Schiffes singt der junge Seemann sein Lied, das oft gehörte, altbekannte:

„Irish wecht der Wind der Heimat zu,  
Mein Irish stünd, wo weilest Du!“

„Ist dies noch immer Ihre Geige, Fürst, die mir dies Lied vorsingt, oder sind wir in Bayreuth, ist es Wirklichkeit?“ flüstert Isolde kaum hörbar. Waldemar sitzt an ihrer Seite und sie kann es nicht fassen, ob es ein Traum ist oder seine Erfüllung.

„Es ist Wirklichkeit, Isolde!“ giebt er ebenso zurück. „Noch heute wird die Offenbarung kommen, die ich Ihnen verheißen habe!“

Dann aber versinken sie in Hören und Anschauen.

Da steht Isolde, die irische Königstochter, die Tristan seinem Ohm, König Marke, als Braut zuführt. Einst erschlug Tristan ihren Verlobten und fiel dann selber todeswund in ihre Hand. Sie rettete ihm das Leben — schenkte es ihm neu, und obenein noch ihre Liebe als höchsten, königlichen Preis. Nun ist er gekommen, für den Dheim sie zu werben. Welche Schmach thut er ihr damit an!

„Mit Weg und Stegen wohlbekannt,  
Ein Wink, ich flieg' nach Irland,  
Isolde die ist euer!  
Wir lacht das Abenteuer!“

Mit schneidendem Hohn erzählt sie diese Mär, klagt Brangäne ihr Leid und ruft in ausbrechendem Zorne Wind und Wogen zu Nächern ihrer Schmach auf, das Schiff mit allen lebenden Wesen darauf zu zerfellen! Gewaltig ringen die Leidenschaften, Stolz, Haß und Liebe in diesem königlichen Frauenherzen,

und die Musik bringt sie in mächtigem Pulsschlag dem Zuhörer zu fühlbarem Bewußtsein.

Mit fieberhafter Spannung sehen sie dem Augenblick entgegen, wo Tristan vor Isolde hintreten wird. Er weigert sich lange. In heldenhaftem Troß verbirgt er die Leidenschaft, die unbewußt in seinem Herzen geschlummert, jetzt ist sie erwacht, nachdem er selber die Schranke aufgerichtet hat zwischen sich und König Marke's Braut. Sie aber beharrt auf ihrem zornigen Begehren, ihn zu sehen.

Da endlich steht er vor ihr, kalt, ehrerbietig.

Mit Hohn und Zorn, mit schneidender Anklage überschüttet ihn die Königstochter, bis sie den Helden aufgerüttelt hat aus seiner eisernen Selbstbeherrschung. Mit glühender Gewalt bricht auch bei ihm das Gefühl hindurch in trotzigem Zürnen gegen sie und sein Geschick. Jetzt reicht Isolde ihm den Todesstrank, zur Rache für Herrn Morolds Tod, zur Sühne für die ihr geschehene Schmach. Sie trinken ihn miteinander und wissen nicht, daß es der verhängnisvolle Liebesstrank ist. Schweigend stehen sie einander gegenüber. Sie erwarten beide den Tod, und dies Bewußtsein löst den Bann, in dem Entsagen und Troß ihre Leidenschaft gefangen gehalten. Ihr Schicksal war entschieden seit jenem ersten Blick, den er von seinem Krankenlager her, in ihre Augen gethan. Jetzt bricht es über sie herein mit befreiender Gewalt. „Tristan!“ — „Isolde!“ So sinken sie einander in die Arme. Doch die Herzen der Zuschauer klingen mit in Brangäne's Klage: „Weh' unabwendbar ew'ge Not, für kurzen Tod!“ Und wie totgeweiht erscheint ihnen der unendliche Jubel erster höchster Liebeslust, der aufjauchzt aus den Herzen jener beiden.

Weiter sehen sie das Verhängnis schreiten, das Schiff naht sich dem Strande Cornwalls. Wogen und Wellen, flatternde Wimpel, das Ziehen der Tauen, dies alles malt die Musik des Orchesters in glänzenden Tönen, und der Gesang der Schiffsleute schallt jubelnd dazwischen.

„Heil, König Marke, Heil!“

Da steht Isolde, die Königstochter, und sie legen ihr den Purpurmantel um die Schultern. Regungslos, wie abwesend, läßt sie's über sich ergehen, den Zuschauern erzittert das Herz in der Brust bei dem nunmehr hereinbrechenden Schicksal, welchem die beiden unaufhaltsam geweiht sind.

„Der König naht!“ ertönt der Ruf, und Tristan, der getreueste der Königs-Bisallen fährt wirr aus seinem Traume empor: „Welcher König?“

„Heil König Marke!“

Zwischen den schmetternden Fanfaren und Jubelrufen der Schiffer klingt noch einmal laut und klagend das Sehnsuchtsmotiv hindurch, dann schließt sich der Vorhang

Hingerissen von der dramatischen Gewalt des Geschehens, von dem berauschten Zauber dieser Musik bricht die Menge in unaufhaltsamen Jubel aus. Das Haus hallt wider von dem Rufen und Beifallklatschen, dem elementaren Ausbruch der Begeisterung. Dann allmählich, langsam nur, drängt alles dem Ausgang zu.

Willenlos folgt Isolde dem Strom, zitternd an

allen Gliedern, durchglüht von dem Feuer der Leidenschaft, das sie mitempfunden im Sehen und Hören. Nie zuvor ist ein Eindruck, mächtig und durchschlagend wie dieser auf ihre Seele eingestürmt, dessen nur ist sie sich bewußt. Etwas Großes, Unbekanntes ist wie eine Offenbarung vor ihren Augen aufgegangen.

Auf der Treppe staut sich der Strom. Waldemar steht dicht vor ihr, eine Stufe tiefer. Er wendet den Kopf und blickt ihr in die Augen. Die seinen glühen wie Tristans Augen, als er den Liebestrant genommen hat.

„Nun, Isolde?“ sie fühlt keine Frage mehr, als sie sie hört. Gibt es eine Antwort darauf? „Weh, unabwendbar ewige Not —“ nur das Wort unabwendbar trifft sein Ohr.

„Was ist unabwendbar? Die Nacht, der Sie hier verfallen sind?“

„Ja!“ haucht sie atemlos.

Nun endlich strömt die Versammlung ins Freie hinaus und wogt da draußen auf und ab. Gar viele wissen es nicht, was ihnen mit nie empfundener Macht die Tiefen der Seele bewegt. Andere geben sich mit bewußtem Hochgenuß dem Feuer der Begeisterung hin. Alle aber sind erregt, erschüttert von der elementaren Gewalt des soeben Gehörten.

Eine Stunde lang währt diese Ruhepause. Unter freiem Himmel auf dem schönen Platz vor dem Festspielhause, mit dem Blick über die freundliche Stadt und in die Ferne, wogt die bunte Menge auf und ab. Sie tauschen ihre Eindrücke aus, sie reden und flüstern zusammen, begeistern sich und kritisieren. Wie dürfte denn die Kritik, das Bespödeln und Bersezen auch des herrlichsten Kunstwertes fehlen, wo zwei Deutsche zusammen sind! Noch dazu „gebildete“ Deutsche, „Kunstkenner!“ Die würden sich ja an ihrer Würde etwas vergeben, wenn sie unbesehen alles vortrefflich fänden, was ihren Augen und Ohren geboten wird! Freilich, Musik und Dichtung sind hier bei Todesstrafe gefeit gegen jeden Angriff, dafür aber Sänger und Darsteller um so völliger diesen Messer-Zungen preisgegeben.

Einige nur sind darunter, die mit ungeteiltem Herzen dies Herrliche entgegennehmen, wie es das Kunstwerk ihnen bietet. Und diese sind es vorzugsweise, die auf ihrem Pfad des Dichters „schönste Frühlingssblüten“ finden, wie er mit verschwenderischer Hand sie ausgeschüttet.

Die Stunde ist vergangen. Eine ernste Fanfare ruft zum Wiederbeginn des Festspiels.

Mit dem Tagesmotiv beginnt der zweite Aufzug, wie mit einem angstvollen Schrei. Der Tag mit seinem scharfen Licht, er bedeutet für sie das Leben mit seinen Wirren und seiner Qual, die Welt, in welcher Tristan und Isolde einander nicht angehören dürfen. Die Nacht aber bringt Ruhe, Verschwiegenheit, seliges Vergessen. Sie bedeutet die Liebe und endlich den Tod, der gänzlich die Liebenden vereinen soll. So bilden Tag und Nacht einander gegenüberstehend die Grundgedanken in dem zweiten Aufzug, diesem großen tragischen Liebeshymnus.

Es ist Nacht. In ihrem Garten steht Isolde und erwartet ihn, löscht die warnende Fadel aus und

winkt ihm mit ihrem weißen Schleier. Tristan kommt und sie sinkt an seine Brust.

„Tristan, Geliebter!“

Liebesrufe, Seligkeitsmotive bilden den Strom in dem Wogen dieser Musik.

Übermunden ist das harte, kalte Weh des Tageslichtes, die Nacht hat ihnen „den Blick geweilt.“ Groß und herrlich ist der Liebesgesang, erschütternd und zugleich von süßem, berauschem Zauber. Und die es hören, sind ihm mit verfallen. Er umschlingt Herz und Sinne und bebt in jedem Nerv, lähmend und doch aufregend, hinreißend.

„So stirben wir, um ungetrennt  
Ewig einig, ohne End'  
Ganz uns selbst gegeben  
Der Liebe nur zu leben!“

Leise, träumerisch, wie der Hauch des Nachtwindes in den Blättern, flüstern die Geigen die wundervolle, wonneklagende, alles sagende Weise des Liebestodes, welche hier als eine Offenbarung der Nacht zum ersten Mal ertönt.

Und die lauschende Isolde Bernhardi lehnt den Kopf zurück und schließt die Augen. Es ist, als ob das Herz ihr still stünde unter dem gleichmächtigen Zauber der Erinnerung und der Gegenwart.

„Hörst Du's, Isolde?“ Die Frage klingt kaum hörbar an ihr Ohr und sie fühlt ihre Hand erfasst, leise erst, dann mit immer heißerem Druck, daß es ihr wie ein Strom durch Nerven und Ader bis zum Herzen bringt. Das willenlose Beben ihrer Hand giebt Antwort darauf.

„Reißt unsre Liebe nicht Tristan und Isolde?  
Dies süße Wörtlein: und —  
Was es bindet, der Liebe Bund!“

Bis zur höchsten Liebesverklärung, Lebensentjagung, Todesweihe schwillt Musik und Gesang empor und bricht plötzlich ab mit Brangänes Schrei. König Marke erscheint.

Das Tageslicht ist hereingefallen in die Nacht ihrer weltentsagenden, todgeweihten Liebe, und verwandelt sie in unsühnbare Sündenschuld.

Ergreifend ist Markes Klagegesang um den Freund, der ihn verraten, um das Weib, das er verloren. Und Tristan steht bis ins Herz getroffen vor dieser schweren Anklage. Nur eine Frage richtet er an Isolde, ob sie ihm folgen will in das Reich der Todesnacht. Ihre zuversichtliche Antwort erhält er darauf, dann stellt er sich Melots, des Verräters Schwert, und fällt zu Tode getroffen. Erschütternd in düsterer Heldenklage schließt der Aufzug.

Diesmal gehen sie alle stumm hinaus, in manchem Auge stehen Thränen. „Isolde, glauben Sie's mir nun?“ raunt Waldemar ihr im Gedränge zu, und sie — verbirgt ihm ihre verräterischen Augen.

Es ist Abend geworden. Ein breiter Streifen goldiger Abendröte zieht sich über die bewaldeten Höhen hin. Bläuliche Dämmerung senkt sich auf das liebliche Bayreuther Thal.

Oben aber lärmt wieder das bunte Menschengetriebe, diesmal in hartem Gedränge nach den Speisräumen hin. Auch der Prinz schlägt vor, eine Er-

frischung einzunehmen und der Vorschlag findet ungetheilten Beifall.

Nur Walbemar beurlaubt sich. Frau Cosima Wagner hat ihn eingeladen, in ihrem Salon im Festspielhause mit ihr zu soupiren, in dem anziehenden Kreise der Wagnerschen Familie und ihrer nächsten Freunde. Nur wenigen Sterblichen wird dieser Vorzug zu teil und er bedeutet eine Ehre, die nicht zu unterschätzen ist.

„Sobald ich kann, bin ich wieder da,“ sagt Walbemar und geht. Mit einem Ausdruck der Enttäuschung folgt ihm Isolde's Blick.

Prinz Konstantin und Egon haben für ihre Gesellschaft einen hübschen Balkonplatz erobert, von welchem sie bequem der Menge zuschauen und sich an ihr belustigen können.

Verschiedenartigste Erscheinungen pilgern da vorüber. Abenteuerliche Ausländer, darunter vornehmlich Engländer mit ihrer herben Einfachheit, die doch stets etwas Auffallendes hat. Künstler mit wallenden Haaren und Kalabreserhüten, deutsche Musiklehrerinnen auf der Ferienreise begriffen, mit Herrenhüten und Kneisern auf der Nase. Uralte Dämchen, einstmals Verehrerinnen der beiden verstorbenen Meister, die mit ihren Hauben und bunten Umschlagetüchern der Arche Noah entstiegen zu sein scheinen. Hin und wieder taucht der schäbige Typus eines verkommenen Genies mit ausgewachsenem Nack und Fanatiker-Augen auf und dazwischen findet man die ausgesuchteste Eleganz und die vollendeten Formen der großen Welt. Ein reiches Feld für das Studium der Menschenangefichter. Paul Scharfenberg, der Maler, ließ seine Künstleraugen forschend umherschweifen und ergöhte sich nach Herzenslust an den ausgiebigen Typen und Farbeneffekten. Den Prinzen machte er auf seine Entdeckungen aufmerksam und beide konnten es nicht unterlassen, mit handgreiflicher Ähnlichkeit nachzuahmen, was ihnen in die Augen fiel, zur großen Belustigung der übrigen.

Die jungen Herren unternahmen einen Sturm auf die Schenkräume undkehrten beladen mit den ersehnten Erfrischungen zurück. Egon reichte Isolden ein Glas mit dem braun schäumenden Nektar des Bayerlandes und trank ihr aufmunternd zu.

„Trinken Sie nur, Fräulein Isolde. Dies ist viel bekömmlicher, als Brangänes Gebräu. Ich kann es empfehlen. Bin kein Tristan!“

„Welche tröstliche Zuversicht,“ erwiderte sie scherzend. „Wünschen Sie, daß ich auf Ihr Wohl trinke, Graf Egon?“

Er verneigte sich. „Auf Ihre Gesundheit und das Wohl Ihrer Stimme, Fräulein Sie! — Sie sehen ganz alteriert aus,“ setzte er leiser hinzu. „Ja diese verwünschte Tristan-Musik bringt einen leicht um den letzten Rest von Verstand. Da hilft denn auch mein Mittel nur wenig. Einen Lethetrank finden wir nicht so leicht und ein Anti-Tristanus auch nicht.“

„Nein, nimmermehr! Anti-Tristanus! Welch ein Wort, Graf.“ Sie lachte und er sah, daß sie errödete und nachdenklich wurde.

Die traurige Hirtenweise rief zum Beginn des

dritten Aufzuges, und die Menge wallfahrtete nach dem Hause zurück. Isolde ging neben Paul Scharfenberg in eifriges Kunstgespräch vertieft. Da kam ihnen Walbemar entgegen. Sein Auge streifte suchend, rasch und durchdringend über die Menschen hin, wobei das Haupt erhoben und die Stirn gefaltet war. Ein Ausdruck der Befriedigung bligte darüber hin, er hatte sie gefunden und nahte ihr, nicht eifertig, sondern langsam, wie zufällig, und blieb an ihrer Seite.

„Nun, was haben Sie in dem interessanten Kreise erlebt?“ fragte Isolde. „War die schöne Frau mit dem venetianischen Spizentüchlein auch dort?“

„Ja, sie war da, aber ohne Spizentüchlein. In schwarzer Seide mit Goldstickerei, nicht ganz so schön wie gestern abend, wenn Sie das interessiert. Aber ebenso liebenswürdig. Auch Frau Cosima war sehr huldvoll, wie immer bei einer so vorzüglichen Vorstellung, wie die heutige es ist. Ich glaube, sie würde mit diesem neuen Tristan-Sänger nicht zufrieden sein, aber sie verspricht uns Wunderdinge des dritten Aufzuges, und das ist ja schließlich seine hauptsächlichste Leistung.“

„Ja, darin soll er großartig sein,“ erwiderte der Maler. „Er gefiel mir auch im zweiten Akt, wir haben nach Niemann keinen besseren Tristan gehabt und für jeden, der nicht Niemann ist, wird es schwer sein, sich neben dieser vollendeten Isolde zu halten. Wagner verlangt Titanen für seine Rollen. Sie müssen als Persönlichkeit, sowie als Sänger und Schauspieler gleich groß sein. Und wo findet sich das alles vereint?“

„Hin und wieder findet man es schon,“ meinte Walbemar und streifte Isolde mit viellegendem Blick. „Dann aber darf man nicht ruhen, bis solche seltene Kostbarkeiten mit List oder Gewalt für des Meisters Sache gewonnen sind. Besitzen Sie nicht selber so viele Talente, Herr Scharfenberg, daß man zweifelt, welches als Ihr größtes betrachtet werden darf? Diese Vielseitigkeit müßten also Sie in erster Linie für denkbar halten.“

„Ich habe mich auch immer für einen ungeheuren Kerl gehalten,“ entgegnete der Künstler mit so harmlosem Tone und ernsthaftem Blick, daß der Gegensatz unwiderstehlich zum Lachen reizte. „Kennen Sie nicht das Motto meines Lebens: Male, wie Du, wenn Du stirbst, wünschen wirst musiziert zu haben?“ —

In der Säulenhalle des Einganges blieben sie stehen. Zum zweiten Mal ertönte der Ruf der Trompete. Der Maler küftete den Hut und entfernte sich, um seinen Platz auf der andern Seite des Hauses zu suchen. Walbemar aber blieb stehen.

„Isolde,“ begann er halblaut, „nun bestätigen oder verleugnen Sie mir Ihr früheres Urteil: Geht Ihr Herz leer aus beim Anhören von Tristan und Isolde?“

Sie hielt den Blick gesenkt, ihr Atem ging rasch. „Ich habe heute kein Urteil! Ich stehe zu sehr unter dem Eindruck!“

„So geben Sie sich dem Eindruck hin! Die Kunst will mit dem Gefühl, nicht mit dem Verstande beurteilt sein.“

„Ich weiß es! aber ich kann Ihnen heute keine Antwort geben.“

„Sie sollen mir sagen, ob Ihr Herz leer ausging bei Tristans Liebesgefange! Ob —“ seine Stimme wurde leise und bebte von unterdrückter Leidenschaft. „Ob es in Ihrem Herzen kein Echo giebt für Ijolde's Liebesklage.“

Um sie her, an ihnen vorüber, eilten die Festspielgäste den Eingangsthüren zu. Doch sie blieben stehen und fühlten sich allein miteinander, als ginge die ganze Welt sie nicht's an.

Was sollte Ijolde ihm antworten auf seine Frage? Was ihm verschweigen? Ihr Herz war sein mit jedem Schlage, welche Rücksicht gab es auf Erben, die sie hindern konnte, ihm diese süße Wahrheit zu offenbaren? — Einen langen Blick schlug sie zu ihm auf, wie verklärt in dem Glanze eines durchbrechenden Gefühls. Die Antwort genügte und Walbemar nahm sie stumm entgegen, im tiefsten Herzen davon bewegt.

Herr von Rotschütz kam eiligen Schrittes an ihnen vorüber, wandte sich dann aber zurück. „Sie auch noch draußen, Fürst? das beruhigt mich, fürchtete schon, zu spät zu kommen.“

„Ist das zweite Zeichen schon gegeben?“ fragte Walbemar mit einem Anflug von Verwirrung kämpfend.

Herr von Rotschütz sah ihm mit einem lachenden Blick nach den Augen. „Welcher König?“ citierte er neckend. „Nicht wahr, lieber Fürst! Nun, ich that vor etwa einer Minute an ähnlicher Stelle dieselbe Frage, kann Ihnen also nachfühlen. Aber ich denke wir gehen, Fräulein Bernhardi! Ehe Ijolde im Hause ist, darf Tristan doch nicht beginnen!“

Sie eilten zu ihren Plätzen. Zum dritten Mal erklangen draußen die Hörner. Tiefe Dunkelheit breitete sich durch den Raum. Sie erschien Ijolde wie das „dunkelnächt'ge Land“ von dem Tristan gesungen, wie die Todesnacht mit ihrem unabwendbaren Geschick. Wie im Traum hört sie die schwermütigen Weisen der Sehnsucht und Liebesentbehrung, dann die einsam klagende Hirtenweise. Da steht vor ihr auf der Bühne der öde verfallene Burghof mit dem düstern nordischen Meereshorizont als Hintergrund. Kareol, Tristans Heim und Eigentum. Da liegt der Held, von schmerzlicher Todeswunde hingestreckt, die edle Gestalt mit seinem Mantel verhüllt. Kurwenal, sein Getreuer, pflegt und behütet ihn. Eine alte schwermütige Ballade scheint verkörpert in diesem Bilbe. Ja, mehr als das, — eine ganze Welt der Romantik, des Heldentums mit all ihrer tragischen Größe, die ganze Ohnmacht und Hilflosigkeit gebrochener Heldenkraft liegt darin, die hoffnungslos niedersinkt vor der Übermacht des Schicksals.

Er singt, der sterbende Rede, er spricht von dem wunderbaren Land, das er im Traum gesehen, doch wie es gewesen, — „das kann ich Dir nicht sagen!“

Die lauschende Ijolde Bernhardi kennt diese Melodie. Sie blickt auf den Mann an ihrer Seite, — kann auch ihn, um seiner Liebe willen, der bittere Tod ereilen? Ihr Blick begegnet dem feinen und ihre Augen füllen sich mit Thränen der Sehnsucht und Angst.

Vor ihren Blicken aber rollt sich die Tragödie ernsthaft, gewaltig ihrem unerbittlichen Ende entgegen. Ijolde kommt ihm nachgeeilt über's Meer, in ihre Arme sinkt er und bricht sterbend zusammen. Es ist zu spät, daß König Marke kommt, ihnen Vergebung und Versöhnung zu bringen. Jetzt durften sie einander angehören, in unlösbarer Vereinigung leben und ihres Glückes genießen, doch sie hatten die Schuld auf sich geladen, indem ihre Liebe vor dem Tageslicht nicht bestand und unaufhaltsam bricht die Vergeltung herein, welche für Tristan und Ijolde zugleich die Liebeserlösung bringt. Die Todesnacht breitet sich über ihnen aus, als milde, alle Schuld auflösende Versöhnung. Ijolde hört nicht den wütenden Kampf, in welchem Kurwenal zu Füßen seines toten Herrn erschlagen wird, nicht die Friedensworte, die König Marke zu ihr spricht. Aus dem Anschauen des Geliebten schöpft sie die Kraft und Gewißheit, ihm nachzufolgen. Ihr unendliches Sehnen sieht sie erfüllt und der erlösenden Nacht des Todes sendet sie ihren triumphierenden Gruß entgegen:

„In des Wonnemeeres wogenden Schwall,  
In der Luftwellen tönendem Schall,  
In des Welt-Items wehendem All  
Ertrinken — Versinken —  
Unbewußt — Höchste Lust!“

Entseelt sinkt sie über seine Leiche hin und mit den leise ersterbenden Tönen der Liebeserlösung verhallt die Musik.

Zum letzten Mal schließt sich der Vorhang. Totenstille liegt über der Versammlung. Ein Fieberschauer, der alle Herzen banger, rascher schlagen läßt, läuft über sie hin. Dann leise, allmählich schwillt es an gleich einer Woge, ein Murmeln und Flüßern wie Meeresrauschen, bis es durchbricht, ein Sturm der Begeisterung, des Entzückens. Endlich drängt alles dem Ausgange zu, ins Freie hinaus, um aufatmen zu können unter Gottes freiem Himmel — nach dem überwältigenden Eindruck des eben Erlebten.

Keines Wortes mächtig, an allen Gliedern bebend, hing sich Elfriede an ihres Bruders Arm. Sie wollte sprechen, doch die Stimme versagte ihr.

„Ja Elfschen, es ist fabelhaft!“ meinte Egon befangen lachend. „Wenn ich mich nicht schämte, so finge ich auf meine alten Tage selber noch an zu weinen.“

Aus dem heißen Saale waren sie in die kühle, feuchte Sommernacht hinausgetreten.

Der Vollmond stand an dem tiefdunklen Himmel hehr und hell, und goß den träumerischen Glanz über die Stadt mit ihren blinkenden Lichtern, über das nebelstimmernde Flußthal aus. Schweigend, traumversunken lag die Welt. Stille lag selbst über der Menschenmenge, — der Anblick, den sie jetzt genossen, war wie eine Antwort auf die süß bestrickenden, sinnverwirrenden Melodien, die noch in aller Ohren widerklangen.

Dieser Eindruck war zu viel für Ijolde Bernhardi, — jetzt, da ihre Seele überflöß von den Bildern und nachklingenden Tönen. Sie flüchtete sich fort aus der Menschen Nähe, kaum wissend, wohin sie eilte. In

dem tiefen Schatten einer Baumgruppe, den weder Mondlicht noch Lampenglanz erreichte, blieb sie stehen. Ein lautes Schluchzen entrang sich ihrer Brust und sie preßte beide Hände auf das ungestüm schlagende Herz. Es war ihr, als versänke die Welt um sie her und eine neue müßte entstehen, die ungekannte, ungeahnte Wunder vor ihrem schwindelnden Blick erschöpfe, Wunder, wie jenes Zauberreich, in das sie jetzt hineingeschaut, bei den Klängen dieser unbegreiflichen Musik.

Sie hob den Blick gen Himmel und ihre Thränen versiegt. Entweder eine neue, herrlichere Welt, oder wenn das scharfe Tageslicht auf ewig sie trennte von dem Geliebten, wie es Tristan und Isolde von einander getrennt, dann gab es auch für sie nur die Todesnacht, — doch keinen andern Ausweg, das fühlte sie!

Da schlang sich ein Arm um ihren Leib, mit heißem leidenschaftlichem Druck. Eine Stimme flüsterte an ihrem Ohr: „Isolde — Geliebte!“ Erschauernb fuhr sie zusammen. Das war seine Stimme.

Sie schloß die Augen, ihr Kopf sank an seine Brust. So möchte die Welt versinken, es gab keine mehr für Isolde's Blick. Sein Herz allein war ihre Welt, — und danach „das dunkelnächt'ge Land!“

„Tristan — Geliebter!“ Es klang von ihren Lippen wie Jauchzen und Weinen zugleich. Es riß in seiner Brust die letzte Schranke hinweg. Er preßte sie an sich und seine Lippen fanden die ihren, die das süße Wort gesprochen, in heißem, langem Kuß.

„Unabwendbar!“ Es war ein Augenblick, der ihr Leben in zwei Hälften riß, — wie ein süßer, heißer Schmerz ging dies Bewußtsein durch ihre Seele. Ja, die neue Welt war entstanden, in der sie schrankenlos sein Eigen war, möchte danach kommen, was wollte. In seliger Hingebung schaute sie auf in seine Augen. Sie glühten im Fieberglanz der Leidenschaft gleich Flammen in der Dunkelheit.

„Isolde, mein Stern, mein Entzücken, willst Du mich denn lieben, mein Eigen sein? Wir gehören ja einander, ob auch die ganze Welt sich gegen uns stellt!“

„Waldemar — Geliebter!“ Sie fand kein anderes Wort, als dieses eine, um all ihres Herzens glühendes Empfinden hineinzulegen. Und er hielt sie in seinen Armen immer fester, um sie nimmer wieder frei zu geben.

Isolde aber schrak auf. „Was ist das? man ruft nach uns!“

„Bist Du hier, Waldemar?“ rief Egon's Stimme und gleich darauf sahen sie diesen mit Eardard Hayden über den hellbeleuchteten Platz schreiten. „Fassen Sie sich, Isolde.“ flüsterte er leise, und in demselben Atem rief er laut: „Hier Egon, wo kommt Ihr her? Nehmt uns mit!“ — „Mama und die Prinzessin warten schon,“ gab dieser zurück, nahm Isoldes Arm und führte sie nach dem Speisesaal hin.

Ein Rauschen und Wogen schallte ihnen beim Eintreten fast betäubend entgegen. An einem Tisch, abseits von dem Strom des Betriebes, hatte die Prinzessin mit der Fürstin schon Platz genommen. Prinz Konstantin trat den Erwarteten entgegen und sein

Blick begegnete dem Waldemars. Es konnte etwas Scharfes, Ablersgleiches aus diesem Fürstenaugen blicken, und Waldemar erschrak unbewußt. Der Tag warf seinen klaren Schein auf das dunkle Stürmen in seiner Seele.

Seine Augen schmerzte das Lampenlicht nach der weichen Dämmerung draußen, — wie das Lärmen der Menschenstimmen sein Ohr nach dem holden Schweigen, in dem er nur ihre süße Stimme flüstern gehört. Einen Blick leidenschaftlicher Sorge und Zärtlichkeit warf er auf Isolde. Sie hatte ihn aufgefangen. Wie lebendig fühlten beide das Band des unfehlbaren Einverständnisses. Dann nahm er seinen Platz neben der Prinzessin ein und niemand merkte der stehenden Unterhaltung an, was in ihm vorging.

Der Prinz behielt Isolde an seiner Seite, und sprach lebhaft und unbefangen auf sie ein. Er schien es nicht zu bemerken, wie ihre Wangen glühten, wie hin und wieder ein Thränenschleier ihren Blick umflorte und keine ihrer abgebrochenen Antworten dem Sinn seiner Rede entsprach. Ihre Aufregung aber milderte sich allmählich, wie die Wogen der See unter der klaren Ruhe des Sommerabends.

Von den andern hatte niemand darauf geachtet. Keiner dachte und sprach etwas anderes, als von den übermächtigen Eindrücken, die es galt, einander mitzuteilen und Verständnis dafür zu finden.

Jetzt trat die Sängerin der „Isolde“ in den Saal, die geniale Künstlerin, deren herrlichem Spiel und Gesänge das Hauptverdienst der heutigen Aufführung zuzuschreiben war. Eine schöne stattliche Frau mit klassischem Profil und gemüthlichem Wiener Accent, sorgsam in Pelz gehüllt, erschöpft von der ungeheuren Anstrengung der Kehle und Nerven. Mit nicht endenwollendem Jubel wurde sie begrüßt. „Heil, Heil!“ rief alles der Dina entgegen. Die schon versammelten Künstler umringten sie und zogen sie fort an ihren besondern geweihten Tisch.

„Heil, Heil!“ erscholl es da noch einmal. Der Kapellmeister war im Saal erschienen. Ein Musiker von Kopf bis Fuß, der den Tristan dirigierte, wie es der Meister selber nicht besser hätte wünschen können. Er trug den Mantel um die Schultern geworfen, das junge, reingeschnittene Antlitz mit dem freien lebenswürdigen Ausdruck glühte von freudiger Erregung, das schlichte dunkle Haar hing ihm feucht bis tief in die Stirn.

Waldemar schnitt ihm den Weg ab und schüttelte seine Hand mit Worten wärmster Bewunderung.

„Ich hab's so gut gemacht, wie ich konnte!“ entgegnete der Künstler einfach. „Daß Sie das herausfühlen mußten, kann ich mir wohl denken. Es freut mich, wenn Sie zufrieden sind!“

Einige huldvolle Worte der Prinzessin, sowie Glückwünsche von der übrigen Tafelrunde wurden ihm noch zu teil, die er in derselben unbefangenen freundlichen Weise entgegennahm. Dann ging er weiter, um am Künstlertisch mit gleichem Enthusiasmus empfangen zu werden.

Unberührt aber von all dem Getriebe, schweigend unter dem allgemeinen Lärm, — wortlos die mäch-

tigen Einbrüche in ihrer Brust verarbeitend, um sie nie wieder zu verlieren, saßen abseits an kleinem Tische beisammen die „Graishüter“. Drei Wagner-Enthusiasten, die alljährlich in Bayreuth ausharren vom ersten Geigenstrich bis zum letzten. Drei Männer, die sich als Freunde gefunden haben und sich verstehen im Studium von des Meisters Wollen und Wirken, im strengen Wachen über der Bayreuther Tradition, in stillem eisernem Fanatismus für eine Sache, die ihnen wert dünkt, ihr ganzes Leben in ihren Dienst zu stellen. Die Graishüter heißen sie. Und wen sie dulden in ihrer feierlichen Nähe, wen es treibt, mit gleichgestimmten Seelen in schweigender Sympathie sich zu ergehen, der flüchtet wohl aus dem „oberflächlichen Treiben“ der Menschen unter den Schutz dieser ernsten Bruderschaft. Selbst Eddard Hayden und Waldemar versuchten dies nach einander, doch auch sie wurden hier nicht ganz „für voll“ angesehen und kehrten entmutigt zur Tafelrunde der Prinzessin zurück.

Die Damen waren müde geworden. Die Gesellschaft brach endlich auf und trat den Heimweg an. Es war sehr spät, die elektrischen Flammen bereits erloschen. Durch die breite Allee zur Stadt hinunter führte der Weg, unter dem dunkelblauen mitternächtigen Vollmondshimmel hin.

Der Prinz ging mit seiner Gemahlin und der Fürstin voraus, die beiden Mädchen mit den Herren folgten. Bald aber wußte Waldemar es einzurichten, daß er an Isoldes Seite ging, daß ihr Gespräch sich von dem der übrigen abzweigte und sie zurückblieben, — ein wenig erst, dann immer mehr.

Sie lehnte an seinem Arm, ihre Hand in der seinen. Den Kopf zu ihr hinab gebeugt, lauschte er auf den Schlag ihres Herzens. Wie pochte es so selig und so bange zugleich.

„Isolde, wir beide haben den Liebestrank getrunken,“ flüsterte er nahe ihrem Ohr. „Musik heißt die Göttin, die ihn für uns gemischt! Unrettbar sind wir dem Zauber verfallen!“

„Unabwendbar!“ hauchte sie wieder, — und ihre Hand schmiegte sich heißer, inniger in die seine. Prinz Konstantin wandte jetzt den Kopf zurück und streifte sie mit einem flüchtigen Blick. Sie gewahrte ihn nicht, Waldemar aber richtete sich auf und beschleunigte seinen Schritt.

„Wir müssen unser Geheimnis hüten, Ise, vor dem Tag, dem ‚neidbereiten,‘“ flüsterte er ihr zu. „Es wird schwer sein, aber doch, es geht nicht anders!“

Auch die Fürstin sah sich nach ihnen um.

„Meine Ise, wo bleiben Sie? Kind, wollen Sie mir abhanden kommen in der Mondesdämmerung? — Ah, Du bist bei ihr, Waldemar? Verzeih, ich weiß sie gewiß geborgen unter Deinem ritterlichen Schutz, aber lieber ist es mir doch, wenn ich meine Küchlein um mich sehe!“ Elfe ging jetzt an ihrer Seite.

„Wo ist eigentlich Herr von Rotschütz geblieben?“ sagte sie, „er war doch vorhin noch bei uns?“

„Er war bei uns, ja,“ bestätigte Egon, „aber das ist schon lange her! Jammervoll für ihn,

Elfschen, daß Du's nicht eher bemerkt hast. Doch dürfen wir deshalb nicht hart über ihn urteilen! Hier in Bayreuth hat jeder Tannhäuser seine Venus.“

„O bitte! davon wissen wir nichts! wo haben Sie denn die Ihrige, wenn Sie hier renommieren wollen?“ hieß es von allen Seiten.

Egon machte tieftraurige Augen zu der Ge-wissensfrage.

„Meine ist mir durchgebrannt, das Kameel!“ sagte er mit schwerem Seufzer. Das Gelächter, welches diesem Bekenntnis folgte, wirkte wohlthuend auf die allseitige Stimmung, und Waldemar fand, wie schon oft im Leben, daß seine beiden Geschwister doch überaus angenehme Lebensgefährten wären.

Vor dem Hause der Prinzessin trennte man sich und die Herren wandelten noch gemeinsam zu Angermanns Kneipe hin. Waldemar schritt stumm und gedankenvoll neben dem Prinzen her. Sie waren ein wenig zurückgeblieben.

Dieser streifte ihn von der Seite mit einem vielsagenden Blick.

„Nun, Waldemar, es ist schade, daß wir nicht gewettet haben! Wer hat recht behalten, Sie oder ich?“

Waldemar sah ihn an und lachte, ein wenig unbehaglich.

„Mein verehrter Prinz, wovon sprechen Sie eigentlich? Wissen Sie wohl, daß Sie mich unter einer ganz eigentümlich scharfen Kontrolle halten? Es ist das nicht sonderlich schmeichelhaft für mich.“

„Ihr Mißtrauen muß seltsam geschärft sein, mein Teuerster,“ erwiderte der Prinz, „denn ich wüßte wirklich nicht, wodurch ich meine Kontrolle Ihnen bewiesen hätte!“

„Sie sind aber weit entfernt, das Vorhandensein derselben in Abrede zu stellen?“ fragte Waldemar.

„Weit entfernt!“ lautete die Antwort und ein Schweigen trat zwischen ihnen ein. Endlich sah Waldemar wieder auf.

„Hohheit, Sie sind sehr gütig, doch darf ich fragen, woher Ihr scharfes Interesse eigentlich stammt und womit ich es mir verdient habe?“

„O, diese Frage steht Ihnen völlig frei, lieber Waldemar. Sie müssen wissen, Ihr Rattenfängertalent ist mir nichts Neues, nur das Mäuschen erscheint mir so sehr viel zu schade dafür.“

„Mir auch!“ sagte Waldemar.

„So? Nun, dann sind wir ja einig. Nehmen Sie meine Kontrolle nicht für ungut.“

Sie waren in der Kanzleistraße angelangt. Jubelnder Lärm schallte ihnen aus den wohlbekanntesten Räumen der Kneipe entgegen und sie gingen hinein.

Doch nicht so lange als sonst litt es Waldemar heute unter der fröhlichen Gesellschaft. Unbemerkt stahl er sich fort. Sein einsamer Schritt hallte wider auf den nächtlichen Straßen der kleinen Stadt. In seiner Wohnung empfing ihn Stille und Behagen, und dennoch konnte er keine Ruhe finden. In die stürmische Brandung seines Gefühls war wie ein Stein das Wort hineingefallen: „So sehr viel zu schade dafür.“

Er warf sich auf das Sofa und vergrub beide Hände in sein weiches, welliges Haar. Düstren Blickes starrte er in das Licht, das vor ihm brannte.

Allmählich aber veränderte sich sein Ausdruck. Nein, keine Reue, kein Grübeln vermochte heute sich zu behaupten vor dem beseligenden Bewußtsein ihrer Liebe, und der alles bezwingenden und ganz sie beherrschenden Macht seiner Leidenschaft.

„Morgen sehe ich sie wieder, — und im Parterre sitze ich neben ihr und halte ihre Hand in der meinen, sie gehört mir!“

Er sprang auf und ging im Zimmer hin und her. Da lag seine Geige, die er zwar verleugnete, die aber in Wirklichkeit auch hier in Bayreuth, ihm nicht fehlen durfte, — um seine Stimmungen in Töne zu kleiden.

Fast unwillkürlich nahm er sie zur Hand, und sein Bogen glitt leise, flüsternd darüber hin. Ein paar Töne nur entlockte er ihr — sie klangen weich wie hingehauchter Seufzer:

„Wehe, wehe Du Wind, —  
Weh, ach wehe mein Kind!“

(Fortsetzung folgt.)

## Arknum.

Roman

von

Ludwig Würzburg.

(Fortsetzung.)

Abalbert von Frühling hatte sich seit dem Beginn des Festes in eine dunkle Fensternische zurückgezogen und beobachtete alle Vorgänge im Saale, ohne daß man ihn von diesem aus sehen konnte. Welchen Zweck würde es auch gehabt haben, wenn er sich zeigte? Es schien unmöglich, sich der Prinzessin zu nähern, oder etwa gar in ein Gespräch von ihr gezogen zu werden. Der Fürst sowohl, als auch besonders die Fürstin würden jeglichen Versuch vereiteln. Es hieße also die Prinzessin kompromittieren und unnötigerweise die Aufmerksamkeit auf sich selbst lenken, wenn er eine Begegnung ertrogen wollte. Seine Absicht ging dahin, der Geliebten seine Anwesenheit kundzugeben, und dazu genügte sein Erscheinen für ganz kurze Zeit und in einiger Entfernung, oder vielleicht eine Verbeugung im Umherwandeln. Das Billet, in welchem ein Rendez-vous für einen der nächsten Tage festgesetzt ward, hielt er bereit, um es im günstigen Augenblicke unter den Fächer der Prinzessin zu legen. Er zögerte daher und wartete ab, was geschehen würde.

Nicht lange sollte er in seinem Versteck bleiben. Nach kurzer Zeit erschien der Hofmarschall und überbrachte dem Fürsten eine Meldung. Dieser nickte zustimmend, der Kreis, welcher die fürstliche Familie umgab, öffnete sich, der Hofmarschall ging voran, Serenissimus reichte der Gemahlin die Hand und war im Begriff, sie auf die Terrasse zu führen. Nun umschritt Abalbert von Frühling schnell die sich ebenfalls in Bewegung setzenden Gäste und nahm am Glasportal Aufstellung. Die „kaiserlich chinesischen“ Eltern sahen ihn nicht mehr, denn sie befanden sich bereits im Freien und nahmen gerade auf vergoldeten Lehnstühlen an der Brüstung der Terrasse Platz; in dem Augenblicke jedoch, als die Prinzessin, vom Kammerherrn Ekiem begleitet, an ihm vorüberkam, begrüßte er sie, indem er einen vielsagenden Blick auf die Marmorkonsole warf, die am Spiegel-

pfeiler in seiner Nähe angebracht war. Die Prinzessin ward blaß, neigte ein wenig das Haupt und zögerte, hinauszutreten. Plötzlich öffnete sie den Fächer, schwenkte denselben mehrmals durch die Luft und überreichte ihm dann dem Kammerherrn mit den sehr laut gesprochenen Worten: „Bitte, Herr von Ekiem, lege Er doch meinen Fächer auf die Spiegelkonsole dort. Draußen bedarf ich seiner nicht.“

Dienstfertig sprang der Kammerherr davon und vollzog den Befehl, während Prinzessin Walpurgis den in orangefarbenen Atlas gekleideten Lieutenant von Frühling sinnend betrachtete. Herr von Ekiem kam sogleich zurück, die Prinzessin stützte sich mit der Hand leicht auf seinen Arm und beide folgten dem fürstlichen Paare.

Die übrigen drängten schweigend nach.

Walpurgis setzte sich zur Linken ihres Vaters nieder, die Hofgesellschaft erfüllte teils sitzend, teils stehend den Hintergrund der Terrasse und der einzige welcher im Saale blieb, war Abalbert von Frühling. Er begab sich an ein Fenster, welches ihm den Überblick auf die ganze Versammlung und den Park gewährte, in dem jetzt ein seltsames Schauspiel begann.

Der große Plaz lag gerade, da der Mond eine andere Stellung angenommen, fast im Dunkeln; man konnte jedoch bemerken, daß sich Leute auf der Fläche befanden, denn es wogte dort hin und her. Einige Minuten hielt dies an. Beim schwachen Schein, den die Fackeln verbreiteten, sah man Menschen, in weite, schwarze Mäntel gehüllt, die auf Hornsignale verschiedene Schwenkungen und Bewegungen vornahmen. Gedämpfte Kommandorufe erschallten, leises, knisterndes Geräusch ward vernehmbar, bis endlich ein langgezogener Trompetenton einen Stillstand hervorbrachte.

Nun plötzlich ein Trommelwirbel, — jeder Soldat — es war die „Armee Seiner Durchlaucht“ — zieht eine prachttolle, chinesische Laterne unter seinem



Mantel hervor, schmetternde Militärmusik fällt mit einem Marsche ein, die Mannschaften manövrieren mit den hochgehaltenen Laternen und führen die verschiedensten Übungen aus. Alles dies kam so überraschend und bot einen so großartigen Anblick dar, daß man in der That behaupten konnte, die fürstlichen Truppen hätten noch niemals, weder im Kriege noch im Frieden, einen ähnlichen Erfolg davongetragen. Serenissimus strahlte; die Idee zu diesem Schauspiele entsprang seinem Haupte, denn im Marco Polo war nichts davon zu finden gewesen. Nach einiger Zeit ist das Manöver beendet, die Soldaten ziehen ab, aber noch immer sieht man sie mit ihren Laternen durch drei dichte, finstere Alleen wandeln, welche sich vom Rasenplage aus bis tief hinein in den Park schlängeln.

Der Hof erhebt sich, der Anführer der Truppen, welcher schon bereit steht, wird zum Fürsten gerufen und nimmt dessen Anerkennung entgegen.

„Wie finden Sie den Fächer, Prinzessin, den mir der Fürst heute verehrte?“ fragte Serenissima die Tochter.

„Ich sah ihn noch nicht,“ erwiderte diese, „darf ich bitten, ihn mir zu reichen?“ Die Fürstin öffnete ihren Fächer und gab ihn der Prinzessin.

„Es ist hier nicht hell genug, Sie können die Zartheit nicht bewundern,“ meinte die Fürstin, „das Gestell ist aus Perlmutter. Die kleinen, reizenden Chinesenknaben hocken alle übereinander; sie sind so fein geschnitten, wie ich nie Ähnliches gesehen habe. Jedes Gesichtchen hat einen anderen Ausdruck. Und hier unten — nein, nein! es entgeht Ihnen — hier dieser dicke Alte, mit dem gutmütigen Gesichte! Der Fürst sagte, es wäre ein Gott, der Gott der Kinder, glaube ich. Ich finde es recht anmutig, daß die Kinder ihren eigenen Gott haben, einen Gott, der sie bewahrt vor Ungemach, vor Verblendung, vielleicht auch vor Starrsinn! Teilen Sie meine Ansicht, Prinzessin? Die Malerei ist ebenfalls artig: ein Mandarin im Kreise seiner Familie. Auf Seide ausgeführt. Köstlich in der That! Ah, ganz recht! Wenn ich nicht irre, so teilte mir der Fürst mit, daß er auch Ihnen einen Fächer übersendete. Ist dieser fein? Bitte, zeigen Sie ihn mir.“

Die Prinzessin errötete leicht und sagte nach einer kleinen Weile: „Auch der Meinige ist entzückend. Er ist aus Elfenbein geschnitzt. Ich ließ ihn im Saale.“

„Trotzdem es Ihnen so heiß vorkam?“

„Wir sind ja hier in freier Luft. Die Nacht ist wundervoll, kühl und erfrischend.“ Die Prinzessin gab ihrer Mutter deren Fächer zurück.

Die Fürstin unterbrach dieses Gespräch und überlegte. Der Fächer verschwunden? Also ist der junge von Frühling doch anwesend! Wo? Sie musterte die sie umgebende Gesellschaft, immer wieder schweiften ihre Blicke umher. Nichts! —

Prinzessin Walpurgis plauderte mit Herrn von Ettem, der Fürst mit dem Hofmarschall.

„Hat Er vielleicht den Fächer der Prinzessin bemerkt, Kammerherr von Ettem?“ wendete sich die Fürstin an diesen, „ich wünschte sehr, ihn zu sehen.“

„Zu Befehl, Durchlaucht. Ihre Durchlaucht die Prinzessin hatten die Gnade, ihn mir zu überreichen, ich legte ihn hier gleich auf das Spiegeltischchen. Wenn Durchlaucht —“ Der Kammerherr verneigte sich und war schon auf dem Wege in den Saal.

„Bleibe Er, Kammerherr!“ rief die Prinzessin so laut und so erregt, daß die Umstehenden aufmerksam wurden. Der Fürst trat herzu und fragte lächelnd, was es gäbe. Herr von Ettem zögerte.

„Ma chère mère wünscht, den Fächer zu betrachten, den ich der Zuneigung Eurer Durchlaucht verdanke. Er befindet sich im Saale,“ sprach die Prinzessin mühsam und mit funkelnden Augen. „Ich werde ihn Ihrer Durchlaucht persönlich überbringen. Ich entferne mich —“

„Der Eifer kindlicher Liebe ist erhebend!“ bemerkte der Fürst und sah die Tochter liebevoll an, „Aber weshalb diese Eile? Wir wollten ja soeben in die Gemächer zurückkehren, um dort bis zum Beginn des Feuerwerks zu bleiben. Bei Beleuchtung wird sich der Fächer besser ausnehmen, als hier im Halbdunkel. Eh bien! Gehen wir!“ Er bot der Gemahlin den Arm, indem er fortfuhr: „Ich bin ungemein befriedigt, daß ein an sich so unbedeutender Kunstgegenstand gewissermaßen einen edlen Wettstreit zwischen Mutter und Tochter hervorgerufen hat. Es ist der Geist, der scharfe Geist der fürstlichen Frau, der sich der Prinzessin mittheilte. Wie dankbar bin ich beiden für dieses Eingehen auf meine Intentionen!“ Diese letzten Worte sprach er so nachdrücklich, daß sie bei der Stille, die um ihn herum herrschte, deutlich von allen verstanden wurden.

Man setzte sich in Bewegung. Voran das fürstliche Paar, dann wieder die Prinzessin mit dem Kammerherrn.

Plötzlich flüsterte Serenissima dem Gatten zu: „Ihre Tochter hat den Fächer fortgelegt, um den Brief des von Frühling ungehindert in Empfang nehmen zu können.“

„Fangen Sie schon wieder an?“ versetzte der Fürst ebenso leise, aber äußerst gereizt. „Es ist wirklich empörend! Keine ruhige Minute hat man vor Ihren albernem Bemerkungen! Wie sad, wie geistlos ist das!“

„Sie sind blind!“ sagte die Fürstin mit verhaltenem, jedoch sehr heftigem Tone, „das läppische Kostüm, welches Sie tragen, muß auf Sie eingewirkt haben!“

„Madame, ich möchte Sie sehr gern hinausführen lassen, so widerwärtig sind Sie mir mit Ihrem Benehmen!“

„Dieses Gefühl empfinde ich seit nunmehr sechs- undzwanzig Jahren!“

„Madame, Sie —!“ Wütend kniff er sie in den Arm.

Die Fürstin unterdrückte einen Schrei.

Inzwischen war man im Saale angelangt. Um das hohe Ehepaar sammelte sich sogleich ein Knäuel von Gästen, während Prinzessin Walpurgis am Portal den Cavalier entließ, dessen Erbieten, den Fächer herbeizuschaffen, abwies und selbst auf die Konsole zuschritt, um ihn zu nehmen.

In diesem Augenblick raunte die Fürstin, die die Prinzessin nicht aus den Augen gelassen, dem Gemahl so leidenschaftlich die Worte „Sehen Sie! Da!“ zu, daß dieser sich betroffen umwendete, einen Schritt vorwärts that und, indem ihm die Hofgesellschaft ehrerbietig auswich, wie ein Rasender auf seine Tochter zustürzte.

Diese befand sich noch am Spiegel und bemühte sich, das Billet des Geliebten, welches sie schnell in den Handschuh geschoben hatte, in eine Tasche ihres Kleides zu versenken, als plötzlich der Fürst vor ihr stand und mit zorniger Stimme rief: „Mademoiselle, geben Sie mir doch den Brief, den Sie zu verbergen suchen!“

Leichenblässe bedeckte das Antlitz der Prinzessin und entsetzt stotterte sie: „Welchen Brief, Durchlaucht? Ich besitze keinen —“

„Den Brief, auf der Stelle!“ schrie der Fürst außer sich.

Gruppen bilden sich um beide; durch Geberden geben alle ihre Theilnahme an dem außerordentlichen Auftritte kund.

„Ich versichere, Ew. Durchlaucht —“ bringt die Prinzessin kaum hörbar vor und wankt.

„Den Brief!“ Der Fürst ist fast seiner Sinne nicht mächtig. Er packt den Arm der Tochter, streift mit einem Rucke und so gewaltsam deren Handschuh ab, daß dieser in Fetzen reißt und entwindet der Prinzessin das Billet.

Schmerzlich aufschreiend fällt sie zu Boden und liegt wie leblos zu den Füßen des Vaters.

Anfangs scheint der Schreck die Anwesenden gelähmt zu haben und sprachlos stehen sie da. Dann entsteht eine große Verwirrung. Alles läuft durcheinander, der Ruf: „Wasser! Schnell einen Arzt!“ ertönt, viele Damen, unter diesen die Hofdame der Prinzessin, Frau von Falkenstein, eilen auf die Thymmächtige zu und bringen Riechfläschchen zum Vorschein, die Fürstin kommt näher und ordnet mit kühlem Tone die Fortschaffung der Tochter an; die Tragbahre, welche noch vor kurzem zur Verherrlichung des Arknumisten diente und welche in eins der anstoßenden Zimmer gebracht ward, wird schnell herbeigeschleppt, ihres Fußes beraubt und mit Rissen und Tüchern bedeckt; vorsichtig wird die Prinzessin auf das Gestell gelegt, Diener greifen zu, und langsam und unheimlich bewegt sich der Zug, den die Fürstin begleitet, durch die blendenden Prachtträume, die in dieser Nacht nur der Lust zu dienen bestimmt waren, durch Korridore, Galerien, über Treppen zu den Gemächern der Prinzessin.

Auf halbem Wege entfernte sich plötzlich die Fürstin mit ihren Hofdamen, nachdem sie Frau von Falkenstein befohlen, ihr Bericht über das Befinden der kranken Tochter zu übersenden und begiebt sich schweigend in das Schlafzimmer.

Der Fürst stand während dieser Vorgänge im Saale mit finsternen Blicken und aufeinander gepreßten Lippen allein und regungslos da, ohne einen Laut von sich zu geben. Weder las er das verrätherische Billet, noch sah er es überhaupt an; krampfhaft hielt seine Hand es gefaßt und zerknitterte dasselbe. Heftig

tobten die Leidenschaften in ihm: getränkter Vaterstolz, Ärger über seine Leichtgläubigkeit, Scham über sein Benehmen vor dem ganzen Hofe, Haß gegen den Urheber dieser Lage, Furcht vor der Zukunft, und alles dies noch übermeißelt von dem häßlichen Gefühle, der ungeliebten Gemahlin recht geben, die unglaubliche Kurzsichtigkeit einräumen zu müssen.

Wie weggefegt war der Höfliche Schar von seiner Seite und nur der Hofmarschall lehnte am Glasportal und beobachtete in höchster Aufregung die Entwicklung dieser peinlichen Angelegenheit, zögerte jedoch, sich zu nähern und Befehle von Serenissimus zu erbitten.

Nach einer Weile schien Durchlaucht endlich einen Entschluß gefaßt zu haben; er suchte offenbar jemand unter den Gästen und machte Miene, auf den Adjutanten zuzugehen, den er in einer Entfernung bemerkte. Dabei entdeckt er den Hofmarschall und ist einen Augenblick unentschlossen, ob er ihn zu sich rufen soll oder nicht. Doch wendet er sich mit spöttischer Miene von ihm ab und ist im Begriff, weiter zu schreiten. Plötzlich prallt er zurück, denn ihm entgegen kommt Adalbert von Frühling, der dem Fürsten fest und mutig ins Auge schaut.

„Hat Er das geschrieben?“ sagt Serenissimus mit verhaltenem Zorne und hält dem Lieutenant das zerdrückte Papier hin.

„Zu Befehl, Durchlaucht,“ antwortete dieser.

„So wird er die Folgen zu tragen haben!“ versetzt der Fürst laut und gereizt.

„Ich werde sie tragen,“ erwiderte Frühling.

„Er glaubt wohl, ich bin ein Komödienvater, weil Er so zuversichtlich thut?“ schreit Durchlaucht in voller Wut.

„Ich glaubte nur, Durchlaucht wären ein Vater, der sein Kind lieb hat,“ entgegnete Adalbert ruhig und sicher.

„Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es, wenn es ungehorsam ist!“

„Das meinte der Schloßprediger ebenfalls.“

„Ich meine das! Was kümmert mich der Schloßprediger?! — werde Ihm zeigen, daß ich aus seiner Komödie ein Trauerspiel machen kann! Verstanden? Ich bin der Herr!“

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht — nicht der meinige. Ich bin in holländischen Diensten.“

„Was? Er untersteht sich, mir opponieren zu wollen? — Ich kann Ihn sofort erschießen lassen, wenn es mir beliebt!“

„Nur im Einverständnis mit dem Erbstatthalter, als dessen Gesandter ich vor Euer Durchlaucht erschienen bin.“

„Er wagt es, sich als unverletzlichen Gesandten aufzuspielen, weil Er mir Porcellain überbracht hat?! Er ist mein Unterthan, das will ich Ihm beweisen!“ Er winkt dem Adjutanten, dieser tritt heran und mit weit hin schallender Stimme, die im ganzen Saale vernommen wird, befiehlt jetzt der Fürst: „Arretiere Er den Lieutenant von Frühling, und bringe Er ihn auf die Wache. Er steht mir für ihn. Sorge Er dafür, daß der Gefangene mit äußerster Strenge be-

handelt wird. Morgen früh wird Er weiteres hören!" Damit drehte er sich um und ging erregt umher.

Adalbert von Frühling warf einen besorgten Blick auf seinen Vater und folgte dem Adjutanten, der auf dem Korridor den Posten anrief und im Verein mit diesem den Lieutenant zur Schloßwache transportierte.

Der Hofmarschall bekam einen Schwindelanfall und mußte aus dem Saale gebracht werden, während die Hofgesellschaft sich in eine Ecke gedrückt hatte und den Eindruck einer Herde Schafe, wenn der Donner rollt, hervorrief.

So lange Serenissimus gegen sein eigenes Haus wüthete, war die Sache zwar fatal, aber immer noch nicht Besorgnis erregend; nun griff er jedoch einen der Thron heraus, und dies schien allerdings bedenklich. Wer weiß? — vielleicht kommt auch jetzt die nächste Verwandtschaft des kompromittierten Geschlechts an die Reihe. Warum denn nicht? Durchlaucht fühlen sich ja noch als Chinesischer Kaiser und im übermäßig bevölkerten Reiche der Mitte pflegt mit einem Verbrecher immer gleich die ganze Familie desselben vernichtet zu werden. Aber man irrte. Der Sturm hatte sich gelegt, die Sonne, von Wolken befreit, glänzte wieder wie bisher, das Unwetter war vergessen, ein lindes Lüftchen säufelte und die fast umgesunkenen Pflanzen erhoben die Häupter und lächelten, wenn auch unter Thränen, dem Heil spendenden Gestirne entgegen.

Der Fürst verwickelte einige ältere Damen in höchst anregende Unterhaltung, einige jüngere wurden beglückt, dann überschüttete die gnädige Laune die Kavaliere, der Kreis um Serenissimus wurde immer enger, die Musik fand die Sprache wieder und plötzlich hieß es: „Wo ist Ringle? Durchlaucht wünschen ihn zu sprechen. Wo ist der charmante Arkantist?"

„Welch ein schöner Mann!" himmelten die alten Damen.

„Ach, wie liebenswürdig ist doch dieser Prachtmensch!" versicherten die Damen im mittleren Alter.

„So jung und kann schon Porcellain machen!" flöteten die jungen Damen.

„Er benimmt sich wie einer der Unsrigen!" ertönte der Chor der Herren.

Trotz all dieser schmeichelhaften Äußerungen hatte sich jedoch bisher niemand um den Bildhauer gekümmert. Einsam wandelte er unter den Leuten umher, zwar begafft, zwar angestaunt, aber von keinem einzigen in ein Gespräch gezogen, von keinem einzigen für vollgültig angesehen, von den meisten als Rarität betrachtet, die das chinesische Fest nun einmal hervorgerufen.

Aus diesem Grunde fand man ihn jetzt auch nicht, trotzdem man ihn überall suchte. Die Höflinge waren untröstlich: „Kein Ringle, Durchlaucht, kein Ringle!"

Wo war der Charmante, der Süperbe?

Er ertrug die kostümierte Langeweile geduldig, weil er der Meinung war, er dürfe sich als, allerdings gänzlich vernachlässigte, Hauptperson vom Feste nicht entfernen; vielleicht würde der Fürst die Abwesenheit seines Arkantisten übel vermerken und es

später an Vorwürfen nicht fehlen lassen, denen er zern aus dem Wege ging. Nachdem jedoch nun die Katastrophe mit der Prinzessin eingetreten, nachdem diese sich zurückgezogen hatte, hielt er, da der Hof nach solchem Vorgange kaum noch die Stimmung finden dürfte, nach ihm zu fragen, sein ferneres Verbleiben für überflüssig. Auch beschäftigten sich seine Gedanken mit ganz anderen Dingen. War Aurore wirklich krank, oder gab sie sich nur den Anschein, um dem von Ringle für unpassend erachteten Tanze auszuweichen? Er hatte sie seit jener seltsamen Verlobung im Zimmer der Fürstin nicht wiedergesehen; auch im Gemüsegarten erschien sie nicht mehr, und im übrigen mangelte ihm jegliche Gelegenheit, sich ihr zu nähern.

Vom Umherstehen ermüdet, überrascht und keineswegs angenehm berührt durch das abstoßende Benehmen des Fürsten der Tochter gegenüber, stieg er hinab in den Park, um an einem einsamen Plätzchen die Eindrücke vorüberziehen zu lassen, die sich ihm heute aufgedrängt und um das Ende der Festlichkeit abzuwarten.

Wenn Serenissimus gegen das eigene Fleisch und Blut so schroff auftrat, was stand ihm, dem entlaroten Deserteur dann bevor? Wie widerte ihn dieses gefährliche Spiel an, zu dem er gute Miene machen mußte! So wenig ihm noch vor einigen Tagen der Einfall gekommen, entfliehen zu wollen, so sehr erörterte er jetzt diese Möglichkeit. Fort, fort von hier, fort aus dieser Umgebung, die ihm so fremd, fort von diesen Marionetten, fort von diesem Despoten, der sich mit einem Kunstfurniß überzog, welcher nur dazu diente, seine wahre Natur zu verbergen!

Wäre er doch niemals jenem Abenteuerer, jenem Namensvetter begegnet! Was fragte er, ehrbarer Leute Kind, nach all diesem Tand, nach diesem Flitter, der nicht im Stande war, ihm ein Lächeln abzugewinnen, für den er nicht das geringste Interesse besaß! Sätze er doch daheim bei seinem Mütterchen, könnte er doch seinem ernstern, selbst erwählten Berufe nachgehen! Warum mußte gerade er, der Vorsorgliche, der Behutsame, hinausgeschleudert werden in diesen Wirrwarr, den man Welt nennt!?

Er lag, lang ausgestreckt, auf einer steinernen Bank, in deren Rücken eine prachtvolle Hecke sich erhob, welche wiederum von einer Gruppe von hohen Bäumen überragt wurde und starrte auf die gewaltigen Steinmassen des Schlosses, die sich dunkel vom stimmernden Nachthimmel abboben.

Ein Geräusch, als wenn trockene Zweige gebrochen würden, ließ ihn den Kopf etwas wenden und einen Augenblick horchen. Vielleicht noch ein „Befohler", der genug Hofluft eingesogen, und den nun ebenfalls die erhabene Nacht ins Freie lockte.

Nein, still, alles still.

Kein Mensch also, wahrscheinlich ein Eichhörnchen, das er vertrieben, das nun vor ihm flieht, um einen anderen Ort zum Schlafe aufzusuchen.

Fliehen — fliehen! —

Dort aus jenem Fenster schimmert Licht. Ruht dort die Braut? Fliehen? Und allein? Und seine Braut? — Sie schlummert wohl längst.

Aus der Ferne ertönen die Klänge des Orchesters. Hat Serenissimus noch nicht genug Plaisir von seinem künstlichen Chinesenreiche? Haha! — Diese Chinesen! Albener können sich die wirklichen doch wahrlich nicht benehmen. Mit welchen Blicken sie ihn anstierten, gerade so, wie die Einwohner seiner Vaterstadt den Mohren betrachteten, als er dort über die Straße ging. Haha!

Die alte, geschminkte Hofdame mit den vielen schwarzen Pflästerchen im Gesicht, wie sie ihn mit lusternen Auaen durchbohrte! Das wäre so ein Schätzchen! Weit schöner als die lange Anna Kupf, als die kleine, niedliche Braut! — Haha! —

Die Müdigkeit überwältigte ihn, der Kopf sank auf die Brust —

In solcher Nacht  
Stand Dido, eine Weib' in ihrer Hand,  
Am wilden Strand, und winkt ihrem Liebsten  
Zur Rückkehr nach Karthago.

Nach nur wenigen Minuten schreckte Ringler plötzlich empor. Hatte er geträumt? Es war ihm, als stünde jemand neben der Bank, auf der er ruhte und sähe ihn höhnisch an. Zugleich vernahm er wieder dieses Krachen, als dessen Urheber er ein harmloses Eichhörnchen vermutete. Er sprang auf die Füße und ermunterte sich gewaltsam.

„Hier zu schlafen!“ murmelte er. „Welche Thorheit!“ Er nahm die rote Alchymistenmütze, die ihm vom Kopfe gefallen, vom Boden auf und bedeckte das Haupt. Vern würde er jetzt die fürstliche Hofhaltung verlassen haben, wenn er nur gewußt hätte, wie das, ohne Aufsehen zu erregen, anzustellen wäre; denn den Saal mochte er auf keinen Fall berühren, wenigstens so lange nicht, als Serenissimus das Fest durch seine Gegenwart verherrlichte. Ringler fiel es nun ein, wie die Soldaten nach den Laternenevolutionen abmarschirt seien, ohne das Schloß zu betreten; es mußte also einen Ausgang im Parke geben, den man heute sicher nicht verschloß. Weshalb sollte er nicht versuchen, diese Pforte zu erreichen? Die Nacht ist hell, der bläuliche Mondschein leuchtet ihm voran, unergründlich werden diese waldbartigen Anlagen wohl nicht sein, und vielleicht geleitet den Bildhauer der neue Freund, das linke Eichhörnchen und zeigt ihm den Weg.

Dort liegt das Schloß, dort der matte Schimmer kommt von der Festlichkeit, dorthin ungefähr gingen die dressirten Truppen, also mußte auch in jener Richtung ein Ausgang sich befinden. Vorwärts!

„Ich bin der böse Zauberer,“ lachte er in sich hinein, „der durch sein Revier schreitet. Erkennt Ihr mich, Ihr Tiere des Waldes? Ihr Elfen und Gnomen? Seht Ihr meinen Talar? Fürchtet Ihr meinen Stab? — Teufel, wo ist denn der Stab?“ Er wollte nicht umkehren, dieses Attribut seiner Würde blieb wohl auf der Bank zurück.

Eine lange, düftere, oben zusammengewachsene Allee, in die selbst der Mond das bleiche Licht nicht senden konnte, nahm ihn jetzt auf.

„Wie schauerlich ist's hier! Wenn die alte, geschminkte Hofdame mir entgegenkäme, wahrlich, ich würde mich fürchten!“

Aber sie kam nicht. Es kam niemand, nur dem treuen Eichhörnchen schien er's angethan zu haben, denn er hörte von Zeit zu Zeit das geheimnisvolle Rascheln, trotzdem die Bäume bewegungslos dastanden und selbst kein Lusthauch sie wispern ließ.

Endlich liegt der Laubgang hinter ihm, und er betritt einen großen, runden, von hohen Hecken umgebenen Platz. Bei dem unsicheren Lichte, das Ringler umfängt, glaubt er an der ihm gerade gegenüber befindlichen Seite eine Felswand mit einem Eingang in eine Höhle oder Grotte zu erkennen. Er kommt näher und vernimmt trauliches Plätschern. Nichtig, an den Felsen lehnt ein prächtiger, von einem riesigen Becken umgebener Brunnen; Durchlaucht ließ heute Nacht alle Wasser springen. Die Gruppe — ist sie aus Stein oder Bronze? Ringler vermag nicht, es genau zu bestimmen — stellt natürlich Neptun mit Amphitrite über einem ungeheuren, wasserspeienden Delfin, umgeben von Najaden, Tritonen und sonstigen Meeresgöttern, dar. Da ist ja der Dreisack, und hier in dem Granitbecken, dessen Boden mit Feuchtigkeit bedeckt ist, tummelt sich eine große Anzahl von kleineren Delfinen, deren Rachen Wasserstrahlen in die Lüfte senden. Wie unheimlich die Götter und Halbgötter den Bildhauer anglozen! Besonders das Ungeheuer dort unten, hart über der Wasserfläche, das krampfhaft einen Delfin gefaßt und ein Gewand übergeworfen zu haben scheint. Es ist zu dunkel, um in dieser Entfernung Einzelheiten zu unterscheiden; aber mutet ihn das Gebilde nicht wie ein lebender Mensch an? Ist es nicht, als wenn die Augen zuckten? Um, das bringt wohl der Schein des Mondes hervor. Verzerrte sich nicht soeben das Antlitz? Sinnestäuschung eines übermüdeten, kaiserlich chinesischen Hofarkanisten!

Doch nein, da jappelt wirklich etwas!

„Haha! — Was sehe ich heute nur alles!“ jagte Ringler halblaut zu sich selbst. „s' ist ja ruhig dort. Die Götter sind gemeißelt oder gegossen, die bewegen sich nicht. Aber wahrlich, ein gut Stück Arbeit ist's! Das ist Natur, das ist Wahrheit! Ich möchte das Werk wohl geschaffen haben.“ Er schritt weiter.

Ein schwarz gähnender Höhleneingang an der Felswand. Hrr! Da drinnen tanzen gewiß die bösen Geister, die den Park bevölkern, ihre Menuetts oder die alte, geschminkte Hofdame macht dort Toilette, bevor sie auf den Blockberg reitet.

Hier schimmert etwas Weißes. Wieder eine Steinbank in der Nähe des Grotteneingangs, deren Rückenlehne sich gegen den Felsen aufrichtet. Und — täuscht er sich? Sieht dort nicht jemand? Er tritt heran. Ein kurzer Ausruf des Schreckens empfängt ihn.

„Wer da?“ — fragt Ringler bestürzt.

„Er hier?! Und jetzt? — Monsieur Arkanaist, wie —“

„Aurore!“

„Ja, ich. — Ich konnte nicht schlafen, es war so heiß im Zimmer, deshalb ging ich in den Parke, um Luft zu schöpfen. Aber es ist sehr spät. Ich will fort. Gute Nacht, Monsieur Ringler.“

„Sie flieht vor mir, ich verschueße Sie, Jungfer —“

Die Kammerjungfer ist aufgesprungen und steht ängstlich und verlegen vor dem Bildhauer.

„Fliehen?“ sagte sie leise. „Nein, weshalb? Er sieht ja gar nicht so fürchterlich aus trotz Seines roten Rodes.“

„Wie bin ich froh, daß Sie nicht krank ist!“ rief er und ergriff ihre Hand, die sie ihm jedoch sogleich wieder entzog. „Auf dem Feste erzählte man, es ginge Ihr sehr schlecht. Aber nun weiß ich's, Sie wollte dort nur nicht erscheinen, und Sie that recht daran.“

„Er irrt, Herr Arkatum, ich bin krank, sehr krank,“ versetzte sie hastig. „Es kommt doch wohl vor, daß auch Kranke ins Freie gehen —“

„In der Nacht?“ — meinte er lachend.

„Ja freilich, — es ist dunkel, ganz dunkel, das hatte ich wirklich nicht bemerkt.“ Sie sah sich scheu um, hüftelte, knixte und wollte dem Bildhauer entflüpfen.

„Sie will nichts von mir wissen!“ sprach Ringler in so traurigem Tone, daß Aurore unwillkürlich inne hielt und zögerte. „Ich dachte mir's wohl! Funkelnde Schätze findet man nicht auf der Gasse; man muß sie suchen, man muß nach ihnen graben.“

Sie sah ihn erstaunt an. „Wie schwer ist Er zu befriedigen! Doch war Er nicht auf dem Wege nach Hause?“ fügte sie schnell hinzu, als wolle sie das Gespräch auf anderes ablenken. „Da hat Er's nicht mehr weit; hier gleich hinter dem Brunnen ist der Parlausgang, der Ihn auf die Landstraße bringt, welche zur Fayancerie führt.“

„Ja, ja,“ versetzte er ernst, nahm die Kopfbedeckung ab und strich sich über die Stirn, „es ist so, wie ich mir dachte. Zeigt sich mir einmal ein verlockendes Bild, so zerrinnt es bald im Nebel, ich sehe nur Schattenbilder. Mit welcher Lust Sie mir den Ausgang beschreibt! Sie hat's eilig, Jungfer. Nun gut, ich gehe ja schon, ich will Ihr gewiß nicht lästig werden. Ich gehe, und Sie soll mich nie wiedersehen, das verspreche ich. Der Fürst traf das Rechte, als er meinte, Sie würde meine Flucht verhindern. Aber ohne Sie halte ich's hier nicht aus. Nicht wahr, Sie wird meine Absicht nicht ausplaudern, auch wenn Sie mich nicht mag? Mit Gott, Jungfer! Denke Sie doch später an einen armen Menschen, den sich das Schicksal zum Fangball erkoren. Denke Sie an ihn und wäre es auch nur aus Teilnahme an dem fremden Bildhauer, der einst Ihr Konterfei gemacht. — Mit Gott!“ — Er wendete sich ab und ging langsam von dannen.

Nach einigen Schritten blieb er stehen und sah betroffen zurück, denn er glaubte herzerreißendes Schluchzen zu vernehmen.

Schnell kehrte er um. Es war kein Irrtum: Da stand das liebliche Wesen noch auf der nämlichen Stelle, preßte die Hände auf das Gesicht und weinte hittere Thränen. Der Kampf, der in ihr tobte, hatte sie überwältigt, sie konnte ihre Gefühle nicht länger verbergen.

Ringler trat auf sie zu und sagte mit wehmü-

tiger Freundlichkeit: „Sie ist mitleidig, Jungfer. Es giebt Frauen, — auch Männer — die das Abschiednehmen nicht ertragen können, deren Gemüt sie bei jeder Trennung weich stimmt, auch wenn die Person, von der sie scheiden, ihnen kaum Anteil abgewinnt. Ich danke Ihr, diese köstlichen Tropfen werden mir die Erinnerung an Sie teuer machen, obgleich ich ja weiß, wie ich Ihren Schmerz aufzufassen habe.“ Und als Aurore sich nicht beruhigen wollte, meinte er nach einem Weilschen: „Sie ist doch wohl krank. Sie sollte sich zur Ruhe begeben, die Nachtlust wirkt ungünstig auf Sie ein.“

Endlich, nach einer langen Pause, während welcher der Bildhauer schweigend neben der Kammerjungfer gestanden, brachte diese mühsam und noch immer schluchzend hervor: „Wenn Er von hier fort will, — so wird Er vorher — die Hochzeit — mit Seiner Braut feiern. — Ich wünsche Ihm von ganzem Herzen — alles Gute.“ — Ein Thränenstrom unterbrach ihre Rede.

„Meine Braut? — Ich besaß eine solche durch die Gnade Seiner Durchlaucht. Doch das ist ja nun vorbei.“

„Nein, — ich spreche — von der — von der — andern —“

„Von welcher andern?“

„Von der Demoiselle Nupf —“

„Mamsell Anna? — Meine Braut? — Davon ist mir nichts bekannt.“

„Ja, — Er will mir wohl nicht wehthun. — Ich weiß es aber, Er hat sich neulich — an einem Tage — zweimal verlobt, — die Fürstin sagte es mir. — Anna Nupf ist viel reicher als ich, — Er hat ganz recht, — ich besitze nichts —“

„Die Fürstin hat Ihr das erzählt? Ah, nun —“

„Und ich hab's ja selbst gesehen. Er ging mit Seiner Braut spazieren und hatte Rosen gepflückt, schöne Rosen. — Möge Er recht glücklich werden, Monsieur Ringler, recht glücklich!“

Der Bildhauer brach in ein so lautes, schallendes Gelächter aus, daß das Echo, welches auf diesem Plage schlummerte, geweckt wurde, und es sich anhörte, als wenn alle Bäume, alle Hecken, Neptun mit seiner Amphitrite und den Tritonen, Najaden und Delphinen aus voller Kehle einstimmten in die Fröhlichkeit, die nicht enden wollte und die nun Aurore erschrocken aufblicken ließ.

„Verspottet Er mich?“ rief sie, „das habe ich nicht verdient!“

„Nein, nein, wirklich nicht!“ versetzte Ringler mit verhaltener Ausgelassenheit. „Komme Sie, Jungfer, höre Sie mich ruhig an. Ich bin sicher, wenn Sie alles weiß, wird Sie ebenfalls lachen, so traurig Ihr auch soeben noch zu Mute war.“ Er umfaßte die sich Sträubende und zog sie zur Steinbank, auf die sich beide niederließen. —

Am Grotteeingange regte es sich in diesem Augenblicke.

Eine hohe, schwarzgekleidete Frau trat hervor, sah sich erstaunt um, zog sich jedoch, als sie das Paar erblickte, sogleich wieder zurück und verharrete

regungslos und schweigend im Dunkel, das die Felswand beschattete. —

„Jungfer Aurore,“ begann Ringler, „durch wen hat wohl die Fürstin von meiner angeblühten Brautenschaft mit Mamsell Rups vernommen?“

„Das weiß ich nicht,“ antwortete Aurore.

„Nun, ich will's Ihr sagen: Durch einen großen Piffilus, der das ganze Märlein erfand, um den Kopf möglichst schnell aus der Schlinge zu ziehen, in die übertriebene Schlaueit ihn gebracht. Der Herr Schloßprediger Balzius eignet sich widerrechtlicher Weise Rosen im Garten des Bürgermeisters, dessen Widersacher er ist, an, und verliert dabei ein Petschaft, das den Dieb sicherlich bald verraten hätte. Um dem zuvorzukommen, erscheint er vor Monsieur Rups, thut ganz harmlos und unschuldig, fährt jedoch entsetzt zurück, als er mich plötzlich erblickt, mich, der ihn täglich mit den geraubten Blumen vorüberziehen sah.“

„Wie kam Er denn zum Bürgermeister?“ fragte Aurore leise.

„Ich machte seine Bekanntschaft auf der Straße, als ich mich verirrt hatte, und er lud mich ein, mit ihm in seinen Garten zu kommen. Dort traf ich auch seine Tochter. Dieser Herr Balzius, teils um seine Verlegenheit zu verbergen, teils um mich zu ärgern, da er wußte, daß meine Zuneigung einer anderen gehörte, beglückwünschte uns zu unserer Verlobung und erbot sich sogar, uns zu trauen. Dann lief er zur Fürstin und berichtete schleunigst von dem schlechtesten aller Menschen, der an einem Tage zwei Bräute genommen.“

„So kann es sein,“ meinte die Kammerzofe nachdenklich, aber doch sehr zurückhaltend und vorsichtig, trotz des freimütigen Tones, den Ringler anschlug. Sie schauerte auf, als wenn sie fröre, denn sie traute dem Glücke nicht, das sich ihr zu nähern schien und fürchtete noch immer, daß es ihr entrisen würde. Mit einem tiefen Seufzer sagte sie endlich: „Mamsell Rups denkt vielleicht anders als Er und wird Ihn nicht so leicht aufgeben.“

„Die?“ erwiderte der Bildhauer fröhlich. „Nein, Jungfer, da täuscht Sie sich. Die ist längst ver sagt. Sie hat sich selbst verraten im losen Spiel, das ich mit ihr trieb. Demoiselle Anna ist mit ihrem Liebsten schon völlig einig darüber, welcher Prediger sie trauen soll. Nur der Vater scheint noch nichts davon zu wissen. Nun, der alte Herr wird's ja zeitig genug erfahren.“

Aurore sagte nichts. Ein Weilchen zögerte Ringler, dann rückte er ganz nahe an sie heran und sah ihr forschend ins Gesicht.

Wieder vergingen einige Sekunden. Jetzt legte er schweigend und behutsam seinen Arm um ihren Hals. Sie erbebte, ihr Atem ging hörbar und fieberhaft, während sie klopfenden Herzens in die Nacht starrete. —

Endlich fragte er leise: „Jungfer, glaubt Sie dem Schloßprediger noch?“

„Nein,“ brachte sie bellommen hervor.

„Will Sie Ihrem allergnädigsten Souverän gehorsam sein, — will Sie das Land glücklich machen,

indem Sie dem gefeierten Arkantisten Ihre Hand reicht?“

„Das geht nicht,“ sprach sie sehr bewegt, aber diesmal waren es Freudenthränen. „Er gestand ja soeben, daß Seine Zuneigung einer andern gehöre.“

„Ja, das ist wahr. Und weiß Sie, weshalb diese — andere meine Liebe flugs gewann?“

„Nein, das weiß ich nicht.“

„Ich will's Ihr sagen: weil ich ein Feinschmecker bin und weil sie das Blumentohlsüßchen so köstlich zu bereiten versteht.“

Aurore blieb stumm. Plötzlich blickte sie ihm lächelnd in die Augen und sank lautlos an seine Brust. —

Summend und klingend rauschte das Wasser des Neptunbrunnens seine eintönige Melodie, prasselnd, knatternd und zischend fiel aus der Ferne, gleich den Schlaginstrumenten eines Orchesters, das Feuerwerk Seiner Durchlaucht, welches jetzt abgebrannt wurde, mit Kanonendonner und Raketenknall ein, während aus dem Becken ein leises Röcheln und Stöhnen erschallte, daß man fast glauben konnte, die Tritonen beneideten die beiden, die sich soeben zusammengesunden und wünschten das Glück derselben zu stören.

Der keusche Mond übergoß mit silbernem Schimmer den weiten Platz, die Bäume neigten, von sanftem Winde bewegt, wie grüßend ihre Spitzen, aber das Liebespaar merkte von alledem nichts; es hielt sich eng umschlungen und flüsterte und flüsterte.

Die majestätische Frau am Felsen stieß einen Seufzer aus, legte die Hand auf die Augen, trat für einen Augenblick in die Grotte zurück, um gleich darauf wieder zu erscheinen und von neuem zu lauschen.

„In solcher Nacht  
Das einst Medea jene Zauberkräuter,  
Den Neion zu verjüngen.“

„Schilt nicht auf den Schloßprediger!“ vernahm man jetzt von der Bank her. „Er war es, der zuerst der Fürstin von unserer Bekanntschaft erzählte, er veranlaßte dadurch meine Freiheit, er glaubte mit der erdichteten zweiten Verlobung Unfrieden zu stiften und beschleunigte nur unsere Annäherung, er ist ein edler Mann, ihm verdanken wir alles, und in Freundschaft müssen wir seiner gedenken! Also — es lebe der Schloßprediger!“ rief er jubelnd.

Und jubelnd bestätigte das Echo: „Der Schloßprediger.“

„Nicht so laut!“ bat Aurore und hielt ihm den Mund zu. „Wie leicht könnte uns ein verlausener Chinese hören! Das wäre so etwas für einen gepukten Hofkavalier! Der würde sogleich zurückeilen und den übrigen Gästen triumphierend berichten: draußen bei der Grotte sitzt die todfranke Gerville und schnäbelt mit einem fremden Porzellanmachergesellen.“ Alle würden dann herkommen, um dieses Schauspiel zu betrachten!“

„Wie schade,“ erwiderte Ringler lachend, „daß der ‚Porzellanmachergeselle‘, wie die Fürstin sich ausdrückte, gar kein Porzellan machen kann.“

Sie sah ihn erstaunt an.

„So wenig wie Du, Aurore,“ fuhr er fort.

„Nein, noch weniger. Du bist aus einer Hafnerfamilie, ich habe mich nie um solche Dinge gekümmert.“

„Um Gotteswillen! — Weiß es der Fürst?“

„Er weiß nichts, weil er nichts wissen will. — Jetzt giebt es kein Geheimnis mehr zwischen uns, — jetzt sollst Du alles erfahren.“

Aufmerksam und düsteren Blicks horchte die Frau im schwarzen Gewande jetzt nach dem Brunnen hin und beobachtete die Delphine, als beunruhigte sie von dorthier etwas.

„Keine gute Wahl hast Du getroffen, arme Aurore,“ sagte Ringler, „Du meintest, einen wohlbestallten Hofartanisten zum Gatten zu erhalten, aber Du irrtest. Ich bin nur ein umherziehender Bildhauer und Steinschneider, den eine Verwechslung mit einem Namensvetter in diese Stadt, an diesen Hof brachte. Meine Heimat nannte ich Dir schon. Von dort wurde ich durch preussische Werber nach Potsdam entführt. Ich entfloh und traf auf meinen Irrfahrten den Artanisten Joseph Ringler. Dieser giebt mir eine Empfehlung für Kassel mit auf den Weg, ich werde jedoch von den Grenzwächtern des Fürsten angehalten, man findet jenes Papier mit meinem Namen bei mir und bringt mich zur Durchlaucht. Der Fürst glaubt nun einen großartigen Gang gethan zu haben, glaubt den berühmten Ringler vor sich zu sehen, der ihm eine Porzellanfabrik einrichten soll. Ich sage ihm offen, wer ich bin, aber es hilft nichts. Meine Wahrheit nimmt er für Lüge, er droht, ich fürchte als Deserteur an Preußen ausgeliefert zu werden und schweige endlich. Durch Dich, meine teure Aurore, durch Dein Bildnis in Thon beschwichtigte ich zwar den Fürsten, — aber was wird geschehen, wenn es an den Tag kommt, daß ich vom Porzellanmachen durchaus nichts verstehe?“

„D, das ist schlimm!“ rief die Kammerjungfer erregt. „Du mußt dem Fürsten den ganzen Hergang berichten!“

„Und was dann? Ich that es ja. Er ist taub und blind, er will es nicht hören. Schlecht hast Du gewählt, kleines Mägdelein, sehr schlecht!“

„Nein, nein! Ich wählte Dich, nicht Dein Amt. Bemerkst Du den prächtigen Stern dort oben, der so einsam unter seinen Genossen steht? Er ist mein Hoffnungstern. Zu ihm blicke ich auf, wenn der Kummer mein Herz belastet, wenn ungestillte Sehnsucht mich beschleicht. Scheint er trübe und matt, oder verbirgt er sich gar, so bin ich traurig, denn ich weiß dann, daß mein Hoffen trog. Leuchtet er jedoch, glänzt er, so juble ich, da meine Wünsche sicherlich in Erfüllung gehen. In dieser Nacht bligte er wie der Demant an dem Ringe, den mir die Fürstin Mutter verehrte. ‚Auch Du trügst?!‘ rief ich ihm zu. ‚Weißt Du nicht, daß all' mein Glück vernichtet, daß meine Hoffnung begraben ist?‘ Aber er lachte mich aus und schoß glühende Strahlen auf mich hernieder. Und er hatte recht. Du kamst, Du sagtest mir, daß Du mich, mich nur ganz allein liebtest, und daß alle meine Befürchtungen grundlos wären! Ich Undankbare! Jetzt erst denke ich an ihn! Jetzt erst kann ich's ihm sagen: ‚Du hast's

gut gemacht, Sternlein! Leuchte mir weiter auf meiner Bahn! Spende mir auch ferner Dein Licht in allen Lagen meines Lebens!‘ Sieh, sieh, wie er glitzert, wie er funkelt! Er will's, er stimmt mir zu! Ich fürchte nichts für unsere Zukunft!“ Freudig schlug sie die Hände zusammen und warf lachend Kußfinger zum Himmel empor.

„Du liebes Kind!“ sprach er innig, zog sie an sich und drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen. „Wie Du mein verzagtes Herz von neuem belebst! Wie Deine Zuversicht mich erfrischt! Ja, lassen wir den Mut nicht sinken, vielleicht kommt mit Deiner Liebe auch das Glück wieder zu mir. Ist er Dein Hoffnungstern, so bist Du der meine. Wir wollen jeden Abend an diesen Ort pilgern und dann bittest Du Dein Orakel um Rat. Du fragst den Stern, ich frage Dich. Schwer wird der Kampf mit dem Fürsten sein. Durchlaucht läßt das Lustschloß, das er sich aufrichtete, nicht ohne weiteres zusammenreißen. Und gerade jetzt! Häuslicher Unfriede erbittert ihn. Wärst Du auf dem Feste gewesen, so würdest Du meine Besorgnis teilen. Doch heute nichts davon! Später, — morgen. Ist die Pforte stets offen?“

„Gewöhnlich wird sie abends geschlossen, wie alle Ausgänge des Parks,“ meinte Aurore. „Nur heute während des Festes bleiben diese geöffnet. Ich will mit dem Hofgärtner sprechen und ihn ins Vertrauen ziehen. Er ist mir freundlich gesinnt und wird es wohl begreifen, daß man, wenn man am Tage keine Zeit hat, den Bräutigam wenigstens abends sehen muß. Am Tage nimmt mich der Dienst bei der —“

„Die Pforte wird offen bleiben.“ Mit diesen Worten trat die Dame in Trauerkleidung vor das Paar, welches erschrocken aufsprang und sie verwirrt anstarrte.

„Weshalb so fassungslos, meine Kleine?“ fragte nach kurzem Schweigen lächelnd die Dame. „Wir kennen uns ja. 's ist freilich schon eine Weile her, daß wir uns sahen, aber ich vergaß Sie nicht. Vor mir braucht Sie keine Furcht zu haben, auch dann nicht, wenn Sie Geheimnisse zu verbergen hat, seien es gute, seien es böse. Nun, so schlimm steht es nicht mit Ihr. Also das ist der Erwählte, dem zu Ehren auch heute das Fest veranstaltet ward? Wenn Sie ihn gar so gern hat, so wird er wiederkommen, mein Kind; die Pforte bleibt offen, ich Sorge schon dafür.“

Aurore eilte auf die Dame zu und küßte ihr die Hand, während Ringler, welcher ahnte, wen er vor sich habe, eine tiefe Verbeugung machte.

Die Fürstin Erdmute Juliane stützte sich auf einen Stab, obgleich man es ihrer aufrechten Haltung nicht anmerkte, daß sie eines solchen bedurfte. Ihr Antlitz, fast so bleich wie ihre Haare, war noch sehr schön, sehr fein und edel geformt, nur lag ein Zug von tiefer Traurigkeit auf ihm, der ihrer Miene etwas Mißes, fast Herbes verlieh, das wohl im Stande schien, den Personen, mit welchen sie verkehrte, eine gewisse Scheu einzulösen. Aus ihrer Stimme, die tief, angenehm, wennschon vom Alter gebrochen er-

klang, drangen zuweilen Töne hervor, die Gedanken an kaum getrocknete Thränen aufkommen ließen.

„Meint Ihr, die ersten girrenden Tauben zu sein,“ fuhr sie fort, indem sie ihren Arm auf Aurores Schulter legte und die Kammerjungfer mit Wohlgefallen betrachtete, „die ich hier an dieser Stelle be-lausche? Wie der Magnet das Eisen, so zieht der traute Ort sie an. Ja, ja,“ sagte sie wehmütig und den Kopf seitwärts wendend, „im Bereiche dieser Grotte weilt die Liebe.“ Sie versank für einen Augenblick in Nachdenken, raffte sich dann auf und sprach: „Bedenkt Euch nicht wiederzukommen; seid versichert, weder ich noch sonst jemand wird auf Eure Reden horchen, oder Euch hören. War Sie nicht auf dem Feste, ma mignonne? Sie pflegt ja die Herrschaften durch Ihren Tanz zu erfreuen.“

„Nein, Durchlaucht,“ erwiderte Aurore verlegen. „Ich war unwohl.“

„Unwohl? Wollte das Herz nicht parieren?“ Die Fürstin versetzte ihr einen leichten Schlag auf die Wange. „Das Schlafzimmer und die anstoßenden Gemächer der Prinzessin sind erleuchtet, ich beobachte das schon seit längerer Zeit. Die Soiree kann kaum beendet sein. Zog sich der Hof früher zurück?“ Diese Worte richtete sie an den Bildhauer.

„Nur Ihre Durchlaucht die Fürstin und Prinzessin Walpurgis,“ entgegnete dieser. „Der Fürst blieb.“

„Allein? Seltsam. Wurde davon gesprochen, weshalb die Damen das Fest verließen?“

„Ihre Durchlaucht die Prinzessin erkrankte —“ antwortete Ringler zögernd.

Die Fürstin runzelte die Stirn. „Erkrankte? So rede Er doch! Was geschah dort?“

Der Bildhauer berichtete, was er gesehen.

„Die Thoren!“ murmelte die Fürstin und war im Begriff, auf das Schloß zuzuschreiten. Plötzlich blieb sie stehen, kehrte zurück und streckte den Arm nach dem Brunnen aus.

„Blickt um Euch!“ rief sie warnend und mit starker Stimme, „unter den Göttern ein Zwerg!“ Dann zog sie den Mantel fester um den Körper und eilte hinweg.

In Ringler stieg ein Verdacht auf: sollte er sich nicht getäuscht haben, war wirklich ein Mensch zwischen den Delfinen verborgen? Weshalb verborgen? Sicherlich nicht in guter Absicht. Er teilte Aurore leise seine Vermutungen mit. Das Mädchen erschraf und machte Miene, zu entfliehen. Eindringliche Bitten, noch zu verweilen, bis er die Wahrheit erforscht, waren vergebens; sie verabschiedete sich hastig von dem Geliebten und trat, ängstlich Umschau haltend, den Rückweg in ihr Zimmer an.

Der Bildhauer ging zum Brunnen, der, vom Monde beleuchtet, jetzt völlig zu übersehen war.

Als er sich näherte, bemerkte er, wie jemand, der auf dem Rande des Granitbeckens kauerte, den Versuch machte, auf demselben weiter zu rutschen, um einen dunkleren Ort zu erreichen und ohne Mühe erkannte er den Uhrmacher Wenninger. Nun zweifelte er nicht mehr, daß der abgewiesene Verehrer Aurores schon seit langem dort, und jedenfalls unter sehr un-

bequemen Umständen, die seine Kleidung arg durchnässen mußte, zugebracht hatte und stürzte erregt auf den Zubringlichen.

„Halt!“ schrie Ringler schon von weitem. „Nicht von der Stelle! Rührt Er sich, so packe ich Ihn und schlepe Ihn zur Wache!“

Ein heiserer Ton, wie ihn ein aufs äußerste gereiztes Tier ausstoßen mag, drang als Antwort herüber.

„Wage Er nicht, meiner Braut jemals wieder in den Weg zu treten,“ Ringler hatte den Brunnen erreicht, faßte Wenninger scharf ins Auge und machte eine Bewegung, als wolle er ihn ergreifen. Der Uhrmacher verlor, in dem Bestreben auszuweichen, auf dem glatten Granit der Brüstung das Gleichgewicht, laut auflachend über den komischen Anblick rannte der Bildhauer davon und —

„In solcher Nacht  
Fiel Dänischen wie 'ne Ströf' vom Brunnenrand  
Und spritzte all' sein Gift, all' seinen Geifer,  
Gleich dem Delfhin mit schlankem Wasserstrahl  
Sinan zum Mond, der spöttisch nach ihm blinzelt“.

## VI.

Et, der Gesunde läßt und lacht,  
Dem Wunden ist's vergällt;  
Der eine schläft, der andre wacht,  
Das ist der Lauf der Welt.  
Shakespeare, Hamlet.

„Nein, sage Er mir doch, Herr Bürgermeister, wie kam denn —“

Mit diesen Worten wurde Herr Rupp jedesmal von den Neugierigen angesprochen, die Näheres über den „merkwürdigen Fall“ zu erfahren wünschten, der so unerwartet die Gemüther der Einwohner in Aufregung versetzte. Wo das Stadthaupt sich blicken ließ, sei es auf der Straße, sei es in Gesellschaft, sei es im Amt, hieß es stets: „Nein, sage Er mir doch, Herr Bürgermeister, wie kam denn —“

Und er gab gern und mit Behagen die Antwort und erzählte mit der liebevollsten Ausführlichkeit alle Einzelheiten jener heiklen Sache. So erfuhr es die ganze Residenz und die ganze Residenz war höchst verwundert und eigentlich auch erfreut, denn Walzjus besaß wenig Freunde unter den Bürgern, und auch der Abel, der zum Hofe gehörte, liebte ihn nicht, da er sich zum Richter der etwas lockeren Sitten desselben aufwarf und durch gelegentliche Angebereien die Fürstin von den vorkommenden Skandalgeschichten unterrichtete.

Nur vier Personen wußten nichts von jenem „merkwürdigen Falle“: die sterbenskrante Prinzessin, der Fürst, welcher in höchst verzweifelter Laune umherlief, die Fürstin Leonore, der man nichts zu sagen wagte, und der Feld der Rosenaffaire selbst, der wie immer ein sehr hochfahrendes Wesen zur Schau trug und der, obgleich er ahnen mochte, in welcher Weise man sich mit ihm beschäftigte, dennoch eine Miene annahm, als ginge ihn die ganze Geschichte nichts an.

Rupps Außengarten wurde übrigens nun wirklich verschlossen, und Ringler, ein gern gesehener Gast



im Hause des Bürgermeisters, wußte nichts mehr von den Spaziergängen des Schloßpredigers zu melden, da dieser jetzt andere Wege einschlug und die verhängnisvolle Landstraße mied.

Die Fürstin erging sich wieder täglich in ihren Blumenkohlplantagen und zwar häufig in Begleitung Balzjus', während Aurore niemals mehr dort erschien, zum großen Verdrusse ihres Bräutigams, der sich mit den Zusammenkünften abends im Schloßpark begnügen mußte. Serenissima hatte angeordnet, daß nunmehr Bedientete des Küchenpersonals das erforderliche Gemüse herbeischaffen sollten und der Kammerjungfer den Aufenthalt im Garten verboten.

Der Fürst schien den Sinn für alle wichtigen Angelegenheiten verloren zu haben und seine einzige Beschäftigung waren Beratungen mit den Ärzten, welche die Tochter behandelten. Sogar die beabsichtigten Unterredungen mit dem Arknumisten, die endlich auf die neu zu gründende Porzellanfabrik einwirken sollten, unterblieben vorläufig, und Ringle fand keine Gelegenheit, die fertigestellte Büste dem hohen Auftraggeber zu überreichen.

In der Fayencerie hatte sich inzwischen auf allerhöchsten Befehl der frühere Brennvorsteher eingestellt, um die Thongegenstände in den gewünschten dauerhaften Zustand zu versetzen. Da es sich nur um zwei Werke, die Blumenkohlgruppe und die Büste Seiner Durchlaucht handelte, so fand der Mann es kaum der Mühe wert, so geringfügiger Ursache wegen den Ofen zu heizen. Er that es jedoch und hatte im übrigen gute Tage, denn bis der Bildhauer die beabsichtigten weiteren Porträtgebilde abgelieferte, mochte wohl noch einige Zeit vergehen.

Gegen Adalbert von Frühling verfuhr man mit der größten Strenge. Am Morgen nach dem Feste brachte man ihn unter militärischer Bedeckung in einen freistehenden, unheimlichen Turm, der früher zu den Stadtbefestigungen gehörte, jetzt aber zur Aufnahme schwerer Verbrecher diente, die ganz besondere Aufmerksamkeit erbeischten. Da derartige interessante Leute nun schon seit langem hier nicht vorgekommen waren, so stand das Gefängnis leer, und der Invalide, welcher dort als Inspektor ein recht angenehmes Leben führte, machte eine sehr erstaunte Miene, als ihm plötzlich ein so feiner Herr überliefert ward, den er im ersten Augenblick, durch das chinesische Kostüm irreführt, für einen herumziehenden Gaukler gehalten. Übrigens legte man auf Befehl des Fürsten sogleich eine Anzahl Soldaten in den Turm, und Posten, die diesen Tag und Nacht umstanden, sorgten dafür, daß dem Gefangenen die Möglichkeit einer Flucht abgeschnitten würde.

Der Hofmarschall, welcher sehr liebend war, traf Anstalten, sein Haus und seine sonstigen Liegenschaften zu verkaufen und reichte dem Fürsten schleunigst ein Entlassungsgesuch ein, um den Maßregeln Seiner Durchlaucht zuvorzukommen. Zwar erhielt er auf diese Eingabe noch keine Antwort, doch eröffnete man ihm in schroffster Weise durch Kabinettsbefehl, er hätte sich jeglicher Anknüpfungen zwecks Veräußerung seines Eigentums zu enthalten und abzuwarten, was Serenissimus zu beschließen geruhen würde.

Und während der alte Herr noch über dieser Willkür brütete und, schon durch das Verfahren gegen seinen Sohn in Schreden gesetzt, aufs neue in Erregung geriet, trafen eines Nachmittags auch vor seiner Thür Soldaten ein und stellten, nachdem ihm kundgethan, er dürfe das Haus ferner nicht mehr verlassen, eine Wache vor dasselbe, die jeglichen Verkehr mit den Einwohnern der Residenz unterbrach.

Pünktlich wie ein mahrender Gläubiger stellte sich bei Hans Wenninger natürlich eine fatale Erkrankung ein; der Aufenthalt im nassen Elemente unter den Göttern des Meers und den Ungeheuern veranlaßte einen so starken Schnupfen, daß der Uhrmacher sich gezwungen sah, den Bitten der Mutter nachzugeben und ins Bett zu kriechen. Und was für ein Bett! Es befand sich im oberen Stockwerk, war mit geblühten Vorhängen umzogen und mit so vielen Decken und Federkissen belegt, wie sie eben nur eine vermögende Bürgersfamilie zu liefern imstande schien.

Trotz der Hitze des Sommers fügte die ängstliche Frau Wenninger nun noch mehrere Bettdecken aus ihrem Vorrat hinzu, um heilsamen Schweiß hervorzubringen, und das arme Hänschen lag, während die Betten fast bis zur Zimmerdecke reichten, so tief und wohlverpackt im molligen Pfühl, daß man kaum die Nasenspitze von ihm zu erblicken vermochte.

Zum zweiten Mal mußte er die geplante Audienz beim Fürsten absagen und sich wegen Unwohlsein entschuldigen lassen. Die Antwort jedoch, die ihm von dem fürstlichen Kunden wurde, beruhigte ihn einigermaßen, denn Durchlaucht ließen vermelden, es hätte damit gar keine Eile, er verspürte jetzt keine Lust zu derartigem Firlejanz.

„Dulde, dulde, dulde!“ sagte sich Hans und verhielt sich ruhig und trank echten chinesischen Thee, eine Tasse nach der andern. Denn Mama Wenninger gab gut acht und füllte die Kanne immer von neuem; es half nichts, er mußte trinken, trinken. Auch Zeit zum Nachdenken blieb ihm, die Schmerzen im Bein schwanden, und so vergegenwärtigte er sich also, in welche schauerhafte Lage den Menschen die Rolle eines nicht genehmen Liebhabers versetzen könnte. Was gingen ihn die sämtlichen Kammerkragen des ganzen Weltalls an? Weshalb bestand der allergnädigste Landesvater darauf, durchaus eine Porzellanfabrik besitzen zu wollen? Welche Ursache hatte der Teufel, den vermaledeiten Bildhauer gerade in diese Gegend zu verschlagen? — Und während er duldete, trank und nachdachte, erzählte sein Gefelle Fritz Gallenberg allen Kunden, die in der Werkstatt erschienen, und allen Leuten, die es sonst noch hören wollten, wie krank der Meister wäre und wie er wohl schwerlich wieder genesen und wie er wohl bald dieses Jammerthal verlassen würde.

Wirklich sehr krank war jedoch die Prinzessin Walpurgis. Und was fast noch schlimmer schien: die Herren Doktores, die sie kurieren sollten, wußten eigentlich nicht recht, was ihr fehlte.

Als harmlosester von den drei Ärzten, konnte der Hofmedikus angesehen werden; er kam nicht darüber hinaus, dem Fürsten bei den Konsultationen auf das

Einbringlichste zu versichern: „Fieber oder febris, Durchlaucht, ist eine unnatürliche Hitze, die ihren Anfang im Herzen nimmt und sich daher im ganzen Körper durch die Blut- und Pulsadern verteilt und dadurch alle Glieder in ihrem Thun, in ihrer Wirkung verhindert.“

Der zweite Arzt, welcher sein Haupt mit einer schredenerregenden Allongeperücke zierte, trat der Sache schon ein wenig näher und meinte: „Durchlaucht, es entsteht das Fieber oder febris entweder in den Lebensgeistern, humoribus oder Feuchtigkeiten, oder auch im Fleisch. In den Lebensgeistern wird erzeugt Ephemera oder das eintägige Fieber, und Synochus non putrida, ein Fieber, welches drei bis vier Tage währt. In den humoribus generieren sich die faulen Fieber, indem diese humores entweder in den Gefäßen, oder außerhalb derselben faulen.“

Der dritte und jüngste Medicus, stets nach der neuesten Mode und überaus reich gekleidet, sprach ganz einfach: „Durchlaucht, großer Kummer hat dieses Fieber oder febris, welches ich ein hitziges nennen möchte, vorbereitet, und ein heftiger Schreck, oder eine seelische Angst ließ es zum Ausbruch kommen. Wird der hohen Patientin der Kummer entzogen, so kann sie genesen und wird sich nach überstandener Krankheit wohler als jemals früher fühlen. Überläßt man sie jedoch ihrem Schmerz, so zweifle ich an ihrem Aufkommen.“

Sins war Serenissimus nach solchen Reden völlig klar: Das Fieber heißt auf lateinisch febris; und dies wußte er auch schon, bevor er mit seinen weisen Ratgebern zusammentraf. Im übrigen darf nicht verschwiegen werden, daß die Ansichten der beiden ersten Ärzte dem Fürsten weit mehr zusagten, als die des letzteren; den reich gekleideten Medicus verstand er nämlich ungemein gut und die beiden anderen nicht.

Die Fürstin Eleonore kümmerte sich nicht viel um ihr Kind. Sie hielt mit freundlicher Unterstützung des Herrn Schloßpredigers häufig Bettstunden ab, in welchen die Vorsehung aber weniger um Genesung der Prinzessin, als um eine Sinnesänderung derselben angefleht wurde.

Serenissima erschien nur morgens für einige Augenblicke im Krankenzimmer, um dann gewöhnlich alle vernünftigen Anordnungen, die andere getroffen, zu verwerfen und ihre eigenen Befehle an deren Stelle zu setzen, welche man fast niemals auszuführen imstande war.

Die fürstliche Großmutter dagegen weilte mit ihrer Kammerfrau Nacht für Nacht am Lager der Enkelin und erleichterte dadurch Frau von Falkenstein die Pflege der Kranken ganz wesentlich, da diese sich nun von den Anstrengungen des Tages, ohne gestört zu werden, erholen konnte, und die Prinzessin sich außerdem während der Anwesenheit der Fürstin Erdmute Juliana stets ruhiger und gleichmäßiger benahm. —

Eine Woche ist verstrichen; das Befinden der Patientin hat sich täglich verschlechtert.

Die Ärzte schütteln die Köpfe, der Fürst weiß nicht, was er beginnen soll. Nachgeben, das heißt in

eine Mißheirat willigen? Unter keinen Umständen! Was hilfe es auch? Wer vermag es mit Sicherheit vorherzusagen, ob dann die Krankheit schwinden würde?

Der Fürst liebte die Tochter. Aber wenn es jemand gewagt hätte, ihn zu fragen, was ihm erwünschter wäre, der Tod derselben, oder die Ehe mit dem jungen Frühling — er gäbe ohne Besinnen zur Antwort: Der Tod.

Weit erfreulicher freilich erschien es ihm, wenn sie lebte und den Lieutenant fallen ließe. Kompromittiert war sie ohnehin, und, wie er sich selbst sagte, nicht ohne sein Verschulden.

Er hört die Durchlauchtigen aller Länder schon tuscheln, er sieht ihre entsetzten Gesichter, er sieht, wie sie die Achseln zucken, die Schreien mit den Vorstellungen, mit den Einmischungen der Verwandtschaft, die über ganz Europa verbreitet ist, befinden sich schon auf seinem Arbeitstisch, jeder Buchstabe verjezt ihm einen Nadelstich, er vernimmt förmlich die boshaften Bemerkungen der ziemlich derben alten Tante in dem Churfürstenthum des süblichen Deutschlands, wie sie heiser auflacht, wie sie schnupft, die Dose zuschlägt und ärgerlich ausruft: „Sich so zu verplempern! Nette Wirtschafft dort! Was fällt denn dem ein?! Auf die Festung mit dem sajet! Aber heiraten?!“ — Festung, — hm, — er hat gar keine Festung. Aber ein Spinnhaus hat er und ehe er sich entschließt, sich bloszustellen, sich dem Gelächter, dem Spotte, der Schadenfreude aller Souveräne preiszugeben, ehe sperrt er den naseweisen Monsieur von niederem Abel zeitweilig ins Spinnhaus!

Doch der Zustand der Prinzessin wird immer mißlicher, und geschehen muß etwas. Serenissimus entschließt sich also, an den Netter Liebden in Kassel zu schreiben und diesen um seinen Hofmedikus zu bitten, der im Rufe großer Gelehrsamkeit steht.

Und seltsam, kaum ist der Brief an den heftigen Landgrafen abgegangen, so meldet man ihm, die Kranke befände sich bedeutend wohler; sie hätte mehrere Stunden hintereinander vorzüglich geschlafen, das Fieber — febris — wäre gesunken, und die Neigung, eine Erfrischung zu nehmen, beweise entschiedene Besserung.

Der Fürst atmet auf.

Er erläßt den Befehl, den Gefangenen von Frühling in ein höher gelegenes Stodwert zu bringen, eine schlechtere Zelle für ihn auszumählen und die Wachen zu verdoppeln. Der Hofmarschall erhält in den ungnädigsten Ausdrücken die Entlassung aus allen von ihm bekleideten Ämtern, verbleibt jedoch im Stubenarrest, den Durchlaucht über ihn verhängt.

Der alte Doktor aus Kassel trifft nach einigen Tagen in der Residenz ein, er findet den Zustand der Prinzessin zufriedenstellend, erklärt sie aus aller Gefahr, verordnet Medicamente und reißt, nachdem er sich mit den Kollegen verständigte, wieder ab.

Der Fürst beschließt, nach eingeholter Zustimmung des Landgrafen, den berühmten Heilkünstler zu adeln.

Es stellt sich nach und nach der alte Kunstappetit, der fast vergangen war, bei Durchlaucht wieder ein. Vor allem der Heißhunger auf Porcellain.

Wie war es möglich, diesen Lieblingsgegenstand so lange zu vernachlässigen?! Wieviel Verlust an Zeit und Geld ist dadurch entstanden!

Schnell, — Ringler, — Ringler her!

Der Bildhauer erscheint und überreicht erstens die wohlgetroffene Büste des Fürsten, zweitens eine Gruppe, den Uhrmacher Wenninger als Neptun, auf einem Delphin reitend, darstellend.

Durchlaucht ist von Nummer eins äußerst befriedigt, und lächelt bei Nummer zwei. Ja, — je länger er die Gruppe betrachtet, desto mehr erheitert sich seine Miene und schließlich lacht er, lacht laut und herzlich und überschüttet Ringler mit Komplimenten.

Er lachte wieder! — Welches Glück für den Arkhanisten! — Wenn dieser nun den Bitten Aurores nachgäbe und Serenissimus langsam und vorsichtig mit der Thatsache vertraut zu machen suchte, daß er nichts weiter verstände als Modellieren und das Steinschneiden? Heute wäre dafür die beste Gelegenheit. Wie Durchlaucht vergnügt umherzuschlendern, wie heiter und gesprächig Durchlaucht heute sind! Wie Durchlaucht heute mit „mon cher Ringler“ verschwenderisch um sich werfen! — Armer Bildhauer, hast Du noch kein Aprilwetter gesehen? —

„Bevor Er mir berichtet, welche Einrichtungen Er in der Fabrik getroffen,“ sagte der Fürst und blieb am Schreibtische stehen, „betrachte Er doch diese entzückenden Antiken, die ich fast vergessen hätte.“ Er wies auf das Papier, auf dem die Wattenkügelchen noch ebenso lagen, wie sie Ringler neulich zu beobachten Gelegenheit hatte. „Sagte Er nicht, Er hätte sich auch mit dem Schneiden der Steine beschäftigt? Hier kann Er etwas lernen; denn zur Antike muß jeder, sei er ausübender Künstler, sei er Kunstfreund oder Kenner, wie zu einem Heiligtume aufblicken. Und nun gar diese hier! Ich muß gestehen, schönere Exemplare sind mir noch niemals angeboten worden. Süperb! — Süperb! — Sie werden die Krone meiner reichen Sammlung bilden!“ In dieser Weise sprach er von den Gegenständen, welche er noch vor kurzem als ‚Firtelanz‘ bezeichnete. Hastig wickelte er die Gemmen aus ihrer Umhüllung, als sehnte er sich nach ihnen, deren Anblick er so lange entbehrte.

Auch Ringler war begierig, die seltenen Stücke kennen zu lernen und stand ehrfurchtsvoll, aber gespannt aufmerkend da.

„Was sagt er zu diesem herrlichen Jaspis? Er stellt den Kopf des Pompejus, des großen Pompejus dar. Leider ist kein Künstlermonogramm vorhanden, aber dieses Werk schuf zweifellos ein großartiger Meister. Das ist Cicero, der berühmte römische Redner und Staatsmann, nun Er wird jedenfalls von ihm gehört haben, — derselbe, welcher gegen den Catilina vorging — Er weiß doch. Auch diese Gemme führte die Hand eines sehr hervorragenden Künstlers aus. Wie einfach und doch wie erhaben ist da alles!

Ganz anders als beim Pompejus; man merkt den Unterschied aus jedem Strich.“

Das Gesicht des Bildhauers ward immer länger, je mehr Steine Durchlaucht hervorholte und pries.

„Das ist ein köstlicher Apollo, das ein Caesar,“ der Fürst machte eine Pause um Atem zu schöpfen und sein Blick traf Ringler, der eine höchst verwunderte Miene aufgesetzt hatte. „Ich sehe, wie erstaunt Er ist über diese Schätze. En effet, so erging mir's auch! Ja, ja, meinem Spürsinn entgeht nichts. Wie ich mir die Perlen wieder fing! Wahrhaftig, ich muß mich selbst loben. Noch in Jahrhunderten wird man von der Sammlung des — Mais, mon cher Ringler, — wie kann man nur ein so ausgezeichnetes Künstler sein und so wenig geistvoll dreinschauen! Fehlt ihm etwas? Er ist ja ganz verdußt!“

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht,“ erwiderte der Bildhauer, nachdem er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, „ich weiß durchaus nicht, auf welche Weise Euer Durchlaucht zu diesen Gemmen gekommen sind, es ist auch gewiß nicht meine Absicht, irgend jemand zu verdächtigen, wenn ich mir die unterthänigste Frage erlaube: meinen Durchlaucht wirklich, antike Steine vor sich zu haben?“

„Ah, Er glaubt ich sei hintergangen, und diese Gemmen wären modern! — Nein, mon cher, da täuscht er sich gewaltig. Sie kamen aus Italien, direkt aus der Erde, man fand sie in Gräbern, sie wurden dort ausgegraben. Und wenn ich das auch nicht wüßte, — habe ich denn nicht meine Augen? Sehe ich denn nicht die Schmutzflecken, die an den Steinen kleben? Aber gesetzt den Fall, auch dieses Anzeichen könnte trügen, wer ist denn in unserer Zeit imstande, solche Kunstwerke hervorzubringen?“

„Durchlaucht, ich bin beschämt über dieses schmeichelhafte Urteil, das ich durchaus nicht verdiene. Dennoch darf ich mit der Wahrheit nicht zurückhalten, denn, Durchlaucht, diese Gemmen — habe ich geschnitten.“

„Er —?“ Der Fürst maß Ringler vom Kopf bis zu den Füßen und brach dann in ein schallendes Gelächter aus. „Mon cher, die Liebe ist Ihm wohl ins Hirn gestiegen und verwirrt nun Seine Verstandeskraft? Wenn Er das könnte, wahrlich, ich ließe die ganze Porzellanmacherei fahren, und Er müßte Tag aus Tag ein Steine für mich schneiden!“

„Durchlaucht verzeihen, ich halte diese Gemmen durchaus nicht für gut: sie sind vielleicht die mächtigsten, die ich jemals ausführte, und stammen noch aus der Zeit meiner Anfängerschaft. Ich habe später weit bessere hervorgebracht. Diese hier schienen mir so ungenügend, daß ich es nicht einmal der Mühe wert hielt, sie an die Italiener zu verkaufen, welche zu diesem Zwecke in meine Vaterstadt kamen. Ich ließ die Steine unbeachtet im Kasten liegen, als ich — auswanderte und meine nun, meine Mutter hat sie hervorgesucht und — vielleicht um mit diesen Dingen aufzuräumen — veräußert. — Das Einfache, was Euer Durchlaucht an den Gemmen zu erblicken vermeinen, eben ein Merkmal der Antike, ist weiter nichts als meine Unbeholfenheit, die ich begreiflicherweise damals noch besaß. Gewissenlose Händler rissen diese

ersten, schüchternen Versuche an sich und treiben nun Unfug mit ihnen. Halten zu Gnaden, Durchlaucht, daß ich meine Überzeugung so unumwunden ausgesprochen, allein es würde mir wenig Ehre bringen, wenn ich ruhig und ohne meine Ansicht zu vertreten, zusähe, wie mein Herr und Gebieter diese unbedeutenden Sachen seiner gewiß kostbaren Sammlung einfügte."

"Irrtum, Irrtum!" rief der Fürst, noch immer ungläubig, aber er durchmaß doch schon erregt das Gemach. "Wie will Er beweisen, was Er da eben sagte?"

"Sehr leicht, Durchlaucht. Ich pflegte stets auf die Rückseite der Steine die Anfangsbuchstaben meines Namens in Antiquaschrift zu setzen: I. R. Wollen Durchlaucht mir gestatten, nachzusehen?"

"Zawohl, untersuche Er nur, Er wird nichts finden. Ich selbst schaue immer sogleich auf die Rückseite, um Künstlermonogramme zu entdecken." Serenissimus kam näher und blickte mit der größten Spannung auf das Beginnen des Arknumisten. Die Gemmen befanden sich immer noch mit dem Papier, in welches sie gewickelt waren, auf dem Schreibtische des Fürsten. Ringler wandte eine nach der andern um, fand jedoch keine Marke bei keiner einzigen eingeknickten und schüttelte den Kopf.

"Was sagt Er nun?" triumphtierte der Fürst. "Gesteh Er's nur, Er war zu voreilig! Diese antiken Gebilde erregten seinen Neid, aus diesem Grunde wollte Er sie mir verkleiden! Doch das ist ja verzeihlich, ich große Ihm nicht deshalb. Er zeigt mir dadurch Seinen Ehrgeiz, Sein künstlerisches Streben."

Der Bildhauer hielt die Steine in seiner Hand und lächelte: "Haben Durchlaucht ein Vergrößerungsglas in der Nähe!"

"Dort liegt eins," entgegnete Serenissimus und wies auf ein Bündel Schriften, "es wird Ihm nichts nützen. Ich wette mein Fürstentum, Er findet Sein Monogramm nicht!"

Ringler nahm das Glas und betrachtete jeden Halbedelstein auf das aufmerksamste.

"Mein Schriftzeichen, welches ich nur flüchtig eintrahzte, ist abgeschliffen worden," äußerte er dann mit Bestimmtheit.

"Ah, das ist eine schlechte Ausrede!" entgegnete lachend der Fürst.

"Wollen Durchlaucht die Gnade haben, die Gemme zu befühlen. Ich bin sicher, Ew. Durchlaucht werden meinen Argwohn befätigen und mir recht geben."

Serenissimus folgte dieser Weisung und empfand ganz deutlich, daß die geschliffene Fläche nicht völlig glatt war, und daß ein kleiner Splitter fehlte, aber er gestand die Wahrnehmung nicht ein, und beharrte bei seiner Ansicht.

Den hohen Kunstliebhaber verdroß die Angelegenheit augenscheinlich, obgleich er seinen Mißmut nicht zeigen wollte. Er zog die Tabaksdose hervor und schnupfte mehrmals hintereinander; dann trat er ans Fenster und blickte schweigend eine Weile in den Schloßhof. Endlich drehte er sich um und äußerte mit leichter Ironie: "Er hat mich durchaus nicht

überzeugt, ich gebe einen Irrtum meinerseits nicht zu. Allerdings weiß Er von der Technik des Schleifrades mehr als ich, Ihm fehlt jedoch die Übung im Erkennen des Styls, die ich mir durch vieles Sehen von antiken Gegenständen aneignen konnte. Wenn ich Seiner Meinung nun auch vielleicht die übrigen Gemmen opfere, beim Cicero ist mir das nicht möglich. Selbst wenn ich von der Schönheit der Ausführung garnicht sprechen wollte, aber diesen echt römischen Kopf mit den geistreichen Zügen wird weder Er, noch sonst ein moderner Künstler zustande bringen."

"Welchen Kopf meinen Ew. Durchlaucht?"

Der Fürst ging zu Ringler, der das Papier mit den Steinen hielt, und suchte die gewünschte Gemme hervor. "Diesen hier."

"Wer soll das sein?" fragte der Bildhauer.

"Nun, ich sagte es Ihm ja: Cicero."

"Verzeihung, Durchlaucht, das ist Dufelmaier."

"Dufel —?" Serenissimus starrte den jungen Mann verblüfft an, "einen Römer dieses Namens kenne ich nicht."

"Es ist auch kein Römer, Durchlaucht, wohl aber ein Nachbar meines elterlichen Hauses, dessen Antlitz mich fesselte, obgleich das Geschäft dieses Landmannes nur ein ziemlich einförmiges ist, der Mann besitzt eine Spezereiwarenhandlung."

"Seltsam, seltsam!" meinte der Fürst achselzuckend. "Seine Erklärungen klingen fast, als wären sie aus einem Fabelbuche!"

"Ich hoffe nicht, das Mißfallen Euer Durchlaucht durch meine Offenheit erregt zu haben."

"O nein, durchaus nicht," versicherte der Fürst mit einem Ton, dem man das Gegenteil anhörte. "Ich bin jetzt begierig zu vernehmen, welche kuriosen Geschichten er bei den übrigen Gemmen in Bereitschaft hat. Betreibt "Cäsar" vielleicht eine Bäckerei in Seiner Heimat?"

"Die übrigen Steine wurden von mir nach den echten Antiken geschnitten, welche sich im Besitz meines Vaters befanden. Leider war ich gezwungen, die kleine Sammlung später zu verkaufen."

"Also doch wenigstens nach Antiken!" bemerkte der Fürst spöttisch, indem er schnupfte. "Der 'schauderhafte' Pompejus natürlich auch."

"Dieser nicht, Durchlaucht. Er ist das Bildnis meines Vaters."

"Ah, charmant! Bin unendlich erfreut, den cher papa kennen zu lernen." Und nach einer Pause — "Seiner Ansicht nach giebt es wohl überhaupt keine echten Gemmen und Rameen mehr?"

"Nicht viele, Durchlaucht. Die meisten, welche jetzt auftauchen, stammen aus den letzten drei Jahrhunderten. Doch weshalb sollte man diese nicht sammeln, wenn sie gut sind?"

"Ich danke Ihm!" entgegnete der Fürst ärgerlich. "Samme Er sie, wenn Er Lust dazu hat!"

Er machte einige Schritte, blickte Ringler dann finster an, winkte mit der Hand und brach damit die Audienz plötzlich ab.

Ringler empfahl sich etwas besürzt, nachdem er das Papier mit den kleinen Störenfrieden wieder auf den Schreibtisch gelegt hatte.

Raum war er im Vorzimmer, so schellte der Fürst heftig. Die Diener erschrecken, und der eine derselben flüsterle, indem er auf das Arbeitskabinett zueilte, seinem Kollegen das Wort zu: „Sturmglöcke!“

Der Lakai wurde von seinem erzürnten Gebieter übel empfangen.

„Hat Er nicht gehört, daß ich zweimal klingelte?“ herrschte der Fürst ihn an. „Der Adjutant da jour soll kommen!“

„Durchlaucht, der Adjutant war nicht anwesend.“

„Wo ist er?“ Der Fürst lief mit großen Schritten im Zimmer umher.

„In der Galerie.“

„So hole Er ihn schleunigst.“

Der Diener flog aus dem Zimmer und stürzte fort, um den Adjutanten zu rufen.

Dieser erschien auch alsbald vor Serenissimus und fragte nach dessen Begehrt.

„Nehme Er zwei Mann von der Schloßwache, verfüge Er sich sofort in das Haus des Uhrmachers Wenninger und lasse Er mir den Mann, gesund oder krank, tot oder lebendig, hier ins Zimmer schleppen! Hört Er? — Beeile Er sich!“

Der Offizier führte den Befehl Seiner Durchlaucht aus und marschierte mit den Soldaten ab.

\* \* \*

Das Katarrhal-Fieber, welches Hans Wenninger sich zugezogen, wollte nicht weichen. Troßdem er der unfreiwilligen Ruhe höchst überdrüssig war, mußte der Patient sich bequemen, noch immer das Bett zu hüten.

Es war gegen elf Uhr Vormittags. Mutter Wenninger bereitete gerade „ein Bier-Muß mit Kümmel, so trefflich gesund,“ als ein ungewohntes, stampfendes Geräusch auf dem Flur sie aufhorchen ließ und gleich darauf Fritz Gallenberg in höchster Erregung die Küchentür aufriß und der Hausfrau hastig zuraunte: „Soldaten suchen den Meister, der Fürst läßt ihn arretieren!“ Frau Wenninger begriff nicht recht, was der Geselle ihr da sagte. Der Fürst? Und suchen? Und Soldaten? Sie meinte daher ziemlich gleichmütig: „Seine Durchlaucht wissen, daß Hänschen krank ist. Die Audienz wurde ja verschoben.“

„Um Gotteswillen, kommen Sie schnell!“ versetzte Gallenberg dringend, „die sackeln nicht und reißen ihn aus dem Bette!“

„Reißen — ihn?“ Nun versagten die Beine den Dienst. „Weshalb denn?“ fragte sie wie abwesend und glogte Gallenberg an. „Hänschen ist doch kein Mißethäter —“

„Ich weiß nichts, Frau Wenninger. Schnell, schnell! Sonst geschieht ein Unglück!“

„Ach Gott, ich kann nicht! Mir ist der Schreck in die Glieder gefahren!“ jammerte die Mutter, versuchte zu gehen, sank jedoch kraftlos auf einen Schemel.

„So bleibe Sie nur hier, ich werde dem Meister behülflich sein!“ rief der Geselle und eilte die Treppe empor.

Oben herrschte die größte Verwirrung. Hans hatte den Weisungen des Adjutanten nicht folgen

wollen, da er behauptete, es läge ein Irrtum vor; er berief sich auf die ihm erteilte Antwort des Fürsten und schien nicht fassen zu können, weshalb Serenissimus plötzlich eine solche Eile haben sollte. Erst als die Soldaten sich auf einen Wink ihres Vorgesetzten anschickten, den Verwunderten aus den Federbetten und Kissen zu ziehen, sprang er unverzüglich aus dem Bett, zögerte jedoch noch immer zu willfahren und krächzte in heiseren Tönen, er wäre krank, er dürfe nicht ins Freie, das wäre sein Tod. Der Adjutant erklärte nun kurz und ernst, wenn sich Wenninger nicht sofort anzöge, so würde er ihn im Hemd über die Straße und ins Schloß transportieren lassen.

Es blieb also keine Wahl.

Die stämmigen Grenadiere rissen Schränke auf, langten aus diesen Kleider, wie solche ihnen in die Hände kamen, warfen alles durcheinander und auch einiges in die Stube, zwängten den Uhrmacher in Hofen und einen Rock, die er schon seit Jahren nicht mehr getragen und die durchaus nicht mehr paßten, nahmen den sich Sträubenden bei den Armen und waren im Begriff, ihn hinauszuführen.

Fritz Gallenberg kam in diesem Augenblicke ins Zimmer, und Hans rief ihm im Vorübergehen ächzend und prustend zu: „Das ist ein Irrtum, Fritz! Ein Irrtum! Oder unsere allergnädigste Durchlaucht — belieben vielleicht — einen kleinen Scherz zu machen. Ja — einen Scherz, — einen allerliebsten Scherz. Haha! Es ist auch komisch! — Es wird sich ja bald alles aufklären. — Jamohl! — Beruhige Er nur die Mutter, Fritz! — Die liebe Mutter. — Ich bin gleich wieder zurück.“ Er warf den Kopf in die Höhe und ein heftiges Niesen erschütterte seinen Körper.

Nun stieg man in den unteren Flur, oder vielmehr, die Soldaten ließen Hans wie ein Kind, dem das Treppensteigen beigebracht werden soll, Stufe für Stufe hinabschlüpfen, während der Adjutant folgte und der Geselle in vorsichtigen Zwischenräumen hinterdreinschlich.

Auf dem letzten Absätze stand Frau Wenninger die Schürze vor den Augen, und schrie und weinte, daß es einen Stein hätte erbarmen können.

„Was hat mein Hänschen denn gethan, Herr Soldat?“ fragte sie den Adjutanten. Das war das einzige, was sie hervorzubringen wußte und was sie mehrmals wiederholte.

Doch die Herren Soldaten kümmerten sich nicht um sie, und Wenninger winkte ihr nur mit der Hand daß sie schweigen solle, denn reden konnte er nicht viel, da durch den plötzlichen Wärmewechsel die Erkältung wieder aufgewühlt war, und dieses häufige, gewaltsame Niesen der Brust Schmerzen verursachte. Ubrigens wußte er in der That nicht, was er eigentlich begangen, weshalb man ihn so barbarisch aus dem Bette gerissen. Die gefälschten Gemmen fielen ihm nicht ein. Wer hätte den Fürsten auch über diese aufzuklären vermocht? Wer verstand denn überhaupt etwas von solchen Dingen? In der Residenz sicherlich niemand. Und außerhalb? Ebenso wenig. Wurde nicht überall ein einträglicher Handel mit modernen Kameen und vertieft geschnittenen Steinen betrieben, die man für antik ausgab? Freilich gab

es Kenner, aber auch diese hatten sich schon so oft geirrt und anführen lassen, daß ihr Urteil feberleicht in die Wagschale fiel. Wenn die Gemmen nur antike Vormürfe behandelten und recht beschmußt und abgenutzt ershienen, so glaubte man an ihr hohes Alter. Wenninger versorgte ganz Deutschland mit diesem begehrten Artikel. Wenn alle geschätzten Kunden ihn gleich aus dem Bette geholt hätten, weil sie moderne Steine einkauften, so würde er zeit lebens auf dem Fußboden haben schlafen müssen. Zwar beabsichtigten die meisten Steinschneider — nicht alle — keine Täuschung; es reizte sie, ihre Kunst in so kleinen Raumverhältnissen zeigen zu können. Aber vermochten sie es zu hindern, wenn man mit ihren Werken Unfug trieb? Viele Leute waren auch nicht so blind wie unsere Durchlaucht; sie verschlossen ihre Sammlungen — Daktlyliotheken genannt — durchaus nicht den Schönheiten der neueren Gemmen und erwarben das, was ihnen eben gefiel. Dann gab es Kabinette antiker Steine, die auch der schärfsten Prüfung stand hielten und von denen die berühmtesten das Wiener, die der fürstlichen Häuser von Gonzaga, Este, Farnese, Medici, in Rom die der Päpste Julius II., Leo X., und des Prälaten Piccolomini waren. Fälschte man nicht schon im Altertum Steine? Genossen nicht zu Wenningers Zeiten manche Sammlungen bedeutenden Rufes, der ihnen von Kundigen streitig gemacht wurde? Nein, von dieser Seite glaubte der Uhrmacher nichts befürchten zu brauchen. Sein Argwohn schweifte auf einer ganz anderen Fahrt. Wie, wenn das Kammerzöfchen nun geplaudert hätte? Oder vielleicht der verdamnte Bildhauer, um seine Braut zu beschützen. Konnte nicht auch die schwarze Fürstin, die neulich so unerwartet erschien, ihm diesen übel schmeckenden Brei bei Seiner Durchlaucht eingerührt haben? —

Als das Kommando Wenningers Haus betrat, sammelten sich Menschengruppen vor demselben, die sich inzwischen bedeutend verstärkten. Jetzt, als die Soldaten mit ihrem Gefangenen auf der Straße erschienen, war es schon in der ganzen Nachbarschaft bekannt, daß man den buckeligen Uhrmacher arretiert hätte. An allen Fenstern sah man neugierige Frauen, die den sonderbaren Aufzug begafften und sich über Wenningers Aussehen belustigten. Die Leute vor dem Hause wichen zuerst scheu zurück, schlossen sich jedoch sogleich wieder an, folgten den Mannschaften, der Auflauf vergrößerte sich unterwegs, Kinder johlten und piffen und unter ungeheurem Tumulte langte der unglückliche Hans, von den Soldaten mehr getragen als geführt, am Eisengitter des Schloßhofes an. Hier verharrete der Haufe, da er sich nicht weiter wagte und wartete geduldig ab, was geschehen würde.

Wenn Serenissimus nicht überaus erzürnt gewesen wäre, so würde er jedenfalls laut aufgelaßt haben, als man ihm allerhöchst seinen Hofantiquar ins Zimmer „schleppte“. Konnte es einen komischeren Anblick geben, als diese kleine Gestalt mit dem „Mißgeschick“, in Beinkleider gesteckt, die sein Vater getragen und die ihm viel zu weit, in einen Rock, der ihm viel zu eng war, ohne Weste, die man in der

Eile vergaß, ohne Hut, den man nicht für nötig erachtete?

„Er giebt vor, krank zu sein?“ ließ der Fürst den sich demütig verbeugenden Wenninger an, nachdem sich der Adjutant mit den Soldaten entfernt hatte.

„Durchlaucht, ich bin wirklich sehr krank,“ entgegnete der Uhrmacher mühsam und mit heiserer Stimme; einen Reiz zum Niesen unterdrückte er jetzt gewaltsam. „Erst hatte ich ein schlimmes —“

„Schweige Er!“ unterbrach ihn der Fürst heftig, „ich glaube Ihm kein Wort! Ich weiß, weshalb Er sich zweimal weigerte, vor mir zu erscheinen, weshalb Er mir auszuweichen suchte. Weil Er sich schuldig fühlte, weil Er mich hinterging, — mich Seinen Souverän! Er hat den Galgen verdient! Versteh Er?“

Wenninger in dem Wahne, Durchlaucht spielten auf das hartnäckige Benehmen der Kammerjungfer gegenüber an, öffnete den Mund, um sich gebührend zu entschuldigen, allein die unglückliche Erkältung machte schon wieder ihr Recht geltend und ein hervorbrechendes Niesen war die einzige Antwort, die er seinem Fürsten zu teil werden ließ.

Serenissimus lief so schnell im Gemach umher, als wenn sein Arzt ihm diese Bewegung verordnet hätte und sprach so laut, als wenn er sich einem Stocktauben gegenüber befände.

„Nun, welche lügenhafte Ausrede will Er jetzt zusammenstoppeln? — He?“

„Durchlaucht, ich bekenne mein Unrecht,“ krächzte Wenninger, „ich werde die junge Person meiden. Die Liebe, Durchlaucht, hat mir einen schlimmen Streich gespielt.“

„Ist Er toll? Was schwätzt Er da für Unsinn?“ schrie der Fürst wie ein ganz gewöhnlicher Sterblicher. „Was gehen mich Seine Liebesgeschichten an? — Hier. —“ Er eilte zum Schreibtisch und ergriff das Papier mit den zweifelhaften Gemmen — „hier soll Er sich verantworten! Wie kann Er sich unterstehen, mir solches Zeug anzubieten?! Weiß Er, wie man Sein Beginnen nennt? Ich will's Ihm sagen: Er beabsichtigt, mich zu betrügen!“

Hans schnitt ein Gesicht, als wenn unmittelbar vor seinen Augen ein Blitzstrahl niedergefahren wäre. Er versuchte zu reden, es kam jedoch kein Laut hervor, die Kehle schien zugeschnürt.

„Er ist wohl stumm geworden?!“ der Fürst geriet in Wut, seine Stimme klappte über, während der Kopf brennend rot wurde, „ich werde die Grenadiere rufen, die sollen Ihn mit den Gewehrkolben sprechen lehren! — Wird's?“

Einige gurgelnde Töne entschlüpften nun Wenningers Munde, es wahrte jedoch noch ein Weilschen, bis sie zu Worten wurden. Enblich entrang sich ihm die Beteuerung: „Durchlaucht, diese Steine sind ausgezeichnet!“

„Ausgezeichnet?! — Er unverschämter Gefelle! — Glende Kopien sind's, von stümperhaften Lehrlingen ausgeführt!“

„Durchlaucht, ich versichere —“

„Schweige Er! — Der Fürst nahm eine Gemme und hielt sie dem Uhrmacher dicht unter die Augen — „Wer soll das sein?“

„Cäsar, Durchlaucht, der große Julius Cäsar, ein Ahne von Ew. Durchlaucht,“ stammelte Wenninger, während ihm die Schweißtropfen auf die Stirn traten.

„Cäsar?! — Der Bäcker von — von — Dingsda — hört Er, der Bäcker ist es!“

„Bäcker?!“ lispelte Wenninger entsetzt.

„Wer soll das sein?“ fuhr der Fürst fort und griff nach einem anderen Stein.

„Pompejus,“ hauchte Hans kaum hörbar.

„Lächerlich! — Papa It —“ Serenissimus hielt inne, hustete verlegen, da er die Quelle seiner Kenner-schaft nicht preisgeben wollte und rief dann verwirrt: „Nun, — ein Vater ist's, — ein Vater — von Dingsda —“

„Sehr richtig, hochfürstliche Durchlaucht,“ hatte Wenninger doch noch die Keckheit hervorzubringen, „Pompejus war Vater von mehreren —“

„Schweige Er!“ donnerte der Fürst ihn an.

„Wer soll das sein?“ — Gemme Nr. 3.

„Cicero,“ erwiderte der Uhrmacher zerknirscht.

Cicero?! — Quelle bêtise! — Dieses blöde Ge-sicht soll Cicero sein?! — Der Spezereiwarenhändler Dufelmaier ist's!“

Auf diese gräßliche Enthüllung hatte Wenninger nur ein Gefühl, welches dem Zustande, in dem er sich befand, höchst angemessen schien, und welches sowohl Staunen als Schreck auszudrücken vermochte, — er nieste tief und jämmerlich und veranlaßte den Fürsten, der dicht vor ihm stand, einen Schritt zurückzutreten.

„Und so unter der Mittelmäßigkeit wie diese Steine sind auch alle übrigen! — Da hat Er seine Karitäten!“ — Durchlaucht knitterte das Papier zusammen und warf es dem Uhrmacher vor die Füße. „Trage Er Seine Schätze nach Hause und lasse Er sich niemals wieder mit solchen miserablen Dingen vor mir blicken! Wäre Er bis jetzt nicht ein gehor-samer Unterthan gewesen, so würde es Ihm übel er-gangen sein! Aber — merke Er wohl auf!“ — der Fürst trat dicht an ihn heran — „Ich werde nun meine ganze Sammlung noch einmal genau durchsehen, und wehe Ihm, wenn ich nicht befriedigt sein sollte!“ Serenissimus dämpfte seine Stimme und sagte, jedes Wort scharf betonend: „Findet sich eine einzige gefälschte, oder auch nur zweifelhafte Gemme, so lasse ich Ihm als Betrüger den Kriminal-prozeß machen und —“ Durchlaucht blickte Wenninger stehend an — Er weiß, was das zu bedeuten hat! — Adieu!“ — Der Fürst wendete sich und ging an den Schreibtisch.

Der Uhrmacher brach fast zusammen; er be-saß jedoch die Geistesgegenwart, die augenblickliche Schwäche, die ihn ergriffen, zu benutzen, sich zu bücken, das Papier mit den Steinen aufzuheben, in dieser Stellung rückwärts dem Ausgange zuzuschreiten und wankend das Zimmer zu verlassen.

Im Vorsaale packte er einen Sessel und hielt sich an der Lehne desselben, um nicht umzusinken.

Die anwesenden Lakaien flüsternten miteinander und beobachteten den Uhrmacher mit scheuen Blicken.

Dieser schob das unheilvolle Paket in die Rock-tasche und starrte eine Weile vor sich hin; dann faßte

er den Kopf mit beiden Händen, schaute mit weit aufgerissenen Augen um sich, erschrak von neuem, da er sich noch immer in unmittelbarer Nähe der Thür befand, die zu dem verhängnisvollen Arbeits-kabinette des Fürsten führte, und schließlich mit äußerster Krastanstrengung hinaus.

Ist das Wirklichkeit, ist es ein Traum? Ein böser, widerlicher Traum, in dem der Alp auf der Brust hockt und den Schlafenden drückt, preßt und knetet! Manche vermögen in solcher Lage zu schreien und erwachen alsbald davon, manche können nur röcheln, keuchen, jedoch keinen erlösenden Ton hervorbringen. Zu den letzteren schien Wenninger zu ge-hören. Wie gern würde er jetzt schreien, toben vor Wut, ja rasen über die schmachvolle Behandlung, die man ihm anzuthun beliebte, allein der Alp läßt es nicht zu. Er muß weiter träumen, so häßlich, so —

„Eins — zwei — drei — vier —“ Er taumelt durch die Korridore und zählt die Steinplatten, welche den Fußboden bilden.

„Fünf — sechs — Kriminalprozeß sieben —“ Ganz wie in einem Traum, der auch das Zusammen-hangloseste aneinander kettet.

„Eine Fußbede — wollig — weich — bid — läuft weiter — immer weiter — biegt um die Ecke — schön bunt — rot — wie Blut — Kriminalprozeß —“ Er stellt sich vor eine der zahlreichen Thüren, bei denen er vorbeikommt, und betupft sie mit dem Finger, als müsse er die Verzierungen auf derselben noch einmal übermalen: „Weiß — schneeweiß — Gold — viel Gold — so — so — und so — da — eine Muschel — da — ein Horn — da —“

Die Thür wird geöffnet, ein gepußtes Fräulein tritt heraus.

„Kriminalprozeß!“ murmelt Wenninger.

Die Dame flucht, fährt zusammen und flüchtet in das Gemach, aus dem sie kam.

Nun hat er den Ausgang erreicht und geht, die Blicke auf den Erdboden gerichtet, über den Schloßhof; die Mannschaften, die vor der Wache lungern und ihm Spottreden nachsenden, sieht er nicht; seine Lippen bewegen sich und formen das Wort „Kriminalprozeß“.

Ein krampfhaftes Husten nötigt ihn zu verweilen; er preßt die Hände auf die Brust und sucht es zu unterdrücken.

Dumpfes Getöse, Lärm, einzelne Ausrufe bringen an sein Ohr, er hebt den Kopf und bemerkt die Menge vor sich, die ihm bei seinem tragi-komischen Zuge ins Schloß das Geleit gegeben.

Er atmet tief auf, die Schwäche weicht, er denkt wieder klar und begreift seine Lage, den Mund umspielt ein gezwungenes Lächeln, er ist erwacht, der Alp ist gebrochen.

Prüfend betrachtet er jetzt die Leute und winkt einige Bürger, die ihm näher bekannt sind, zu sich heran.

„Er ist wieder frei?!“ ruft der alte Metz und reicht ihm treuherzig die Hand. „Ich dacht' mir's wohl! Was wollte denn — der nur gleich?“ fügte er leise hinzu.

„Hier nicht, Herr Nachbar,“ erwidert der Uhrmacher. „Gehen wir ein Stück Wegs miteinander.“

Noch zwei Nachbarn schlossen sich an. Die Übrigen hätten gern vernommen, was da verhandelt wurde, aber das ging doch nicht gut. Die ganze Sache verlief überhaupt so im Sande, es ereignete sich gar nichts Hervorragendes weiter, daß es vielleicht am besten schien, sich auch zu „verlaufen“. Das thaten denn auch die meisten, allerdings in der Hoffnung, später mehr zu erfahren. Manche schämten sich, so neugierig gewesen zu sein, andere standen dem Uhrmacher zu nahe, um jetzt, nachdem für Wenninger eine günstige Wendung eingetreten war, noch länger den Straßenpöbel zu verstärken; nur einige Kinder hielten natürlich das Vergnügen nicht für beendet und folgten der Gruppe, deren Mittelpunkt Hans bildete, ohne jedoch ein Wort von dem zu verstehen, was man sprach.

„Seid doch so gut, Nachbar Merz; und reicht mir Euren Arm. Ich bin noch ein wenig matt von der Erkältung.“

„Herzlich gern! Aber nun erzähle Er, was gab's denn dort?“

„Nichts gab es! Seine fürstliche Durchlaucht glaubten nicht an meine Krankheit, weil ich zweimal die Audienz absagen ließ. Haha! Sie war sehr pressiert, die liebe Durchlaucht, wegen der Antiken, die ich immer für ihn kommen lasse, Er weiß doch, Nachbar.“

„Sonderbar!“ meinte der andere Bürger und schnupfte nachdenklich.

„Darum einen Christenmenschen aus dem Bette zu holen!“ äußerte der dritte und schüttelte den Kopf.

„Der Allergnädigste sind jetzt in schlechter Laune wegen der Prinzessin,“ sagte Merz. „Es soll gar nicht so gut mit ihr stehen, als man glaubt.“

„Mit hohen Herren ist nicht gut Kirschen essen,“ kicherte Wenninger heiser. „Ein armer Händler wie ich muß auf solche Späße gefaßt sein. Dankt Gott, Nachbar, daß Ihr nichts mit dem Hofe zu schaffen habt.“

„Wird er Ihn wenigstens nun in Ruhe lassen?“ fragte Merz.

„Vorläufig wohl. Aber wer weiß, wie lange? O, ich kann mir's denken, wer mir die Geschichte eingebrockt hat. Der Ringler heßte so lange, bis Durchlaucht nachgaben.“

„Der Arknum?“ entgegnete der Schnupfer, „der soll ja ein höchst honneter Mensch sein.“

„Ja, ja, der Bürgermeister sagt es auch,“ bestätigte der dritte Bürger.

„Der?“ ereiferte sich Wenninger, „da weiß man doch, weshalb! Die Dame Anna soll partout an den Mann gebracht werden, und ‚Frau Hofarknumistin‘ ist kein übler Titel.“

„Der Ringler soll aber sein Handwerk verstehen,“ versicherte Merz.

Der Uhrmacher lachte überlaut und kam darauf ins Husten. „Verstehen? Arknum?“ stieß er hervor, „der versteht nur eins: das Davonlaufen. Und das wird er auch hier noch probieren. Wißt Ihr, wer der Mensch ist? Ein preussischer Deserteur!“

„Deserteur?!“ riefen die drei wie aus einem Munde.

„Wie ich Euch sage, aus Potsdam eschappiert.“

„Und der Fürst ahnt das nicht und hält ihn für fähig, indianisches Porzellan fabrizieren zu können?“ fragte Merz erstaunt.

„Er ahnt es nicht und weiß auch nicht, daß Ringler ein Betrüger ist,“ gab Wenninger zur Antwort.

„Ei, ei! Dann werden wir noch mancherlei erleben.“ Daraus könnte wieder so ein Kriminalprozeß entstehen,“ sprach der Schnupfer.

„Was könnte daraus entstehen?“ rief der Uhrmacher unangenehm berührt.

„Ein peinlicher Prozeß, wo es an Leib und Leben geht,“ erwiderte Merz. „Vor vielen Jahren — ich war noch jung, der Vater des jetzigen Fürsten lebte noch — handelte es sich um eine ähnliche Sache. Ihr habt wohl schon einmal von dem italienischen Grafen mit Namen Cajetano gehört. Nun, dieser Mann nannte sich ebenfalls Arknum und wollte das Geheimnis besitzen, echtes Gold machen zu können. Aber er war auch nur ein Betrüger und der hochselige Fürst ließ ihm den Prozeß machen. Ich erinnere mich noch daran, als wenn's gestern gewesen wäre: wie sie ihm in der Folter all' die schrecklichen Geständnisse entlockten, wie niemand dabei zugegen war als der Fürst und der Scharfrichter, und wie sie ihn dann an den Galgen brachten. — Ja ich war dabei. Ich sehe noch immer das bleiche Gesicht des armen Sünders. 's war ein stattlicher, schöner Mann, und noch so jung, ach Gott, so jung! Der Fürst starb bald darauf, — es gingen allerhand Gerüchte umher. Im — es ist wohl besser, wenn ich davon schweige.“

„Was für schauerliche Geschichten Er da erzählt, Nachbar!“ sagte Wenninger nach einer Pause, gezwungen lachend. „Alte Geschichten, ganz alte. So etwas kommt jetzt nicht mehr vor, wenigstens nicht um ein Arknum. Man ist jetzt aufgeklärter. Den Ringler wird man einfach an Preußen ausliefern, das scheint mir Strafe genug für ihn. Die werden schon wissen, was sie mit ihm beginnen sollen. Doch da sind wir ja bei meinem Hause angelangt. Ich bedanke mich bei den werten Nachbarn für die angenehme Begleitung. Jetzt muß ich wohl wieder ins Bett! Hahaha! Die nächsten Tage kriegen mich die Herren nicht zu sehen. Ich will ordentlich ausruhen und mich kurieren lassen. Durchlaucht wird hoffentlich keine Sehnsucht nach mir haben.“ Er reichte jedem die Hand und wendete sich der Hausthür zu, während die Bürger plaudernd die Straße hinabgingen.

Die Kinder, welche vom Schlosse her gefolgt waren, hatten sich schon früher zerstreut, es herrschte Ruhe auf den Gassen. Eine dumpfe, schwüle Luft lagerte auf der Stadt, die jetzt um die Mittagszeit, wie ausgestorben erschien. Wenninger öffnete die Hausthür und betrat den Flur.

Zerzaust und gerupft, wie ein Raubvogel, der nach hartem Kampfe mit seinen Mitflüglern müde



und matt sein Nest erreicht, kehrte der Uhrmacher in sein Heim zurück.

Wirr hängt ihm das unfrisierte Haar um den Kopf, noch bleicher als gewöhnlich ist seine Gesichtsfarbe, mit stieren Augen schaut er auf die Wände seines Korridors, und während er diese mit den Händen betastet, kommt es wie klagende Laute von seinen Lippen. Endlich reißt er, einen tiefen Seufzer ausstoßend, die Thür zur Werkstatt auf und betritt das Zimmer.

Niemand ist anwesend. Der Geselle ist wohl in der Küche das Mittagsbrot, und die Mutter? Nun, die wird wahrscheinlich dem Gallenberg Gesellschaft leisten und weinen. Natürlich, das thun ja die Frauen immer gleich. Wenn er doch auch weinen könnte! Vor Wut möchte er weinen, nicht aus Schmerz. Er kaut an den Nägeln und geht langsam zu dem Stuhl, auf dem er gewöhnlich am Werkische zu sitzen pflegt. Die ganze Unterredung mit dem Fürsten zieht an ihm vorüber, dabei fällt ihm das Paket mit den Gemmen ein, das Durchlaucht ihm vor die Füße geworfen. Er greift in die Tasche und schleudert es mit einem Fluche auf den Tisch, so daß die unschuldigen Studien Ringlerschen Talents auf die Holzplatte schlagen, und es sich anhört, als wenn sie wehklagen über so schlechte Behandlung. Schwer fällt er in den Sessel, legt die Arme auf den Tisch, läßt den Kopf auf die Brust sinken und stöhnt.

So verharret er mehrere Minuten, dann faßt er seine glühende Stirn und versucht seine Gedanken zu ordnen.

Fort von hier! — fort, — fort! — Und zwar sobald als möglich! Bedarf es noch der Überlegung? Sollte er es darauf ankommen lassen, abzuwarten, ob der Fürst aus jener Drohung Ernst machte? Nein, — das hieße, sich in die Höhle des Löwen wagen, aus der er nicht lebendig wieder zum Vorschein käme. Kriminalprozeß! Das ganze hochpeinliche Gericht gegen ihn in Bewegung gesetzt, — wie sollte er bestehen?! — Und wenn er sich unschuldig wie das Sonnenlicht fühlte, was hülfte es ihm? — Wenn „er“ eine einzige gefälschte oder zweifelhafte Gemme findet, dann — — Haha! Er wird sich vergebens nach einer einzigen echten umsehen können! — — doch ja, — eine besitzt Durchlaucht in seiner Sammlung, — leider besitzt er sie, — eine wunderbare, die Wenninger ihm verkaufte, — für einen spottbilligen Preis verkaufte, — o, er möchte sich noch heute das Haar darüber austausen! Und weshalb so billig? Weil er es selbst nicht mußte, daß es sich um ein Werk aus der besten Zeit der griechischen Kunst handelte. Er erinnert sich der Gemme noch ganz genau: ein Krieger kämpft gegen eine Amazone, eine andere Amazone sinkt sterbend zwischen beiden zusammen; im Hintergrunde mehrere Grabmale, der Löwe auf einem Diebstahl, eine hohe Säule und noch eine solche mit einer Urne. — Pah! Das Hundertsache hätte er erhalten, wenn er vor die rechte Schmiede gekommen wäre. Für den Fürsten genügte auch ein Stein aus dem Nahethal. Und fast hätte der Durchlauchtige sie gar nicht erworben, diese ausgezeichnete Gemme, sie gefiel ihm nicht! Hätte er sie

doch zurückgewiesen! Die ganze Weisheit, die der Fürst heute vor ihm austramte, stammt jedenfalls von Ringler. Dieser ist Steinschneider und mag wohl im Stande sein, derlei richtig zu beurteilen. Wie er nur zu dem — dem — wie sagte Durchlaucht? — zu dem — Dufelmaier kam? — Dufelmaier! — ein hübscher Name! Wenn die Geschichte nicht so verdammt ernst gewesen wäre, er würde Serenissimus ins Gesicht gelacht haben! — Dufelmaier — aber es giebt nichts Ernsteres auf der Welt, als einen Kriminalprozeß — —

Vor ihm liegt ein versiegelter Brief, den er jetzt erst bemerkt.

Er öffnet ihn und beginnt zu lesen: „Aus Oberstein — so so — was schreibt denn — Bildhauer, — Vater tot, — zum Soldaten gepreßt, — wahrscheinlich Deserteur.“ —

Haha! Lauter bekannte Thatsachen! Was jetzt damit beginnen? Nun kann er es nicht mehr wagen, dem Fürsten diesen Bericht zu geben. Würde er damit nicht seine eigene Angelegenheit aufrühren? Und diese muß doch sehr vorsichtig behandelt werden! Sehr vorsichtig!

„Vater Steinschleiferei gehabt, — Geschäft heruntergekommen, — Mutter verkauft den Rest des Lagers, um leben zu können. — Letzte Sendung stammte von ihr —“

Ganz wie er's sich dachte. Es ist kein Zweifel, auch hier tritt ihm der Mensch in den Weg. — Der Spezereiwarenhändler Dufelmaier! Hahaha! Wie sieht denn der Dummkopf eigentlich aus?

Mit zitternden Händen entfaltet er das Papier und wühlt unter den Steinen. Dabei fällt sein Blick auf die Buchstaben, mit denen das Papier beschrieben ist.

„Was ist denn das? — Dies überbringt Euch mein Freund Joseph Ringler, den ich Euch bestens rekommandiere.“ — Ist das nicht der Zettel, den man bei dem Bildhauer gefunden und von dem er der Kleinen neulich in der Nacht erzählte? — So merkwürdig, — wie kommt denn der hierher?“

Er schiebt die Gemmen auf die Tischplatte und betrachtet das Papier von beiden Seiten. Plötzlich stußt er, seine Augen vergrößern sich und scheinen Feuer zu sprühen, — die Brust wogt auf und nieder, während er liest, was dort gefirzelt ist. Jetzt springt er mit einem Freudenschrei in die Höhe und läuft, das Papier schwenkend, im Zimmer umher.

„Ich hab's, — ich hab's!“ kreischt er, „das ist ein echtes Ringlersches Rezept! Kein Zweifel! Das ist das Arknum! — Die blöden Thoren, — sie suchen und suchen, und es liegt vor ihnen, — sie brauchten nur zuzugreifen!“ — Er stößt ein gellendes Gelächter aus und hebt drohend die Faust empor. — „Rache, süßeste Durchlaucht, Rache! — Kein Wurm ist so niedrig, daß er nicht Schaden könnte! — Er glaubt mich zertreten zu haben, — ich werde mir erlauben, noch zu leben, — ich will ihm beweisen, wie zähe meine Lebenskraft ist! — Wenn ich jetzt ein edler Mensch wäre,“ sagte er, stehen bleibend und seinen Ausbruch mächtigend, „so würde ich zu Seiner Durchlaucht gehen und ihm mein Arknum anbieten,

welches sein Herr Arkanist nicht besitzt. Aber ich bin ja ein — Betrüger, dem man den Kriminalprozeß machen muß, — das würde sich für mich doch nicht schicken. Auch bin ich kein so wohlgewachsener, schöner Mann, wie der Bildhauer aus Oberstein, — mit mir würde man solche Umstände nicht machen und etwa gar ein Gartenfest für mich befehlen. O nein, ich bleibe hübsch zu Hause und behalte mein Geheimnis für mich.“ Er trat wieder an den Werkisch, durchlas den Zettel von neuem und setzte flüsternd das Selbstgespräch fort: „Das ist das einzig richtige Rezept. Das kommt vom Ringler, vom wirklichen Ringler. — Haha, — ja — das war's, was mir früher nicht einfiel, — daran dachten wir alle nicht. Zweiundsiebzig Prozent Porzellanerde, sechsundzwanzig Prozent Feldspath und zwei Prozent Porzellan-scherben, — fein pulverisiert, — gemischt, — getrocknet, — mehrmals geschlämmt, — verpackt, — in den Keller gebracht, — und so weiter, — hm, — ja — so —. Hier das Verzeichnis aller bekannten Erdbarten und der Gegenden, aus welchen sie stammen. Hier die Bemerkungen über die Glasur, — seltsam, — das Ganze scheint von einer anderen Hand geschrieben, als die Empfehlung selbst. Vielleicht hat der leichtsinnige Ringler dies hier diktiert. Wie kommt nur der unreife, verliebte Bursche dazu? Gestohlen kann er's nicht haben, dann hätte er ja gewußt, was er

an dem Wisch besitzt und würde ihn sich nicht haben entreißen lassen. Was geht das mich an?! Jetzt besitze ich das Arkanum, und kein Teufel, kein Fürst und kein Bildhauer soll es mir wieder nehmen! — Sei! wie sie staunen, welche langen Gesichter sie machen werden, wenn ich damit zum Vorschein komme. Ich werde recht begehrt werden.“ Er stellte sich vor den Spiegel und strich das Haar glatt. „Am Ende verliebt sich noch ein holdes Fräulein in mich, — weshalb auch nicht? Das ‚Mißgeschick‘ wird ausgefüllt durch blanke Thaler, die mir die zukünftige Porzellanfabrik einträgt. Hm, — heute sehe ich aber wirklich abscheulich aus, — ich glaube wahrhaftig, hier stellte sich schon eine Falte ein, — nein, — Gott sei Dank! es war nur der Schatten. Wenn das Kammerkätzchen nur nicht einmal bereut, den Mann mit dem Arkanum ausgeschlagen und den Knaben ohne das Arkanum gewählt zu haben. ‚Frau Deserteurin‘, — das klingt gar nicht gut. Nun, sie besinnt sich vielleicht noch. Doch jetzt nicht länger gezögert, es giebt Arbeit heute. Ich muß dem Fürsten zuvorkommen. Verweile ich bis morgen, so hilft mir kein Arkanum aus der Patsche. Also vorwärts!“ Er eilte zur Thür, die auf den Gang zur Küche führte, öffnete sie und schrie so laut er konnte: „Mutter! Mutter — Friz! Ist denn kein Mensch hier? — Friz! Mutter!“

(Fortsetzung folgt.)

## Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

### Kreuz und Rose.

Von Oscar Linke.

Stosend saß in weinverhang'ner Laube  
Um die Zeit des Sonnenunterganges  
Schmiegsam stumm ein liebeselig Pärchen;  
Nur die Augen wunderbar erstrahlten  
Gold im Widersglanz des Abendhimmels;  
Nur ein heimlich zarter Druck der Hände  
Stündete den Überichwang der Herzen.

O, wie lieblich dehnte sich vor ihnen  
Tief im Thal das Grün, und traut dazwischen  
Winkt ein weißes, reinlich blickend Städtchen,  
Draus die Kirche freundlich still emporjah,  
Während schweigend in der höchsten Ferne  
Sich ein düst'res Waldgebirge hinzog,  
Überschienen von der Sonne Strahlen  
Wie mit einem Schleier, blutrotfarben.

Und die beiden überjelig schwiegen,  
Sing doch an zu jünger in der Nähe  
Eben eine Nachtigall! Wie träumend  
Sahen sie; fast fiel ihm aus der Rechten  
Eine blühend, frisch gepflückte Rose . . .  
Sieh, da kam den Weg herauf vom Thale  
Zu des Gasthofs weinverhang'ner Laube  
Just der Pfarrer in dem schwarzen Rocke.

Freundlich sah das gelblich mag're Antlitz  
Mit den Augen in die Welt, die schöne;  
Sein Herz war mit diesem Abendfrieden  
Auch in selbigem Einklang; und die Töne  
Aus der kleinen Nachtigallenschale  
Weckten auch in ihm Erinnerungen  
An die bitter-süße Zeit der Jugend,  
An die Zeit des Kampfens und Entfagens,  
Wie der Liebe duftvoll heiße Blume  
War zu einem stillen Stern geworden . . .

Und des Pfarrers lässigen Schritt vernehmend,  
Sprang der Bursch, ein Fremdling hier zu Lande,  
Nackh empor und nahm die frische Rose,  
Sprach, indessen durch den Ton der Stimme  
Klang ein freundlich übermütig Spotten:  
„Nehmt, Herr Pfarrer, diese frische Rose  
Als ein Sinnbild auf des Lebens Wonne!“  
Und der Pfarrer? Wieder milde lächelnd,  
Ihn mit selig guten Augen prüfend,  
Langt' ein goldnes Kreuz aus seiner Tasche,  
Reicht' es ihm und sprach voll milden Ernstes:

„Du, mein Freund, nimm dieses Kreuz, das gold'ne,  
Als ein Sinnbild auf das Leid des Lebens —  
Mir die Rose, Dir das Kreuz, das gold'ne!  
So, mein Vester, leben wir in Eintracht.  
Und, um dieses Bündnis zu besiegeln,  
Laßt uns hier in weinverhang'ner Laube

Eine Flasche gold'nen Ungar trinken  
Auf die Liebe, ewig heilige Liebe,  
Während nah die Nachtigall im Busche  
Schöner preist die Welt mit ihrem Sange,  
Als es Menschenlippen je vermögen!"

## Nicht aus jedem Holz läßt sich ein Zeus schnitzen!

Von H. Heyn.

„Es wird nun gerade Zeit an Rudi's Zukunft zu denken,“ sprach Frau Kontrolleur Diepolt zu ihrem Gatten und schob ihm die Morgenzeitung zu. Der Mann nahm ruhig die Pfeife aus dem Munde, blies leichte Ringelwolken gegen die Decke und erwiderte darauf gelassen: „Der Junge hat bis jetzt noch keine Entscheidung getroffen.“

„Du willst also abwarten, bis Rudi irgend etwas einfallen wird? Hermann, wie kommt Du mir vor? Wozu hat unser Sohn denn Eltern?“

„Ich meine, daß nicht die Eltern den Beruf fürs Leben ergreifen, sondern der Sohn — also muß der Sohn auch entscheiden, wozu er Lust hat.“

„Aber, das ist doch das Lächerlichste und Nürrischste, was ich je aus Deinem Munde gehört.“

Unmutig sprang Herr Diepolt auf, stellte die Pfeife in den Ständerplatz, warf die Zeitung beiseite und Lüftete das Hauskäppchen, als würde ihm zu heiß im Kopf. „Höre, Marie,“ sprach er dann ernst und mit erzwungener Ruhe. „Dieses Kapitel ist ein höchwichtiges im Leben unseres Sohnes, und ich wünsche nicht, daß er einmal eine verfehlte Existenz friste, lediglich aus Rücksicht auf seine Eltern. Laß doch dem Jungen Zeit! Er ist fünfzehn Jahr alt, zeichnet sehr schön, ist tüchtig in Mathematik und Physik — hoffentlich entscheidet er sich fürs Maschinensach, er findet dann in einem großen Etablissement jederzeit sein Brot.“

„Und das Latein, Französisch, Griechisch, Hebräisch und Englisch, das er gelernt — das stellt er sich in ein separates Gehirnglaschränken.“

„Das Erlernete giebt ihm nicht nur den Anspruch auf einen gebildeten Mann, sondern verhilft ihm auch zum Einjährig-Freiwilligenzeugnis. Basta! Wir sind fertig!“

Die Zeitung flog ungelesen in die Mappe, und der Ehemann war eben willens, das Zimmer zu verlassen, als er von seiner Frau daran verhindert wurde.

„So? Und damit willst Du mir ent schlüpfen und mich mit dem Tumult von Gedanken, den mir die Lebensfrage unseres Kindes schon lange geschaffen — allein lassen? Ihr Männer seid schnell fertig, was versteht ihr von den Sorgen einer Mutter? Sage nur das eine, Hermann, warum willst Du Rudi nicht studieren lassen? Er ist veranlagt —“

„Veranlagt wohl — aber nicht zum Studieren. Ich beobachte ihn schärfer als Du und finde, daß alle trockenen Wissenschaften für Rudi keinen Reiz besitzen; der Junge ist durch und durch praktisch und muß eine ebensolche Karriere einschlagen: er kann Zimmermeister, Maschinenbauer, allenfalls Ingenieur oder Techniker werden — aber kein Gelehrter. Die Kosten werden sich ja so ziemlich gleich bleiben, und das wäre schließlich das wenigste, was ich scheute; ich bin nur bange, daß unser Junge einmal ein verfehltes

Dasein führe und ein verkommene's Genie vorstelle — und nun laß mich fort!“

„Nein, Hermann,“ erklärte Frau Diepolt energisch. „Du gehst nicht fort, bis Du mir versprochen, daß Rudi studieren darf. Ich habe es mir in den Kopf gesetzt, einen Studierten — entweder Juristen, Doktor oder Pastor aus ihm zu machen. In unserer Familie gab es immer mehrere Studierte, und ich mußte mich vor Luise'schämen, wenn ihr Ernst, mein Stolz, einmal Minister geworden. Nein, so ein gewöhnlicher Mensch darf unser Rudi nicht werden!“

„Gewöhnlicher Mensch! Marie, Du leidest an Größenwahn! Dann bin ich in Deinen Augen auch ein solcher gewöhnlicher Mensch — einen Subalternbeamten rechnest Du doch dazu? Nun, ich sage Dir: lieber soll Rudi ein gewöhnlicher Mensch nach Deinem Sinn, als ein unglücklicher Mensch werden!“

Der Heftigkeit des Gatten gegenüber wagte die Frau nur noch schüchtern zu erwidern: „Aber, Hermann! So laß doch Rudi selbst entscheiden!“

„Meinetwegen! Der Junge wird so dumm nicht sein!“ polterte Herr Diepolt und nahm die Klinke in die Hand.

„Ich sterbe aus Gram, wenn aus meinem Sohn nichts Ordentliches wird,“ lamentierte die Gattin, und „hoffentlich giebst Du nicht die Veranlassung, daß es so weit kommt,“ entgegnete der Mann und fügte dann noch hinzu:

„Ein Mensch kann in jedem Fache etwas Gebiegenes leisten, und ein tüchtiger Handwerker ist in meinen Augen ebenso gut ein Ehrenmann als ein Rechtsanwalt oder Doktor — ja, ersterer findet weit eher sein Brot als letzterer. Was aber Deinen Neffen Ernst anbetrifft, so hast Du gar nicht nötig, auf ihn so stolz zu sein. Er kostet mit dem Freiwilligenjahr meinem Schwager mindestens schon 7000 Thaler, und das Ministerportefeuille schwebt noch in weitester Ferne. Ja, Carl soll gegen einen Bekannten geäußert haben, daß Ernst jedenfalls Redakteur einer Zeitung werden wird, da er das Studieren und die Gramendurchfälle satt habe, der Vater aber nicht willens sei, das Geld fortwährend durch ein grobes Sieb zu werfen. Und, was das Schlimmste sei, der Gesundheitszustand des Pseudo-Ministers lasse vieles zu wünschen übrig; ein Aufenthalt an der See sei fürs erste erforderlich, und was dann der Arzt noch für gut befinden würde — wisse er selbst noch nicht. Du siehst: aus jedem Holz läßt sich eben kein Zeus schnitzen.“

Frau Kontrolleur war es, die bei den letzten Worten des Gatten die Flucht ergriff. Das Wort „Handwerker“ zuckte ihr noch förmlich in den Ohren — eben so etwas sollte und durfte ihr Sohn nicht werden, und sie nahm sich fest vor, an das Ehrgefühl, ja, den Ehrgeiz ihres Einzigigen zu appellieren; Rudi würde sie gewiß ihrer mütterlichen Sorgen eher entlasten, als der Barbar von Mann. Der erste Ehekrieg! Stets waren sie friedlich nebeneinander hergegangen. Ohne Lebewohl getrennt, wegen solcher Kleinigkeit! Ja, eine Kleinigkeit war es. Er durfte nur ja sagen und der Friede war da. Konnte sie nicht ebenfalls nachgeben? Nein, es war zum besten ihres Sohnes, den sie so sorgfältig behütet und aufgezogen in der Voraussetzung, Rudi würde einmal Ehre auf ihr Haupt häufen — ihr Goldjunge, den sie stets so lieb gehabt, und für den sie auch den Born des Gatten ertragen wollte.

Der Kontrolleur war fort — eine Stunde früher als zur üblichen Zeit. Er irrte ruhelos im Stadtpark umher, während sich die Frau bemühte, den häuslichen Pflichten in

gewohnter Weise nachzukommen. Rudi war schon früher nach dem Gymnasium abgegangen. Seine Mutter vergegenwärtigte sich ihn als Maschinenbauer oder Zimmermann in der groben Arbeitstracht — blaue Bluse oder Hemd — sah ihn in Gedanken Branntwein trinken und rohe Manieren annehmen — mit ungebildeten Leuten verkehren und Brüderlichkeit trinken — daneben Vetter Ernst, den seinen Studierten. Entsetzlich — das Mutterherz krampfte sich zusammen, und anstatt, daß Frau Diepolt das Staubtuch zum Fenster hinausschüttelte, warf sie es einem Vorübergehenden auf den Kopf. „Das kommt davon, wenn man mit seinen Gedanken wo anders ist,“ sprach die Hausfrau und setzte sich ermattet auf einen Stuhl, während Christine das Staubtuch heraufholte. „Alle Welt würde es einsehen,“ lautete die Fortsetzung von dem Selbstgespräch. „Meine Schwester nennt ja Rudi schon immer scherzweise ‚Herr Doktor‘. Mutter, Schwester, Schwager und Tante — alle würden dafür stimmen, nur Er ist dagegen. Aber ich will mein Möglichstes thun, und mein Geburtstag bietet die beste Gelegenheit, dann sind die auswärtigen Verwandten da, und Hermann wird überstimmt.“ Mit erneutem Eifer ging Frau Diepolt alsdann an ihre Haushaltsgeschäfte — immer das Ziel im Auge und den Kopf oben; fast siegesgewiß empfing sie den Mann am Mittag. Dieser aber ließ den Kopf schwer hängen, als drückten ihn Sorgen über Sorgen.

Der Harmloseste am Eßtisch war Rudi. Ihm hatte das Schwimmen von 12 - 1 Uhr einen Löwenappetit verursacht, so daß er den Inhalt der Schüssel fast allein verputzte.

Der Nachmittag war schulfrei, da konnte die Mutter den Sohn sondieren. Fast verzweifelte Frau Kontrolleur, denn auf alle dießbezüglichen Fragen lautete die Antwort: „Ich weiß es selbst noch nicht, was ich werden soll und es ist mir auch ganz egal.“

„Ganz egal, was Du wirst? Also, wenn Dein Vater spricht: Du sollst Maschinenbauer werden — so sagst Du am Ende ja?“

„Warum denn nicht? Das ist ganz fein und mich interessieren Maschinen ungemein.“

„So — und ob Deine Mutter graue Haare darüber bekommt, wenn sie Dich in so roher Gesellschaft weiß, das ist Dir auch ganz egal?“

Die in ihren Hoffnungen arg getäuschte Frau brach in Wehklagen und Thränen aus, Rudi war einfach verblüfft. Solcher Gefühlsstimmung hatte er seine Mutter noch nie erliegen sehen, und er fragte: „Aber, was habe ich denn so Schlimmes gemacht, daß Du so weinst, Muttering?“

„Du fragst noch? Unsere Familie sollst Du in Ehren bringen, das ist Deine Pflicht, dazu bist Du bestimmt, und das erhoffte ich von Dir.“

„Aber, Mutter, kann man denn das nicht auch, wenn man Maschinenbauer wird? Ich denke —“

„Du denkst wie Dein Vater. Dir ist eben jeder Beruf recht. Ich aber will einen feingebildeten Mann meinen Sohn nennen und keinen rohen, der mit Schlossern und Zimmerleuten, Tischlern und Schneidern verkehrt. Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich will Dir sagen, wer Du bist. Und dann — das Schnapstrinken — o, mein Gott — es wäre mein Tod!“

Der Sohn verstand offenbar nicht recht der Mutter Klagen — über so was Unerhörtes hatte er noch nicht nachgedacht. „Und da soll ich studieren — um unsere Familie

in Ehre zu bringen?“ fragte er verwundert, „Leben wir denn in Schande?“

„Geh mir aus den Augen — Du verstehst mich nicht!“ war die heftige Entgegnung der schwer getränkten Frau.

„Ich überlebe das nicht!“ rief sie noch in Ekstase — und Rudi ging, er wußte nichts anderes zu thun. Erst stützte er den Kopf auf beide Hände und dachte eine Zeitlang nach — dann machte er sich über seine Schulaufgaben her. Fleißig war ja der Sohn, und mit Ausnahme der alten Sprachen ging ja alles klipp-klapp; aber eben da lag der Hase im Pfeffer, denn die toten Sprachen waren ihm ein Greuel. Und studieren sollte er auf Mutter's Wunsch, um ein Doktor oder so etwas Ähnliches zu werden, vielleicht ein Minister, wie Vetter Ernst? Fein wäre es ja gewesen — die Studententracht gefiel Rudi ungemein und das Studentenleben sollte sehr lustig sein — wenn er aber an das Studieren und Examenmachen dachte, sprach er für sich: „Lieber praktisch arbeiten!“ Und er fühlte sich auch stark dazu. Aber, das war keine Ehre — nach Mutter's Meinung — er aber sollte die Familie zu Ehren bringen. Er mußte den Vater befragen. So ging er nach dessen Arbeitszimmer, worin derselbe weder schlief noch arbeitete, sondern in tiefes Sinnen versunken dasaß. Man kann sich den Schreck des guten Mannes vergegenwärtigen, als plötzlich die Frage an sein Ohr drang: „Vater, ruht denn ein dunkler Fleck auf unserer Familienehre?“

Es entspann sich darauf ein Gespräch zwischen Vater und Sohn, das viel Ähnlichkeit mit dem eben Vernommenen hatte. Schließlich erklärte sich Rudi mit des Vaters Ansichten einverstanden und wurde auch über den vermeintlichen Ehrenpunkt in der Familie aufgeklärt. Der Sohn kam zu der Ansicht, daß Mutter an einer fixen Idee litt, und er das Opfer derselben hatte sein sollen. Zum Glück beschäftigte diese ernste Sache Rudi nicht so lange, daß er verabsäumt hätte, die griechischen Verben im Schweiß seines Angesichts zu lernen.

Frau Diepolt's Geburtstag war herangekommen. Christine nagelte in aller Frühe die üblichen Kränze an die Thüren und nahm dem Bäcker- und Konditorjungen die bestellten Sachen ab.

Herr Diepolt gratulierte seiner Frau schon im Schlafzimmer, und diese machte ihm eine verfrühte Nährscene auf Konto des Studiums des Sohnes. Das Frühstück blieb in folgebissen von des Gatten Seite unberührt, trotz der guten Sachen und des stärkeren Kaffees.

Im Laufe des Vormittags kamen anstatt der erhofften Verwandten nur Briefe und Pakete von denselben an. In den Briefen standen Glückwünsche, Fragen nach Gesundheit und Familie, sowie der Grund des Nichterscheinens. Luifens Stummer war die Ursache, und mehr als neugierig öffnete Frau Diepolt zuletzt den Brief der Schwester. Wir sind so frei, über die Schulter des Geburtstagskundes hinweg folgendes zu lesen:

„Geliebte Schwester.

Dein Geburtstag, zu welchem ich Dir von Herzen Glück wünsche, ist für mich der unglücklichste Tag meines Lebens — heut wird mein guter Sohn Ernst in ein Asyl für Geistesranke gebracht, mein Mann und unser Hausarzt übernehmen die traurige Pflicht. O, daß ich Dir so Trauriges an Deinem Wiegenfeste melden muß! Verwünscht sei mein Ehrgeiz, aus meinem Sohn etwas recht

Hohes zu machen! Er war nicht veranlagt zum Studium und kam körperlich und seelisch immer mehr durch Mißerfolge herab — der Kosten nicht zu gedenken.

Aber ich verblendete Mutter bin Schuld — und das nagt doppelt an mir. Versprich mir an Deinem Geburtstag, Deinen Rudi einmal nicht in der Berufswahl zu beeinflussen! Hätte ich auf meinen Ernst gehört! Er wollte Altempner werden; ich war entrüstet darüber, beschwor ihn, bat, drohte und weinte so lange, bis der arme Junge ganz verwirrt wurde und schließlich nachgab. Es wäre nach Jahren noch Zeit zur Umkehr gewesen, aber da regte sich mein falscher Stolz — Ernst mußte weiter und weiter — dem Ziel entgegen. O, die verfehlten Jahre und die Neue! Lebe wohl, geliebte Schwester, und mache Deinen Sohn glücklicher als es gethan hat

Deine unglückliche Luise.“

Der Braten brannte, die Milch zum Reispudding lief über — Frau Diepolt merkte von allem nichts; nur der Inhalt des Briefes fesselte ihre Aufmerksamkeit. Tief beschämt legte sie Mittags dem Vatten den Brief auf seinen Teller. Der Kontrolleur machte wenig Worte, beklagte aber aufrichtig das Schicksal seiner Verwandten. Als er aber die tiefe Reue seiner Frau sah, schmeckte ihm trotz Familientragödie die zur Ehre des Tages gebratene Ente sehr gut; Frau Diepolt war es, welche diesmal fastete.

Der Tag verlief zwar nicht so heiter wie sonst — aber es herrschte Harmonie, die sich auch in den späteren Ehejahren kundgab. Nie wieder berührte Frau Kontrolleur die Studienfrage ihres Sohnes.

Rudi befindet sich gegenwärtig in einer großen Maschinenbauanstalt als Volontär und verspricht in seinem Fach tüchtig zu werden. Wenn seine Mutter blaue Blusen aus der Wäschekiste auspackt, denkt sie an Schwester Luisens Unglück, und dankt Gott im stillen für seine Führung.

### Scheidendes Licht.

Ins Sonnenherz getroffen schlummert der Tag zur Ruh,  
Mit salbem Totenschleier deckt ihn Dämmerung zu.

Die Wunden bluten;  
In purpurnen Gluten  
Nieseln die letzten Rosen ins Grab;  
Ein Flimmern, ein Flittern,  
Ein Zagen, ein Zittern —  
Nacht sinkt herab.

Und stürzt denn hier auf Erden Schönheit in Schutt und  
Graus —

Der Himmel hat noch Sterne, die löst kein Moder aus,  
Ein goldnes Glimmen,  
Ein duffig Verschimmeln . . .  
Tausend Gestirne nehmen den Lauf —  
Und Nachtigallschlagen,  
Und Singen und Zagen  
Hören nicht auf!

Victor Gardung.

### Die Mode in der Sprache.

Von Dr. Ernst Wasserzieher-Flensburg.

Wer auf die Mode schilt, gleicht dem, welcher den Wechsel der Jahreszeiten tadelt. Beide bekämpfen etwas, das tief in der Natur begründet liegt, in der Natur des Menschen, in der Natur des Kosmos überhaupt. Schon ein Denker des griechischen Altertums hat das erkannt und in dem Sage ausgesprochen: Alles fließt! In der That: Veränderung, Bewegung gehören zum Leben, ja, sie sind Leben.

Freilich, bei der fortwährenden Bewegung und Veränderung bleiben die Stoffe dieselben, und die neuesten Moden ähneln aufs Haar denen, die vor einem halben oder ganzen Jahrhundert herrschten. Die Mode gleicht einem Rade, das sich dreht; was jetzt oben ist, ist nachher unten, was soeben sich rechts befand, wird bald links aufstehen.

Doch nicht in das Wesen der Mode im allgemeinen einzugehen ist heute meine Absicht; ich möchte vielmehr die Herrschaft der Mode auf einem Einzelgebiet nachweisen, auf einem Gebiet, das mit ihr wenig oder nichts zu thun zu haben scheint: auf dem der Sprache. Auch in der Sprache giebt es absolut Neues nicht, dieselben Laute, dieselben Wurzeln, dieselben Stämme lehren immer wieder. Aber der Menscheng Geist formt daraus die verschiedenartigsten Gebilde, und bald haben die einen, bald die anderen die Oberhand, wie es die Mode erheischt. Das Aufstehen neuer Wörter, das Verschwinden alter ruft das Bild des Meeres vor Augen; die Wellen verschwinden und erheben sich, um gleich wieder zu verschwinden, aber das Meer bleibt. Auch der Sprachschatz bleibt, aber über der Schwelle des Volksbewußtseins ist nur ein Teil davon sichtbar und gegenwärtig, der andere versinkt dahinter, bleibt indes unverloren.

Bei unseren Beispielen, die das Gesagte stützen sollen, sei es gestattet uns auf die Muttersprache zu beschränken; sie bietet reichliches Material.

Wer braucht heute noch Wörter wie Empfindsamkeit, Gain, Minne, Äther und ätherisch? Im vorigen Jahrhundert waren sie sehr beliebt, und man that sich etwas darauf zu gute, sie recht häufig und im vollen Ernst, ja schwärmerisch anzuwenden. Im Mittelalter hatte die Minne sehr in Blüte gestanden; wir brauchen kaum an die Minnesänger zu erinnern, deren Hauptthema sie bildete; aber mit dem Ausgange der schönen, romantischen Ritterzeit, mit dem Anbruch der Neuzeit, mit ihrem Ringen und Kämpfen auf allen Gebieten wurde es zu Grabe getragen. Es war verschollen, gänzlich aus der Mode gekommen. Da, als man wieder anfing, sich liebevoll in die deutsche Vergangenheit zu versenken, grub man unter anderen auch dieses Wort aus, und siehe, es fand Anklang, es gefiel, es kam in Mode. Lange dauerte es nicht, da war es wieder vergessen. Fast scheint es, als sollte es heute zum zweiten Mal auferstehen, bei manchen Dichtern wenigstens taucht es wieder auf, ich erinnere an Julius Wolff. Die „minnigliche Maid“, die uns thatächlich nie verlassen hatte, soll auch in der Sprache wieder aufleben.

Äther und ätherisch waren Stichworte des Sängers des Messias und seiner Schule. Seine Frauengestalten haben nicht Fleisch und Bein, sie sind ätherisch, durchgeistigt. Da kam der junge Goethe und malte sein Gretchen und Märchen, seine Abelheid und Lotte, damit machte er den ätherischen

Damen den Garauß. Nur in Chemie und Medizin spielt der Äther noch eine Rolle, auch tötet man Schmetterlinge damit.

Die ätherischen Frauen und minniglichen Mädchen ipazierten wohl züchtiglich mit ihren Jünglingen in den Hain. Auch so ein Modewort des dritten Viertels des 18. Jahrhunderts! In einem Hain schlossen die Verehrer Klopstocks, Boie, Miller, Voß, Stofberg, Höfth ihren Bund und nannten ihn sogar danach. Wie poetisch „Hain“ auch klingen mag, im grunde ist es identisch mit Hag und Heide und bezeichnet eigentlich Dornsträucher, die zur Umfriedung dienen. Die Zeit hat den Hainbund und den Hain verweht.

Die genannten Beispiele zeigen zugleich, wie die Mode in der Sprache oftmals von tonangebenden Schriftstellern gemacht wird; die anderen trotten nach und sprechen in der Sprache der Meister. So verdanken wir das Wort empfindsam, Empfindbarkeit, das in dieselbe Kategorie paßt, keinem geringeren als Lessing, der von allen vielleicht am wenigsten empfindsam war. Seit die empfindsamen Leute mehr und mehr aussterben, und die „praktischen“ überhand nehmen, hat man denn auch dieses Wort in die Kammer geworfen. Neben Klopstock und Lessing sei hier gleich noch Wieland genannt, der ein anderes Wort in die Mode brachte, das aber noch nach hundertdreißig Jahren gilt und dem keiner sein Alter ansieht. Das entspricht den Ansichten des Ministers; der Kaiser entsprach einer Einladung der Kaiserin Friedrich u. s. w. Vorher jagte man „korrespondieren“; Wieland brachte „entsprechen“ aus der Schweiz mit, das dem Fremdwort doch gut „entspricht“. Freilich, in anderem Zuschnitt erscheint es in dem zweiten Sächsen, daran hatte der gute Wieland wohl nicht gedacht.

Nicht immer sind es die großen Dichter und Sprachmeister, die Wörter in die Mode bringen. Oft besorgen das recht kleine Leute, noch öfter geht es einem Wort, einer Lebensart wie dem Mädchen aus der Fremde, dessen Herkunft niemand kennt. Daß ihre Nähe beseligend wäre, kann man nicht immer behaupten. Zu solchen erst im letzten Viertel unseres Säkulums auftretenden Wörtern rechne ich Jetztzeit, durchqueren, Einakter. Ich glaube, das erste wird bald wieder verschwinden, schon deshalb, weil es häßliche Zischlaute in Fülle enthält, und weil es an dem älteren „Gegewart“ einen zu mächtigen Konkurrenten hat. Gäbe „Jetztzeit“ wenigstens eine feine Schattierung von „Gegewart“! Aber beide sind identisch. Ein längeres Leben kann man den beiden anderen prophzeien und wünschen. Der „Einakter“ verdankt seine Entstehung dem Bedürfnis; vorher war man genötigt „Schauspiel in einem Akt“ oder „Lustspiel in einem Aufzug“ zu sagen. Freilich wußte man dann auch gleich, mit welcher Kategorie man es zu thun hatte, da es ja lustige und traurige Einakter giebt.

Die Afrikaforschung hat sich das Wort „durchqueren“ neu geschaffen; es bezeichnet die Thätigkeit eines Stanley kürzer und genauer als jedes ältere Wort. So bringt neuer Stoff und neuer Geist auch neue Formen hervor.

Die Richtung, in der die Mode in dem letzten Vierteljahrhundert schafft, mit einem bezeichnenden Prädikat anzudeuten, ist schwierig. Mir scheint, daß im allgemeinen längere, besonders zusammengesetzte Ausdrücke zur Erziehung kürzerer beliebt sind. Der eben erwähnte Einakter bildet ja gleich eine Ausnahme, aber sprechen nicht für diese Ansicht eine ganze Anzahl Neubildungen? „Photographien lassen naturgemäß vieles zu wünschen übrig, wenn man sie mit Gemälden vergleicht“; früher jagte man natürlich. Die

Herausbildung schlechter Gewohnheiten; auf den Sozialdemokraten entfielen 1000 Stimmen; Bestellungen werden entgegengenommen; sonst hieß es kürzer: Ausbildung oder Entwicklung, fielen, angenommen. Auf die Erziehung des einfachen Zeitworts durch ein Zeitwort und Hauptwort will ich hier nicht eingehen, da ich früher schon einmal an dieser Stelle davon gehandelt habe; ich meine Ausdrücke wie: zum Vortrag bringen, zur Annahme gelangen, in Anwendung kommen u. s. w.

Fragt man nach der Ursache, weshalb die Mode in der Sprache so schnell wechselt, so liegt sie wohl darin, daß ein schnelllebendes Geschlecht wie das unsere eben das Bedürfnis der Abwechslung mehr fühlt, als ein ruhig, behaglich hinlebendes. Wie viel hastiger und geistiger denken die Leute in Hamerlings Homunculus als in Hermann und Dorothea! Dem entspricht natürlich auch die Sprache der beiden Epen. Die Schriftsteller jedes Zeitalters suchten dem Bedürfnis ihrer Leser entgegenzukommen, und um so mehr, wenn sie Berufschriftsteller sind. Goethe, Klopstock, Herder, Lessing hatten es „nicht nötig“, sie konnten von ihren Ämtern als Ministerpräsident, Legationsrat, Generalsuperintendent, Bibliothekar leben; sie dichteten „con amore“. Heute ist das — anders geworden.

Werden so unendlich viele Wörter, die die launische Mode geboren, schnell weggesetzt, so bleiben doch andere in Ansehen, während die, als deren Ersatz sie dienen sollten, in ethischer Schätzung häufig eine Stufe tiefer sinken. „Ich hab' es oftmals sagen hören, ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren!“ Heute hat das Fremdwort einen verächtlichen Nebenbegriff, und jedes Theatermitglied, männlich oder weiblich, würde sich die Bezeichnung „Komödiant“ verbitten; Schauspieler heißt's jetzt oder Hoffschauspieler. Ähnlich hat der Lehrer den Schulmeister verdrängt, das Mädchen die Magd, das Fräulein die Mamself. Heute gilt, wenn ich recht fühle, Journalist für feiner und edler als Zeitungsschreiber. Ob das so bleiben wird? Vorläufig ist wohl wenig Aussicht vorhanden, daß sich die „Journalisten- und Schriftstellervereine“ umtaufen.

Nicht nur einzelne Wörter und Redensarten, sondern ganze Sprachen sind in der Mode gewesen und aus der Mode gekommen. Zur Zeit Christi war Griechisch die Modersprache; überall wurde es verstanden, im Orient und Occident, in Rom und Jerusalem; nur in dieser Sprache sind uns die goldenen Worte des Stifters der christlichen Religion aufbewahrt und nicht in seiner Muttersprache. Bald verdrängte das Latein das Griechische. Das weltkreisobernde Rom trug seine Sprache in die entferntesten Gebiete der damals bekannten Welt, die Sprachen der Barbaren wichen davor zurück; römisch galt für fein, nicht-römisch für barbarisch. Keine Sprache ist länger modern geblieben als die römische, und als der Thron der Cäsaren längst von Germanen umgestürzt war, fuhr sie fort zu herrschen von einem Ende der zivilisierten Welt zum anderen. In Schulen und Klöstern, auf Kanzeln und Kathedern, an Höfen und in der Wissenschaft — überall Latein, das ganze Mittelalter hindurch. Mit dem Einbrechen der neueren Zeit wurde die Herrschaft des Latein nur befestigt. Das Reformationszeitalter sprach Latein, die großen Theologen und Philosophen und Naturforscher, sie korrespondierten miteinander auf Latein, Luther schrieb seine 95 Thesen lateinisch, und als endlich einmal ein Professor, Thomasius, es wagte, deutsche Vorlesungen zu halten, galt das als ein unerhörtes

Unterfangen. Die Modensprache der Höfe, der Gebildeten wurde seit Ludwig XIV., also seit dem 17. Jahrhundert französisch, und namentlich in Deutschland verdient keine Sprache mehr die Bezeichnung Modensprache als diese; auf den Universitäten blieb es bis auf den heutigen Tag lateinisch; kein Doktordiplom, das nicht lateinisch abgefaßt wäre, und wenn man auch seine Dissertation jetzt deutsch abfassen darf, der hinten angehängte Lebenslauf muß in lateinischen Sätzen prangen;\*) so will es die Mode.

Wenn auch einige andere Sprachen angefangen haben dem Latein und dem Französisch den Rang streitig zu machen, gelungen ist es bis jetzt keiner. Ob die Mode alle Sprachen wegsetzen und das Vokapül den Sieg davontragen wird? Nach dem bisherigen Gange der Geschichte kann man daran zweifeln.

Betrachten wir zum Schluß das Wort „Mode“ in der Mode. Sie hat ihm ziemlich mitgespielt, weniger in seiner Form als in der Bedeutung. Lateinisch *modus*, auf dem es beruht, hieß Maß. Maß zu halten ist gut, sagte schon ein griechischer Weiser. Dann aber bedeutete es das rechte Maß, „sine modo“ ist „maßlos“. Schließlich heißt es geradezu „Vorschrift“, „Regel“, und damit ist die moderne Bedeutung der Mode erreicht. Direkt aus dem Lateinischen haben wir das Wort nicht entlehnt, sondern durch Vermittelung des Volkes und der Sprache, das die Mode stets besonders gepflegt hat: der Franzosen. Seit dem 17. Jahrhundert ist es bei uns gang und gäbe. Bei den Römern war die Mode als Mann gedacht: der *modus*, bei uns ist sie zur Frau geworden: die Mode. Alle Achtung vor den Weltbeherrschern — aber sollten wir Modernen hier nicht das Nichtigere getroffen haben? Die Veränderlichkeit, die Launenhaftigkeit, das Umschlagen von einem Extrem ins andere — ist das alles nicht mehr weiblich als männlich?

Nur flüchtig sei der verschiedenen Ableitungen von „Mode“ gedacht: *modeln* = in eine andere äußere Gestalt bringen; *Modell* = Muster, ist aus dem italienischen *modello* entlehnt. *Modulieren*, *moderieren*, *modern*, *modernisieren*, *Modus* sind andere Glieder der zahlreichen Familie.

Eines hat die Mode der Sprache mit der Kleidernode gemein, ihre Erscheinungen werden dem späteren Geschlecht zum Gespött. Wer altmodische Kleider trägt, wird von Unwissenden verlacht, und wer altertümliche Wörter und Wendungen braucht, ruft das mitleidige Lächeln der „Gebildeten“ hervor. Ein gemeinsamer Trost aber bleibt beiden: wenn das Gestern heute lächerlich ist, so wird das Heute es morgen sein, die Lacher und Spötter werden binnen kurzem in die Reihen der Verlachtten und Verspotteten treten, wer gestern für fortschrittlich galt, gehört heute zu den zähen, alten „Konserватiven“. Auf diese Art entsteht Entwicklung, Fortschritt, Geschichte. Wer die Moden in der Kleidung studiert, thut einen Blick in die menschliche Kulturgeschichte, wer die Mode in der Sprache verfolgt, der hat etwas erkannt von der Geschichte des menschlichen Geistes.

\*) Auch nicht mehr auf allen Hochschulen. D. L.

## Nachlieder.

Von Franz Evers.

I.

Der Abend kam auf goldnen Sohlen,  
Die weiße Mondesichel winkt,  
Glänzt durch die Dämmerung wie verstoßen,  
Bis fern im West die Sonne sinkt.

Die Sonne sinkt — und auf den Fliesen,  
In allen Gärten gelbes Sprühn;  
Der Wald ist voll von goldnen Wiesen,  
Die schimmernd durch die Bäume glühn.

II.

In purpurbauer, dunkler Tiefe  
Liegt über mir der ew'ge Raum,  
Die Welt ist still, als ob sie schliefte,  
Du spürst ihr leises Atmen kaum.

Mondsilber hängt nun an den Bäumen,  
Nachtfalter ziehn im weißen Schein —  
Das ist so recht die Zeit zum Träumen,  
Auch du, mein Herz, sollst ruhig sein.

III.

Mit schwarzen Schwingen naht die Nacht  
Und streift des Flieders bleiche Blüten,  
Es liegt des Mondes milde Pracht  
In aller Luft, der glanzdurchglühn.

Mir ist, als wär' im Lichtgewand  
Ein guter Geist zu mir gekommen,  
Und hätte mich an weißer Hand  
Hin in mein Heimatland genommen.

IV.

Die Mitternacht will sich herniederlenken —  
Die Sehnsucht reißt —  
Und meine Seele muß der Geister denken,  
Die sie begreift.

Die Ewigkeit hüllt mich in tiefes Schweigen,  
In blaue Ruh' —  
Mir ist so leicht — all meine Sinne steigen  
Der Gottheit zu.

## Gedanken.

Von Carola Blaker.

Wohlthaten anzunehmen wird dem Stolze leichter als der Demut. Dieser liegt es nahe die Dinge im Lichte der Demütigung zu betrachten, sie deshalb auch als solche zu empfinden. Der edle Stolz dagegen erfährt eine Lage in ihrer einfachsten Bedeutung, er empfindet sie, den Kindern gleich, in ihrem ursprünglichen Werte, und indem er sich frei ihr gegenüberstellt, erkennt er in ihr nichts Drückendes.

\*

Manches arme Menschenkind ist schon im reifen Alter an jugendlichen Illusionen zu Grunde gegangen und klagte dafür das Leben an, welches ihn getäuscht habe mit falschem

Schein. Es ist der armen Blume zu vergleichen, die im Herbst sich einem warmen Tag erschloß, um in der Nacht darauf zu erfrieren. Ist ihr Irrtum der weichen Luftströmung und dem warmen Sonnenstrahl zur Last zu legen?

\*

Die Menschenkenntnis ist im Vollen des Lebens geboren, in den hellen Vereichen der Intelligenz erzogen. Ob sie Freudiges oder Trübes erfahren, so ist sie stolz sich selbst genug, denn sie fühlt sich eine Macht.

Menschenverstehen, die unscheinbare Schwester, entstammt einem stillen Ort des Menschenlebens, im warmen Dämmer-schein eines Winkels des Gemütes ist sie erwachsen. Nicht ihrer selbst wegen, nur für andere ist sie da; bescheiden nähert sie sich ihnen, und wem sie die treue Hand gereicht, dem wird es weich und wohl, denn er hat eine tröstende Freundin gewonnen.

\*

Wenn man wünscht, daß etwas von den Menschen unbeachtet bleibe oder vergessen werde, so kann man es „tot schweigen“. Es giebt auch ein Totschweigen in der eigenen Seele. Ist ist es die einzige Schutzwehr des armen Ich gegen das unerbittliche Gedächtnis des Selbst.

\*

Daß der Boden Feuchtigkeit empfangt, genügt nicht zum schönen Wachstum der Bäume; er muß auch in sich selbst die Bestandteile enthalten, aus welchen das Wachstum Nahrung und Kraft erhält. Nicht aus dem, was das Gemüt gelegentlich in sich aufnimmt, sondern aus den ihm innewohnenden oder zu eigengemachten Elementen des Guten erwachsen edle Charaktereigenschaften und Thaten.

\*

Über dem roten Schein des Sonnenuntergangs stand am Himmel in scharfer Klarheit der junge Mond. Auf der Erde ruhte warme Helligkeit. War er ihr Spender? Nein, die längst hinter den Horizont gesunkene Sonne war's, die jetzt noch leuchtete.

So ist's mit den neuen Denkern und Gedanken und den alten.

Doch die jungen Geister werden wie die Mondesfichel wachsen zum lichtspendenden Gestirn.

\*

Ich saß in einem Obstgarten am Bergeshang, hinter welchem langsam sich die Sonne barg. Ein Baum nach dem andern ward vom Schatten überdeckt und stand farblos dunkel neben den anderen, die in lichter Deutlichkeit noch leuchteten. Wie verschieden schienen jetzt die Bäume; und in Wirklichkeit waren sie doch alle gleich.

So sind es die Menschenseelen vor dem lieben Gott. Nur uns erscheinen sie oft bewunderungswürdig oder nicht der Beachtung wert, je nach dem Licht der Geistesfähigkeiten, welche er auf ihre Oberfläche scheinen läßt.

\*

Je edler ein Mensch ist, um so bereitwilliger wird er bewundern; je gemeiner, um so mehr wird er zu tadeln finden.

\*

Der kahle, stille Winter ist nicht tot, er schläft auch nicht; er thut die Arbeit der Natur auf seine Weise in der ruhigen, unsichtbaren Tiefe seines Wesens. So giebt es Menschenleben. Wenn für sie der erste Sonnenmorgen eines

neuen Daseins anbricht, dann werden auch sie jenem anderen Frühling Blumen und knospende Blätter bringen.

\*

Du thust Dir etwas zu gut auf Deine Eigenart? Wenn sie doch nur Dein eigen wäre!

\*

Um anderen etwas zu sein, muß man sich selbst vergessen, ist nicht immer ein wahrer Satz. Nur die Erkenntnis der Vorgänge in der eigenen Seele kann das Verständnis geben für die in einer anderen. Für immer bleiben uns die Seelen verschlossen, wenn wir nicht in der eigenen inneren Beobachtung und Erfahrung den Schlüssel besitzen, der sie uns öffnet, damit wir hineintreten und wirken.

\*

Ist ein Buch geschrieben nur, so wird's auch nur gelesen. Enthält es aber selbst ein Leben, so wirkt es auch in anderen Leben.

\*

Wenn die Herzenswärme sich zu schwüler Hitze steigert, mögen sich der Freundschaft wunderbare Blumen öffnen. Aber in Tropenluft zu leben ist ungesund.

\*

Auch im eugsten, tiefsten Brunnen spiegelt sich das Himmelsblau. Selbst im Abgrund der niedrigsten Seele zittert noch ein Strahl von göttlichem Licht.

\*

Memento mori, gedenke des Endes. Nein, gedenke des Anfanges, zu welchem jenes Ende nur das Thor, und dieses Leben nur die Vorhalle ist.

\*

Wem erscheint nicht zuweilen das eigene Gemüt in kahler Armut, ohne Licht noch Ton? Es ist zu vergleichen einem Walde, in dem der erste Blick nur dürre Blätter auf dem Boden und statt der Bäume kahle Stämme sieht — mattes Dämmerlicht — leblose Stille. Doch das tote Land befruchtet neues Wachstum, Blumen blühen an heimlichen Stellen, wo in die Dämmerung die Sonnenstrahlen fallen, unsichtbare Lebewesen erfüllen mit ihrem leisen Freuden-summen die Luft, und den Trägern von Gedanken gleich, ragen die Stämme zum Himmel hinan, wo in Orgeltönen der Wind in den hohen Wipfeln rauscht.

\*

Auf die Wand der dunklen Stube fällt von der Straße trüber Laternenschein. Schwarze Schatten ziehen langsam oder schneller über ihn hin und verlieren sich wieder im Dunkel. Es sind die Leute und die Wagen die draußen vorüberziehen. Das Lebensbild eines Pessimisten.

\*

Die Flamme brennt hell und hoch, tief in ihrem Innern aber glüht der kleine Docht, ohne welchen sie nicht wäre. Könnte die Vernunft Licht verbreiten, wenn das Herz ihr nicht die Nahrung brächte?

\*

So sehr sie es auch möchte, es ist der Seele nicht möglich vollständig den ewigen Wahrheiten sich zu verschließen. Auch durch die fest geschlossenen Augenlider dringt ein Schimmer von Licht, obgleich die Augen nichts zu sehen meinen.

\*



Großen Gestalten gleich, werfen kommende Ereignisse ihre Schatten voraus. Hellen Gestirnen gleich, werfen kommende Geistesthaten ihre Strahlen voraus.

\*

Der Mond war hinter schweren Wolken verschwunden, die Ebene in düsterem Nebeldunst verhüllt, schwarz lag ringsum der Wald. Nur die Landstraße zog sich weiß und hart, in scharfer Helligkeit am Berghang hin. So erscheint uns oft der Weg der Pflicht, allein sichtbar in der Dunkelheit des Lebens; hart und wenig lockend, aber seine gerade Richtung führt zum Ziel.

\*

Wenn Du heute Rechenhaft ablegen müßtest über Deine Verdienste in diesem Leben, worauf würdest Du Deine Hoffnung setzen? Nicht auf Deine Handlungen, noch Deine Charaktereigenschaften, nicht auf Dein Glauben, noch selbst Dein Lieben; sondern auf das, was Dir das wenigst Gute schien, über dessen Zweck Du Dich oft besannst in bitterem Zweifel: auf Dein Dulden! Es allein ist frei vom selbstsuchenden Ich, und wie es Dir unmittelbar von Gott gesandt war, kannst Du es auch wieder in seine Hand legen, als die beste That des Erbensafeins.

\*

Ethik ohne Religiosität: eine Straße ohne Ausgangspunkt und Ziel.

\*

Gewiß ist die Liebe ein unerschöpfliches Thema. Wer sie aber am reinsten und am tiefsten erlebt hat, der weiß am wenigsten darüber zu sprechen.

\*

Als stummer Eindringling schleicht sich die Einsamkeit ins Haus. Du suchst sie zu vertreiben, doch immer ist sie wieder da; Du gehst ihr aus dem Wege, da sitzt sie unvermutet an Deinem Herd. Still und geduldig wartet sie, bis Du Dich an sie gewöhnst. Dann fängt sie an, ganz schüchtern erst, Dir zu erzählen: von schöner Zeiten Sonnenschein, von der Liebe, die Du gestorben meintest, von Deiner eigenen Seele geheimnisvollem Weben. Und auf ihrem düsteren Gesicht bemerkst Du jetzt ein sanftes Lächeln und in den tiefen Augen einen süßen, träumerischen Blick. Und Du wirst sie liebgewinnen und sie treulich hegen, denn Du wirst sie nicht mehr von Dir lassen, die treue, gute Freundin Einsamkeit.

\*

Das Wahre, Gute, Schöne sind die Weltteile des Geistes; Erkennen, Wollen, Empfangen ihre Abbilder im Reiche der Vernunft; Freude, Leid und Liebe ihre Töne im Gemüt.

\*

Von einem alten Stamme hatten sie das Moos abgelöst, und er sah wieder frei und jugendkräftig aus. In seine Furchen aber drang jetzt der Regen ein, Insekten begannen ihr Zerstörungswerk, der Specht hatte seine Löcher hinein.

Was man so leicht die Schwäche des Alters nennt, ist oft nur die schöne, weiche Decke, welche wie das Moos, die vom Leben rauh gewordene Rinde deckt und schützt.

\*

Weil die Gedanken langsam nur sich bildeten, glaubst Du Deine vollbrachte Geistesarbeit sei nur von geringem Wert? Wer sieht es denn dem vollen Eimer an, daß der Brunnen nur in Tropfen floß?

\*

Die kleinste Lampe spendet mehr Licht zur Arbeit als ein nebliger Tag, trotzdem er von der Sonne stammt; denn sie wirft ihre Hellkraft auf einen einzigen Punkt. So wirkt ein großer Geist, der sich ins Weite, Unbestimmte erstreckt, weniger als ein Alltagsmensch, der seine bescheidene aber ganze Fähigkeit einem einzigen Zwecke widmet.

\*

Wir legen viel Wert auf das Besitztum unserer Eigenart. Und es wäre doch weit schwerer in allen Dingen gerade so zu sein wie andere Leute sind. Jeder kuriose Kauz, und besäße er sonst weiter nichts, hat ja doch entschiedene Eigenart!

\*

Es giebt eine Art der Veröhnung zwischen Menschen, dem Sonnenstrahle gleich, der in der Pause des Sturmes grell und wärmelos über die Oberfläche gleitet. Statt ein Vorbote des Friedens zu sein, zieht er die Wolken zusammen zu erneutem Ausbruch.

\*

Gebuld ist oft nur ein Deckwort für fehlende Energie des Willens. Wie es einen edlen Born giebt, giebt es auch eine edle Ungebuld. Sie ist die Empörung gegen Verhältnisse, die uns ihre unwürdige Tyrannei aufgezwungen hatten, und gegen die eigene Mattigkeit. Solche Ungebuld ist ein plötzliches Erwachen des Bewußtseins der Verantwortlichkeit und Pflicht, sie ist ein erschrecktes Aufschwimmen der Thatkraft.

\*

Wie die Liebe ist auch die hohe Freude der Dankbarkeit uns immer erreichbar: wenn sie uns nicht zufliehet, so können wir sie von uns ausgehen lassen. Der klare, frische Waldbach ist gleich schön, in welcher Richtung wir auch seiner Strömung folgen.

\*

Jede Selbstsucht bringt in ihrer Bethätigung als unvermeidliche Folge die Neue; selbst die jenes warmen, weichen Egoismus, der vom Herzen ausgeht.

## Briefkasten.

Die zwischen dem 10. und 25. eingegangenen Briefe können wegen Erkrankung des Leiters der Deutschen Roman-Zeitung erst später erledigt werden. Er bittet um Geduld und Nachsicht.

## Inhalt der Nr. 23.

Die Sonntagskinder. Roman von Hans Werder. Forts. — Arkanum. Roman von Ludwig Würzburg. Forts. — **Beiblatt:** Kreuz und Rose. Von Oskar Linke. — Nicht aus jedem Holz läßt sich ein Zeus schnitzen! Von H. Heyn. — Scheidendes Licht. Von W. Hardung. — Die Mode in der Sprache. Von Dr. Ernst Wasserzieher-Flensburg. — Nachtbiber. Von Franz Ebers. — Gedanken. Von Carola Klacker.

# Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3 $\frac{1}{2}$  M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N $\text{^\circ}$  24.

## Die Sonntagskinder.

Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

Zweiter Band.

I.

Es waren Sommerferien, auch für die Musikschüler, und Albano verlebte sie in Hohenstein. Ganz allein hauste er in dem großen, schönen, menschenleeren Schloß. Wie still war es darin! Der alte würdige Kastellan mit den weißen Haaren und dem tabellofen schwarzen Anzuge, die gefürchtetste Persönlichkeit des Hauses, sorgte aufs beste für ihn. Der weite Park zum Schwärmen und der Musiksaal zum Studieren hätte allen seinen Wünschen Befriedigung gewähren können, doch was half ihm der Musiksaal? Die Stradivari war mit nach Bayreuth gereist, — er mußte sich, wie immer, mit seinem bescheidenen Instrument begnügen, das ihm für seine Talente und Ansprüche so unzulänglich erschien!

Fürst Waldemar hatte ihn nicht mitgenommen nach Bayreuth, obgleich er wohl wußte, daß dies Albanos großer Wunsch sei. „Das ist noch nichts für Dich!“ hatte er abweisend gesagt, und gerade diese Form und Begründung konnte Albano nicht überwinden. „Noch nichts“ für ihn, — als ob er ein Kind wäre! Gingen nicht Tausende dorthin, denen für alle Lebenszeit Musik und Kunst ein Buch mit sieben Siegeln blieb, und die doch Freude an dem Aufenthalt fanden? Und für ihn, den Künstler, sollte es nichts sein! Freilich, er war kein Wagnerianer. Im bewußten Widerspruch zu der Richtung des Fürsten, stellte er Haydn und Mozart als seine Götter hin. Dennoch aber wünschte er sehnlichst, die Wagnerische Kunst und das Bayreuther Leben

kennen zu lernen, zur Erweiterung seines Gesichtskreises und als genußreiche Unterbrechung des sommerklichen Stilllebens. Anstatt dessen saß er hier nun einsam in Hohenstein und grüßte mit seinem Schicksal tiefer denn je.

Eines Tages erfuhr er, daß die Fürstin mit Gräfin Elfriede in Prieborn eingetroffen sei und begab sich hocherfreut dorthin, die Damen zu begrüßen.

Er fand Elfriede am Flügel sitzend, mit leiser Hand sich Parsifal-Motive wiederholend, und völlig versunken in diesen Kultus der Erinnerung. Da schaute sie auf und gewährte ihn.

„Sie sind es Albano! Wie gut, daß Sie kommen, ich habe Ihnen viel zu erzählen! Es ist ein großes Erlebnis, den Parsifal zu sehen und jetzt da es hinter mir liegt, wie ein goldener Traum, wird es mir erst klar, was mir widerfahren ist, nun vermag ich darüber zu sprechen!“

„Sie sind also befriedigt von Ihrer Reise?“ fragte Albano, nicht sonderlich erbaut durch die Wärme ihrer Empfindung.

„Befriedigt? Ach ich war in einem Zauberlande! Jetzt, in der Erinnerung wird es mir zum Eigentum, aber nicht ohne Heimweh und Sehnen!“ Ihre Augen strahlten wie Sterne und warme Perlen glänzten darin. Lachend strich sie sie fort. „O dieser Kagenjammer, bis man sich wieder zurechtgefunden hat in der Alltagswelt.“

„Wie lange waren Sie denn dort?“ fragte er, und sie erzählte von den Vorstellungen, wie reizend sie dort gelebt, ein Festtagsdasein ohne Unterbrechung, im Verein mit Isolde, den Brüdern und der übrigen Gesellschaft. Sie sprach und schilderte, so daß sie

Raum und Zeit und Zuhörer über ihrer Begeisterung vergaß.

„Sie sind also Wagnerianerin geworden!“ schloß er endlich ihren Vortrag mit einem unterdrückten Seufzer.

Else griff voll in die Tasten und spielte das Glaubenstema, das jensehgewisse, wie auf Säulen ruhende, mit dem Paukenwirbel abschließend.

„Ja!“ sagte sie dann.

Albano erhob sich und ging unruhig, zürnend im Zimmer auf und ab. Sie achtete nicht darauf. Unter ihren Händen gestaltete sich weiter zu wunder-vollen Tönen die Erinnerung dieser unvergleichlichen Musik. Die weihewolle Schönheit und Kraft derselben wirkte auch auf ihren Zuhörer besänftigend. Als sie geendet trat er zu ihr.

„Warum spielen Sie nicht weiter, Gräfin? Es ist so wohlthuend, Ihnen zuzuhören.“

„Es ist aber so unvollkommen,“ erwiderte sie gefenkten Blickes. „Es giebt nur einen, der Parsifal auf dem Klavier wiedergeben kann! Und das bin nicht ich!“

„Für mich sind es nur Sie!“ entgegnete er finster. „Wer ist denn dieser Glückliche, Beneidens-werte? Ein Künstler wenigstens?“

„Nein, ein Dilettant! und doch ein Künstler!“

„Also Herr von Hayden vermutlich! War er auch in Bayreuth?“

„Er war auch dort.“

„So!“ Eine Pause entstand.

„Und hat sich denn Graf Egon im Parsifal gut amüßiert?“ forschte Albano weiter. „Er pflegte das Fledermaus- und Bettelstudentengente der Wagnerschen Größe vorzuziehen.“

„Egon kehrt morgen zurück, dann mögen Sie aus seiner Stimmung urteilen, wie ihm zumut ge-wesen ist!“

„Das wäre allerdings ein großes Zeugnis für die Bayreuther Leistungen! Graf Egon in Stim-mung! Und wann kommt der Fürst, dürfen wir auch ihn morgen erwarten?“

„Wo denken Sie hin! Nein, noch sind die Fest-spiele lange nicht zuende und bis zum letzten Tage bleibt mein Bruder dort. Er war entrüstet über unser Fortgehen, — aber meine Mutter blieb uner-bittlich. Ach und für mich war es genug, denn das Gewaltige erdrückt, im Übermaß genossen! In zwei Jahren wieder, hoffentlich! Und Sie müssen dann mitkommen, Albano, ich werde dafür sorgen. Sie werden dann nicht mehr lachen, weder über meinen Enthusiasmus noch über meinen Kagenjammer!“

Am nächsten Tage flüchtete auch Egon in den Ruheshafen der Prieborner Einsamkeit zurück, in seiner Art gleichfalls in „Stimmung,“ hingerissen von der Schönheit des kürzlich Erlebten.

Sehr willkommen war jetzt allen der Besuch der Cousine Clema, die harmlos, neugierig und fröhlich unter ihnen erschien, um sich von Cousine und Bettern über die Bayreuther Erlebnisse erzählen zu lassen.

Etwas lang wurde freilich das rosige Antlitz, als sie erfuhr, daß Waldemar nicht mit heimgekehrt

wäre, vielmehr bis zum Ende der Festspiele in Bay-reuth zu bleiben gedächte und noch fast vierzehn Tage darüber vergehen könnten. So lang war ihr elterlicher Urlaub nicht bemessen. Fatale Sache! Inzwischen aber nahm sie in Ermangelung des älteren Betters bereitwillig mit den Huldigungen des jüngeren vorlieb.

Albano kam wohl täglich von Hohenstein her-über und war in dem kleinen Kreise ein gern ge-sehener Gast. Jetzt stand ihm auch die Geige zur Verfügung, die in Prieborn „wohnte“, und er war glücklich darüber.

Eines Abends, als Else am Flügel saß, bemüht, der Cousine ein Schubertisches Müllerlied einzuüben, die Fürstin sich wohlwollend an dem Unterricht be-teiligte, Egon in einer Sofaede seinen blauen Dampf-ringen nachschaute und träumte, vielleicht von den Bayreuther Blumenmädchen, trat Albano von draußen durch die Glashür herein, eine Notenrolle unter dem Arm.

„Guten Abend!“ Sein Künstlerhut flog in eine Ecke, seine Hand strich aufwühlend durch das Locken-haar, sein Blick überflog die kleine Gesellschaft und sah doch nur sie, seine Muse, die schlankte Else in dem weißen Gewande.

„Albano, da sind Sie, warum waren Sie gestern nicht hier? wo in aller Welt stecken Sie?“

„Haben Sie mich vermisst, Gräfin Else?“

„Solche Fragen thut man nicht, Albano!“ be-lehrte Egon schläfrig aus seiner Sofaede. „Keine Dame der Welt wird anders als mit Nein darauf antworten, noch dazu vor drei bis vier Zeugen. Also blamiert man sich!“

„Ich nicht, Graf Egon; ich will ja gar keine Antwort haben. Gräfin Else soll nur wissen, daß ich mit all meinen Gedanken hier gewesen bin, so daß Sie's gehört haben müßte.“

„Gewiß haben Sie wieder komponiert,“ rief Else, „dann pflegen Sie sich stets so geheimnisvoll auszudrücken.“

Er sah sie an, strahlend vor Glück, daß sie so sicher ihn erraten hatte.

„Ja, Gräfin Else, ein Lied für Sie!“ Er stellte das Notenblatt auf den Flügel und sie las:

„Du gehst dahin, o leuchtender Tag,  
Die Welt wie kalt und trübe,  
Und wie ich verzweifelt suchend mag,  
Mein Lebensatem kein Wogen-schlag,  
Mein Licht und keine Liebe!“

Wie das Sonnengestirn, so gehst Du hin,  
Das die Perser kühnend verehren,  
Und ich schaue bis ich erblindet bin  
Dir nach, o Tageskönigin  
Bis Du sinkst in den blauenden Meeren.“

Und so fort, das ganze Strachwitsche Lied.

„O, die lautere Sonnenanbetung,“ rief die Fürstin, „Albano, das ist ja sehr hübsch erdacht! Nun lassen Sie einmal hören, welche Töne Sie den glühenden Worten verliehen haben!“

Er spielte das Lied und Clema mit ihrer hübschen Stimme sollte es singen. Doch der Versuch mißlang. Sie war befangen, setzte falsch ein, betonierte, Albano geriet in Verzweiflung.

„Ich muß es mir doch erst einüben, vom Blatt finge ich nicht,“ rief Clema ärgerlich und zog sich, ihm den Rücken kehrend, auf den Sofaplatz an Egons Seite zurück.

„Kommen Sie, holdeste Cousine, das ist recht!“ rief dieser, sich lebhaft neben ihr aufrichtend. „Lassen Sie jene schrecklichen Menschen! Wir beide sind keine Künstler und wollen treulich zusammenhalten. Zwei thör'ge Reine, wie die Bayreuther sagen, an denen Hopfen und Malz verloren ist!“

Sie verstand ihn nur halb und lächelte zerstreut.

Albano aber nahm die Geige zur Hand und spielte seine Melodie, weich und schmelzend, wie von menschlicher Stimme gesungen.

„Ihre Komposition ist sehr anmutig, lieber Albano,“ lobte die Fürstin, „es ist Weichheit und Temperament darin und recht geschickte Erfindung. Sie müssen sie dem Fürsten vorspielen, ich denke, er wird Gefallen daran haben!“

„Niemals! Seit er meine beste Komposition für Tingeltangel-Musik erklärt hat, niemals wieder!“

„Weiß denn der Fürst noch immer nicht, daß Sie sich im Geigenspiel ausbilden?“ fragte die Fürstin weiter. „Ihre Begabung ist so groß, sie müßte doch besser gepflegt werden.“

„Nein, wenn Frau Fürstin es ihm nicht mitgeteilt haben? Und ich möchte auch, daß er es nicht erführe, nicht anders, als durch mich selber, wenn ich so weit bin, daß er meine Überlegenheit anerkennen muß! eher nicht!“

„Das werden Sie nie erreichen!“ erhob sich jetzt Clema. „Wie, wenn ich es ihm nun verriete?“

„Dann leugnen wir,“ entgegnete er mit einem Lachen, das nicht sonderlich schmeichelhaft klang.

„Und Sie wollen sich vermessen, meinem Vetter im Geigenspiel überlegen zu sein?“ rief Clema mit erglühenden Wangen. „Ihm, der auf einer Stufe mit Sarasate, — mit Joachim steht!“

Albano wandte sich ab. „O Herrscher Apollo, der Du den Marsyas geschunden,“ murmelte er, „laß nicht ein ähnliches Strafgericht den hier so Gepriesenen ereilen, denn an diesem Frevel ist er unschuldig!“

„Armer geschundener Waldeemar!“ rief Egon lachend.

„Arme Clema vielmehr, wenn er das gehört hätte,“ neckte Elfe. „Laß Dich warnen, wiederhole nie diese Behauptung, wenn er in der Nähe ist! Einen Vortrag bekämst Du sicher mit den unhöflichsten Sticheleien auf blinde Leute, die von der Farbe sprechen!“

„Kinder, Ihr seid unartig,“ rief die Fürstin, die es niemals leiden konnte, wenn ihr schöner Schützling angegriffen wurde. „Höre nicht auf sie, meine süße Clema! Waldeemar wird Dir die Hand dafür küssen, daß Du so liebenswürdig für ihn eingetreten bist. Spielen Sie noch etwas, Albano, Sie sind heute so gut aufgelegt und wir wollen uns nicht um die Stimmung bringen lassen!“

„Ja, gern, wenn Frau Fürstin mir gestatten! ich bin heute durch nichts aus meiner Stimmung zu

bringen und mir ist, als wäre es das letzte Mal für lange Zeit!“

Er spielte weiter mit all dem Feuer, das in seiner Seele glühte, Melobien aus der Zauberflöte, elegant und duftig, und sie lauschten in lautlosem Schweigen. Draußen rauschte der Wind des kühlen Augustabends in den Bäumen, sie hörten es nicht, auch nicht den leichten Hufschlag auf dem Waldbweg vor der Thür, nicht den Schritt, der mit gedämpftem Sporenklang der Glasthür sich näherte und dort innehielt, wie zum Warten, wie zum Lauschen.

Plötzlich sprang eine Saite, Albanos Hand erbebt in tiefem Schreck, die Geige verstummte, wie mit einem Schrei. Die Glasthür sprang auf, Fürst Waldeemar stand auf der Schwelle.

Sein Auge glitt suchend über die Anwesenden hin, unverkennbare Enttäuschung lag in dem Blick. Etwas flüchtig begrüßte er die Damen und nickte seinem Bruder zu. Dann wandte er sich zu Albano. Dieser legte stumm die Geige aus der Hand und richtete sich auf. Ihre Blicke trafen aufeinander.

„Albano — ich höre Dich die Geige spielen, — viel besser als das Klavier, dessen Studium Du Dich gewidmet. Wie ist das möglich? Hast Du etwa hinter meinem Rücken Deine Studien eigenmächtig geändert? — Seit wann geschieht das? Ohne meine Einwilligung — ohne mein Wissen!“ —

„Warum haben Sie mir Ihre Einwilligung verweigert, Fürst! Ich habe Ihnen ja zur Genüge gesagt, daß ich ein Geigenspieler bin und sein will! Warum zwingen Sie mich, eine Art von Musik zu treiben, die mir fremd, die mir zuwider ist! Ein Künstler läßt sich nicht zwingen. So viel sollten Sie wissen von Künstlerschaft!“

„Junge, bist Du wahnsinnig? Solch eine Sprache führst Du gegen mich, der ich —“ er brach ab. Seine Stimme klang heiser, seine schlanken Finger preßten sich um den Knopf der Reitpeitsche, die er noch in der Hand hielt. „Doch nein, ich will Dich an nichts erinnern, was Du Dir nicht selber sagst! Nur den Vorwurf gerade, als hätte ich Deine Künstlerlaufbahn gehindert, indem ich Dich Klavier anstatt Geige spielen ließ, — ich habe Dir doch meine letzten Gründe dafür gesagt —“

„Nein, mein gnädigster Fürst, das haben Sie nicht gethan,“ rief Albano außer sich. „Und ich weiß sie doch, diese Gründe! Weil ich mehr Talent habe, als Sie und Sie meine Überlegenheit fürchten. Weil ich ein Künstler bin und Sie nicht!“

Er hielt inne, erschrocken über seine eigene Frechheit. Des Fürsten Augen flammten, doch nicht im Feuer der Leidenschaft, das heiß im Herzen auflodert, sondern in dem kalten, grausamen Licht verächtlicher Entrüstung. Er hob die Reitpeitsche auf, um sie auf das zornbleiche Antlitz des Jünglings niederfallen zu lassen. Doch besann er sich, ehe das geschähe, ließ die Hand sinken, langsam, und deutete schweigend mit ausgestrecktem Arm nach der Thür.

Zähneknirschend wandte Albano sich fort und stürzte hinaus, die Glasthür fiel klirrend hinter ihm ins Schloß.

Für einige Sekunden herrschte atemlose Stille im Zimmer. Dann trat Waldemar langsam näher.

„Liebe Mutter, wie soll ich mich entschuldigen! Diese häßliche Scene in Deinem Zimmer, in Deiner Gegenwart! es ist unversehentlich!“

„O laß das, mein Sohn! Aber die Scene selber, freilich, war entsetzlich! Mein Gott, wach ein Ende soll das nehmen!“

Waldemar sank in einen Sessel und lehnte die Stirn in die Hand. Eine quälende Stimmung von Ärger, Zorn und Unbehagen beherrschte ihn. Endlich brach Clema das Schweigen.

„Welch ein undankbarer, abscheulicher Mensch —“

„Lassen wir den Undankbarkeitsbegriff von vorn herein aus dem Spiel!“ fuhr Waldemar auf. „Ich habe auf seine Dankbarkeit nicht abonniert, ich habe ihm keine Opfer gebracht, — was hätte er mir zu danken!“

„Er hat Dir viel zu danken, Waldemar!“ entgegnete die Fürstin ernst. „Denn er hat so viel von Dir empfangen, daß es ihm nicht zusteht, darüber zu richten, was Du an ihm versäumt hast!“

„An ihm — versäumt —“ wiederholte Waldemar und die dunkle Farbe stieg zu seiner Stirn empor.

„Ja, Du sprachst es eben selber aus, Du versäumtest, ihm Opfer zu bringen! Das Opfer Deiner Bequemlichkeit! Hier siehst Du das Ergebnis! Du wirfst mir zugeben, daß ich Dir nicht zum ersten Mal meine Ansicht dahin ausgesprochen habe!“

Es dünkte ihn allerdings, als wenn seine Mutter zum ersten Mal im Leben so zu ihm gesprochen hätte. Eine kurze ausdrucksvolle Pause trat ein.

„Verzeih liebe Mutter,“ sagte er endlich, „Dein Vorwurf geht mir ein wenig auf die Nerven!“

„Ich will Dir keine Vorwürfe machen, mein Sohn! Ich möchte Dich nur daran erinnern, daß Du doch nicht ganz ohne Schuld an diesem traurigen Vorfall bist und daß Du dieselbe nicht gut machst, wenn Du ihm jetzt mit Härte begegnest!“

„Mamachen, wir haben uns vor allzugroßer Härte seinerseits nicht zu fürchten,“ warf Egon dazwischen. „Solche Anstrengungen legen wir uns nicht auf! Nicht wahr, mein Alter?“

„Kann sein!“ erwiderte Waldemar ärgerlich. „Aber Eure freundlichen Lektionen verhelfen mir nur leider nicht dazu, diesen fatalen Zwischenfall zu befeitigen.“

„Vielleicht kann Egon ein vernünftiges Wort mit Albano reden, ehe Du ihn zu Dir bescheidest?“ meinte die Fürstin.

„Ich fürchte, das wird nicht viel nützen,“ erwiderte Waldemar. „Eher noch dürfte es Elfen gelingen, ihn zur Vernunft zu bringen! Komm morgen früh nach Hohenstein, Schwesterchen, ich werde dafür sorgen, daß Du ihn antriffst und dann sieh zu, was Du über ihn vermagst! Er mußte mich natürlich um Verzeihung bitten! Wenn er diese Form erfüllt —“

„So können wir ja über den Inhalt zur Tagesordnung übergehen!“ schaltete Egon spottend ein.

„Ja, ich werde kommen!“ sagte Elfriede. „Wenn ich aber nichts weiter erreiche als daß er die Form

erfüllt, so zeige ich mich der Aufgabe nur wenig gewachsen!“

Waldemar fühlte sich außer stande, noch länger über dieses Thema zu verhandeln. Er stand auf und trat ins Freie hinaus. Der Abendwind fuhr rauschend durch die Bäume, der Wald seufzte und erschauerte in der hereinbrechenden Dunkelheit. Die Schwermut des Spätsommerabends überschlich auch Waldemars Herz und die Ungeduld der Enttäuschung erwachte stärker als vorher darin. Er trat in die Thür und rief Elfriede zu sich.

Sie kam, er schlang den Arm um sie und zog sie mit sich fort bis an das Holzgeländer am Seeufer.

„Elfen, wo ist Fjolde? warum ist sie nicht hier?“

Überrascht blickte Elfe ihn an. Sie also war es, die sein enttäuschter Blick gesucht, als er vorhin ins Zimmer trat? Wie sonderbar!

„Hast Du sie hier vermutet?“

„Ja gewiß! Mama wollte sie doch einladen, — es war fest besprochen! Aber wo ist sie, möchte ich wissen?“

„Ja, es war besprochen, aber die Prinzessin Konstantin lud sie ein, mit ihnen nach Helgoland und Norderne zu gehen und nach vielem Hin- und Herchwanken nahm sie es an! Wir konnten sie doch nicht daran hindern!“

„Die Prinzessin — und das hat sie angenommen! Ihr habt es zugegeben?“ warf Waldemar gereizt ein. „Hat sie nicht genug an Mamas Protektion? Was soll dies nun heißen! und warum habe ich das nicht längst erfahren? warum schreibst Du mir es nicht gleich, Kind?“

„Ich glaubte nicht, daß es Dich derartig interessieren würde!“ entgegnete Elfe kühl. Sie verstand ihren Bruder nicht. War er darum früher abgereist von Bayreuth und so plötzlich zuhause eingetroffen, weil er Fjolde hier zu finden hoffte? Und was zog ihn zu ihr? Sie sah ihn an. Sein Blick war in die Ferne gerichtet, zwischen den Augenbrauen saß eine drohende Falte, in den schönen Augen glühte Gewitterzorn. Man konnte sich vor ihm fürchten.

Elfe dachte daran, wie Fjolde einmal in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft erschrocken und bewundernd ihm nachgeblickt: „O, ist das ein Mensch! Er geht über alles hinweg, denn sein Herz bleibt unberührt. Nur Geist und Leidenschaft, — der echte Wagnerianer!“

Die Erinnerung an dieses Wort that ihr weh.

„Es ist kühl, Waldemar, komm hinein,“ sagte sie endlich. Er folgte ihr, doch in der Thür hemmte er unwillkürlich den Schritt. An dem Flügel hatte Clema Platz genommen und blätterte in den Notizen.

Better Waldemar hatte ja noch niemals ihren Gesang gehört, seit sie bei Fjolde Bernhards Unterrecht genommen. Nun mußte er ihn doch bewundern! Freilich, seine Laune war ja heute die denkbar schlechteste. Aber sollte es denn ihrer schönen Stimme, den zärtlichen Liedern nicht gelingen, die bösen Geister zu bannen, wie Davids Harfe einst vor König Saul?

König Saul im gegenwärtigen Falle aber dachte: Dies geht über Menschen Kräfte! Seine Seele war voll zum Überfließen von Bayreuther Musik. Nun

Clemas falsche Töne und geschmacklose Lieder — ja das ging über sein Vermögen.

„Ich will mich empfehlen, liebe Mutter! Habe viel zu thun nach so langer Abwesenheit und meine Gegenwart kann heute überall nur störend wirken!“

„Ich kann es Dir nicht verdenken, mein Liebling! Gott gebe, daß Du morgen wieder eine entwölkte Stirn mitbringen kannst!“

Clema erhielt einen verbindlichen Handkuß und gab darüber die Absicht auf, in Thränen auszubrechen.

Waldemar war fort, aber die Stimmung blieb eine beklommene und früher als sonst trennte man sich.

Unter ihren duftig weißen Vorhängen lag Elfe und schaute wachen Auges in die Dämmerung ihres kleinen Gemaches. Sie halte den Fenstervorhang nicht geschlossen und die hellen Sterne blickten zu ihr herein. Es war tiefe Nacht, kein Laut vernehmbar, als hin und wieder das klagende Seufzen des Windes in den Bäumen draußen.

Da plötzlich, — was war das? Hingen Aolsharfen in den Zweigen, auf denen der Nachtwind seine Lieder sang?

Nein, Geigentöne waren es, ganz nah unter ihrem Fenster, — und sie kannte die Melodie.

„Du gehst dahin und ich schweige nicht mehr,  
Ich lasse die Töne stuten!  
Du wirfst Deine Strahlen hell und hehr  
Auf ein andres Land, auf ein andres Meer,  
Ich aber — will einsam bluten!“

Aufrecht saß Elfe, starren Blickes, klopfenden Herzens und hörte das Ständchen mit an: Die Sonnenanbetung! Was hatte das zu bedeuten? Eine bange Ahnung stürmte auf sie ein.

Sie stand auf, hüllte sich in ein warmes Gewand und trat ans Fenster.

Doch niemand war zu erblicken. Schwarz lagen die Schatten der Dunkelheit unter den Bäumen. Die Geigentöne erstarben mit schmerzlichem Flüstern und verstummten dann. Die Nacht hüllte sich in Schweigen wie zuvor, — und sorgenerfüllten Herzens suchte Elfe ihr Lager wieder auf.

Zeitig am anderen Vormittag trat sie mit ihrem Ponygefährt die Fahrt nach Hohenstein an. Fürst Waldemar empfing sie in der Hausthür und zog sie schnell mit sich in sein Zimmer. Er sprach kein Wort. Ein seltsam verstörter Ausdruck lag auf seinem Gesicht und mit einer gewissen Erregung drückte er die Hand seiner Schwester in der seinigen. Nun schloß er fest hinter ihnen die Thür.

„Elfe — Albano ist in dieser Nacht auf und davon gegangen!“

Erschüttert blickte sie vor sich nieder. „Also wirklich! ich wollte es noch nicht glauben!“

„Hast Du es schon gemerkt?“

„Nein, aber ich hätte es wissen sollen! Er spielte mir auf seiner Geige ein Abschiedslied, nachts um ein Uhr, unter meinem Fenster! Eine Ahnung sagte mir, was das zu bedeuten hätte!“

„Nachts um ein Uhr!“ wiederholte Waldemar.

„Ja, er ist gleich von Prieborn hierhergegangen und hat sich von den notwendigsten Sachen ein Känzchen geschnürt. Als ich nach Hause kam war er schon

fort. Nach den Erkundigungen, die ich eingezogen habe, muß er sich die Nacht hindurch in den Wäldern aufgehalten haben und mit dem Frühzuge nach Berlin gefahren sein. Dieser Zettel wurde mir vorhin von einem Jägerburschen überbracht!“

Elfe las. Er enthielt nur wenige kühle Worte des Dankes und Abschieds „auf Nimmerwiedersehen!“ Und damit hatte der arme verlassene Seiltänzerjunge sich losgesagt von seinem Wohlthäter, der ihn zum gebildeten Menschen, zum Künstler, zu „Seinesgleichen“ erziehen ließ, zerrissen das Band, an welchem jener großmütig ihn gehalten, als streifte er eine Schlinge ab, die der Zufall um ihn geworfen und die ihm lästig zu werden begonnen. Und was wurde nun aus ihm?

Elfe warf einen forschenden Blick auf ihres Bruders Antlitz. Wie war der unantastbare Gleichmut von demselben verschwunden und dem Ausdruck einer qualvollen Empfindung gewichen.

„Waldemar, wie schrecklich ist das! — Ich kann es Dir nachfühlen! Du hast die Verantwortung für sein Schicksal übernommen an jenem traurigen Sterbebett — und mußt es nun machtlos geschehen lassen, daß er vor Deinen Augen in sein Elend geht! Bedauern für ihn und Selbstvorwürfe für Dich! Das ist ein Kummer, den niemand Dir kann tragen helfen!“

„Niemand kann mir helfen, gewiß!“ entgegnete er, „aber ein Verständnis, wie das Deine, Kind, ist unendlich wohlthuen! Woher liest Du mir diesen Gedankengang aus der Seele? Hayden hat ganz recht: „Durch Mitleid wissend,“ das ist der Schlüssel zu Deinem Wesen, mein süßes kleines Schwesterchen!“

„O wie Du nur sprichst, Waldemar! Laß doch das! Sage mir lieber, wirst Du keinen Versuch machen, Albano aufzufinden?“

„Nein, vorläufig gewiß nicht; ich muß Dir sagen, daß diese Flucht seine erste Handlungsweise ist, die mir Sympathie einflößt! Es gefällt mir, daß er die Beleidigung nicht in thatenlosem Zorn auf sich nimmt, sondern meine sogenannten Wohlthaten abschüttelt, wie ein drückendes Joch und dafür Freiheit, Armut und Entbehrung wählt! Es erhebt ihn in meinen Augen und — demütigt mich gewissermaßen!“

„Ich verstehe, was Dir daran gefällt,“ erwiderte Elfe, „aber ich table dennoch seine große Undankbarkeit!“

„Er braucht mir nicht dankbar zu sein!“ rief Waldemar. „Ich habe niemals die Absicht gehabt, auf seine Seele die Last der Dankbarkeit zu wälzen, und seine freien Gefühle darunter verkümmern zu lassen! Sehe ich es nicht handgreiflich, wie unzulänglich meine Wohlthaten waren? Ist nicht mein Verhältnis zu ihm gerichtet durch die Thatsache, daß er hinter meinem Rücken seine Kunststudien treiben konnte, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte? Ich, der Kunstmäcen kat' exochen? O es ist zum Lachen, wenn's nur nicht so traurige Konsequenzen hätte!“ Aufgeregten Schrittes ging er im Zimmer hin und her.

„Armer Junge! Ich habe ihn verwöhnt, verweichlicht, ohne ihm dagegen für des Lebens Stürme den Charakter zu stählen. Und wenn er nun zu

Grunde geht, so steht es nicht mehr in meiner Macht, ihm zu helfen!"

"Ja, leider ist das alles wahr!" sagte Elfriede traurig. "Und doch, Waldemar, ich hoffe, daß er nicht zu Grunde gehen wird! Soviel gefährliche Eigenschaften er auch besitzt, einen Anker hat ihm der liebe Gott dennoch mit für seinen Lebensweg gegeben, das ist sein Gefühl für die Kunst! Er weiß sich ihr verpflichtet, sie ist ihm heilig, sie wird ihn halten!"

Waldemar hemmte den Schritt und sah mit aufmerksamem Blick zu seiner Schwester hin.

"Diese Auffassung ist mir überraschend, Kind! Verzeih, wenn ich von unserm Thema abschweife! — Wenn sich jemand durch die Kunst — ein ganz weltlicher Begriff — über Wasser halten läßt, so glaubst Du auch darin Gottes Hand zu erkennen?"

"Ja gewiß! für mich ist die Kunst kein so ganz „weltlicher“ Begriff! Sie ist unter allen Erdengütern, mit denen Gott unser Dasein verschönt, das edelste und höchste! Wenn sie einen Menschen vor dem moralischen Untergang bewahrt, hat sie dann nicht die herrlichste Aufgabe gelöst? Und kann der so Verrettete sich nicht leichter zu Gott zurückfinden, als einer, der versunken ist in Sünde und Verderben?" Sie hatte die Hände um ihre Kniee gefaltet und blickte mit ihren frommen Kinderaugen nachdenklich aufwärts. „Ich weiß nicht, ob das Trugschlüsse sind, die ich da ziehe,“ setzte sie hinzu, „ich weiß nur, daß meine geliebte Kunst aus Gottes Händen als seine schönste Gnadengabe mir gegeben ist, und es meine Aufgabe sein soll, auch durch sie mich zu Ihm führen zu lassen!"

Waldemar beugte sich zu ihr nieder, faßte ihr süßes Gesicht zwischen seine Hände und küßte sie.

„Der vorbestimmte Gegenstand für Deine holde Weisheit ist uns zwar entflohen, Elfenkind, Deine dankbarste Zuhörerchaft ist Dir aber in mir verblieben! Du solltest heute bei mir bleiben! aus Barmherzigkeit! Die Vereinigung von Einsamkeit, Selbstvorwürfen und sonstigem Katzenjammer ist eine zu widerwärtige Gesellschaft! zerstreue sie durch Deine wohlthuende Gegenwart!"

Else erhob sich. „Und unsere Cousine Clema? Lieber Waldemar, wenn ich ebenso unliebenswürdig gegen sie sein wollte, wie Du, so würde dieser ihr Besuch bei uns wahrscheinlich der letzte sein!"

„Ach Clema! wahrhaftig! ich hatte die Gute vergessen! Wenn sie's aber nicht erfährt, so schadet es weiter nichts! Ubrigens, was sprichst Du denn da? Ich, unliebenswürdig gegen sie? Kein Gedanke daran! Ich bete sie an, bis zu dem Augenblick, wo sie anfängt, Musik zu machen, dann hat's ein Ende und es wäre mir lieb, wenn sie sich das endlich merken wollte! Lege mich ihr zu Füßen! Wenn Du Dich nicht willst halten lassen, so komme ich wahrscheinlich heute abend noch für ein Stündchen, und zwar, um mich zu verabschieden! — Lache mich nicht so entsetzlich spottend aus, mein Schwesterlein! Wenn ich geahnt hätte, welche Widerwärtigkeiten mich hier erwarteten, so wäre ich geblieben — oh — In fernem Land, unnahbar euren Schritten!"

## II.

Im Thüringerwalde. Ein freundliches Dorf in schmaler Thalsohle, an rasch dahinfließendem Bergwasser entlang gestreckt. Einzelne villenartige Häuser an der aufsteigenden Bergwand verstreut, als verlöre sich das Dorf in den aus Tannen und Laubholz gemischten Wald hinein. An einem dieser Häuser in rebenumrankter Veranda, durch deren Blätterdach die Sonnenstrahlen neugierig herabschauten in die grüne Schattendämmerung saß ein Mädchen, vielleicht zwei- oder dreiundzwanzig Jahre alt, hübsch, schlank und kräftig gebaut, blond und blauäugig, eine mühsame Häkelarbeit in den Händen. Diese waren sehr fleißig und nahmen es ungeheuer ernst mit der schwierigen Aufgabe.

Etwas tiefer im Schatten ruhte im bequemen Sessel eine ältliche Dame und strickte und nickte zuweilen dabei.

Auf den Holzstufen aber, die hinab zum Garten führten, lag ein Mann, das aschblonde Haupt in die Hand gestützt und von bläulichen Wolken duftenden Cigaretten dampfes umhüllt. Es war Gebhard Volkmann. Er hielt einen Brief in der Hand und las darin, sehr lange schon. Das junge Mädchen schaute mehrfach ungeduldig zu ihm herüber. Aber noch immer folgten seine gesenkten Augen den schlanken, flüchtigen Buchstaben.

„Lieber, Bester!"

„Warum warst Du doch nicht hier, als ich gestern nach Hause kam? Halb und halb hatte ich ja Dein Versprechen, doch ich mußte das ganze besitzen, um dadurch ganz Deiner habhaft werden zu können! Nun habe ich das Nachsehen und anstatt Deiner empfing mich Ärger und Verdruß, zu deren Schilderung ich brieflich mich nicht aufschwingen kann. Wenn ich Dich wiedersehe, will ich Dir alle erforderlichen Bekenntnisse ablegen, und Deine Strafpredigten dafür in Empfang nehmen. Inzwischen halte ich es hier nicht aus, komme aus Bayreuth und bin einer Nachtur dringend bedürftig. Schon morgen entfliehe ich aufs neue, — in die Alpen, an die See oder wer weiß wohin! Wenn ich aber heimkehre zu den Penaten, dann kommst Du gleich, Gebhard ich fordere es bei den Göttern, die unsere Freundschaft schützen, und werde Dir rechtzeitig telegraphieren!"

Sitzest Du noch immer Deiner hübschen, blonden Cousine gegenüber? So lege mich ihr zu Füßen und schaue nicht zu tief in ihre blauen Augen hinein. Erinnere sie vielmehr nochmals daran, sich über der Stirn die Haare abzuschneiden und denselben die wellenförmige Schönheitslinie zu verleihen. Meine Schwester fragt sehnsuchtsvoll nach Dir, liebster Freund, und grüßt Dich mit mir tausendmal

Waldemar."

Gebhard ließ die Hand sinken und schaute zu dem golddurchwobenen Blätterdach empor. Ein unhörbarer Seufzer hob seine Brust.

„Nun, Gebhard, hast Du den Brief auswendig gelernt?“ Die „hübsche blonde Cousine“ fragte es in leicht gereiztem Tone. Bei dem klaren festen Klang der Stimme schrak die alte Dame aus der leichten Schlämmeranwandlung auf, ließ einen verstoßenen Blick über Sohn und Nichte hingleiten, als befürchtete sie, auf einer Unvollkommenheit ertappt zu werden und setzte ihre Stricknadeln in eifrige, leise knitternde Thätigkeit.

„Was schreibst Dir denn Dein vielgeliebter Fürst?“ fragte Hedwig Volkmann wieder, da sie keine Antwort erhielt.

„Biel! Unter anderm läßt er sich Dir zu Füßen legen!“

„Wenn er sich doch nur nicht anstrengen wollte! Ich bin nicht empfänglich für dergleichen gymnastische Übungen! Hat er das wirklich geschrieben?“

„Gewiß! meiner hübschen blonden Cousine! Das bist doch Du, Hedwig?“

„Das glaub ich nicht! Ist es wirklich wahr? Laß einmal sehen!“

„Ja, sieh zu! Es ist zwar Indiskretion, aber er würde sicher nichts dagegen haben!“

Hedwig nahm den Brief und mit wachsendem Unwillen blieb ihr Auge auf den Schlußzeilen haften. Endlich flog der Brief zerknittert seinem Eigentümer wieder zu. „Abscheulich! Was geht's ihn an, — was kümmert ihn mein Haar und meine Stirn! Eingebildeter exaltierter Mensch! Wenn er wüßte, wie gleichgültig er mir ist, er würde die Mühe scheuen, sich so eingehend mit meiner unbedeutenden Person zu beschäftigen! Er würde seine tausend Grüße für sich behalten, mit denen seine Schwester Dich ja ganz besonders innig zu überschütten scheint!“

„Vielleicht fühlt er Deine grenzenlose Geringschätzung und darum gerade!“ gab Gebhard lachend zurück. „Er ist nicht eitel und jeder Widerspruch reizt ihn! Vielleicht will er Dich zum Zweikampf herausfordern, um Deine Abneigung zu überwinden!“

„Keine Danaidenarbeit könnte vergeblicher sein!“ erwiderte sie herb.

„Aber Hedwig! sag doch, was hat er Dir gethan, der arme Mensch?“

„Ich begreife Dich nicht, Gebhard! Du bist Dir doch sonst Deines Wertes voll bewußt! Siehst Du es denn nicht, wie er auch Dich behandelt? Sobald es seiner Laune beliebt, sollst Du dastehen und ihn erwarten! Glaube mir, er nußt Dich mit Deiner liebenswürdigen Bereitwilligkeit aus und wenn ihm Deine Freundschaft einmal lästig wird, schüttelt er die Fesseln ab und verleugnet Dich!“

Gebhard erhob sich lebhaft. „Du weißt nicht, was Du sprichst, Cousinchen! Deine schwarzen Phrophezeihungen sind sehr unbegründet. Ich kenne Hohenstein und weiß, was ich an ihm habe! Und von der Gesinnung der ganzen Familie, namentlich seiner Schwester, dieses entzückenden Kindes, sehe ich täglich die sprechendsten Beweise! da ist mein Glaube unerschütterlich!“ Er hielt inne, warf seine Cigarre fort und blickte gedankenvoll in die sonnige Waldlandschaft hinaus. So sah er nicht, wie das Mädchen

zuckte bei seinen letzten Worten und die Farbe auf ihrem Antlitz sich veränderte. Er steckte den verletzerten Brief zu sich, ging langsam die Treppe hinab und schlenderte, beide Hände in den Taschen, in den schattigen Wald hinein.

Hedwig aber legte ihre Häkelei zusammen und ihre Hände zitterten dabei. Die Nadeln in dem Strickstrumpf der Frau Professorin hörten gleichfalls zu knistern auf und die fleißige Rechte schob die Brille auf die Höhe der Stirn.

„Hedwig!“ Es klang so viel mütterliche Liebe, Sorge und Bangigkeit aus dem Ton, daß dem Mädchen das Herz weich wurde. Sie trat zu ihr, lehnte den Kopf an die Schulter der Mutter und ließ es geschehen, daß eine Thräne nach der andern, klar und hell hernieder rollte auf den Kleiderärmel der alten Dame.

„Hedwig, mein Kind, wir müssen ihn befreien aus den Schlingen dieser herzlosen Fürstenfamilie! Sie verderben ihn uns ganz und gar!“

„Es ist schon zu spät!“ rief Hedwig erstikten Tones. „Er liebt sie, diese Elfe, dies siebzehnjährige Ding! Er scheut sich ja nicht, es auszusprechen bei jeder Gelegenheit!“

„O, das glaube ich nicht! es wäre ja unerhört! Aber sei ruhig, wir werden das erfahren! Ich will ein ernstes Wort mit ihm sprechen, wozu bin ich denn seine Mutter!“ Sie drückte einen recht mütterlichen Kuß auf den blonden glänzenden Scheitel.

Hedwig Volkmann war Waise, die einzige Tochter eines weiland sehr wohlhabenden Fabrikherrn, Besizerin eines ansehnlichen Vermögens, unter andern auch dieses hübschen Hauses, in welchem die Frau Professorin, nach erspriesslicher Übereinkunft mit der Nichte, als Ehrendame derselben, ihre Sommer zu verleben pflegte. Was Wunder, wenn es ihr thöricht und sündhaft erschien, daß ihr Sohn, anstatt diese vortreffliche Cousine zu wählen, eine Neigung zu der fremden jungen Fürstentochter gefaßt haben konnte!

Es unterlag keinem Zweifel, der Verkehr bei Hohensteins wirkte verderblich auf ihn und mußte abgebrochen werden. Diese Fürstin, zu der er mit grenzenloser Verehrung aufblickte, mochte ja gewiß eine ganz liebenswürdige Dame sein, doch überspannt und anders, wie gewöhnliche Menschen, sicherlich! Und nun vollends die „Elfe“, die er anbetete, welch ein gebrechliches und verwöhntes Wesen mußte sie sein, kaum mit den Füßen auf wirklichem Boden stehend. Nein, das durfte nicht geschehen! So konnte doch der Herzenswunsch ihres Lebens nicht scheitern, und das Glück ihres Pflegekindes, das ihr so ganz wie von Gott für ihren Sohn geschaffen schien!

Hedwig war ins Haus gegangen, den Kaffee zu bereiten, und die beiden Frauen genossen den vorzüglichen Trank mit großem Behagen, das einzig getrübt ward durch den Arger über Gebhard's langes Fortbleiben. Endlich riet die Professorin der Nichte, gleichfalls einen Spaziergang zu unternehmen, sie würde ihn wohl treffen.

Das geschah. Mit Strohhut und Sonnenschirm bewaffnet, trat Hedwig den Auszug an, die Tante aber wandelte langsam den Pfad zwischen den Teppich-



beeten auf und ab und seufzte zuweilen recht ungeduldig.

Hedwig war nach rechts gegangen. Von links her aber fiel alsbald ein Schatten in das sonnige Gärtchen, und Gebhard stand vor seiner Mutter.

„Bist Du Hedwig nicht begegnet?“

„Nein!“

„Nun lieber Sohn, nimm mir nicht übel, Du benimmst Dich ein wenig zu sonderbar! So bleib doch für immer bei Deinen vornehmen Freunden, wenn Deine Mutter und Cousine Dir nicht mehr gut genug sind zum Verkehr!“

Gebhard zog die Augenbrauen in die Höhe und lächelte. Es war ein warmes, gutes Lächeln und seine Mutter sah ihn an, und — wie hätte sie ihm wohl zürnen können?

Er zog ihren Arm durch den seinen und ging mit ihr auf und ab, und war froh, mit ihr allein zu sein, froh, daß die Cousine, ihn zu suchen, einen falschen Weg eingeschlagen hatte.

Die Frau Professorin aber konnte sich nicht beruhigen und sprach ihrem Sohne ins Gewissen wegen seiner Liebe zu Else Hohenstein, und seiner Unliebe zu Hedwig Volkmann.

Er verteidigte sich sanft und klar, so gut er konnte, doch natürlich wurde ihm nur halb geglaubt.

„Und wenn's wirklich wahr ist, daß Du die Comtesse nicht liebst, was Gott verhüten wolle, so sollte es Dir doch um so leichter werden, den Verkehr dort abzubrechen, da er Hedwig schwer ist! Du bist ihr diese kleine Rücksicht schuldig, da —“ die gute Dame zerdrückte eine Thräne in ihrem rechten, dann im linken Auge, „da Du wohl weißt, daß sie einzig Dein Bild im Herzen trägt!“

„Das will ich ihr nicht wünschen,“ entgegnete Gebhard unbehaglich, „denn ich trage außer dem ihren noch viele Bilder in dem meinigen! Ich habe die gute Hedwig sehr gern, aber solche Opfer kann ich ihr nicht bringen!“

Die Mutter sah ein, daß sie ihre Verlobungswünsche heute für sich behalten mußte, da ihr Sohn nicht in der Stimmung war, sie geduldig anzuhören.

Ach, er konnte ihr ja nicht sagen, daß wenn es auch nicht Elfriede war, die er liebte, so doch eine andere, die ihm in diesem Kreise von Sonntagskindern entgegengetreten war, eine andere, die dort hineingehörte, wie die Blume in den Kranz, und deren Bild ihn umschwebte wie ein Traum aus einer sonnigeren, schöneren Welt, einer Welt aber, deren Schönheit und Sonnenschein seine Mutter nicht schätzen, nicht begreifen konnte!

Die dunklen Andeutungen in Waldemars Brief erweckten in seiner Seele ungewisse Sorgen und Unruhen und legten sich lastend darauf mit Zentnerschwere.

Er beschloß morgen nach Berlin zu reisen, Harald aufzusuchen und ihn nach Haldes Aufenthalt zu fragen.

Als er mit diesem Entschluß ins Klare gekommen, wurde er ruhiger.

Endlich nahte sich von rechts her zwischen den Tannenstämmen eine helle luftwandelnde Gestalt.

Doch als sie näher kam, sah sie mehr empört als belustigt aus, das Gesicht gerötet, und die Mundwinkel gesenkt. Gebhard ging ihr entgegen, ein befreudigter Blick seiner Mutter folgte ihm. Er sprach ihr sein lebhaftes Bedauern aus, sie auf dem Spaziergang verfehlt zu haben, worauf sie etwas kühl erwiderte, die Einsamkeit gerade sei ihr erwünscht gewesen. Dennoch aber berührte seine Versicherung sie angenehm und ihr Mund lächelte wieder. Sie erzählte, daß sie ihm den Kaffee warm gestellt hätte und er meinte, eine solche Vergünstigung des Schicksals nicht verdient zu haben. Endlich saßen sie wieder auf der Veranda beisammen und sie überreichte ihm die Tasse mit dem für ihn gewärmten, erfreulich dampfenden Getränk, dann den Zucker, dann die Sahne und jedesmal streifte sein Blick diese milde gabenspendende Hand. Sie war etwas breit und leicht gerötet, die Finger stumpf, die Nägel kurz. Er dachte an das Priebrorner Gartenzimmer, an den Theetisch der Fürstin, an die schlanken Elfenhände, die ihm dort den duftenden Trank bereitet und gereicht. Und ein Lächeln ging über seine Augen. Verloren, — ja die Mutter hatte recht, unwiederbringlich verdorben war er für die trodene Prosa, die ihrer Gewohnheit und Anschauungsweise entsprach. Was sollte er von Haldes ihr sagen? sie konnte weder ihn noch sie verstehen!

„Ich habe heute Nachrichten erhalten, die mich veranlassen, für einige Tage nach Berlin zu gehen!“ sagte er plötzlich, indem er sich die Cigarre anzündete. „Morgen schon denke ich zu reisen!“

„Nach Berlin? Was willst Du da?“ fragten sie beide zugleich.

„Nun, Berlin ist mir doch kein so fremder Ort! Meine Wohnung und Berufsthätigkeit, alle Bedingungen meiner Existenz befinden sich dort; ich weiß nicht, was Euch so in Erstaunen setzt!“

„Entschuldige!“ Hedwig hob kühl das Haupt empor. „Deine Berufsthätigkeit kann Dich während der Universitätsferien unmöglich nach Berlin führen! Im übrigen ist es mir gewiß gleichgültig, wohin und weshalb Du reise! Ich bebaure nur, daß Dein Besuch dadurch so schnell zuende geht!“

„Du bist sehr gütig, liebe Hedwig! Gewiß bliebe ich am liebsten hier, aber meinst Du nicht, daß es auch außerhalb der Berufsthätigkeit Pflichten geben kann, die einen bestimmenden Druck auf uns ausüben?“

„Wo eine Pflicht Dich ruft, werde ich stets die erste sein, zu ihrer Erfüllung Dich anzuspornen!“ erwiderte Hedwig, und ihre ganze Persönlichkeit hob sich im Vollbewußtsein ihrer Würde und makellosen Vortrefflichkeit.

### III.

Die Nordsee warf ihre großen majestätischen Wellen auf den Strand von Sylt und der Sturmwind sang sein wildestes Lied dazu. Die Möven flatterten in Scharen darüber hin, tauchten in den

Wogen unter und stiegen wieder empor. Die Badegäste am Strande schauten ihnen nach und warfen Brotkrumen in die Luft, die sie gewandt mit ihren spitzen Schnäbeln auffingen. Sie gewöhnten sich an der Menschen Nähe, die scheuen Sturmvoegel. Das schützende Meer ist ihnen ja so nah, es ist ja so hehr und gewaltig, es muß auch den Menschen Scheu und Ehrfurcht einflößen.

Immer höher geht die See, je mehr die Flut steigt. Ein kleines Segelboot legte eben an der Landungsbrücke an. Es war die höchste Zeit, denn schon werden die Wogen gefährlich, totbringend für solch ein federleichtes Fahrzeug.

In dem Boot stand Waldemar Hohenstein. Hier war er her gestücht, um seine „Nachkur“ zu halten, sprach und sah keinen Menschen, lag im Dünenande, schwamm und segelte ins Meer hinaus und fand in dem Brüllen der See die einzige Musik, die jetzt ganz wohlthuend auf seine erregten Nerven wirkte.

Er kehrte von einer waghalsigen Fahrt zurück und stand noch im Boote, mit der Hand sich an der Segelstange haltend. Eine weiße Planelljackete trug er, ein flatterndes Halstuch und einen breitkrämpigen, weißen Filzhut, unter dem das zarte, vom Seewind gebräunte Antlitz mit den träumerischen Künstleraugen wie ein Märchenbild hervorschaute.

Ein wildfremder Mann, den er oft mit Staffelei und Malerschirm in den Dünen angetroffen, trat auf der Brücke bis an den Rand seines Bootes vor ihn hin, den Hut in der Hand.

„Verzeihen Sie, mein Herr, wer immer Sie auch sein mögen, meine zudringliche Dreistigkeit! Verurteilen Sie mich, so schwer sie wollen, nur erfüllen Sie mir die Bitte ein paar Minuten so stehen zu bleiben, bis ich Sie — in meinem Skizzenbuch“ — schon saß der Künstlerhut wieder auf dem langen schlichten Haar, mit dem der Sturmwind sein wüstes Spiel trieb, und Auge, Hand und Pinsel arbeiteten mit fieberhafter Hast. „So lange Sie hier sind, sahnde ich bereits auf Sie; diese Erscheinung mir entgehen zu lassen — verzeihen Sie — das ging über meine Kräfte. O mein Gönner — lachen Sie nicht — bitte die Hand nicht sinken lassen — so —“

Waldemar ließ ihn lachend gewähren. Endlich aber ging seine Geduld zu Ende.

„Freund in Apoll, wer immer Sie auch sein mögen, ich kann jetzt nicht länger so stehen! Mein Angesicht stelle ich Ihnen auch ferner zur Verfügung, doch jetzt bitte ich um Waffenstillstand!“

„Oh, einen Augenblick noch — ich stehe Sie an! So — danke — gleich! — Ich bin fertig! Mein Dank aber ist unerschöpflich für Ihre Güte und Langmut!“ Der Maler zog den Hut und sprach einen Namen aus von bestem Klange in der Künstlerwelt. Waldemar war angenehm überrascht und nannte sofort auch den seinen. Schnell bekannt geworden gingen sie zusammen den Häusern von Westerland zu.

Am anderen Morgen suchten die kleinen, scharfen Maleraugen emsig unter der Menschenmenge den weißen Filzhut. Der Künstler hatte seine Skizze kopiert in sorgfältigster Ausführung und zeigte sie ihm. Waldemar, obschon die Eitelkeit weit hinter

ihm lag wie eine Kinderthorheit, war ein geschulter Kenner der Schönheit in jeglicher Gestalt und er sah mit Wohlgefallen, welch ein schönes Bild das war.

„Kopieren Sie dieses Blatt für mich, Herr Professor! Ich kenne den Wert, den jeder Ihrer Pinselstriche in sich schließt, in der Idee sowohl als in der harten Wirklichkeit, und ich will ihn mit Freuden anerkennen! Ich muß dieses Bild besitzen, ich will es dem Mädchen, das ich liebe, zum Angebinde geben! Können Sie mir das verdienen?“

„Mein mein Fürst, das sei ferne von mir! Dem Mädchen, das Sie lieben! Die Glückliche — mögen die Götter ihr gnädig sein! Hier nehmen Sie das Bild, mir ist es unverloren, und Ihnen danke ich für die Freude, die mir durch Ihre Bekanntschaft zuteil ward!“

Das Mädchen, das er liebte, stand auf einer anderen dieser kleinen Nordseeinseln und blickte in die heranrollenden Wogen, wie sie kamen und ihre Schaumkronen auf den Sand hinwarfen und zurück sich stürzten in die große Unendlichkeit, — zerflossen, zerronnen, um anderen Platz zu machen, die stolz auftrauschend über ihren Häuptern dahinzogen.

Fjolde Bernharði saß in ihrem Strandkorb im Sande und blickte stumm auf die schäumende, brausende, unendliche Weite. Die Sonne stand darüber und die weißen Schaumkronen leuchteten durchsichtig, von Diamanten überlät.

„Ist der Anblick nicht schön, Fräulein Fjolde? Warum sehen Sie so traurig aus?“ Gebhard Volkmann fragte sie das. Er hatte ihre Spur gefunden und war ihr gefolgt. Sie war hier in Begleitung der Prinzessin Konstantin, die ihre Hofdame beurlaubt hatte. Da der Prinz in den nächsten Tagen aufbrechen mußte, um den Kaiser ins Manöver zu begleiten und die Prinzessin während der Zeit ihre eigenen Verwandten zu besuchen gedachte, so nahte der Meeresaufenthalt sich auch für Fjolde seinem Ende.

Ja, der Anblick war schön und doch machte er sie traurig. Es klang ihr fortwährend, als trüge der Wind ihr eine Melodie zu über das weite Meer, von einer Geige gesungen:

„Mein irisch stind, wo weilest Du?“

Ach, wo weilte er mit seiner Geige? Wußten denn Wind und Wellen nichts von ihm zu erzählen? Wußte niemand, wo er geblieben? Sie war von ihm geschieden auf dem Bahnhof in Bayreuth mit einem Händedruck und einem Blick, und dann hatte sie nichts mehr von ihm gehört.

Eines Tages begegnete sie Gebhard Volkmann am Strande und sein Anblick traf sie mit überwältigender Freude. Sie glaubte, Waldemar müßte mit ihm sein. Aber er war es nicht und Gebhard wußte nichts von ihm, als daß er nach Hohenstein gekommen und gleich wieder abgereist wäre, nicht wohin, noch für wie lange — nichts.

Die hohen Herrschaften, deren Gast Fjolde war, kannten Gebhard, der Prinz hatte ihn gern und so kam es, daß er viel in ihrer Gesellschaft war.

„Warum sehen Sie so traurig aus?“ fragte er, als er jetzt zu ihr trat.

„O, ich bin nicht traurig, ich habe eine Freude gehabt und Sie sollen daran teilnehmen! Einen Brief von Gräfin Else und Sie können ihn sogar lesen!“

Er setzte sich zu ihr und las. Sie erzählte darin, was ihm Waldemar dunkel angedeutet und er war sichtlich erleichtert, das Rätsel gelöst zu sehen. Er sprach mit Iolde darüber und sie beide beklagten das Vorkommnis sehr in Albanos Interesse, den sie tabelten und bedauerten.

„Und auch Gräfin Else weiß nicht, wo Waldemar geblieben ist,“ setzte Gebhard hinzu. „Sein Schloß kann abbrennen, die Wälder dazu und niemand ist instande, ihn davon in Kenntniss zu setzen! Er treibt wirklich die Romantik ein wenig weit, der gute Junge!“

Iolde schwieg und wandte den Blick von ihm fort. Wie kam er dazu, Waldemar zu tabeln? Sie wollte ihm nicht das Recht einräumen und ging auf seine Äußerungen nicht ein.

Gebhard bemerkte ihre Bewegung.

„Wie lange bleiben Sie noch hier?“ fragte er nach einer Pause.

„So lange wie die Prinzessin, drei oder vier Tage. Dann gehe ich nach Hamburg, um dort in einem Konzert zu singen!“

„Also wirklich! Die Frau Prinzessin erzählte mir davon, doch hoffte ich, es würde noch etwas dazwischen kommen!“

„Weshalb? das wäre sehr bedauerlich! Sie wissen ja, daß meine Kunst mir helfen muß, gegen die Not des Lebens anzukämpfen! Meine Mutter ist zu ihrer Stärkung in ein Bad gegangen und wie soll ich das für sie ermöglichen, wenn die Kunst da nicht hilft?“

„Wo werden Sie denn wohnen in Hamburg?“ fragte Gebhard.

„Eine Dame, Frau Konsul Dorving, hat mich eingeladen, ihr Gast zu sein. Ich kenne sie nicht, habe aber viel von ihr gehört als einer gütigen und kunstliebenden Frau!“

„Und Sie kennen sie nicht einmal?“ rief Gebhard besorgt und erzürnt.

„Ja, was thut das? Wir können uns doch auf Konzertreisen unmöglich darauf versteifen, nur bei Bekannten wohnen zu wollen! Das ist so Künstlerlos! Wenn dann eben nur das Konzert so ausfällt, daß wir als Künstler befriedigt sein dürfen! Wollen Sie nicht hinkommen, Herr Doktor, es zu hören?“

„Nein,“ erwiderte er schroff. „Das heißt, ich werde mit Ihrer Erlaubnis Sie bis nach Hamburg begleiten und zusehen, ob Ihre Frau Konsul Ihnen ein Unterkommen bietet, das Ihrer würdig ist. Wenn ich darüber beruhigt sein kann, reise ich ab. Das Konzert will ich nicht hören!“

Sie lachte. „Ist das nun wohl die Sprache eines hochgebildeten und lebenswürdigen Mannes, der Interesse nimmt an allem, was schön und erfreulich ist?“

„Gewiß nicht! nein!“ unterbrach er sie. „Aber es ist mir ein verhaßter Gedanke, daß Sie Ihre Stimme und Ihre Kräfte für Geld preisgeben! Wenn es nach mir ginge, so bekäme man Sie nie, nie wieder in der Öffentlichkeit zu sehen oder zu hören!“

Und wieder dachte Iolde an Waldemar, der alles daran setzen wollte, sie auf der Bühne zu sehen. Ja, für ihn war und blieb sie eben die Künstlerin, nicht wie für diesen hier das Mädchen mit dem liebeheißigen, leidbereiten Herzen. Wo war er nur und warum kümmerte er sich so gar nicht um sie. Waren die seligen Stunden in Bayreuth denn nur ein Traum gewesen, der verklungen war mit den Tönen der Musik im Festspielhause?

Sie stand auf um den Heimweg anzutreten. Gebhard begleitete sie schweigend. Er fühlte, daß ihre Gedanken fortwanderten aus seiner Nähe und er sie nicht zurückzurufen vermochte.

Vor der Villa, welche die Herrschaften bewohnten, saß der Prinz unter einem grünrankenden Blätterdach und rauchte. Bei Ioldes Anblick erhob er sich und kam ihr einige Schritte entgegen.

„Fräulein Iolde, es ist ein eingeschriebenes Paket aus Westerland für Sie angekommen. Ich bekenne mich als Fälscher, indem ich es für Sie annehme und unterschrieb. Hoffentlich zeigen Sie mich nicht an! Es liegt auf Ihrem Zimmer.“

Sie dankte schnell und ging ins Haus, während die Herren zusammen stehen blieben. Oben auf ihrem Zimmer löste Iolde die Schnüre von dem großen flachen Paket, und nahm ein Bild heraus. Es war jene fein ausgeführte Skizze: Waldemar in dem Segelboot stehend, die Hand am Mast, mit dem weißen Filzhut und der weißen Jacke, dem flatternden Halstuch und dem wettergebräunten, wunderschönen Künstlergesicht.

„Frisch weht der Wind der Heimat zu,  
Mein irisch Kind, wo weilest Du?“

Die Noten des Seemannsliedes waren schräg in einer Ecke an den Rand geschrieben. Es war ihr, als hörte sie seine Geige dazu singen.

In die Kniee sank sie in anbetender Wonne vor diesem Schatz, den die Muses und Grazien, so schien es, ihr in den Schoß geworfen. Langsam rieselten ihre Thränen über die Wangen herab, während sie verklärten Blickes aufschaute zu dem strahlenden Angesicht, dessen berückendem Zauber sie ihre Seele zu eigen gegeben. —

In den Dünen auf Sylt lag Waldemar lang hingestreckt im Sande, die Hände unter dem Haupt gefaltet und schaute in den Himmel hinauf. Über ihn hin zog der Meeressturm, der salzige, herzerfrischende, und über sein Herz zogen Wolken und Sonnenschein.

Endlich des unruhigen Träumens müde, richtete er sich auf, stützte den Kopf in die Hand und zog aus der Tasche seines weißen Rockes eine Zeitung.

„Werfen wir einmal wieder einen Blick in die Welt der Civilisation, ob sie eine Überraschung für uns übrig hat!“ Er drückte den weichen Filzhut tiefer über die Augen und diese wanderten langsam, teilnahmslos die langen Spalten auf und nieder. Plötzlich fuhr er zusammen, Müdigkeit und Traum waren verflogen, Purpurglut stieg zu seinen Schläfen auf. Was hatte er gelesen?

Ein Konzert in Hamburg, — Klavierspiel, Geige, — allerlei gleichgültige Sachen. Dann aber Schu-

mannsche Lieder, drei, vier, zuletzt der „Liebestod“ aus Tristan und Isolde, gesungen von Fräulein Isolde Bernharbi aus Berlin.

Einen Blick warf er auf Tag und Stunde des Konzertes, einen zweiten auf seine Uhr.

„Wenn das Dampfschiff noch nicht fort ist, — der Schnellzug morgen früh —“

Er stand aufrecht auf der Düne, den Hut in der Hand. Der Wind strich wühlend durch sein dunkles Haar. Einen Abschiedsblick auf die See, die geliebte, die in grünlich blauen Wogen da unten zu seinen Füßen schäumte und brüllte.

„Thalassa, Du Herrliche, ich habe genug gehört von Deiner Götterstimme! Mich dürstet wieder nach Musik, nach holder, süßer und nach ihren Augen, nach ihrer Liebe.“

„Irische Maid -- Du wilde -- minnige Maid!“

Er wandte sich rasch und ging.

Dampfschiff und Dampfroß thaten ihre Schuldigkeit, er traf rechtzeitig in Hamburg ein.

Der Konzertsaal war überfüllt, doch hatte er noch einen guten Platz in vorderster Reihe erhalten, in seiner Nähe einen Pfeiler, hinter den er sich verbergen konnte, wenn er wollte.

Eine vorzügliche Pianistin ließ sich hören, und ein nicht minder begabter Violinist. Doch Walbemar hatte für beide nur eine ägende Kritik, denn ihre Vorträge steigerten seine Ungebuld.

Endlich, an dem Arme eines fremden Mannes betrat Isolde die Stufen, in einem schlichten weißen Kleide, um den Hals ein Spitzenstück geschlungen, das die kleine funkelnde Leyer dort zusammenhielt, eine blaßgelbe Rose an der Brust. Sie sah entzückend aus. Und nun begann sie zu singen.

„Es war als hätte der Himmel  
Die Erde still geküßt.“

Wie ein Gebet klang es, feierlich, duftig. Gleichsam auf Engelsfüßen emporgetragen bis zur ewigen Heimat hin, fühlte sich die Seele des andachtsvoll lauschenden Zuhörers, in der wunderbaren „Mondnacht“, die der Gesang dort vor dem Auge und Herzen erschuf.

„Rein wie ein Engel ist Deine Seele, Du holdes Geschöpf, wenn Du so singen kannst!“ dachte Walbemar und schwer ward ihm das Herz in der Brust.

Das Konzert nahte sich dem Ende, die letzte Nummer begann, Isolde Bernharbi sang „Isoldes Liebestod.“ War das dieselbe Sängerin, die so eben erst Schumanns Mondnacht hingehaucht, klar und rein wie einen Mondenstrahl? Gewaltig entfaltete sich ihre herrliche Stimme jetzt, mit ihrem Glanz den hohen, weiten Raum durchflutend, mit einer anwachsenden Fülle der Leidenschaft, die sie forttrieb zu höchstem ekstatischem Jubel.

„In des Weltatems wehendem All  
Ertrinken — Versinken —  
Unbewußt — höchste Lust!“ —

Walbemar war aufgesprungen, wie fortgerissen. Es war ihm, als müßten die Menschen ihn ansehen auf dieses Wunderbare hin, das sie eben vernommen, auf den Zusammenhang, in welchem er damit stand.

Vollendeter hatte er dieses niemals gehört, auch in Bayreuth nicht, und die Erkenntnis ergriff ihn überwältigend, welche Wandlungen die Künstlerseele dieses Mädchens durchlebt haben mußte, und daß sie in dem einen Jahr, seit er sie kannte, zu dieser Höhe und Reife gelangen konnte. Und welchen Anteil mochte er selber daran haben, indem er ihr unberührtes Herz die Leidenschaft kennen gelehrt?

Er schrak aus diesem rasch aufwirbelnden Sturm von Gedanken empor, da die Musik verstummte und ein jubelnder Beifall das Haus erschütterte. Isolde dankte durch die anmutige tiefe Neigung ihres feinen Köpfchens, die ihr so einzig ähnlich sah, noch einmal — und wieder — dann legte sie ihre Hand abermals auf jenen fremden Künstlerarm, und ließ sich fortführen, die Stufen hinab einer Ausgangsthüre zu. Walbemar drängte eilig nach. Er sah, wie eine kleine starke Dame im grauen Seidenkleide ihr einen weißen Shawl um die Schultern legte, dann verschwand sie. Nur die graue Schleppe behielt er noch im Auge als Wegweiser in dem Gewühl. Bald hatte er die Thür gewonnen. In dem Nebenraum stand Isolde, umringt von einer Schar, natürlich Herren, Künstler von mehr oder minder Vertrauen erweckendem Ansehen, die sich um ein Wort, einen Blick von ihr bemühten. Neben ihr die alte Dame im grauen Moirékleide, das hochgetürmte weiß gepuderte Haar von Diamanten glimmernd, mit strahlendem Lächeln ihren Eigentumsanspruch an Isolde kundthuend.

Rasch, mit scharf gereizter Entschlossenheit durchteilter Walbemar das Gedränge, und wie aus der Erde gewachsen stand er vor Isolde, sich fremd und höflich verneigend.

Kein Laut, keine Bewegung verriet ihre tödliche Überraschung. Wie eine Bildsäule stand sie da und starrte ihn an. Vielleicht sahen's die Umstehenden nicht bei dem ungewiß flackernden Schein der Gasflammen, wie blaß sie geworden war.

„Wohin darf ich Sie geleiten, Fräulein Bernharbi?“ fragte er kurz und bestimmt. Er schien es für selbstverständlich anzusehen, daß sie sofort, und mit ihm diesen Kreis verlassen würde.

Isolde gewann ihre Fassung wieder.

„Ich stehe unter dem gütigen Schutz der Frau Konsul Dorving! Gestatten Sie, gnädige Frau, daß ich Ihnen den Fürsten Hohenstein vorstelle!“

Seine Verbeugung hatte etwas Hochmütiges, sein Blick auf die alte Dame etwas Abweisendes. Als sie aber dann Isoldes Arm ergriff, mit der Versicherung, sie müßte ihr liebes Pflegetöchterchen jetzt nach der Anstrengung, dem „echauffement“ ins warme Zimmer und zur Ruhe bringen, da erkannte er, daß ihre Gunst zunächst der Wall wäre, den er zu erstürmen hätte, um sich Isoldes Nähe zu sichern. Sehr verbindlich bot er ihr seine Dienste an, ihren Mantel, den Wagen — alles wollte er herbeischaffen. Sie dankte bestens, der Bediente stand schon lange da, die Mäntel über dem Arm. So blieb ihm nichts übrig, als Isolde einzuhüllen und der Frau Konsul den Arm zu reichen für den Weg über Flure und Treppen bis zum Wagen hin, und zähneknirschend

zu dulden, daß einer der schwarzlockigen Kunstjünger mit Hsolbe ihnen folgte.

Der Diener öffnete den Wagenschlag, Waldemar hob erst die alte Dame hinein, dann mit weniger Anstrengung die junge, Vierstücker Landauer — vorzüglich!

„Meine Gnädigste — wollen Sie mir gütigst gestatten, Sie bis zu Ihrem Hause zu chaperonieren.“ Zu begründen war dieser Vorschlag durch nichts, aber abzuweisen war er auch nicht mehr, denn schon hatte der Fürst den Rücksitz eingenommen, die Thür schlug zu — der Wagen rollte fort. Hsolbe sank wie betäubt in ihre Ecke, keines Wortes, keines Gedankens fähig. Waldemar, vorgebeugt, versuchte aufs lebenswürdigste die alte Dame mit seiner Berwegenheit auszuföhnen. Es war dies keine allzu schwere Leistung. Sie war gutmütig und leichtlebig und fand ihn entzückend. Nur ganz so harmlos, wie er gewünscht hätte, sah sie die Sache doch nicht an.

„Ich kenne das, ich kenne das,“ versicherte sie fröhlich geschwägig. „Um Rosen sammeln sich die Schmetterlinge! Einen Beschützer brachte mir Fräulein Bernhardi schon bei ihrer Ankunft mit ins Haus. Wollte zusehen, ob die kleine Nachtigall auch gut aufgehoben wäre in der Fremde. War aber ein lieber, prächtiger Mensch! Zog endlich zufriedengestellt wieder ab! Wie hieß er doch gleich, Hsolbchen? Doktor Volk — Volk —“

„Volkmann!“ ergänzte Waldemar in festem, hartem Tone. Einen Blick aufflammend wie Nordlichtschein aus seinem Auge zeigten die vorübergleitenden Straßenlaternen der erschrockenen Hsolbe.

„Volkmann! Ganz recht! So kennen Sie ihn?“

„Ich kenne ihn! Und der war hier! Wie ging das zu? Was wollte er? Waren Sie denn nicht bis jetzt bei der Prinzessin, Fräulein Bernhardi?“

„Ja! auch er war in Norderney einige Tage! wir reisten zusammen bis Hamburg!“ erwiderte Hsolbe.

Er lehnte sich jetzt gleichfalls im Wagen zurück. Ungehört hallte der Nebestrom der Frau Konful an seinem Ohr vorüber.

Der Wagen hielt. Waldemar fühlte abermals auf seinem Arme das Gewicht der Herrin dieses großen, düsteren Hauses, in dessen hochgewölbtem Eingange er stand.

„Nun, mein verehrter Fürst, an der Schwelle ihres Hauses haben die Dorvings noch niemals einen Gast wieder umkehren heißen! Mitgefangen — mitgehangen! Kommen Sie bitte hinauf und trinken Sie eine Tasse Thee mit uns!“

„Sie sind von unverdienter, überschwenglicher Güte, meine gnädigste Frau! Als sterblicher Mensch von Fleisch und Blut bin ich selbstredend nicht im stande, dieser Verlockung auch nur für einen Augenblick zu widerstehen!“

Sie gingen die breite, mit roten Läufern belegte Eichenholztreppe hinauf. Ein Wohnraum umfing sie, von ernster, altertümlicher Behaglichkeit, die Wände mit kostbaren Gobelins verhangen. In hohem Marmorlamin ein prasselndes Feuer, vor welchem die silbernen Theegeräthschaften auf zierlichen Tischen bereit standen. Mitten auf dem großen dicken Teppich stand ein geöffneter Flügel.

„Guten Tag!“ rief eine schnarrende Stimme aus einer Ecke. „Guten Tag, dummer Junge!“

„Aber Cläusi, wann wirst Du es endlich lernen, Menschen zu unterscheiden und Dich gefittet zu benehmen?“ rief die Hausfrau unter beglücktem Lachen und ein grünbunter Papagei schwang sich von seiner goldenen Stange herab auf ihre Schulter.

„Schilt nicht, alte Schraube! guten Tag!“

„Nafeweiser Vogel, Du scheinst heute einen schlimmen Tag zu haben!“ drohte sie ihm etwas verlegen. „Nun machen Sie sich's bequem, lieber Fürst und entschuldigen Sie mich für ein Weilchen! Hsolbchen, gießen Sie noch nicht so gleich den Thee auf, ich muß mich umkleiden, eine behaglichere Haut überstreifen und das geht mit mir nicht schnell, wie Sie schon bemerkt haben werden!“

Zur Thür hinaus rieselte die silbergraue Schleppe. Hsolbe folgte ihr und blieb dann stehen vor der sich schließenden Thür, den Kopf tief geneigt; langsam ungewiß, die Spangen ihres Mantels lösend. Sie wußte, daß Waldemar durch die halbe Zimmerweite von ihr entfernt stand, unbeweglich, den Blick auf sie geheftet, ein Wort, einen Willkommensgruß, einen Blick von ihr erwartend. Und sie konnte sich nicht entschließen, sich umzuwenden. Sie zürnte ihm und wußte selber kaum, weshalb, denn ihre Seele lag willenlos in seinen Händen. Endlich glitt der pelzgefütterte Mantel von ihrer Schulter. Da stand sie, zitternd wie Epenlaub. Und es blieb still im Zimmer. Die bronzene Stuhluhr tickte auf dem Kamin, die Flammen knackten und prasselten. Endlich machte sie eine scheue Bewegung.

„Hsolbe!“ rief er da leise mit seinem weichen, schmeichelnden Ton. Und wie von einem Pfeil getroffen, dessen Spitze starker Zauber unwiderstehlich gemacht, fuhr sie herum. Er breitete die Arme aus. Es war alles versunken und vergessen, die ganze Welt ein wesenloser Schatten. Sie sank an seine Brust. Fest umschlossen hielt er sie, um sie niemals wieder frei zu geben.

„Hsolbe, Geliebte, hab' ich Dich endlich wieder!“ Ein nachtschwarzer Schatten ging durch seine leidenschaftlichen Augen. „Aber Du böser kleiner Flüchtling, warum warst Du mir denn so ganz entschwinden? Warum bleibst Du nicht bei meiner Mutter, wie ich Dich gebeten hatte? Gingst zu fremden Menschen, thatsächlich in das einzige Haus, wo Du mir wirklich unerreichbar warst! Und Gebhard, von dem liebest Du Dich finden!“

„Waldemar — Geliebter!“ Sie hatte nichts zu ihrer Verteidigung, wollte und suchte auch nichts, nur das Flehen ihrer süßen Augen, die heiße Liebesbeteuerung in dem Klang ihrer melodischen Stimme. Und er wollte auch keine andere Antwort. Er küßte ihre Augen und ihre Lippen wie ein Verschmachteter, der den Quell gefunden, nach dem er sich gesehnt.

Endlich löste sie sich sanft aus seinen Armen. „Ich habe Dein Bild erhalten, Waldemar, habe Dank dafür! Fast wäre ich verzweifelt an Dir, da Du mir kein, kein Lebenszeichen gabst!“

„Verzweifelt? So bald, Hsolbe, wo Du selber Dich mir entzogen hattest, Dich erst unter des Prinzen,

dann unter Gebhards Schutz gestellt? Und ich konnte sehen, wo ich blieb, und verzehrte mich in Sehnsucht nach Dir! War das der Moment, an mir zu verzweifeln, Du Sirene?"

Sie blickte hingerissen, wie entzückt zu ihm auf. „Ach, ich bin ja nicht verzweifelt, ich kann es ja nicht, so wenig wie an der Luft, die ich atme, an der Sonne, die mir Licht und Lebenswärme giebt. Liebe und Glauben unendlich — bis in den Tod, sonst tausendmal lieber kein Leben!“ Sie hatte die erhobenen Hände über der Brust gefaltet. In ihrem duftigen weißen Kleide, bei dem rosigen Schein der verschleierte Lampe glich sie einer überirdischen Erscheinung. Wie versunken stand er in ihrem Anblick.

Plötzlich wandte sie sich von ihm fort, zu dem Flügel hin und auf den Sessel sinkend griff sie in die Tasten.

„Heißt unsere Liebe nicht Tristan und Isolde?  
Dies süße Wörtlein und —  
Was es bindet — der Liebe Bund!“

Waldemar trat zu ihr. Er zog sie an sich und küßte sie mit ungestüher Glut. „Isolde — Isolde, o was soll daraus werden!“

Sie hatte die Arme um seinen Nacken verschlungen und bog den Kopf zurück, zu ihm aufschauend, mit thränenverklärtem Blick.

„Ja, das ist Deine Sache, Waldemar! Ich habe mein Leben, meine Seele in Deine Hände gelegt! Mehr kann ich nicht thun! Nun sieh Du zu, was daraus wird!“

Schmettete die Last der Verantwortung ihn nicht zu Boden? Fast war es so! Er zog sie wieder auf den Sessel herab und sank vor ihr nieder, den Kopf in ihren Schoß geschmiegt. „Ach Isolde, ist dieses Göttergeschenk Deiner Liebe nicht wert, Welt und Himmel und alle Güter der Erde dafür hinzugeben? Sei mein eigen — es soll kein Preis mir zu hoch sein!“

Sie beugte sich nieder und preßte ihr Antlitz in sein dunkles, duftiges Haar. „Dein eigen! Tristan — Geliebter!“

Weiter tickte die Stuhuhr auf dem Kamin, weiter rüdte der goldene Zeiger, sie merkten nichts davon. Endlich ging eine Thür und eifrige Schritte naheten sich dem Gemach.

„Der türkische Tag, der neidbereite!“

Waldemar sprang auf, Isolde schlug hastig ein paar Akkorde auf dem Flügel an.

„Guten Tag, dummer Junge! Guten Tag, alte Schraube! Schilt nicht!“ knarrte der Papagei schlaftrunken auf seiner Stange der Gebieterin entgegen.

Das silbergraue Moirékleid hatte sich in einen blauen Sammettschlafrock verwandelt, die Brillantsterne in ein Spizenhäubchen.

„Nun Fräulein Isoldchen, ist der Thee fertig?“

Isolde trat rasch zu dem singenden, überbrodelnden Theekessel hin, Waldemar holte der alten Dame einen Sessel und verwickelte sie gewandt in ein musikalisches Gespräch. Sie zeigte viel Sachverständniß und beurteilte Isoldes Gesang sehr richtig. Sie wünschte auch seine Ansicht zu hören, doch die war nicht für profane Ohren! So stimmte er nur der ihrigen oberflächlich bei und Isolde fing einen Blick auf, mit dem er sie streifte, voll wohnigen Entzückens. Stumm saß sie da, zurückgelehnt, keines Wortes mächtig.

Die Frau Konsul sah nach der Uhr. „Mein verehrter Fürst, wenn es nach mir ginge, so erfreute ich mich gern noch stundenlang Ihrer lebenswürdigen Gesellschaft! Aber ich bin für meine Pflegebefohlene verantwortlich, und sie hat heute einen anstrengenden Tag gehabt, sie muß jetzt zur Ruhe!“

Waldemar stand mit einer gewandten Entschuldigung auf.

„Wie lange bleiben Sie noch hier, Fräulein Bernhardi?“

„Morgen vormittag um zehn Uhr reise ich ab!“

„Was, morgen vormittag? Und wohin, wenn ich fragen darf!“

Sie sah mit einem vielsagenden Blick zu ihm auf.

„Zu Harald, wo ich hingehöre!“

(Fortsetzung folgt.)

## Arknum.

Roman

von

Ludwig Würzburg.

(Fortsetzung.)

Frau Wenninger kam, durch das Geschrei aufmerksam gemacht, herbei und blieb wie erstarrt stehen, als sie den Sohn sah, dessen Anwesenheit im Hause sie nicht ahnte. In ihrem Rücken bemerkte man den Gefellen, der ebenfalls sehr verwundert ins Zimmer blickte.

„Mutter,“ rief der Uhrmacher frohlockend, „komme Sie doch näher! Freue Sie sich mit mir! Der Fürst hat mich belohnt, nicht gestraft! So reich belohnt, — so reich, — so reich, — wie er eigentlich

gar nicht zu belohnen vermag! Er ist ein Verschwender, der Allernädigste, das wissen wir ja! Aber so zu belohnen, — so — so! — Mutter, ich muß singen, wenn auch meine Stimme heute nicht besonders klingt! Singen und springen und tanzen! Und Sie Mutter, muß mit mir tanzen! Hopsasa, — hopsasa — hahaha!“

Er stürzte auf die erschrockene Mama zu, umfaßte sie, riß sie durch das Gemach und fiel dann keuchend in einen Sessel, während Frau Wenninger

hilfsfreiend gegen die Wand slog, die Hände rang, die große Schleiße öffnete, die eigentlich noch gar nicht geschlossen war und mit überströmenden Thränen in die Worte ausbrach: „Lieber Gott, er hat den Verstand verloren!“

Auch dem Gesellen kam die Lage etwas bedenklich vor und er näherte sich schüchtern dem Meister.

Raum wurde dieser jedoch seiner ansichtig, als er aufsprang, Gallenberg bei der Hand ergriff und ihm mit dem Rest des schwachen Stimmmaterials, über welches er gegenwärtig verfügte, zuschrie: „Fritz, — Er wollte heiraten, — Er wollte Meister werden, — Er wollte die Uhrmacherei kaufen. Früher wies ich Ihn ab, — heute nicht mehr! Laufe Er zu Seinem Schwiegervater und sage Er ihm, ich wäre bereit zu verkaufen, aber heute noch müßte es geschehen, — morgen wär's schon zu spät!“

Ungläubig sah ihn Gallenberg an und lächelte nur: „Meister, Er ist aufgeregt, — die Krankheit macht Ihn zu schaffen, — dazu noch die Arretierung, — es war zu viel für Ihn. Er sollte sich niederlegen und schlafen, dann wird Er wieder in Ordnung kommen.“

Wenninger verfekte dem Gesellen einen leichten Stoß und sagte trocken: „Fritz, Er ist ein Esel.“ Nun faltete er behutsam das Papier, auf welches das Arkanum geschrieben war, und machte Anstalt, aus dem Zimmer zu gehen. Auf halbem Wege blieb er jedoch stehen und fragte nach den Schlüsseln zum großen Schrank.

Gallenberg meinte, sie müßten wohl im oberen Stockwerke sein und die Mutter stimmte schluchzend zu.

„So hole Er sie. Dann wollen wir weiter sprechen.“

Der Geselle verließ kopfschüttelnd das Gemach.

Bei Frau Wenninger hatten sich die Gewässer noch nicht beruhigt, sie weinte still vor sich hin und schaute zuweilen besorgt auf den Sohn.

Dieser trat auf sie zu und sprach halb laut: „Mutter, wir müssen fort von hier, — heute noch, — und zwar auf Nimmerwiederkehr.“

„Hänschen, was spricht Du da? Lege Dich zu Bett, Du bist so aufgeregt. Ich ängstige mich recht.“ Sie schlich zu einem Sessel, der am großen Eichentisch stand, und ließ sich nieder.

„Ich ängstige mich auch, aber nicht vor meinem Unwohlsein, sondern vor dem Fürsten. Darum eben müssen wir die Heimat verlassen.“

„O, Gott, — Du sagtest soeben, er hätte Dich belohnt —“

„Still!“ Gallenberg kam zurück und brachte die Schlüssel. Wenninger nahm sie ihm ab, lief zum Schrank, öffnete diesen und brachte eine alte lederne Brieftasche zum Vorschein, in welche er das Arkanum legte. Die Brieftasche wurde an ihren früheren Platz gethan und der Schrank wieder verschlossen. Doch plötzlich besann sich der Uhrmacher, öffnete von neuem und steckte den Gegenstand seiner Besorgnis in die Brusttasche seines Rockes.

„Fritz,“ wendete er sich an den Gesellen, „sei Er nicht thöricht und achte Er genau auf das, was ich Ihm sage. Ich bin nicht verrückt, wie Er glaubt,

im Gegenteil, mein Verstand war niemals so klar, als gerade jetzt. Ich scherze auch nicht, ich rede in vollem Ernst. Ich will Ihn die Uhrmacherei abtreten, samt allem, was dazu gehört, wie Möbel, Gerätschaften, aber unter der Bedingung, daß die Sache noch heute ins Reine kommt, daß Er mit keiner Seele, außer mit Seinem Schwiegervater, davon spricht und daß Er meine Mutter und mich diesen Abend, wenn die Dunkelheit eintritt, über die Grenze schafft und ins Hessische fährt. Einen Wagen wird Sein Schwiegervater bereit halten, fahren muß Er selbst uns, nicht etwa ein Knecht, und des Weges ist Er ja kundig. Glaube Er jedoch nicht, aus meiner gegenwärtigen Lage Vorteile ziehen zu können, denn wenn sich das Geschäft mit Ihm zerbricht, so knüpfe ich sofort mit dem Uhrmacher König Unterhandlungen an und es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser mit mir einig werden wird. Merke Er sich für alle Fälle: ich bin kein Verbrecher, ich habe nichts begangen, was mir Verderben bringen könnte, ich will nur fort von hier, um der Willkür des Fürsten zu entgehen, und um anderweitige Pläne so schnell als möglich ins Werk zu setzen, was ich hier nicht kann. Nun handle Er nach Gutdünken.“

Gallenberg schien unschlüssig; er traute den Worten Wenningers nicht recht und meinte noch immer, um so mehr, als er Zeuge jenes bei dem Uhrmacher noch niemals beobachteten Benehmens war, daß es sich um einen aus krankhaftem Zustande hervorgegangenen Entschluß handelte, den der Meister später bereuen und rückgängig machen würde.

„Hm, — ja, Meister, — das ist ja alles sehr schön, — aber Er sollte sich erst ins Bett legen und die Sache beschlafen.“

„Tausend Donnerwetter! Will Er mich auch mit Gewalt ins Bett schicken? Ich glaube, Ihr seid beide im Einverständnis mit dem Fürsten! Ihr wollt, daß ich wieder ins Bett gehe, damit der mich aus dem Bett holen lassen kann! — Ich bin nicht krank, ich bin erkältet, und das ist schon vielen Leuten passiert. Ich sehe, Er will auf meinen Vorschlag nicht eingehen, gut, so gehe ich zum Meister König, der wird schon wollen.“

„Halt, Meister, so ist es nicht gemeint. Er weiß, wie sehr ich wünsche, die Uhrmacherei zu erhalten. Wenn Er also im Ernst —“

„Ja, ja, ja! Soll ich's Ihn schriftlich geben?“

„Wenn es so steht, dann bin ich bereit und will sogleich den Schwiegervater herbringen.“

„Für den Preis, den Er mir damals bot.“

„Nun, Meister, jetzt sind doch besondere Umstände dabei, die Er berücksichtigen muß. Etwas billiger muß Er schon sein —“

„Aha! Da haben wir's! — Nichts da! Entweder den früheren Preis, oder ich gehe zum König, der schon längst mein Haus zu erwerben suchte.“

„Ich laufe zum Schwiegervater,“ sagte Gallenberg schnell, nahm den Hut aus der Ecke und eilte über den Flur auf die Straße.

Wenninger setzte sich seiner Mutter gegenüber an den Tisch.

„Mutter,“ begann er, „Sie hat gehört um was

es sich handelt. Wir müssen verkaufen, es bleibt nichts übrig."

"Ich soll von hier fort? Von dem Hause, in dem meine Eltern lebten, in dem ich geboren wurde und in dem ich zu sterben meinte? Hänschen, das könntest Du wirklich übers Herz bringen? — Nein, komme, was der Herrgott schicken will, — ich bleibe hier."

"Meine leibliche Mutter will mich also ans Messer liefern, will mich unglücklich machen, will mich an den Fürsten verraten?"

"Aber, was ist denn plötzlich geschehen? Der Durchlauchtige war doch stets so gnädig gegen Dich!"

"Mutter, ich kann Ihr heute keine großen Auseinandersetzungen geben. Also kurz: Sie weiß es ja, daß diese, — diese Kammerjungfer der Fürstin, die Gerville, mir's angethan hatte, — beruhige Sie sich nur, damit ist's vorbei — ich sagte Ihr schon, sie will mich nicht und hat sich in den neuen Artanisten vergafft; dieser junge Laffe fürchtet nun meine Anwesenheit in der Residenz, und hat mich beim Fürsten angeschwärzt. Er hat Serenissimus plausibel gemacht, die Steine, die ich diesem verkaufte, wären gefälscht. Und weiß Sie, womit der Fürst mir gedroht hat? Mit einem Kriminalprozeß."

"Herr Du meine Güte! — Du bist ja aber unschuldig, mein Sohn, — was kann man Dir —"

"Ja, das nützt wohl was?! — Wenn der Fürst jemand verurteilen lassen will, dann geschieht's auch. Davon haben wir genug Beispiele gehabt. Er behauptet, ich hätte ihn betrogen. Haha! — Ich ihn? — Er hat mir eine Gemme abgelaufen, welche das Tausendfache des Preises wert ist, den er dafür bezahlte. Folglich hat er mich betrogen! Ist das nicht klar? Aber das hilft nichts, Mutter, wir müssen uns fügen und fliehen, sonst ereilt mich das Verhängnis."

"Nein Hänschen, ich kann mich nicht entschließen, — ich kann's wirklich nicht. Wenn Du meinst, daß es so schlimm steht, so mußt Du ja fort, aber ich nicht. Was kann man mir thun, mir, einer alten Frau, die keinem Menschen je zu nahe getreten ist?"

"Was er Ihr thun kann?" rief Hans erregt, wenn auch mit verhaltenem Tone. "Ins Spinnhaus schickt er Sie, begreift Sie das? Seine ganze Wut läßt er an Ihr aus! Ohne Sie verlasse ich die Stadt nicht, da kann Sie reden, so lange Sie will. Und bleibe ich, dann kann Sie etwas erleben! Will Sie Ihren Sohn am Galgen sehen? Will Sie, daß er gefoltert wird? Will Sie zu Schimpf und Spott der ganzen Residenz herumlaufen? Will Sie, daß die Leute mit Fingern auf Sie weisen und sich einander zuraunen: Da, da geht die Mutter des Gehängten? — Sei Sie vernünftig, Mutter! Uns laßt das Glück auch anderswo. — Hier, hier sitzt das Glück!" — Er schlug an die Brusttasche "Und sind wir denn arme Leute? Besitzen wir nicht ein schönes Vermögen? Soll ich alles das dem Fürsten opfern? Mutter, jetzt werden wir reich, sehr reich. Ich habe das, was uns dazu verhilft. Sie soll sehen, sobald wir uns irgendwo fest niedergelassen haben, so erfülle ich Ihren Lieblingswunsch und heirate. Meinest-

wegen sogar die lange Anna Rupsf, wenn ich Ihr damit Vergnügen bereiten kann. Sie soll Enkelkinder schaukeln, so viele Sie will, — ein ganzes Duzend! Wir gehen nach Thüringen, nach dem schönen Thüringen, dort leben Geschäftsfreunde, die mich mit offenen Armen empfangen werden. Nicht wahr, Mutter, Sie geht mit mir?"

Frau Wenninger antwortete nicht, aber sie ließ ihren Thränen ungehinderten Lauf, und der Uhrmacher konnte diesen Umstand als Zustimmung nehmen.

"Und jetzt treffe Sie Vorbereitungen. Nur das Notwendigste darf Sie mitnehmen. Große Kasten und Koffer würden unsere Flucht nur erschweren. Fritz sendet uns das Ubrige nach, und für Geld bekommen wir auch unterwegs alles, was wir brauchen. Gleich werden die beiden hier sein, lasse Sie uns dann allein." Er stand auf. "Noch eins, Mutter, Sie wird wohl Vaters Grab noch einmal besuchen wollen, thue Sie das bald, und spreche Sie auf dem Wege nicht mit vielen Menschen. Die sind alle so neugierig, und Sie könnte leicht was ausplaudern. Ich selbst," fügte er verlegen hinzu, "werde wohl keine Zeit mehr haben, nach dem Friedhofe zu wandern, es ist noch so viel zu besorgen und zu überlegen. Ich sehe die Herren kommen, entferne Sie sich, Mutter. — Das ist das wichtigste Geschäft, welches zu erledigen ist, dann helfe ich Ihr beim Einpacken."

Wie Sturzbäche flossen die Thränen der Madame Wenninger in die geblümete Schürze, und ohne eine Silbe zu sprechen, ergeben in ihr Schicksal, schwamm die Bedauernswerte hinaus und begab sich in ihr Zimmer.

Als sie draußen war, atmete der Uhrmacher tief auf, wie jemand, der von einer großen Last befreit ward.

Nun begannen die Unterhandlungen mit Gallenberg und dessen Schwiegervater, die auch mit Ausnahme einer Unterbrechung durch die Mutter, einen regelmäßigen Verlauf nahmen. Frau Wenninger steckte nämlich den Kopf ins Zimmer und fragte an, ob sie nicht die schwarze Kage mitnehmen könne, ein Begehren, welches von seiten des Uhrmachers etwas schroff, ja man könnte sagen, lieblos abgeschlagen wurde und einen frischen Thränenstrom zur Folge hatte.

Den Verkaufskontakt legte man sogleich auf, und zwar datierte man ihn auf den ausdrücklichen Wunsch des schlauen Fritz um einen Monat zurück. Der Geselle glaubte durch diese Maßnahme vor allen später vielleicht erfolgenden Eingriffen von seiten des Fürsten sicher zu sein. Dafür mußte der reiche Schwiegervater aber den vollen, vom Uhrmacher geforderten Preis zahlen. Nicht einen Pfennig ließ dieser nach, ehe hätte er den Kriminalprozeß mit all seinen Schrecken über sich ergehen lassen.

Es kam der Abend. Bei einbrechender Dunkelheit spazierte Hänschen, äußerst herausgeputzt, am Arm der Mutter hinaus ins Wäldchen, um die erfrischende Luft zu genießen. Die Bürger, die ihnen begegneten, grüßten sie zwar höflich, die beiden merkten jedoch, daß die guten Leute etwas scheu thaten,



auch nicht stehen blieben wie gewöhnlich, und sich benahmen, als wenn Monsieur Wenninger in der Achtung ein wenig gesunken wäre. Was Mutter und Sohn sonst sehr verbroffen hätte, war ihnen heute höchst angenehm. Unaufgehalten kamen sie durch das Gehölz und betraten am Saume desselben die Landstraße wieder. Eine Strecke weiter aufwärts, wohin niemand um diese Zeit zu gehen pflegte, stand der Wagen, einfach, bäuerlich, von Friß Gallenberg geführt, und erwartete die Reisenden. Der Schwiegerpapa, welcher Ländereien in der nächsten Umgebung der Stadt besaß, hatte für alles gesorgt. Er fuhr mit Friß hinaus am späten Nachmittage, was häufig geschah, und nahm zwei, mit Pferdebedecken belegte, nicht eben große Koffer mit, die zugleich als Sitze dienen konnten; dann kehrte er zu Fuß alsbald in seine Wohnung zurück, während Friß auf der Landstraße neben den Pferden stehen blieb und geduldig harrte, bis die verabredete Stunde schlug. Wenninger nebst Mutter bestiegen nun das Gefährt und Gallenberg schwang sich auf den Kutschersitz und machte sich bereit. Hans fragte nach seinem Mantel, den der Geselle mitgenommen, Frau Wenninger hüllte sich in Tücher, und Friß knallte mit der Peitsche.

„Einen Augenblick!“ rief Wenninger halblaut, drehte sich feierlich um, nahm den Hut ab, verbeugte sich tief nach der Richtung, in der die Residenz lag und sagte grinsend: „Belieben Durchlaucht allergnädigst den Monsieur Dufelmaier von mir zu grüßen.“

Dann warf er den Mantel um, setzte sich nieder, die Pferde zogen an und der Wagen rollte durch die Nacht einem neuen Tage entgegen.

## VII.

Abscheuliche Verbrechen gehn im Schwange,  
Und unnatürliche Thaten kräuten wieder  
Die Sitten, die unnatürlich, aus.  
Shakespeare, Macbeth.

Eine Woche war vergangen. Der entflohene Uhrmacher hätte nicht diese ängstliche Hast zu entwickeln brauchen, denn niemand kümmerte sich um ihn. Der Geselle, welcher am andern Tage zurückkehrte, besorgte nach wie vor das Geschäft, das nun das seinige geworden, und bis die notwendigen Maßregeln, die dem Publikum die Veränderung anzeigten, ergriffen waren, mochte wohl noch etwas Zeit vergehen. Auch der Fürst dachte nicht an seinen Hofantiquar, denn Sorgen ganz anderer Art, die ihn erfüllten, ließen die Kunst wieder in die zweite Linie treten.

Die Prinzessin Walpurgis, die das Bett schon verlassen konnte, bekam plötzlich einen Rückfall in ihren früheren Zustand. Durch eine unvorsichtige Bemerkung, die jemand in ihrer Umgebung entschlüpfte, wurde sie über das Schicksal des Geliebten aufgeklärt, und diese Kunde zog die übelsten Folgen nach sich. Der geadelte Medikus aus Kassel mußte wieder erscheinen und stand kopfschüttelnd am Lager der Erkrankten. —

Beim Bürgermeister Rupp gings heute hoch her.

Man feierte Verlobung, ganz richtige, wahrhaftige Verlobung. Der Sohn des Klosterapothekers war der Erwählte Annas. Vor kurzem fand er sich etwas ängstlich bei Rupp ein und rückte mit dem süßen Geständnis heraus. Mamsell Tochter kam dazu, bestätigte das Ereignis und der Alte mußte zuerst vor Erstaunen nicht recht, was er sagen sollte, gab jedoch, da die Partie eine höchst annehmbare, schließlich seinen Segen.

Jetzt saßen sie alle mit den nächsten Freunden des Hauses um den großen runden Tisch in der geräumigen Stube des unteren Stockwerks und thaten sich an einem vortrefflich bereiteten Mittagsmahle gütlich. Auch der sogenannte Arknum war anwesend und ließ es sich nicht nehmen, den ersten Trinkspruch auf das junge Paar auszubringen. Er meinte in seiner wohlgesetzten und gestitteten Rede, — er ließ sie zwischen dem ersten und dem „anderen“ Gange von Stapel laufen, wobei man sich aber unter einem „Gange“ immer eine Fülle von verschiedenartigen Gerichten vorstellen muß, denn man tafelte damals weit üppiger als jetzt — daß er eigentlich, wie kein Mensch sonst, berufen sei, dem Brautpaare den ersten Glückwunsch darzubringen. Er hätte vermöge des Arknums, das ihn bekanntlich allwissend mache, von dieser bemerkenswerten Sache schon gewußt, als noch niemand, selbst der Vater Bürgermeister nicht, die Verlobung ahnte, die nun eingetreten, und er erlaubte sich jetzt, die Demoiselle Anna und deren Zukünftigen auf Ehre und Gewissen zu fragen, ob diese es nicht unter sich schon früher ausgemacht hätten, von dem Prediger an St Cathrinen mit Namen Schultius getraut zu werden.

Ännchen und der Apothekerjüngling nickten errotend, und die ehrsame Tischgesellschaft gab ihr Erstaunen ob dieses seltsamen Umstandes durch ein ausdrucksvolles Gemurmel zu erkennen.

Man wisse ja, — schloß Ringler „verblümt“ den Sermon — welch einen Anteil die liebe Demoiselle an allem nähme, was da wachse, blühe und empor-schieße, so möge denn auch ihre Ehe einem jungen, schlanken Eichbaum gleichen, der von Jahr zu Jahr immer höher, immer weiter die Zweige ausbreite, dessen Stamm immer kräftiger gedeihe, dessen Wurzeln tief und stark in das Erdreich dringen, dessen Äste niemals ein böser Mensch oder ein grauser Blitzstrahl beschädige, auf daß noch in späten Tagen die Nachwelt bewundernd auf diesen herrlichen Baum, auf dieses glänzende Geschlecht schaue und die Ahnen preise, welche die Pflanze waren.

Rupp übermannte die Nührung, die Gäste jubelten, das Brautpaar küßte sich, die Gläser erklangen hell und zustimmend, und dröhnend erschallten die Hochrufe, daß man sie draußen auf der Straße vernahm.

In das Zimmer aber war der Invalide getreten und als eine kleine Pause entstand, sagte er nachdrücklich zum fröhlichen Bildhauer: „Seine Durchlaucht, unser allergnädigster Fürst sind soeben in die Fayencerie gekommen und erwarten dort den Monsieur Ringler.“

Das war Wasser in den Wein.

Der Arkanist erhob sich sogleich und verabschiedete sich mit der Versicherung, sobald als möglich, zurückzukehren.

Alle bedauerten sein Scheiden, doch Herrendienst geht vor Freundesdienst, wie sich der Bürgermeister ausdrückte, der Ringler das Geleit bis auf die Gasse gab, während der Invalide folgte.

Draußen ergriff der Bildhauer Kupfs Hand und sprach mit sehr ernstem Tone: „Herr Bürgermeister, ich fürchte, ich kehre nicht zu Ihm zurück. Aber wie's auch kommen mag, um eins will ich Ihn jetzt bitten: Denke Er nicht schlecht von mir. — Dann hätte ich wohl noch etwas auf dem Herzen, doch wage ich kaum, dieses wichtige Anliegen vorzutragen.“

Kupf, der sich in der behaglichsten Stimmung befand, wußte nicht recht, wie er diese Worte auffassen sollte und glaubte, es läge irgend ein Schelmenstreich in ihrem Sinne verborgen. Doch wurde er sogleich eines Besseren belehrt. Auf seine lachend hervorgebrachte Frage, was für ein fürchterliches Anliegen das denn wäre, gab Ringler nämlich, den Bürgermeister beiseite ziehend, folgende Antwort: „Der Fürst besitzt einen seltsamen Charakter; das weiß Er, Herr Bürgermeister. Nun bin ich im Interesse meiner Ehre gezwungen, ihm heute eine Eröffnung zu machen, mit der ich schon einmal seinen Zorn erregte. Sollte er nun grausam gegen mich vorgehen, so bliebe ein junges Mädchen schutzlos zurück, die meine Braut geworden. Er kennt sie wohl, es ist die Kammerjungfer der regierenden Fürstin, Aurore Gerville. Der Hof würde ihr verleidet werden, sie sähe sich genöthigt, eine andere Stellung zu suchen und bis sie diese gefunden, wüßte sie nicht, wohin sie sich wenden sollte, da sie ganz allein steht. Will Er sie für kurze Zeit zu sich nehmen, Herr Bürgermeister, will Er die Verlassene trösten, wenn ich nicht — zurückkehren sollte? Ich verlange viel, ich weiß es; aber ich rufe das gute Herz eines Niedermannes auf und meine, Er wird mir diese Bitte nicht abschlagen.“

Kupf machte große Augen.

„Trösten? — ins Haus nehmen? — Was ist das? Und damit kommt Er jetzt erst heraus? — Zum Teufel, — abwarten bis die Allergnädigsten sie hinauswerfen? Nein, Herr Arkanist, da kennt Er Jacob Kupf schlecht genug. Weshalb sagte Er uns denn nicht, daß das niedliche Püppchen sich mit Ihm verlobt hat? Ist dort ein Aufenthalt für Seine Braut?! Bei dem — leichtfertigen Volke? Auf der Stelle gehe ich ins Schloß und lasse sie rufen; sie muß noch heute die Entlassung fordern und solange petitionieren, bis sie sie erhält. Wie wird sich meine Anna freuen, — und gerade jetzt, wo sie weiblichen Beistand so gut im Hause gebrauchen kann! Aber warum sieht Er denn so schwarz? Was will denn Durchlaucht von Ihm? — Er hat doch kein Verbrechen begangen.“

„Manchem scheint etwas Verbrechen, über das die Einsichtsvollen kein Wort des Vorwurfs finden, über das sie nur lächeln können,“ sagte der Bildhauer trübe. „Ich ziehe beruhigt von dannen, weiß ich meine Aurore geborgen. Lebe ich, Herr Bürgermeister, so werd' ich dankbar sein. — Gott befohlen!“ —

Und ohne auf die erstaunten Worte des Bürgermeisters zu achten, die ihm dieser nachsendete, eilte er hinter dem Invaliden her, der ihm vorausgegangen war, und schlug den Weg nach der Fayencerie ein. Mißmutig kehrte Kupf zu seinen Gästen zurück und meldete ihnen, daß er sogleich einen Gang ins Schloß machen müsse, der ihn aber nicht lange in Anspruch nehmen würde; sie möchten sein Fernbleiben entschuldigen, das Geschäft wäre jedoch nicht aufzuschieben.

„Ich will wetten,“ sagte der Nachbar Merz, als der Bürgermeister die Stube verlassen hatte, „dieser eilige Ausbruch unseres lieben Gastgebers hängt mit der mißlichen Angelegenheit des Arkanisten zusammen.“

„Mißliche Angelegenheit?“ rief Anna Kupf. „Mein Gott, ich weiß ja von nichts. Rede Er doch, Herr Nachbar, was ist denn mit dem Arkanisten?“

Als auch die übrigen ihn bestürmten, erzählte er, was ihm der Uhrmacher Wenninger mitgeteilt hatte, fügte jedoch hinzu, daß er bis jetzt geschwiegen, weil ihm Wenninger als boshaft bekannt wäre und er auf dessen Reden nicht viel gäbe und daß er auch die beiden Bürger, die alles das mit angehört, gebeten hätte, vorläufig reinen Mund zu halten.

„Das wird ein Kriminalprozeß, liebe Freunde,“ sprach er kopfschüttelnd, „es giebt Arbeit für Meister Hefelbarth, ich rieche ordentlich Blut, es liegt in der Luft! Hm, hm! Solch ein allerliebster junger Mensch!“

„Schade, schade! Jung war der andere auch, Gott hab ihn selig! Ja, ja, diese Jagd nach einem Arkatum hat schon manchen ins Verderben gestürzt. Früher war's Gold, was sie suchten, die neue Mode ist nun Porzellan. Da lob ich mir mein Buchbinderhandwerk, das hat goldenen Boden.“ Und er kramte in seinen Erinnerungen und berichtete der fast atemlos laufenden Gesellschaft von dem merkwürdigen Prozeß und dem schlechten Ende des Grafen Cajetano.

„War es nicht der Schloßturm, in dem die beiden ihr Wesen trieben?“ unterbrach der Vater des Bräutigams den geschwägigen Alten.

„Ja, ganz recht, der war's. Er wird wohl davon gehört haben, Herr Apotheker,“ antwortete Merz, ein Brisichen nehmend. „Ich meine, Er ist so alt, wie unser durchlauchtigster Fürst, der damals geboren wurde. Sein Vater seliger, der ja ebenfalls die Klosterapothete besaß, wird Ihm wohl öfters von der Begebenheit gesprochen haben. Jawohl, in dem hohen Turmgemache hatten sie ihren Herd, ihre Gläser und Phiolen; dort mischten und kochten sie oftmals die ganze Nacht hindurch. Ich sah auch am Tage zuweilen den Rauch aufsteigen, dicken, schwarzen Rauch. — Ach wenn die Wände dieses unheimlichen Zimmers sprechen könnten! Was hat sich dort nicht alles ereignet! — Eines Tages lag der Fürst tot in einem Sessel, der vor dem großen Herde stand, — gerade nachdem die Fürstin Erdmute Juliana einem Prinzen das Leben gegeben hatte, unserem jetzigen Fürsten. — Das Volk raunte sich damals zu, der Teufel hätte den Hochseligen geholt, die Prediger flüsternten, das wäre die Strafe Gottes für einen sündhaften Lebenswandel. In Bürgerkreisen meinte man, er wäre vergiftet worden und wies auf die

schöne Fürstin Witwe. Das letztere glaube ich nicht. Die schwer Geprüfte soll immer eine gutherzige, liebe Dame gewesen sein; das wurde uns von allen bestätigt, die mit ihr in Berührung kamen; und wenn sie auch später wahnsinnig wurde, so muß das wohl andere Ursachen gehabt haben. Das ganze Unglück kam von dem Alchymisten, dabei bleibe ich. Alle Alchymisten und Arkanisten, und wie sie sonst heißen mögen, sind Prahler. Wer prahlt betriegt, und wer sich mit einem solchen Menschen einläßt, wird unfehlbar betrogen, er fange es auch so klug an, als er wolle."

"Herr Nachbar," sagte Anna eifrig, "diese Ansicht wird Er hoffentlich nicht von dem Monsieur haben, der uns vor kurzem verließ und den man ebenfalls einen Arkanisten nennt. Ich glaube kaum, daß mein Vater ihn in unser Haus gebracht hätte, wenn er ihn nicht für einen ehrlichen Menschen halten würde."

"Meine liebe Demoiselle," entgegnete Merz achselzuckend, "Sie ist noch jung und hat noch keine Erfahrung; Sie traut den Leuten, wenn sie nur ehrlich drein schauen. Das täuscht, — das täuscht oft. Ich will ja gar nicht behaupten, daß Sie bei dem Monsieur Ringler im Unrecht sei, — lieber Gott, ich wünsche von ganzem Herzen, daß ich mich irre, — allein ganz geheuer scheint's doch auch mit ihm nicht zu sein, sonst würde Seine Durchlaucht wahrlich nicht wider ihn vorgehen. Und was Ihren Vater anlangt, so kennen wir alle dessen gutes Herz. Der junge Mann hat ihm gefallen, er leistete dem Herrn Bürgermeister einen Dienst bei der Rosenaffaire mit dem Schloßprediger. — Ich muß sagen, ich hätte ihn nicht so schnell zu mir gebeten, ich hätte abgewartet, wie der Hase läuft. Verkehrte nicht auch der hochselige Fürst vertrauensvoll mit dem Grafen? War dieser Italiener nicht — wenn ich mich mit unterthänigstem Respekt so ausdrücken darf — wie das Kind im Hause bei Seiner Durchlaucht? Nur die junge Fürstin soll sich nicht viel um ihn gekümmert haben. Sie mochte wohl ahnen, daß die Geschichte kein gutes Ende nehmen würde."

"Ihm hat der garstige Uhrmacher die Meinung verborgen!" rief Anna gereizt, "der ist mir der rechte! Der sollte mir kommen! Der läßt an keinem Menschen ein gutes Haar!"

"Nein, Jungfer Braut, der Wenninger sprach nur sehr wenig über des Arkanisten Fähigkeiten, Porzellan machen zu können. Er sagte uns etwas ganz anderes."

"Etwas anderes?" Anna sprang auf und sah dem Alten forschend ins Gesicht.

"Im, ja. Ich meine auch deshalb, der Zwist mit Seiner Durchlaucht brach wohl auf Veranlassung der preussischen Regierung aus. Dieser Monsieur soll nämlich ein Deserteur sein."

Die Tischgesellschaft war nicht imstande, ihrem Entsetzen ob dieser Enthüllung Luft zu machen, denn ihre Aufmerksamkeit wurde durch ein anderes Ereignis in Anspruch genommen. Die Thür ward nämlich geöffnet, und der Bürgermeister trat ins Zimmer, an der Hand die Kammerjungfer Aurore Gerville führend.

Rupf schritt sogleich um den Tisch und brachte die kleine Französin zu seiner Tochter, verfolgt von den verwunderten Blicken der Gäste, die sich von den Sätzen erhoben hatten.

"Annenchen," sagte das Haupt der Residenz, "ich bringe Dir hier die Demoiselle Gerville, welche die Braut unseres Freundes, des Monsieur Ringler ist. Da sie gerade dienstfrei war, so konnte sie meiner Einladung bei unserer Feier zugegen zu sein, nachkommen. Wir wollen also nicht nur Deine Verlobung, sondern auch die unserer neuen Bekannten festlich begehen, und ich bin sicher, daß Du mit meinem Vorschlage einverstanden sein wirst. Hoffentlich erscheint der Bräutigam, der mir erst vor wenigen Minuten diese frohe Verbindung mittheilte, bald wieder in unserer Mitte, wenn aber nicht, so müssen wir uns in Geduld fassen und einmal eine Verlobung ohne Bräutigam ins Werk setzen. Doch das ist nicht alles, was ich Dir sagen wollte. Die Demoiselle versprach mir soeben, ganz in unser Haus zu kommen und bis zu ihrer Vermählung bei uns zu bleiben. Das wird Dich gewiß ebenso erfreuen, wie mich selbst. Sage Sie mir nichts, liebe Mamsell!" wendete er sich an Aurore. "Sie gab mir Ihr Wort, das muß Sie halten! Sie meint vielleicht, Ihr Aufenthalt bei uns verursache uns zu viele Kosten? Na, beruhige Sie sich nur, wir können's noch erschwingen, ich bin ja kein armer Mann." Er lachte herzlich, obgleich man ihm anmerken konnte, daß seine Gedanken in die Ferne schweiften.

"Sei Sie mir willkommen, Jungfer!" begrüßte Anna Ringlers Braut und reichte ihr die Hand. "Mein Vater sprach ganz in meinem Sinne, und ich bedaure nur, daß ich Sie nicht selbst in unser Haus führen durfte. Weshalb that Ihr Bräutigam auch so geheimnisvoll?"

Aurore ward sehr verlegen. Befand sie sich doch plötzlich der Person gegenüber, die ihr noch vor kurzem, wenn auch ohne ihr Verschulden, eine solche Abneigung einflößte und sie war zu ehrlich, um ihre Gefühle zu unterdrücken oder gar heucheln zu können. Sie entgegnete daher nur, und zwar sehr leise: "Ich danke Ihr, Demoiselle Rupf. Ich verdiene Ihre Güte nicht — doch ist mein Verlobter nicht hier? Der Herr Bürgermeister meinte soeben —"

"Ich wundere mich auch," unterbrach sie Rupf etwas verwirrt, "richtig, da fällt mir's ein, der Fürst schickte her, er wollte ihn sprechen —"

"Der Fürst? Und jetzt?" rief Aurore erschrocken, "Wo wollte Durchlaucht ihn sprechen? Im Schloß oder in der Fayencerie?"

"Ich glaube in der Fayencerie," erwiderte der Bürgermeister zögernd.

"Mein Gott, so plötzlich! — O, Mamsell Anna, ich taue nicht in eine fröhliche Gesellschaft! Mir ist so traurig ums Herz — so traurig! Das ist ein schwerer Gang für meinen Bräutigam, es handelt sich um so wichtige, so ernste Sachen —"

"Nichts da von Traurigkeit! Die lassen wir nicht aufkommen! Jetzt setzen wir uns alle wieder, und wir beide holen nach, was wir versäumt haben. Noch ein Gedeck, Trina!" rief Rupf der aufwartenden

Magd zu, dann führte er Aurore zu einem jeden der über- raschten Gäste und präsentierte die aufgeregte Kleine, die jedoch an diesen Zeremonien wenig Anteil nahm. Ein Stuhl ward herbeigeschafft und Aurore mußte an des Bürgermeisters Seite Platz nehmen. Sie saßen beide an dem oberen Ende der Tafel, mit dem Rücken gegen die auf die Straße sehenden Fenster, und Rupsf legte der zukünftigen Hausgenossin persönlich von den Speisen vor, die der Sitte gemäß, vom „andern Gange“ her noch unberührt auf dem Tische standen und die nun, während man sich bereits anschickte, dem dritten und letzten Gange, der nur aus Kuchen, Butter, Käse, Obst und Konfekt bestand, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, in diesen eingeschoben wurden.

Doch schienen die neuen Ankömmlinge keinen rechten Appetit zu verspüren, und ebensowenig kam die Unterhaltung in Fluß. Der Bürgermeister verstand es nicht, seiner Stimmung Herr zu werden, Aurore dachte nur an den Geliebten, und die übrige Gesellschaft war zwar nicht gerade verlegt, aber auch nicht besonders erbauet von der Anwesenheit der Kammerjose, deren Stellung keine rechte Achtung einflößte, wie denn überhaupt die bürgerlichen Kreise nur selten in Berührung mit dem Hofe kamen und eine gewisse Scheu vor der nächsten Umgebung der fürstlichen Herrschaften empfanden, die in Betreff der Braut Klinglers noch durch die vorausgegangenen Erzählungen verstärkt ward.

Nur der Buchbindermeister Merz bemühte sich, etwas Leben in die trübe Verlobungsfeier zu bringen; da er jedoch durch die überaus laut an Aurore gerichteten Fragen eine grenzenlose Neugierde bekundete und die zartesten Angelegenheiten der fürstlichen Familie berührte, so vermied es die Kammerjungfer, ihm genügende Antworten zu erteilen, was sie übrigens auch nicht gekonnt hätte, wenn sie in bester Laune gewesen wäre, und der Versuch des alten Herrn blieb völlig erfolglos.

Nun erhob sich Annas Bräutigam, der schüchterne Apothekerjüngling, zu einer gut vorbereiteten Rede und sagte das, was seit langer, langer Zeit alle frisch verlobten und sonst guterzogenen jungen Leute zu sagen pflegten, wie glücklich er nämlich sei, in diese vortreffliche Familie zu kommen, wie er sich bemühen wolle, sich dieser ausgezeichneten Familie würdig zu erweisen, welche hohe Ehre es für seine eigene Familie wäre, in eine so geachtete Familie aufgenommen zu sein, wie gerade diese Familie vor allen anderen Familien, — kurz — die Familie, die Familie und die Familie.

Aber die Familie schien die Sprache verloren zu haben, und die Freunde dieser Familie schienen augenblicklich über keine großen Tonmittel zu verfügen, denn das Hoch, welches nun erschallte, klang so dünn und zaghaft, daß man fast meinen konnte, die Familie, der die Rede galt, erfreue sich keiner sonderlichen Beliebtheit, keines guten Rufes.

Anna schaute verlegen auf ihren Teller, der junge Mann an ihrer Seite setzte sich mit gerötetem Gesicht und einer Miene, in der die Erregung nachzitterte, nieder, Aurore sah ganz teilnahmslos drein

und Papa Rupsf trocknete die Stirn mit dem Taschentuche und rutschte auf seinem Stuhle so unruhig umher, als frage er den Fenster nach allen geachteten Familien und wohlinstudierten Tischreden, die jemals das Licht der Welt erblickten.

Jene unheimliche lange Pause trat jetzt ein, die von allen Gastgebern so sehr gefürchtet, von den Gästen als ein drohendes Zeichen der hereinbrechenden Langeweile betrachtet wird.

Plötzlich horchten alle auf: ein entfernter Ton, dumpf und beängstigend, drang ins Zimmer. Niemand besaß den Mut zu fragen, was das wohl zu bedeuten habe; nur Merz flüsterte seiner Tischnachbarin eine Bemerkung zu, die diese mit gleichgültigem Achselzucken erwiderte.

In diesem Augenblicke wurde die Thür aufgerissen, und Christian Haulert polterte ins Gemach. Der Bürgermeister blickte ihn ernst und gespannt an, sprang dann auf, stürzte auf den Knecht zu und fragte leise, was er wolle.

„Herr je, Herr Bürgermeister,“ flüsterte dieser atemlos, „die ganze Stadt ist auf den Beinen. Alle wollen den Porzellanmacher sehen, der in Ketten von den Soldaten nach dem Turm gebracht wird.“

Rupsf erschrak heftig, sagte sich jedoch schnell und beherrschte die Lage schon wieder vollkommen. Er erteilte Haulert laut den Befehl, die neu gekauften Theetassen in die Laube schaffen zu lassen, ein Teil der Gesellschaft würde sogleich, der andere später in dem hinter dem Hause gelegenen Garten erscheinen, um bei heiterem Spiel der Jüngeren und in anregender Unterhaltung zwischen den Alten den schönen Tag zu genießen, und bis zum Abend beisammen zu bleiben. Der Knecht verschwand mit etwas verdutztm Gesicht, und Anna blickte erstaunt auf den Vater, da eine derartige Absicht in dem festlichen Programm nicht vorgesehen und das Essen eigentlich noch gar nicht beendet war.

„Ich meine, das wird meinen Gästen nicht unlieb sein,“ sagte der Bürgermeister anscheinend heiter, indem er der Tochter verstoßen einen Wink gab, „Es ist zum Ersticken heiß hier im Zimmer. Mir und, wie ich bemerkte, auch Mamsell Gerville will es nicht recht schmecken. Also nur geschwind hinaus ins Freie, dort kann man's aushalten. Das Zuderwerk und die Früchte sende ich Euch nach. Ihr sollt nicht zu kurz kommen Ihr junges Volk! Vorwärts, Annelen! Dein Verlobter reicht Dir den einen Arm und der zweiten Braut, bei der er heute Bräutigamstelle vertreten muß, den anderen. Aber tummelt Euch, die Kleine wird uns hier sonst noch unwohl, sie ist schon blaß genug!“

Und ohne sich auf Erörterungen einzulassen, eilte er zu dem jugendlichen Apotheker, zog diesen und auch die Tochter vom Stuhle empor, ergriff das Paar bei den Händen, lief so schnell er konnte mit ihnen zu Aurore, legte deren Arm in den des schüchternen Schwiegersohnes, veranlaßte Anna, die einsah, daß es sich um etwas Ungewöhnliches handelte, den Bräutigam ebenfalls einzuhalten, und bevor die drei noch zu sich selbst kamen, hatte sie Rupsf schon unter fortwährenden Scherzreden durch die hintere

Stube in den Hof und von dort in den Garten geschoben, dann hastig die Pforte desselben verschlossen und sich mit großen Schritten zur Gesellschaft zurückbegeben.

Dort stürmte gerade die Magd ins Zimmer und schrie händeringend:

„Der Porzellanmacher wird ins Loch gesteckt!“

Eine ungeheure Verwirrung entstand jetzt an der Tafel. Die Gäste sprangen auf, die Sessel wurden gerückt, alle sprachen aufgeregt durcheinander und schickten sich an, die Fenster zu belagern.

„Sitzen geblieben!“ donnerte Kupf dazwischen.

„Trina, schnell die Hausthür schließen, ins obere Stockwerk laufen und die Vorhänge an allen Fenstern zuziehen. Wer von meinen Leuten sich sehen läßt, verliert sofort seinen Dienst! — Nun, trolle Dich!“

Die Magd führte verblüfft den Befehl aus.

„Belieben meine werten Gäste bei Tische auszuharren,“ fuhr Kupf mit strengem Tone, sich hochaufrichtend fort. „Niemand zeige sich! — Ich bin der Bürgermeister! Mein Haus ist kein Komödienhaus, von dem man die traurigen Vorgänge auf der Straße begaffen kann!“

Die neugierigen Freunde wagten nicht zu wiedersprechen und fügten sich in ihr Schicksal. Inzwischen hatte sich der Schall, den man vernommen, bedeutend verstärkt. Ein kräftiger Trommelwirbel erdröhnte und vermischte sich mit dem Geschrei und Getöse der Menge, die sich dem Hause näherte und nun die ganze Straße erfüllte.

Kupf setzte sich auf seinen früheren Platz und blickte düster vor sich hin.

Der Auflauf wälzte sich heran, die Leute stritten und überboten sich gegenseitig in abenteuerlichen Behauptungen, niemand wollte die Gelegenheit vorübergehen lassen, bei einem so seltenen Ereignisse zugegen zu sein. Vor den fast bis auf die Erde reichenden Fenstern des Kupfschen Hauses drängten sich Männer- und Frauengestalten und verdunkelten das in die Stuben fallende Tageslicht. Und jetzt erschien wirklich die Hauptperson der ganzen Veranstaltung, der Bildhauer und Steinschneider Joseph Ringler. Seine Durchlaucht beachtete jedensfalls, da die Verbrecher fehlten, seinen Turm mit anständigen Menschen zu bevölkern. Schon der zweite in so kurzer Zeit!

Vier Trommler schritten voraus und schlugen auf ihre Instrumente los, eine Abteilung Grenadiere, die Gewehre auf den Schultern, folgte, dann kam Ringler, mit schweren Ketten beladen und von zwei Unteroffizieren in die Mitte genommen, den Befehl machten wieder Soldaten. Die Tischgäste saßen schweigend und mit vorgebeugtem Körper da und starrten auf die vor ihnen befindlichen Speisereife. Sie blinzelten zwar mit den Augen und versuchten, einen Blick auf die Straße zu werfen, der Respekt vor dem Wirte hielt sie jedoch zurück, ihre Absicht offen zur Schau zu tragen. Der arme Arkantist zögerte ein Weilchen, als er bei dem ihm so lieb gewordenen Hause vorübergeführt ward, allein die Unteroffiziere trieben ihn vorwärts, die Menge trabte weiter, der Trommelwirbel wurde schwächer, das Gemurmel hörte nach und nach auf, der Zug näherte sich dem Turme

und die gewohnte Ruhe herrschte wieder auf der Gasse.

Mit einem tiefen Seufzer erhob sich der Bürgermeister, wünschte der Gesellschaft eine gefegnete Mahlzeit und ging in den Garten, um eine ihm sehr schwer fallende Pflicht zu erfüllen.

\* \* \*

Ein fürchterliches Unwetter setzte die Residenz in Schrecken. In allen Häusern brannten Lichter und auch das Schloß zeigte eine für die vorgerückte Zeit ungewöhnliche Beleuchtung.

Der Wind pfiß durch die Lüfte, Blitze zuckten unaufhörlich und übergossen den Horizont mit einem Feuermeer, drohend und knatternd rollte der Donner, während der Regen prasselnd auf die Stadt herniederfauste.

Und immer, wenn die aus tiefem Schlafe emporgesessenen Bürger meinten, der bedrückende Zustand sei vorüber und erleichtert aufatmeten, so ertönte gleich wieder ein gewaltiger Schlag und kündigte den Aufschenden den Beginn eines neuen Gewitters an. —

Die Krankheit der Prinzessin schien zu einer Katastrophe zu drängen, wenigstens glaubten dies die Ärzte. Ein Konsilium ward abgehalten und der Medikus aus Kassel ausersehen, den Fürsten auf das bevorstehende Ereignis vorzubereiten.

Am Nachmittag hatte der erfahrene Doktor eine Audienz verlangt und schonend und behutsam auf das Unabänderliche aufmerksam gemacht. —

Es war ein Uhr nachts.

Der Fürst saß in seinem Zimmer am Schreibtisch und brütete, den Kopf auf die Hand stützend, düster vor sich hin. Er hatte befohlen, daß ihm in angemessenen Zwischenräumen, ohne jegliche Anmeldung durch den aufwartenden Diener, von einer Kammerfrau der Prinzessin über deren Befinden Nachrichten überbracht würden. Diese Abgesandte durfte ohne weiteres in des Fürsten Gemach treten und war bereits zweimal erschienen, ohne eine Verschlimmerung oder Besserung anzeigen zu können.

Auf dem Schreibtische befanden sich Kandelaber aus Goldbronze, von deren Kerzen man jedoch infolge der im Schlosse herrschenden Verwirrung nur wenige angezündet hatte; den großen Raum erfüllte ein flackerndes Halbdunkel, nur eine ununterbrochene Reihenfolge von Blitzen verbreitete zuweilen fast Tageshelle im Zimmer.

Der ganze Dienst des Fürsten: der Kammerherr, der Adjutant, alle Lakaien, die am Tage ihren Obliegenheiten nachgegangen waren, verblieben auch in der Nacht im Vorzimmer und wurden jetzt durch einige Edelleute, welche dem Hofe besonders nahe standen, verstärkt.

Lange Zeit verblieb der Fürst an seinem Platze; nun stand er auf, trat an das geschlossene Fenster und starrte hinaus auf das grauig tobende Durcheinander der Elemente.

Dieses furchtbare Gewitter, wie er sich seit Jahren keines Ähnlichen entsann, paßte so recht für

seine verzweifelte Stimmung. Für ihn besaß dieser siedende Herdessel heute nichts Beunruhigendes, im Gegenteil: je unheimlicher die feurigen Sitzadlinien sich schlängelten, je toller es dort oben posterte, je klatschender der unendliche Wasserguß sich gestaltete, desto mehr belebte sich des Fürsten Miene, desto wilder funkelten seine Augen, desto freier atmete seine Brust.

Er stieß das Fenster auf und sog mit vollen Zügen die feuchte, erfrischende Nachtlust ein. Der Regen strömte ins Zimmer, er durchnähte den Fürsten bis auf die Haut und verdarb sein prächtig geflicktes Gewand, Serenissimus achtete nicht darauf, er bog den Körper vor und blickte in den Schloßhof, der in einen See verwandelt schien.

Wiederum fuhr ein Feuerstrahl vom Himmel herab, der den Palast und die Umgebung desselben grell erleuchtete und den Souverän wie mit einer Glorie übergießt, Durchlaucht zuckte nicht mit der Wimper, er richtete sich auf und lauschte auf das noch entfernte Getöse, welches nun folgte, crescendo immer näher rückte und die Fortsetzung des sinnverwirrenden Naturschauspiels verhieß.

Wenn die guten Unterthanen ihren weltlichen Gebieter in diesem Augenblicke bemerkt hätten, so würden sie höchst wahrscheinlich an einer überirdischen Abstammung desselben nicht gezweifelt haben. Aber außer einem müden Wachtposten, der sich ins Schilderhaus geblüht hatte und blüde das Schloß und den Fürsten anglozte, sah ihn leider niemand.

Die überraschenden Ereignisse des verfloffenen Tages beschäftigten stets von neuem das verbitterte Gemüt des Fürsten. Er verschränkte die Arme über der Brust und preßte die Lippen zusammen.

Es sollte also nichts, nichts von all dem, was zu seinen sehnlichsten Wünschen gehörte, in Erfüllung gehen! Alles empört sich gegen ihn und seinen Willen und setzt ihm einen jähen Widerstand entgegen!

Seine einzige Tochter zieht es vor, eher zu sterben, als ihre Keigung aufzuopfern; dieser Mensch, der ihm mit seinem Arknum die irdische Glückseligkeit, deren er so sehr bedurfte, verschaffen sollte, erklärt plötzlich, er wäre garnicht der gesuchte Ringler! Nicht der berühmte Ringler?! Pah! welche Lüge, welche empörende Lüge! Nahm er nicht alle Hulbigungen, die man so gnädig war, ihm zu erweisen, ruhig hin? Widersprach er jemals, wenn auf seine Kunst, Porzellan zu bereiten, die Rede kam? Er ließ sich als Direktor anstellen, er ließ sich durch die Bande der Liebe in der Residenz fesseln, und nun erklärt er, nicht der Ringler zu sein, der das Arknum besitzt! Durchlaucht ahnte, was dahinter stecken mochte: ein verlockender Antrag wurde ihm von außerhalb, ein Antrag, der diesem unstätigen Gesellen mehr zu behagen schien. Deshalb ward der kleine Souverän beiseite geschoben wie ein lästiger Popanz, deshalb weigerte sich der Bube seiner Pflicht nachzukommen. Nehme er sich in acht, Monsieur, der Popanz könnte beißen! Doch aus welchem Grunde entfloß er nicht? Er war frei, man sah ihn tagelang nicht, es würde schwer gewesen sein, sich seiner wieder zu bemächtigen. Ah, natürlich, die Kleine!

Die wollte er der fürstlichen Macht nicht überlassen, er fürchtete für die Braut!

Mit welcher Festigkeit er Durchlaucht entgegentrat! Wie er seinen eingelernten Sermon herfasste! Ehre, und immer wieder Ehre! Hat das auch Ehre? Wenn sie sich festgefahren haben, dann wird die Ehre vorgespannt, die den Wagen wieder herausziehen soll! Lächerlich! Vielleicht hätte er ihn bis zu Ende anhören sollen; Ringler schwätzte da so etwas vom Heer oder Soldaten, oder dergleichen, Serenissimus weiß es nicht mehr. Was geht es den Fürsten an, wenn er gebient hat! Der verlangt Porzellan von ihm, keine militärischen Leistungen! Aber er wollte nicht, er wollte durchaus nicht, gleich vom Anfang an nicht! Traf er irgend welche Vorbereitungen? War in der Fayencerie etwas verändert oder geordnet? Konnte man eine Liste für das neue Personal von ihm herausbekommen? Stets nur Phrasen und Ausflüchte! Es giebt zwei Ringler und beide heißen Joseph?! Wem will er das vorpiegeln? Nein, hier hilft nur die äußerste Strenge! Er soll sie fühlen. Mit Durchlaucht spielt man nicht, dieser macht Ernst! Fügt er sich nicht, kriecht er nicht zu Kreuze, dann kein Zögern! Der Prozeß wird ihn mores lehren, und wenn nicht, so möge er ausgelöscht werden, so möge das Verderben über ihn zusammenschlagen!

Der Fürst taumelte entsezt vom Fenster zurück und deckte, wie geblendet, die Hand über die Augen. Ein furchtbarer Schlag war herniedergefahren, unmittelbar vor Serenissimus; ein kurzes, schrilles Geräusch ertönte, als wenn das Schloß auseinandergeborsten wäre, Steine flogen durch die Luft, Thüren wurden zugeschlagen, auf dem Korridor vernahm man Laufen und Geschrei, die Wache auf dem Schloßhof trat ins Gemehr, zerbrochene Scheiben klirrten, Menschen irrten draußen umher, riefen sich an und wiesen auf das Dach des Schlosses, treppauf, treppab ging es mit dumpfem Gemurmel, das sich verstärkt und schließlich zum Tumult anwächst. Auch im Vorkorridor wird es lebendig, Stühle werden umgeworfen, Fenster aufgerissen, aus entfernten Räumen vernimmt man Getöse von Frauenstimmen, plötzlich jedoch tritt lautlose Stille ein, nur das eintönige Träufeln des Regens dauert fort. An den Fürsten schien niemand zu denken. Wie gebannt stand er da und lauschte pochenden Herzens auf die Merkmale des geschehenen Unglücks. Endlich ermannte er sich, stürzte zur Thür, stieß sie auf und fragte mit bebender Stimme, was geschehen wäre. Man beachtete ihn anfangs kaum, die Verwirrung war zu groß, man hatte den Kopf verloren.

„Erhalte ich keine Antwort?“ rief der Fürst zornig und trat in den Saal, „brennt das Schloß?“

Einige verschüchterte Diener näherten sich ihm ängstlich und versicherten, sie wüßten es nicht; die Herren vom Dienst wären davongeeilt, um Erfundigungen einzuziehen.

Einen Augenblick zögerte der Fürst und überlegte: wäre Feuer ausgebrochen, hätte es um sich gegriffen, so müßte man jetzt schon Alarmsignale vernehmen; es blieb jedoch alles ruhig; er nahm daher an, daß

der Blig nicht das Gebäude traf, und vielleicht nur im Part Verwüstung anrichtete.

Serenissimus ging auf den Ausgang zu, der auf den Korridor führte, als die Thür geöffnet ward, und Herr von Skiem ihm entgegentrat.

„Was giebt's, Skiem? Zündete der Strahl? Und wo?“

„Nein, Durchlaucht,“ erwiderte der Kammerherr, „er traf, aber er zündete nicht. Es war ein kalter Schlag, der auf den Turm niederfuhr. Die Spitze desselben und die gewölbte Decke des Laboratoriums sind eingestürzt. Außer einigen Beschädigungen am Dache, die durch hinabgleitende Steine verursacht wurden, ist das Schloß unverehrt geblieben.“

Der Fürst atmete erleichtert auf.

Nun erschienen auch der Adjutant und einige Kavaliere im Vorsaale und bestätigten die Angaben Skiems. Der größere Teil des Turms stände noch, nur die galerieartige Bekrönung wäre nach innen zusammengesunken und hätte das Gewölbe eingedrückt.

„Desto besser!“ sprach Serenissimus düster, „der Turm verunstaltete das Gebäude. Er wurde übrigens erst später hinzugefügt. Ich beabsichtigte längst, ihn abtragen zu lassen. Das soll nun geschehen. Morgen wird man sogleich damit beginnen. Und noch eins: hört der Lärm auf den Gängen nicht auf? Vergessen diese Menschen, daß eine Kranke im Schlosse ist? Ich wünsche Ruhe! Hat man die Fürstin von dem Vorgefallenen benachrichtigt?“

Der Adjutant antwortete, daß er dies soeben gethan.

„Weiß man, wo sich die Fürstin Witwe befindet?“

„Ich hatte die Ehre, Durchlaucht,“ versetzte der Kammerherr, „von Ihrer Durchlaucht der Fürstin Erdmutter Juliana ins Gespräch gezogen zu werden. Sie stand auf der obersten Stufe der Treppe, die in den Turm führt. Ihre Durchlaucht schien die Erste an der Stelle der Verheerung gewesen zu sein, denn sie empfing die Hinandrängenden bereits, beschwichtigte sie und gab genaue Kunde von dem Unfall. Als wir uns nach einer Weile zurückziehen begannen, blieb sie trotz des hereindringenden Regens und Sturms noch oben und erteilte ihrem Kammerdiener, der inzwischen herzutreten war, Befehle.“

Still wendete sich der Fürst ab und kehrte in sein Zimmer zurück.

Der starke Wind, dem das geöffnete Fenster Einlaß gewährte, hatte die Kerzen bis auf eine verloscht, es herrschte Dunkelheit im Gemach.

Der Regen ließ nach, das Wetter klärte sich auf, schon brach die Mondichel aus schwarzen Wolken hervor.

Serenissimus schritt auf und ab, blieb schließlich am Schreibtische stehen, nahm ein Pastell-Miniaturbild, das an der Wand hing und die Prinzessin Walpurgis als zehnjähriges Kind darstellte und vertiefte sich in den Anblick desselben.

Nach wenigen Minuten ward die Thür, die auf den Gang führte, lautlos geöffnet und eine Frau trat herein. Diese hielt sich eine Weile zurück und richtete forschend die Augen auf den Fürsten.

Der Souverän bemerkte die Anwesenheit einer

zweiten Person erst, als er das Klacken des Kleides vernahm, welches das Vortreten der Frau verursachte. In der Meinung, es wäre der erwartete Bote aus dem Krankenzimmer, rief der Fürst aus tiefstem Grübeln aufstehend: „Steht es schlimmer?“

„Nein, die Ärzte irren. Sie schläft.“

Beim Tone dieser Stimme stuzte der Fürst und suchte, mit den Augen blinzeln, das Dunkel, das ihn umging, zu durchdringen.

„Wundert sich der Sohn, wenn die Mutter zu ihm kommt?“ fragte die Frau und trat näher.

„Quelle surprise! Ma mère!“ Der Fürst küßte der Fürstin Erdmutter Juliana die Hand und zog einen Sessel zum Schreibtisch.

„Ich bitte Dich, schließe das Fenster, die Luft ward kühl nach dem Gewitter,“ sagte die Fürstin und ließ sich nieder.

Der Sohn gehorchte und nahm ebenfalls Platz.

Eine längere Pause entstand. Der Fürst langte nach einem auf dem Schreibtische befindlichen Blatte und zerknitterte dasselbe, während die Mutter ihn ernst und sinnend betrachtete.

„Das Unglück, das uns betroffen,“ begann endlich Serenissimus mit unsicherer Stimme, „scheint nicht groß. Man sagte mir, Sie selbst wären anwesend gewesen, um nach dem Rechten zu sehen. Ich danke Ihnen. Weiß ich doch, welcher lebhaften Anteil Sie an allen Vorgängen in der Familie nehmen. Leider scheint das Glück uns den Rücken gekehrt zu haben.“

Die Fürstin ließ den schwarzen Spitzenschleier vom Haupte fallen und strich sich über das weiße, seidenweiche Haar. Ihre Miene wurde nachdenklich, das Thema, das der Fürst anschlug, behagte ihr offenbar nicht.

„Dem einen ist Glück, was dem andern Unglück bedeutet,“ äußerte sie schließlich bitter, „mein Sohn wird niemals bemerkt haben, daß ich mich in die Regierungsgeschäfte mische. Hielt mein Sohn es für Glück, als er einen Arknumisten an den Hof brachte?“

Der Fürst sah auf. „Für ein großes Glück!“ antwortete er mit Nachdruck. „Wie sollte ich nicht? Gilt doch dieser Mensch für den geschicktesten Künstler Deutschlands in seinem genre. Ich meine, meine Mutter ist von unseren Finanzen genügend unterrichtet. Sie kennt die verzweifelte Lage, in der ich mich befinde. Sollte ich nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, die eine Besserung herbeizuführen vermag?“

„Und nun?“ fragte die Fürstin mit einem Anfluge von Hohn.

„Nun?“ erwiderte der Fürst verlegen, „der Dursche ist störrisch. Er will nicht.“

„Sie wollen alle nicht!“ versetzte die Fürstin mit erhobenem Tone. „Ich bin im Besitze eines Arknums. Soll ich es Dir nennen? Lebe einfach, verschwende nicht, sei zufrieden! Weshalb jagst Du Geheimnissen nach, die Dir nicht erreichbar sind? Du zerrst den armen jungen Mann heran und ruffst ihm zu: Schnell! Ich wünsche Porzellan! Er erklärt Dir, daß er es nicht zu bereiten versteht. Du hältst seine Weigerung für bösen Willen und drohst ihm. Es war leicht ihn einzuschüchtern, denn er besaß

kein reines Gewissen. Er fügt sich, er zögert, und heute sperrst Du ihn in den Turm. 's ist ein unglücklicher, preußischer Deferteur, den Deine Hächer am Wege auflesen, ich weiß das, denn ich belauschte wider meinen Willen ein Gespräch, in dem er sein Herz öffnete. Laß ihn ziehen! Es betrübt mich, wenn mein Sohn irgend jemand und sei es auch absichtslos, Unrecht thut."

Der Fürst fuhr empor und blickte erstaunt auf die Mutter.

„Deferteur?!“ flüsterte er.

„Ja, die Werber preßten ihn in seiner Heimat. Will mein Sohn der Welt etwa das gräßliche Schauspiel eines Prozesses mit blutigem Ausgang geben?“ Sie beugte sich vor und betrachtete den Fürsten mit funkelnden Augen. „Das wird er nicht! Bei Gott, das wird er nicht!“ Nun fiel sie in die Lehne des Sessels zurück und sagte dumpf: „Es ist genug an dem einen Prozeß! Genug!“

Ein Deferteur?! Kein Ringler?! Eine reich mit Schätzen befrachtete Galeone sank vor den Augen Seiner Durchlaucht in den tiefen, tiefen Meeresgrund. Serenissimus schob den Stuhl beiseite und ging erregt umher.

Nach einer Weile sprach die Fürstin: „Dies ist erledigt. Ist es?“

„Es ist,“ gab der Fürst tonlos zurück.

„Du fragtest nach Deiner Tochter,“ fuhr die Fürstin, den Sohn mit ihren Blicken verfolgend, fort, „nun komme ich auf den eigentlichen Zweck meiner hier ungewöhnlichen Anwesenheit. Walpurgis stirbt nicht jetzt, nicht heute nacht. Insofern täuschten sich die Ärzte. Aber sie stirbt langsam ab, wie der Baum, dem man den Saft entzog, wie die Lampe erlischt, in deren Behälter der Brennstoff ausging, nicht weil das Öl verbrannte, nein, weil es unachtsam verschüttet ward. Fürst! Du besannst Dich noch soeben auf die Gerechtigkeit und trittst als Tyrann in Deiner eigenen Familie auf?!“

Serenissimus hemmte seine Schritte und blieb vor der Mutter stehen. „Träume ich?“ sagte er, „spricht so die Fürstin Erdmüte Juliana, die aus einem der edelsten Geschlechter Deutschlands stammt? Spricht so die Gattin meines Vaters, der sie in sein erlauchtes Haus führte? Nennen Sie es Tyrannei, wenn ich den Unmut des Kaisers, den Hohn der europäischen Fürstenfamilien zu vermeiden suche?“

„Europa wird ruhig bleiben, wenn eine winzige Prinzessin ihrer Herzensneigung folgt,“ entgegnete die Fürstin ärgerlich. „Bist Du so klein, daß Dich das Gekicher der verschrobenen, alten Tanten aus der Fassung bringt? Laß sie lachen, laß sie spotten! Wiegen ihre Worte schwerer als das Glück Deiner Tochter? O, Ihr thörichten Großen, die Ihr die Liebe nach dem Stammbaum fragt! Die Liebe ist so alt wie die Menschheit. Sie kam in die Welt, als Eure Wappen noch für einen Frevel an der Gottheit, die das All erschuf, gegolten hätten.“

„Chère maman,“ verjette der Fürst zurückhaltend, „ich bin weniger unnahbar, als Sie glauben. Wer sich mit der Kunst beschäftigt, dessen Geistesrichtung nimmt unwillkürlich einen philosophischen

Beigeschmack an. Aber gerade deshalb zog ich mir bestimmte Grenzen, über welche hinauszugehen ich für ein Verbrechen halten würde. Vergessen Sie nicht, daß ich zugleich Vater und Fürst bin. Die Verantwortlichkeit des ersteren ist nicht so groß, er schuldet nur der eigenen Familie Rechenschaft. Als Souverän jedoch steht das Land auf mich. Alles, was ich thue, fällt auf mich selbst zurück, das Gute, wie das Böse. Hier, unter uns kann ich es Ihnen wohl gestehen: wir stehen doch nicht so hoch, daß wir das Gerede der Unterthanen nicht zu scheuen hätten.“

„Die guten Unterthanen!“ fiel die Fürstin schnell ein, „sie lassen sich hin und her schieben wie die Schachfiguren! Willst Du etwas nicht thun, was edel, was klug wäre, die braven Unterthanen sehen scheel, es geht nicht, es geht wahrhaftig nicht. Willst Du jedoch etwas unternehmen, was das Licht der Welt wohl zu scheuen hätte, so fragst Du den Kukul nach Deinen Unterthanen. War's nicht so, als diese Unglücklichen wie eine Ware verhandelt werden sollten? Du kamst zur rechten Zeit zur Einsicht und folgest nicht den Lockungen Deines teuren Veters in Kassel. Noch heute danke ich der Vorsehung, die Deinen Sinn lenkte. Doch lassen wir das. So wird Dein Kind also zu Grunde gehen, so vermag Dich nichts von Deinem Entschlusse abzubringen?“

„Nichts, Fürstin, nichts!“ antwortete der Fürst kalt. „Ich verspüre nicht die geringste Lust, mit dem gesamten Abel meines Fürstentums in verwandtschaftliche Beziehungen zu treten. Sie wissen, daß meinem Lande alte Geschlechter ver sagt wurden. Und nun gar diese Frühlinge! Wissen Sie, woher sie kamen? Der Großvater des alten Frühling machte als Troßknecht den dreißigjährigen Krieg mit und ward während desselben erst geabelt. Halten Sie eine solche Abstammung für geeignet, sich mit unserer Familie zu verbinden?“

Langsam erhob sich die Fürstin, sah den Sohn durchbohrend an und sprach leise, jedoch mit scharfer Betonung: „Und woher stammst Du?“

Der Fürst trat etwas zurück, blickte die Mutter erstaunt an und meinte endlich lächelnd: „Diese festsame Frage darf ich wohl auf die Aufregung dieser Nacht schieben.“

Die Fürstin ließ sich jedoch durch diese Bemerkung nicht aus der Fassung bringen. Sie ergriff des Fürsten Hand, näherte ihr Antlitz seinem Ohre und flüsterte eindringlich, fast zischend: „Ich will Dir's sagen: Du stammst vom Galgen!“

Serenissimus prallte zurück und nahm eine Miene an, die der Mutter, welche ihn trotz des unsicheren Lichtes aufmerksam betrachtete, deutlich die Gedanken verriet, welche ihm aufgestiegen waren. „Ah,“ sagte sie verächtlich, „in diesem Augenblicke scheinst Du die Ansicht Deiner guten Unterthanen zu teilen. Du hältst mich für wahnfinnig! Sei nur ruhig. Hielt mein Verstand einmal den Ansturm aus, so konnte ihm alles spätere nichts mehr anhaben. Setze Dich nieder, zünde die Kerzen an!“ rief sie gebieterisch und fügte sogleich mit Doppelsinn hinzu: „Es soll Licht werden zwischen Dir und mir!“

Der Fürst folgte willenlos ihren Weisungen, die



Lichte erhellen wieder den Raum und die betroffene Durchlaucht sank endlich in den Sessel, der vor dem Schreibtische stand.

„Ich schließe ab, damit uns niemand stört,“ murmelte die Fürstin, ging zu den beiden Thüren, die auf den Korridor und ins Vorzimmer führten und drehte die Schlüssel herum, dann kehrte sie zurück, trat neben den Sohn und zog aus einem mit einem Bügel versehenen Beutel, der am Gürtel des Kleides hing, ein beschriebenes Heft, das sie auf die Platte des Schreibtisches, vor den Fürsten legte.

„Ich habe die Stellen, welche für Dich wissenschaftlich sind, bezeichnet. Lies sie laut und mit Bedacht. Solltest Du meine Schrift nicht lesen, oder Dich nicht zurecht finden können, so werde ich einhelfen.“ Sie blieb aufrecht stehen, stützte die eine Hand auf ihren Stock und wies mit der andern auf die erste Seite.

Der Fürst las: „Memoiren einer unglücklichen Prinzessin.“

„Überschlage diese Blätter. Sie enthalten nichts Neues für Dich. Du weißt, daß meine Geburt der Mutter den Tod brachte. Beginne dort!“

Serenissimus begann: „Sie ist noch immer schön, trotzdem die Zeit der Blüte hinter ihr liegt. Ich machte heute unwillkürlich diese Bemerkung, als sie in meine Gemächer kam und mir den Befehl des Landgrafen, meines Vaters, überbrachte. Weshalb verabscheue ich jene Frau, die ich schon seit meiner frühesten Kindheit um mich zu sehen gewohnt bin? Weshalb flößt gerade sie, die Mutterstelle bei mir vertrat, mir solchen Haß ein? Man nennt sie Gräfin von Helfenstein, doch ist sie eine Französin, und Frau von Wildenfels erzählte mir, mein Vater hätte sie in Venedig kennen gelernt und an unseren Hof gebracht. Alle erweisen ihr fürstliche Ehren, nur ich vermag nicht, unbefangen oder gar herzlich mit ihr zu verkehren. — Also wieder ist ein Haufe jener Unglücklichen aus der Pfalz eingetroffen, die der Übermut des Königs von Frankreich aus den Behausungen, aus der Heimat vertrieben. Viele der ihrigen wurden getötet, viele schleppte der Feind als Gefangene hinweg, nur gräßliche Verwüstung, nur rauchende Trümmer ließen sie zurück. Wie ergreift mich doch das Los dieser Menschen! Wie froh war ich stets, hilfreiche Hand bieten zu können, wie dankbar war ich dem Vater, der mir erlaubte, Trost, oft Rettung spenden zu dürfen! Und nun soll alles vorüber sein? Ich muß die Armen ihrem Schicksal überlassen? Nur kalt und teilnahmslos werden die Behörden mit ihnen verhandeln. Kein fühlendes Herz wird ihre entsetzliche Lage erleichtern. Und warum? Sollte nicht der unfelige Einfluß jener verführerischen Frau im Spiele sein? Ich zweifle nicht daran.“

Frau von Wildenfels warnt mich, aber ich kann nicht widerstehen. Ich versprach feierlich, alle Folgen auf mich zu nehmen und überredete die Gute, heimlich mit mir zu gehen.

Als die Dämmerung eintrat, schlichen wir hinaus. Niemand erkannte uns, denn wir waren verumumt.

Ganz wie sonst war das Lager vor dem Thore errichtet; Zelte boten Schutz gegen die Nachtlust, auf umhüllten Leiterwagen hockten die Schwachen, die

Kranken, die Kinder, in Decken gebettet, behütet von Freunden oder Verwandten, bewacht von dem treuen Hunde, der ihnen in die Verbannung folgte.

Meine Begleiterin teilte mir mit, daß sich eine Anzahl Zigeuner den Vertriebenen angeschlossen hätte, ich solle vorsichtig sein und mich nicht zu weit vom Mittelpunkt des Lagers entfernen. Ich beachtete ihre Worte nicht und wanderte umher, das Geld und die Gegenstände, die ich mit mir nahm, dort wo die größte Not schien, verteilend.

Es war inzwischen dunkel geworden. Aus Furcht, von den Einwohnern der Residenz, die ebenfalls das Witleier oder die Neugier herführte und die jetzt in größerer Anzahl erschienen, erkannt zu werden, zog ich Frau von Wildenfels, in der Absicht, einsamer gelegene Zelte aufzusuchen, hinweg, als ein Getümmel, das in der Nähe entstand, uns veranlaßte, die Ursache des Streits, der dort tobte, zu erforschen. Wir traten heran und erfuhren, daß ein alter Zigeuner, der bei einem Diebstahl ertappt worden war, von den Emigranten festgehalten wurde. Wir zögerten dort einige Minuten, und als ich mich umwendete, um meiner Kammerdame die Ansicht, die sich mir aufdrängte, mitzuteilen, war diese verschwunden. Suchend irrte ich umher, jedoch vergebens.

Besorgt überlegte ich, ob ich allein ins Schloß zurückkehren sollte, da plötzlich empfand ich, wie mein Kleid gepackt wurde und vernahm eine krächzende Stimme, die um ein Almosen flehte. Ich sah hin und bemerkte ein altes, mit buntpurpurnen Lappen behängtes Zigeunerweib, das vor mir am Boden kauerte und mich mit verzerrtem Gesicht angaffte. Nachdem ich ihr hastig eine Silbermünze zugeworfen hatte, die sie grinsend betrachtete und laut auflachend zu sich steckte, war ich im Begriff, hinweg zu gehen. Allein das unheimliche Weib verhinderte dies, ergriff meinen Arm und rief schmeichelnd: „Ei, ei, mein schönes Kind, weshalb eilst Du so davon? Komm doch, Prinzesschen, komm mit mir, ich führe Dich zu meinem Prinzen!“

Berwirrt stammelte ich einige zusammenhanglose Worte und suchte mich loszumachen. Doch das Weib faßte mich um die Taille, zog mich fort und bevor ich noch zu mir selbst kam, befand ich mich am Saume eines Gehölzes und erblickte ein knisterndes Feuer, um welches sich phantastische Gestalten gelagert hatten.

„Nicht hier,“ flüsterte die Zigeunerin, „mit dem Pack befaßt sich unser Prinz nicht. O, er ist stolz, sehr stolz. Schau ihn nur erst, mein Kästchen. Einen schöneren Prinzen giebt es auf der weiten Welt nicht!“

Und weiter schleppte sie mich, immer weiter in den Wald hinein, bis sie plötzlich innehielt und auf einen Feuerschein wies, der uns aus dem Gestrüpp entgegenzitterte. „Dort ist er, mein Söhnchen, mein Goldprinz. Er wird staunen, welch' seltenen Fang ich gethan. Sei nur nicht furchtsam, mein Täubchen, er thut Dir nichts zu Leide. O nein, im Gegenteil! s' ist ein lieber Prinz. Nur immer so traurig. Möcht' ihn gern erfreuen mit Dir, mein Herzchen. Nicht fürchten, ja nicht fürchten! Es geschieht Dir nur Liebes, nur Liebes!“

Gleich darauf betraten wir eine Lichtung, in deren Mitte über qualmenden Flammen ein Kessel hing, dem ein dicker Rauch entstieg. Unmittelbar neben dem brennenden Scheite lag ein Mensch und schlief. Die rote Blut warf ihren flackernden Widerschein auf den in Lumpen gehüllten, halb entblößten Körper und übergoss dessen dunkle Haut mit Purpurfarbe.

Webend blieb ich stehen und meiner Sinne kaum mächtig, blickte ich auf die Jünglingsgestalt zu meinen Füßen.

Das Weib ließ mich los, legte den Finger auf den Mund und schlich behutjam an den Schlafenden heran. Dort hockte sie nieder und betrachtete blinzeln die Züge desselben. Die Hände hatte er unter den Kopf geschoben, der sich dadurch auf die völlig nackte Brust vorneigte, die Füße waren unbekleidet, das glänzende schwarze Haar hing wirr über die gewölbte Stirn, das eine Bein war ausgestreckt, das andere in der Biegung des Knies etwas emporgezogen.

Gleich er nicht in dieser Stellung jener antiken Marmorstatue in der Kunschkammer meines Vaters?

Die Zigeunerin winkte mir, näher zu kommen.

Ein Lächeln erhellte plötzlich die ernste, fast düstere Miene des Schlafers, die Lippen öffneten sich und ließen blendendweiße Zähne sehen, ein Laut entströmte dem Munde und endlich vernahm ich deutlich die Worte: „Sie! Ja, sie!“

Dann nahm das Gesicht wieder den früheren Ausdruck an.

Die Alte strich ihm über's Haupt, er schlug die Augen auf, schaute traumverloren um sich, sprang in die Höhe, starrte mich an und flüsterte erschrocken: „Sie! Ja sie!“

„Hab' ich's getroffen?“ sprach das Weib freudestrahlend, richtete sich auf und schob sich zwischen uns, „Hei, ein feines Kind! Nicht wahr, mein Prinz? Bist Du zufrieden mit der alten Mutter? Ein Prinzlein, wahrlich ein Prinzlein! Solch' ein Schätzchen fand ich noch nirgends!“

„Wer ist das Mädchen?“ fragte der schöne Jüngling und blickte mich sinnend und erstaunt an. „Kam es hierher, um sich wahrzagen zu lassen?“

„Nein, das nicht,“ erwiderte die Zigeunerin verlegen. „Aber ich will's wohl thun. Reich mir die Hand, mein holdes Kind! Ich möcht's beim Monde schwören, da steht nur Glück geschrieben, nur Wonne und Glück!“

„Laß das!“ rief der Jüngling finster und wehrte die Alte ab. „Kamst Du freiwillig zu mir, um mein Schatz zu sein?“ Er richtete die großen, dunklen Augen forschend auf mich und schien ängstlich meiner Antwort entgegenzuharren.

„Freiwillig kam ich nicht,“ versetzte ich zitternd. „Ich ward hinweg —“

„Genug!“ unterbrach er mich, nahm einen Hut vom Boden auf und fuhr die Zigeunerin unwirsch an. Ich verstand die Worte nicht, die er gegen diese hervorstieß, ebensowenig deren schüchterne Erwidern. Sie bedienten sich einer Sprache, die ich nie vernommen hatte.

Die Alte hinkte zum Kessel, warf trockenes Holz ins Feuer und beachtete uns nicht weiter.

„Ich führe Dich zurück. Kamst Du aus der Stadt?“

„Ja.“

„Folge mir.“

Wir machten uns auf den Weg. Er sprach kein Wort mit mir, nur von Zeit zu Zeit betrachtete er mich verstohlen.

Nach kurzer Zeit hatten wir, ohne das Lager der Emigranten zu berühren, das Thor erreicht.

„Soll ich Dich noch weiter bringen?“

„Nein. Ich kann jetzt allein gehen.“

Er wendete sich ab und verschwand in der Dunkelheit.“ —

Der Fürst hielt inne und sah die Mutter fragend an.

„Jetzt dort,“ sagte diese.

Serenissimus las: „Am gestrigen Tage nahm der Hof die Sommerresidenz im Schlosse Monrepos.

Heute ist mein Geburtstag. Ich wurde siebenzehn Jahre alt.

Mein Vater kündigte mir an, daß in drei Wochen ein souveräner Fürst eintreffen würde, der mich heiraten solle. Den Namen nannte er nicht, und ich war zu bestürzt, auch zu verlegen, um zu fragen. Längst fürchtete ich den Eintritt dieses Ereignisses. Jetzt bin ich gefaßt und füge mich in das Unvermeidliche. Und warum nicht? Der Landgraf liebt es nicht, die Einwilligung seiner Kinder einzuholen. Auch meine Schwester erhielt in dieser Weise den Gemahl und sie ward glücklich. Vielleicht werde ich es ebenfalls.“ —

„Dies dies.“ Die Fürstin überschlug mehrere Blätter und legte die Hand auf die bezeichnete Stelle.

Der Fürst las weiter: „Die Gräfin von Helfenstein teilte mir mit, daß mein Bräutigam heute ankäme. Ich müsse mich schmücken, um ihn zu empfangen. Es wäre der regierende Fürst von J. J.“

Ich fuhr zurück und glaubte nicht richtig verstanden zu haben.

„Wer?“ rief ich bestürzt.

„Ihr Vetter, der Fürst von J. J.“ entgegnete die Gräfin kalt.

„Mein Gott, das ist nicht möglich! Das kann mein Vater nicht beabsichtigen. Dieser —“

„Dieser Mann wird Ihr Gemahl. Zögern Sie nicht, Mademoiselle, in einer Stunde kann er hier sein. Der Landgraf wünscht, daß Sie ihn sogleich begrüßen.“

Sie verließ mich und ich sank verzweifelt in einen Sessel.

Er! der Wüstling, dessen Ruf sogar bis zu mir gedungen war! Er, der ein Leben führte, wie das eines orientalischen Sultans! Dieser rohe, gefühllose Mensch, den ich so oft in der Nähe betrachtete, wenn er kam, um mit dem Vater den Hirsch zu jagen! Ich besaß keinen Verwandten, der mir einen solchen Widerwillen einflößte, als er. Kann er lieben? Kann er eine Frau glücklich machen? Ach, glücklich?! Kann man neben ihm überhaupt ein menschenwürdiges Dasein führen? Er will die Erbschaft, die mütterliche Erbschaft, nichts weiter, — die Grafschaft am Rhein ist es, nach der er strebt!

Ich fieberte, ein kalter Schauer durchröstellte mich, mit brennenden Augen saß ich da und starrte vor mich hin.

In diesem Zustande fand mich Frau von Wildensfels, die mir bei der Toilette behilflich sein wollte. Angsterfüllt eilte sie hinweg und ließ dem Landgrafen die Meldung überbringen, ich sei plötzlich erkrankt und könne beim Empfange des Fürsten von N. 3. nicht zugegen sein.

Kurze Zeit darauf trat mein Vater mit der Gräfin in mein Zimmer. Auf seinen Wink zog sich Frau von Wildensfels in den Nebenraum zurück.

„Sie sind krank, Erdmüte?“ sprach der Landgraf und schritt auf mich zu.

Ich saß noch immer auf dem Stuhle und hatte nicht die Kraft, dem Vater entgegenzugehen.

„Wissen Sie, daß mir Ihr Benehmen höchst tadelnswert erscheint?“ fuhr er fort, ohne meine Antwort abzuwarten. „Was soll das?! Meinen Sie, man müsse die Zimperliche spielen, wenn man sich verlobt? Die Gräfin sagt mir, Ihnen fehle durchaus nichts, sie war noch soeben bei Ihnen.“

„Durchlaucht,“ erwiderte ich matt, „die Gräfin eröffnete mir, Sie hätten mir meinen Vetter, den Fürsten von N. 3. zum Gemahl bestimmt. Ich kann es nicht glauben und bitte Sie flehentlich, diese entsetzliche Angst von mir zu nehmen!“

„Gefällt Ihnen etwa meine Wahl nicht, Mademoiselle?“ rief der Landgraf zornig.

„Mein Vater, — ich will Ihr gehorames Kind sein, — ich will thun, was Sie befehlen! Lassen Sie mich unvermählt, — nur verlangen Sie nicht daß ich diesen Menschen heirate!“

Ich hatte mich erhoben und wankte mit geklapperten Händen auf den Landgrafen zu.

„Es wäre nicht uninteressant,“ warf die Gräfin spöttisch dazwischen, „die zärtlichen Beziehungen kennen zu lernen, die die Ursache dieser Weigerung sind.“

„Vater!“ brachte ich unter Thränen hervor. „Nicht diesen Mann! Ich verabscheue ihn, weil ich ihn kenne. Wollen Sie Ihr Kind ins Verderben stürzen?!“

„Schweigen Sie, Mademoiselle!“ schrie der Landgraf außer sich. „Ich bin es nicht gewöhnt, von meinen Kindern Belehrung anzunehmen.“

„Vater! Um Gotteswillen, — nicht diesen Mann!“ Ich stürzte nieder und umklammerte seine Kniee.

In höchster Wut reißt sich der Landgraf los, ergreift eine Kassette, die in der Nähe steht und ist im Begriff, diese auf mich herniederzuschmettern. Frau von Wildensfels, welche die Thür aufgerissen, stößt einen Schrei aus, wirft sich zwischen mich und meinen Vater und rettet mir das Leben. Ich sank in Ohnmacht.“ —

„Einen Augenblick,“ sagte die Fürstin, schob ein Tabouret heran und setzte sich nieder. „Nun hier!“

Der Fürst las: „Morgen ist meine Hochzeit. Man eilte sich.“

Am Vormittage befand ich mich, wie gewöhnlich, an meinem Lieblingsplatz auf der Bank, die eine hohe Hecke überragt. Hell strahlender Sommertag, —

nur in meinem Herzen ist Nacht! Ich brütete vor mich hin, als bekannte, mir so verhaßte Stimmen mein Ohr trafen. Der Fürst erging sich mit der Gräfin im Park. Sie sahen mich nicht, ich wurde durch Gebüsch verdeckt; auch schienen sie in erregtem, eifrigem Gespräche. Wider meinen Willen belauschte ich ihre Worte.

„Ich schwöre es Ihnen bei meiner Ehre, Françoise,“ rief der Fürst leidenschaftlich, „es bleibt zwischen uns, wie bisher. Was ist's denn weiter? Ich habe eine Gemahlin. Wie konnten Sie meine Heirat so nachdrücklich betreiben und nun die Eifersüchtige spielen?“

„Mein teurer Vorrat,“ erwiderte die Gräfin, an einer Blume zuspelend, „es kommt zuweilen vor, daß man sich in die eigene Gemahlin verliebt. Das Kind ist eine Schlange, jedoch eine glitzernde. Erdmüte ist schön, und man weiß es: das Herz meines Seladons ist nicht von Stein. Sie haßt Sie, das ist wahr. Leicht wird Ihnen die Annäherung nicht werden. Ich glaube aber Anzeichen bemerkt zu haben, die mir ein Feuer Ihrerseits verrieten, welches immerhin gefährlich werden kann.“

„Bah! Sie phantastieren, Françoise!“ stieß der Fürst, häßlich auflachend, hervor. „Die Furcht vor dem Argwohn des Landgrafen raunt Ihnen Dinge zu, die in Wirklichkeit nicht existieren. Ma chère cousine meidet mich, und ich werde ihre Kälte ertragen. Es giebt nur eine Frau, die mich zu fesseln versteht, — Sie sind es, Françoise, Sie! Die Prinzessin —“

Die Worte verhallten, die beiden wandelten weiter.

Abends war Spiel. Ich mußte neben dem Fürsten Platz nehmen. Der Landgraf brach früh auf, er ist leidend, die Gicht plagt ihn. Als der Hof sich hinwegbegab, geleitete mich der Fürst hinaus. Das Gefolge blieb etwas zurück.

„Monseigneur!“ sprach ich mit schnellem Entschluß, indem wir durch die Gänge schritten, „morgen werde ich Ihnen vermählt. Ich beuge mich dem Befehle Seiner Durchlaucht des Landgrafen. Doch merken Sie wohl auf, Monseigneur: vor den Menschen werde ich Ihre Gemahlin sein, vor Gott niemals! Wollen Sie die Liebe, die ich nicht für Sie empfinde, ertroyen, so werde ich mich töten!“

Er zuckte zusammen, sein aufgedunsenes Gesicht ward feuerrot und mühsam entran gen sich seinem Munde unverständliche Worte.

„Wagen Sie es,“ wiederholte ich leise und bestimmt, „Gattenrechte an mich geltend zu machen, so ist meine letzte Stunde gekommen! Erinnern Sie sich dessen, was ich Ihnen jetzt sage, ich werde mein Wort halten!“ Ich wendete mich plötzlich von ihm ab, rief meine Kammerdame und ging in meine Gemächer.“

Eine dumpfe Stimme sprach neben dem Fürsten: „Er vergaß diesen Augenblick nicht. Du siehst, ich lebe!“

Vermirrt schaute der Fürst auf die Mutter. Nach einer langen Pause ächzte er: „Sie foltern mich, Fürstin! Genug, genug! Endigen Sie!“

„Dies weiter!“ entgegnete diese finster, „dort!“ Serenissimus stieß einen tiefen Seufzer aus und fuhr mit unsicherer Stimme fort: „Der Fürst läßt einen Turm inmitten der Massen des Schlosses auführen; ich weiß nicht, zu welchem Zwecke.“

Sie stehen mich alle wie die Pest und ich halte mich zurück. Nur wenn es unbedingt notwendig scheint, — bei Festlichkeiten oder Besuchen fremder Souveräne — komme ich zum Vorschein.

Zehn Monate bin ich vermählt. Welche entsetzliche Zeit! Die Personen kommen und schwinden, wie die Tage. Ein fortwährendes Gemühl herrscht an diesem Hofe. Der Fürst verlangt nicht von mir, seine Maitressen zu empfangen. Er wechselt oft in seiner Neigung, ich sehe jedoch diese Damen nur selten. Meist befindet er sich mit ihnen auf seinem Jagdschlosse, zuweilen auf Reisen. Die Aufzüge und Feste im Park, bei deren Anblick selbst die Bäume erröten und der Mond sich verbarg, hörten seit meiner Ankunft auf.

Der Bruder des Fürsten, Prinz Anton Ulrich, behandelt mich mit kalter Höflichkeit und doch ist er der einzige Mensch am Hofe, mit dem ich häufiger in Berührung komme, der es zuweilen für angemessen erachtet, sich bei mir melden zu lassen.“

„Jetzt hier!“ Die Fürstin wies auf die bezeichnete Stelle.

Der Fürst las: „Heute teilte mir der Prinz mit, der Fürst hätte einen Alchymisten an den Hof gezogen, der im Rufe großer Kenntnisse stehe und der im Besitze eines Arkanums zur Bereitung des Goldes sei. Der Mann hieße Graf Luigi Cajetano. Er wäre bisher am Hofe des Landgrafen von Hessen in Kassel gewesen und hätte dort von seiner Kunst wichtige Proben geliefert. Der neuerbaute Turm solle als Laboratorium eingerichtet werden, und der sehnlichst erwartete Graf die Wohnung im Schlosse nehmen.“

„Seine Durchlaucht scheint an die Existenz des Steines der Weisen zu glauben,“ bemerkte ich gleichgültig.

„Mein Bruder beschäftigte sich schon in früheren Zeiten mit der Alchymia, ohne den Lapis philosophorum zu finden. Alchymia ist ein gefährliches Ding. Sie beginnt mit einem A, welches man mit dem Worte Arznei bezeichnen könnte, und sie endigt auch mit einem A, welches für unerfahrene Forscher oft Armut bedeutet. Fürst Vollrat hatte keine Erfolge aufzuweisen, man glaubt jedoch gern an das, was man sich wünscht, und ein Arkanum ist wünschenswert, wenn man es braucht.“

„Ist es wahr,“ fragte ich nach einer Weile, „daß die schöne Grasschaft an Rhein, die ich dem Fürsten als Mitgift zubrachte, verpfändet ward?“

Prinz Anton Ulrich wurde verlegen. „Diese Angelegenheit ist noch nicht erledigt,“ sagte er endlich, „doch fürchte ich, der Abschluß wird bald vollzogen sein.“

Die Fürstin Witwe erhob sich.

„Nun werde ich nicht mehr unterbrechen. Beginne hier, wo das rote Kreuz sich befindet und lies die Aufzeichnungen zu Ende. Ich schone mich nicht darin, aber ich finde es nicht schicklich, durch ausführliche

Schilderungen von Gefühlen, die der Jugend angehören, die alte Frau, Deine Mutter erröten zu machen. Es sind Auszüge, die ich für Dich zusammenstellte.“

Sie schritt zu dem Sessel, auf den sie bei ihrem Eintritt ins Zimmer Platz genommen, ließ sich nieder, lehnte sich zurück und lauschte aufmerksam den Worten des Sohnes.

Der Fürst las weiter: „Neues Liebesglück ist Seiner Durchlaucht erblüht. Die einen sagen, es wäre eine Spanierin, die anderen halten sie für eine Ungarin. Gestern abend war Empfang bei dem ich zugegen sein mußte. Der Fürst präsentierte mir die Dame. Eine stattliche, schöne Erscheinung, mit feurigen, dunklen Augen, jedoch einem unangenehmen Zug um den Mund. Ich benahm mich sehr zurückhaltend gegen sie.“

Heute kam Serenissimus in mein Gemach und teilte mir seinen Wunsch mit, die Maitresse unter die Zahl meiner Hofräulein aufzunehmen. Ich lehnte dieses Ansinnen kurz und entschieden ab. Durchlaucht schien sehr verstimmt von meiner Weigerung. Er wollte mir eine Scene machen, ich schnitt jedoch alle Erörterungen ab und zog mich in ein anderes Zimmer zurück.

Nachmittags erfuhr ich, der Fürst wäre mit seiner Geliebten ausgeritten; dieselbe hätte zu diesem Zwecke Männerkleider angelegt.

Abends wird der Alchymist aus Kassel erwartet.

Sonntag den 16. Mai: Ich saß in meinem im ersten Stockwerk gelegenen Schlafzimmer und blickte in den Hof. Meine Wohnung befand sich damals in einem Seitenflügel, dessen Fenster auf die Straße sehen, unmittelbar neben dem großen Eisengitter, welches das Schloß von der Stadt trennt.

Die Wache trat ins Gewehr vor einer Sänfte, die hinausgetragen wurde. Ich konnte die Person, der man diese Ehre erwies, nicht erblicken und meinte, es wäre der Fürst oder Prinz Anton Ulrich. Meine Kammerjose sagte mir jedoch, die Soldaten präsentierten auf allerhöchsten Befehl vor dem neuen Alchymisten, der soeben das Schloß verlasse.

Freitag den 21. Mai: Der Fürst arbeitet mit dem Alchymisten bei verschlossenen Thüren; kein Diener, kein Hofbeamter darf sich dem Gewölbe nahen; nur die neue Maitresse hat ungehinderten Zutritt. Diese soll dabei stets in Männerkleidung einhergehen und den beiden Herren bei deren Hantierung behilflich sein.

Ich ergehe mich bei dem köstlichen Frühlingswetter häufig im Park.

Sonnabend den 22. Mai: Abends Empfang und Spiel beim Fürsten. Ich werde erwartet.

Serenissimus kam mit dem Fremden auf mich zu und stellte mir denselben vor. Ich fuhr zurück und erbleichte: narrt mich eine Ähnlichkeit? Das ist der junge Zigeuner, der mir damals das Geleit gab! Der Alchymist küßte mir die Hand und beantwortete so ruhig und gleichmütig meine Fragen, als hätte er mich niemals gesehen. Ernst ist sein Blick, würdevoll sind seine Bewegungen, der Aufenthalt an einem Hofe, die Anwesenheit der höchsten Herrschaften scheinen ihn nicht in Verlegenheit zu setzen.

Täusche ich mich? Nein, nein! Auch den Klang der Stimme vergaß ich nicht! Graf Cajetano? Seltsam! Beim Spiel verlor er hohe Summen an den Fürsten. Ich beobachtete ihn zwar vorsichtig, doch unablässig. Sein Auge traf mich niemals. Nach der Präsentation schien ich für ihn nicht mehr anwesend und ich wagte es nicht, ihn später ins Gespräch zu ziehen. Verwirrt suchte ich bald meine Gemächer auf.

Montag den 24. Mai: Die Maitresse erregt nicht erfreuliches Aussehen bei den Einwohnern; auch durch die Gassen der Residenz zieht sie in Männerkleidung, trotzdem alle sie kennen.

Abends war ich im Park. Ich trete zuweilen in eine Grotte, die an den Neptunbrunnen grenzt. Wasserkünste in ihrem Innern verieren den mit der Erlichkeit nicht Vertrauten, schütten heimtückisch dünne Strahlen auf ihn und durchnässen ihn völlig. Ich pflege stets das Rad abzustellen, das den Betrieb in Bewegung setzt und auch unterbricht. Die Luft im Freien war schwül, in der Grotte umging mich eisige Kälte. Im Hintergrunde befindet sich eine kleine Marmorstatue des Apoll, und vor derselben eine Bank aus Stein. Ich ließ mich nieder, um von dem Spaziergang, den ich unternommen, auszurufen. Ein Geräusch an meiner Seite veranlaßte mich, den Kopf zu wenden. In dem Halbdunkel vermochte ich den Raum nicht zu überschauen. In der Meinung, mich getäuscht zu haben, unterließ ich es, weiter zu forschen und versank in Nachdenken. Plötzlich erhebe ich, denn unmittelbar in meiner Nähe vernahm ich die flüsternd hervorgestoßenen Worte: „Kennst Du mich nicht Prinzeshen?“ Ich sprang in die Höhe und wollte hinweggehen. Da fühlte ich mich von kräftigen Armen umfaßt, niedergezogen, ein brennender Mund näherte sich meinen Händen und bedeckte sie mit Küssen, ein Kopf verbarg sich darauf in meinem Schoß und eine schluchzende Stimme lallte: „Fliehe nicht! Der arme Zigeunerknabe stirbt, wenn Du ihn wieder verläßt!“

„Unglücklicher!“ rief ich entsetzt, „der Wahnsinn reißt Sie hin! Ich bin die Fürstin dieses Landes, ich bin vermählt!“

„Du bist nur meine Fürstin!“ gab er stürmisch zurück. „Vermählt bist Du nicht! Ich will Dein Gatte sein, nur ich allein auf dem weiten Erdenrund!“

Kraftlos sank ich gegen den Sockel der Statue. Noch immer lag der Alchimist vor mir auf den Knien und weinte heiße Thränen auf meine zusammengepreßten Hände. Kein Laut ließ sich hören, als das Plätschern des Neptunbrunnens, mein fieberhaftes Atemholen und das Gestöhn des leidenschaftlichen Zigeuners. Endlich raffte ich mich auf und sprach mit scheinbarer Ruhe: „Ich durchschaue Sie, Graf, Sie schlossen ein Bündnis mit dem Fürsten, um mich zu verderben!“

Er stieß einen unterdrückten, dumpfen Schrei aus, taumelte zurück, richtete sich langsam auf, und nachdem er vergebens versucht hatte, seinen Blick in meine Augen zu senken, stürzte er schweigend aus der Grotte.

Mittwoch den 7. Juli: Seit mehreren Wochen

erschien ich nicht öffentlich und mied auch den Park.

Nun muß ich wieder zum Vorschein kommen: der Kurfürst zu Pfalz, Johannes Wilhelm ist eingetroffen, und der Fürst veranstaltet heute ihm zu Ehren ein fête champêtre in der Umgebung des Jagdschlösses.

Am Vormittage empfing ich den Pfalzgrafen in Begleitung meines Gemahls. Und, seltsam, nachdem mich beide verlassen hatten, wurde mir der Fürst aufs neue gemeldet. Seine Durchlaucht beklagte sich über meine Zurückgezogenheit und wünschte mich wieder öfters zu sehen.

„Man fürchtet sich fast vor Ihnen, Madame,“ sagte er ärgerlich, „doch ist dies nicht jene heilsame Scheu, die der Hof vor der regierenden Fürstin empfinden soll, nein, man lacht, man spottet Ihrer. Mir entgeht das nicht. — Mein Gott, gefällt es Ihnen denn gar so wenig bei uns? Ich verlange ja durchaus nicht, daß Sie an meinen Belustigungen teilnehmen sollen, ich will Ihnen auch nicht befehlen, diese eine junge Dame, welche gegenwärtig mein Interesse erregt, zu empfangen, so maßlos sind meine Wünsche nicht, obgleich eine andere Fürstin schon aus Klugheit sich anders benehmen würde, allein was hat Ihnen dieser harmlose Graf gethan? Ein junger, schöner Kavaliere, mit den besten Manieren, liebenswürdig, weltkundig und doch so begabt, so voller Gelehrsamkeit, ohne sich derselben zu rühmen, oder aufdringlich mit Kenntnissen zu prahlen, weshalb verstanden Sie es, diesen Mann in einer Weise zurückzuschrecken, daß er sich neulich, als ich ihn in Ihren Salon bringen wollte, entschieden weigerte, mir zu folgen und lieber Krankheit vorschickte, nur um nicht vor Ihnen erscheinen zu müssen. Geschieht dies nur, weil er mir wert ist? Madame ich behandle Sie rücksichtsvoll, — ich darf dies auch wohl von Ihnen erwarten.“

„O Thor,“ rief es in meinem Innern, „soll ich Dir sagen, weshalb ich ihn fliehe? Was würdest Du mir erwidern?“

„Die Damen führen hinaus in den Wald, die Herren folgten zu Pferde.“

„Musikanten, in türkische Gewänder gekleidet, befanden sich auf einem offenen Wagen und bliesen unaufhörlich, bis wir draußen anlangten. Die Mittagstafel war im Freien gedeckt. Ich saß neben dem Pfalzgrafen, mir gegenüber der Fürst mit seiner Freundin. Der Alchimist kam später. Der Pfalzgraf scheint nicht viel von den Goldmachern zu halten, er benahm sich gegen den Grafen Cajetano sehr kühl. Desto mehr bemühte er sich um die Ungarin, denn dieser Nation soll die Maitresse angehören. Nach dem Mahle reichten die Diener Blumensträuße und Festons die in Körbe lagen. Der Pfalzgraf brachte mir ein köstlich duftendes Angebinde; der Fürst folgte seinem Beispiele, doch übergab er mir den Strauß nicht selbst, er beauftragte damit den Alchimisten. Es währte lange, bis dieser mir die Blumen eingehändigte. Ich befand mich am Ausgang einer dunklen Allee und hatte mich in den Schatten einer hohen Buche gesetzt. Vor mir stand plaudernd der Pfalzgraf, neben mir lag eine Dame meiner Begleitung

am Boden, die aus Laub und Blumen Kränze flocht. Ich bemerkte, wie der entfernt verweilende Gemahl nachdrücklich und eifrig in den Grafen hineinsprach. Endlich schickte sich dieser an, auf mich zuzuschreiten. Er zögerte oftmals, hemmte den Schritt und schlug sich in Seitenwege, die den Laubgang durchschnitten. Jetzt hatte er mich erreicht. Der Pfalzgraf trat etwas beiseite, Graf Cajetano ließ sich auf ein Knie nieder, bot mir den Strauß und sagte mit zitternder Stimme: „Ein unfläter, flüchtiger Zigeuner nähert sich Ew. Durchlaucht, doch nur, um dem Befehle seines Herrn zu gehorchen.“

Ich erschrak über diese Worte. Allein der Pfalzgraf verstand deren Sinn nicht und äußerte boshaft: „Selbsterkenntnis ist ein gutes Ding. Die Alchymisten sind allerdings den Zigeunern sehr ähnlich: beide stehlen uns das Gold aus der Tasche.“ „Durchlaucht,“ erwiderte der Graf und sah dem Pfalzgrafen erstaunt ins Gesicht, „nicht alle Zigeuner stehlen. Es giebt tolle Bursche unter ihnen, die ein dumpfes Traumleben führen. Sie hungern, sie frieren, ewig ungestillt bleibt ihr Sehnen, denn die Unglücklichen wollen zu hoch hinaus. Gold schwindet, Liebe bleibt!“

(Schluß folgt.)

## Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

### Winternacht.

Von Elisabeth Rohn.

Wie lieb' ich dich, du Winternacht  
So feierlich, so still und mild,  
Wenn rings umher die tote Erde  
Ein weißes Sterbelleid umhüllt,  
Wenn in der feierlichen Stille  
Der Mond das dunkle Thal erhell't,  
Und tausend goldne Lichter flimmern  
Am klaren, weiten Himmelzelt.

Nichts zeigt in deinem Frieden mir  
Das irre, dunkle Thränenthal.  
Kein Wehruf der verlorenen Seele  
Durchtönt die Luft, — kein Schrei der Qual!  
Wie sind der Leidenschaften Stürme  
In deiner Stille sanft verhallt;  
Die schneebedeckten Wipfel senkend,  
In Andacht schweigend steht der Wald.

In Andacht schweigend, — todesstarr  
Träumt er vom sel'gen Auferstehn,  
Wenn sich die Knospen schwellend heben,  
Und Lenzeslüfte tauend wehn. —  
Und einer Seele mußt' ich denken  
Vom Graun des Todes unbewegt,  
Und an ein Nullis, das im Sterben  
Der ew'gen Klarheit Stempel trägt.

### Etwas über die Landschaftsmalerei.

Von H. Grafen Schad.

1.

Es steht die Kunst bei uns nicht eben in Saft, wir sind darin nicht schöpferisch, nicht einmal geschickte Nachahmer, und mehr bedacht, die Natur in ihrer Erscheinung genau nachzubilden, als das Geschaffene mit lebendigem Geist zu erfüllen. Um die Wende des Jahrhunderts stand es darin wohl besser. Doch selbst damals war man zu wenig naiv, und was in den bildenden Künsten geleistet wurde, hat

etwas künstlich Erdachtes und Absichtliches. Unter diesem reflektierenden Element litt noch am wenigsten die Dichtkunst, wie es ihrer Natur am verträglichsten ist. Der Musik war es allein vorbehalten unbefangen zu grünen, zu fruchten; es geht das Abstrakte kaum in sie ein, es wäre denn, daß sie Worte komponiert und sich so der Dichtung ähnlich macht. Sie trieb unfraglich die schönste und dauerndste Blüte unter allen Künsten. Nun scheint es auch mit ihr dahin zu sein. Wenigstens hörte ich nicht ohne Verwunderung und Mißbehagen eine Komposition des berühmten Johannes Brahms der Goetheschen Dichtung „Harzreise im Winter“. Der Gesang hub an mit dem Verse „Aber abwärts wer ist's?“, um mit „in der Wüste“ zu schließen. Für sich hat diese Stelle kaum einen klaren Sinn, wie schon des Vindewort „aber“ alles auf das Vorhergehende bezieht. Doch der Komponist hat hoffentlich auch das Vorausgehende in Musik gesetzt, um sich bloß mit der Geschmacklosigkeit zu begnügen, unaufhörlich Stellen durch die Sänger wiederholen zu lassen, wodurch der poetische Gedankengang völlig zerstört wird. Setzt man wertvolle Gedichte in Musik, so ist der Sinn derselben nicht Nebenjache, so hat man sich als Tonbildner zu bewähren. Überdies ließ sich eine so vortreffliche Liedersängerin wie Frau Amalie Joachim herbei, das Zeug vorzutragen. Menschen von Geschmack verlieren denselben, vom Ungeschmack der Zeit dauernd beeinflusst, und es wehlt die Kunst bereits in ihren vorzüglichsten Trägern. Daß der Sängerbund „Berliner Lehrerverein“ die Ehre zum Vortrage brachte, ändert mein Urteil nicht.

Glücklicherweise erhöhte sich die Bildnis- und Landschaftsmalerei in diesem Niedergange zu ausgezeichneten Werken. Es fehlt uns das Verständnis für das Übermenschliche, d. h. das Göttliche oder Ideale in Geist, Seele und Form, wie die Kunst solche zu schaffen hat, aber wir besitzen Stimmung und verstehen die Wirklichkeit zu sehen und malerisch zu werten. An der Hand des Geschmacks und der Leidenschaft geht die Malerei über die Natur hinaus, hinein in das bunte Reich der Phantasie. Darum sagt der Dichter halb drollig, halb pathetisch:

Noch einmal sattelt mir den Feppegewyben, Ihr Mäusen,  
Zum Ritt ins alte romantische Land!

Da das moderne Denken, im Sinn von unplastisch oder unbildlich, abstrakt ist, erfreut uns der Umriß nicht, nicht die Zeichnung und Darstellung des menschlichen Leibes, wie sie

die naiven Griechen so durchaus erfreuten; man hat sich zur Landschaft gewandt, wo die Dinge nicht so genaue Grenzen haben, vielmehr verschwimmen und trotzdem ein Ganzes und zugleich Bestimmtes zeigen. Die Griechen beherrschten schon die Perspektive nicht, die unsere Landschaftler wunderbar behandeln. Welche Zauber weben nicht in den Lichtern der Landschaften Claude Lorrains oder Vöcklins!

Der Landschaftsmaler ist subjektiv, nicht unähnlich dem Lyriker, ein Geschöpf der Stimmung, um etwa wie Matthiffon zu empfinden.

Wie schön der Mond die Wellen  
Des Erlentbachs besäumt,  
Der hier durch Binsenstellen,  
Dort unter Blumen schäumt,  
Als lobende Kastade  
Des Derfes Mühle treibt  
Und wild vom lauten Rade  
Zu Silberfunken häuft

Durch Fichten senkt der Schimmer  
So bleich und schauerlich  
Auf die bebuckten Trümmer  
Der Kaiserleitung sich,  
Bestraht die düstern Eiben  
Der kleinen Meierei  
Und heilt die bunten Schwellen  
Der geistlichen Abtei.

Landschaften schweigen, Verse reden und lassen sich drucken, und so hoffe ich, daß vorstehende Verse die Sache verständlich gemacht haben, obwohl der Landschaftsmaler mehr leistet als der beschreibende Dichter. Indem Begriffe — Worte sind Zeichen für Begriffe — das Bildliche nur andeuten, z. B. das Wort „gelb“, die gelbe Farbe, muß der Dichter der Phantasie viele Bilder zeigen, wo es der Maler mit einem erreicht, und kräftiger erreicht. Matthiffon macht eine Wanderung an einem Bache, um uns die geheimnisvollen Schauer der Mondnacht empfinden zu lassen, zur Dorf-mühle, in den Wald hinein zu den Trümmern der Wasserleitung, hinaus zur kleinen Meierei bis zur gotischen Abtei. Einer dieser Orte würde dem Pinsel des Malers genügt haben. Das Landschaftsbild ergreift, ohne sich an den Verstand zu wenden; höchstens fällt derselbe hintennach sein Urteil. Allerdings der Dichter bewegt sich mit erstaunlicher Leichtigkeit in seinen Begriffen, nur sind dieselben gestalt- und farblos. Stimmung, sehnüchtsvolle, melancholische — so konnten die Alten nicht dichten, und so hat ein N. van Ruysdael zuerst gewalt! Ein Bauer könnte seine Gemälde verstehen, soweit sie mit dem Verstande zu fassen sind. In diesem Sinne sind auch wir in der Landschaft volkstümlicher geworden. Wir sind Deutsche und müssen auch Deutsche bleiben, und aller gelehrte Schmuck macht uns nicht zu Griechen und Römern, verschleierte zuletzt bloß das Verständnis für das Einheimische. Der Geist Dvids kann uns den Geist Wolframs nicht ersetzen, daher für den Deutschen zu einer guten Bildung mehr die Kenntnis dieses als jenes gehört; und einmal wird's auch begriffen sein. Es ist wahr, das genaue Studium der Antike hat uns vom zierlichen, aber inhaltsleeren Rokoko befreit, und man mag Whibias' unverfälschten Geschmack studieren, um nicht in die Schwächen eines Dürer zu verfallen, doch mehr können wir von einem Dürer lernen. Nicht die Dichtung, nicht die bildenden Künste der Alten, vielleicht nicht einmal das Italien der Renaissance haben so Herziges geschaffen, wie dieser merkwürdige Künstler.

Die moderne Kultur brachte uns von der Natur weit ab; dennoch verstehen wir dieselbe mit der Sehnsucht des

Herzens, und es ist die Landschaftsmalerei vielleicht in Formen und Farben ein hoher Klagegesang um ein verlorenes Paradies.

Ich unterscheide drei Arten von Landschaften: die heroische, die realistische und die gemischte.

Besonders die heroische Landschaft geht in ihren Formen über die Wirklichkeit hinaus, macht sich eine Natur zurecht ins Schöne verfeinert, sucht die gütige Regel in der Erscheinung, also nicht das Charakteristische oder die Erscheinung im interessanten Einzelfall. Der schöne Fall, der Fall nach geschultem Geschmack, ist ihr das Mustergiltige; und derartige Geschmack läßt die Phantasie nach Regeln arbeiten. Das mag vorteilhaft sein für die bildenden Künste, insofern sie auf die Form einen entscheidenden Wert legen, für die Landschaftsmalerei wird es beengend. Die Welt der Erscheinungen in ihrer unüberschbaren Breite besteht aus unzähligen Einzelheiten oder Thatfachen, welche weder schön noch charakteristisch zu nennen sind, indem erst die Auswahl das künstlerisch Schöne und Eigenartige herausfichtet. Der Künstler wählt nach Gefühl unter dem Beirat gesunder Phantasie und geschulten Geschmacks. Nun ist die Schönheit aber nicht eigenartig sondern regelmäßig, somit ein Allgemeines im Sinne der Kunstregel. Für den Künstler bewegt sich die Natur oder das für ihn Zufällige zwischen der Regel und der Eigenart, jedoch dergestalt, daß es seine Schaffenskraft befruchtet. Wie der Erdboden den Turm hält, aber nicht der Turm ist, so ist die Wirklichkeit der Ursprung aller Kunst, aber nicht das Kunstwerk. Also fällt dasselbe aus der Natur hinaus und ist dennoch in derselben. Das ist die Macht der Kunst, daß sie den Zufall ausschließt und alle Teile eines Kunstwerks in einen sinnvollen Bezug fest. Das Kunstwerk ist als Erscheinung ein Einzelnes und Fertiges, in der Natur hingegen ist nichts fertig, nichts einzeln, und was die Natur erstrebt, das Mustergiltige, das Ideal, der Künstler stellt es in seinen Werken dar. Nun ist's für den Landschaftler heroischen Stils eine Gefahr, seinen Turm in Wolken errichten zu wollen, d. h. auf eine ungehörige Weise in sein Werk Mythologie, Sage und Geschichte zu mischen. Ein abstraktes oder gelehrtes Fundament verträgt kein Kunstwerk. —

Nun haben einige gemeint, es genüge bereits, das Schöne zu verleugnen, das Häßliche womöglich zu betonen, um in der Kunst charakteristisch oder realistisch zu schaffen; das ist aber auch ein Irrtum. Die realistische Kunst geht aufs Charakteristische, was allerdings zuweilen häßlich ist, zuweilen aber schön; auch geht sie nicht aufs Pitante, sondern in einfacher Weise aufs Gemüt. Der Künstler muß Geist besitzen und denselben in hingebender Liebe, also schöpferisch anwenden, sei es hin nach der Richtung der Regel und des Schönen, sei es nach der des Charakteristischen, um ein Vortreffliches hervorzubringen. Könnte die Photographie bunte Bilder herstellen, sie wäre trotzdem nicht imstande, ein wahrhaft bedeutendes Landschaftsbild zu schaffen, so wenig etwa eine Spieluhr seelenvoll spielt.

Die Akademie unterweist in der Lehre vom Schönen, läßt in der Form, läutert den Geschmack, hingegen weiß sie das Charakteristische in der Kunst, wie es durch keine Regel gefaßt wird, nicht zu sagen. Darum ist sie auch wenig geeignet Landschaftler zu bilden, die immer stark Autodidakten waren. Es ist dankbar zu lehren, wie Claude Lorrain zu malen, leider nur sein Bestes, der helle Lustton und die reizende Erfindung, lassen sich nicht lehren. Freilich ist

Claude Lorrain mit seinem heroischen Stil akademischer als Ruissdael mit seinem realistischen, daher ihn die Schule auch mehr gelobt hat. Die heroische Landschaft weudet sich an einen feinen Geschmack, die realistische ausschließlich an das Herz des Beschauers. Und da die Form hier weniger ins Gewicht fällt als das Gefühl, so ist letztere die höhere Gattung. Wie Dürersche Madonnen nicht durch ihre oft unschöne Form ihren Wert haben, sondern durch die Innigkeit ihrer Empfindung, so ist's mit der realistischen Landschaft. Was ist denn an der rembrandtischen Landschaft „Die drei Strohhütten“ schön? Dennoch will das Auge sich nicht davon trennen. In jeder Gestalt ergreift uns das Menschliche, und diese menschlichen Wohnungen ergreifen uns. Auch hier ist feinste Empfindung, nur hat der Geschmack des Künstlers nicht nach Regeln gearbeitet, sondern bewegt vom Gemüt, um Gemüter zu bewegen. Formen haben auch in der Landschaft ihren Wert, schöne Bäume und Felsen, großartige Architektur, doch unmittelbarer und stärker wirkt sie durch andere Mittel, nämlich, falls sie's versteht zu zeigen, daß die Dinge in der Natur aus Wirkungen entstanden sind und darum einem Schicksal unterliegen: denn das berührt das Herz verwandt. J. A. erzählen die Bäume Ruissdaels von einem langen, oft kümmerlichen Leben, diejenigen Poussins und Claude Lorrains sind mehr für das Auge gemacht und möchten gefallen. Die prachtvollen Banten und Ruinen beider setzen in Erstaunen, die Bauernhütten der Niederländer in Nüchternheit. Nichts ist für die Landschaft wichtiger als das formlose Licht, und weil die Malerung darin bessere Wirkungen zeigt, werden Landschaften häufiger rabiert, als in Kupfer gestochen. Wogegen man die formstrengen Gemälde Rafaels in Kupfer zu sehen hat, und wohl ebenso die Werke Claude Lorrains, obwohl der große Künstler selbst Landschaften rabierte. Die Beleuchtung einer Landschaft ist unterschieden für den Morgen, den Mittag, den Abend und verschiedene Länder und Jahreszeiten. Darum sage ich, daß das Licht nicht ein Allgemeines, vielmehr ein Besonderes sei, ein Realistisches, und nicht nach Regeln zu lehren, wie immerhin das Geschmackvolle. Das Licht wird da niemals gezeichnet, sondern nur kalt oder warm empfunden.

(Schluß folgt.)

## Tag des Herzens.

Von Otto von Reigier.

Morgendämmern.

Hauchgespinnenes blaßes Blau;  
Auf ersten Rosen milder Tau;  
Ein leichtes Atmen in der Luft  
Und feuchter Erde frischer Duft.

Sonnenaufgang.

Offen nun des Tages Thor:  
Des Morgens Göttin tritt hervor,  
Vom Purpurmantel die Gestalt,  
Das Haupt von goldenem Haar umwallt.

Liebesdämmern.

Herz, von Sehnsucht übervoll,  
Weiß nicht, was es beginnen soll;  
Es hat gar ungestümen Schlag  
Und ruft und ruft: „Wann kommt der Tag?“

Liebesmorgen.

Wunderreicher Sonne Licht  
Ins Herz aus süßen Augen bricht,  
Der Dämmerung Schleier sinkt zurück:  
Ich grüße Dich, mein Morgenglück!

## Das Geld in der Erziehung.

Von Margarete Henke.

Er muß Egoist sein, um nicht Egoist  
zu werden, zusammenhalten, damit er  
Spenden könne. Goethe.

Ein liebliches Geschwisterpaar hat mir vielfach Gelegenheit zu höchst lohnenden Beobachtungen gegeben. Die Familie, die keinen eigenen Garten besaß, pflegte während des Sommers die Nachmittagsstunden in einem öffentlichen Garten zuzubringen, wo der Freundeskreis sich um sie scharte, und die Kinder der verschiedenen Elternpaare unter den Augen der Erwachsenen fröhlich ihr Wesen trieben. Die beiden Kleinen, von denen ich sprechen will, zogen zunächst durch ungewöhnliche Schönheit die Blicke auf sich. Aber der Beobachter wurde bald durch die bei dem fünfjährigen Mädchen sowohl als auch bei dem noch nicht dreijährigen Knaben mit hoher Bestimmtheit sich äußernden Neigungen und Abneigungen, wie auch durch die bedeutende Verschiedenheit der Geschwister gefesselt. Kamem Raschwaren zur Verteilung, so machte sich die Eigenart dieser reizenden Kinder in interessanter Weise geltend. Ihre Freude war die gleiche, aber während die schelmische Gertrud sofort und mit Eile zu knabbern begann, freigebig und freundlich etwa umstehenden Kindern von ihrem Überfluß mittheilte und mit Schmausen und Schenken nicht eher aufhörte, als bis alles verzehrt war — machte Erwin sich nachdenklich und offenbar bestrebt, das Behagen des Augenblicks möglichst zu verlängern, an das Verteilen seiner von beiden Händchen fest umschlossenen Schätze; entfernte sich, die Mufe der Erwachsenen nicht beachtend, so weit als thunlich von der Gesellschaft, grub mittelst seines kleinen Spatens ein Loch in die Erde und barg die noch übrigen Süßigkeiten in diese Vertiefung. Wurde zum Ausbruch gerüstet, so vergaß das junge Kind nie, die verborgenen Herrlichkeiten ans Licht zu fördern, ja, nachdem einmal die sonst nachgiebige Wärterin, ein nahebes Gewitter fürchtend, den Knaben gewaltsam von seiner sonderbaren Schatzkammer entfernt hatte, lief er anderen Tages beim Eintritt in den Garten sogleich an sein geheimes Versteck und jubelte, seiner sonstigen Ruhe entgegen, laut auf, als er die versteckten Süßigkeiten noch fand. Wahrhaft strahlenden Auges sah er die mit Erde beschmutzten Biskuitstücken und gab sich in gewohnter Langsamkeit dem durch die Gefahr des Verlierens und die Freude des Wiederernehmens verdoppelten Genuß hin. Natürlich blieb dies Benehmen nicht unbemerkt, der kleine Sammler wurde auf das Unjaubere dieser Aufbewahrungsmethode aufmerksam gemacht, und man versuchte, ihm die sand- und erdebedeckte Raschware zu nehmen. Aber es wäre ein hartnäckiger Kampf geworden, denn die Knabenstücken hielten gar fest, was sie einmal ergriffen, und dem Köpfcchen des unbekümmert Weiterichmausenden war es offenbar unsäglich, daß heute etwas fortgeworfen werden sollte, was gestern so viel gegolten, von allen so gern genossen worden war. Und wie auch dem wunderlichen Treiben entgegengearbeitet wurde — verhindert konnte



es nicht werden. Nur suchte das Kind jest im Geheimen zu thun, was es bisher offen gethan; die Schlupfwinkel wurden immer versteckter und wechselten täglich.

Als den Geschwistern, trotz des Altersunterschiedes ungefähr zu gleicher Zeit, eine dämmernde Vorstellung von der Wichtigkeit des Geldes aufging, konnten sie durch ein Zwanzig- oder auch nur Zehnpendnigstück hoch erfreut werden. Traudchen brachte dasselbe eilig an den Mann, verzehrte und verteilte die eingehandelten Nischereien und suchte lachend die Aehseln, wenn man es bedauerlich fand, daß sie nun nichts mehr habe. Es ereignete sich auch, daß sie das Geldstück auf dem Wege zum Kaufmann verlor, aber auch dieser Umstand trübte ihren Frohsinn keineswegs. Dem vorsichtigen Bruder hingegen hätte das Geldstück nicht abhanden kommen können, er hielt es eifern fest und wartete einen unbeobachteten Augenblick ab, um es sorgfältig zu verstecken. Oft malte sich mitten im lustigen Spiel plötzlich etwas Nachdenkliches, Unruhvolles auf des kleinen Gesicht, er verschwand, um sein liebes Geld hervorzuholen, zu betrachten und abermals zu verbergen. So wurde der Nickel tagelang aufbewahrt, bis Erwin ihn endlich nach vielfachem, umständlichem Überlegen in eine Süßigkeit verwandelte, mit welcher er in derselben Weise verfuhr wie vorher mit dem Geldstück.

Keines der Kinder dieses kinderreichen Streifes pflegte so fröhlich auszuteilen, so schnell zu verzehren, so leicht einen Verlust zu tragen wie Traudchen; keines empfand auch nur annähernd so viel Genuß im Genießen, verstand das Behagen des Augenblicks so auszudehnen, suchte den errungenen Besitz so zu erhalten wie Erwin; und das befremdende Benehmen der ungleichen Geschwister regte zu mancher Unterhaltung über Anlage und Erziehung an. Man beratschlagte, wie die Eltern vorgehen müßten, um den Neigungen der Kinder einen Damm entgegenzusetzen, damit den irdlichen Menschentypen nicht einst Unheil aus der Weiterentwicklung ihrer Anlagen entsche. Denn daß Traudchen eine jener Leichtgeimuten werden würde, die genießen und genießen lassen, ohne im gegenwärtigen Überfluß an kommenden Mangel zu denken, die dem flüchtigen Glück des Heute leben, ohne vorjorgend dem Morgen entgegenzusehen — daß hingegen Erwins Freude am Besitz, sein geringes Genießen desselben, sein Sammelsinn ihn zeitig zum engherzigen Geizhals machen würden, stand in dem Kreise fest. Nur die zärtliche Mutter wehrte sich gegen den „Geizhals“, den sie in ihrem Söhnchen nicht sehen wollte. Sie erinnerte an ein schönes Wort in Wilhelm Meister: „Er muß Egoist sein, um nicht Egoist zu werden, zusammenhalten, damit er spenden könne.“ In diesem Sinne wollte sie ihres Kindes Sammeljucht aufgefaßt wissen, in diesem Sinne dieselbe ausbilden.

Die schönen Kinder wurden in späteren Jahren meinem Gesichtskreis entrückt, ich konnte leider nicht erfahren, nach welcher Richtung hin Erziehung und Leben ihre Anlagen beeinflussten.

Wer beobachtet, wie eine der Krankheiten unserer Zeit, die Unzufriedenheit, mehr und mehr um sich greift, wer mit Staunen und Betrübniß wahrnimmt, wie selten ein freud- und friedevolles Genügen anzutreffen ist, der wird sich klar darüber werden, daß es ernste und erste Pflicht der Erziehung ist, junge Gemüther vor dem Gift solcher Zeitströmungen zu bewahren.

Die scharfe Beobachtungsgabe des Kindes zeigt ihm sehr früh schon, daß das Geld die bewegende Kraft ist, welche alle zur Thätigkeit zwingt, um welche aller Teilnahme sich

dreht, die Kraft, deren es, selbst zu seinem kleinen Dasein, unansföhrlich bedarf, die ihm manche Genüsse zugänglich macht. Das Kind ist vielleicht zugegen, wenn Vater und Mutter Einnahmen und Ausgaben besprechen, es sieht, wie das Haushaltungsgeld für den kommenden Monat in die Wirtschaftskasse fließt, wie die Dienstboten das ihnen Gebührende erhalten; es nimmt wahr, daß der Kaufmann, der Zuckerbäcker, der Spielwarenhändler nur für jene kleinen, ihm noch mit Hieroglyphen bedeckten Metallstücke das Gewünschte hergeben, und der Sinn für diese, ihm vielleicht noch vor kurzem wertlos wie Spielmarken dünkenden Metallstückchen erwacht plöglieh und ungestüm. Es ist daher klar, daß das Geld in der Erziehung nicht unbeachtet bleiben kann, und weisen Erziehern ist gerade hier ein Mittel gegeben, ihr Kind zu beeinflussen, es fähig zu machen, aus dem schweren und in unseren Tagen wohl an jeden wiederholt herantretenden Kampf gegen Unzufriedenheit und Ungenügsamkeit als demüthvoller Sieger hervorzugehen.

In Wilhelm Meister läßt Goethe die weltkluge Therese einen Unterschied machen zwischen „wohlhabend“ und „vielhabend“, und im Sinne dieser Lebenskünstlerin, die ihren kleinen und bescheidenen Verhältnissen Reize abzugewinnen weiß, die in diesen Verhältnissen sich so ganz und gar nicht beschränkt, so glücklich, so wohlhabend fühlt, daß sie ausrufen kann: „Wohlhabend ist jeder, der dem, was er besitzt, vorzustehen weiß; vielhabend zu sein ist eine lästige Sache, wenn man es nicht versteht.“

Im Sinne dieses lebenswürdigen Wesens möchten wir sagen: Erziehen wir unsere Kinder so, daß sie sich wohlhabend fühlen, gleichviel ob das Schicksal ihnen an Geld und Gut so viel verliehen, daß sie nach dem gewöhnlichen Begriff des Wortes wohlhabend zu nennen sind, oder nicht.

Gesagt ist's ja leicht, und das Erziehen in der Theorie ist ein herrlich Ding, dem keinerlei Hindernisse in den Weg treten. Aber auch in der Praxis können ein kluger Vater, eine denkende, um ihr Kind ernstlich besorgte Mutter gar viel thun, um in ihres Lieblings Seele dem Engel Zufriedenheit eine Stätte zu bereiten, um dem jungen Erbensohne die richtige Stellung, das richtige Verhalten jener Macht gegenüber anzuweisen, jener Macht, die willenlos und unsere Dienerin wird, wenn wir sie zu beherrschen verstehen, die aber zu unserer Gebieterin sich aufschwingen und unser ganzes Leben verdüstern kann, wenn wir sie nicht zu nützen wissen!

Am Golde hängt,

Nach Golde drängt

Tsch alles. Ach, wir Armen!

Nein, am Golde hängen soll unser Kind nicht, und eine ernste, wohlbedachte Erziehung verhüte, daß es sie sich arm fühle!

Unbedingt unrecht thun jene Eltern, welche sich thatenlos der süßen Unschuld ihres Kindes freuen, das ein vielleicht eben zum Geschenk erhaltenes Zwanzigmarkstück dem vorüberziehenden, angenscheinlich durch Brauntweingenuß Herabgekommenen reichen will, oder das, von einer Hungersnot hörend, eine Kupfermünze herbeiholt, damit für den „großen Thaler Suchen gekauft werde für die Hungernden“. Wie lieblich solch kindliches Gebahren auch erscheint — für unsere so sehr nach dem Besitz strebende und selbst im Besitze unzufriedene Zeit sind solche paradiesisch-ahnungslosen Zustände nicht zulässig, und unser Kind wird nicht weniger glücklich, nicht weniger Kind sein, wenn wir ihm, sobald ein geringstes Verständnis für Geld uns Geldeswert aufdämmert, die

lieben Kinderangen nach dieser Richtung hin sehend und sehender machen.

Ich habe einmal einen etwa siebenjährigen Knaben recht herzlich bedauert. Der zärtliche Kleine wünschte der ihm sehr werten Köchin des Hauses eine Geburtstagsfreude zu machen, hatte aber zu Eltern und Geschwistern nicht so viel Vertrauen, um eine kleine Summe zu erbitten, und wandte sich daher an die zu Beschenkende mit den Worten:

„Gute Anna, leihe mir doch fünfundsiebzig Pfennige, ich will Dir gern morgen was schenken. Ach, leihe mir's doch! Wenn ich 'mal wieder ein bissl Geld bekomme, dann geb' ich's Dir ja zurück!“

Das verständige Mädchen gewährte die Bitte nicht, das Kind ging der größten Freude, der, andere zu erfreuen, verlustig!

Wie thöricht, ja, wie lieblos erschienen mir jene Eltern, die den weichen Boden dieses liebevollen Kinderherzens, in dem ein gütiges Geschick den Samen der Menschenliebe schon zum Keimen brachte, ungenutzt ließen für die wichtigen Aufgaben der Erziehung!

Unbedingt nötig ist's, daß das selbst jüngere Kind schon ein Taschengeld erhält, von welchem es vielleicht eines und das andere seiner kleinen Bedürfnisse, jedenfalls aber die Geschenke für Angehörige und Dienstboten bestreiten muß. Wenn das Kind von eigenem Gelde das Angebinde selbst einhandelt, so gewährt ihm diese Art des Schenkens viel mehr Freude, als wenn die Mutter einen Blumenstrauß oder etwas anderes kauft und dem Kinde übergiebt, das nun dieses Geschenk einfach zu überreichen hat. Das ist aber kein Schenken mehr, und das Kind fühlt das recht wohl, der Geburtstag eines teuren Angehörigen wird für das Kind seines höchsten Reizes entkleidet, er wird zu nichts anderem als zu einer Gelegenheit, möglichst viel Kuchen und sonstige Naschware zu erhalten. Hat hingegen das Kind aus der eigenen kleinen Kasse, am besten, indem es ein Opfer bringen mußte, da die noch übrige Barschaft für ein eigenes Bedürfnis nicht hinreichte, so daß zur Herabsetzung der eigenen Bedürfnisse geschritten werden mußte — hat das Kind in dieser Weise geschenkt, wie erhaben wird es sich an diesem Geburtstag erscheinen! Wie wird das Bewußtsein, etwas entbehren zu müssen, um einem geliebten Menschen eine Freude zu bereiten, das Bewußtsein, gesiegt zu haben im Kampf gegen das eigene Ich — wie wird dies Bewußtsein, dem Kinde nicht ganz klar, nur annähernd aufdämmernd, das Kind beglücken und zu weiterem Betreten dieser Bahn anreizen!

Auch sollte das Kind hin und wieder veranlaßt werden, aus dem eigenen kleinen Vermögen Arme und Kranke zu erquicken. Es ist nicht genug, daß die edle Mutter ihr Herzblatt mit sich nimmt in die Hütten des Glends — nein, das Kind muß mit thätig sein am Werke der Liebe! Und auch hierbei wird es von weitgehendem, heilsamem Einfluß sein wenn das Kind nicht von seinem Überfluß giebt, sondern wenn es, gleichviel in wie guten Verhältnissen die Eltern sich befinden, entbehren muß, um das Leid des Nebenmenschen zu lindern. Ja, entbehren! O, Mutter, sei nicht schwach Deinem Liebling gegenüber, laß Dein Herz nicht trauern, wenn Du Dein Kind einmal entbehren siehst! Schau umher, und werde Dir klar darüber, daß wir alle, ob arm, ob reich, einmal entbehren müssen. Ich denke eben nicht jener Kleinkindchen, die sich arm, beklagenswert vorkommen, die zu entbehren meinen, weil sie sich zu ihrer Erholung nur des billigen Ostseebades bedienen können, während besser gestellte

Freunde in ein teures Modebad und zur Nachkur noch in irgend einen vielbesuchten und darum kostspieligen Luftkurort gehen. Diese sind wirklich arm und beklagenswert, sie sind Thoren, die nie oder doch nur auf Augenblicke volles Behagen empfinden werden. Ich meine Dich, mich, uns alle, an die einmal — ach, einmal nur? — das Entbehren herantritt, gleichviel in welcher Gestalt. Oder sollte der Millionemann nicht auch einmal entbehren müssen? Ach, vielleicht das Allernotwendigste, vielleicht Speise und Trank, weil qualvolle Schmerzen ihn die Weisungen der Ärzte befolgen heißen. Und solch Hunger, solch Durst angesichts der Versuchung durch den Überfluß sind vielleicht niederdrückender, als Hunger und Durst des Mittellosen. Ja, entbehren wir, um nicht zuviel und zu oft entbehren zu müssen!

Jene Mutter, der die Schreiberin dieser Zeilen all ihr Vermögen, zerstörbares wie unzerstörbares, dankt, hatte wohl recht, als sie einmal ihrem achtjährigen Töchterchen vorstellte, daß ein Kräftigungsmittel für einen Armen beschafft werden müsse, zu dem ihre Kasse nicht ausreiche, und als sie ihr Kind aufforderte, die Sparsbüchse zu diesem edlen Zweck zu sprengen. Sie wußte recht wohl, daß ihr Kind gerade nur so viel besaß, um die nötigen Handschuhe anzuschaffen. Ach, wie oft waren sie im Schaufenster schon betrachtet worden, und wie bildeten sie in ihrer dunkelweilchenfarbenen Schönheit meinen höchsten Wunsch! Sie sah es voraus, diese erziehungsweise, unvergleichliche Frau, welchen Kampf die junge Seele würde kämpfen müssen, und dennoch — sie gewann es über sich, zu diesem Kampfe aufzufordern, der nicht der einzige seiner Art geblieben ist. Solche Stunden haben wohl nicht zum geringsten beigetragen, ihr Bild zu einem unauslöschlich in ihres Kindes Seele haften zu machen, ihr unaufhörlichen Dank, ihr Unsterblichkeit zu sichern!

Aber unseres Kindes Taschengeld soll nicht für Geschenke und zur Linderung der Not gänzlich verausgabt werden, es soll vor allen Dingen ein Überschuß bleiben. Lächelt meine freundliche Leserin? Verlange ich zuviel? Nein und abermals nein! Es kommt nicht darauf an, ob das Kind mit Markstückchen oder mit Pfennigen rechnet, ob es viel oder wenig zurücklegt — es muß nur rechnen, muß unbedingt zurücklegen! Wir brauchen dem Kinde nicht von einem zu ersparenden Vermögen zu sprechen, aber daß für unvorhergesehene Fälle ein Überschuß vorhanden sein muß, das kann auch das jüngere Kind schon fassen. Ein Sommerregen, ein Plumps ins Wasser, eine zu weit getriebene Kletterübung machen manch ein Kleidungsstück unbrauchbar, und ist das Kind gewöhnt, sich das Kleidungsstück aus eigener Kasse zu beschaffen, so wird ihm der Wert, ja, die Notwendigkeit des Überschusses bald klar werden.

Ich gestehe, daß von all den wichtigen Fragen der Erziehung keine mir so wichtig erscheint, wie die Stellung des Kindes zum Gelde, daß ich nichts auch nur annähernd so nötig finde, wie das Gewöhnen an den Überschuß. Man lasse das Kind entbehren — schon des Entbehrens wegen — um den Überschuß zu ermöglichen. Denn jenes Sichwohlhabendfühlen, das an Therese so bewundernswürdig erscheint, kann nur da entstehen, wo immer mit Überschuß gewirtschaftet wird. Ist aber das Kind an steten Überschuß gewöhnt, so wird es, auch wenn es allein und ohne die leitende Mutterhand weiterschreitet, dies heitere, sorgenfreie Bewußtsein, das der Überschuß gewährt, sich zu erhalten wissen fürs Leben! Versagt dann das Schicksal dem Herangewachsenen Reichthum und Überfülle — er wird dieselben

nicht vermissen, er hat ja zurückgelegt von Anbeginn, er hat den Unterschied des „Mißhabend“ und „Wohlhabend“ klar erfaßt, er fühlt sich wohlhabend, weil er dem Seinen vorzustehen weiß, weil seine Habe sich mehrt unter seinen klugen Augen. Und bleibt er im späteren Leben vor Unglücksfällen bewahrt, so daß er sein nach und nach gesammeltes Vermögen nicht anzugreifen gezwungen ist, sondern durch weitere Überschüsse von Jahr zu Jahr vergrößert — keine Sorge, daß er zum lieblosen Geizigen sich entwickle! Er hat wohlthun gelernt, sein Blick ist geschärft, sein Herz erwärmt worden für die Leiden der Nebenmenschen. Er ist sparsam, nur wenn es eigene Bedürfnisse, eigene Genüsse gilt. Er wird zur lebenden Illustration der schönen Worte Goethes: Er muß Egoist sein, um nicht Egoist zu werden, zusammenhalten, damit er spenden könne!

So, meine ich, sollen wir das Geld in der Erziehung mitwirken lassen. Dann wird unser Kind nicht zu jenen Schwächlingen gehören, die sich nichts zu versagen, die nicht zu rechnen verstehen und daher das unschuldige Geld schelten; noch zu den am Golde Hängenden, die im Besitze ihr höchstes Glück sehen, den Besitz über Gebühr preisen; oder gar zu jenen, in den Anfängen aller Weltklugheit Zurückgebliebenen, die mit vornehmer Achselzucken den „Mammon“ bespötteln. Es wird im Gelde eine Macht sehen, die in die rechten Bahnen gelenkt, bestimmt ist, uns zu erheben und zu beglücken!

### Rosenknospe.

Schöne, duftige, halb erschlossene Rose!  
Lächelnd träumst Du vom Kuß des säuselnden Westes  
Wenn der Liebliche gaukelnd Dich weich umschmeichelt,  
Schmelzend in Sehnsucht.

Oa, was weißt Du vom Lied des brausenden Nordwinds!  
Sieh', er kommt über Nacht auf rauschendem Fittich,  
Und er freit um Dich brünstig, mit heißer Liebe,  
Wild und gewaltiam.

Nebend jenkst Du Dein holberglühendes Köpfchen,  
Schamzerfloffen, erschreckt vom Strom der Gefühle,  
Stürzt Du selig vergebend an seinen Busen,  
Hin durch die Lüfte.

Zubelnd jagt er mit Dir im Sturme von dannen,  
Lachend schwingt er Dich wild im rauschenden Reigen,  
Wehe, bis er Dich sterbend — läßt aus den Armen,  
Müde des Spieles.

Charles Buttgerald.

### Zeitschriften.

Seit unserer letzten Umschau auf dem Gebiete sind wieder eine Anzahl neuer Zeitschriften gegründet worden, von denen mehr als eine den Todeskeim in sich trägt.

Von litterarischen Blättern sind zu nennen:

**Jung-Deutschland.** Halbmonatsschrift für Dichtkunst, Kritik und modernes Leben. (H. Friedemann Nachf. G. L. Stottentidt, Straßburg im G.) Seit Januar. Für sechs Monate 4 Mk.

Das Blatt will „neutralen Boden sein für alle, in deren Brust der göttliche Funke der Poesie glüht“ — wenn es

schon einem „Amus“ huldige, soll es der „Berismus“ sein; Wahrheit des Fühlens und Denkens fordere es von seinen Mitarbeitern. Allzuklar ist nur das alles nicht. Die Hefte bringen Gedichte, kleine Abhandlungen, Erzählungen; meist anständige Durchschnittsleistungen, die auch in einem „Alt-Deutschland“ genannten Blatte stehen könnten.

**Sterns** (M. N. von) **Litterarisches Bulletin der Schweiz.** (Zürich.) Jährlich 5 Frcs., monatlich eine Nummer.

Der Gedanke, der dem Unternehmen zu Grunde liegt, ist ein vortrefflicher, wenn auch vielleicht seine Ausgestaltung nicht ganz tadellos sein mag. Die Schweiz befißt ein reges litterarisches Leben; was sie für unser gesamtes deutsches Schrifttum von frühester Zeit bedeutet, ist bekannt. In den letzten Jahrzehnten haben nacheinander Keller, G. J. Meyer, Spitteler Eigenartiges geschaffen und mehr oder minder starken Einfluß auf die Poesie des Reichs ausgeübt. Aber neben ihnen wirkten und nach ihnen wirken noch Männer von echter Begabung, die bei uns wenig oder gar nicht bekannt sind. Ich hielt es nun für besonders verdienstvoll, wenn Herr von Stern uns in seinem „Bulletin“ hauptsächlich die geistige Bewegung der deutschen Schweiz vorführte. In den mir vorliegenden Heften 1—5 ist der Anfang gemacht. Möge der leitende Gedanke sich immer klarer gestalten. Dann kann die Zeitschrift von bleibendem Werte werden.

**Die Penaten.** Eine Halbmonatsschrift gegründet und herausgegeben von Max Geißler (in Königswald bei Dresden). 2 Mk. das Vierteljahr.

Die zwei eingekleideten Hefte bringen Gedichte und kleine Erzählungen; von bekannteren Namen sind K. Tilmann, H. Friedemann, Hermine von Preuschen, M. von Stern vertreten; auch der Herausgeber hat manches Hübsche beigetragen (gelungen vor allem das Gedicht „Winter“). Die Studie von H. Menkes „Was soll aus der deutschen Litteratur werden?“ beweist in vielen Behauptungen, daß der Verf. das deutsche Wesen sehr oberflächlich kennt. Natürlich benützt er auch die Gelegenheit zu Ausfällen auf „alte Herren“. Er ist sicher nicht unbegabt, aber weder die kleine Sammlung von Skizzen „Aus Rot-Rußland“ noch die Gedichte geben ihm das Recht z. B. über Wilbrandt so hochmütig absprechende Urteile abzugeben. Herr Menkes wird noch bedeutend reifer werden müssen, ehe er dem Verf. des „Meisters von Palmyra“ bis an die Achsel reicht.

**Neue Litterarische Blätter.** Offizielles Organ der Litterarischen Gesellschaft „Psychodrama“ und Zeitschrift für Freunde der zeitgenössischen Litteratur. Herausgegeben von Franziskus Hähnel. (Bremen, Sühtmanns Buchhandlung.)

Der sächsische Oberst, Mich. von Meerheimb, hat das Selbstgespräch, das die modernste Schule aus ihren Bühnenstücken verbannt, zu einer Art von kleinem Drama entwickelt. Den Hauptstoff bildet natürlich die Darlegung von Seelenzuständen. Seine mit großer Begabung verfaßten Arbeiten haben viele Freunde gewonnen und Anlaß zur Bildung einer Gesellschaft „Psychodrama“ gegeben, die aber nicht nur diese Gattung allein, sondern die „nationale Litteratur“ überhaupt pflegen will. Ich freue mich über jedes Anzeichen von wachsender Teilnahme für Erzeugnisse der Poesie und wünsche der Gesellschaft fröhliches Gedeihen. Neben Aufjagen ästhetischen Gepräges bringt das Blatt auch Gedichte; manches ist kunstpielerisch, aber daneben finden sich doch auch Schöpfungen, die über den Durchschnitt emporragen.

**Das Recht der Feder.** Halbmonatsschrift für die Be-

rufsinteressen der deutschen Schriftsteller und Journalisten. Organ des Allgemeinen deutschen Journalisten- und Schriftstellertages, der deutschen Schriftsteller-Gesellschaft und des Vereins Thüringer Presse. (Berlin W., Linkstraße 31.) Vierteljährlich 1 Mk.

Die uns vorliegenden Hefte 25—27 enthalten ungemein vieles, was für die Berufsgenossen unter Umständen von Wert sein kann. Ihnen sei das Blatt bestens empfohlen.

**Die Wage.** Eine Halbmonatsschrift für politische, soziale und ästhetische Kritik. Herausgegeben von Carl Schmidt. (Berlin SW., Zimmerstraße 56.)

Mir liegt nur Nr. 4 des Blattes vor; danach läßt sich das Wollen des Herausgebers nicht beurteilen. Die Beiträge sind gewandt geschrieben, das meiste scheint aus der Feder Schneidts zu stammen.

**Das Atelier.** Organ für Kunst und Kunstgewerbe. 2 Hefte im Monat, 2 Mk. im Vierteljahr. (Berlin SW., Schützenstr. 63, Wilhelm & Brasch.)

Eine vortreffliche Zeitschrift, die von Hans Rosenhagen mit Verständnis und Hingebung geleitet wird. Sie steht auf der Seite eines vernünftigen Fortschritts, will die neuen Richtungen in der Kunst unterstützen, ohne die Übertreibungen und Mißgriffe zu beschönigen. In den Aufsätzen, die zu den Kunstfragen des Tages Stellung nehmen, herrscht ein frischer Ton; Berichte über neue Ausstellungen sind mit Verständnis geschrieben; ungemein reich sind die Abteilungen, die kleine Nachrichten bringen. Ich empfehle das Blatt allen, die für das darin gepflegte Gebiet Teilnahme besitzen.

**Glückliche Fahrt.** Wochenchrift aus allen Gebieten der Litteratur, Kunst, Wissenschaft und des Gewerbes. (Berlin, SW. Wilhelmstr. 9.)

Der Inhalt bietet, obwohl geschickt gewählt, nichts Eigenartiges. Aber der Käufer jedes Heftes ist nach bestimmten Bedingungen gegen Fahrt- und Reiseunfälle bis 4000 Mk. versichert. Als Chefred. ist Francis Stahl genannt.

**Sphinx.** Monatschrift für Seelen- und Geistesleben herausgeg. von Hübbe-Schleiden (Braunschweig, C. A. Schwetjcke u. Sohn). Organ der Theosophischen Vereinigung.

Seit das Blatt sich in der ganzen Haltung an weitere Kreise wendet, hat es Verbreitung gewonnen. Es ist ein edler Geist, der die „Sphinx“ durchweht, ein echtes religiöses Streben, das niemals die Bekenntnisse als solche angreift, aber auf den Kernpunkt des inneren Lebens hinstrebt und nur den Materialismus des Denkens und der Gesinnung unermüßlich bekämpft. Auch Menschen, die gewisse Anschauungen ablehnen, können in jedem Hefte etwas finden, was sie geistig fördern und im Gemüt erwärmen kann. Reizend sind die von Fidus herrührenden Zeichnungen; besonders die Kunstbeilage des Märzheftes: Christus und den Versucher darstellend, giebt Zeugnis von einer großen Begabung, die der Natur ins Auge sieht, aber zugleich ihr Geistiges erfährt. Ich empfehle die Monatschrift allen suchenden Herzen bestens; sie kann ihnen den Weg zum „Vater“ an mancher Stelle erhellen.

**Wohlfahrts-Correspondenz** der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrts-Einrichtungen. Herausgegeben von Dr. Jul. Post. (Berlin W. Leipziger Str. 133.)

Die Zeitschrift will alles Neue, was auf dem Gebiete versucht oder ausgeführt wird, zur Kenntnis weiterer Kreise bringen und dadurch anregend wirken. Die mir vorliegenden Nummern — sämtlich vom Jahre 1892 — entsprechen voll-

kommen dem Zwecke des Blattes. Sie bringen z. B. Berichte über den Spar- und Bauverein in Hannover; über Arbeitsordnungen; über die Volkskaffeehäuser in Berlin; über Wohnungsfrage, Sonntagsruhe, Kinderheilstätten u. s. w. Die Zeitschrift verdient warme Unterstützung; ich empfehle sie besonders allen Arbeitgebern angelegentlich.

**Ethische Kultur.** Wochenchrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen. Im Auftrage der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur herausgeg. von Prof. G. v. Gyzski. (Berlin, Ferd. Dümmler.)

Das Blatt erscheint seit 1. Jan. d. Jahres. Obwohl nicht unmittelbar Organ der oben genannten Gesellschaft spiegelt es doch ihren Geist wieder. Dieser krank — mögen auch einzelne Mitglieder von ichsuchtloser Gesinnung erfüllt sein, an theoretischem Materialismus. Für die leitenden Kräfte des Vereins gelten alle, die an das Geistige, an Gott glauben, für rückständige Geister. Sehr kennzeichnend sind die Vorgänge, die zum Austritt des Obersten a. D. von Gyzski, eines Verwandten des Herausgebers, geführt haben: er giebt darüber Kunde in einer Zuschrift im Märzhefte der „Sphinx“. Die gelehrten Herren, die Wortführer im Verein sind, und das Menschendasein aus der „statheder-Perspektive“ — man entschuldige das Fremdwort — betrachten, stehen ganz im Banne einer mechanischen Weltanschauung. Ihre Oberflächlichkeit zeigt darin, daß sie eine Ethik ohne Religion „gründen“ wollen. Begriffen sie die Menschenseele, thäten sie es nicht; so aber betrachten sie mit dem bloßen Verstande die Welt, die sich den Sinnen offenbart, und läugnen schamlos alles, was nicht sinnenfällig ist. Bei solchen Grundansichten kann man wohl gelegentlich Gutes thun, aber eine höhere Gesittung läßt sich darauf nicht errichten. Doch die Menschen lieben, Markenhäuser zu bauen. Dieses Vergnügen kann man auch diesen Herren nicht verbieten.

**Deutsche Tierchutz-Zeitung „Tibis“.** Geleitet von G. Bernauer, Berlin S. W. Lindenstr. 58.

Die Zeitschrift, die viel Anregendes und Beherzigenswertes bringt, sei herzlich empfohlen. Mitleid für alles Lebende, was auch Leiden unterworfen ist, ist Pflicht des Menschen. Und die Sache des Tierchutzes gehört also auch zu den sittlichen Angelegenheiten, die jeder um so leichter unterstützen kann, als große Opfer nicht verlangt werden.

**Die Flamme.** Zeitschrift zur Förderung der Feuerbestattung im In- und Auslande. (Berlin, C. Breitestr. 5. (E. AsteI).)

Das Blatt bietet eine umfassende Übersicht der ganzen Bewegung zu Gunsten der Feuerbestattung. Wer seine Ansichten über die Sache klären und die Vorgänge verfolgen will, dem sei das Blatt bestens empfohlen. Die Abnehmer haben dafür Mk. 4 jährlich zu entrichten; unterzeichnen kann man bei jeder Postanstalt.

## Ora pro nobis.

Gnadenvolle süße Mutter,  
Die Du über Deiner Kinder  
Leidbedrängte flücht'ge Scharen  
Schützend Deine Hände breitest, —  
Die Du, um ihr selbstverschuldet  
Tiefes Elend abzuwenden,  
Zu des Himmelskönigs Throne  
Nehend Deine Hände hebst, — —

Nimm dies Lied wie eine Blume,  
Die ich, Deinem Altar nahest,  
Opfernd Dir zu Füßen lege;  
Nimm dies Herz, das gramzerbrochne,  
Diese heißen Reuestränen, —  
Gnadenvolle, süße Mutter,  
Nimm mich ganz in Deinen Dienst!  
Und dann leg' mir Deine kühlen  
Hände auf die heiße Stirne,  
Hebe Deine reinen Hände  
Zu dem Thron des Allgerechten,  
Daß er meine Schuld verzeihe,  
Daß er all' mein wohlverdientes  
Tiefes Gend von mir wende  
Um der ew'gen Liebe willen,  
Die für uns am Kreuz gestorben.  
Gnadenvolle, süße Mutter,  
Bitte Du den Allerbarmen,  
Daß Er Seinen Blick nicht wende  
Von dem Pfad des Tiefgeliebten,  
Der mit mir die gleiche Schuld trägt, —  
Der die Erdeneligkeiten  
Meinen Blicken aufgeschlossen,  
Der mir Lieb' und Tren' versprochen  
Und dann schmählich mich verlassen, —  
Der um mich die größ're Schuld trägt, —  
Darum ihm die größ're Gnade!  
Zu des Allerbarmers Throne  
Hebe Deine heil'gen Hände, . . .  
Gnadenvolle Gottesmutter,  
Bitte, bitte Du für uns!

Clara Müller.

### Vermischte Anzeigen.

„Wiener Elegien.“ Von Ferdinand von Saar (Heidelberg, Georg Weis). Der bekannte deutschösterreichische Dichter, welcher sich durch Eigenart, Klarheit und Formgefühl auszeichnet, bringt in diesen fünfzehn Elegien der einem Niobe-Lose entgegengehenden Stadt an der Donau den freudig-wehmütigen Gruß des Wiedersehens nach langer Abwesenheit. Saar hat nämlich eine Reihe von Jahren auf den Schlössern seiner Freunde in Mähren und Böhmen zugebracht, um sich ganz dem stillen Schaffen hinzugeben. Und jetzt singt er:

„Ja, ich bin im Herzen der alten, der herrlichen Ostmark,  
Deren Banner einst flatterte stolz über dem Reich —  
Über dem Reich, von dem sie getrennt uns; beinahe ein  
Fremdling:

Österreichs Söhne, man zählt kaum zu den Deutschen sie  
mehr . . .

. . . Doch Du bist noch, o Wien! Noch ragt zum Himmel  
Dein Turm auf,

Uralt mächtiges Lied rauscht ihm die Donau hinan.“

Freilich ist es nicht mehr das alte Wien, das der Dichter am Lebensabend (er vollendet in kurzem sein sechzigstes Jahr), nach fast vollendetem Tagewerk, schaut. Die stolzen Neubauten, „die marmorne Pracht“, erfreuen zwar sein Auge, aber sie spricht nicht mehr zum Herzen wie einst die weithin gebreitete Stadt, wo fröhlich ein fröhliches Volk in ihr wogte.

Erinnerungen wachen auf, denen Saar stimmungreichen Ausdruck verleiht. Und er gedenkt der Zeit, da Gerjins aus Wien hervorging oder dort weilte. Maria Theresia, Josef II., Prinz Eugen und Erzherzog Karl, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Grillparzer, Raimund, Bauernfeld, Anastasius Grün, Saar wandelt noch einmal durch die Gärten des Belvedere und Schönbrunn, durch den Prater und tief hinein in den quellschmelzenden Wienerwald. Aber er entdeckt auch die Fabriken mit rauchenden Schloten, die Mietskasernen und die Heime des Glends, wo sich das Schicksal Wiens weiterweht. Die Tage, wo stets sich am Spiege das Huhn drehte, sind längst vorüber. Nur die Festfreude und der Festtaumel des Faschings erkloß noch nicht und die schönen Frauen leben noch immer. Dies die kurze Inhaltsangabe der in edler Sprache und in sanftem, rhythmischen Schritt dahingleitenden Elegien, mit denen der zurückgekehrte Sohn seine Vaterstadt feiert. Das hübsch ausgestattete Büchlein wird in Österreich auch bei den auswärtigen Freunden Wiens zweifellos Anklang finden.

R. Pr.

**Afraja.** Ein nordischer Roman von Theodor Mügge. (Bibliothek der Gesamtliteratur, Nr. 554—559. Halle a. d. Saale, Otto Hendel. 519 S. broch., 1, 50 M., in Ganzleinenband mit Rotschnitt 1, 75 M.)

Der vorliegende Roman des vor 31 Jahren verstorbenen Schriftstellers ist 1854 zum ersten Mal erschienen. Man muß es der Verlagshandlung Dank wissen, daß sie dieses Werk aufs neue der Öffentlichkeit übergab. Gewiß soll zugegeben werden, daß der Verfasser sehr häufig mit starken Effekten arbeitet, um das Interesse an der Handlung zu erhalten; aber das ist in den Augen des romanlesenden Publikums durchaus kein Fehler. Jedenfalls versteht es der Autor, die Spannung bis zur letzten Zeile wachzuhalten, teils durch die schnell fortschreitende, geschieht erfundene Handlung, teils durch seine Darstellungskunst. Die Charaktere sind mit realistischer Treue durchgeführt, urwüchsig in ihrer Eigenart, also schon dadurch fesselnd. Vor allem hat mir die Behandlung des landschaftlichen Hintergrundes gefallen. — Der Roman spielt vor etwa 150 Jahren im nördlichen Norwegen (Afraja ist ein Hauptling der Fjeld-Lappen). Die schroffe, majestätische Gebirgsnatur an den Fjorden Norwegens, das buntbewegte Leben auf den Strammärkten, auf welchen Fischer und Nomadenlappen ihre Erzeugnisse gegen Bedürfnisgegenstände umtauschen, das fröhliche Treiben auf dem Meere beim Stabelaufgang, alles das tritt uns in anziehender, ungezwungener Darstellung vor Augen. Der Roman ist ein Natur- und Kulturgemälde von plastischer Anschaulichkeit. Besonders Interesse verdienen die an mehreren Stellen mitgetheilten Lappensagen.

M. W.

### Inhalt der Nr. 24.

Die Sonntagskinder. Roman von Hans Werder.  
Fortf. — Arkanum. Roman von Ludwig Würzburg.  
Fortf. — **Beiblatt:** Winternacht. Von Elisabeth Mohr. —  
Etwas über die Landschaftsmalerei. Von H. Grafen Schaaf. I.  
— Tag des Herzens. Von Otto von Leigner. — Das  
Geld in der Erziehung. Von Margarete Henke. — Rosen-  
rospe. Von Charles Buttgerald. — Zeitschriften. —  
Ora pro nobis. Von Clara Müller. — Vermischte Anzeigen.

# Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3/4 M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von October zu October.

N<sup>o</sup>. 25.

## Die Sonntagskinder.

Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

### IV.

Frau Bernhardi, die anspruchslose alte Dame, war zur Stärkung ihrer Gesundheit in Begleitung ihrer Tochter Thusnelde einige Wochen in einem kleinen Badeort des Schlesiſchen Gebirges gewesen und Thusnelde hatte diese Zeit klüglich dazu angewandt, sich zu verloben.

Der Erwählte ihres Herzens war Herr Carl Sauermann, ein wohlhabender junger Kaufmann, Inhaber eines gedeihlichen Droguengeschäfts in Breslau. Dadurch daß er sich die frische, thatkräftige Thusnelde zur Lebensgefährtin erkoren, bewies er seinerseits gar keinen so üblen Geschmack und auch Thusneldes Wahl konnte man nur loben.

Herr Carl Sauermann war nach Berlin gekommen, um seine Braut zu besuchen und sich ihrer Familie vorzustellen. Da saß er nun auf dem Sofa in der Familienwohnstube und die Schwestern konnten sich ihren neuen Schwager betrachten. Ein gutmütiges, etwas breites Gesicht mit freundlich blickenden, braunen Augen. Eine kräftige Gestalt, in ganz neuem Anzuge steckend, eine große goldene Uhrkette, etwas dicke rote Hände, dies waren die Hauptmerkmale seiner Erscheinung. In seinem Wesen kennzeichnete sich wohlwollende Freundlichkeit und ein behagliches Pflögma. Er hatte seiner Braut ein großes mit bunten Steinen besetztes Medaillon mit seinem Bilde darin, an goldener Kette mitgebracht, und jeder seiner Schwägerinnen ein rotes Atlaskästchen mit Parfümgläsern und Seife gefüllt. Alberta und Kösi waren denn auch sehr erbaut von dem Schwager. Sie beide

hatten sich zusammen in einer andern Sommerfrische aufgehalten und sich dort gut amüsiert. Bis zur Verlobung aber war keine von ihnen vorgebrungen. Dennoch war es ihnen sehr angenehm, daß Thusnelde hierin einen guten Anfang gemacht. Die Familienbeziehungen erweiterten sich, eine fröhliche Hochzeit stand in Aussicht, und man konnte nicht wissen, was weiter daraus folgerte. Eine gänzliche Umänderung des Haushalts freilich stand auch zu erwarten, denn Thusnelde, der ausgesprochene Liebling ihrer Mutter, war zugleich auch eine sehr gute Tochter und hatte die Bewerbung Carl Sauermanns nur unter der Bedingung angenommen, sich von ihrer Mutter nicht trennen zu dürfen. „Alberta und Kösi kann ich sie nicht überlassen,“ erklärte sie, „die sind beide Zieraffen — und denken nur an ihren Puß und ihre Narrheiten — und Harald und Isolde ebensowenig, die sind ja gut, aber zu dumm und unpraktisch!“ Der liebeberfüllte Jüngling philosophierte sich in den Saß hinein, daß eine gute Tochter auch notwendig eine gute Ehefrau abgeben müßte und ging auf die Bedingung ein. Nun war Thusnelde eine sehr glückliche und zufriedene Braut — „strahlend“ wie man das nennt. Die Mutter war selig.

Herr Carl Sauermann hatte soeben mit Schwager und Schwägerinnen Brüderschaft geschlossen. Isolde saß ihm gegenüber, in einem Korbstuhl zurückgelehnt. Vor ihr stand das mit blanken Beschlägen gezierte rotseidene Parfümkästchen. Auf ihrem Gesicht lag ein träumerischer, schmerzlich bewegter Ausdruck, ihr nachdenklicher Blick ruhte auf Carl Sauermann mit banger, unruhiger Frage. Sie stellte in Gedanken Waldemar an seine Seite — ihren Verlobten.

Sollten diese beiden Männer die Schwieger söhne

einer Mutter werden? Fürst Waldemar — Carl Sauermanns Schwager?

Es war ein Wort, ein einziges, das urplötzlich sich wie eine Geierkralle ihr ins Herz schlug, das Wort „unmöglich“.

„Ne, was ist Dir?“ flüsterte Harald. Sie lächelte ihn an aus verschleierte Augen. „Nichts! es war eine Sputzgestalt am hellen Tage, die mich erschreckte! Sie ist bereits verflogen!“

Aber Harald vermochte sich dabei nicht zu beruhigen. Er beobachtete oft mit Kummer das träumerische Sehen in ihrem Blicke, das Hangen und Bangen, das Aufjauchzen leidenschaftlicher Glückseligkeit in ihrem Gesange und erriet den Grund dafür gar wohl, wenn auch nicht in seinem ganzen Umfange. Hjolde sprach nicht davon. Waldemar hatte ihr völliges Schweigen auferlegt, selbst Harald gegenüber und der Wunsch und Wille des Geliebten war ihr unbedingtes Gesetz.

„Wo ist eigentlich Kösi?“ Mit dieser in jenem Kreise oft gehörten Frage unterbrach die Mutter eine in der Unterhaltung eingetretene Pause.

„Kösi hat Besuch, laßt sie nur!“ wehrte Alberta.

Kösi hatte sehr oft Besuch. In ihrer Eigenschaft als Schauspielerin empfing sie die merkwürdigsten Leute und zwar in dem zweifellos geeignetsten Raume, in Hjolde's Zimmer. Diese war dadurch recht- und heimatlos in ihrer eigenen Wohnung, keinen Augenblick vor Überfällen sicher. Und wie sollte sie das ertragen, wenn erst Waldemar wieder in Berlin wäre und sie seinen Besuch zu erwarten hätte! Wenn er nur heute nicht kam! Der Gedanke erschien ihr einfach als unmöglich!

Sie wandte den Kopf zu Alberta hin. „Was hat Kösi denn für Besuch? Da sie ihn in meinem Zimmer empfängt, so habe ich vielleicht ein Recht, danach zu fragen!“

„Kind, spiele Dich nicht auf! Warum bestehst Du darauf, die gute Stube Dein Zimmer zu nennen? Sie wird eben jetzt anderweitig gebraucht, als nur für Dich allein, beruhige Dich doch dabei!“

„Das kann ich nicht ertragen!“ dachte Hjolde, schwieg jedoch für jetzt, die rebellischen Gefühle in ihrer Brust verschließend.

Mit einer Pirouette, die stark ans Ballet erinnerte, hüpfte Kösi ins Zimmer. Sie war sehr modern und niedlich angezogen und schien den schwägerlichen Parfümlasten bereits stark in Gebrauch genommen zu haben, denn sie duftete nach allen Wohlgerüchen Arabiens.

„Hjolde — rate, wer bei mir war!“ mit diesem Ausruf warf sie beide Arme um Hjolde's Hals, auf ihre Schulter sich stützend.

Hjolde wandte den Kopf und in stolzem Zürnen trafen ihre Augen die der Schwester.

„Ich hoffe, aus dieser Deiner Frage nicht schließen zu müssen, daß es wieder Albano war, den Du in mein Zimmer geführt hast?“

„Famos, wie Du raten kannst!“ rief Kösi lachend und warf sich an des Schwagers Seite auf's Sofa, mit den spitzen Hacken einen Triller auf dem Fußboden schlagend. Carl Sauermann betrachtete sie von

der Seite und fand seine Schwägerin absonderlich reizend, doch freute er sich innigst, daß seine liebe Braut so viel verständiger und gefestigter wäre, als ihr jüngeres Schwesterchen — und es fing an, ihm ein Licht darüber aufzugehen, warum es seiner guten ehrbaren Mutter eigentlich schmer war, daß die eine Schwester ihrer Schwiegertochter Schauspielerin, die andere Sängerin war!

Hjolde stand auf, in zornigem Unmut erglühend. Sie hatte sich's ernstlich verboten, daß Albano in ihr Zimmer geführt werde. Nach dem Frevel, den er an Waldemar seinem Wohlthäter begangen, existierte er nicht mehr für sie und sie wollte ihn nicht wiedersehen, jeden Verkehr der Ihrigen mit ihm abgebrochen wissen. Und nun konnte sie dies nicht einmal hindern.

Rasch eilte sie in ihr so entweihetes Gemach. Blauer, kalter Cigarrendampf schlug ihr daraus entgegen, vermischt mit den Düften des Sauermannschen Atlaslästchens. Ein unbefreiblicher Widerwille schüttelte sie. Hastig riß sie das Fenster auf und ließ die herbe abendliche Oktoberluft hereinströmen. Dann sank sie zusammen, den Kopf auf das Fenster Sims, die Hände darüber gefaltet und ihre Thränen strömten unaufhaltbar, das gepreßte Herz erleichternd, während der Herbstwind mit frostigem Atem über ihr weiches Haar hinstrich.

Lange blieb sie so und achtete nicht auf das Kommen und Gehen, Thüren öffnen und schließen da draußen. Endlich aber öffnete sich leise ihre eigene Thür. „Hjolde!“ rief Harald mit leichter Erregung im Ton. Er hielt eine Lampe in der Hand, deren scharfer Strahl sie blendete, als sie den Kopf aufhob. Im nächsten Augenblick aber erkannte sie die schlanken vornehmen Umrisse jener dunklen Gestalt, die ihm zögernd folgte.

„Waldemar!“ und wie von einem Schwindel erfaßt sank sie in die hingegoffene hilflose Stellung zurück.

„Sie, Kind, was ist Dir, um Gotteswillen!“ rief Harald und setzte klirrend die Lampe aus der Hand. „Fürst Hohenstein wollte Dich begrüßen, — ich brachte ihn herein, ich ahnte ja nicht —“ er war zu ihr geeilt und schlang in lebhafter Sorge den Arm um sie. Hjolde aber nahm sich zusammen und stand auf. Es half aber nichts, das Thränen überströmte Gesicht mußte sie ihnen zuwenden.

Waldemar hielt ihre Hand und preßte sie an seine Lippen. „Hjolde — Sie in Thränen anzutreffen, aufgelöst wie ein Schmerzensbild, — das habe ich nicht erwartet, das ist mehr als ich ertragen kann! Sprechen Sie, Kind, wenn es eine Möglichkeit giebt, Ihnen zu helfen — nun, Harald, was sehen Sie mich so zürnend an? Wollen Sie mir nicht das Recht einräumen, an den Kummernissen Ihrer holden Schwester Anteil zu nehmen, so weit ich es vermag?“

Harald löste mit sicherem Griff die Hand seiner Schwester aus der des Freundes. „Nein, mein Fürst, dieses Recht vermag ich Ihnen nicht zu erteilen, in diesem ganzen Leben nimmermehr! Aber nehmen Sie nun Platz, wir verfahren ungastlich gegen Sie!“

Waldemar löste mit Anstrengung den heißen

Blick von dem zarten, vermeinten Antlitz des Mädchens.

„Harald, ich bitte Sie, wem bin ich hier eben begegnet, unten am Fuß der Treppe? Als er mich sah, schwang er sich geschmeidig wie eine Raqe über das Geländer und suchte im Halbdunkel das Weite. An dieser Gewandtheit schon hätte ich den einstigen Kunstreiterjungen erkannt! Er besucht Sie also noch, mein armer Flüchtling?“

„Ja — und das war die mittelbare Ursache meiner dummen Thränen,“ erklärte Isole. „Ich hatte mir seine Besuche verboten, ich habe aber kein Hausrecht mehr, nicht einmal in meinem eigenen Zimmer!“

„Und das ist ein Grund zum Weinen für diese — Augen?“ das Beiwort verschluckte er, denn Haralds Augen hafteten mit ganz eigentümlichem Ausdruck auf ihm. Er sah, daß er sich zusammennehmen mußte.

„Aber was treibt Albano und wie geht es ihm?“ fragte er. „Ich wäre froh, wenn Sie mir darüber erfreuliche Auskunft geben könnten?“

„Ich finde das rührend gütig von Ihnen, Fürst! Er hat wohl zuerst versucht, sich durch seine Musik mit Stundengeben zu unterhalten, aber daraus wurde natürlich nichts, er leistet ja nichts Vernünftiges und hat keine Ausdauer. Und nun ist er — was werden Sie sagen! meiner Schwester Rösli Kollege geworden — am Marienstädtischen Theater!“

„Schauspieler? O Ihr olympischen Götter, ist das eine Laufbahn für ihn! Nimmermehr kann daraus etwas Gutes werden!“ Lange besprach er sich mit Harald hin und her über dieses Thema und manches andere noch. Als er jedoch endlich sah, daß der wachsame Bruder nicht gewillt war, ihn auch nur einen Augenblick mit Isole allein zu lassen, stand er auf und verabschiedete sich kurz, in unverkennbar unbefriedigter Stimmung.

## V.

Vor der Thür des Marienstädtischen Theaters, durch welche die Zuschauer hineinströmten, hielt der kleine geschlossene Wagen des Fürsten Hohenstein und dieser, in Begleitung Doktor Volkmanns, erschien bald darauf in der Parquettloge des Theaters, unmittelbar an der Bühne. Es lag ihm nichts daran, gesehen zu werden und so zog er den kleinen roten Vorhang zu und ver setzte den Raum in tiefen Schatten. Das Lustspiel begann, hie und da reichlich possenhast, doch im ganzen verhältnismäßig nicht so übel. Es war ein dramatischer Funke darin und der an die Schauspieler gestellte Anspruch war nicht zu unterschätzen.

Sehr bald erschien Rösli auf der Bildfläche, in der Rolle eines Kammerkätzchens, mit dem üblichen weißen Tändelschürzchen und zierlichen Hadenpantöffelchen, eine rote Schleife in dem kurzgeschnittenen krausen Haar, die Arme fast bis zur Schulter ent-

blößt, — diese schönen schlanken Arme, wie Isole sie besaß.

„Gräßliche Ähnlichkeit!“ brummte Walbemar und stieß leise mit dem Absatz auf. Gebhard warf einen kurzen stummen Blick auf ihn. Sie hatten sich verstanden.

Rösli war vorzüglich in ihrer Rolle, darüber konnte kein Zweifel sein. Red, grazios, geschmeidig, ein Leben und Feuer, eine Anmut und Sicherheit beherrschte die ganze kleine Person, welche ihr in Wirklichkeit nicht in dem Maße eigen war.

„Über das Schicksal dieser jungen Dame brauchen wir uns keine Sorge zu machen!“ erklärte Walbemar, als der Vorhang gefallen war. „Sie besitzt ein bemerkenswertes Talent! Ja, in ernsthafter Schule, könnte dasselbe sich zur Künstler schaft entwickeln, denn ihre Leistung ist gesteigerte Individualität! Merkwürdig, was diese Bernhardis für begabte Menschen sind!“

Gebhard zog die Stirn in Falten. „Du fassst die Komödiantenfertigkeit dieser Person in einen Begriff mit Isole Bernhardis Gesang?“

Walbemar verzog das Gesicht ein wenig und ein überlegenes Lächeln spielte in seinen Augen.

„Doch nicht ganz! Ich sprach objektiv von Begabung, wie sie hier einem albernem Gänschen, dort einem Sonntagskinde zugefallen ist! Was wundert Dich daran? Die Ente auf dem kleinen morastigen Teich des Hofes schwimmt und taucht nach Kröten und Würmern eben so sicher und gewandt, wie der Schwan sein schneeiges Gefieder in den Wellen des Ozeans badet und wir sagen mit Recht von beiden: Welche Schwimmbegabung besitzen diese Vögel!“

Gebhard schwieg. Er mußte dem Freunde recht geben — aber irgend etwas in seiner Rede verletzte und verstimmte ihn doch. Ja, es that ihm weh, überhaupt von Isole in dieser Verbindung sprechen zu hören.

Im nächsten Akte trat Albano auf in der Rolle des sogenannten zweiten Liebhabers. Er war eine ansprechende Bühnenerscheinung. Die wohlgebildete Gestalt und das Künstlergesicht mit den schwarzen feurigen Augen nahmen sich sehr gut aus. Walbemar lehnte sich tief in den Schatten zurück und beobachtete ihn durch sein Glas mit gespanntester Aufmerksamkeit.

Gar bald war er mit seinem Urteil fertig. Das sichere Auftreten und Sichhörenlassen, welches Albano eigen war, sowie sein bewußtes Verständnis für das Wesen der Kunst, befähigten ihn wohl, sich in diese oder jene Rolle hineinzudenken und sie mit leidlicher Gewandtheit zur Darstellung zu bringen, aber ein wirkliches Talent war das nicht. Keine gesteigerte Individualität, wie sie Rösli vorhin bewiesen, wie sie Albano gezeigt, wenn er Bachsche Fugen spielte. Hier leistete er nur notdürftig, was von ihm verlangt wurde — er besaß keine schauspielerische Begabung, Walbemar's unfehlbarer Kennerblick konnte sich nicht einen Augenblick darüber täuschen.

In schärfster Spannung lauschte er bis zum Ende des Stückes, dann wandte er sich wie ermüdet zu Gebhard herum. „Nun, was sagst Du dazu?“



Dieser zuckte die Achseln. „Ja, ich weiß nicht! Mir dünkt, das Fiedeln oder Klavierspielen paßte besser zu ihm, meinst Du nicht?“

„O ja, mein lieber Gebhard! Das Fiedeln und Klavierspielen paßte sehr viel besser zu ihm! so meine ich wohl! Er ist kein Schauspieler, das sehe ich — und damit auch, daß er sich auf einem Abwege befindet, der ihn ins Elend führt! Hilf mir doch, lieber Junge, wie Du mir damals geholfen, Du bist ja doch mein einziger Beichtvater und Ratgeber — Du weißt es!“

Gebhard stand, an die Wand der Loge gelehnt. Waldeemar ruhte im Sessel. So warteten sie, bis das Gemüth sich draußen verlor.

„Ich kann Dir nicht helfen!“ sagte Gebhard. „Als ich Dir damals riet, Dich des Seiltänzerjungen anzunehmen, dachte ich — nimm's nicht übel, Bruderherz, Du würdest diese Aufgabe etwas zweckmäßiger durchführen.“

Waldeemar ärgerte sich, wie immer, wenn ihm ein anderer die Fehler vorhielt, die er selber gleichwohl deutlich erkannte. Doch kämpfte er siegreich die Verstimmung nieder.

„Ich hätte seine Erziehung Dir anvertrauen sollen!“ sagte er mit ehrlicher Überzeugung. „Wahrscheinlich wäre dann ein vernünftiger Mensch aus ihm geworden, der für uns beide durchs Feuer ginge!“

„Das ist wohl möglich!“ erwiderte Gebhard mit Seelenruhe.

„Aber was wird nun aus ihm?“ drängte Waldeemar.

„Nichts! Vor der Hand mußt Du ihn zweifellos seinem Schicksal überlassen, ohne Dich um ihn zu kümmern. Erst wenn er wirklich im Elend säße, wie Du's befürchtest, würde er an Deine uneigennütigen Beweggründe glauben! Behalte ihn im Auge, das ist vorläufig mein einziger Rat! Aber komm jetzt endlich, wir werden sonst in diesen lieblichen Musentempel eingeschlossen! die Lampen erlöschen bereits!“

Aus einem der Seiteneingänge des Theaters, in warmen Mantel gehüllt, einen weichen Shawl um den Kopf geschlungen, trat Rösli an Albanos Arm. Er rief eine Droschke herbei, denn sie waren beide erhitzt und ein naßkalter Nebel lag in den Straßen. Langsam, in ungleichem Trott, rollte das tagesmüde Gefährt mit ihnen über das Pflaster dahin. Es war ein weiter Weg bis zur Bernhardischen Wohnung. Alberta pflegte das Schwesterchen sonst zu begleiten, eine Regel, die sie durch Ausnahmen bestätigte. Für diese gab es ja dann einen guten Stellvertreter. Rösli schmiegte sich fröstelnd in seinen Arm.

„Du bist reizend in dieser Rolle!“ sagte er, „wahrhaftig zum verlieben! Aber sag', wie fandest Du mich? Mir ist oft, als würde es doch nicht recht vorwärts gehen mit meiner Schauspielerlei!“

„Ach Unsinn, warum sollte es nicht? Du warst so hübsch und brav heute, ich hatte meine rechte Freude an Dir! Beinahe wäre ich einmal aus der Rolle gefallen und hätte Dich —“

„Nun, was? ich möchte das doch wissen!“

„Denk' es Dir allein dazu!“ sicherte Rösli.

Er küßte sie, aber er seufzte dabei.

„Ach Rösli, Rösli, ich habe nicht viel Vertrauen zu meiner Leistung! Die Kunst ist gar eine so ernste Sache, sie duldet nicht, daß man sich leichtfertig an ihr vergeißt! Aber Du hast viel Talent, glaube ich! Wenn Du erst meine Frau bist, werde ich die Bühne Dir allein überlassen und mich mit meiner lieben alten Fiedel schadlos halten!“

Er geleitete sie die vier Treppen hinan zu ihrer Wohnung und ging dann seine eigene aufzusuchen. Es waren nicht mehr die hübschen, behaglichen Zimmer, in denen er einst das so völlig sorgenfreie Dasein geführt! Eine Dachkammer, „chambre garnie“ unfreundlichster Art, die ihn mit frostiger Oede aufnahm. Aber er hatte doch ein Dach über seinem Haupte, ein Bett, in dem er schlafen konnte, einen Fleck auf Erden, wo er sein eigener Herr war! Wer weiß, für wie lange noch, wie lange er diese Herberge noch würde bezahlen können!

Als er damals auf der Flucht von Hohenstein nach Berlin gekommen, hatte er von seiner ihm wohlgesinnten Wirtin eine beträchtliche Summe Geldes geborgt, ein letztes Mal auf den Kredit seines fürsüchtlichen Wohlthäters hin. Bald aber erfuhr die gute Frau, daß jene Beziehungen ein Ende hätten und die Wiedererlangung ihres Geldes mehr wie fraglich wäre. Sie machte Albano heftige Vorwürfe und er versicherte ihr hoch und heilig, daß er seine Schuld bezahlen würde, in kurzer Zeit schon! Seine Kunst sollte ihm zu Reichtümern verhelfen und er würde nimmermehr ihre hilfbereite Freundlichkeit vergessen. Und sie versuchte ihm zu glauben, die gute Frau.

Albano hegte wirklich den Wunsch, dieser Verpflichtung nachzukommen. Doch wo sollte er das Geld hernehmen? Das geliebene ging zu Ende und neues hatte er noch nicht erworben. Was sollte aus ihm werden? Auf jede nur denkbare Weise versuchte er, sich durch seine Kunst einen Verdienst zu schaffen, es mißglückte ihm alles. Nun hatte er durch Rösli's Vermittlung am Marienstädtischen Theater, dessen Direktor ihr sehr gewogen war, eine Stelle erhalten, doch ohne Gehalt, zur Probe. Und sein künstlerisches Verständnis machte ihm bald klar, daß er auf diesem Wege nichts zu erreichen vermochte.

Es waren traurige Ausichten.

Er nahm seine Geige und preßte die Stirn dagegen. Spielen durfte er nicht mehr, es war spät, er hätte sonst seine Zimmernachbarn gestört, fleißige werktagsmüde Menschen. So mußte er schweigend seinen trüben Gedanken nachhängen.

Warum ließ ihn die Kunst im Stich? Er war ja doch ein Künstler! Oder war er's etwa nicht?

Er dachte daran, wie er einstmals diese Frage aufgeworfen im Hohensteiner Musiksaal, Else gegenüber. Und da hatte der Fürst, dessen Gegenwart er nicht geahnt, sich ihm vom Fenster her genähert in seiner leichten, lässigen Haltung.

„Nein, mein lieber Junge, bilde Dir das ja nicht ein! So bevorzugte Wesen sind wir acme Sterbliche nicht, daß uns die Kunst, die göttliche, als ein Geschenk in der Wiege zufallen sollte! Das Talent wird uns gegeben, die Kunst uns gezeigt als

ein Stern am Himmel, nach dem wir suchen sollen! Aber die Kunst ist lang und kurz ist unser Leben!"

"Aber das Genie?" hatte Albano ungeduldig dagegen gefragt, denn er hielt sich für ein Genie.

Der Fürst hatte nachdenklich über ihn fortgeblickt.

"Ja, das Genie! Das Talent dient der Kunst, das Genie beherrscht sie! Doch nicht ohne Kampf und Mühen, nicht ohne seine Kraft geschult zu haben! sonst erdrückt sie es und es verliert die Richtung, zersplittert seine Kräfte und muß elend verkümmern!"

Warum blieben ihm doch solche Worte so lebendig gegenwärtig, — selbst der Blick und Ton, welcher sie begleitet? Er hatte sie ja niemals hören wollen und die Lehren verachtet, die sie enthielten. Jetzt aber, da er sie verloren, erschien es ihm zuweilen, als wären es lediglich diese kurzen, leicht hingeworfenen Kunstvorträge gewesen, welche ihm die Augen geöffnet über das Wesen der Kunst, ihm das Verständnis erweckt, den Geschmack gebildet, und eine Stimme in seinem Innern sprach es aus, ehe er sie zum Schweigen bringen konnte: "Alles was ich kann und weiß, habe ich von ihm!"

Er sprang hastig, zornig von seinem Stuhl auf und begann in dem kleinen, niedrigen Raume auf und ab zu gehen.

"Nein, nein, ich will es nicht hören! es ist ja auch nicht wahr! ich war ja immer sein Gegner, lehnte mich stets auf gegen alle seine Ansichten! Nein, nein, ich will ihm so viel nicht verdanken. Aber ein paar Jahre hätte ich doch das Joch noch ertragen sollen, bis ich dem Stern näher gekommen, nach dem ich strebe! Der hätte mich dann gehalten, ich wäre nicht so hilflos schwach mehr gewesen!" Trostlos, von Sorge gequält, warf er sich endlich auf sein dürftiges Lager.

Am folgenden Vormittag blieb Albano auf seinem kalten, ungemütlichen Zimmer und übte an einer Rolle, die er morgen spielen sollte. Sie war ihm verhaßt, er mußte, er konnte sie nicht wiedergeben, wie es erforderlich war, und fürchtete, daß sie ihn um seine Anstellung bringen konnte. Aber das half nun nichts! —

Die Mittagstunde nahte. Schon beschloß er, seine Übungen zu unterbrechen, um an leibliche Stärkung zu denken, da klopfte es an seine Thür und auf sein verwundertes „Herein“ trat Doktor Volkmann ins Zimmer.

Wie eine Geistererscheinung starrte Albano ihn an.

Gebhard streckte ihm freundlich die Hand entgegen: „Lassen Sie sich meinen Besuch ruhig gefallen, lieber Albano, ich komme als Freund, nicht als Feind zu Ihnen!"

Albano gewann seine Fassung wieder. „Große Ehre für mich, Herr Doktor! Bitte, wollen Sie gütigst Platz nehmen! Warum sollten Sie als Feind zu mir kommen? Ich habe ja Ihrem verehrten Freunde kein Leid zugefügt! Wahrscheinlich that ich ihm sogar einen großen Gefallen, indem ich ihn der lästigen Verpflichtungen gegen den Seiltänzerjungen ein für allemal überhob!"

„Da befinden Sie sich in einem Irrtum, mein

Lieber, wie Sie denn überhaupt den Fürsten noch niemals richtig beurteilt haben! Schon öfter fand ich Gelegenheit, Ihnen das zu sagen! Der Bruch, den Sie so rabbiat und kindisch herbeigeführt, ist ihm sehr schwer und zwar um Ihre Willen! Er fürchtet, daß Enttäuschungen und Entbehrungen aller Art Ihnen bevorstehen und verderblich werden könnten und ist auch jetzt noch bereit, Ihnen zu verzeihen und sich Ihrer anzunehmen!"

„Fürstliche Gnaden sind zu gütig!" höhnte Albano. „Ja, bitte, sehen Sie sich nur um, Herr Doktor, schildern Sie ihm dies elende Loch recht ausführlich und sagen Sie ihm, daß ich auch daraus vielleicht bald vertrieben würde, Obdachlosigkeit und Hunger als deutliche Wahrscheinlichkeiten vor mir sähe! Und daß ich sie dennoch freudiger ertrüge, als seine herzlosen Almosen, daß meine Freiheit und meine Geige bei aller Armut mir tausendmal lieber wären, als seine Tyrannei!"

Gebhard nickte zustimmend. „Es ist gut, ich werde alles bestellen! Vielleicht wird es dem Fürsten angenehm sein zu hören! Er hat mir ohnehin gesagt, daß Ihre tollköpfige Flucht die erste That Ihres Lebens sei, die ihn sympathisch berührt hätte!"

Albano antwortete nicht, doch einen funkelnden Blick schärfsten, atemlosen Interesses heftete er auf den Sprechenden. Die Kunde berührte ihn wohlthuend und sein Ausdruck wurde weicher, als er langsam die Wimper senkte.

„Was macht Gräfin Else?" fragte er nach einer Pause.

„Es geht ihr gut! Sie ist in Berlin!"

„Zürnt sie mir sehr?"

„Ja, allerdings! Ihre Undankbarkeit gegen den Fürsten hat sie sehr betrübt, doch spricht sie milde und mitleidig von Ihnen!"

Heiß stieg es in Albanos trotzigen Augen auf, er wandte sich ab.

„Bitte sagen Sie ihr — sie möchte nur zuweilen — hin und wieder — das Lieb spielen — das ich ihr den letzten Abend gebracht —"

„Ich werde es ihr sagen, Albano! Ich sehe, Sie sind einer weiseren Regung zugänglich und ich weiß auch, die Zeit wird kommen, wo Sie mit Neue an die Güte und Langmut des Fürsten zurückdenken werden! Dann kommen Sie zu mir, vielleicht werden wir uns verständigen!"

„Ich danke Ihnen sehr, doch hoffe ich, Sie nicht weiter bemühen zu dürfen! Einmal noch zu hören, was Gräfin Else von mir denkt, war mir wie ein Geschenk! Doch weiter will ich nichts sehen und nichts hören aus dem fürstlichen Hause! Sie haben mir vor Zeiten gesagt, Wohlthaten mit Dankbarkeit vergelten oder sie zurückweisen, ein drittes gäbe es nicht für anständige Menschen. Nun, ich wählte das Letztere — ich habe eingesehen, daß Ihr Ausspruch richtig war und möchte gern ein anständiger Mensch sein!"

Gebhard hatte ihn verlassen, lange schon, und noch immer stand Albano und starrte finstern Blickes vor sich nieder.

Er hatte so reden, so handeln müssen, selbst-

verständlich, sein Stolz als Mensch und als Künstler erforderte das! Ach und doch, es war nicht recht! So groß war wohl eigentlich die Tyrannei nicht gewesen, unter der er gelitten, so tödlich verlegend die Behandlung nicht, wie sie ihm oft erschienen?

Endlich raffte er sich auf, er wollte nun seine dumpfe Klause verlassen. Und wie er sich ankleidend hin- und herging, summt er in Gedanken eine Melodie vor sich hin, welche Else an jenem Abend in Priborn in Bayreuther Erinnerung gespielt. Was wollte sie denn nur von ihm, diese thörichte, aufbringliche Weise, — eine Wagner'sche Melodie noch dazu! Und doch konnte er sie nicht los werden und sang sie unwillkürlich bald lauter, bald leiser immer wieder:

„Herr Walther von der Vogelweid,  
Der ist mein Meister gewesen!“

## VI.

Bei den Herinckorffer Tessins zu Tisch geladen, fuhr die Fürstin Hohenstein mit ihrer Tochter der im Potsdamer Viertel gelegenen Wohnung dieser Verwandten zu.

„Warum ist denn nur Walbemar nicht gleich mit uns gekommen?“ fragte sie im Tone leichter Unzufriedenheit. „Wo bleibt er nur wieder?“

„Er war noch nicht fertig, Mütterchen, und hatte es eben nicht eilig! Hast Du schon je bemerkt, daß unser lieber Walbemar es eilig hätte?“

„Nein, freilich! und leider am wenigsten, wenn es sich für ihn darum handelt, Clema zu sehen! und gerade das bekümmert mich!“

„Nicht nicht!“ flüsterte Else. „Nicht gerade das!“ Es war etwas anderes, das sie um Walbemar besorgt machte, eine unbestimmte Angst, die sie nicht los werden konnte, seit sie ihn jenem letzten Priborner Abend so enttäuscht und so zürnend gesehen!

Als die Damen das Empfangszimmer der Gräfin Tessin betraten, fanden sie schon einige Herren dort vor. Rosiges Dämmerlicht herrschte in den Räumen und Else, welche aus der grellen Flurbeleuchtung kam, vermochte sich im ersten Augenblick nicht zu recht zu finden. Die Tante und Clema umarmten sie, der Vetter Robert, ein eleganter Garde-Dräger begrüßte sie, dann Eckard Hayden. Die Dämmerung hatte sich ihrem Auge jetzt gelichtet. Sie reichte ihm die Hand, sprach aber nicht dabei. Er auch nicht.

„Wie geht es Egon?“ ertönte von der andern Seite Clemas Stimme.

„Egon? O ich nehme an, daß er sich herrlich in Petersburg amüsiert! Hast Du Dich versprochen, Clema? meinst Du nicht eigentlich Walbemar?“

„Ich denke garnicht daran!“ Sie blickte die Cousine erschrocken und mißtrauisch an. Konnte Else boshaft sein? War es möglich? O wie sah sie entzückend aus in dem weißen Eifengewande und mit dem einzigen Ausdruck des lieblichen Gesichtes! Aber doch, wer konnte es wissen! Bei Menschen, die einem

überlegen sind, kann man seiner Sache nie ganz sicher sein, und Ekfriede war ihr überlegen, in ernsthaftem Gespräch sowohl, als wenn der Schalk aus den Kinderaugen bligte.

Endlich trat Walbemar herein. Er trug seinen Frack mit unendlicher Eleganz und begrüßte die Anwesenden in seiner leichten, bequemen Art. Doch war er nicht ganz bei der Sache. Ein Schatten der Zerstreutheit trennte ihn von der Außenwelt.

Plötzlich zerteilte sich derselbe.

„Hayden — Sie hier? Das ist ja famos!“ Sie schüttelten sich die Hände. „Waren Sie denn vorgestern in der Siegfriedaufführung? Was sagen Sie zu dem neuen Mime?“

„O, ich hab' an Sie gedacht, Hohenstein —“ die beiden waren in ihrem Fahrwasser. Glücklicherweise ging man bald zu Tisch.

„Sie haben doch ihre Geige mitgebracht, Vetter?“ fragte Clema, die bei Tisch an seiner linken Seite Platz genommen. Er blickte seitwärts auf sie nieder.

„Ich denke, wir haben ein Abkommen dahin getroffen, daß in Ihrem Hause bei unseren Zusammenkünften nicht musiziert wird, Cousinen?“

O, warum wurde sie doch nicht endlich klug!

„Mama hatte Solde Bernhardi eingeladen,“ begann sie wieder, „doch sagte sie leider ab. Singt in irgend einem obskuren Konzert in Leipzig oder sonstwo!“

„So sehr obskur pflegen die Konzerte nicht gerade zu sein, in denen Solde Bernhardi singt,“ entgegnete er gleichmütig. „Haben Sie noch nie von den Leipziger Gewandhaus-Konzerten gehört?“

Sie umging die Frage. „Das Konzert ist morgen, glaube ich! Werden Sie hinreisen, Vetter?“

„Ich habe noch nicht daran gedacht! Aber wenn Sie meinen — ich will mir's überlegen!“

Clema verstummte in ohnmächtigem Zorn. Walbemar überließ sie demselben und beschäftigte sich mit seiner rechten Nachbarin, einer hübschen, sportlustigen Dame, die Herren gegenüber eine unerschöpfliche Unterhaltungsgabe entwickelte.

Ekfriede saß an Eckard Haydens Seite. „Denken Sie noch zuweilen an Bayreuth, Gräfin?“ fragte er, ohne den Blick bis zu dem ihren zu erheben.

„Ja, — es giebt gar nichts Schöneres, woran ich denken könnte!“

„Und doch können Sie's noch immer nicht verstehen, wenn' ich die Kunst als meine Religion bezeichne?“

„Nein, gewiß nicht, denn die Kunst ist keine Religion! Fast möchte ich zurückfragen: Wollen Sie noch immer dabei beharren, sie mit diesem Namen zu bezeichnen?“

„Soll ich es nicht mehr thun Gräfin?“ Er sah ihr jetzt in die Augen mit dem tief innerlich durchleuchteten Blick, und der ihre hielt ihn tapfer und gerade aus. Ein heiliger Ernst strahlte ihm daraus entgegen.

„Nein, thun Sie es nicht mehr!“ sagte sie einfach. „Seit wir in Bayreuth waren, weiß ich, daß Ihre Anschauungen den meinen viel näher stehen, als ich

bis dahin glaubte! Sie dürften die Ihrige nur in etwas andere Worte kleiden!"

"Ja Gräfin, ich denke auch, ich verstehe Sie ganz! Wollen Sie mich nicht lehren, zu dem Verständnis auch noch die rechten Worte zu finden?"

"Es kommt mir nicht zu, Sie zu lehren, ich bin so viel jünger und unreifer als Sie! Überhaupt nicht geschickt dazu — habe traurige Erfahrungen gemacht!" Er sah sie fragend an. Es lag allerdings ein ernsthaft bekümmertes Ausdrück auf ihrem Gesicht.

"Erfahrungen? Sie, Gräfin? und noch dazu traurige?"

"Ja, ganz traurige, an Albano, dem Schützling meines Bruders. Ich lebte wirklich in der Einbildung, Einfluß auf ihn zu besitzen und konnte doch das böse Zerwürfnis nicht verhindern! Haben Sie davon gehört?"

"Ja, ich hörte! Es hat mir leid gethan! Ein sehr begabter Mensch!"

"Ja, und im Grunde doch ein guter Mensch! Ich weiß es, wenn es auch nicht immer den Anschein hatte!"

"Ich glaube gern, daß Sie das Richtige fühlen, wenn es anderen auch nicht so erscheint! Sie wissen eben — durch Mitleid!"

Ein rosiges Hauch überflog das zarte Antlitz. Sie schwieg.

"Ich will ein besserer Schüler sein, wie Albano!" jagte er leise. "Versuchen Sie, mich in Ihr Mitleid einzuschließen! — Oder ist das zuviel verlangt?"

Sie hielt die Wimper tief gesenkt. "Sie bedürfen meines Mitleids nicht!"

"Vielleicht doch! Und wenn es der Fall wäre, würden Sie dann auch — wissend sein?"

Die Tafel war aufgehoben. Waldemar und Clema hatten nicht wieder zusammen gesprochen. Sie litt entsetzlich, das arme Mädchen! litt doppelt, unter seiner Kälte und ihrer eigenen Eifersucht. Er sah es, als sie ihm im Wohnzimmer gegenüber saß, denn einer großen Selbstbeherrschung war sie nicht fähig und er kannte ihr leicht bewegtes Gesicht gar genau. Von einer freundlichen Anwandlung, halb Mitleid, halb Scheu vor Unannehmlichkeiten getrieben, gewann er den Platz an ihrer Seite.

"Cousine Clema, müßten Sie nicht eigentlich den Gästen Ihres Elternhauses nach dem Gebot der Gastlichkeit das Schönste bieten, was dasselbe besitzt? Und das verweigern Sie uns heute!"

Sie sah ihn ängstlich, fragend an. "Was meinen Sie —?"

"Können Sie sich das nicht denken? Sonnenschein in den schönen Augen der Tochter des Hauses! Was sonst könnte es wohl sein?"

Ihre Wangen färbten sich in Rosenglut. "Den Sonnenschein hältst Du in Deiner Hand!" sprachen ihre Augen, die sich mit bereitem Glanz in die seinen senkten. Jedenfalls war er nun wieder vorhanden, insofern konnte Waldemar beruhigt sein.

"Werden Sie uns etwas vorspielen, Gräfin?" fragte Edward Hayden, den Platz neben Elfriede für sich erobernd.

"Ich? nein! Aber ich hoffe es von Ihnen,

Herr von Hayden! Mein eigenes Spiel kann ich alle Tage hören und das Ihrige so selten!"

"Und glauben Sie nicht, daß mein Wunsch, Sie zu hören, noch größer sein könnte, als umgekehrt der Ihrige?"

"Nein, das glaube ich nicht!" erwiderte sie. "Und wenn es wäre, ich bin ein verzogenes Kind, Herr von Hayden, und sehe es gern, daß meine Wünsche erfüllt werden!"

"Ich werde es selbstredend thun," jagte er. "Doch schließt das nicht aus, daß auch Sie den meinigen ein gnädiges Gehör schenken könnten!"

Die Aufforderung durch die Wirte erging gar bald an ihn, wie es in jeder Gesellschaft, doch mit unterschiedlichem Erfolge geschah. Er erhob sich, nahm an dem Flügel Platz und ließ seine Hand auf die Tasten fallen.

"Durch Mitleid wissend, der reine Thor, Harre sein, den ich erbor."

Weich, klar und klingend sprachen es die Töne. Elfe zuckte zusammen, als hätte er sie angesprochen mit den Worten und lehnte sich in den Stuhl zurück.

Den ganzen Parfifal in seinen Hauptmomenten ließ der Künstler an ihrem Ohre vorüberziehen. Wunderbar prägten sich die einzelnen Instrumente des Orchesters heraus, — beherrschende Kraft, tief durchgeistigstes Verständnis durchströmte den Vortrag.

Elfe legte die Hand über die Augen. Waldemar war leise näher getreten und schaute auf die Hände des Spielenden. Wie lösten sie ihre Aufgabe so sicher und mühelos! Wie ruhig, unbeweglich blieb der Ausdrück seines Gesichts, die Augen gesenkt wie in tiefem Verstummen des Herzens vor der Vereinfachtheit der Musik.

Mit den wundervollen „Erlösungs“-Harmonien des Parfifalschlusses endete er. Stille herrschte für einige Augenblicke. Dann legte die Hausfrau, Gräfin Tessin, ihr Gesicht in lebenswürdigste Falten.

"Sehr hübsch, sehr hübsch! Wie hieß doch dies reizende Stück, Herr von Hayden? Wirklich, es ist bewundernswert, wie schön Sie gespielt haben!"

Er erhob sich ruhig und rieb mit einem gewissen nervösen Frösteln die leicht geröteten Hände an einander.

"Kalte Hände —" murmelte er gleichgültig, flüchtig.

Waldemar sagte lächelnd seine Schulter und zog ihn neben sich auf das Sofa herunter.

"Mensch, wie haben Sie gespielt!" rief er leise und dann unterhielten sie sich lange im Flüsterton.

Es wurde noch mehr Musik verlangt. Elfe lehnte die Aufforderung ab, Waldemar bekam Vorwürfe, daß er seine Geige nicht mitgebracht.

Nun sollte Clema singen und es geschah wirklich. Jrgend ein hübsches, frisches Liebeslied, das ihre klare Sopransstimme schön zur Geltung brachte. Elfe begleitete sie und so war für Takt, Ausdruck und Stimmung von vornherein gesorgt. Clema hatte das Lied unter Fofdes Leitung geübt und sang ganz brav. Als sie geendet, trat Waldemar zu ihr und sah sie mit freundlichem Wohlwollen an.

"Sie haben wirklich Fortschritte gemacht, liebe

Cousine! derartige Lieber eignen sich sehr für Ihre Stimme —!" Damit waren seine Komplimente erschöpft.

"Du hast Dich selbst übertroffen!" lobte Elsie neddend, als er ihr auf der Heimfahrt im Wagen gegenüber saß.

"Daß das Spotten, Du kleiner Unhold!" wehrte er sich. "Warst selber heute um nichts verbindlicher als ich! Warum weigertest Du Dich zu spielen, als Hayden Dich so darum bat? Weinst Du, daß das hübsch von Dir war?"

Sie sah ihn an bei dem ungewissen Laternenlicht, etwas wie Schreck in den großen Augen. "Woher weißt Du denn, daß er mich darum bat?"

Es bligte über Waldemars Gesicht, wie Verständnis und Forsche zugleich. "O, mein kluges Schwesterlein, wenn Du andere Leute so hübsch unter Kontrolle zu halten verstehst, so setze doch auch bei ihnen nicht voraus, daß sie taub und mit Blindheit geschlagen seien!"

## VII.

"Hier müssen unsere Wege sich scheiden," sagte Doktor Volkmann. "Meine Mutter erwartet mich und ich bewähre mich stets gern als pünktlicher Mann und gehorsamer Sohn."

Sie waren mit einander die Straße entlang gegangen und blieben vor einer Hausthür stehen.

"Drücke Dich doch nicht so absprechend aus, unsere Wege müssen sich niemals scheiden!" entgegnete Waldeemar. "Ich habe noch zwei Stunden Zeit, also nimm mich mit zu Deiner Mutter. Ich möchte ihr gern meine Aufwartung machen. Oder störe ich eine „Familienberatung“ — wie Onkel Bräsig sagen würde?"

"Keineswegs! Sie wird sich freuen, denke ich."

"Du denkst es nicht! Du hoffst es vielleicht, selbstloser Freund."

Sie betraten gemeinschaftlich das in strenger Sauberkeit eingerichtete Wohnzimmer der Professorin Volkmann. Diese empfing den Fürsten mit steifer Höflichkeit. Wenn sie sich wirklich „freute“, so verstand sie dies Gefühl meisterhaft zu verbergen. Waldeemar ließ sich dadurch nicht beängstigen, er kannte das schon.

"Ich erwartete meinen Sohn zum Kaffee!" erklärte die würdige Dame. "Sie müssen nun verzeihen, wenn wir uns nicht stören lassen, Fürst Hohenstein! Vielleicht erzeigen Sie uns die Ehre, daran teilzunehmen?"

"Mit Hochgenuß, Frau Professorin! Ich habe heute nur oberflächlich gefrühstückt und erkenne in Ihrer gütigen Gastfreiheit eine besondere Wohlthat für mich!"

"Nun, ich bitte! Der Kaffee ist fertig. Wen hast Du denn hier noch, Tante?" Eine klare Stimme sprach es von der Thür her und die beiden Herren wandten sich lebhaft herum.

Da stand Hedwig Volkmann wie ein Bild im Rahmen der Thür, die kräftig schlanke Gestalt von einem tadellos sitzenden dunklen Tuchkleide umschlossen, dem eine gestickte, weiße Schürze als Zierat diente.

"Fürst — Hohen —"

"Stein! Jawohl! Und zugleich Ihr wärmster Bewunderer, mein wertes Fräulein Volkmann."

Seine übermütige Sicherheit maß sich lachend mit der abweisenden Strenge ihres Blickes. Unwillkürlich strich ihre Hand glättend über den schlichten blonden Scheitel und sein belustigter Blick folgte der Bewegung.

Sie nahmen an dem Kaffeetisch Platz, dem sauberen und zierlichsten in seiner Art, den man sehen konnte. Die Professorin tauschte mit Waldeemar höfliche Fragen nach dem Ergehen der Seinigen. Er wußte nicht, wie tief dieselben in Ungnade bei ihr standen und ging harmlos darauf ein. Dabei leerte er mit Gemütlichkeit seine Kaffeetasse, zerbröckelte ein paar Zuckerbreteln und fragte bewundernd, ob Hedwig sie gebäckt.

"Natürlich —!"

Er sah das Mädchen mit forschender Neugier an. "Sagen Sie mir, Fräulein Hedwig, wie füllen Sie hier in Berlin Ihre Zeit aus? Ich kann mir gar kein Bild davon machen —"

Ihre Nasenspitze hob sich ein wenig. "Das will ich gerne glauben. Nun, anders wie Ihre Gräfin Schwester bringe ich meine Zeit schon hin. Nehmen Sie an, daß ich etwa von allem das Gegenteil treibe —"

"Das will ich nicht hoffen, Hedwig," unterbrach sie Gebhard schnell, "es würde auf Dich kein günstiges Licht werfen."

"Ich verstehe, wie Fräulein Hedwig das meint," sagte Waldeemar leichtthin. "Die künstlerische Beschäftigung zum Beispiel, welche meine Schwester treibt, würde Ihnen kein Vergnügen bereiten."

"O nein! und ich würde sie sogar für ein Unrecht halten!"

Er sah sie sprachlos an. Dann wandte er den Aufklärung suchenden Blick auf seinen Freund. Doch dieser sah schmunzelnd vor sich nieder und gab ihm keine Antwort. Die Professorin bemächtigte sich wieder der Unterhaltung. Der Kaffeetisch wurde aufgehoben. "Führe doch die Herren in Dein Zimmer, Hedwig!" sagte die alte Dame, welche sehr stolz auf ihre Nichte war.

Das Zimmer war mit wertvollen Möbeln eingerichtet, unbeschreiblich korrekt, vom Geiste peinlichster Eigenheit beherrscht, gänzlich ohne den Stempel des Bewohnten, Behaglichen. Waldeemar fand dies seiner Erwartung entsprechend. Es fiel ihm nicht ein, in Gedanken einen Vergleich mit dem künstlerisch schönen Winkelchen anzustellen, das seine Schwester ihr eigen nannte und das in seiner Unmut so ganz dem Wesen der Bewohnerin entsprach. Gebhard aber that dies jedes mal. Auch jetzt, und der Vergleich verursachte ihm etwas wie ein ungeduldiges Bedauern.

Waldeemar suchte sich den Sessel aus, der ihm

am wenigsten feif erschien und hielt eine rasche Umschau in dem Zimmer.

„Lassen Sie mich jetzt erfahren, wo in Ihrem Leben die Prosa aufhört und die Poesie anfängt!“

Hedwig setzte sich an den zierlichen Arbeitstisch am Fenster, nahm eine Häkelarbeit zur Hand und brachte sie in eifrige Bewegung. Kerzengrabe saß sie dabei, vielleicht sollte das die Antwort für ihn sein.

„Verkehren Sie eigentlich mit Isolde Bernhaldi?“ fragte er plötzlich wieder ohne allen Zusammenhang.

„Mit nem? Isol — um alles! wer ist denn das? Halt, ich weiß! Vielleicht jene Schauspielerin, oder Sängerin, was war sie doch gleich — für die Gebhard plötzlich zu schwärmen anfang?“

„Fahre nur fort mit Deinen Fragen, Waldemar! Du kannst mit der Zeit noch einiges zu hören bekommen,“ bemerkte Gebhard trocken. Ein kalter, strafender Blick aus den hellblauen Augen war sein Bescheid.

„Ich will mir die Erlaubnis Ihres Veters zu nütze machen, Fräulein Hedwig! Nicht aus allgemeiner Neugier, sondern weil Sie mir bis jetzt noch ein schönes Rätsel sind, das ich gern gelöst hätte! Bitte, sagen Sie mir, — in Ihren Jahren kann man's noch unbeeirrt! Wie alt sind Sie eigentlich?“

„Dreißig Jahre! also alt genug, um dem Leben andere Seiten abzugewinnen, als die, welche Sie für ausreichend halten, Fürst Hohenstein! Das Wort Pflicht ist Ihnen wohl ein ungewohnter Begriff?“

„Ja, so einigermaßen, leider! Das heißt, nur für meine Person! An meiner Mutter und Schwester sehe ich täglich die Pflichterfüllung in ihrer idealsten Gestalt. Und so erkenne ich sie bewundernd an. Tritt sie aber mit der Annäherung auf, einem jungen glücksberechtigten Menschenkinde die Freude an des Lebens schönsten Gütern zum ‚Unrecht‘ zu stempeln, so sehe ich ein Verbrechen in ihr.“

Hedwig schlug ihre blonden Wimpern auf und heftete auf Gebhard einen Blick voll vorwurfsvoller Aufforderung ihr beizustehen. Waldemar fing ihn auf, doch der, an den er gerichtet war, sah ihn nicht, oder wollte ihn nicht sehen.

„Ich muß sehr oft den Vergleich mit Ihrer Gräfin Schwester aushalten!“ sagte sie endlich mit zürnender Kälte. „Es führt dies aber zu nichts. Ich bin aus einer anderen Welt wie sie und werde ihr niemals gleichen.“

„Das glaube ich auch!“ entgegnete er lächelnd. „Wohl aber wünschte ich Ihnen etwas mehr Freude am Leben, als Sie sich gönnen, zumal Ihnen die Vorbedingungen dazu nicht fehlen!“

„Das können Sie ja garnicht wissen!“ gab Hedwig etwas gereizt zurück.

Er verneigte sich. „Vielleicht weiß ich es doch. Ich muß mich jetzt empfehlen,“ setzte er hinzu, indem er sich erhob. „Gebhard, komm' heute zu Tisch zu uns. Mein Vetter Tessin ist da und Hayden —“

„Hayden? nein, danke, dann wird unentwegt Musik gemacht.“

„Barbar! komm nur. Auch Harald und Isolde triffst Du an; Du thust mir einen Gefallen.“

„Nun — meinetwegen —!“

Als er fort war lehrte Gebhard zu seiner Cousine zurück, blieb vor ihr stehen und sah den hastigen Bewegungen ihres Häkelhakens zu. Sie mußte sehr erregt sein, denn ihre Hände zitterten leicht.

„Warum behandelst Du ihn eigentlich so unbeschreiblich schlecht?“ fragte er endlich. „Du glaubst garnicht, wie schroff Deine Reden klingen und wie liebenswürdig seine Antworten.“

„Ja wohl! bewundere ihn nur, und häufe auf mich den Tadel! Als ob ich das nicht kennte.“

„Aber liebe Hedwig!“

„O, ich hasse ihn, — und ich hasse diese Elfe! schon der Klang ihres Namens ist mir zuwider.“

Er schwieg und sie sah, daß sie ihn verletzt hatte.

„Nimm es nicht übel,“ sagte sie kalt. „Sie mag ja ein ganz gutes Mädchen sein, aber dieser Künstler-Nimbus, mit dem sich jene Menschen umgeben, ist mir zu unerträglich! Ich bin, wie ich schon Deinem teuren Fürsten deutlich zu machen suchte, aus einer andern Welt, und die ihrige ist mir völlig unverständlich!“

„Dich aber hat er verstanden, glaube mir!“ erwiderte Gebhard. „Weißt Du, was er sagte, nachdem er Dein Zimmer verlassen?“

„Nun?“

„Einen seiner Lieblingsausprüche, die ihm alles erschöpfend sind:

„Du bist Dir nur des einen Triebs bewußt, Du lerne nie den andern kennen!“

„Was soll das heißen?“ fragte sie verächtlich.

„Hedwig, hast Du noch nie etwas vom Faust gehört?“

„Vom Faust? Aber natürlich, in der Litteraturnunde. Gelesen habe ich ihn selbstverständlich nicht, das wäre doch eine sehr unpassende Lektüre für ein junges Mädchen. Mag sein freilich, daß Gräfin Elfe anders darüber denkt —“

„Adieu liebe Hedwig! Wenn ich um sechs Uhr bei Hohensteins sein soll, habe ich keine Zeit zu verlieren, muß erst nach Hause, mich umziehen —“

Als Volkmann bei Hohensteins eintrat ließ der Fürst ihn bitten, zuerst zu ihm in sein Ankleidezimmer zu kommen. Es war noch reichlich Zeit bis zur Dinerstunde.

„Hör' mal Gebhard, so sehr ich Deine blonde Cousine in ihrer Eigenart zu schätzen vermag, zu ihren wärmsten Bewunderern kann ich mich eigentlich mit gutem Gewissen nicht wieder zählen. — Würst Du sie wirklich heiraten, lieber Freund? Du bekämst eine Mustergattin, ohne Zweifel, und eine exemplarische Mutter für Deine Kinder, aber für mich wärst Du verloren, denn sie würde Dir Herz, Geist und Seele in spanische Stiefel schnüren. ‚Pflicht‘ heißen diese Hölle-Gegenstände in ihrem Lexikon und trotz der freien Selbständigkeit Deiner Natur, — in kurzer Frist gingst Du ihr gehorsam an den Zügel.“

„Rettungslos!“ bestätigte er entsetzt.

„Sie liebt Dich in ihrer Art!“ fuhr Waldemar fort, „und sie ist brennend eifersüchtig! Auf wen eigentlich? Bildet sie sich ein, daß Du meine Schwester liebst?“

„Ja, ich glaube! Eifersüchtig ist sie auf Deine Schwester, auf Dich, auf die ganze Poesie und Schönheit Eures Hauses! Ich kann nicht anders, als mit Entzücken von Gräfin Else sprechen, hab' es nie anders gekonnt. Du weißt es — so kann ich ihr nicht helfen!“

„Das klingt aber nicht sehr aussichtsvooll für sie!“ bemerkte Waldemar.

„Soll es auch nicht! Sie ist ein hübsches Mädchen und eine gute Partie, sie braucht nicht auf mich zu warten! Und ich kann sie nicht heiraten, würde es auch nicht, selbst wenn nicht eine andere —“ er brach ab.

„Was, Gebhard? Wenn nicht eine andere —?“

„Daf nur! —“

Waldemar fragte nicht weiter, aber seine Augen sprachen von Interesse, Zweifel und Mißtrauen.

Sein Anzug war jetzt vollendet und die beiden Herren begaben sich hinauf in das Empfangszimmer der Fürstin. Eward Hayden und Robert Tessin waren schon dort, nun kamen auch Harald und Jsolde Bernhardi. Sie brachten eine ihre Wirte sehr interessierende Nachricht mit: Albano hatte Berlin verlassen und niemand wußte, wohin er sich, Abenteuer suchend, begeben. Schon vor Weihnachten waren seine Beziehungen zum Marienstädtischen Theater gelöst worden und seine liebe Kollegin Kösi hatte sich infolge dessen mit ihm entzweit. Harald wollte ihn, dem Fürsten zuliebe, nicht fallen lassen, doch war ihm Albano aus dem Wege gegangen. Gestern nun hatte er sein Verschwinden aus Berlin in Erfahrung gebracht.

Waldemar war auf's peinlichste durch die Nachricht berührt und wie immer, wenn er von Albano hörte, litt seine Stimmung Schiffbruch. Auch Jsolbes Gegenwart hier, wo er all seinen Gefühlen Zwang anthun mußte, wahr mehr Qual als Freude für ihn. Er führte sie zu Tisch, sah sie neben sich, mußte aber äußerst zurückhaltend sein, denn ihm gegenüber saß Harald, an Elfriedes Seite, dieser zur Rechten Gebhard. Er stand also unter scharfer Kontrolle.

„Sieh nicht so zerstreut aus, Gebhard,“ rief er plötzlich nervös über den Tisch. „Ich habe Dir ja in guter Absicht den Platz neben meiner Schwester gegeben, — glaubte nach Deinen Äußerungen vorhin nicht mehr für Dich thun zu können!“

Else wandte den Kopf herum. „Was haben Sie ihm gesagt, Doktor Gebhard? Sie können ihm doch keine neuen Eröffnungen über unser Verhältnis zu einander gemacht haben?“

„Nichts Neues, Gräfin Elschen, nur immer das alte Lieb. Können Sie sich einen Zeitpunkt Ihres Lebens denken, wo meine begeisterte Verehrung für Sie einem Wandel unterworfen gewesen wäre?“ Sie lachte ihm fröhlich zu.

„Nein, gewiß nicht, das wäre ja eine traurige Lücke in meinem Leben geworden!“

Der Ton warmer, echter Herzlichkeit zwischen den beiden war über jeden Zweifel erhaben. Beobachtend, mit interessvollem Verständnis blickte Eward nach ihnen hin.

Waldemar aber benutzte den Augenblick, wo das Interesse seines Gegenübers von ihm abgelenkt war, sich näher zu Jsolde hinzuwenden.

„Ise, es sind Tantalusqualen!“

„Ja — aber ich sehe Sie doch und höre Ihre Stimme!“ flüsterte sie.

„Genügt Ihnen das? mir nicht! Und bei Euch ist man jetzt auch keinen Augenblick mehr sicher! Auch Ihr Bruder beobachtet uns! Es ist nicht zum ertragen, Ise!“

Und sie fragte nicht, warum machst Du der Qual kein Ende, nimmst die Heimlichkeit von uns, die auf mir so zentnerschwer lastet? Er mußte ja wissen, warum er's nicht that, — sie fragte nicht, sie liebte.

Jetzt schaute Gebhard auf und ein einziger kurzer Blick streifte über sie beide hin. Wenn Waldemar es noch nicht gewußt, wer „die andre“ war, von der jener gesprochen, so hätte dieser trockne gequälte Blick jeden Zweifel hinwegräumen müssen.

Stumm lehnte er sich in den Stuhl zurück. Ein unendlich schmerzliches Gefühl bemächtigte sich seiner. Wenn Jsolde Gebhard hätte lieben, ihm angehören wollen, wie glücklich wäre sie geworden, welch ein schönes, harmonisches Los hätte er ihr bereitet!

„Und ich, der Gottverhaßte, hatte nicht genug,

Daf ich die Helsen faßte

Und sie in Trümmer schlug!

Sie -- ihren Frieden mußst ich untergraben!“

So zog es ihm qualvoll durch den Sinn.

Die Fürstin hob die Tafel auf, er führte Jsolde in das Wohngemach zurück und preßte dabei ihren Arm an sich, daß es ihr weh that. Sie fühlte, wie leidenschaftlich erregt er war. Warum nur all diese Pein? Aber sie fragte nicht — sie liebte und vertraute. —

„Gräfin, werden Sie heute meinen Wunsch erfüllen?“ fragte Eward leise, vor Else hintretend.

„Ja, ich bin gern bereit! Was möchten Sie hören?“

„Beethoven!“

„Ja! nichts auf der Welt thue ich lieber, als Beethoven zu spielen!“

Er sah sie an. Warum hatte sie's denn neulich nicht gethan, als er so dringend darum gebeten? Doch das war ihre Sache! Er hatte nicht danach zu fragen! Noch war der Frühling nicht gekommen „mit Allgewalt“, die „knospenden Herzen“ aus ihrem Schlummer zu wecken! Er dankte stumm für die Einwilligung und trat zurück.

Die Fürstin unterhielt sich in ihrer geistvollen Weise mit den Gästen, welche gefesselt und zur Erwiderung angeregt, ihren Gedanken folgten.

Nur Waldemar stand in der Thür, halb vom Vorhang verborgen. „Fräulein Ise — bitte, kommen Sie einen Augenblick,“ rief er halblaut, „ich muß Ihnen Elses Bild zeigen, das Paul Scharfenberg gemalt hat.“

Jsolde erhob sich langsam, geräuschlos und folgte ihm ins Nebenzimmer. Harald schrak zusammen, mit einer Bewegung, als wollte er aufspringen und ihr naheilen, doch die Fürstin hatte gerade das Wort an ihn gerichtet, er konnte nicht fort, ohne auffällig zu werden. Auch Gebhard sah empor und dann sank sein Haupt tiefer hinab in die Hand, die er auf sein Knie gestützt.

Vor dem zart und poetisch aufgefaßten, sehr schön gemalten Bilde, das eben vollendet, noch auf der Staffelei lehnte, blieben sie stehen, scheinbar in Betrachtung vertieft, doch hielt Hsolbe den Blick gesenkt.

„Hsolbe — Haralds Benehmen gegen mich ist sehr verändert, — hast Du —“ er erschrak, sie mußten vorsichtig sein. „Haben Sie ihm etwas verraten?“

„Nein! nur das Bild hat er gesehen, das Seemannsbild! es war nicht zu vermeiden und er war so entzückt, fast wie ich!“

„Und glauben Sie, daß das Bild ihm Vermutungen erweckt hat?“

„Nein,“ sie schlug die Augen auf. „Dann würde er vielleicht anders sein!“

„Hsolbe, das ist ein Vorwurf, den ich nicht ertragen kann!“

„Ein Vorwurf?“ fragte sie mit tiefem Erstaunen.

„Wie meinen Sie das?“

Was sollte er ihr antworten? Sein heißer, leidenschaftstrunkener Blick senkte sich flammend in den ihren.

„Meine süße, süße Hse!“

„Nimm Dich in acht!“ hauchte sie.

„Ich kann nicht! Ich will nicht! Ich kann das Leben nicht ertragen ohne Dich! Ich kann Dich nicht vor mir sehen, fremd und fern, als hätte ich kein Anrecht an Dich, an Deine Liebe! — Sag, daß Du mich liebst, Hsolbe, sonst weiß ich nicht, was ich thue!“

„Walbemar!“

„Sag' Geliebter zu mir! Hörst Du, Hsolbe? spanne mich nicht auf die Folter, sag' es!“

„Geliebter!“ klang es zart und innig von ihren Lippen.

Da trat Elfriede herein. Kein Erstaunen, keine Frage im Blick, nur ruhige Entschlossenheit. So schlang sie den Arm um die Freundin.

„Kommen Sie, Hsolbe! So lange Vorträge über mein Konterfei brauchen Sie nicht über sich ergehen zu lassen!“ und sie zog sie mit sich fort.

Walbemar aber war seiner Schwester dankbar für die rechtzeitige Unterbrechung, denn er wußte, die Flamme war im Begriff gewesen, ihm über dem Kopf zusammen zu schlagen. Nun aber besann er sich und wurde nüchtern.

Die Gäste waren fort, nur Gebhard war noch bei ihm, unten in dem zu seiner reizenden Junggefallenwohnung gehörigen Rauchzimmer. Er lag auf einem der weichen türkischen Divans hingestreckt, Walbemar auf einem andern und sie rauchten um die Wette, die Luft mit blauen Dampfschichten erfüllend, welche das Licht der Hängelampe siegreich durchschimmerte.

„Gebhard,“ sagte Walbemar plötzlich, „warum macht man sich eigentlich das Leben so entsetzlich schwer?“

„Weil man ein Schwächling ist und sich nicht für das Entweder-Oder entscheiden kann!“ Schroff und hart klang die Antwort. Walbemar richtete sich unwillkürlich aus seiner bequemen Stellung auf.

„Was willst Du damit sagen?“

„Eine Antwort auf Deine Frage geben, nichts weiter! Sich selber das Leben schwer machen ist der Konflikt der Schwächlinge! Dies Dir nach, was Hamlet darüber sagt: ‚Die angeborene Farbe der Entschließung von des Gedankens Blässe angekränkt!‘ Damit entschuldigt er vor sich selber seine schwankende Entschlußlosigkeit! Als er aber Polonius hinter dem Vorhang rascheln hört, tritt der Jähzorn an die Stelle des Entschlusses und von Gedankenblässe ist keine Rede, obgleich sie bei dieser Gelegenheit sehr angebracht gewesen wäre!“

Walbemar war langsam auf sein Ruhelager zurückgeunken.

„Aber Ophelia —“ begann er zögernd, gedankenvoll.

„Ja wohl, Ophelia! Die führte er am Narrenseil herum und trieb sie endlich in Wahnsinn und Tod! Das ist die Vollendung unseres hübschen Bildes von ihm! Im übrigen war ja Prinz Hamlet einer der geistreichsten Leute, die man sich denken kann, ein Genie, ein Kunstverständiger erster Klasse und ein Mensch, an dem nichts auszusetzen war!“ Gebhard sprach dies alles in scharfem Tone und seine Augen glänzten wie kaltes hellblaues Eisen.

Walbemar biß die Zähne zusammen, um ein Ächzen zu unterdrücken.

„Er hat Ophelia nie wirklich geliebt!“ brachte er endlich mühsam hervor.

„So, meinst Du? Dann hat er sich's doch wenigstens stark eingebildet, denn was er an ihrer Gruft zu Laertes sagt, läßt darauf schließen!“

„So hätte er sie ja heiraten können, wenn er gewollt.“

„Als ob's damit gethan wäre!“ gab Gebhard zurück. „Mir scheint Ophelia hätte unter jenen Verhältnissen selbst dann noch den Verstand verlieren können!“

„Aber so sag' mir, was sollte er thun?“

„Das weiß ich nicht! Steckte ich in seiner Lage, für mich selber wüßte ich's ganz genau! Ich bin eben kein Hamlet!“

Er stand auf und trat an Walbemar's Divan. Mit dem kaltblütig forschenden Blick des Arztes am Krankenlager sah er auf ihn nieder. Es lag wie Fieberglut in den heißen dunklen Augen und die feinen blauen Adern an den Schläfen klopften wie ein Uhrwerk.

„Deine Nerven sind stark überreizt, Walbemar,“ sagte Gebhard, „die meinigen auch! Wir können das Berliner Klima nicht vertragen! Was meinst Du, wollen wir noch einmal eine Reise unternehmen? Nach Südamerika sind wir damals nicht mehr gekommen, es würde uns beiden gut sein!“

„Gebhard!“

„Überleg es Dir, lieber Junge! Gute Nacht!“ Er ging. Walbemar schaute ihm düsteren Blickes nach.

„Er hat recht, es wäre das einzige! Aber ich kann nicht! — ich will nicht!“

„Zwei Seelen wohnen — ach! — in meiner Brust!“



## VIII.

Elfriede sollte bei Hofe vorgestellt werden und legte ihre erste Courschleppe an, ein wundervolles Nachwerk von weißem Atlas mit silbernen Blüten gestickt, — über einem Kleide, weiß und duftig wie aus Mondenschein gewebt, von den gleichen Silberranken durchzogen. Als einzigen Schmuck dazu eine Perlenschnur um den feinen, weißen Hals; so trat sie in das Zimmer ihrer Mutter. Diese stand schon da mit zobelverbrämter Sammetchleppe, das flimmernde Diadem über der schmalen, schönen Stirn, und bewillkommnete die Tochter mit einem Aufleuchten mütterlichen Stolzes im Blick. Hsolbe Bernharth war gekommen, einer Verabredung gemäß, um die Freundin in ihrem ersten großen Hofprunk zu bewundern. Sie that dies nun mit Jubelruf.

„Else, — Elsenkönigin! es paßt kein anderes Wort für Sie! In einen Sommernachtsstraum gehören Sie, aber nicht in den Festsaal voller Menschen!“

„Glücklicherweise ist keiner von den dortigen Menschen mit solchem poetischen Blick begabt wie Sie, liebste Ise, so wird mich hoffentlich niemand hinauskomplimentieren! Es wäre entsetzlich, denn ich freue mich unbändig auf den Zauber!“

Ein leichter, wohlbekannter Schritt, von ungewohntem Klirren und Rasseln begleitet, nahte sich der Thür. Fürst Waldemar trat herein, in der roten Hof-Gala der Garde du Corps, den Adlerhelm in der Hand, den Pallasch zur Seite. Apoll in einen Kriegsgott verwandelt. Es flammte in seinen Augen auf, als er Hsolbe gewahrte. Sie aber erschraf fast bei seinem Anblick.

„O Fürst, Sie im Schmucke der Waffen? Läßt sich die Geige solche Zurücksetzung gefallen?“

Er hob lächelnd den Pallasch mit der linken Hand empor.

„Muß alles vereinigt werden!“

Die Rithier gilt der Dame,  
Die Klinge dem Rival!“

Er war hinreißend in dem eigentümlichen Feuer, das den ganzen Menschen durchglühte.

„Was mag ihm sein?“ dachte die Fürstin, ihren Sohn mit Bewunderung betrachtend.

Der Wagen wurde gemeldet, die Damen hüllten sich in ihre weichen Pelze und gingen die Treppe hinab; Waldemar folgte ihnen langsamer, indem er sich die Handschuhe anzog. Sein Degen schlug bei jedem Schritt hart auf die Stufen. Möglicherweise blieb er stehen und wandte sich um. Oben auf der Treppe stand Hsolbe und sah ihm nach. Unter ihrem schwarzen Pelzmützchen drängte sich das wellige, weiche Stirnhaar hervor, fast die Augen verschattend, die tiefen, lebenden Augen.

Wie ein Sturm kam es über ihn, der Sturm, der die Flamme ansacht und sie wild zum Dach hinauslodern läßt.

Er faßte sein Schwert und flog zurück, die Treppe hinan in drei, vier Sätzen, bis er sie erreicht, schlang den freien Arm um ihren Nacken und küßte sie mit dem ganzen Ungestüm der lange zurückgepreßten Leidenschaft.

Die Fürstin war schon am Wagen, die Dienerschaft dort um sie beschäftigt. Else aber hörte ihren Bruder die Treppe hinauffürmen, anstatt ihr zu folgen und wandte sich unwillkürlich, ahnungsvoll nach ihm zurück.

Da sah sie —

Fast hätte sie aufgeschrien in der Überraschung, die dem Entsetzen gleich.

Dann aber folgte sie ihrer Mutter und bald saß Waldemar ihnen gegenüber. Fort rollte der Wagen dem Königsschlosse zu.

Else war wie betäubt von dem was sie gesehen; Zorn, Mitleid, bange Sorge schnürten ihr das Herz zusammen. Was sollte, o was sollte daraus werden! Daß ihr geliebter Bruder einen Frevel beging und Hsolbe das Opfer desselben war, sah sie klar wie Tageslicht und der Gedanke war ihr ein Schmerz, wie sie noch keinen empfunden in ihrem sonnigen Leben.

Hsolbe war oben stehen geblieben.

Nach wandte sie sich zurück und betrat leise, schüchternen Fußes das kleine Arbeitszimmer der Fürstin, in dem sie so oft schon Einlaß gefunden. Hier hing Waldemars Bild, das sie schwermütig, voller Hoffen und Zagen betrachtete. Hier war nicht der glänzende, fürstliche Kavalier, der ihr immer wieder das Wort „unmöglich“ durch das Herz trieb. Dies Bild hatte Lenbach gemalt und der malt keine „Fürsten“ als solche, der stellt den Menschen hin in seiner Wesentlichkeit, losgelöst von dem Außenwerk, dem unwesentlichen Teil der Erscheinung.

Es war ein Brustbild, auf braunfleckigem Hintergrund. Der elegante Fall der Schultern und ein unbestimmtes Etwas von Halsstuch oder Hemdtragen mit fingerbilden Pinselstrichen angedeutet, ebenso der schöne dunkelklare Ton des Gesichts, kräftig flüchtig hingeworfen. Aber die Augen, mit welcher Lebensfülle blickten sie aus dem Rahmen! Es lag alles darin, die feurige Künstlerseele und die sinnliche, tief innen glühende Leidenschaft, die zarte Weichheit und der kühle Egoismus:

Zwei Seelen, ach, in seiner Brust.

„Ja, das bist Du, und so bist Du mein Eigen, Geliebtester! Will Dein Fürstentitel uns trennen, Deine Seele gehört mir an und sie ist das Wahre, Lebendige, das Wesentliche in Dir! Was können die elenden Außendinge uns anhaben? Deiner und meiner Liebe?“ Und — gehoben durch dieses Bewußtsein trennte sie sich von dem Bilde und trat den Heimweg an.

Waldemar kannte seine Schwester zu gut, die Schatten und den Sonnenschein in ihren Augen, um nicht bald herauszufühlen, daß sie etwas gegen ihn auf dem Herzen habe. Er wußte sogar genau den Augenblick, in welchem dieser Nebel sich über ihre Stimmung gebreitet, so konnte er auch über die Ursache desselben sich täuschen. Die Erkenntnis war ihm äußerst bedrückend und er benutzte das erste Alleinsein mit ihr, sie darum zu befragen.

„Else, was hast Du? Ich bin seit einigen Tagen in einer leichten Ungnade bei Dir, woraus entspringt sie?“

Er hatte zu ihrer Begleitung gespielt und stand hinter ihr, die Geige in der Hand, die Saiten derselben lockernd und fester schraubend. Ihre Hände lagen noch auf den Tasten, sie sah darauf nieder und antwortete nicht.

„Diesmal scheinst Du mir durch etwas anderes als durch Mitleid wissend geworden zu sein!“ setzte er nach einer Pause herausfordernd hinzu.

„So, scheint es Dir?“ gab Else kühl zurück. „Dann weißt Du ja Bescheid und brauchst mich nicht zu fragen!“

„Else, ich bitte Dich, was weißt Du und was denkst Du! Thu' mir die Liebe, Kind, und sprich Dich aus! Dein Benehmen ist mir unbehaglich!“

„Ich habe nichts auszusprechen, Waldemar! Vielmehr müßte es Deine Sache sein, mich aufzuklären!“ erwiderte Else beklommen. „Was ich weiß und gesehen habe, als ich mich ahnungslos auf der Treppe umwandte, — gestattet mir nicht einmal Vermutungen!“

Waldemar zog langsam und breit den Bogen über die Saiten hin. Es klang wie ein Seufzer, wie ein Schrei und ein ungestümes Aufjauchzen zugleich.

„Kleine Else, wenn Du nur nicht gar so klein und jung mehr wärest, Dein Herz eine so festverschlossene Frühlingsknospe, ein unbeschriebenes Blatt! So weißt Du nicht was Liebe, und nicht was Leidenschaft ist! Weißt nichts von den Flammen, die uns über dem Kopf zusammenschlagen, nichts von dem Sturmwind, der uns die Planke unter den Füßen fortreißen kann!“

Sie erhob sich, legte ihre beiden Hände auf seine Schultern, und sah ihm tief in die Augen. „Gewiß, das weiß ich alles nicht, wenigstens nicht aus Erfahrung! Aber das weiß ich, Waldemar, daß Du nicht zusammenbrechen darfst unter solcher Leidenschaft, nicht vergessen, was Du Dir und was Du einem Mädchen wie Isolde schuldig bist!“

Ein qualvoller Ausdruck ging über sein Gesicht. Er nahm ihre weiche, schlanke Hand und drückte sie an seine Augen. Mit banger Sorge sah seine Schwester ihn an.

„Sprich Dich doch aus, Waldemar,“ bat sie endlich leise. „Du trägst eine Last auf dem Herzen, erleichtere sie Dir! Aber nicht zu mir, sondern zu unserer Mutter! Sie wird Dich verstehen, das weißt Du wohl!“

Er zog ihre Hand herunter und richtete sich auf. „Nein, laß nur Kind, das kann nicht sein! Ich darf nicht darüber sprechen, zu niemand! Thue auch Du keine Fragen mehr und laß die Sache ruhen!“

„Ich fürchte, das wird nicht gehen!“ erwiderte sie. „Möglicherweise hat Isolde Dich falsch verstanden! Bitte, höre auf mich und stelle diese Frage wenigstens vor Dir selber klar!“

Waldemar wandte sich ab. Ihre Worte waren eine Folter für ihn.

„Das verstehst Du nicht, Herzenskind! Bitte, laß dies Dein letztes Wort in der Angelegenheit sein, — ein für allemal!“

Sie drang nicht weiter in ihn. Glaubte er aber aus diesem klar denkenden Köpfchen die grübelnde Sorge verwiesen zu haben, so irrte er sich.

(Fortsetzung folgt.)

## Arknum.

Roman

von

Ludwig Würzburg.

(Schluß.)

Der Pfalzgraf brach in ein schallendes Gelächter aus. „Liebe!“ rief er sich schüttelnd, „die Liebe der Zigeuner und Alchymisten? Trieb Euch die Liebe nach Kassel zu meinem Vetter Liebden? Oder war's das Gold? Vielleicht beides: die Liebe zum Golde. Es scheint fast, Ihr sandet dort nicht, was Ihr gesucht. Oder vielmehr, der Landgraf sand nicht, was Ihr suchtet.“

„Was er suchte, fand er auch,“ versetzte Cajetano mit Eifer, „das Gold, welches ich ihm schuf, befindet sich in seinem Besitz. Gelehrte Männer prüften es, es bestand vor ihrem Kennerblick. Doch was ich suchte, blieb mir dort versagt. Drum zog ich weiter.“

Ich hatte mir inzwischen von meinem Hofräulein einen Kranz reichen lassen und übergab diesen jetzt dem Grafen. „Bringt ihn Seiner Durchlaucht dem Fürsten, meinem Gemahl und dankt Serenissimus, daß er meiner gedachte.“

Cajetano erhob sich mit einer tiefen Verbeugung. „Und hier!“ fuhr ich fort, „der Botenlohn für den Zigeuner!“

„Ich riß eine Rose aus dem Strauß des Fürsten und hielt sie dem Grafen hin. Er zauderte ein Weilchen und blickte mich mit seinen tiefdunklen Augen forschend an. Dann nahm er die Blume, steckte sie an die Brust und küßte mir die Hand.“

„Ich begreife nicht,“ begann der Pfalzgraf wieder, „wie der heßliche Landgraf Eure Kunst entbehren konnte, wenn doch, wie Ihr sagtet, die Wünsche Seiner Durchlaucht so vollständig in Erfüllung gingen.“

„Der Landgraf gab der Bitte Seiner Durchlaucht des Fürsten nach und trat mich Hochdemselben für kurze Zeit ab. Später, wenn Durchlaucht mich zu entlassen geruhen, werde ich nach Kassel zurückkehren.“

„Der Pfalzgraf lachte von neuem: „Ihr seid

wirklich wie ein mit Goldstücken gefüllter Beutel, den man leicht borgt und wieder zurückerstattet.'

Cajetano antwortete nicht und ich entließ ihn jetzt. Er trug den Kranz zum Fürsten und dieser mußte das Blumengewinde wohl der Ungarin übergeben haben, denn ich bemerkte dasselbe in ihren Händen.

Als es Nacht geworden, fuhren wir mit den Herren zur Stadt. Die Musik spielte wieder, der ganze Weg wurde durch Fackeln erhellt, welche berittene Jagdleute emporhielten, die Residenz war glänzend erleuchtet, an allen Fenstern brannten Lichter, die Einwohnerschaft tummelte sich auf den Straßen, und bei unserer Ankunft im Schlosse ging ein prächtiges Feuerwerk in die Luft. Der Fürst hatte den Grafen Cajetano zu meinem Kavaliere bestimmt, ich saß mit diesem in der ersten Karosse, dann folgte der Wagen mit dem Pfalzgrafen, dem Fürsten und dessen Maitresse. —

Donnerstag den 15. Juli: Der Alchymist sprach heute mit mir über die Ungarin. Ich solle mich vor dieser hüten, denn er traue ihr nicht. Sie wäre sehr ehrgeizig, und es genügte ihr durchaus nicht, am Hofe eine Nebenrolle zu spielen. Der Fürst besäße keine Charakterfestigkeit und fühle sich Frauen gegenüber äußerst schwach. Die Maitresse solle jetzt zu einer Frau von Verdienste ernannt werden, doch dies würde nur die erste Sprosse auf der Leiter sein, die sie zu ersteigen vermeinte. Des Grafen Frage beantwortete ich dahin, ich sei meiner Umgebung sicher und hätte keine Intrigue von dieser Seite zu befürchten.

Mein Entschluß steht fest, auch ferner gegen die Ungarin das zurückhaltende Wesen aufrecht zu erhalten und in keinem Falle deren Eindringen in meinen engeren Kreis zu dulden. —

O wie unwürdig benimmt sich mein Gemahl! Er scheute sich nicht, Cajetano die Augen zu öffnen über das seltsame Verhältnis, in dem ich zu ihm stehe! Überhaupt scheint er kein Geheimnis vor diesem zu haben.

Fordert der Fürst nicht unseren Spott dadurch heraus, daß er unaufhörlich in den Grafen dringt, sich mir zu nähern und auch an mich bei jeder schicklichen Gelegenheit Vorstellungen über meine Kälte diesem gegenüber richtet?!

Cajetano meint, Serenissimus hätte die Hoffnung auf meinen Besitz noch nicht aufgegeben und bediente sich nun feiner als Liebesboten.

Wir beschloßen, uns öffentlich nach wie vor, so weit es angeht, zu meiden.

Abends treffen wir uns gewöhnlich im Park.

Sonntag den 22. August: Meine herrliche Grafschaft am Rhein ist dahin. Nur eine kleine Enklave blieb im Besitz des Fürsten. —

Luigi erzählte mir einiges aus seinem Leben.

Er glaubt nicht als Zigeuner geboren, sondern als kleines Kind geraubt worden zu sein. Doch ist seine früheste Jugend in Dunkel gehüllt. Niemals gelang es ihm, etwas Gewisses darüber zu erfahren. Die Alte, welche ich damals bei ihm fand, war nicht seine Mutter, obgleich sie ihn aufzog. Auch einen

Vater besaß er, wenigstens ließ sich dieser, ein alter Zigeuner, so von ihm nennen. Derselbe verstand etwas von der Alchymie und übertrug diese Kenntnis auf Luigi.

Auf meine Frage, ob er wirklich Gold zu bereiten imstande wäre, lächelte er anfangs nur; dann berichtete er folgendes: Wir lagerten einst — ich ging ins siebzehnte Jahr — in Steiermark, in der Nähe einer uralten, von düsteren Wäldern umgebenen Burg, die auf einem hohen Burgfegel gelegen war. Dort oben hausten ein adeliger Herr und dessen ältere Schwester. Das Landvolk fürchtete beide, denn diese standen in dem Rufe, durch übernatürliche Kräfte eine gewaltige Einwirkung auf ihre Nebenmenschen auszuüben. Außer den Hörigen, denen keine Wahl gelassen war, wollte niemand mit ihnen zu schaffen haben. Das Schloß, welches sie bewohnten, nannte man allgemein die Totenhöhle.

Wir verweilten bereits mehrere Wochen in der Gegend, als mich mein Vater eines Abends aufforderte, mit ihm zu gehen, um ihm beim Suchen von Wurzeln und Kräutern, deren wir für unsere Heilkräfte bedürftig waren, behilflich zu sein. Der Wald wurde nach allen Richtungen durchstreift und wir näherten uns schon wieder dem Ausgang desselben und unserem Lagerplatze. Plötzlich trat uns ein großer, hagerer Mann, in dunkler Kleidung entgegen, der innehielt und uns und unser Thun aufmerksam beobachtete. Wir grüßten ihn ehrerbietig, kümmerten uns jedoch sonst nicht um ihn, schaukelten das weisse Laub — es war Herbst — beiseite, sammelten noch einiges, was uns fehlte, und legten dieses in den Tragkorb, den ich über den Rücken genommen hatte.

Die Sonne nahm für diesmal Abschied von der Erdhälfte, ein mattes Zwielicht, das durch hohe Bäume verstärkt ward, umsping uns.

„Ihr da!“ rief der Mann, der uns nicht aus den Augen gelassen, „Wozu braucht Ihr das Kraut, welches Ihr rupft?“

Mein Vater wendete den Kopf und ich betrachtete den Fremden, der nun neben uns stand, etwas näher. Aus einem aschfahlen, faltreichen Gesichte blickten stechende Augen hervor, ein großer, schwarzer Filzhut beschattete die ernste Miene. Nach einer Weile ward ihm die Antwort: „Wir legen die Wolfsbeeren äußerlich auf, Herr, sie vertreiben allerhand hitzige Geschwülste und Geschwüre.“

„Ihr versteht wohl etwas von der Medizin?“ jagte der Fremde spöttisch.

„Ja, Herr, auch von der Alchymie,“ erwiderte der Vater, ohne sich im Sammeln stören zu lassen.

Der Fremde stutzte, setzte das Gespräch fort, suchte den Vater über viele Dinge auszuforschen, schien sehr befriedigt über dessen Ansichten und Kenntnisse und befahl dem Zigeuner schließlich, am nächsten Tage zu ihm aufs Schloß zu kommen.

Mit den Worten: „Ich hätte Dich und Deine Bande morgen von meinem Gebiete treiben lassen, wenn ich nicht jetzt eben einen recht klugen Mann in Dir entdeckt hätte!“ schickte er sich an, uns zu verlassen. Wir küßten ihm, nachdem wir nun er-

fahren, mit wem wir uns unterredeten, den Saum seines Mantels und geleiteten ihn noch einige Schritte.

Der Vater versprach, in der Burg erscheinen zu wollen und bat, mich, der ich ebenfalls in der Alchymie nicht unerfahren sei, mitbringen zu dürfen. Der Herr war es zufrieden und verschwand.

Am nächsten Morgen stellten wir uns frühzeitig bei ihm ein. Wir mußten ziemlich lange in der großen Eingangshalle, die mit vielen prächtigen Waffen und Rüstungen ausgeschmückt war, warten. Endlich führte uns ein alter, weißhaariger Diener in einen langen, düsteren Saal, der gleich linker Hand vom Hauptportal lag und in dem, außer einer Reihe von Porträts an den Wänden, keine weiteren Gerätschaften oder Ziergegenstände zu sehen waren. Durch farbige Glasfenster fiel ein gedämpftes Licht in den Raum. Der Greis ließ uns alsbald allein und wir hatten Muße, die Bilder, welche offenbar die Ahnen und Verwandten des Schlossherrn darstellten, zu betrachten. Über einige derselben waren Tücher gedeckt, ich versuchte diese hinwegzuziehen, sie widerstanden jedoch meinen Anstrengungen und schienen festgenagelt zu sein. Vorn beim Eingang hing ein Gemälde, von dem ich nicht loszukommen vermochte: ein Mann in den vierziger Jahren mit freundlichen, gewinnenden Zügen. Die Mienen der übrigen waren so streng, so ernst, dieser — der Jüngste von allen — blickte mich fast lächelnd an. Der Vater hatte sich vergebens bemüht, mich von dem Bilde fortzubringen, immer wieder trat ich heran und sah in dieses Gesicht, das mir so unendlich bekannt vorkam. Der alte Zigeuner war, wie meine ganze Umgehung, daran gewöhnt, daß ich mich um Vorstellungen, Bitten und Ermahnungen nicht zu kümmern pflegte, wenn ich meinen Willen durchsetzen wollte; so überließ er mich denn meinen Betrachtungen und lief im Saale umher. Plötzlich stand er still und hüftelte verlegen, zugleich vernahm ich in meiner Nähe ein raschelndes Geräusch. Ich drehte mich um und bemerkte eine ältliche, sehr häßliche Dame, die einen Laut des Schreckens ausstieß, als sie mir ins Gesicht blickte und mich mit verwunderten Augen anstarrte. Ober vielmehr mit einem verwunderten Auge, denn das andere war ausgelaufen und zusammengekniffen.

Nachdem sich die Frau etwas von ihrem Erstaunen erholt hatte, sagte sie mit rauher, männlich klingender Stimme, ihr Bruder würde sogleich erscheinen, derselbe wäre am frühen Morgen ausgegangen, sie erwarte seine Rückkehr jedoch jeden Augenblick. Dann sah sie noch einmal mich und darauf mein Lieblingsbild an und verließ schnell den Raum.

Nach einer Viertelstunde kam der Schlossherr. Auch er fürierte mich und tuschelte dann mit dem Vater. Aus ihrem Gespräche erklangen für mich hörbar nur die immer wieder und unwillig hervorgestoßenen Worte des Ersteren: es war schon zu dunkel, ich sah ihn gestern nicht genau. Endlich schritt der Erregte durch die dem Eingang gegenüberliegende Thür am Ende des Saales, der Vater schloß sich an und ich folgte.

Wir kamen durch einen langen und ziemlich

niedrigen Gang, der ein spärliches Licht durch kleine, runde Auslugfensterchen erhielt. Wie ich bemerken konnte, lag das Gemäuer, in welches diese eingelassen waren, hart am Fuße des Felsens, auf welchem das Schloß sich befand. Der Herr zog einen großen Schlüssel aus der Tasche, schloß ein, wie mir schien, eisernes, jedoch dunkelgrün angestrichenes Portal auf, blendende Helle strahlte uns entgegen, wir traten ein und waren im alchymistischen Gewölbe.

Ich sah nie Ähnliches. Wir pflegten unsere alchymistischen Versuche in verfallenen Gemäuern, Ruinen, wo wir das Nötige schnell herrichteten, anzustellen.

Hier gab es eine Unmasse von Flaschen in allen Formen und Größen, Röhren, Behälter aus Thon und Metall, auf allen Tischen, Stühlen, an der Erde selbst lagen die dicken Folianten, teils aufgeschlagen, oft in verwahrlostem Zustande. An der Wand, die sich in fortlaufender Richtung mit dem soeben durchmessenen Gange befand, stand der Herd, über den sich das weit vorspringende Dach des riesigen Kamins erstreckte. Eine große, viereckige Öffnung führte in den schwarz angeräucherten Schornstein.

Der Besitzer des Schlosses kramte umher, von Zeit zu Zeit mit einem düsteren Blick zuwerfend. Das währte einige Minuten. Gesprochen ward nicht dabei, ich hatte Muße, mich in dem Raume umzusehen. Schließlich zog der Alchymist den Vater in eine Ecke und raunte ihm etwas zu.

Gleich darauf trat der alte Zigeuner an mich heran und befahl mir leise, mich hinwegzubegeben und unten im Lager auf ihn zu warten.

Ich ging hinaus, passierte den Gang, den Saal, verweilte einen Augenblick vor dem Bilde des freundlichen Mannes und lief den Berg hinab.

Nach Verlauf von einigen Stunden kehrte der Vater zurück und erzählte mir, der Besitzer des Schlosses wäre ein so gefährliches Raubtier, wie ihm noch keines vorgekommen. Mit vieler Mühe brachte er folgendes aus dem alten Diener heraus: Der Burgherr hätte bis vor drei Jahren in kinderloser Ehe mit einer Gräfin Cajetano gelebt, die sehr reich gewesen und der er das Schloß und die ungeheuren Güter, die dieses umgaben, verdankte. Plötzlich sei die Gattin gestorben, und kurze Zeit darauf deren unverheiratete Schwester, dann zwei von deren Brüdern, die alle oben im Schlosse gelebt. Der alte Zigeuner zweifelte nicht, daß der Bösewicht sich ihrer, die Ansprüche auf die Erbschaft machten, „alchymistisch“ entledigt habe, und daß dessen ältere Schwester, die Dame mit einem Auge, Mitwifferin jenes düsteren Geheimnisses sei. Nur ein unverheirateter Bruder der verstorbenen Gemahlin, deren jüngster, lebe noch und zwar in Wien. Dieser hätte sich, als das große Sterben begann, geflüchtet und prozessiere nun mit dem Schwager wegen Herausgabe des größten Teils der schwesterlichen Liegenschaften. —

„Weshalb,“ rief ich aus, „benahmen sie sich denn mir gegenüber so scheu und verwirrt?“

Der Vater ward verlegen. Endlich sagte er achselzuckend: „Sie meinen, Du hättest mit dem Por-

trät des Verwandten, welches wir in dem Saale sahen, eine merkwürdige Ähnlichkeit:

„Ist denn dieser Umstand ein Verbrechen? Der Alte warf mir Blicke zu, als wolle er mich verschlingen!“

„Im,“ erwiderte der Zigeuner blinzeln, „das ist ja eben jener Schwager, der ihnen so viel zu schaffen macht und den sie hassen, wie niemand auf der Welt. Seinetwegen hätte ja auch ich die hohe Ehre empfangen zu werden, denn sonst würden sie sich wohl nicht um uns herumstreichendes Gesindel gekümmert haben. Der alte Spitzbube besitzt nämlich zwar große, beneidenswerte Kenntnisse von gewissen, höchst wertvollen Dingen, allein von der Bereitung der Gifte versteht er nur sehr wenig. Ich kann mir's denken, wie er seine Anverwandtschaft, die unschuldigen Opfer seiner Habgier gequält hat! Alle Tage eine tüchtige Portion in die Suppe gemischt! Das macht krank, das würgt, und dann —“

Von feineren Säckelchen, die so auf einen Schlag, so spurlos wirken, weiß er nichts, hat mich aber ausgeholt, hat gefunden, daß ich ihm überlegen bin und möchte nun meine Fähigkeiten verwerten. Den lieben Schwager soll ich beseitigen.

„Hier, Lajos,“ der Vater zog einen Brief aus der Tasche, „das ist etwas für Dich: dieses Schreiben hat mir der Unhold mitgegeben, ich soll es „zurecht machen.“ Ich erzählte ihm nämlich, ich könne Papier, Bücher und dergleichen durch fast unsichtbares Pulver derart vergiften, daß augenblicklicher Tod eintritt bei dem, der diese Dinge öffnet und in den Bereich seines Atems bringt. — Doch werde ich mich hüten, das hier zu thun. Mögen sie ihre Streitigkeiten unter sich ausfechten. Mich geht das nichts an! Der Schwager in Wien soll ein loöderer Zeisig sein, der viel Geld durchbringt und den Mädels die Köpfe verdreht. Nun, mir hat er nichts gethan, weshalb soll ich ihm das bißchen Leben rauben?! Nimm den Brief, durchräuchere ihn mit harmlosen Gerüchen, damit das Untier dort oben glaubt, es wäre etwas mit dem Papier geschehen, es wäre, wie ich versprach, vergiftet, gib es mir dann zurück, ich will es dem Burgherrn bringen und der leichtsinnige Schwager möge noch viele Jahre sich der besten Gesundheit erfreuen. Ich weiß nicht, was der Wisch enthält, Du wirft's schon herausstudieren, Lajos, Du bist ein Gelehrter, Du kannst lesen. Es werden wohl Prozeßangelegenheiten sein, mit welchen unser Schutzherr den Arglosen einlullen will. Aber höre, mein Junge, der alte Geizhals ist doch ein großer Künstler: er kann Gold machen. Wahrhaftig, — er hat mir Stücke davon gezeigt. Es ist Gold, und doch ist's kein Gold. Was es aber ist, das weiß ich nicht. Ich meine, es ist jedenfalls Edelmetall, wahrscheinlich richtiges, goldgelb gefärbtes Silber. Es muß jeden Kenner täuschen. Der Spitzbube schmolz vor meinen Augen das Metall und es veränderte sich nicht, es blieb gelb. Wie macht er das? Ich habe hin und her überlegt, ich habe geforscht, spioniert, ich kanns nicht finden. Edles Metall ist's sicher, ich prüfte es. Aber Gold nicht; doch nimmt es jeder dafür, es hält die Probe aus.“

„Es wird geschickt vergoldetes Metall sein.“ — warf ich dazwischen.

„Nein, nein, nein!“ rief der Vater mit Leidenschaft. „Mich hintergeht man nicht, das hätte ich bemerkt! Der Alte hüllt sich in tiefstes Geheimnis, es ist nichts von ihm herauszubekommen. Er schmunzelt und sicherte nur vor sich hin, als er mein Erstaunen sah, aber er verriet nichts. — Wir müssen wieder unsere Versuche anstellen, wenn wir nur erst längere Zeit an einem Ort bleiben; vielleicht diesen Winter. Denn von hier treibt es uns doch bald wieder fort. Wir müssen verschwunden sein, bevor der Alte merkt, daß er mit dem Brief betrogen ist. Ich will nach Ungarn, dort haben wir die größte Ruhe. Der Hauptmann ist einverstanden. Geh, Lajos, und vergifte ihm das Schreiben, aber ohne Gift.“ —

Und ich that's. Doch erst las ich, was der Brief enthielt: Beteuerungen, Schmeicheleien, Versöhnungsversuche, Vorschläge zu einem gütlichen Vergleich, — alles Lug und Trug. Gerichtet war die Kriegerlei an den Grafen Luigi Cajetano in Wien.

Ich tränkte also das Papier mit unschädlichen Säuren, bereitete eine Flüssigkeit, die die Eigenschaft besaß, völlig unsichtbar auf dem Papier zu bleiben, nachdem man mit ihr wie mit Tinte geschrieben und die erst einige Tage später in klaren, deutlichen Schriftzügen auf dem Blatt erschien.

Meine Warnung an den Grafen lautete:

„Euer Schwager, der Euch diesen Brief sendet, ist ein Schurke, der Euch nach dem Leben trachtet. Traut ihm nicht und nehmt nichts von ihm an. Dies rät Euch der, welchem der Auftrag ward, das für Euch bestimmte Schreiben zu vergiften. Er that es nicht, weil er Euch ähnlich sein soll und weil er Euch lieb hat.“

Ein junger Freund.“

Der Vater übergab am andern Tage den Brief dem Burgherrn, der denselben in seiner Gegenwart versiegelte.

Eine Woche war verlossen. Der alte Zigeuner ging täglich aufs Schloß und arbeitete mit dem Besitzer desselben im Laboratorium. Stets kam er mißgestimmt zurück; es war ihm nicht gelungen, dem Geheimnis der Goldbereitung auf die Spur zu kommen.

„Wann hantiert der Geizhals im Gewölbe?“ — fragte ich.

„Nur nachts,“ lautete die Antwort.

„Allein?“

„Ganz allein.“ —

Meinen Plan hatte ich gefaßt. Der Gang sowohl als das Laboratorium schienen ein neuer Anbau zu sein, der an die alte Burg herangehängt war, und hart über dem Abhang lag.

In einer stöckfinstern Nacht führte ich mein Unternehmen aus. Heulend fuhr der Herbstwind über die Wiesen und schüttelte das trodene Laub von den Bäumen. Genau mit dem Weg vertraut, schlich ich um elf Uhr zu dem Bergkegel, auf dessen Spitze die Burg sich befand. Wie eine Kage kletterte ich den steilen Felsen empor. Ein Fehltritt und ich lag

zerschmettert in der Tiefe. Nach unsäglicher Mühe langte ich oben an und packte das Gemäuer, mich an den vorspringenden Säpfeilern haltend. Da ich mich in der Dunkelheit verrechnet hatte, so sah ich mich dem Gange und nicht dem Gewölbe gegenüber. Ich mußte mich also erst mit furchtbarer Anstrengung bis dorthin weiterschieben, jeden Augenblick befürchten müßend, in den düsternen Abgrund zu stürzen. Endlich erreichte ich mein Ziel: der breite Schornstein ragte in die Lüfte und — welches Glück! — er schien nicht in Thätigkeit, — kein Rauch wirbelte, keine Funken sprühten in die Höhe. Das Laboratorium war kapellenartig erbaut, das Dach desselben schrägte sich etwas ab und wurde durch den Schornstein, der einem Turme ähnlich schien, bekrönt. Behende und leichter als ich gedacht, klimmte ich hinan, jede Verzierung, jede Klammer, jeden hervorragenden Mauerstein zum Aufschwung benutzend.

Durch die Fenster schimmerte kein Licht, der Alchymist mußte das Gemach noch nicht betreten haben.

Nun noch das letzte: der Rauchfang, welcher höher war, als ich glaubte. Doch begünstigte der vermahrloste Zustand desselben, der durch die allein Wind und Wetter preisgegebene Lage des Gemäuers hervorgerufen wurde, mein Weiterkommen, — ich sah endlich rittlings auf der Umrandung des Schornsteins und blickte in den schwarzen Schlund, der mit dem großen Kamindach abschloß und bis zum Herde des alten Böhewichts reichte. Ziel ich auf die Flaschen und Gerätschaften, die dort unten umherstanden, so war's um mich geschehen; an ein Entkommen konnte nicht mehr gedacht werden, denn die ätzenden Flüssigkeiten, die mich dann sicherlich überschütteten, genügten vollständig, um alle meine Bewegungen zu hemmen, wenn sie nicht augenblicklich meinen Tod herbeiführten. Also Vorsicht! Ich nahm ein dickes Tau, das ich um den Körper geschlungen hatte, zur Hand, knüpfte es um den Rand des Rauchfangs, schob es, um einen Halt zu gewinnen, unter einige dort angebrachte eiserne Krammen, und ließ mich langsam und geräuschlos hinab, mit den Füßen tastend und das Gewinde immer mehr entrollend, je weiter ich vorbrang. Ubrigens war ich entschlossen, in dieser gefährlichen Lage zu verharren, falls sich keine bessere Gelegenheit für einen geeigneten Standpunkt darbot, von dem ich das Erwünschte zu erspähen vermochte. Plötzlich fühlte ich Boden unter mir, ich trat auf feste Steine. Wie ich gehofft, verengte sich das Mauerwerk in der Richtung nach dem Innern, und ich nahm einen Vorsprung, breit genug um bequem auf diesem stehen zu können, wahr. Schnell kauerte ich, den Strick nicht aus den Händen lassend, nieder und wartete ab, was geschehen würde. Es verging Minute auf Minute, kein Laut außer dem Tosen des Windes ließ sich vernehmen. Endlich war es mir, als wenn eine entfernte Thür geöffnet und wieder ins Schloß geworfen würde, nach einigen Sekunden drang freischendes Geräusch an mein Ohr, ein Lichtstrahl bligte unter mir und schlürfende Schritte verkündeten das Nahen des Alchymisten. Er war es. Beim Schein der Laterne, die er auf den Herd stellte, vermochte ich diesen und die umherstehenden

Gegenstände zuerst nur unklar, dann jedoch, als Lampen angezündet waren, vollkommen deutlich zu übersehen. Der Schloßherr hatte ein langes, schwarzes Sammetgewand mit weiten Ärmeln angelegt, welches mit braunem Pelz besetzt und auch, wie mir schien, gefüttert war. Dennoch fror er, denn er rieb die Hände, schüttelte sich und entzündete sogleich ein mächtiges Feuer auf dem Herde, dessen Rauch mich zu ersticken drohte. Glücklicherweise ward dasselbe schnell eingeengt durch herumgelegte Ziegelsteine, die den Brand mäßigten und die den Qualm, da der rasende Wind in den Schornstein fuhr, in den großen Raum trieben, bevor der Rauch einen Ausweg in die Lüfte suchte. Nun nahm der Alte die weiße Perücke mit herabhängenden Locken vom Kopfe, eine Fülle von langen, grauen Haaren fiel ihm auf die Schulter, eine von einem Stuhle herbeigeholte Pelzkappe ward aufgestülpt, und die Arbeit begann. Zuerst öffnete er mit vielem Geräusch, das ein riesiges Schlüsselbund verursachte, einen in der Nähe des Herdes, am Boden befindlichen, eisernen Kasten und entnahm diesem einige Stücke goldglänzenden Metalls, die er mit blitzenden Augen betrachtete und sogleich wieder an den früheren Platz legte. Dann ergriff er einen hohen, mit Bucheln verzierten Trinktisch, welchen ebenfalls die Geldkiste bewahrt hatte, und warf ihn in den Schmelztiegel über dem Feuer. Der Vater war auf der richtigen Fährte gewesen: Silber schien der Hauptbestandteil der ersehnten Goldmischung zu sein. Was nun geschah, konnte ich nicht wahrnehmen, da es in einem entfernten Teile des Laboratoriums vor sich ging. Ich hörte jedoch das Aufschlagen einer eisernen Stange auf den steinernen Fußboden, vernahm das Sequiet einer Schrankthür und sah wie der Alte ab und zu am Herde erschien, um riesengroße Glasflaschen mit Flüssigkeiten auf denselben niederzusehen. Diese Flaschen waren mit Papierstreifen besetzt, auf welchen mit deutlichen Buchstaben die Bezeichnungen des Inhalts derselben standen, sodaß ich im Stande war, die Aufschriften zu lesen und meinem Gedächtnisse einzuprägen. Jetzt trat der emsig Schaffende wieder an das Feuer, schüttete aus einer Düte ein weißliches Pulver in den Tiegel, goß von den verschiedenen Flüssigkeiten nach, legte einen schwarzen Deckel auf den Drei, setzte sich in den hohen Armstuhl am Herde, nahm ein dickes Buch zur Hand und begann eifrig zu lesen, nur von Zeit zu Zeit einen Blick auf den siedenden Behälter an seiner Seite werfend. Meiner Berechnung nach beobachtete ich ihn eine Stunde lang, ohne daß er etwas anderes vorgenommen hätte. Die tiefste Stille herrschte in dem Raume, unterbrochen nur durch das Knistern des Feuers und das leise Rauschen der bedruckten Blätter, die der fast regungslos Darsitzende umwendete.

Inzwischen war mein Aufenthalt im Rauchfang immer unbehaglicher geworden. Der feine, übelriechende Dampf, den die Masse ausströmte, verursachte mir die heftigsten Kopfschmerzen und umnebelte meine Sinne. Alchymistisch bewandert, wie ich war, mußte ich auch genug und vermochte dem Vater genau zu beschreiben, um was es sich handelte. Ich

beschloß daher, den Rückzug anzutreten. Im Übermute der Jugend jedoch schoß es mir durchs Gehirn, dem alten Bösewicht dort unten, der so viele Schandthaten auf dem Gewissen hatte und der den herrlichen Mann, zu dem ich mich so unbegreiflich hingezogen fühlte, verderben wollte, einen Schabernack zu spielen, der ihn in Schrecken setzen sollte.

Ich legte also die gekrümmte Hand an den Mund und rief mit dem tiefsten Tone, dessen ich fähig war: Wehe, wehe, Giftmischer!

Ein erschütternder Schrei ward ausgestoßen. während ich mich eiligst in die Höhe schwang, ein schwerer Gegenstand fiel zu Boden, Glas zerschellte auf den Steinfliesen, ein furchtbarer Knall ertönte plötzlich, die Fenster Scheiben barsten klirrend, ein dicker Dampf drang in den Schornstein, dessen Spitze ich bereits erreicht hatte, Funken umkreisten mein Haupt, und ein greller Lichtschein aus dem Gewölbe erhellte die Mauern und die Umgebung derselben, sodaß ich mit Leichtigkeit hinabgleiten und meinen gefährlichen Rückweg mit größerer Sicherheit antreten konnte. Mit blutenden Händen, geschundener Haut und zerfetzten Kleidern gelangte ich ins Thal. Als ich den Blick emporrichtete, sah ich Feuergarben aus dem Burganbau schießen, die sich, durch den Wind angefacht, mit Blitzeschnelle den übrigen Theilen des Schlosses mittheilten. Wie ein gejagtes Wild floh ich von dannen. sprang ins Lager, weckte den Vater, berichtete atemlos mein Abenteuer, eilte mit dem alten Zigeuner zum Hauptmann, die Bande ward alarmiert, nach Verlauf einer halben Stunde waren die Zelte abgebrochen, die Pferde vor die Wagen geschirrt, und der Zug setzte sich langsam und lautlos in Bewegung, während jene Riesenfackel auf dem Berggabel, die die malerisch schöne Gegend in rötlichen Schimmer tauchte, uns die Richtung wies, in der wir wandern mußten.“ —

Der Fürst unterbrach sich, schaute nachdenklich vor sich hin, blätterte in dem Heft und überfah noch einmal, was er gelesen.

„Wie oft sprach er von dieser Begebenheit!“ — äußerte die Fürstin Erdmutter Juliana leise — „Er meinte, ohne Vorbedacht, seinen wirklichen Vater, den Grafen, und dessen Geschwister gerächt zu haben.“

Der Fürst erwiderte nichts, und seine Mutter sagte nach einer Pause mit starker Stimme: „Fahre fort! Die Sommernacht geht zu Ende, ich darf den Tag nicht sehen!“ Und Durchlaucht las: „Monde vergingen, der süßeste Liebestausch verkürzte sie. Meine Kammerfrau war im Einverständnis und veranlaßte und benachzte die Zusammenkünfte. Eine der allgemeinen Benutzung entzogene Truppe führte aus meinen Gemächern fast unmittelbar auf die Straße; der Graf bediente sich ihrer zur Wintertime, und niemand ahnte unseren vertrauten Verkehr. Der Fürst gewann Gold, wenigstens ein Metall, das er dafür hielt, die Maitresse vergeubete dasselbe, oder brachte es auf die Seite. Niemals war meine Stellung dem Gatten gegenüber eine so günstige gewesen, als gerade in dieser Zeit. Bälle, Spiel, Musikaufführungen, Schlittensfahrten, bei denen die Teilnehmer maskiert und in phantastischen Kostümen erschienen,

belustigten den Hof, — ich war jetzt stets zugegen, freilich ohne Cajetano auch nur um das geringste mehr auszuzeichnen, als die Etiquette gebot. —

Wie schnell entschwand die Freude, wie bald nahte die Sorge!

Eines Tages eröffnete ich dem Geliebten ein holdes Geheimnis, welches mich betraf. Das Glück war groß, aber auch die Furcht, und schlaflos lag ich nachts und überdachte die Gefahr, die riesenhaft vor unseren Blicken aufstieg.

Dazu kam eine andere Entdeckung: der Fürst schien der Ungarin, die ihn tyrannisierte, überdrüssig zu sein und trug sich mit dem Gedanken, sie zu verheiraten, um sie auf diese Weise zu beseitigen. Diese Nachricht theilte mir der Graf mit, ohne allerdings zu ahnen, daß ihn selbst die Angelegenheit in Mitleidenschaft zog. Nach kurzer Zeit trat es zu Tage: Serenissimus hatte den Grafen Cajetano zum Gemahl der Mätresse erkoren. Anfangs lachten wir über diese Neuigkeit, die bei Hofe die Kunde machte, bald jedoch verstummten unsere Scherze, denn der Fürst entwickelte dem Geliebten bei einer gemeinsamen Arbeit im Turme, bei welcher die Ungarin, wie jetzt häufig vorkam, nicht anwesend war, seinen unheilvollen Plan. Luigi fluchte, half sich mit einigen verbindlichen Worten vorerst über dieses Ansinnen hinweg und hüllte sich dann im weiteren Verlaufe des Gesprächs, so gut es gehen woll'e, in ein diplomatisches Schweigen. Der Fürst merkte, daß sein Vorschlag keinen Beifall fand und berührte dieses Thema vorläufig nicht wieder. Doch leider hatte er Frau von Brodienko, seine Mätresse, schon von dem Heiratsprojekt in Kenntniß gesetzt, und diese haßte nach dem in Aussicht gestellten Glücke mit einer Eier, über welche wir erschrakten und welche heftige Stürme für die Zukunft befürchten ließ. Um so mehr schienen wir Veranlassung zu haben, besorgt zu sein, als es sich jetzt erst in des Grafen Erinnerung drängte, wie die verführerische Frau ihn gleich anfangs für sich einzunehmen suchte, wie sie kein Hilfsmittel der Gefallsucht, keine scheinbar noch so unbedeutende Gelegenheit verschmähte, sich ihm zu nähern, wie sie, durch die verhaltene Leidenschaft hingerissen, Luigi Absichten verriet, die nichts Geringeres bezweckten, als mich, die rechtmäßige Gemahlin, beiseite zu schieben, sich selbst an meine Stelle zu setzen, um dann auf den Gipfel ihrer Wünsche gelangt, ihrer Neigung für den Grafen keinen Jügel mehr anlegen zu brauchen. Ein stürmischer Austritt im Laboratorium zwischen der Brodienko und dem Fürsten, den Cajetano durch seine Ankunft unterbrach, unterrichtete uns, daß Serenissimus, der sich nun bereits auf seiten des Grafen befand, die uns verhaßte Verbindung zwar aufgegeben, die heißblütige Mätresse jedoch an ihrer Lieblingsidee festhielt und sich nicht gutwillig von derselben abbringen lassen würde. Bald gelang es der Dame denn auch, eine längere Unterredung mit Luigi herbeizuführen, während welcher dieser der Ungarin in unzweideutiger Weise seine Abneigung zu erkennen gab und rundweg erklärte, niemals eine erzwungene Ehe eingehen zu wollen. Lächelnd hörte sie seine Erklärungen an, schmeichlerisches Bedauern

entfloh ihren Lippen, das unheimliche Feuer jedoch, welches in ihren Augen loderte, sprach berebter, als ein heftiger Ausbruch vermocht hätte. Von nun an war sie seine Feindin und sie machte kein Hehl daraus. Der Graf wappnete sich, den Kampf mit ihr aufzunehmen. Das wirksamste Mittel, sie zu besiegen, schien eine neue Mätresse, die sie vom Hofe verdrängte. Sie war schön, jung, die Leidenschaft ihrer Rasse verlieh ihr einen eigentümlichen Reiz; alle diese Vorzüge verschafften ihr eine Stellung, erteilten ihr eine Macht über den Fürsten, deren sich keine der Frauen, zu deren Füßen Serenissimus gelegen, rühmen konnte; allein die Lust am Hänkeschmeiben, die Herrschsucht, zu der ihr Charakter neigte, entfremdeten ihr das Herz Seiner Durchlaucht nach und nach vollständig, denn der hohe Beschützer liebte es zwar von der Hand eines Weibes gelenkt zu werden, nur mußten die Fingel, die dasselbe führte, mit Blumen umwunden sein und durften nicht das nackte Gewinde durchblicken lassen, aus dem sie geflochten. Sie ward ihm gleichgültig, und jetzt haßte er sie schon. Der Ausgang einer neuen Sonne hätte also kaum Schwierigkeiten verursacht, wenn nicht einem andern Umstande hätte Rechnung getragen werden müssen: der schwache Mann fürchtete die, welche er emporgezogen, und wagte es nicht, sich ihrer Rache preiszugeben.

Welche List die Brodientko erfann, welche Intriguen sie in Bewegung setzte, um den Grafen mit Seiner Durchlaucht zu entzweien, — wir wußten es nicht, trotzdem wir häufig unsere Meinungen über diesen Punkt austauschten; wir sahen nur, daß alle Bemühungen in dieser Richtung vergeblich waren, daß der Fürst seinem Alchymisten dasselbe Vertrauen wie früher schenkte und daß alle Geschosse von dem Panzer des Goldsüchtigen abprallten.

Inzwischen ging der Winter zu Ende, es kam die Zeit, in der ich die Öffentlichkeit meiden mußte, wenn ich nicht meinen Zustand dem Hofe verraten wollte. Ich schützte Krankheit vor und blieb in meinen Gemächern. Mein plötzlicher Verzicht auf alle Festlichkeiten erregte Aufsehen, um so mehr als ich die Ärzte die Serenissimus so gnädig war, mir zu senden, ein für allemal abwies und keinen derselben in meiner Nähe duldete. Doch endlich gewöhnte man sich an meine Abwesenheit und gab der Ansicht Ausdruck, ich wäre wieder in jene Stimmung verfallen, die mich beherrschte, als ich zum ersten Mal die Residenz betrat.

Dienstag 15. März: Aufgeregt kam Luigi in mein Gemach und erzählte mir, die Brodientko hätte dem Fürsten das Gold verdächtigt, welches er alchymistisch herstellte. Sie verglich dasselbe mit den eisernen Trinkbechern und Kannen, die im Zipser Komitate ihrer Heimat in die Cementquellen von Schmöllnig getaucht und die durch die Schwefelsäure welche das Wasser enthalte, in Kupfer verwandelt und später vergoldet würden. Der Ungarin hätte man ein solches Gefäß übersendet, das sie dem Fürsten vorgewiesen und das die Inschrift trüge:

„Es hat das stehlen Feuer  
Als Gysen mich gebrent  
Das Wasser macht mich theuer,  
Da man mich stupffer nent.“

Das Gold, welches sie nach Ungarn zu zahlen pflegte, sei dort als solches nicht anerkannt worden, ja, man hätte über die Mischung sogar gelacht und dieselbe verhöhnt.

„Die Leute sind toll!“ — rief der Graf zornig — „Sie verstehen nicht, edles Metall von unedlem zu unterscheiden!“

Montag den 21. März: Der Frühling stellt sich zeitig ein. Ich bin an das Zimmer gekettet, trotzdem es mich hinaustreibt ins Freie.

Ein Herr vom Hofe meiner Schwester hat bei mir um eine Audienz gebeten; er brachte ein Schreiben der Teuren, das er versprochen persönlich meinen Händen zu übergeben. Ich zögere, ihn zu empfangen, sein Name ist mir durchaus unbekannt. Doch werde ich nicht umhin können, seiner Bitte zu willfahren. Luigi, der gegen Abend zu mir kam, meinte, ich müsse den Gesandten abweisen. Es ist zu spät, ich ließ diesem sagen, daß ich ihn morgen erwarte.

Dienstag den 22. März: Soeben verließ mich der Abgesandte meiner Schwester, welcher den günstigsten Eindruck auf mich machte. Ich saß während der sehr kurzen Unterredung und erhob mich auch nicht, als die Audienz beendet war. Dann las ich den Brief. Er enthielt nur wenige Zeilen. Die Hand meiner Anna glaubte ich in diesen Schriftzügen nicht zu erkennen. Wie seltsam! Der Graf ist außer sich. Er hat dem Fremden nachgefragt und einen Medikus aus einem benachbarten Städtchen in diesem entdeckt.

Wer hat mir den Streich gespielt?! Ich schließe auf die Ungarin, und Luigi stimmte mir zu.

Freitag den 25. März: Der Graf prophezeit das baldige Eintreffen einer neuen Mätresse. Diesmal soll es eine Französin sein, die vom Hofe des Veters in Kassel kommt. Hoffentlich bestreit sie uns von der Brodientko.

Sonnabend den 26. März: Unser Argwohn gegen die Ungarin scheint kein Hirngespinnst: als Luigi mich gestern abend verließ, die geheime Treppe hinabstieg und dann auf die um diese Zeit gewöhnlich menschenleere Straße trat, sah er beim Schein des Mondes dem Schlosse gegenüber einen Mann stehen, der einen weiten Mantel umgeworfen und den Hut tief in die Augen gedrückt hatte. Die Gestalt eilte schleunigst hinweg, der Graf bemerkte jedoch, daß sie durch die kleine Pforte neben dem Hauptportal, welches durch das Eisengitter gebildet wird, schlüpfte und mit leichten Schritten über den Schloßhof auf den mittleren Pavillon zugin.

Luigi meinte anfangs, dieser Begegnung keine Bedeutung beilegen zu müssen und nahm an, irgend einen Angestellten des Hofes hätte der Zufall hierher geführt; als er jedoch, um die für diese Jahreszeit äußerst milde Luft zu genießen, noch durch den Park wandelte und gerade in die große Allee einzubiegen beabsichtigte, prallte er zurück, denn dieselbe Erscheinung, welche soeben seine Aufmerksamkeit erregte, trat ihm in den Weg und mit Schrecken sah er Frau von Brodientko in Männerkleidung vor sich, die ihn mit spöttischem Tone begrüßte, und sich mit ihm in ein Gespräch einließ. Sie vertraute ihm mit scheinbarer



Offenherzigkeit, ihres Bleibens sei nicht lange mehr an diesem traurigen Hofe, sie hätte die Anstalten bereits getroffen, um in ihr Vaterland zurückzukehren.

„Auch Sie werden mir bald folgen, lieber Graf,“ sagte sie mit schlecht verhehlter Schadenfreude, „Sie häuften Schatz auf Schatz um den Durchlauchtigen, und was wird Ihr Lohn sein? In demselben Augenblicke, in dem er erfährt, daß Sie eine Perle, eine mittelmäßige Perle mit stumpfer Färbung für sich behielten, wird er den Wagen vorfahren lassen und Ihnen eine militärische Begleitung bis zur Grenze mitgeben. Sind Sie dann heimatlos, mein teurer Graf, so kommen Sie zu mir. Ein ganz kleines Kammerlein in meinem Herzen will ich für Sie stets offen halten. Es steht bei Ihnen, Graf, ob Sie Besitz von dem ganzen Hause ergreifen wollen. Gute Nacht, mondscheinglänzender Ritter! Flüstern Sie den fahlen Bäumen Ihr Glück zu!“

Mit gezwungenem Lachen wendete sie sich und ließ Luigi in der größten Bestürzung zurück.

Sonntag den 27. März: Ich bin entschlossen, dem Fürsten alles zu bekennen, um ihn zu einer Trennung zu bewegen. Auf Grundlage des Verzichts auf Geld und Gut, welche ich ihm zubrachte, dürfte er sich meinem Vorschlage gegenüber nicht abweisend verhalten.

Mittwoch den 30. März: Luigi ist sehr aufgebracht gegen den Fürsten: trotz des feierlichen, schon in Kassel dem Grafen geleisteten Versprechens, das hervorgebrachte Gold nur zu Gerätschaften verwenden, oder ins Ausland senden zu wollen, hat Serenissimus es für gut befunden, den öffentlichen Kassen seines Landes zu befehlen, ihm für das alchymistisch hergestellte vollgültige gemünzte Goldstücke einzutauschen. Die Verwaltungsbeamten sind jetzt bei dem Fürsten vorstellig geworden, sie von diesem Zwange zu befreien, da im Falle der Weigerung das Land ruiniert werden würde.

Sonabend den 2. April: Die beabsichtigte, so wichtige Unterredung mit dem Gemahl muß vorläufig unterbleiben, da ich in der That sehr leidend bin. Luigi, nicht unerfahren in der Heilkunde, unternimmt es, mir Linderung zu verschaffen.

Freitag den 8. April: Heute befand ich mich wieder äußerst unwohl.

Es ist zehn Uhr abends. Ich liege im Nachtgewande auf meinem Bette, Luigi sitzt vor demselben auf einem Tabouret. Er sucht vergebens, mich zu erheitern. Wir sind allein im Zimmer, die verschwiegene Kammerfrau wurde noch zur Apotheke geschickt, um schnell einen Trank herbeizuholen. Sie hätte längst zurückkehren müssen, ich begreife nicht, weshalb sie zögert. Der Graf erzählt mir, daß am Morgen die neue Mätresse aus Kassel eingetroffen wäre, und wir sprechen über die Folgen dieser Ankunft.

Im Nebenraume läßt sich ein Geräusch vernehmen. Ich meine, es sei die Kammerfrau und rufe mit matter Stimme.

Die Thür wird geöffnet, greller Lichtschein fällt ins Gemach, welches bisher durch eine Lampe nur schwach erleuchtet war.

„Wo bleibst Du, Toinette?“ fragte ich unwillig. Man antwortete nicht, — der Graf fährt entsetzt in die Höhe, — ich wende erlaunt den Kopf, inmitten des Zimmers steht der Fürst, und hinter ihm, eine Fackel haltend, ein Jüngling, in dem ich sogleich Frau von Brodienko erkenne.

Ich stieß einen Schrei aus und richtete mich mit Anstrengung auf.

Das Antlitz des Fürsten glühte, er selbst rang nach Worten, vermochte jedoch keinen Laut hervorzubringen.

Eine schreckliche Pause trat ein. Der Fürst keuchte, die Wut schien ihm die Kehle zugeschnürt zu haben; endlich erhob er drohend den Arm und stürzte hinaus, während ihm die Ungarin, nachdem sie uns einen triumphierenden Blick zugeworfen, folgte.

„Flieh, Unglücklicher!“ brachte ich atemlos hervor, „er zermalmt Dich!“

„Und Du?“ rief Luigi. Verzweiflungsvoll starrte er mich an.

„Er wird mich verstoßen,“ erwiderte ich hastig und verließ das Lager, „das ist ja alles was ich wünsche! Hinweg, hinweg! Komm ihm zuvor! Sonst reißt er Dich von meiner Seite!“

Er fiel vor mir auf die Knie, ich bedeckte sein Haupt mit Küssen, dann drängte ich ihn zur Thür, willenlos, fast taumelnd gab er mir nach und eilte über die geheime Treppe auf die Straße.

Ich wankte in das Schlafzimmer zurück. Noch vermochte ich meine Gedanken nicht zu sammeln. War das Wirklichkeit? —

Wieder wird die Thür aufgerissen, ich schreie empor —

Toinette stürzt mir zu Füßen, ringt die Hände und jammert mit übersießenden Thränen: „Sie verhafteten den Grafen soeben, — dort unten beim Thor, — die Wache stand schon bereit, sie warteten auf ihn! — Mein Gott, mein Gott, ich bin schuldlos! Sie hielten mich an, sie raubten mir den Schlüssel!“

Jetzt hatte ich auch Thränen!

Sonabend den 9. April: Man hat meine Kammerfrau entfernt, ich sehe nur fremde Gesichter um mich. — Was geschah mit Luigi? — Niemand antwortet mir, sie dürfen nicht. Diese fürchterliche Ungewißheit!

Sonntag den 10. April: Ich wollte zum Fürsten. Bis in sein Vorzimmer gelangte ich. Dort wies man mich zurück: Seine Durchlaucht wären nicht zu sprechen. — Ich kam zum zweiten-, zum drittenmal: Nichts! Seine Durchlaucht wären auf der Jagd, — Seine Durchlaucht wollten mich nicht sprechen.

Mittwoch den 13. April: Halb angezogen lag ich auf dem Bette. Es mochte elf Uhr vormittags sein. Ein donnerähnliches Rollen vermischt mit Summen und Tosen macht mich erbeben. Ich greife zur Klingel:

„Was giebt's?“

„Man schleift den Alchymisten zum Richtplatz,“ versetzt die Kammerfrau ruhig.

Ein kalter Schauer durchrieselt mich, wankend

trete ich herzu und schaue mit angsterfüllten Blicken auf die Straße.

Der Aufzug hält, — wie ich später vernahm, auf Befehl des Fürsten — unmittelbar unter meinen Fenstern. Sämtliche Trommler der Garnison schlagen, kreischend fallen Hornsignale ein, als wenn sie den Zweck hätten, mich herbeizurufen. Das Volk wogt durcheinander, gafft und schreit, vermag jedoch den Lärm, den die Soldaten hervorbringen, nicht zu übertönen. Ein trüber, regnerischer Tag! Unheimlich huschten die grauen Wolken vorüber, wie düster, wie schmer und drückend ist die Luft!

Die fieberhafte Erregung vermindert meine Sehkraft, ein Schleier senkt sich auf mein Gesicht, — ich vermag nichts zu unterscheiden. Da plötzlich, wie zum Hohn, dringt die Sonne durch und beleuchtet grell das gräßliche Bild zu meinen Füßen. Mit einem Ruck springt die furchtbare Wahrheit mir entgegen: Dort liegt, an Händen und Füßen gebunden, mit dem Rücken auf einer Rinds- oder Pferdehaut, die vom Fenster zum schrecklichen Orte hinaus geschleppt wird, Luigi, so blaß, so geisterbleich, mit zerschmettertem Körper, und welken Zügen, so matt und ohne Leben, als hätte ihn sein trostloses Schicksal schon ereilt. Nur seine Augen leuchten, sie irren unstät umher, sie suchen und suchen, sie richten sich empor, sie scheinen die Mauern des Schlosses durchbohrend und ins Innere desselben dringen zu wollen. Jetzt erspäht er mich: seine Lippen bewegen sich, als spräche er zu mir; wie traurig, wie schmerzvoll sieht er mich an! — Weg mit diesen Augen, — sie versengen mir das Herz! — Will diese Sonne nicht vergehen? Wie kann sie strahlen und erglänzen bei solchem Anblick?! Lange ruhen seine Augen auf mir, — so entseztlich, so vorwurfsvoll, und doch so groß und erhaben! — Ich erfasse den Griff des Fensters und drücke meine Stirn gegen die Scheiben. Der Wahnsinn ergreift mich, — diese fürchterlichen Augen! — Die Sinne schwinden. — Noch immer die Augen! — Das Volk drängt vorwärts — jetzt noch einmal — haltet, haltet! — Der Fenster zerrt die Haut weiter — —

Ich brach zusammen. —

Am Abend gebar ich einen Knaben. —

Als ich nach vielen, vielen Tagen zu mir kam, sagte man mir, der Fürst wäre gestorben.

Oben im Turm fand man ihn tot.

Mein Sohn ward regierender Fürst, unter der Regenschaft des Prinzen Anton Ulrich.

Man flüsterete, Gift hätte den Gemahl aus dem Wege geräumt.

Ich glaub's. Doch erlag er nicht seiner Unvorsichtigkeit, — er war in derlei Dingen gut bewandert; auch tötete er sich nicht selbst, etwa aus Gram über häßliche Familienverhältnisse, — dazu war er zu feige; nein, es unterliegt keinem Zweifel: die Brodiento verdarb ihm den Trank. Man suchte sie am andern Tage, sie war verschwunden, ich habe niemals wieder etwas von ihr gehört. —

Als Betrüger ward Luigi gerichtet? Betrüger Du selbst! Sagest Du nicht dabei, wenn der Unglückliche die Stoffe mischte? Wußtest Du nicht, daß es nur Silber war, welches seine Kunst zu färben

verstand? — Du hattest die Richtung Deines Pfeils genau berechnet: er traf mich, wenn er auch den Geliebten tötete. —

Die Blütenpracht war dahin, der Frühling ging in den Sommer über, ich durfte das Lager verlassen und überdachte grübelnd, ob ich wagen sollte, weiter zu leben. Wo ich stand und ging, im Zimmer oder im Freien, überall und immer, wo Tag und Sonne war, sah ich Luigis letzten Blick, sah ich diese grauenvollen Augen vor mir. Nur wenn die Dämmerung nahte, wenn Nacht mich umfing, oder Kerzen entzündet wurden, wich das Trugbild von mir, wehmütige Ruhe kam über mich und thranenden Blickes träumte ich mich zurück in die schöne Vergangenheit, in das kurze Glück, das ich genossen. Man raunte sich später zu, ich sei wahnsinnig geworden, — man irrte. Als sie es annahmen, war ich schon wieder geheilt; doch damals, als ich im Lichte wandelte, glaubte ich selbst, den Verstand zu verlieren. Einst lehnte ich am Fenster und blickte hinab auf die Stelle, auf der sein zuckender Körper gelegen. Wieder erschien jene qualvoll verzerrte Miene vor meiner Seele, und entsezt schloß ich die Augen. Jetzt verschwand die Täuschung plötzlich, nur das liebe, sanfte Antlitz, wie ich es im Walde meiner Heimat zum ersten Mal erschaute, blieb zurück und lächelte mich so übergücklich an, als wolle es mir sagen, welche Bonne ihm mein armes Dasein einflöße. Da legte ich die Hand auf die Augen, tastete mich zu den schweren Damastvorhängen an beiden Fenstern und zog diese übereinander. Dann verhüllte ich das Haupt, warf mich auf ein Ruhebett und erwartete geduldig den Abend. Das freundliche Bild verließ mich nicht wieder, der Zauber war gebrochen. Von nun an schlief ich am Tage und wachte in der Nacht. —

Nach kurzer Zeit zog ich mich in einen anderen Teil des Schlosses zurück und traf Anstalt, die Leiche des Geliebten, die auf der Nichtstatt eingescharrt war, wieder ausgraben zu lassen. Gold, das ich reichlich spendete, verschaffte mir die Bereitwilligkeit und Verschwiegenheit der Beteiligten, die Überreste Luigis wurden in einen einfachen Metallfarg gebettet und in der Stille einer linden Julinacht brachte man sie in die Grotte beim Neptunbrunnen, wo ich dieselben in Empfang nahm und in die Erde senken ließ. Einsam ruht der Traute dort, kein Denkstein zielt sein Grab, kein Mensch ahnt seine Nähe, nur ich allein schreite bei hereinbrechender Dunkelheit in den Park und halte Zwiegespräche mit dem Verlorenen. Ich weiß, daß der Tote mir nicht zu antworten vermag, doch wenn das Raß langsam durch die Grotte sintert und mit leise klingendem Ton auf das Gestein tropft, wenn die Wasser gemächlich durch die leitenden Röhren murmeln, dann meine ich seine Stimme zu vernehmen, die flüsternd empor aus der Tiefe steigt. Ich berichte ihm dann alles, was das Herz bewegt, Freude und Kummer gieße ich in seine treue Seele. Und er ist stets mit mir zufrieden, er billigt mein Thun, er lobt meine Pläne, weil er mich ja so grenzenlos geliebt hat.“ —

Das Tagebuch war beendet, der Fürst fiel in den Sessel zurück und bedeckte das Gesicht mit den

Händen. Vorsichtig trat die Mutter an ihn heran, legte den Arm auf seine Schulter und sprach fast tonlos:

„Seit Wochen war ich nicht bei ihm. Die Krankheit der Enkelin erheischte meine ganze Aufmerksamkeit. Wenn ich nun wieder, sei es früher oder später, zur Grotte pilgere, soll ich dann dem dahingegangenen Vater die Worte zuflüstern: Dein Sohn ließ die Tochter sterben, weil er ihr nicht gestattete, den Mann ihrer Wahl zu heiraten? Soll ich das? — Diese Blätter wollte ich vernichten, nun freut's mich, daß ich es nicht that. Tauschen wir; ich lasse Dir das Heft, gib mir dafür — das Glück Deines Kindes. — Überlege Dir's, — die Wahl ist nicht schwer.“

Sie zögerte eine Weile; als jedoch keine Antwort erfolgte, schritt sie zu den beiden Thüren, schloß diese wieder auf, und geräuschlos wie sie gekommen, entschwand sie aus dem Gemache.

Die Herren im Vorzimmer und auch die Dienerschaft befanden sich inzwischen in der größten Verlegenheit: es kam keine Nachricht aus dem Krankenzimmer der Prinzessin, und auch der Fürst zog sich nicht zurück, um der Ruhe zu pflegen.

Die Nacht ging hin, die Morgenröthe stieg herauf, ein wundervoller Tag mit Sonnenglanz und Vogelgezwitscher hielt seinen Einzug, — noch immer regte es sich nicht im Arbeitsgemach Seiner Durchlaucht. Endlich faßte man den Entschluß, den Kammerherrn von Ekem, auf die Gefahr, Serenissimus zu erzürnen, als Abgesandten, nach den Wünschen des Fürsten unterthänigst fragen zu lassen. Der gewandte Hofmann öffnete leise die Thür, trat ein und war im Begriff, einige wohl vorbereitete Worte zu äußern, als er Seine Durchlaucht anblidete, stützte und bestürzt mit der Anrede zurückhielt. Der Fürst bemerkte ihn nicht; er stützte sich auf den Sockel der Antinousstatue und starrte auf den Fußboden. Bleich und angegriffen war seine Miene, die Gesichtsmuskeln zuckten, und von Zeit zu Zeit entquollen unverständliche Laute seinem Munde. Schweigend verharrete Herr von Ekem einige Minuten, dann räusperte er sich und versuchte nochmals seine Entschuldigungen herzustellen.

Der Fürst fuhr wie aus einem Traume empor, sah erschrocken auf den Kammerherrn, schien mit Anstrengung seine Gedanken zusammenzufassen und hielt endlich einen Zettel in die Höhe, den seine Hand krampfhaft gepackt und zerknittert hatte. Herr von Ekem eilte herzu, nahm das Blatt, las es, warf einen erstaunten Blick auf Seine Durchlaucht und ging nach einer tiefen Verbeugung aus dem Zimmer.

### VIII.

Nun gute Nacht! Das Spiel zu enden,  
Begrüßt uns mit gewogenen Händen!  
Erbalebte, Ein Gemüthnachtsstraum.

Als der Hofmarschall von Frühling nach einer durch seine Engbrüstigkeit, durch die Unruhe, die ihn jetzt immer beherrschte, und durch das Gewitter verstorbenen Nacht aus Fenster trat, war er nicht wenig

erstaunt, als er keinen der machthabenden Grenadiere mehr bemerkte. Schon im Begriff zu schellen, um der Haushälterin seine Beobachtung mitzutheilen, wird plötzlich die Stubenthür aufgerissen, der schmerzlich vermischte Sohn stürzt ins Zimmer und fällt dem Vater mit einem freudigen Ausruf zu Füßen.

Der Alte wankt, der unvermutete Anblick verwirrt ihm die Sinne, Adalbert springt empor, fängt den Hofmarschall auf und geleitet ihn vorsichtig zu einem Sessel, in den er ihn behutsam niedergleiten läßt. Er ergreift eine auf dem Tisch befindliche Flasche mit Wasser und kühl dem Vater die Stirn, dann läuft er zum Klingelzug, um Hilfe herbeizurufen. Doch kaum hat er das Zeichen gegeben, so tritt die Haushälterin, ohne dieses vernommen zu haben, ins Zimmer und meldet den persönlichen Adjutanten Seiner Durchlaucht des Fürsten, welcher den jungen Frühling schleunigt zu sprechen verlange. Gleich darauf, während sich die Haushälterin mit dem Hofmarschall beschäftigt, erscheint auch schon der Offizier und überbringt dem aus der Gefangenschaft Entlassenen den Befehl des Fürsten, unverzüglich ins Schloß zu kommen.

Adalbert weiß nicht was er beginnen soll, denn der Vater ist von einer tiefen Ohnmacht befallen, er selbst jedoch trägt noch immer das bunte chinesische Kostüm, mit welchem er in den Turm gebracht worden war.

„Ich darf Ihnen nur so viel Zeit gönnen, Herr von Frühling,“ sagte der Adjutant, „als Sie für die notwendigste Toilette gebrauchen, da Seine Durchlaucht wünschen, daß Sie sich der chinesischen Kleidung nicht entledigen und gerade in dieser vor Hochdenselben treten möchten. Eine Sänfte wartet vor dem Hause und wird Sie den Wicken Neugieriger entziehen.“

Adalbert mußte also der Haushälterin die Sorge für seinen Vater überlassen und eilte in sein Zimmer, um den Staub des Kerkers abzuschütteln, während der Adjutant sich auf die Straße begab und dort seinen Schützling erwartete.

Nach kurzer Zeit war dieser bereit und hatte noch, bevor er in die Sänfte stieg, die Freude, den Vater, der sich inzwischen erholte und von der Haushälterin über das Vorgefallene unterrichtet war, am Fenster zu erblicken und dessen Abschiedsgrüße erwidern zu können.

Der Fürst empfing den Lieutenant von Frühling mit gewinnender Freundlichkeit, obgleich man ihm anmerkte, daß er sich gewaltigen Zwang anthun mußte und die gnädigen Scherzreden, welche er hervorbrachte, ihm nicht von Herzen kamen. Adalbert staunte über das Aussehen des hohen Herrn. Serenissimus machte den Eindruck, als wäre er um zehn Jahre gealtert.

„Ich bin doch ein Komödienvater, mon cher!“ — äußerte Durchlaucht mit gezwungenem Lächeln. — „Tu effet, Molière würde seine Freude an mir gehabt haben! — Eh bien, gehen wir zur Prinzessin. Frau von Falkenstein brachte es ihr heute früh schon tropfenweise bei, Sie wären von Ihrer — Reise zurückgekehrt. Diese Medizin half besser, als alle

Tränke, Pulver und Mixturen, die ihr die Herren Ärzte verschrieben. Mon dieu, ich hatte gar nicht bemerkt, welch eine heilkräftige Wirkung der junge Frühling auszuüben vermag! Post nubila Phoebus! Die Glocke ertönt, die Schlussscene, bei der wir beide die Hauptpersonen agieren, beginnt: der völlig mürbe gemachte Vater legt die Hände der Liebenden ineinander. — Entro nous, Monsieur de Frühling, mit waren eos imbéciles de péres immer unausstehlich und wider die Natur. Wie es scheint, war mein Vorurteil ungerecht, denn die Wirklichkeit straft mich ja Lügen. Aber ich bitte, Herr Akteur, zügeln Sie Ihr Temperament und übertreiben Sie nicht, sonst wird aus unserer Komödie am Ende wirklich eine Tragödie!“

Sie waren unter Vorantritt des Herrn von Ekem bald in das Vorzimmer der Prinzessin Walpurgis gelangt. Eine Kammerfrau empfing sie dort und begab sich sogleich ins Schlafgemach der Kranken, um Frau von Falkenstein zu benachrichtigen. Diese erschien auch nach kurzer Zeit vor Serenissimus, und erteilte die beruhigendste Auskunft: Die Prinzessin schliesse augenblicklich, der Hofmedikus aus Kassel, der dieselbe beobachtete, wäre jedoch mit dem Plane, den Seine Durchlaucht entworfen, durchaus einverstanden und ließe unterthänigst bitten, einzutreten.

„Unser Stichwort, Monsieur de Frühling!“ — flüsterte der Fürst, indem seine Diene einen spöttischen Zug annahm. — „Ehronung und Vorsicht! Lassen Sie sich nicht hinreißen! — Im übrigen — befürchten Sie nichts; die Zuschauer sind milde und von unsern künstlerischen Fähigkeiten überzeugt. — Gehen Sie nur zuerst hinein. Der Vater ist ja stets der letzte.“

Das große, von geschnitzten Holzsäulen getragene, reich verzierte und vergoldete Himmelbett der Prinzessin befand sich an der der Thür nach dem Vorzimmer gegenüberliegenden Wand und war auf eine Erhöhung gestellt, zu welcher zwei Stufen hinaufführten.

Die dunkelblauen Seidenvorhänge an demselben waren herabgelassen und ebenso diejenigen an den Fenstern. Es herrschte ein wohlthuendes Halbdunkel im Gemach. Weiße, orientalische Teppiche bedeckten den Fußboden, so daß man den Schritt des Arztes, der sich jetzt den Eintretenden mit tiefen Verbeugungen näherte, kaum vernahm.

Herr von Ekem blieb im Vorsaale, Adalbert eilte voran, stürzte auf das Bett zu und war im Begriff die Gardinen am Fußende desselben aufzuheben. Der Medikus hinderte ihn jedoch daran und bat durch Geberden um das größte Schweigen. Die Kammerfrau zog sich in einen Nebenraum zurück, und der Fürst und Frau von Falkenstein verfügten sich an den Kamin, der ziemlich entfernt vom Bette stand.

Der alte Arzt schlich behutsam an die Fenster und zog die Vorhänge zurück: goldiger Sonnenschein erfüllte das Gemach. Dann wurden auch die Bettgardinen beiseite geschoben und die Anwesenden harrten nun lautlos auf das Erwachen der Prinzessin. Adalbert allerdings, der sich unmittelbar an der Seite des Lagers befand, vermochte seine Ungeduld kaum zu meistern.

Walpurgis sah sehr bleich aus, die Farbe ihres Gesichts wetteiferte mit dem blendenden Weiß der Kissen, auf welchen sie ruhte; das prächtige, ungepuderte Haar fiel herab bis auf die leichte Federdecke, die die Kranke umhüllte; ein kostbares Nöglige aus Battist und points de Bruxelles, unter dem die Brust auf und niederwogte, bekleidete den Oberkörper bis zum Hals, während der Kopf mit den leidenden Zügen sich seitwärts in die Richtung gesenkt hatte, in welcher Herr von Frühling in seinem Chinesischen Kostüm stand.

Nach einer Weile stieß die Prinzessin einen leichten Seufzer aus und blinzelte mit den Augen; das grelle Licht, welches plötzlich auf sie gefallen, schien ihr unangenehm; sie erwachte bald völlig und blickte starr auf die seltsame Erscheinung an ihrem Lager. Sie schloß jedoch, da sie zu träumen meinte, die Augen sogleich wieder und ein wehmütiges Lächeln glitt über ihr Antlitz. Dies währte nur einen Augenblick; ein widriger Gedanke durchzuckte sie, sie fuhr empor, richtete sich auf, streckte Adalbert die Arme entgegen und sank wie leblos zurück.

„Sprechen Sie kein Wort!“ raunte der Arzt Herrn von Frühling zu.

Dieser unterdrückte gewaltsam seine Gefühle und beugte sich über die Prinzessin. Eine beängstigende Pause, während welcher Walpurgis von dem Medikus, der geschwind auf die andere Seite des Bettes getreten war, prüfend beobachtet wurde, erfolgte nun, endlich kam die Kranke wieder zu sich. Sie strich sich über die Stirn, sprach kaum hörbar den Namen des Geliebten aus und zog diesen selbst in wortlosem Entzücken an ihre Brust.

Frau von Falkenstein behauptete später in ihren Memoiren, die übrigens nicht an die Öffentlichkeit kamen, Serenissimus hätte in diesem Augenblicke „mehrere größere Thränen“ vergossen. Uns ist von diesem Umstande nichts bekannt. Wir wissen nur, daß Hochdieselbe sich an die neben ihm stehende Dame wendete und mit ganz eigentümlichem Tone sagte:

„Ma chère, haben Sie Horaz gelesen? — Süß ist's, zu rechter Zeit den Thoren spielen: dulce est desipere in loco!“

Dann langsam auf die Tochter zuschreitend, murmelte er:

„Und der gute Papa erteilt seinen Segen, — die Komödie ist beendet, — der Vorhang fällt!“

\*

\*

\*

Der unglücklichste Mensch der ganzen Residenz war an diesem Morgen zweifelsohne der Invalide, welcher den Turm zu verwalten hatte. Auch seinen zweiten Gefangenen, dessen er sich übrigens kaum vierundzwanzig Stunden erfreute, mußte er wieder herausgeben und er sank nun in seine frühere Bedeutungslosigkeit zurück.

Der Adjutant des Fürsten erschien in aller Frühe, besreite Herrn von Frühling, ließ dann Ringler die Ketten abnehmen, was bei dem verliebten Lieutenant nicht nötig war, da dieser als Abtöter mit dieser Strafverschärfung verschont blieb, teilte dem Bild-

hauer den Befehl des Fürsten mit, überreichte eine wunderbare Kaffete, die bis an den Rand mit Dukaten gefüllt war und hat den verwunderten Deferteur im Namen Seiner Durchlaucht, falls die Geschäfte desselben in der Residenz beendigt wären, sobald als möglich abzureisen.

Ringler nimmt das wahrhaft fürstliche Geschenk unter den Arm, eilt durch die Straßen, die gewöhnlich keine Menschen, jetzt jedoch gar keine aufweisen, tritt zum großen Erstaunen seines Dieners in der Fayencerie ein und setzt sich unverzüglich nieder, um einen beruhigenden Brief an seine Braut zu schreiben.

Der arme Bürgermeister Kupf befand sich am gestrigen Tage in der größten Verlegenheit. Er betrat mit dem festen Vorsatz seinen Garten, der Kammerzofe, wenn auch schonend, Nachricht über das Schicksal des Bildhauers zu geben. Als er jedoch in die guten, unschuldig dreinblickenden Augen der Kleinen sah, verging ihm der Mut, er brachte die böse Zeitung nicht über die Lippen und log nun — vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben — der Ahnungslosen eine große Geschichte vor. Ringler wäre auf Befehl Seiner Durchlaucht plötzlich über Land gereist, um ein Thonlager zu untersuchen, das man dort entdeckte, sein Aufenthalt würde sich auf mehrere Wochen erstrecken und so weiter, und so weiter. Aurore hörte ihn aufmerksam an, erwiderte nichts, unterdrückte das Mißbehagen, das sie ergriffen, schützte jedoch bald ihren Dienst vor und kehrte ins Schloß zurück. Wie nun aber Lügen gewöhnlich sehr kurze Beine zu haben pflegen, so blieb auch in diesem Falle die Wahrheit nicht lange verborgen: kaum zeigte sich die Französin auf den Gängen, als auch schon die Kolleginnen über sie hefteten und ihr die traurige Gewißheit in solcher Freundschaft und Vorsorglichkeit beibrachten, daß sie erschrocken in ihr Zimmer floh und dort bitterlich weinend ausharrte, bis ihre Pflicht sie zur Fürstin rief.

Die Durchlauchtigste kam gegen Abend aus dem Gemüsegarten heim und verlangte sehnlichst das Süppchen. Ein Diener brachte alsbald das Befohlene ins Schlafzimmer, verließ das Gemach und Serenissima setzte sich nieder, um zu Nacht zu speisen.

Kaum hatte sie jedoch begonnen und einen Löffel Suppe hinuntergegossen, als sie entsetzt aufsprang, ängstlich und hörbar Schluckversuche machte, den Teller mit der gelblichen Flüssigkeit anstarrte und heftig die Klingel zog.

„Ich bin vergiftet!“ rief sie dem eintretenden Diener entgegen. „Schnell — den Hofmedikus, — sende er zu Monsieur Balzius. Man soll die Küche augenblicklich untersuchen! Wo ist Aurore? Man lasse sie nicht aus den Augen!“

Der Diener blickte die Fürstin verduzt an, und diese sah sich genötigt, den Befehl zu wiederholen, bevor der Mensch sie verstand und dann hinausstolperte.

Gift?! — Sollte der Herr Gem — oder die Frühlings?! — Sie erbehte. Serenissima glaubte an die damals bereits veraltete Sage, daß ein Porzellangefäß springen müsse, wenn man Gift in dasselbe thäte. Aber der Teller war nicht zerbrochen.

Also nicht einmal als Prüffstein für so ernsthafte Dinge konnte das alberne Material, dem der Fürst nachließ, dienen!

Balzius kam eiligst herbei und tröstete die Erregte in salbungsvollster Weise. Er wäre sicher, meinte er mit Überzeugung, der Anschlag käme von der gottlosen Bürgerpartei, welcher die fromme Fürstin ein Dorn im Auge sei. Serenissima sank auf das Sofa und machte Miene, in ganz echte Weinkrämpfe zu fallen. Plötzlich fuhr ihr ein Gedanke durch den Kopf: ja, ja! — so ist es! Wer bereitet Gifte an diesem Hofe? Die Fürstin Witwe! Kein Zweifel! Sie! — Der Angstschweiß trat ihr auf die Stirn, der Atem stockte, sie glaubte schon die Wirkung der unglückseligen Suppe zu verspüren. Der Schloßprediger war in großer Verlegenheit. Seine Bemühungen, die Fürstin glauben zu machen, ein Löffel Gift mit Suppe vermischt, könne den Tod nicht herbeiführen, wurde mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Glücklicherweise erschien jetzt der Hofmedikus. Er nahm die Suppe sogleich in Beschlag, verordnete Milch und ließ die Kammerzofe herbeischaffen.

Aurore trat mit verweinten Augen ins Zimmer und wurde von dem Arzt auf das genaueste examinirt. Als ihr endlich klar ward, man hege Verdacht gegen sie, die Fürstin vergiftet zu haben, antwortete sie auf die wiederholte Frage, was sie in das Süppchen gethan hätte, schluchzend: „Ich that das hinein, was ich immer zu nehmen pflege. Aber Ew. Durchlaucht, — man kocht nicht gut, wenn der Bräutigam in Ketten in den Turm gebracht ist.“ Dann ging sie, das Taschentuch vor die Augen haltend, hinaus.

Die Zurückbleibenden sahen sich etwas verblüfft an.

„Wußten Ew. Durchlaucht nicht, daß —“ jagte der Medikus gebelnt.

„Wußten Ew. Durchlaucht denn nicht, daß —“ fragte auch Balzius mit emporgezogenen Augenbrauen.

„Ich wußte gar nichts,“ gab die Fürstin zurück.

Die beiden trugen nun abwechselnd die Begebenheit, welche das Tagesgespräch bildete, vor, Serenissima hörte aufmerksam zu, beruhigte sich nach und nach, die Herren wurden entlassen, und die erschöpfte Fürstin legte sich, obgleich es noch ganz hell war, augenblicklich zu Bett.

So standen die Sachen, als der Invalide Aurore Gerville den Brief Ringlers überbrachte. Sie beabsichtigte gerade, sich in die Küche zu begeben, um das Morgensüppchen für die Herrin zu bereiten. Selang ihr dieses gestern abend aus Schmerz nicht, so mißglückte es heute völlig vor Freude. Ihre Durchlaucht waren außer sich über solche Subelei und befahlen dem Koch, sofort einen Mehlbrei herzustellen, da sich die hohe Frau an Kaffee oder Thee nicht zu gewöhnen vermochte, obgleich diese Getränke den Reiz der Neuheit eigentlich schon verloren hatten. Sie wünschte mit Aurore ein ernstes Wort zu reden und trug ihrer Kammerfrau auf, die Französin zu rufen. Man suchte überall, im Schlosse, im Park, — die Mißethäterin war nicht zu finden. Die Kammerfrau kam zurück und meldete der Fürstin dieses Ergebnis.

„Mon dieu,“ sagte Serenissima mürrisch, „sie wird sich doch kein Leid angethan haben?!“

„Ein Leid?“ entgegnete die Kammerfrau, „darf ich fragen, weshalb Ew. Durchlaucht das annehmen?“

„Nun, weil sie ihren — Bräutigam, den Porzellanmachergefellen verloren hat,“ versetzte die Fürstin ungeduldig.

„Wissen Ew. Durchlaucht denn nicht, daß —“

„Was soll ich denn schon wieder nicht wissen?!“ fuhr die Durchläuchtige die Kammerfrau an.

„Der Porzellanmacher ist seit heute früh frei,“ erwiderte die Kammerfrau eingeschüchtert. „Er sowohl, als auch Herr von Frühling wurden auf Befehl Seiner Durchlaucht aus dem Gefängnis entlassen.“

„Herr von —“ das Wort erstarb Serenissima im Munde.

„Herr von Frühling ist soeben mit dem allernädigsten Herrn zu Ihrer Durchlaucht der Prinzessin gegangen, wo sie sich noch befinden,“ krächzte der Unglücksrabe in Gestalt der harmlosen Kammerfrau.

Die Fürstin wankte, sie griff nach der Seitenlehne eines Sessels und ließ sich langsam in den Stuhl fallen. Es stürzte zu viel auf einmal auf sie ein; still und nachdenkend blickte sie ein Weilchen vor sich hin, dann erhob sie den Kopf, und es kam der Kammerfrau vor, als bewegten sich zuckend die Fleischteile über ihren Nasenlöchern; wie schnuppernd beroch sie die Luft, sie schien ergründen zu wollen, ob vielleicht noch weiteres Unheil sie umschwebte, um zerschmetternd auf sie niederzustürzen.

Gestern der Schreck wegen der Suppe — der Hofmedikus hatte sie übrigens schon am frühen Morgen beruhigt, dieselbe enthielt nur unschuldige Bestandteile, aber eine ungeheure Menge Salz — in der Nacht das Unwetter, der Schlag, der vernichtete Turm, am Morgen wieder das schauerhafte Süppchen und jetzt gar — —

Kerzengerade, mit Augen, die Blitze schossen, erhob sie sich und sprach mit dumpfer Stimme: „Entkleide mich, Annette — ich will mich wieder niederlegen. Wenn der Fürst, oder etwa gar Monsieur de Frühling mich zu sprechen wünschen, so sage ihnen, ich wäre sehr ernstlich erkrankt. Ich empfangen nur den Schloßprediger Balzins zur Bibelfunde. Küße den kleinen Tisch an mein Bett, und hole die Bücher aus dem Schreibzimmer.“

Inzwischen war Aurore zum Bürgermeister geeilt, wo sie der Verabredung gemäß den Bräutigam antraf. Das Wiedersehen gestaltete sich so stürmisch und herzlich, als wenn sie seit Jahren getrennt gewesen wären. Man kam überein, daß die Kammerjungfer sogleich ihre Entlassung aus dem fürstlichen Dienste nehmen müsse und bis sie Ringler, der alsbald eine dauernde Wirksamkeit zu finden hoffte, in sein neues Heim geholt, in Kupfs Hause verbleiben solle.

Der aller Porzellanorgen lebige Bildhauer beabsichtigte, sich nach Kassel zu begeben, um vielleicht dort, auch ohne schriftliche Empfehlung, bei der landgräflichen Steinschleiferei angestellt zu werden. Durch Vermittlung des Bürgermeisters erhielt er im Laufe des Tages ganz ordnungsmäßige Papiere, die ihn in den Stand setzten, ohne Scheu den Behörden gegenüberzutreten zu können, und am nächsten Morgen

schlug die Abschiedsstunde. Ein kleiner mit einem Pferde bespannter Wagen hielt vor der Fayencerie. Kupfs Knecht machte den Rutscher. Der Bürgermeister, Anna nebst Bräutigam, Aurore und der, Ringler zur Beibehaltung beiegegebene Invalide umstanden das Gefährt. Nach kräftigem Händeschütteln mit den Freunden, nach langer Umarmung Aurores, trat der Bildhauer die Reise an; die Männer riefen Glückwünsche nach, die Mädchen winkten mit den Taschentüchern, und noch eine geraume Weile stand Aurore inmitten der Landstraße und ließ das Tuch flattern, obgleich der Wagen schon ihren Blicken entschwand.

Die Schwierigkeiten, auf die man während der Verhandlungen mit der Fürstin zu stoßen meinte, waren weit geringere, als man angenommen. Serenissima gab zwar nicht augenblicklich nach, sie stellte jedoch, wenn es der Kammerjose gelingen sollte, den Koch in die Geheimnisse der Bereitung des Süppchens einzuweißen, ihre Einwilligung in Aussicht, da sie von nun an — wie sie sich ausdrückte — keine jungen, stets verliebten Personen, sondern nur solche in einem Alter von über vierzig Jahren in ihre Dienste zu nehmen wünschte.

Prinzessin Walpurgis besserte sich, wie voraus zu sehen, von Tag zu Tag; nach Verlauf von einer Woche vermochte sie bereits, von Herrn von Frühling geführt, kurze Spaziergänge im Park zu unternehmen, und nach weiteren acht Tagen war sie so weit hergestellt, daß man den Tag der Trauung festsetzen konnte.

Der Fürst kam wenig zum Vorschein. Der Eindruck, den die Enthüllungen der Mutter auf ihn gemacht hatten und die Widerwärtigkeiten, welche die Gemahlin, die sich der beabsichtigten Mißheirat gegenüber fortbauend ablehnend verhielt, ihm bereitete, verbitterten ihm das Leben. Von früh bis spät saß er in seinem Arbeitszimmer über dicke Folianten gebeugt, die aus der Bücherei herbeigeschafft werden mußten, und unterrichtete sich über die Verhältnisse der adligen Familien in Italien und unliegenden Länderschaften. Sein Lieblingsbuch: „Johann Hübners Kurze Einleitung Seiner Genealogischen Tabellen, Verlegt von Joh. Fried. Gleditschens seel. Sohn“ kam nicht aus seinen Händen. Doch so emsig er auch studierte, über einen gewissen Grafen Luigi Cajetano vermochte er nichts Sicheres herauszubringen. Das Haus Gaeta oder Cajeta blühte in zwei Linien: den Herzögen von Sermonetta und den Herzögen von Laurenzano, ein Benedictus Cajetanus war sogar unter dem Namen Bonifazius VIII. Papst gewesen — das Herz Seiner Durchlaucht klopfte merklich bei dieser Entdeckung, und seine Zuversicht hob sich — einen Luigi Cajetano, der in Wien gelebt haben sollte, fand er jedoch nicht. Dann gab es noch Cajetani in Spanien und Sizilien, diese paradierten mit den schönsten und seltensten Namen, — aber Luigi hieß keiner von ihnen. Ach, wie niederbrütend war das für ein so stolzes Gemüt, wie Seine Durchlaucht es besaß! Ein Trost, den er gar nicht erwartete, ward ihm allerdings: die Durchläuchtigen in Deutschland nahmen die Heirat der Tochter mit Monsieur

de Frühling nicht so übel auf, als er geglaubt hatte. Der Kaiser äußerte überhaupt nichts, und die Fürstin im südlichen Deutschland, die mit der Tabaksdoie, fand die Partie für das gute Kind ja recht passend; die Frühlings wären sehr reich, sie besäßen große Güter, und diese würden denen von N. J. durchaus nicht ungelogen kommen.

Frau von Falkenstein erzählt in ihren Memoiren sogar von einem großartigen Hochzeitsangebinde, bestehend aus einem Theejerwis aus purem Golde, welches die alte Tante gesandt haben soll; doch fühlen wir uns außer Stande, diese Angabe auf ihre Richtigkeit prüfen zu können.

Alles ging also ganz nach Wunsch. Nur Serenissima, die die Tochter seit deren Genesung nicht ein einziges Mal gesehen hatte, die ernste und gottesfürchtige Fürstin zögerte noch immer mit ihrer Einwilligung, trotz aller erregten Auftritte, die sich zwischen ihr und dem hartnäckigen Gemahl abspielten. Doch endlich gab auch sie nach und trat, wie stets, wenn es sich um etwas Besonderes handelte, mit einer so eigentümlichen Bedingung hervor, daß der Vergleich fast nicht zu Stande gekommen wäre.

Ihre Durchlaucht, der man inzwischen die merkwürdige Rosenangelegenheit des Herrn Balzius beigebracht, verlangte nämlich nichts Geringeres als den erblichen Adel für allerhöchst ihren Schloßprediger. Der Fürst war außer sich über dieses Ansinnen, und wenn man auch ihm — was in Folge der Verwirrung, die gerade jetzt bei Hofe herrschte, nicht geschehen war — von dieser seltsamen Sache gesprochen hätte, so würde er sich entschieden geweigert haben, den Wunsch der Gattin zu erfüllen, und die Weltgeschichte wüßte nichts von einem „von“ Balzius zu berichten. Der Ahnungslose willfahrte schließlich der Fürstin, und die Residenz nahm diese Kunde mit sehr gemischten Gefühlen auf. Serenissima jedoch erreichte ihren Zweck: der Schlag ins Gesicht der Bürgerpartei, „die den Gerechten anschwärzte,“ war gefallen, und der Bürgermeister — wir dürfen es nicht verschweigen — verlebte einen höchst üblen Tag.

Ende September, und aus Rücksicht gegen die Fürstin Erdmüte Juliana um Mitternacht, wurde die Trauung der Prinzessin mit Adalbert von Frühling in der Schloßkapelle vollzogen. Weitere Hochzeitsfestlichkeiten fanden nicht statt und es war auch nur ein sehr kleiner Kreis der Hofgesellschaft befohlen worden. Die Fürstin Witwe erschien zum ersten Mal seit einer langen Reihe von Jahren öffentlich und zwar in einer farbigen und helleren Toilette, als sie bisher zu tragen pflegte.

Serenissimus war erstaunt und entzückt über das glänzende und würdevolle Aussehen seiner Mutter. Die strenge Gemahlin allerdings vermochte sich seines Beifalls nicht zu erfreuen, denn sie hatte zum Schrecken aller Anwesenden eine Trauerkleidung gewählt: Geschnaide fehlte gänzlich, die duftigen Spitzen selbst waren völlig schwarz, — man hätte meinen können, Ihre Durchlaucht wohnten einer Leichen- keiner Hochzeitsfeier bei.

Monsieur de Balzius hielt eine höchst erbauliche Predigt, die Neuvermählten nahmen die Glückwünsche

entgegen, und als der Morgen anbrach, standen zwei mächtige Reisewagen vor dem großen Mittelportal bereit, die das junge Paar und dessen Begleitung nach Waldesruh, einem Gute des jungen Frühling, brachten, welches vermöge eines schöngelegenen und geräumigen Schlosses als Hauptaufenthaltort sehr geeignet erschien.

Am nächsten Tage, ungefähr um dieselbe Zeit wie seine Kinder, reiste auch der Fürst ab, und zwar nach Italien. Serenissimus hatte keine Ruhe daheim: er wollte ergründen, ob altadeliges oder Zigeunerblut in seinen Adern rohte. Der Mutter sagte er beim Abschied natürlich nichts von diesem Zweck, für jene war's nur eine Kunstfahrt nach Welschland, die längst in seiner Absicht gelegen. —

Der Bürgermeister hielt in seinem Sorgenstuhle, in der im ersten Stockwerke sich befindenden Arbeitsstube, die gewohnte Mittagsruhe, als die Magd ihn weckte und meldete, es wäre jemand von der Postanstalt gekommen, der einen Brief für den Monsieur Ringler abzugeben hätte. Rusp ging die Treppe hinab und wies den Boten an, ihm den Brief zu übergeben, derselbe würde an den Bildhauer nach Kassel gesendet werden.

Aurore, die sich seit zwei Wochen, nachdem sie die Dienstentlassung erhalten hatte, im Hause des Bürgermeisters aufhielt, wurde herbeigerufen, man betrachtete den ziemlich umfangreichen Brief von allen Seiten, sprach seine Vermutungen über denselben aus und endlich that man ihn in einen neuen Umschlag und übergab ihn wieder der Post zur Weiterbeförderung an den Bildhauer. Dieser hatte in Kassel zwar nicht die Stellung gefunden, die er erhoffte, er war jedoch vorläufig dort untergebracht: man teilte ihm nämlich auf seine Anfrage in der landgräflichen Steinschleiferei mit, es wäre eine genügende Anzahl von Künstlern vorhanden und man beabsichtigte nicht, neue Anstellungen vorzunehmen, wenn Ringler aber probeweise eintreten wolle, so stände ihm dies frei, es wäre ja die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sich später ein dauerndes Verhältnis herstellen ließe. Der Bildhauer war einverstanden und arbeitete nun im ausgetrockneten Schloßgraben. —

Der Sommer nahm Abschied, seine letzten schönen Tage schienen beweisen zu wollen, was man an ihm verlor.

Anna und Aurore ergingen sich Arm in Arm im Draußengarten und plauderten von der bevorstehenden Hochzeit der ersteren, die Mitte Oktober stattfinden sollte. Rusp stand auf den Stufen zum Pavillon und gab Haulert einige Anweisungen zum Schutze der Pflanzen für den herannahenden Winter. Ein geschlossener Wagen rollt auf die Stadt zu; die im Garten Anwesenden beachten ihn nicht. Ein Herr öffnet das Fenster und befiehlt dem Kutscher, zu halten. Dann steigt er aus, geht durch die Gartenthür und steht plötzlich vor den beiden Mädchen. Freudiger Ausruf empfängt ihn, und Aurore liegt an der Brust Ringlers. Der Bürgermeister kommt herbei und begrüßt den jungen Freund. Nun ging's ans Fragen, und die Antwort ward leicht gegeben: Jener Brief, den der Bildhauer vor einigen Tagen

erhalten, war von Joseph J. Ringler, dem Arknumisten, dem Begründer der meisten deutschen Porzellanfabriken. Der sorglose Rauz schrieb seinem Namensvetter aus Frankenthal, wo er eine große, später so berühmt gewordene, Manufaktur errichtet hatte, es wäre ihm ein Zeitungsblatt in die Hände gekommen, in welchem die seltsame Mär von einem gewissen Arknumisten mit Namen Ringler gestanden hätte, der als Betrüger entlarvt, ins Gefängnis geworfen, aber später wieder befreit worden wäre. Da sich diese Begebenheit nun in der Residenz des Fürsten von N. J. zugetragen haben sollte, und er, Ringler senior, durch besagten Souverain lange Zeit molestiert worden wäre, bei demselben die Stellung eines Arknumisten zu übernehmen, da ferner die Empfehlung nach Kassel, welche er dem Bildhauer mitgab, aus Irrtum auf ein Blatt geschrieben sei, auf dessen Rückseite ein Hauptrezept zur Bereitung des Porzellans verzeichnet wäre, so nähme er an, sein sehr werter Herr Namensvetter hätte sich bei dem kleinen Fürsten anstellen lassen und sei dann schließlich, da es dem Ringler junior an sonstigen Kenntnissen in dieser Kunst gefehlt, in Unannehmlichkeiten verwickelt worden, die dessen Sturz herbeiführten. Er rechne nun mit aller Bestimmtheit darauf, der Bildhauer würde ihm das Arknum zurücksenden, lieber allerdings wäre es ihm noch, wenn sein junger Freund selbst käme und in der Fabrik zu Frankenthal den Posten eines Modelleurs annähme, den er hiermit in aller Form anböte.

Dies war der Inhalt des Schreibens, und der Bildhauer hatte mit Freuden dem Antrag entsprochen und die bejaheude Antwort bereits von Kassel abgehen lassen. Nun handelte es sich darum, das Arknum, dessen Besitz er nicht geahnt, wieder zu erlangen. Aber das war schwierig. Der Hofmarschall von Frühlings, welcher alle Ämter niederlegte, war fortgezogen und befand sich auf dem Gute seines Sohnes. Der Fürst reiste mit dem neuen Hofmarschall von Etien nach Italien, und wenn beide Hauptpersonen auch anwesend gewesen wären, wer konnte von ihnen Auskunft über ein Papier erwarten, dessen Bedeutung sie nicht erkannten?

Der kostbare Zettel schien verloren.

Ringler junior wurde im Hause des Apothekers untergebracht und am 17. Oktober 1753 gab's eine Doppelhochzeit in der Residenz, zu der selbst Mama Ringler aus Oberstein herbeieilte. Der greise, ehrwürdige Prediger Schultius hielt in St. Cathrinen eine prächtige Traureden, der Bürgermeister tischte ein reiches Mahl, an dem alle bürgerlichen Honoratioren teilnahmen, auf, und am andern Tage reisten der Bildhauer, seine junge Frau und alte Mutter, von den Segenswünschen der zurückbleibenden Freunde gefolgt, nach Frankenthal ab. —

Als der Frühlings wiedertehrte, brachte er den getreuen Unterthanen auch den angeklamten Herrscher mit. Serenissimus hatte nichts erreicht. Wie viele Erkundigungen waren von ihm eingezogen worden, wie viele Archive wurden durchstöbert, — vom Grafen Luigi Cajetano erfuhr er nichts. Ein „kundiger Thebaner“ meinte allerdings, im siebzehnten Jahrhundert wären Cajetanis nach Oesterreich ausgewandert;

als Seine Durchlaucht jedoch auch dorthin fuhr, um an Ort und Stelle Nachforschungen anzustellen, erging es ihm ebenso wie in Italien, — trotz aller angewendeten Mühe vermochte er nicht das Geringste herauszubekommen. Auf's äußerste verstimmt trat er die Heimreise an und als er in der Residenz anlangte, erhielt er die Nachricht vom Tode seiner Mutter. Ein Kurier war ihm nachgesendet worden, der die traurige Post überbringen sollte, er konnte jedoch des Fürsten unterwegs nicht habhaft werden und mußte unverrichteter Sache zurückkehren.

Die Fürstin Erdmute Juliana ging in einer schönen Aprilmacht, ihrer Gemohnheit gemäß, in den Park; als aber die Sonne längst emporgestiegen war und die alte Durchlaucht nicht im Schlosse erschien, wurde die nächste Umgebung derselben unruhig, man durchsuchte die Anlagen und fand die Fürstin endlich in der Grotte beim Neptunbrunnen tot, — ein Herzschlag hatte ihrem Leben ein Ende gemacht.

Als Serenissimus eintraf, war die Mutter bereits an der Seite ihres Gemahls in der Gruft des herrlichen Doms beigelegt worden.

Auf Befehl des Fürsten ward nun die Grotte durch eine mächtige Granitplatte, in welche das Wappen derer von Cajeta eingemeißelt war, für alle Zeit geschlossen, der Platz um den Brunnen wurde durch farbenprächtige Blumenpartien verschönert, und auf den Felsen, welcher die Grotte bildete und überwölbte, stellte man ein von einem berühmten französischen Bildhauer ausgeführtes Marmorwerk, helferische Nymphen darstellend, die den nach der unglücklichen Fahrt mit dem Sonnenwagen auf die Erde herabgestürzten Leichnam des Phaethon bestatten. —

Wenn man heutigen Tages nach Kassel kommt und am Vormittag die kostbaren Gemälde, die den Stolz der Stadt ausmachen, an sich vorüberziehen ließ, so dürfte es sich wohl empfehlen, am Nachmittag in die reizend gelegene Galerie auf der Bellevue zurückzukehren, da um diese Zeit die im Unterstod derselben untergebrachten alten kunstgewerblichen, sehr sehenswerten Sammlungen gewöhnlich zu besichtigen sind. In einem Schranke des zweiten Zimmers befinden sich nämlich zwei Gegenstände, die für die Leser der vorliegenden Geschichte vielleicht nicht ohne Interesse wären, und der „Führer“ giebt Pagina 17 bei den Nummern 211 und 212 folgende Auskunft über dieselben: „Kästchen von in Silber gefasstem Achat. Darin angeblich von einem Grafen Cajetano unter Landgraf Karl alchymistisch verfertigtes Gold und Silber.“ Die Untersuchungen des Amerikaners Carey Lea über die allotropischen Modifikationen des Silbers, welche gerade jetzt berechtigtes Aufsehen erregen, könnten möglicherweise den Wunsch erwecken, diesen geheimnisvollen Erzeugnissen aus längst vergangener Zeit wissenschaftlich näher zu treten. —

Der Bildhauer Ringler ward ein sehr geschätzter und gesuchter Vorformer von zierlichen Porzellanfiguren. Besonders eine Eigentümlichkeit seines Modellierstabes versetzt die Kenner noch heute in Entzücken: es sind dies jene reizenden Tänzer und Tänzerinnen in ihren anmutigen und doch so natürlichen Stellungen. Da der bescheidene Künstler aber



niemals seinen Namen, eine erkennbare Marke, oder sonst irgend ein Zeichen beigab, das sichere Schlüsse zuließe, so sind seine Werke heute sehr schwer zu bestimmen. Lange erschien ihm die Gattin das wünschenswerte Modell für diese sich wiegenden, fast schwebenden Kokotodämchen; als jedoch die bisher schlankere Ehegattin, nachdem sie Mutter von drei kleinen Ringlers geworden war, der Zeit den Tribut darbrachte und kräftigere Formen annahm, wendete sich der Unermüdbliche anderen Darstellungen zu und verlegte sich auf Schilderungen von häuslichen und Familienscenen. Er ging, als sein Beschützer, der „Baron von Ringler“ im Jahre 1754 die Frankenthaler Fabrik an Monsieur Paul Hannong aus Straßburg abtrat, mit dem Arkunisten nach Ludwigsburg in Württemberg und verblieb an der dortigen, zuerst herzoglichen, später königlichen Porzellanmanufaktur bis an sein Lebensende.

Meister Hans Wenninger gelangte an das Ziel seines Strebens; er ward ein so reicher Mann, als seine kühnsten Träume ihm nur vorzugaukeln vermochten. Im südlichen Thüringen errichtete er mit Hilfe des Arkunums eine große Fabrik im Verein mit einem Teilhaber, den er jedoch, als er merkte, daß das Werk gelang, schnell beiseite schob. Das Porzellan, welches er hervorbrachte, wurde besonders im Orient sehr geschätzt, und wir meinen, jene Manufaktur, wenn sie auch nach dem Tode ihres Begründers den Besitzer oft wechselte, bestehe heute noch. Mutter Wenninger schien sehr zufrieden mit ihrem Hänschen, denn dieser heiratete bald und wenn er auch das versprochene Duzend Kinder nicht auf die Weine stellte, so begnügte sich die Großmama eben mit vier allerliebsten Sprößlingen und erzählte freudestrahlend allen Leuten, daß merkwürdigerweise kein einziger mit einem „Mißgeschick“ auf die Welt gekommen wäre. Die fürstliche Gemmensammlung beschäftigte in späterer Zeit, bevor sie in alle Winde verstreut wurde, die Liebhaber und Kenner in sehr ernster Weise, ja sogar ein großer deutscher Dichter, der sich mit derlei Dingen befaßte, sprach über ihren Wert oder Unwert manch kluges Wort.

Aurore blieb mit ihrer Freundin Anna, die nach dem Tode des Schwiegervaters allein gebietende Herrin im Hause wurde und den Gemahl mit sammetweichem Pantoffel lenkte, in dauernden Beziehungen, die sich gelegentlich zu gegenseitigen Besuchen steigerten. Das Geschrei und Getöse einer großen Menge Kinder durchschallte die Klosterapotheke, und immer wieder ließ sich ein bisher noch nicht gehörtes, dünnes Stimmchen vernehmen, das die Ankunft eines neuen Weltbürgers verkündigte. Der gute Papa Mupf erreichte ein hohes Alter und verwaltete sein Amt noch

lange zu großer Zufriedenheit der Residenz. Er setzte sich eines Tages in den Lehnstuhl, um das gewohnte Mittagsschläfchen zu machen, schlief auch ein und erwachte nicht wieder.

Gides gades Boder-Jung,  
Nede dannoch einmal Bescheid,  
Sag, sterben müssen Alt und Jung,  
Sterben müssen alle Leut,  
Omnes quotquot morimur,  
Sag, omnes quoque morimur.  
Es sei gleich Morgen oder Heut,  
Sterben-müssen alle Leut.

spricht der polternde Wiener Augustiner P. Abraham a. S. Clara in einer seiner Straßpredigten.

Ja, — Menschen sterben, Familien verschwinden, Häuser vergehen. Das fürstliche Haus, von dem wir in diesen Blättern berichteten, ist auch schon längst ausgestorben. Seine Ländereien kamen an andere Linien, seine Gärten sind verwahrlost, seine Schlösser wurden in Kasernen oder Gefangenenanstalten umgewandelt, und die Nachkommen der getreuen Unterthanen wissen kaum mehr, wer einstmals über ihre Ahnen herrschte. Nur ein Andenken an die Fürstin Leonore hat sich dort bis auf den heutigen Tag erhalten: wenn der leidende, oder zu seinem Vergnügen umherstreifende Reisende in jene mit heilkräftigen Bädern reichgesegneten Gauen kommt, wenn mittags die Glocke seines Hotels ertönt, wenn er sich mit männlicher Genügsamkeit an die Wirtstafel setzt und zur Tischkarte greift, so wird er mehrmals in der Woche gleich obenan die stolze Bezeichnung lesen „Potage à la princesse Léonore.“ Der Reisende stutzt, macht sich vielleicht im stillen Vorwürfe über seine mangelhafte Geschichtskennntnis und fragt endlich den Herrn Kommerzienrat aus Magdeburg, oder die Frau Geheimrat aus Berlin, wer denn eigentlich diese „princesse Léonore“ wohl gewesen sein möge. Die geschätzten Tischnachbarn sind natürlich nicht im stande, genügende Auskunft zu erteilen, man lacht, und bald huschen über die Tafel „neckische“ Neben, an welche die aufwartenden Kellner sich schon nach und nach gewöhnt haben und die sie als etwas ganz Selbstverständliches aufnehmen. Doch in der jetzigen, allen Fremdmörtern abholden Zeit, die selbst den Franzosen den armseligen Ruhm nicht gönnen will, ihre Sprache für unseren Speisezettel herzuleihen, kann auch gar bald diese letzte Erinnerung an die fromme Fürstin verschwinden, und aus der hochtrabenden „Potage à la“ wird wieder die einfache, unschuldige „Blumentohl-suppe“ werden.

Laß sie Dir gut schmecken, freundlicher Leser, wenn Du in jene Gegend kommst!

# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## Der stille See.

Nun endlich hat sich abgëlâttet  
Des Herzens stürmische Flut;  
In enge Ufer gebettet,  
Wie träumend sie vor mir ruht.

Der Wünsche tobende Wellen  
Verwühlen nicht mehr den Grund,  
Nicht brechen springende Quellen  
Wie einst aus verborg'nem Schlund.

Zufriedenheit, Arbeit und Glaube  
Umstehen wie Bäume den See,  
Nur manchmal flattert als Taube  
Darüber ein stilles Weh;

Nur manchmal badet die Glieder  
Die Sehnsucht im kühlen Teich  
Und gleitet im Schwanengefieder  
Hin durch ihr einjames Reich — —

Gertrud Triepel.

## Godiva.

Von G. Emil Barthel.

Die englische Grafschaft Warwick ist ein Land auffälliger Gegensätze.

Mit seiner großartigen und ausgedehnten Industrie erscheint es wie der „Krautladen von Europa“. Seine Waren bestehen aus Gold, Silber, Kupfer, Messing, Bronze, Eisen, Glas u. s. w., durch Hammer oder Guß verarbeitet zu Gefäßen, Schmuckstücken, Werkzeugen und Waffen aller Art, zu großen Wattischen Dampfmaschinen wie zu kleinen Knöpfen und Schreibfedern und winzigen Stiften und Nadeln. Das Centrum dieser Industrie in Hartwaren und Metallarbeiten ist die Stadt Birmingham, 1690 mit nur 4000, 1801 mit 74 000 und nun mit über 400 000 Einwohnern. Das gewerbliche England ist im historischen Sinne das neue England. Von dem Leben und Treiben der Großstadt mit ihren turmhohen Schornsteinen und rauchgeschwârzten Häusern und dem unaufhörlichen Getöse der Werkstätten ist ein großer Teil der Grafschaft beeinflusst und in Mitleidenschaft gezogen. Überall und zu jeder Zeit wird gearbeitet, geschafft und gewirkt, riesenhafte Summen werden umgesetzt und riesenhafte Summen werden verdient und aufgehäuft. Mammon ist König. Aber unter seinem Regimente steht die ausgehungerte Not, das abgemagerte Elend, die zucht- und sittenlose Verderbtheit. Das ist die Signatur der Gegenwart!

Unfern davon, im Süden der Grafschaft am Avon, liegt das kleine Stratford, wo William Shakespeare geboren und zur Erde bestattet wurde. Ein Königreich des Geistes für alle Zeiten!

Und zwischen Stratford und Birmingham ragen die Reste alter, in Liebern und Walladen fortlebender Schlösser, die schon zu Shakespeares Zeiten, wo sie noch in Glanz und Herrlichkeit prangten, von Sagen aus grauer Vorzeit um-

woben waren. Da liegt das großartige, vielgetürmte Warwick-Castle, das die alten Dynastien der Grafschaft hoch über dem Avon auf der Stätte einer altjâssischen Festung aufzuführen ließen. Nördlich davon, mitten im Walde, liegt Kenilworth, uns bekannt und unvergessen durch Walter Scotts gleichnamigen Roman, der diesen „Palast fürstlicher Feste“ zum Schauplay einer fesselnden und ergreifenden Handlung aus der Zeit der Elisabeth macht, einer Handlung, aus der die „jungfräuliche Königin“ und Hauptpersonen ihrer Umgebung mit vollendeter Kunst historischer Porträtierung hervortreten.

Und nördlich davon, zwischen dem Städtchen Kenilworth und Birmingham, an der „Grand Junction-Line“ („großen Verbindungslinie“ der Eisenbahn) liegt die alte Stadt Coventry, deren hübsche spitze Türme den Vorbeireisenden flüchtig fesseln. Es ist nur eine Mittelstadt von wenig über 50 000 Einwohnern und hat weder an Bauten noch an sonstigen Kunstwerken etwas besonders Sehenswerthes aufzuweisen. Dennoch ist sie ein Ort, der dem feinsinnigen Beobachter einen besonderen Reiz abgewinnt. Sie war nämlich ein Hauptsitz alter Ritterlichkeit, und ist nun eine blühende Industriestadt; sie stellt also sozusagen die ganze Grafschaft Warwick mit ihren Gegensätzen im kleinen, wie in einem Auszuge, dar. Aber mehr als das: aus jener Romantik alter Ritterlichkeit ist eine der herrlichsten Blüten edelster Sagenpoesie erwachsen, die in die maschinenerfüllte Gegenwart hineinragt und diese mit dem Dufte der Vorzeit durchwürzt. Der Stern dieser Blüte ist die schöne Weibsgestalt der guten Godiva (d. i. Good Eva, die gute Eva), deren fromme That noch heute alljährlich in Coventry gefeiert wird, so daß auf diesem Boden wirklich noch die Gegenwart mit der Vergangenheit lebendig verchmilzt.

Was von Godiva berichtet wird, ist dies:

Um die Mitte des elften Jahrhunderts herrschte über Coventry ein Graf von Mercia,\*) Namens Leofric. Dieser war ein Tyrann gegen seine Untergebenen und beschwerte die Einwohner von Coventry mit unerträglichen Lasten und Abgaben. Alle Vorstellungen, die ihm gemacht wurden, fanden kein Gehör, und selbst die Witten seiner Gemahlin Godiva konnten den harten Sinn des stolzen Grafen nicht erweichen. Da sagte Godiva, sie würde als arme Büßerin eine Wallfahrt unternehmen, wenn sie wüßte, daß sie dadurch den Sinn ihres Gemahls zum Guten wenden könne. Der aber nahm diese Äußerung mit Hohn auf und gab sein Wort, daß er alle Frohndienste und Abgaben erlassen werde, wenn seine Gattin, wie es damals bei todeswürdigen Verbrecherinnen nicht selten vorkam, nachend eine Bußfahrt unternähme, indem sie so durch Coventry ritte.

Was Leofric für unmöglich gehalten hatte, war Godiva, von Mitleid mit dem Volke überwältigt, endlich bereit auszuführen. Sie ließ die Bürgerchaft benachrichtigen, daß sie zum Wohle der Stadt, für die Befreiung ihrer Einwohner von schwerem Noche als Büßerin durch Coventry wallfahrten werde — und die Stadtvorsteher erklärten, jeder solle sterben, der es wage, auf die Straße zu blicken, während Godiva vorüberziehe.

\*) In der alten Dynastie Mercia, zuletzt ein Königreich, liegt die alte Grafschaft Warwick mit Coventry. Die neue Einteilung Englands in 62 Counties und 63 abgeordnete Countyboroughs stammt erst aus dem Jahre 1888.

Zur festgesetzten Stunde bestieg Godiva entkleidet ihren Zelter; sie hüllte sich in ihr reiches Haar und ritt so durch die völlig menschenleere Stadt, von niemand gesehen. Nur der vorwitzige Schneider Tom bohrte ein Loch durch seine Thür und sah so, geborgen von derselben, Godiva vorbeireiten. Er ward auf der Stelle blind.

So erreichte Godiva, daß Leofric die Frohnen und Steuern erließ.

Die Bürger von Coventry aber stellten später ein Steinbild ihrer Beschützerin an einem Hause der Hauptstraße auf, wo es noch heute zu sehen ist. Auch der vorwitzige Tom, als Steinbild mit bunten Kleidern und einem dreieckigen Hute, blickt aus einem Fenster der Stadt heraus. Man nennt ihn „The peeping Tom of Coventry“ („den auslugenden Thomas von Coventry“), und das ist zugleich ein in England sprichwörtlich gebrauchter Scherz- und Spottname.

Die Feier der Godiva durch ein Volksfest fand zuerst im Jahre 1677 statt. Den Mittelpunkt desselben bildet jetzt\*) ein Umzug, in dem „Godiva“, ein junges Mädchen in fleischfarbenen Kleidern auf einem reichgeschirrten Pferde und „Peeping Tom“ die stehenden Figuren bilden; letzterer erscheint gewöhnlich als eine seltsam aufgepußte Gestalt mit einer Brille auf der Nase und einer großen Schere in der Hand. Dem Zuge vorangetragen wird ein Banner, dessen Wappenschild die Inschrift „To the pure all things are pure“ („dem Reinen ist alles rein“) und die Devise des englischen Hosenband-Ordens „Honny soit qui mal y pense“ („Schimpf dem, der Arges hierbei denkt“) als Umschrift trägt.

Ein Augenzeuge fand vor einer Reihe von Jahren die Feier des Godiva-Tages (20. Juni) äußerst glänzend. „Die Zahl der von London herbeigeeilten Besucher,“ so schreibt er, „wird allein auf 35 000 angegeben. Dem sich durch die Straßen bewegenden Zuge ritten zwei Herolde voran; ihnen folgte die ebenfalls berittene Militärmusik. Hierauf kam ein Elefant, welcher das Wappen der Stadt Coventry (ein einen Turm tragender Elefant) versinnbildlichte. Die Helbin in fleischfarbenem Tricot ritt nach altem Brauch einen Grauschimmel. Eine nicht minder wichtige Figur spielte der Ritter St. Georg; ebensowenig durfte Peeping Tom, der neugierige Schneider, fehlen, welcher, auf das Wunderlichste herausgepußt, auf die Scene herabjah. Fast alle historischen Berühmtheiten Englands, die Könige Richard II., Heinrich IV., Heinrich VI., Heinrich VIII., Elisabeth, der schwarze Prinz und viele andere waren vertreten. Viele Gewerke, Schützengilden, Kinder, alles in Kostüm, Musikbänden bildeten einen ungeheuren Zug, in welchem auch manche komische Maske sich mit Glück geltend machte.“

Was hier von Lady Godiva erzählt wurde, das ist eine einfache Fassung der Sage\*\*) nach ihren Grundzügen, wie dieselben zuerst in einer Handschrift vom Jahre 1307, also etwa 250 Jahre nach Leofric, aufgezeichnet sind. In späteren Volksballaden und Chroniken sind diese Grundzüge mehr und mehr erweitert und auch teilweise umgestaltet worden. Godiva wird in solchen Aufzeichnungen mit anderen historischen Personen und Begebenheiten in Verbindung gebracht, und der Schauplatz der Sage wird auch wohl von Coventry

nach anderen Orten verlegt. Das ist nichts anderes, als der gewöhnliche Verlauf der Sagenausbildung.

Erst spät, wie es scheint, bemächtigte sich die Kunstpoesie der schönen Godiva-Sage. In neuerer Zeit wurde dieselbe von zwei ebenbürtigen Dichtern, einem Engländer und einem Deutschen, auf verschiedener Grundlage in sehr verschiedener Weise behandelt. Der englische Poet ist Alfred Tennyson, der deutsche Julius Grosse.

Tennysons Gedicht „Godiva“ erschien zuerst in der vierten Sammlung von dessen Poems, die im Jahre 1840 ans Licht trat. Deutsche Übersetzungen liegen vor von Ferdinand Freiligrath, Wilhelm Herzberg, G. J. D. A. Seeliger, Adolf Strodtmann u. a. Der englische Text findet sich außer bei Tennyson z. B. auch in den bekannten Anthologien von Freiligrath und von Karl Elze. Er besteht aus fünffüßigen Jamben ohne Reim, sogenannten „Blankversen“, der Zahl nach 79, die in den Übersetzungen um einige vermehrt sind.

„Ach harrete jüngst des Zugs zu Coventry,  
Ging mit Lastträgern und Sakai'n am Steg,  
Und die drei schlanken Türme vor mir, gab ich  
Der alten Stadtlegende diese Form“

So (in Herzbergs Übersetzung, die ich bevorzuge) beginnt Tennyson; aber bei dieser Einleitung bleibt es nicht, es folgt noch eine einleitende Betrachtung, die sich direkt an das soziale Empfinden des Lesers richtet: „Nicht wir allein, die letzte Frucht der Zeit, nicht allein wir neuen Menschen, die wir im Handumdrehen die Vorzeit schmähend niederschreiben, die wir von Recht und Unrecht schwagen, nicht wir allein liebten das Volk und fühlten uns bedrückt, wenn es übersteuert („overtax't“) wurde, nicht wir allein — mehr that sie, die litt und siegte für das Volk, jenes Weib von vor tausend Jahren, Godiva, die Gattin des grimmen Grafen, der Coventry beherrschte.“

Das geht voran, und nun erst wird die Sage vorgetragen, schlicht und doch fesselnd und ergreifend in der, besonders durch „Enoch Arden“, wohlbekanntem Tennysonschen Art und Weise. Nur wenig und in nebensächlichen Zügen weicht der Dichter von der ältesten Überlieferung ab, aber er versteht es, dieselbe wirkungsvoll auszugestalten. Als die Mütter mit ihren Kindern jammern vor dem Grafen erschienen waren und nichts erreicht hatten, da sucht und findet ihn Godiva, wie er allein im Saal unter seinen Hunden einherschreitet, „den Bart um einen ganzen Fuß voran, das Haar um eine Elle hinter sich.“ Als sie ihm die Not der Leute vorstellt und für sie bittet, da starrt er sie erstaunt an und fragt:

„Und thätest Du Deinem kleinen Finger weh  
Um solches Volk?“ — „Ach fürbe drum!“ sprach sie.

Da lacht er und zupft am Demantring in ihrem Ohr: „O ja, ja, ja, Ihr schwagt!“ — „Ach,“ entgegnete sie, „prüfe mich, ob ich nicht das Äußerste thue!“ Und „aus einem Herzen, rauh wie Esaus Hand“ antwortet er: „Reite nackt durch die Stadt, dann erlasse ich die Steuer!“

(Schluß folgt.)

## Der Stein.

Zimmer, wenn der Freude Lachen  
Lädt zu offner Tafel ein,  
Will in mir kein Wunsch erwachen,  
Ferne steh' ich stumm allein.

\*) Wie das Godiva-Fest im 1770 gezeiert wurde, berichtet G. H. Richterberg in seinem Artikel: „Ein kitschiger Gebrauch zu Coventry in Warwickshire“; vergl.: „Richtberg's vermischte Schriften“, 9 Bde. Göttingen 1860—1866, Bd. VI, S. 534; — dieselben. Neue Original-Ausg. 6 Bde. Göttingen 1844—46, Bd. V, S. 323.

\*\*) Richterberg, der a. a. O. die Sage etwa 3 anders berichtet, beruft sich auf die „Geschichte von Warwickshire“ von Dugdale, der im 17. Jahrhundert lebte.

Selbst um eigen Leid zu weinen  
Hat mein Auge aufgehört;  
Mag, wann will, der Tag mir scheinen,  
Der den Erdenleib zerstört.

Mag den Geist er mitverberben,  
Winkt auch ew'ges Morgenrot.  
Kann noch meine Seele sterben?  
Ach, sie ist wohl längst schon tot.

Daß ich lebe, fühlt nicht Einer;  
Und wenn meine Zeit dahin,  
Ist gewiß, es klagt auch Keiner,  
Daß ich ihm gestorben bin.

Paul Alie.

## Etwas über die Landschaftsmalerei.

Von H. Grafen Schack.

(Schluß.)

Der Landschaftsmaler heroischen Stils besitzt Gelehrsamkeit, weiß von Göttern, Helden, Engeln, Heiligen, wie Sage und Geschichte vom Heroischen zu berichten. Selbst wenn er Landleute vorführt, sind dieselben formschön, wohlgewachsen und wenig bekleidet: seine Architektur erinnert gern an alte Kulturen, namentlich die griechische. Er will den Sinnen schmeicheln, daher in seinen Gemälden fast immer entzückender Sommer und selten schlecht Wetter herrscht. Über grazios geformten Stämmen erheben sich prachtvolle Baumkronen, leuchtendes Wasser zieht sich durch üppige Wiesengründe vorbei an gefällig gebildeten Felsen. In solchen Glücksthälern läßt sich's angenehm barfuß gehen, und thatsächlich gehen Götter und Menschen darin häufig barfuß. Alles schmückt sich, unserer Sinnen zu schmeicheln und dadurch unser Gemüt zu bewegen.

Der abstrakte Geist der heroischen Landschaft fordert fast mit Notwendigkeit das Figürliche, und ich weiß nicht wie Poussin oder Claude Lorrain auf dasselbe hätten verzichten können, obwohl letzterer an seinen Gestalten wenig Gefallen fand. Er fühlte wohl, daß sie zu viel Abstraktes in seine Bilder brächten. Weise war Preller, der mit seinen unvergleichlichen Odyseelandschaften einen allgemein bekannten Stoff wählte und darin Figuren wiederholen durfte. Da fällt das Gelehrte gar nicht ins Gewicht. Die Gestalten sind uns vertraut wie Felsen, Bäume, Gras und Sonnenschein. Wohingegen H. Poussin in einem seiner landschaftlichen Gemälde einen Sänger mit Leier zeigt, drei Frauen vor sich, zwei am Boden liegend, eine aufrecht stehend; eine vierte, von einer Schlange gebissen oder verfolgt, flieht ängstlich davon. Zur Seite unter hohen Bäumen erblickt man einen Hügel, geschmückt mit Sträuzen und Urnen. Was bedeutet der grabähnliche Hügel, wer ist die fliehende Frau, und wer ist der Sänger? Man kann es nicht von allen Leuten verlangen, die an Gemälden Wohlgefallen haben, daß sie es geläufig wissen, daß Eurhice von einer Schlange gebissen wurde und starb, und daß sie das Weib des Orpheus war. Es hat die Landschaft als Gemälde nichts mit diesen Figuren zu thun, und der Grabhügel, der wohl an den traurigen Tod beider Gatten erinnern soll, ist vielleicht ein Rand, jedoch ein fast komisch wirkendes. Figuren und Landschaft wirken für sich, was die Wirkung beeinträchtigt. Wie anders Böcklin, wenn er uns die „Insel der Seligen“

vorführt, dabei aber seine Gestalten so eigenartig bildet, daß die Heiterkeit derselben und die Frühlingsfrische jener wie eins berühren. Vor unseren Herzen ist da ein Zusammenhang, wie die echte Kunst ihn fordert, und es kümmert wenig, was diese sonderbaren Figuren in der Mythologie bedeuten mögen. Geschmackvoller zeichnet ja ein H. Poussin menschliche Figuren, dennoch ist der Schweizer der genialere Landschaftsmaler.

Um nicht zum trockenen Prospektmaler herabzusinken, muß der Landschaftler heroischen Stils köstlich erfinden. Der Gedanke, wo seine Paradiese liegen möchten, darf uns nicht kommen, dieselben müssen durch ihren Liebreiz oder ihre große Form so anziehen, daß es langweilig wäre, nach ihrer Geographie zu forschen. Anders bei der realistischen Landschaft, die in ihrer ausgesprochenen Eigenart zu solchen Fragen auffordert. Vielleicht ein Hügel mit ein paar Bäumen zwischen Zäunen genügen ihr, um zu bestimmen, ob man sich im Süden oder Norden Europas befindet. Gleiches thut wohl auch der Prospektmaler, doch fehlt der subjektive Geist oder die Stimmung. Er malt gleichsam Reisebilder und giebt viel, um etwas zu geben, Gebirge, Bäume, Wasser, Gebäude in Hülle und Fülle. Er neigt daher demnach mehr zum Heroischen als realistischen Stil.

Mit seiner Zeit unterscheidet Goethe dies zu wenig, wenn er den damaliger Zeit freilich berühmten Ph. Hackert zu den besten Landschaftlern rechnet. Hackert durfte sich gefallen, weil er den Leuten gefiel, und man versteht sein sonderbares Wort, daß ein Landschaftler allein in reizenden Gegenden des Südens, etwa in Italien, gedeihen könne. Hackert kannte die Niederländer, da aber sein Geist für sie blind war, war es sein Auge auch. Es war der gelehrte Jug zur Antike, der das vorige Jahrhundert und den Anfang des unseren erfüllte, und die Köpfe guter Künstler über den Gehalt echter Landschaften täuschte. Die Natur in Feld und Wald rührt unser Herz überall, nicht nur in Mittelitalien, wo die Landschaftler damals vielfach saßen.

Auch die realistische Landschaft zeigt Staffage: vielleicht eine einzelne Figur, in der sich gleichsam die Stimmung des Beschauers verkörpert. Man ist selbst der Wanderer, der dort einsam und nachdenklich am Felsen lehnt. Manchmal ist der Einsame ein Zeichner; das ist aber Ungeschmack, weil es einen durchaus überflüssigen Gedanken in das Gemälde trägt, nämlich begreiflich macht, daß Landschaften im Freien skizziert werden. Oft ist sie reich an Figuren. Häufig sind dieselben Bauern, stets aber sind sie Kinder des Landes, Erzeugnisse dieser Gegenden wie Pflanzen und Tiere. Sie verdolmetschen ihre Heimat, wie der Eichbaum und die Palme es thun. Sie arbeiten wohl und ernstlich, nicht wie die Hirten und Fischer der heroischen Landschaft, um den schönen Leib schön zu bewegen. Vergleichen Staffage belehrt, wohingegen diejenige der heroischen Landschaft bloß an Erlerntes erinnert, vielleicht an Orpheus, vielleicht an König David. Darum ist's hier nicht möglich zu thun, was Claude Lorrain wagte und wagen durfte, nämlich das Figürliche von fremder Hand ins Bild malen zu lassen, denn dasselbe muß aus gleicher Stimmung geschaffen sein wie die Landschaft selbst.

Graf H. von Schack sagt einmal: mit den Italienern verglichen seien die Niederländer Maler zweiten Ranges. Mit gleichem Recht darf man behaupten, daß ein J. von Ruissdael über Claude Lorrain zu setzen sei. Freilich ist aus gewissen Gründen für die Darstellung des Menschen der

heroische Stil geeigneter als der realistische, doch bei der Landschaft verhält es sich umgekehrt: über allem, was vor ihm war, steht darum der Realist Ruissdael. Ich schäme einen Raffael über einen Rembrandt und einen Ruissdael über einen Claude Lorrain, doch wohl gemerkt, erreicht wurden Rembrandt und Claude Lorrain weniger als jene. Es mag das Schwierigere sein, in der niederen Gattung das Höchste zu leisten. Somit ist's geraten, die Künstler zunächst nach ihrer Art, alsdann erst nach ihren Werken zu werten. Alsdann wird der subjektive Geschmack das kritische Urtheil weniger fälschen.

Noch ein Wort über die gemischte Landschaft. Ich nenne sie so, weil in ihr das Figürliche und das Landschaftliche im Gleichgewicht stehen; Bilder, in welchen das Figürliche von überwiegendem Wert ist, fallen aus der Landschaft heraus. Raffael z. B. schuf keine Landschaftsgemälde, obwohl er landschaftliche Hintergründe mit Liebe behandelt; hingegen hat Tizian solche gemalt.

Übrigens ist diese Gattung der Landschaft nur äußerlich von anderen verschieden, indem sie sowohl heroische als realistische Landschaften enthält. Darum war es vielleicht nicht recht, eine besondere Gattung daraus zu machen.

Doch in ihr gerade tritt etwas Neues hervor, vielleicht die geistvollste Art der Landschaftsmalerei. Ich erinnere an die symbolische Landschaft. Ich weiß nicht, ob Böcklin zuerst dergleichen gemalt hat, jedenfalls war er hier Bahnbrecher, was ihn unter die größten der Künstler aller Zeiten einreicht. Es ist zu bedauern, daß nicht bereits heute die vorzüglichsten seiner Werke im Staatsbesitz sind, denn sie gehören in die Museen. Darum sah ich deren zu wenig, doch eben genug, um das Außerordentliche zu erkennen, die aus dem Gemüt geborene Größe.

Böcklin symbolisiert nämlich die Naturkraft in heroischen Gestalten, die Naturkraft, durch welche alle Erscheinungen sind. Dieselbe bleibt durchaus über Sinnlich und nur ihre Wirkungen als die Welt der Erscheinungen sind sinnfällig. Es sind die Wirkungen des Schaffenden Erscheinungen und vielfach cupirische Körper, die dasselbe gleichsam symbolisieren, d. h. sich als Zeichen dafür stellen. Und wer mit objektivem Geiste die Erscheinungswelt betrachtet, weiß es wohl, daß diese Zeichen von einem Übersinnlichen reden, von ihrem Vater, der sie gemacht hat. Die Natur da draußen im Raum symbolisiert als Erscheinung die Gottheit und gleicht einem Gesicht, aus dessen wechselnden Zügen ein Räthsel spricht. Von diesem handelt nun auch die symbolische Landschaft, indem sie die gewöhnlichen Formen der Natur geschickt ändert, sowohl diejenigen des Erdreichs, des Wassers und der Pflanzen, der Wolken und des Lichts, als diejenigen der Tiere und der Menschen, bloß um das Räthsel vernehmlicher sprechen zu lassen. Das große Publikum, das von übersinnlichen Kräften nichts weiß, niemals mit Faust den Erdgeist beschwor, will darum von Böcklinschen Gemälden nichts wissen. Die Vortrefflichkeit der Landschaft sieht es wohl, nur kann es nicht begreifen, weshalb dahinein solch wunderliche Gestalten gemalt wurden und nicht vernünftigerweise hübsche Burschen und Mädchen, vielleicht auch Engel und griechische Gottheiten. Manchmal sei wohl ein Pan darin zu erblicken oder Centauren, jedoch wieder nicht im antiken, folglich für einen besseren Geschmack allein günstigen Stile. Es ist aber die Mythologie, wie die antike Kunst sie auffaßt, ohne Geheimnis, ohne die Weisheit des Märchens.

Ein Zeichen, also ein Sinnfälliges für ein über-

sinnliches zu setzen, insofern dasselbe dem Welterschaffenden zugehört, ist Symbolik, ein solches für einen bloßen Begriff zu setzen Allegorie. Daher läßt sich die Allegorie den Leuten erklären, die Wahrheit des Symbols nur mit ahnendem Geiste erfassen. Sucht man Gelehrsamkeit und durch dieselbe reichliches Brot und Ruhm, so verlohnt es sich freilich nicht, über Symbole zu denken. Die vortrefflichsten Landschaftsbilder Böcklins sind aber tief symbolisch. Die meisten Menschen wollen nichts wissen als Antworten auf Fragen, die viel gefragt werden, nicht einmal, ob dieselben etwas taugen, wenn sie nur dem Frager genügen, hingegen möchte Böcklin beantworten, was nur wenige fragen. Die Natur weiß sagt ihm. Und mit gutem Recht vergleicht man echte Künstler mit Propheten: es ist etwas Priesterliches in ihnen. Böcklinsche Gestalten rufen uns zu, was die Dinge der Welt dem indischen Fürstenjohnne zuriefen, als sie an ihm vorüberzogen: „Das bist Du!“ Wüßte ich, was ich bin, ich wüßte zugleich, was die Welt der Erscheinung ist. Die Menschen halten sich für Schneider, Fuhrleute, Rechtsanwälte, Waschfrauen, Volksbeglückter, Kaufleute u. s. w., in Wahrheit jedoch sind sie etwas anderes, nämlich das, was sie sein werden, wenn sie gestorben sein werden, um nicht länger Schneider, Waschfrauen, Rechtsanwälte u. s. w. zu sein. Die griechischen Hirten sahen die Ziegen, sahen sich selbst in Felle gekleidet und unter Herden lebend und erkannten, daß sie diesen Tieren verwandt waren, d. h. daß das Welterschaffende sie und jene mache und erhalte. Die grünende Trist erfreut die Herde, der Quell erquickt sie, das Gewitter erschreckt sie, ganz wie die Menschen — und die Hirten nahmen sich zum Gott den Ziegenmenschen (Pan). Das war Symbolik nicht Allegorie. Auch Böcklin ist die Flur mit ihren Sträuchern und Blüten, Bäumen, Felsen und Bächen ein Lebendiges, und er möchte ihre unsichtbare Seele symbolisieren in seinen Gestalten. So entstand etwa jenes merkwürdige Gemälde der Dresdner Galerie „Die Quelle“.

Ein begabter Nachstreber Böcklins ist Herr Hendrich in Berlin, der in einem gelungenen Gemälde den Winterschlummer der Natur symbolisiert. Ein schlafendes Riesengebirge (Brunnhilde), ungeheuer hingestreckt auf vergletschertem Gebirge, ist umleuchtet vom fernem Morgenrot des nahenden Frühlings. Leider wurde das siegende Licht nicht als Siegfried symbolisiert. Er hätte in gewaltiger Gestalt am Horizont schweben müssen, geformt aus durchleuchtetem Wolkendunst, erwachend, halb bewußtlos nach dem Flammenschwert greifend, etwa wie Michelangelo Gestalten gebildet hat, geheimnisvoll blickende, schlummertrunkene. Denn es ist die erwachende Naturkraft sich selbst noch ein Räthsel, um sich alsdann in der Handlung als ein Wirkendes zu begreifen.

### In der Dämmerung.

Die Ulme mir zu Häupten  
Kauscht leis ihr Abendlieb,  
Als sei es ausgestorben  
Liegt unter mir das Lieb.

Das ist die rechte Stille,  
Wo klar das Herze fühlt,  
Daß selbst ein heißes Drängen  
Sich allgemach verköhlt.

Die grauen Nebel drunten  
Zeichnen des Lebens Lauf —  
In meinem Herzen dämmert  
Verlor'ne Liebe auf.

W. Lübecker.

## Gedanken.

Von **Carola Blader.**

Schüchtern erwacht die junge Liebe, leise flüsternd, wie im Garten der Morgenwind. Er trägt den Duft thränenbetauter Blumen, die sich den ersten Strahlen der Lebenssonne öffnen.

\*

Alles können heutzutage Maschinen thun. Hast Du aber beobachtet, wie viel dabei doch noch der Geschicklichkeit von Menschenhänden überlassen bleibt, und wie sie es sind, welche die Maschinen regieren, so daß all das Thun derselben doch nur ein Gehorchen ist? Und wenn Du glaubst, daß unser Leben und Weben nur die Thätigkeit des physischen Organismus sei, hast Du auch da beobachtet, wie dieser nur ein Gewisses vollführt, und wie das übrige von einer unerklärlichen, geheimnisvollen Kraft gethan wird, welche die Maschine regiert? Das ist das Gottelement in uns, das Geistige.

\*

Wir dürfen nicht, ohne bittere Enttäuschung zu erfahren, bei Menschen, denen wir nahe treten, Ähnlichkeiten oder Übereinstimmung erwarten. Wenn wir aber, unser Ich vergessend, teil nehmen an ihrer eigensten Individualität, dann werden wir die Ähnlichkeiten als freudige Überraschung entdecken und in ihnen einen Teil von uns wiederfinden.

\*

Man meint, von allen Dingen besitzen wir sicher und fest allein die Erinnerung, weil sie ein Teil unseres Ichs geworden ist. Aber wer besitzt denn sicher und sich immer gleich, sein Ich? Heute ist es so, und morgen so! Mit ihm wechselt unser Erinnern so gut wie unser Hoffen. Vergangenheit und Zukunft scheinen nur das, was wir gerade sind.

\*

Ob ein Schmerz der Empfindsamkeit einer edlen Natur entspringt, oder nur einer nervösen Reizbarkeit, ist oft schwer zu unterscheiden. Finden wir in ihm die Verdächtelei gekränkter Eitelkeit, ärgerlicher Heftigkeit, findet sich in ihm das kleine Ich verlegt statt des besseren Selbst, dann muß er ausgerissen werden, einem Unrecht gleich. Ist es aber eine Herzenswunde, die trotz allem Weh Hoffnung auf Heilung giebt, ist es ein rauher Schlag, unter dem schmerzlich die Ideale erzittern, doch ohne daß die Liebe wankt, ist es ein Leid der Seele, das dieser Flügel löst, dann liebe solchen Schmerz, denn er ist von Gott ein Gruß!

## Neue Dramen und dramaturgische Schriften.

Besprochen von **Otto Kraß.**

Künstler wie Kritiker klagen gleichzeitig über den Verfall der Deutschen Bühne. Pessimistische Weissager wollen schon das nahe Ende unseres Theaters verkünden. Sie kehren der dramatischen Muse grob den Rücken und erwarten alles

Heil vom Roman, der allein als wahre Kunstform moderner Richtung gelten soll. Die Optimisten mit dem guten Willen und der immergrünen Hoffnung sitzen am Schreibtisch und brüten über Reformen, dem Übel abzuwehren.

In seiner Schrift „**Wie die deutschen Theater die Kunst fördern**“ (Berlin, Richard Heinrich, 1892) liefert Götz Verding einen gut gemeinten Beitrag zu diesen Reformen. Es ist eine kleine Studie über „Eingang, Aufnahme und Aufführung der dramatischen Produktion an Provinzialbühnen und Centren, mit einer statistischen Übersicht“. Aus dieser Übersicht geht mit erschreckender Deutlichkeit das Mißverhältnis zwischen Produktion und Verbrauch hervor. Die durchschnittliche Zahl der jährlich eingereichten Stücke steigt bei größeren Bühnen von 300—100; kaum 10 von ihnen erblicken das Licht der Rampe. Der Verfasser möchte alle Schuld auf unsere Theaterzustände schieben, die es einem Dramatiker so schwer machen, die Bretter zu erobern. Die Großstadt Bühnen sind überbürdet; sie müssen von der Provinz entlastet werden. Jeder Versuch, dem Theaterwesen ein Ende zu machen und der dramatischen Kunst die Bahn zu öffnen, muß dezentralisieren. In diesem Sinne gipfeln Verdings Ausführungen. Der Gedanke ist ideal. Es fragt sich nur, ob er sich in die That umsetzen läßt. Abgesehen von den subventionierten Bühnen, sind die Stadttheater, die von eigenen Gnaden leben, selten in der Lage, sich einen oder mehrere gute Dramaturgen halten zu können, die weiter nichts zu thun hätten, als die einlaufenden Stücke zu prüfen, und Zeit, Geld und Mühen auf eine Novität zu setzen, deren Erfolg immer unsicher ist. Die Erfahrung lehrt, daß sich die bedeutendsten Dramaturgen täuschen können. So lange die Theater nicht frei und unabhängig arbeiten können, müssen Verdings Pläne fromme Wünsche bleiben.

An das gebildete Publikum, das der dramatischen Kunst Interesse entgegenbringt, wendet sich Moriz Brasch in seinem Vortrag „**Das Wesen und die Formen der dramatischen Dichtung nach den Prinzipien der modernen Ästhetik**“ (Leipzig, Verlag von Oskar Gottwald, 1892). Es ist die Absicht des Verfassers, „in einer möglichst gedrängten und zusammenfassenden Skizze den wesentlichsten Grundgedanken der neueren Dramaturgie zu entwickeln“. In den folgenden Ausführungen hat sich Brasch, wie er selbst bekennet, an bewährte Autoritäten wie Vischer, Carriere, Mettner, Scherer, Freytag u. s. w. angeschlossen. Auf einen Irrtum möchte ich den Verfasser aufmerksam machen. Zum Unterschied von Epos und Drama bemerkt er, daß wir die epische Kunstform erhalten, wenn der Gegenstand als „vergangen und abgeschlossen“ dargestellt wird, und die dramatische, wenn das Ereignis als „gegenwärtig“ erscheint. So viel ich weiß, beging Goethe zuerst diesen Fehler. Er schrieb an Schiller (23. Dez. 1797): „Ihr großer wesentlicher Unterschied besteht aber darin, daß der Epiker die Begebenheit als vollkommen vergangen vorträgt und der Dramatiker sie als vollkommen gegenwärtig darstellt.“ Schiller war mit dieser Bestimmung einverstanden. Die folgenden Dramaturgen wie Freytag, Gottschall, Günther u. a. haben sie auf guten Glauben angenommen und verbreitet. Es ist wahr, daß der dramatische Dichter an die Zeitform der Gegenwart gebunden ist. Aber es ist nicht wahr, daß der Epiker nur die Zeitform der Vergangenheit benutzen kann. Es giebt Belege genug, daß die epische Dichtung sich jeder Zeitform bedienen kann. Goethe selbst hat im „**Meincke Fuchs**“ den Gegenstand als gegenwärtig dargestellt: „Nobel, der König, versammelt den

Hof, und seine Vasallen eilen gerufen herbei mit großem Gepränge; — (Weitere Beispiele bietet: Gartelmann: „Dramatik“. S. 22 ff.)

In das Theater der Alten führt uns die kleine Abhandlung von Erich Wuxler: „**Frauencharaktere aus den Tragödien des Euripides**“ (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei N.-G. (vormals J. F. Richter), 1892.) Nach einer kurzen Betrachtung über die Entwicklung des griechischen Theaters, die sich an die Namen Aeschylus und Sophokles knüpft, gelangt der Verfasser zu Euripides, der die Reihe der großen Tragiker schließt. Von den Frauencharakteren sind nur solche näher geschildert, die im Mittelpunkt der betreffenden Handlung stehen und die danach der Tragödie den Namen gegeben haben. Neben der Alkestis, dem Ideal einer treuen Gattin, einer liebevollen Mutter und gütigen Herrin steht die Iphigenie in zarter Anmut und heroischer Kraft; neben der besonnenen, willensstarken Elektra die Andromache, die unglückliche Frau Hektors, die tief gedemütigte Frau; neben der verzweifelten Hekuba die gewaltigste Gestalt des Euripides, die Medea. Er besaß eine tiefere Kenntnis des weiblichen Wesens als seine beiden Vorgänger. „Schon im Altertum,“ sagt Wuxler, „hatten seine Werke ein weites Lesepublikum gefunden, und es ist sicher kein Zufall, daß wir von Aeschylus und Sophokles nur je sieben, von Euripides aber achtzehn Dramen besitzen.“ Es könnte auch den Modernen nicht schaden, wenn sie hin und wieder den Worten des alten griechischen Meisters lauschen würden.

Griechen- und Römertragödien werden genug geschrieben, aber keine Gestalt belebt der antike Geist. Das ist auch der Kardinalfehler des neuen „**Tiberius Gracchus**“ von Paul Barth (Leipzig, Verlag von Karl Reißner, 1893). Es ist ein Trauerspiel in fünf Aufzügen nach dem Urteil des Vellejus Paterculus: „Tiberius Gracchus vereinigte in sich so hohe Vorzüge, als die menschliche Natur, bei trefflichsten Anlagen und eifrigstem Streben, überhaupt erreichen kann.“ Es ist das bekannte Schicksal des römischen Volksfreundes, das der Verfasser zum Vorwurf genommen hat. Die Sprache ist einfach und wahr, auch die Charaktere sind nicht unsicher gezeichnet. Aber der ganze Konflikt, in den mehr als dreißig Menschen verwickelt sind, ist uns menschlich nicht nahe genug gerückt. Wir können nicht fühlen und leiden mit den Geschöpfen des Dichters. Anlage und Aufbau des Dramas sind allzu breit. Die Technik ist mehr episch als dramatisch. Wenn eine Aufführung geplant wird, so muß der Regisseur eine tüchtige Arbeit haben.

Ein Roman in dramatischer Form ist auch das fünfaktige Trauerspiel von Arnold Ott: „**Rosamunde**“ (Bern, Verlag von W. Kaiser. — Leipzig, Kommissionsverlag K. F. Köhler, 1892). Das Stück zeigt große dichterische Züge. Das alte germanische Wesen ist trefflich wiedergegeben in diesen breit dahinrollenden dithyrambischen Versen voll Kraft und Eigenart. Die Liebe des Longobardenkönigs Alboin zu des Gepiden Künimund Tochter Rosamunde bildet den Inhalt des gestaltenreichen Trauerspiels. Die Behandlung des Stoffes aber ist rein epischer Natur. Es ist ein Buchdrama, das jede Aufführung verbietet.

In die Gegenwart führt uns das Drama in drei Akten: „**Die Waffen nieder!**“ (Halle a/S., Verlag von Otto Hendel), das nach dem bekannten Roman der Frau Bertha von Suttner von Karl Pauli bearbeitet ist. Ich kenne den Roman nicht und darf von diesem Stück nicht auf seinen Wert

schließen. Aber das Stück zeigt sehr geringe dichterische Eigenschaften. Der erste Auftritt ist ein tendenziöses Gespräch über Krieg und Frieden in einer österreichischen Adelsfamilie, während der Herr des Hauses mit seinen Freunden von Anfang bis zu Ende Karten spielt. Ein junger Husarenoffizier und eine allerliebste junge Komtesse sind die einzigen Menschen in dem Drama. Die übrigen Personen sind zweibeinige Abstraktionen. Der Gedanke des Stückes mag schön und edel sein. Alle Menschenfreunde sagen es und pilgern deshalb nach Rom. Auf der Bühne will ich aber Leben und Bewegung sehen und keine Reden hören. Das Theater ist keine Rednerbühne.

Denselben Konflikt wie Eduard Brandes' bekanntes Drama „Ein Besuch“ behandelt auch „**Helga**“, Schauspiel in fünf Akten von Hans Hopfen. (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1892). Das Stück ist im Januar vorigen Jahres auf dem Lessing-Theater aufgeführt und mit dem wohlverdienten Achtungserfolg bestraft worden. Der Inhalt dürfte bekannt sein, so daß ich nicht näher darauf einzugehen brauche. Die Schwäche des Schauspiels liegt in der unwahren Sophisterei der Heldin. Im „Besuch“ geht Florizel schuldbeladen in die Ehe. Sie verbirgt ihren Fehltritt dem Gatten in der Furcht, ihr Lebensglück zu zerstören. Das ist unrecht, aber es ist menschlich. Die verführte Helga tritt mit dem Trost vor den Altar: „Ohne Entschluß zu einer bestimmten That kein Verbrechen, also auch keine Schuld.“ Das mag juristisch richtig sein; menschlich ist es unwahr. Mit Spitzfindigkeiten kommt kein Weib über diesen Fall hinweg, wenigstens kein Weib wie Helga. Einige treffliche Szenen und seine Züge können uns über den kranken Kern des Stückes nicht hinwegtäuschen.

Aus dem frommen Mittelalter hat Charles Kingsley den Stoff zu einem dramatischen Gedicht „**Elisabeth von Thüringen**“ genommen, das Pauline Spangenberg nach der zweiten Originalausgabe übersetzt und in zweiter Auflage neu bearbeitet hat (Gotha, Friedrich Andreas Perthes). Die Geschichte ist aus der Originalbiographie Elisabeths geschöpft, die Dietrich von Apolda geschrieben und Canisius uns überliefert hat. Der Hauptgegenstand des Gedichtes ist nach des Verfassers eigener Annahme der Kampf „zwischen biblisch unbewußter und papistisch bewußter Reinheit, mit einem Wort zwischen Unschuld und Brüderie; dann der Widerstreit der gesunden menschlichen Neigung und der manichäischen Verachtung, womit der chrolose Klerus die Begriffe Gatte, Weib, Eltern von allen Menschen angesehen wissen wollte.“ Ich habe mich an dieser Stelle schon einmal über christliche Trauerspiele ausgesprochen und möchte mich nicht wiederholen. Ich verweise nur auf Lessing (Hamb. Dram. I. 51). Wenn Kingsley uns „die Tyrannei der feudalen Kaste und die Phantome, die das Papsttum statt des lebendigen Christus vorschleibt“, schildern will, so mag er das von der Kanzel thun, aber nicht von der Bühne. Das englische Theater mag pietistische Neigungen anwandeln. Unser Theater ist frei davon und wird es hoffentlich ewig bleiben. Die Übersetzung liest sich wie ein Original. Es ist schade, daß so viel Mühe an eine undantbare Aufgabe verschwendet ist.

Einer höchst verdienstvollen Aufgabe hat sich der bekannte Shakespeare-Forscher, Dr. Immanuel Schmidt, mit einer neuen Herausgabe der ausgewählten dramatischen Werke des großen Briten unterzogen. Der Plan des Gelehrten ist, die Übersetzung Schlegels zu berichtigen, zum Teil eine eigene Übertragung zu liefern und mit Einleitungen und erläuternden

den Anmerkungen zu versehen. Als erster Versuch einer neuen Übertragung liegt **Macbeth** vor (Berlin, Verlag von Wilhelm Gronau, 1892). Schmidt hat sich bemüht, „sich dem Dichter so weit als irgend möglich anzuschließen und dabei die Unregelmäßigkeiten des Versbaues in seinen späteren Werken beizubehalten.“ Wie schon früher von Prof. Sch. veröffentlichte Verdeutschungen englischer Lyrik beweisen, besitzt er keine Nachempfindung für das Eigenartige des Urbildes. Auf den Macbeth sollen „Lear“ und „Coriolan“ folgen. Wir können nur wünschen, daß eine günstige Aufnahme dieser ersten Überetzung den Verfasser zu einer allmählichen Gesamtausgabe der Shakespeareschen Meisterwerke ermutige, die für den Schulgebrauch wie für die Privatlektüre gleich notwendig ist.

### Splinter.

Glück und Ruhe sind nicht gleichbedeutend; Glück giebt Ruhe, aber nicht umgekehrt.

\*

Es ist ein weiter Weg, den wir zurücklegen müssen, bevor wir zur absoluten Wunschlosigkeit gelangen.

\*

Mit Würde alt zu werden ist schwerer als mit Würde alt zu sein.

Gola Enigi.

### Briefkasten.

Herrn D. L. N. S. in B. „Ich kann es mir“ so schreiben Sie, „nicht denken, daß Sie bei Ihrem Wissen an einen Gott zu glauben vermögen. Ich bin überzeugt, daß Sie den Ausdruck nur festhalten, um Ihren sittlichen Prinzipien auch bei den Anhängern der Konfessionen Geltung zu verschaffen.“ Erstens: ich glaube nicht nur an Gott im Sinne vom Glauben=Nichtwissen, sondern mein Gemüt weiß von ihm mit größerer Gewißheit, als mein Verstand von irgend einem Dinge der Sinnenwelt. Zweitens: ich pflege nicht Worte zu gebrauchen, die für mich nichts mehr bedeuten. Meine sittlichen Überzeugungen wurzeln unlösbar in meiner religiösen, und es giebt für mich kein verpflichtendes Sittengesetz auf dem Boden dessen, was Sie „natürliche Weltanschauung“ nennen. Je mehr ich mich mit der modernen Naturwissenschaft beschäftigt habe, desto mehr ist es mir zur Gewißheit geworden, daß sie untauglich ist, einer höheren Sittlichkeit zur Grundlage zu dienen. Eine andere Antwort kann ich im Briefkasten nicht geben. — Fr. H. Th. in D. 1) Das Buch kostet 42 Mk. 2) Der Roman stammt aus weiblicher Feder. Ich teile Ihr Urteil. 3) Darüber kann ich keine Auskunft erteilen. Rufen Sie eine Anzeige in die Köln. Ztg. ein. — Fr. J. Gl. in S. C. Auf in Freiburg in B. Für das andere besten Dank! — Herrn B. v. J. in S. Er ist ein geborener Deutscher, aber schon seit Jahrzehnten in Oxford thätig. Er wird Ihnen sicher antworten, wenn Sie sich mit einem deutschen Brief an ihn wenden. — Fr. H. M. in C. Mir an Ihrer Stelle würde der Wunsch des Vaters in diesem Falle unbedingt maßgebend sein. Gewissensbisse brauchen Sie sich nicht zu machen. — X. 12. B. Ich bin nicht in stande, das Drama zu prüfen, glaube auch nicht, daß ein Verleger es ohne

Entgelt druckt. — Herrn C. Pf. in G. 1) Bankett ist zwar ein Lehnwort aus dem Französischen, aber banquet selbst ist aus dem deutschen Bank entstanden. 2) Das Regen in Haubegen hat mit der Waffe ursprünglich gar nichts zu thun. Es bedeutet Held oder Gefolgsmann. Das Wort für die Waffe ist seit dem 15. Jahrh. gebraucht, lehnt sich an das französische dague. — Fr. Dir. K. in M. Über Klatschgeschichten kann ich keine Auskunft erteilen. Sie gehen mich nichts an, weder als Menschen, noch als Leiter d. N.=Ztg. — Fr. D. H. in N. Sie besitzen gar keine Begabung. Ich rate Ihnen entschieden davon ab, sich mit der Muse fernerhin in Verbindung zu setzen. — H. H. in Straßburg. Von „A bis X“ unfertig, „Traum“ bedeutend besser, kommt vielleicht mit einigen nötigen Änderungen. Aber Sie sollen mir nicht jede Woche etwas senden. Das ist zu viel. — H. P. Kl. „Kreuzabnahme“ angenommen. — Herrn stud. W. B. in G. Gut gemeint, aber noch zu jugendlich. Vielleicht gelingt's späterhin besser. — Primaner N. W. in G. Auch Sie haben noch zu viel Jugend. Einige Jahre Gebuld! Gedichte werden nicht zurückgesendet; die zehn Pf. f. d. Marke sind in eine Sammelbüchse für Kinderstätten geworfen worden. — Maiblume in Berlin. Eine solche Gesellschaft giebt's überhaupt nicht. — Frau S. in Bad N. Wir bringen keine Rätsel. Dankend abgelehnt. — Herrn Ref. F. K. in G. „Frühlingserben“ hat einzelne hübsche Züge, daneben aber auch abgebrauchte „Gliches.“ So kann ich z. B. die Falter, die mit den Blüten kosen, nicht ausstehen. Solche feststehenden Bilder soll ein begabterer Mensch den Kunstspielern überlassen, die aus ihnen ihre „Gedichte“ zusammensetzen. — Fr. Joh. H. in G. Fließende Sprache, aber wässriger Inhalt. Sie besitzen eine gefährliche Reimfertigkeit. — Fr. H. Pf. in S. Aus Ihren zwei Gedichten „An den Treulosen“ habe ich gesehen, daß es gefährlich ist, Ihnen untreu zu werden.

„Wär ich 'ne giftige Schlange,  
Dann möcht ich gleich Dich stechen,  
Und hätt' ich eines Riesen Faust,  
Dann möcht ich Dich zerbrechen.  
Und seh' ich mit der neuen Braut  
Dich an des Rheines grünen Vorden,  
Dann wird, Du ungetreuer Wicht,  
Mein Blick Euch beide morden.“

Der Gedanke läßt sich noch weiter ausführen; z. B.

Und wenn ich wär ein grauer Bär,  
So thäte ich Dich grimmig heßen,  
Und würd ich gar ein Tiger sein,  
Mit Wollust Dich zerfetzen.

Ich wünscht', daß ich ein Säbel wär':  
Mit Lächeln dann mit kalten,  
Ich würd Dich, Du Deserteur,  
Vom Kopf zum Nabel spalten.

Herrn D. A. Sch. in J. 1) Eine politische Wochenschau zu bringen, paßt nicht zu der Anlage des Blattes. 2) Die zweite Anregung soll gelegentlich benutzt werden. Besten Dank. — Herrn v. B. in N. In einfacher Ausführung kostet der Apparat 75 — 100 Mk. Die genannte Anstalt gehört zu den besten Berlins. — Herrn stud. jur. Th. in B. „Elfenstimmen“ beweist zwar, daß Sie Formgefühl besitzen, aber es ist etwas zu sehr zerfließende Klangspielerei. Senden Sie etwas anderes — gelegentlich. — Unbekannte, in München. Ihre mit Bleistift geschriebene Postkarte ist



fast ganz unfehlbar in meine Hände gekommen. Aber mir scheint doch, daß Sie einen Witz auf meine Kosten beabsichtigten. Auch das freut mich; ich liebe die Heiterkeit so sehr, daß ich mich sogar freue, wenn man sich über mich lustig macht. Ich stelle mich darum auch fernerhin zur Verfügung. — Mephisto Postf. Berlin SO. Der Aufsatz steht zu Ihrer Verfügung, wenn Sie Namen und Wohnungsangabe einsenden. Diese Art von Satire ist für den Stoff zu zahm. — Herrn Th. M. in P. Von den kleineren protestantischen Kirchengeschichten dürfte die neue Auflage von Herzog (Leipzig, Ed. Bischof) für Sie genügen. Preis 2 starke Bände Mk. 28. — Frau M. St in G. Ich kenne das Buch nicht, kann also Ihre Anfrage nicht beantworten. — Fr. J. Gg. in B. Meiner Meinung nach: Eitelkeitsmarkt. Besten Dank. — Fr. A. Sp. in N. Schütten Sie das unreine Wasser nicht fort, ehe Sie reines haben. Das Angebot ist hier in Berlin den Bedarf längst übersteigend. Und was bürgt Ihnen dafür, daß Sie in einer neuen Stellung eine gebildete Frau des Hauses finden? Mit 70 Mk ersparten Geldes können Sie hier nicht einen Monat leben; und was dann, wenn Sie in der Zeit nichts finden? Jeder von uns, auch die von Ihnen so beneideten Männer, muß im Leben mehr als einmal sich in widrige Verhältnisse fügen. — Unbrauchbar die Gedichte von den Herren: D. M. in W.; N. S. in G. Br. W. in L.; G. v. J. in N.; Dr. med. H. in D.; W. D. in W.; X. 2 in St. — von den Frauen: A. S. in G.; C. E. in H.; Blaubäumlein; M. L. in F.; Blonde Anna; L. R. in Br. Backfisch vom Rhein., D. Schl. in B.; Fr. T. in H.; Marietta, Rom; Soph U. in Str.; Frau Holbe. Nur Herr N. S. in G. scheint nicht unbegabt, aber er ist zu formlos und zu menschenfeindlich. „Jeder Erdgeborene ist ein Schuft.“ Glauben Sie das wirklich, dann sind Sie zu beklagen und vielleicht auch anzuklagen. Hoffentlich sind Sie als Erdenkind nicht so menschenfresserisch, wie Ihre Lyrik. — Fr. Past. J. in G. Sie müssen, wie ich erfahren habe, ein unmittelbares Gesuch an den Kaiser richten. Die Anzahl der ganzen Freistellen ist aber beschränkt. — Landpomeranze. Teilen Sie mir Namen und Wohnort mit, dann sollen Sie das Gewünschte erhalten. — Sekundaner Fr. W. in H. Sie müssen das Reifezeugnis für die Hochschule haben. Das Studium dauert mit den Arbeiten für die Prüfung 3½ — 4 Jahre; in einer kleineren Universitätsstadt können Sie bei bescheidener Lebensführung mit etwa 700 — 800 gut auskommen, so daß Ihr Erbteil genügt. Aber auf eine so fortige Anstellung können Sie nicht rechnen; wenn auch das Fach heute nicht überfüllt ist, kann es in 6 Jahren so sein. Aber Mut überwindet auch schlechte Zeiten und nur durch Kämpfe wird man zum Manne. — Fr. B. F. in N. Ihr Urteil ist ungerecht; das Buch hat Fehler, aber nur ein begabter Mensch hat es schreiben können. Doch will ich gern zugeben, daß es mehr für Männer, als für junge Mädchen geschrieben ist. — Ella. „Alle meine Freundinnen sagen, die Gedichte müßten in die Romanzeitung kommen.“ Müßten? Sie können es aber nicht, denn sie sind, ich will mich zart ausdrücken: jenseits aller Kritik. — „Vertrauen.“ Nein, man muß sich nicht mit Vorstellungen beschäftigen, die als Folge eine Handlung nach sich ziehen, die wir selber beurteilen. Sobald eine solche auftaucht, muß man sie ducken, . . . ihr einen Klaps auf den Kopf geben und mit

Willen die entgegengesetzte, die Vorstellung dessen, was wir sollen, herbeirufen. Will es nicht sogleich gelingen, dann beschäftigen Sie sich, gehen unter Menschen, sorgen für andere oder laufen sich müde. Das schläfrige Sinnen ist bei unseren so oft unbefähigten Mädchen der größte Feind der Charakterentwicklung und der listigste Verführer. — Herrn Dr. G. in Br. Ich hatte die mir gesendete Anzeige des Genannten schon gelesen. Diese grobe Art ist fast schon außer Gebrauch gekommen und nur mehr in verborgenen Blättern üblich. Der Verf. ist 20 Jahre alt. Ubrigens ist er selbst durchaus nicht unbegabt, wenn auch nicht das Genie, das er zu sein glaubt. Doch das alles giebt sich mit der Zeit. Auch er wird noch verüfflicht werden. — Fr. M. G. in J. (Böhmen.) Sie können den Roman senden. D. Janke, Berlin, S. W. Anhaltstr. 11., aber in 8 Tagen ist eine Entscheidung unmöglich. Es wird uns freuen, wenn die Arbeit so vorzüglich ist, wie Sie sagen. — Fr. G. P. in N. Nein, ein Dichter darf beim Schaffen nicht an die Hörer oder Leser denken, weil er sonst sehr leicht die klare, schlichte Selbstentwicklung des Stoffes zu Gunsten äußerer Wirkungen schädigt. Auch sittliche Bestrebungen haben nur dann ein Recht in der Dichtung, wenn sie sich ungezwungen aus dem Grundgedanken ergeben. Eine Ausnahme machen lehrhafte Gattungen, wie das Lehrgebicht, die Fabel, das politische Lied, die aber zum Teil aus dem Gebiete des politischen Schaffens fallen. Heute sind auch viele Romane so vollgepfropft mit Absichten aller Art, daß alles künstlerische totgeschlagen wird. — Herr N. H. in L. Die vorge schlagenen Stoffe sind für uns nicht geeignet. Besten Dank für Ihr Angebot. — Herrn K. L. in H.

„O, welche hohe Götterlust,  
Dich zu halten an der Brust —  
Einmal nur küssen Deinen Mund,  
Dann würde auch mein Herz gesund“

u. s. w. Fühlen Sie denn nicht, daß man solche Gedichte meterlang schreiben kann? Jede Zeile ist ein abgebrauchtes cliché, das höchstens auf ein bacchisches Einbruck machen kann. Der Dichter muß selbst empfinden und selbst schauen. — Fr. v. K. in Sch. Gedanke von „Schwermüde“ nicht übel, Ausführung aber genügt noch nicht. — Herrn stud. phil. H. Sch. in Berlin N. Ihre Gedichte sollen angezeigt werden. — Frau M. H. in H. „Verzweiflung“ werde ich mit kleinen Änderungen bringen. Wenn Sie aber so glücklich sind, warum singen Sie nicht frohe Lieder? Wegen der Novelle ist es schwerer zu raten. Versuchen Sie es bei den Monatsheften des „Daheim“ in Berlin. Besten Gruß!

Vom 25. März bitte ich die Briefe zu senden: entweder Anhaltstr. 11 oder Groß-Lichterfelde bei Berlin, Postamt II.

Der Leiter d. R.-Ztg.

### Inhalt der Nr. 25.

Die Sonntagskinder. Roman von Hans Werder. Fortf. — Arkanum. Roman von Ludwig Würzburg. Schluß. — Beiblatt: Der stille See. Von Gertrud Triefel. — Godiva. Von G. Emil Warthel. I — Versteint. Von Paul Klie. — Etwas über die Landschaftsmalerei. Von H. Grafen Schaf. Schluß. — In der Dämmerung. Von W. Lüdegger. — Gedanken. Von Carola Blaker. — Neue Dramen und dramaturgische Schriften. Besprochen von Otto Kraß. — Eplitter. Von Gola Luigi. — Briefkasten.

# Deutsche Roman-Zeitung.

1893.

Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober.

N<sup>o</sup>. 26.

## Die Sonntagskinder.

Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

Isolde Bernhardi stand in ihrem Zimmer in freudiger Erwartung, denn Else hatte ihren Besuch verheißen, das zweite Mal in der ganzen Zeit ihrer Bekanntschaft. Waldemar liebte es nicht, daß sie dorthin ging, der Schwestern wegen, in denen er keine geeignete Gesellschaft für sie sah.

Isolde fühlte das wohl. Sie hatte die Thür zu ihrem Zimmer verschlossen und trug es gleichmütig, daß Alberta und Rösli darüber spotteten. Das thaten sie jetzt immer, Isolde gewöhnte sich daran, wenn schon die Neckereien selber ihr empfindlich genug waren. Sie betrafen „den Fürsten“ immer wieder, denn die beiden Dämchen besaßen Erfahrung und Weltkenntnis in Hülle und Fülle und wußten gar wohl, was sie von seinen häufigen Besuchen zu halten hatten.

Isolde stand vor der Staffelei, wie so oft in den Anblick des Seemannsbildes vertieft, welches dort in glattem, mattgoldnem Rahmen vor ihr prangte. Die Schwestern hatten es längst gesehen und so fiel jeder Grund fort, dieses kostbare Kleinod geheim zu halten.

Jetzt hörte sie auf dem Flur Elses weiche Stimme, wie sie Harald begrüßte und dieser öffnete gleich darauf die Thür, auf deren Schwelle Isolde die Freundin mit offenen Armen empfing.

Harald zog sich zurück, denn er wußte, daß Elses Besuche nicht lange dauerten, daß ihr Wagen unten wartete, und beide Mädchen gewiß allerlei unter vier Augen zu erzählen hatten.

Als sie jedoch allein waren, trat Stillschweigen ein. Elses Blicke wanderten zu dem Seemannsbilde hin. Sie stand auf und trat näher, betrachtete stumm und lange die berückende Erscheinung ihres

Bruders, wie sie dort mit genialen Pinselstrichen hingezaubert war. Isolde war an ihre Seite getreten. Endlich wandte Else den Kopf zu ihr hin.

„Wann ist dies gemacht, Ise?“

„Diesen Sommer auf Sylt. Er sandte es mir von dort aus nach Norderney!“

Else las die Notizen:

„— — Weh! ach wehe mein Kind!“ so schloß sie mit einem Seufzer. „Isolde, was ist dies alles! Ich bitte Sie, Liebling, sagen Sie es mir, wie stehen Sie mit meinem Bruder?“

„Else, liebe, süße, wie kommen Sie zu der Frage? Hat er — o hat er zu Ihnen gesprochen?“

„Nein, aber ein Zufall hat mich seltsam belehrt! Als ich vor ihm neulich die Treppe hinunter ging, um zur Kour zu fahren, hörte ich, daß er wieder hinauf eilte, und sah mich völlig gedankenlos um! Da sah ich, Isolde, wie er Sie in die Arme schloß und küßte! Muß ich da nicht fragen?“

„O Else, das haben Sie gesehen? Aber Liebste, was haben Sie dann noch zu fragen? Dann wissen Sie ja alles, haben mit Ihren Augen die Thatsache gesehen!“ Sie sank in Elses Arm und lehnte das erglühende Antlitz an ihre Schulter. „Dann wissen Sie's ja, Else! Ich glückseliges Geschöpf, — ich bin seine Braut!“

Wie von einer Dolchspitze berührt schrak Else zusammen bis ins Herz hinein.

Also wirklich!

Lag hier ein Mißverstehen vor? Oder ein Betrug? Oder was sonst? Else sah mit dem ersten Blick, daß diese Verwickelung für sie nicht zu lösen war, daß dieselbe einer erfahrenen Hand bedurfte. So stand es auch fest in ihr, daß sie selbst mit keinem

Wort oder Blick an den Schleier rühren durfte, der hier die Wahrheit verhüllte.

Einen Kuß drückte sie auf Isoldes Stirn und eine Thräne fiel auf ihr duftiges Haar. Isolde fühlte sie, es war ihr, als fiele sie auf ihr Herz, wie ein glühender Tropfen. Sie sprachen nicht weiter über Isoldes Glück.

Spät am Abend saß die Fürstin allein in ihrem Arbeitszimmer und schrieb an ihren Sohn in Petersburg, ihren Jüngsten, der ihr immer ein wenig Sorge machte, dessen lachende Augen sie stets vor sich sah, als wollte er ihr die Versicherung geben, daß er Herz und Taschen immer offen hielte für jede und jeden, für alle, die sich von seinem Überfluß bereichern wollten! Und dieser Überfluß, besonders was die Taschen anbetraf, hatte doch sehr seine Grenzen! Selbst das Herz — wie anders war doch Waldemar!

Die Thür öffnete sich leise.

„Störe ich Dich, Mütterlein?“ fragte die süßeste Stimme, die es auf dem ganzen Erdenrund gab, für das Ohr dieser Mutter.

„Nein, mein Engel! so lange das Herz Deiner Mutter auf Erden schlägt, kann Deine Nähe ihm nur Freude, keine Störung bringen! Aber was, ums Himmelswillen führt Dich zu mir, geliebtes Kind, ich glaubte Dich längst zur Ruhe, und Du bist blaß vor Erregung?“

„Ich konnte nicht ruhen, Mutter! ich habe eine schwere Sorge auf dem Herzen, und weiß nicht aus noch ein damit! Laß sie mich in Deine Hände legen und thue dann damit, wie Du für gut hältst!“

Und Else glitt nieder auf den weichen Teppich, legte ihr Köpfchen in den Schoß der Mutter und erzählte ihr leise, ausführlich. Wie sie schon seit dem Sommer eine unbestimmte Befürchtung gehegt, dann die Scene auf der Treppe, ihre Unterredung mit Waldemar und endlich, was ihr Isolde gesagt. —

Zwei Tage später, zur selben nächtlichen Stunde trat Waldemar in das kleine, trauliche Arbeitszimmer seiner Mutter, wo er diese zu finden pflegte, bei dem Scheine des Kaminfeuers, mit Lesen beschäftigt oder in stiller Arbeit selbstvergessenen Nachdenkens. Fast erschrak sie bei seinem Anblick. Er kam aus einer Abendgesellschaft bei Joachim, war noch im Frack und sah erregt und zerstreut aus, als er sie begrüßte.

„Nun, mein Liebling, hattest Du genussreiche Stunden bei Deinem Geigerkönig?“

„Ja sehr! Er spielte uns vor, übermenschlich schön. Ein ganz anderer Eindruck als im Konzertsaal! weihervoll geradezu! Man wird ein besserer Mensch, wenn man ihm zuhört! Und dann,“ der Erzähler lächelte, „habe ich ihm wieder vorspielen müssen. Er sprach eingehend über meine bescheidenen Leistungen. Der Meister hat eine seltsame Schwachheit für mein Spiel! Es ist beschämend für mich, aber ungeheuer erfreulich!“

„Sehr erfreulich! Für mich mehr als das, mein Waldemar! Wenn's nicht so spät wäre müßtest Du mir spielen, was er Dir gesagt hat!“

Er schüttelte langsam den Kopf und sein dunkler Blick heftete sich wie abwesend in die Kohlenglut.

„Wen hast Du in der Gesellschaft getroffen?“ fragte die Fürstin.

„D — allerhand lust'ge Musikanten. Und — Isolde!“

„Ah!“

Ein kurzes, lautloses Stillschweigen entstand, als gähnte ein schmaler, aber unergründlicher Abgrund zwischen ihnen auf.

Endlich wandte er den Kopf zu ihr hin. Fieberglut brannte in seinen Augen.

„Mutter, hat Else es Dir gesagt?“

„Ja!“

„Ich dachte es mir! ich las auf ihrem merkwürdigen kleinen Gesicht den unerschütterlichen Entschluß!“

Die Fürstin atmete beklommen. „Darf ich zu Dir sprechen, mein Sohn?“

„Nein, Mutter! laß es sein! um das von Dir zu erbitten kam ich hierher. Du kannst mir nichts sagen, was ich mir nicht selber in allen Tonarten vorhielte, Tag und Nacht!“ Er verdeckte die Augen mit der Hand, seine Stimme bebte leicht von unterdrückter, qualvoller Empfindung.

„Biel ist auch leider nicht darüber zu sagen, lieber Sohn!“ entgegnete die Mutter in schmerzbelegtem Tone. „Ein kurzes, hartes Entweder — Oder! Du stehst im Begriff, einen Berrat zu begehen an einem vertrauenden, hingebenden Herzen, oder aber eine Thorheit, die Deine ganze Existenz vernichtet!“

„So nimm das letztere an, Mutter! Das erste wirst Du Deinem Sohn nicht wünschen wollen!“

„Waldemar, um Gotteswillen! Du bist jetzt hingenommen von Deiner Leidenschaft, Du weißt nicht, was Du thust! Gönn' Dir Zeit. Du sprachst kürzlich davon, nach Rom zu gehen, ich bitte Dich thue das! Bleibe einige Monate fort, bis Du ruhiger geworden bist und Isolde auch, ich will mich ihrer unterdes annehmen!“

Er schüttelte stumm den Kopf, sie sah, ihre Worte verhallten ungehört vor seinem Ohr.

„Waldemar, höre auf Deine Mutter, nur dies eine Mal!“

Er erhob sich. „Gute Nacht, Mutter! ich kam Dich zu bitten, mir nichts zu sagen! Habe Dank für Deine Güte!“

„Waldemar!“

Er küßte ihr die Hand. „Gute Nacht, liebe Mutter! schlaf' wohl!“ und fort war er.

## IX.

„Meine Ise! Kommen Sie heute abend zu mir! Else ist zu Clema Tessin geladen und mein Sohn zu —, ich weiß nicht welchem Unternehmen! ich bin also allein und hätte gern ein vertrautes Plauderstündchen mit meiner Nachtigall! Mein Wagen holt Sie ab!“

Zna Hohenstein.“

Ein kleiner, hellblauer Zettel mit silberner Fürstentrone brachte Holde diese Botschaft.

„Alberta, Ihr müßt ohne mich Eure Abendgesellschaft besuchen! Bitte entschuldigt mich! ich bin verhindert!“

„Ah! schon wieder ein rendez-vous mit Deinem holden Fürsten? Nun, ich wünsche Dir viel Vergnügen, meine gute Ise! Wo das aber hinauslaufen soll mit diesem sauberen Handel, darauf bin ich wahrhaftig neugierig!“

Wie von einem Peitschenhieb getroffen fuhr Holde auf. „Alberta, wie kannst Du es wagen, in dieser Weise zu mir zu sprechen —“

„Nun hör' einer dies Ding! Wie ich das wagen kann? So gut wie Du es wagen kannst, Dich über unsern Herrenverkehr aufzuhalten! Denkst Du, weil Dein Liebhaber ein Fürst ist, sollen wir ein Auge zudrücken und alles schön finden, während Du —“

Holde eilte aus dem Zimmer und verschloß die Thür hinter sich, als ob die Fürsten sie verfolgten. Gut nur, daß Harald das nicht wieder mitangehört hatte!

Der Wagen der Fürstin, der Elfriede eben zu ihren Verwandten gebracht hatte, holte Holde ab. Als sie die Empfangshalle des Hohenstein'schen Hauses betrat, stodte einen Augenblick ihr Fuß. Rechts neben ihr, jene mit schwerem Vorhang verhüllte Thür führte zu der im unteren Stockwerk gelegenen Wohnung des Fürsten. Und von dort her, durch Thüren gedämpft, drangen zu ihrem Ohr wie aus weiter Ferne die weichen, süßen Geigentöne, die sie kannte wie den Schlag ihres eignen Herzens. Das Schlummertmotiv aus Tristan. Sie lauschte wie von einer Zaubersformel gebannt. Dann aber traf ihr Blick das vor-schriftsmäßig ausdruckslose Gesicht des Dieners, der ihr folgte. „Ich dachte, der Fürst wäre nicht zu Hause?“

„Jawohl, der Wagen ist schon zum Ausfahren bestellt!“

Die Fürstin empfing ihre kleine „Nachtigall“ mit gewohnter Herzlichkeit. Holde sah blaß aus, in ihren Augen brannte eine Flamme tiefer Erregung. Sie trug ein dunkles Tuchkleid, das in faltenloser Glätte die schlanke, edle Gestalt umschloß. Interessant und eigenartig sah sie aus.

Vor dem Kaminfeuer am summanden Theetisch saßen sie bei einander in traulichem Zwiegespräch. Dann ließ die Fürstin den Theetisch wegräumen.

„Ist der Fürst schon fort?“ fragte sie. „Jawohl — vor zehn Minuten ausgefahren,“ antwortete der Kammerdiener. Lautlos verschwand er, die Falten des Vorhangs schlossen sich hinter ihm. Ein kurzes, bereites Schweigen entstand. „Holde!“ rief endlich die Fürstin in tiefbewegtem Tone.

Da sank Holde zu ihren Füßen nieder auf das kleine weiche Polster und lehnte den Kopf an ihre Schulter.

„Fürstin —“

„Holde — mein liebes Kind — nun sprechen Sie sich aus zu mir! ich bin seine Mutter! und ich habe genug erfahren, um nun alles hören zu können!“

„Frau Fürstin, was soll ich viel davon sagen?“

„Ich liebe ihn, wie man sein Leben, seine Seele liebt, ja mehr als das! Ich lebe und atme nur für ihn und durch ihn! Um feinetwillen ist mir die Welt voll Sonnenschein! Ohne ihn —“ sie schauderte.

„Und er?“ fragte die Fürstin leise.

Holde hob den Kopf ein wenig. „Er liebt mich! Und mit der Gewißheit schüttet das Leben alle Schätze und Reichtümer über mich aus, die es je hienieden einem armen, sterblichen Menschenkinde verliehen!“

„Er liebt Sie, meine holde Ise, gewiß! es wäre kaum möglich, daß es anders sein könnte! Aber wo führt dieser Liebestraum hinaus? Was bietet Ihnen seine Liebe für die edle Hingebung, die Sie ihm entgegenbringen? Unter welcher Form nimmt er dieselbe an?“

„Fürstin, darf ich es denn wagen, das auszusprechen? ich, das arme Mädchen aus schlichtem Bürgerstande, aus gedrückten Verhältnissen, das seine Liebe hinweggehoben hat über alle die Schranken und das er, der Fürst, zu seiner Braut gewählt?“

„Zu seiner Braut! Holde, ich bitte Sie! Wann hat er Ihnen das gesagt?“

„Er sprach mir zuerst von seiner Liebe in Bayreuth jenen Abend, als wir Tristan und Holde hörten!“

„O Himmel, ja, ich entsinne mich! Sind denn meine Augen gehalten gewesen, daß ich ahnungslos an diesem Schicksal vorüberging? Sagen Sie mir Herzenskind, da hat er Ihnen gesagt, daß Sie seine Braut, seine Gattin werden sollten?“

Holde senkte das Haupt ein wenig und strengte ihr Gedächtnis an, die Stirn in Falten gezogen.

„Nein,“ sagte sie endlich, langsam den Kopf schüttelnd, „ich entsinne mich nicht, diese Ausdrücke von ihm gehört zu haben, noch sonst eine Äußerung über die Zukunft, ich habe ihn auch nicht danach gefragt! Er selber sagte nur hin und wieder: was soll daraus werden? und einmal, o es war in Hamburg, jenen glückseligen Abend nach dem Konzert, in dem ich gesungen, da rief er mir zu, meine Liebe sei es ihm wert, alle Güter dieser Erde dafür hinzuwerfen! Weissen sollte es noch weiter für mich bedürfen?“

Die Fürstin erhob sich und ging mit gerungenen Händen im Zimmer hin und her. Wie sollte sie es anfangen, dieses seltsame Vertrauen zu erschüttern? Aber es mußte doch sein, mit schneidendem Herzweh entschloß sie sich zu dem trostlosen Wert.

„Holde, geliebtes Kind, wenn er Ihnen nicht gesagt, daß er Sie als seine Braut ansieht, so glaube ich auch nicht, daß er Sie dafür hält, auch nicht, daß er die Absicht hat, Sie zu seiner Gattin zu machen!“

Holde erhob sich. Blaß, mit edler jungfräulicher Würde stand sie da. „Wie soll ich das verstehen, Frau Fürstin?“

„O Kind, ich verstehe es selber nicht! Ich fürchte, daß mein Sohn, von seiner grenzenlosen Leidenschaft bethört, sich willenlos ihrem Rauche hingegen hat, ohne sich Rechenschaft darüber abzulegen, wohin sie

ihn führen würde und daß er Ihr edles, vertrauensbes Herz seinem Wahn zum Opfer brächte!"

Ein schmerzliches Lächeln glitt über das Antlitz des Mädchens.

„Gewiß, Fürstin, es war nicht klug von ihm gehandelt, gerade mich zu erwählen! Die vornehmsten Töchter des Landes, seinem Range ebenbürtig, schauen nach ihm aus, und meine Familie bildet zu der seinen, zu seiner Person und Stellung einen Mißklang, wie er unveröhnlicher nicht gedacht werden kann! Insofern ist es richtig, wenn Sie seinen Entschluß als einen ‚Wahn‘ bezeichnen, als ein Bethörtsein von der Leidenschaft! Aber an der Wahrhaftigkeit dieses Entschlusses zu zweifeln, sind Sie doch nicht berechtigt!“

Die Fürstin preßte trampfhaft die Hände aneinander.

„Einziges Kind, er kann Sie nicht heiraten! Die Majoratsgesetze in unserm Hause sind sehr streng, er verliert durch die Verheiratung mit einem nicht ebenbürtigen Mädchen seinen Rang, seinen Titel und den ganzen Besitz! Er wäre unter dem Namen Graf Tessin in jeder Weise von seinem jüngeren Bruder abhängig, so wie dieser jetzt von ihm!“

Eine kurze Pause trat ein. Iholbe atmete schwer.

„Das habe ich freilich nicht gewußt. — Aber Fürst Waldemar weiß es doch! Und trauen Sie es Ihrem Sohne zu, Fürstin, daß ihm Rang und Reichthum höher stehen, als der Besitz der Frau, die er liebt? Hat er es nicht ausgesprochen, daß er alle Güter der Erde hingeben möchte für die Liebe, nach der sein Herz verlangt? Weiß ich es nicht von mir selber, wie gering mir das alles erscheint, — wie ich mit tausend Freuden hungern und betteln möchte, wenn es mit ihm sein kann und für ihn? Und soll ich die Gefühle meines herrlichen Geliebten für schwächer und ärmlischer halten als die meinigen, wo er selber doch und niemand anderes auf der Welt mich gelehrt hat, was Liebe heißt?“

Die Fürstin bedeckte die Augen mit der Hand. Sie schämte sich, daß sie handeln mußte, ihrem Herzen entgegen, wie es die Notwendigkeit gebot, — sie schämte sich für ihren Wahn und seine selbstsüchtige Leidenschaft, — dieser hochherzigen Hingabe gegenüber.

„Meine Sie, stolz und beglückt würde ich sein, dürfte ich Sie meine Tochter heißen! Aber ob es mir das Herz zerreißt, ich muß es Ihnen sagen: Sie dürfen meinen Sohn nicht heiraten! Wenn er bereit ist, Ihnen sein ganzes Geschick zu opfern, so seien Sie stärker als er und entsagen Sie! zu Ihrem und seinem Glück, mein Kind!“

„Zu meinem und seinem Glück? — Fürstin —!“

„Ja Iholbe! Ich kenne Waldemar besser als Sie! Was er empfindet ist unbegrenzte Leidenschaft! doch keine Liebe, die selbstlos genug wäre, um so schwere Opfer zu bringen!“

„Hören Sie mich einmal ruhig an! Wenn er wirklich die von seinen Vätern ererbten Güter hinwerfen würde und seinen Fürstentitel dazu und die schönen Vorrechte seines Ranges, — wenn er von der Zulage, die dann sein Bruder ihm nach Belieben geben würde, leben und sich einschränken müßte, gewiß er thäte das alles mit Freuden um den Preis

Ihres holden Besitzers! Aber Iholbe, so wahr ich seine Mutter bin, die ihn liebt über alles in der Welt, meinen erstgeborenen Sohn! — so heilig und fest bin ich überzeugt, seine Liebe würde nicht lange diese Opfer überdauern! Womit sollte er sein Leben ausfüllen in der Enge und Beschränktheit kleinlicher Verhältnisse, er, der so unbeschreiblich Vermöhter? Für einen bestimmten Beruf hat er sich nicht ausgebildet, — die Kunst kann er nur zu seinem Vergnügen treiben, nicht als Beruf! Er würde verkümmern, veröden! nicht aufhören sich zurückzusehen nach der unbegrenzten Selbständigkeit und Unabhängigkeit, die ihm zu Gebot gestanden. Er würde viel eher seinen Schritt bitter bereuen, als Sie's jetzt für möglich halten! Waldemar ist kein Mensch, bei dem Gefühl und Herz die erste Stimme haben! Geist und Leidenschaft! Sie selber, Kind, haben das einst an ihm erkannt und ausgesprochen! Aber wenig Herz, zu wenig, als daß er ihm so ungeheure Opfer zu bringen vermöchte! Er würde totunglücklich werden! totunglücklich durch Sie, Iholbe! trotz Ihrer Liebe, trotz Ihrer völligen Hingebung, welche tausendmal zu schade ist für die Gegengabe, die er Ihnen bietet! — Und unselig ist das Weib, das ihrem Manne ein Hindernis ist und ein Vorwurf, das ihn elend macht, anstatt ihn zu beglücken! Um so viel tausendmal mehr, wenn sie ihn liebt und seine Liebe dahinschwinden sieht unter der Meue darüber, daß er ihr sein Leben geopfert hat!“

„Fürstin, um Gotteswillen, halten Sie ein!“

Es war ein Schrei, wie ihn nur die Verzweiflung auspreßt. Hochaufgerichtet stand Iholbe da, die Hände über ihrem Scheitel gerungen.

Die Fürstin barg ihr Gesicht in den Händen und weinte bitterlich. Doch kein Wort vermochte sie zurückzunehmen, für keine der Wunden, die sie dem tödlich getroffenen Herzen beigebracht, konnte sie einen Balsam finden! Sie wußte, sie hatte die Wahrheit gesprochen, keine der Farben in ihrem traurigen Wibe zu schwarz aufgetragen. Sie kannte ihren Sohn! Wie Spreu im Winde vergehen würde seine Liebe gegen das unglückselige Wesen, um dessen willen er seine glänzende Existenz vernichtet! Und unglücklich mußten sie beide werden!

Mit leisem Wehelauf sank Iholbe zu Boden, wie zerschmettert von der Wucht des Schlages. „Unmöglich“ klang es ersterbend von ihren Lippen. „Ich habe es ja geahnt, gefühlt, daß es unmöglich war! nur wußte ich nicht warum und wollte es nicht glauben! —“

„O mein Geliebter — ich will Dir entsagen! Geopfert sollst Du mir nicht werden!“

In leisem Flüsterton sprach sie so vor sich hin. Endlich richtete sie sich auf und sah mit thränen-erfülltem Blick zu der Fürstin empor.

„Ich weiß, es ist Wahrheit, Wort für Wort, was Sie mir gesagt haben! Sie würden nicht so grausam sein, mir das Herz aus der Brust zu reißen, wenn es nicht geschähe, um das Unglück zu verhüten!“

„O Sie, mein süßes holdes Kind! mein eigenes Leben möchte ich drum geben, Dich glücklich zu machen und diese Perle — Dich, für meinen armen Sohn

zu erwerben! Aber was ich gesagt, ist die Wahrheit! Die Verhältnisse sind unüberwindlich grausam und unglückbringend! Holbe, mein Kind, wie furchtbar haben wir an Dir getrevelt!" Sie hielt das Mädchen an ihrem Herzen, aufgelöst in Schmerz und Mitleid. Doch ihre Thränen gereichten Holbe zur Qual.

"Ich will fort!" flüsterte sie. "Ich muß allein sein!"

Die Fürstin gab sie frei. Sie stand und blickte vor sich hin und ordnete das Haar auf ihrer Stirn, — stumm, wie betäubt, wie abwesend. Endlich strich sie mit der Hand über die Augen, als ob sie erwachte.

"Ich werde mir alles überlegen, bedenken, was Sie mir gesagt haben, Fürstin! aber jetzt will ich allein sein! Nein, bitte, klingeln Sie nicht, ich will keine Begleitung, ich kann niemanden sehen! Der Pförtner wird mir eine Droschke rufen, ich will nach Hause fahren!"

Die Fürstin ließ sie gewähren. Der Abschied war kurz, wie abgestumpft unter dem großen Weh, das darüber stand.

Als Holbe das Vorzimmer durchschritt, hörte sie einen Wagen ins Portal rollen, doch achtete sie nicht darauf. Sie drückte ihr schwarzes Pelzmütchen auf das wellige Haar, hing den Pelzmantel um die Schultern und ging die Treppe hinab. Ihr Blick streifte müde und gleichgültig die Thür mit dem Vorhang, hinter der sie vorher die leisen Klänge der Geige gehört. Verstummt waren sie jetzt.

Da sprang vor ihr die Thür zum Portal auf. Fürst Waldemar trat herein. Er warf dem Diener Hut und Mantel zu und wandte sich herum. Er stand Holbe gegenüber.

"Holbe — Du hier?"

Sie blieb stehen wie angewurzelt, in tödlichem Schreck. Diese Begegnung jetzt, und hier, das fühlte sie, ging über ihre Kräfte.

Waldemar warf einen raschen Blick umher, — noch sah er, wie sein Kammerdiener sich zartfühlend zurückzog, dann eilte er auf sie zu.

"Holbe, wo warst Du? Was ist geschehen?"

"Waldemar! Ach — Waldemar!"

Er hatte vor Jahren einmal in der Hohensteiner Forst einen Kugelschuß auf einen Rehbock abgegeben, der unterm Feuer zusammengebrochen, doch nicht verendet war. Er hatte ihn abgefangen und seine Hand dabei gezittert. Das Reh klagte. Jahre waren seitdem vergangen, er konnte den herzzerstehenden Wehelaute nicht vergessen. Jetzt hörte er ihn wieder, hier von den Lippen des Mädchens, das er liebte und er wußte sogleich warum: Seine Hand hatte gezittert, ihr das Messer ins Herz zu stoßen und doch sah es nun darin und der Klage laut ging ihm durch die Seele.

"Komm, mein Engel, mein Herzblatt," sagte er weich, "Du mußt mir sagen, was sie Dir gethan haben! Aber hier können wir nicht stehen bleiben! Komm mit mir!" Er nahm ihren Arm und zog sie fort, durch jene Vorhangverhüllte Thür, die zu seinen Gemächern führte. In dem Vorzimmer blieben sie stehen. Mit leisem Schauer blickte Holbe umher. Ein Bewußtsein, daß sie hier nicht hätte eintreten

dürfen, um keinen Preis der Welt, erfaßte sie und löste die dumpfe Betäubung, die ihre Sinne umstrickt gehalten. Noch niemals war sie hier gewesen, doch Harald hatte es ihr beschrieben, dies Vorzimmer, das einem Museum glich. Götter und Heroen, die Nachbilder der schönsten und bekanntesten Meisterwerke, standen in lichter Marmor-Schöne auf dem tiefroten Hintergrund der Wände. In der Mitte, gleichsam als der Schutzgott dieses Hauses, der Apoll von Belvedere, von Palmen und Lorbeergrün umgeben. Weiter enthielt das Zimmer nichts, nur umherstehende Sessel schienen bestimmt, zur Unterhaltung mit den stummen, weißen Götterbildern einzuladen.

"Komm fort, laß die Götter, Liebling, sie richten an Dich die bekannte Frage, was hat man Dir, Du armes Kind, gethan?" Ich kann das nicht mit ansehen!" Er nahm ihr den Mantel ab. Weich und zärtlich schlang er den Arm um sie und zog sie mit sich fort aus diesem fremdartigen Gemach in sein Arbeitszimmer, sein Heiligtum, das selten nur ein fremder Fuß betrat.

Es war ein entzückender Raum, ausgestattet mit Schreibtisch, Divan und Bücherchränken, mit Kunstwerken und Kostbarkeiten bunt durcheinander ohne jeglichen Stil, doch von einem wahren Zauber künstlerischer Anmut, Wärme und Behagen erfüllt.

"So, hier bleib' nun, mein Lieb, und sieh mir in die Augen, und sag', daß Du Dich nicht fürchtest, bei mir zu sein! Ich bin ja bei Dir, Holbe!"

Er sah mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit auf sie nieder und sie blickte zu ihm auf, alles Feuer ihres ungestümen Herzens in dem verklärten Auge aufleuchtend, einer lauterer Flamme gleich.

"Waldemar, Du hast mir nicht gesagt, daß ich Dein Weib nicht werden kann!"

Es war kein Vorwurf, nicht einmal eine Frage um das „Warum“, sie sprach von einer Thatsache.

Er erbehte bis ins Herz hinein. "Ich habe Dir nichts darüber zu sagen, Sie, meine Einzige, Süße! Ich weiß nichts davon! Ich weiß nur, daß ich ohne Dich nicht leben kann und nicht sterben und nicht im Himmel, nicht in der Hölle Ruhe finden! Du bist mein eigen und Du sollst es sein, laß darüber die Welt in Stücke brechen!"

Holbe löste sich sanft aus seinem Arm. "Ich kann Dein eigen nicht sein! Hör' mich ruhig an, Geliebter, willst Du? ich bitte Dich!"

"Nein!" er wollte sie küssen, doch sie wehrte ihn ab mit der unnatürlichen Ruhe, die wieder über sie gekommen war.

"Höre zu, Geliebter! Deine Mutter hat mir alles gesagt, Du verlierst Deinen ganzen Besitz, wenn Du mich heiratest, Deine Schlösser und Wälder, auch dieses Heim! Deinen Fürstenrang und Deine stolze Unabhängigkeit, für die Du erzogen, in deren Genuß Du groß geworden bist! Du würdest von Deinem Bruder abhängig sein und mit der Misere des Lebens kämpfen müssen. Und das kann nicht sein. Du würdest tief unglücklich werden und ich wäre Schuld an Deinem Unglück! Ich als Dein Weib würde ein Fluch, kein Segen für Dich sein!" Sie sprach

es langsam, wie mit schwerer Zunge und ihre leichte Gestalt zitterte wie ein Birkenreis im Winde.

„Deine Mutter hat wahr gesprochen?“ setzte sie nach kurzer Pause leise fragend hinzu, da er bleich und wie versteinert vor sich niederschaute.

Er bejahte nur durch ein stummes Neigen des schon gesenkten Kopfes.

Sie erhob sich.

„So nehm' ich mein Wort zurück, Geliebter. Nicht meine Liebe, das steht nicht in meiner Macht! doch Deine Braut bin ich nicht mehr.“

Er schrat auf und sah sie an, Verzweiflung im Blick.

„Izolde, es ist nicht um den Besitz und den Titel, daß ich mein Hirn zermartere. Es ist um Deinetwillen! Ich kann Dich nicht standesgemäß ernähren von den Einkünften, die mir dann noch zu Gebote stehen würden! Ich habe Dir nichts zu bieten als Sorge, Einschränkung, ein verfehltes Dasein. Gewiß würde ich meine Unabhängigkeit und manches andere entbehren — vielleicht! Aber dafür habe ich ja dann Dich, Du Süße, Deine beglückende Liebe, die mich für alle Schätze der Welt entschädigt. Nur daß ich Dir nicht die Stellung in der Welt geben kann, welche mir und Dir zustünde, daß wir arm und mittellos uns durch's Leben schlagen sollten, das überwinde ich nicht. Dieser Gedanke steht vor mir aufgetürmt, wie eine hoffnungslose Mauer, an der ich vergeblich zu rütteln versuche!“

Hoffnungslos! Isolde hörte ihm zu und ihr Gedächtnis erfaßte scharf und klar, um sie festzuhalten, seine Worte.

„Ja, es ist hoffnungslos, mein Geliebter! Unmöglich! ich habe es längst geahnt! Nun ist es klar wie der Tag! Gib mich frei und quäle mich nicht länger! Leb' wohl!“

„Izolde, mein Leben, mein alles! So leicht giebst Du mich auf? Ich kann es nicht, ich kann nicht leben ohne Dich! Liebst Du mich nicht mehr? daß Du mich so bald fallen läßt? Würde es Dir so schwer sein, Armut und Entbehrung mit mir zu tragen?“

Sie sah ihm in die Augen. „Sei nicht ungroßmütig, Waldemar!“

Er ergriff ihre beiden Hände und neigte tief sein Haupt darüber. Er preßte sie an seine Lippen und an seine Augen.

„Izolde, ich bin Deiner Liebe unwürdig, ich weiß es wohl! und doch flehe und bitte ich darum, als um das höchste Kleinod, das die Welt mir geben kann! Bleibe bei mir, laß mich nicht fallen!“

Mit verschleierten Blicken sah sie nieder auf sein gesenktes Haupt.

„Ich kann nicht anders, Waldemar! auf der ganzen Welt giebt es nichts, was ich meiner Liebe nicht opfern würde; aber Dein Glück — das kann ich nicht!“

„Mein Glück, Isolde; was ist mein Glück, wenn Du von mir gehst? Deine Liebe, Du selbst bist es und ohne Dich giebt es keins auf Erden für mich!“

„Ach sei nicht so grausam, Waldemar!“ flehte sie in qualvoller Angst. „Ich weiß es ja besser, Dein ganzes Leben würde ich Dir zerstören und darin

willige ich nicht: laß mich nun gehen, Geliebter, sei barmherzig!“

Wieder wollte sie sich losmachen von ihm. Da erwachte in seiner Seele die Höllenglut der Verzweiflung. Seine beiden Hände hielten die ihrigen umschlossen wie mit eisernen Klammern, seine Stimme klang heiser und gedämpft, in den Augen brannte ein unstätes Feuer.

„Ich lasse Dich nicht fort, ich gebe Dich nicht frei! Nicht aus diesem Zimmer kommst Du, bis Du mir geschworen hast, mein eigen zu sein! Soll ich um elenden Tand Dich verlieren? Um keinen Preis der Erde!“

„O mein Gott, hilf mir!“ flehte Isolde. „Es kann nicht geschehen, dies Opfer darf ich nicht annehmen; quäle mich nicht so fürchterlich, es kann doch nicht sein!“

Der heiße Druck seiner Hände wurde weicher und sein Blick künftigte sich. „Izolde hör' mich einmal an! Komm, sei ruhig, mein Engel! Wie Du zitterst! ich thu' Dir ja doch kein Leid! komm her und lehne Dein Köpfchen an meine Schulter!“ Er zog sie auf den Divan nieder, setzte sich zu ihr und legte beide Arme fest um sie. Er war ruhiger, doch nicht kälter geworden, sein Herz pochte mit hammergleichen Schlägen.

„Izolde, wir wollen uns keine Kette schmieden, die unser Glück in der Wurzel zerstören würde. Wir wollen es genießen als freie, glückselige Menschen.“ Er zog ihr Köpfchen herab und drückte es fest an seine Brust, so daß er ihrem Blick nicht mehr begegnete. „Von einander lassen können wir nicht mehr! So komm mit mir, Geliebte, mein Glück, mein Leben! Wir gehen fort von hier, weit fort, wo uns niemand kennt, in einen fremden Weltteil, wo die Sonne wärmer scheint als hier und die Liebe heißer zu lieben vermag als im kalten Norden. Und da bauen wir uns ein Glück auf, um das die Götter uns beneiden sollen! Verstehst Du mich, Geliebte?“

„Ja!“ klang es zitternd zurück.

Einger zog er sie an sich. „Du weißt, dann sind wir unabhängig und frei. Ich baue Dir das schönste Schloß am Meeresstrande, wo Du willst, wo es Dir gefällt, unter ewig blühenden Rosen, und wir leben unserer Liebe und unserer Kunst und die Welt ist uns versunken und existiert nicht mehr! Keine Trennung giebt es, so lange wir leben, und wir sind „Nachtgeweihte“, denen der türkische Tag nichts mehr anhaben kann! Hörst Du mich, Isolde, willst Du mir folgen?“

Sie löste sich aus seinem Arm und drückte beide Hände vor die Augen. Tief sank ihr Kopf auf die Brust. Er hörte ihren Herzschlag und auch er bedeckte die Augen und schwieg. Endlich kam ihre Antwort.

„Wenn es sein muß, — wenn das Dein Glück erfordert, ja — dann — folge ich Dir!“

„Izolde!“ Wie Entzücken und Entsetzen zugleich klang sein Schrei. Er hatte das nicht erwartet.

Ein herzzerreißendes Stöhnen drang an sein Ohr. Wie von Centnerwucht zu Boden gedrückt, glitt Isolde

auf den Teppich nieder. Ihre Stirn ruhte auf seinem Knie.

„Ja — ich will!“ sagte sie leise, gequält. „Alles will ich Dir opfern, nur nicht Dein eigenes Glück! sonst, was Du verlangst! mich selbst, mein Leben, meine Seele! nimm es und thue, was Dein Glück erfordert!“

Da gleitet es lind und leise, wie das Wehen eines Engelsfittichs über seine Seele hin und die kochenden Bogen seiner Leidenschaft sänftigen sich darunter. Sein Blick ruht auf ihrem gesenkten Haupt, auf der zarten, zu seinen Füßen hingegossenen Gestalt. Sein Atem geht schwer. Was ist hier geschehen? Was will sie für ihn thun, dies zarte heldenmütige Geschöpf? Sein Opfer hat sie zurückgewiesen, das armselige, geringe, und sie bietet ihm alles, was sie zu geben hat, viel mehr als ihr Leben! Nicht in der Leidenschaft, im Rausch der Übereilung, — nein, als ein Opfer, so fleckenlos und rein, wie nur je eins dem Altar der Götter zugeführt ward, um ihren Zorn zu versöhnen. Sein Glück will sie damit erkaufen und sieht es nicht einmal, welchen Frevel er beging, hier, wo sie unter dem Schutze seines eigenen Daches steht, als Gast seiner Mutter.

Er erhebt sich plötzlich und hebt zugleich mit festem Griff die leichte Gestalt vom Boden auf.

„Folde, wir können so schwer wiegende Entschlüsse heute nicht mehr fassen, wir wollen weiter davon sprechen, wenn wir beide ruhiger sind!“ Er steht in ehrerbietiger Haltung vor ihr. „Verzeihe mir, daß ich Dich so lange festgehalten. Ach, vergieb mir mein Ungeßüm, meine kopflose Wildheit —“

Sie steht und sieht ihn an mit gefalteten Händen, mit abwesendem, umstortem Blick, hilflos, verständnislos.

Da warf er sich vor ihr nieder und verbarg sein Gesicht in den Falten ihres Kleides.

„Mein Heiligenbild, mein Engel, meine weiße Lilie, nie werde ich aufhören, Dir zu danken für das, was Du mir opfern willst! Du hast es in meine Hände gelegt, ich will es hüten wie ein Heiligtum!“ Er stand auf. „Komm jetzt, mein Süßes! Ich begleite Dich nach Hause, zu Deinem Bruder!“

„Ja, ich will gehen, Waldemar! Aber bitte, laß mich allein! Geleiten darfst Du mich nicht!“

„Allein soll ich Dich gehen lassen? — jetzt zu nächtllicher Stunde, unmöglich!“

„Ja, bitte, Waldemar! Du darfst nicht mit mir kommen, es wäre schrecklich! Sie warten auf mich, Harald und die Schwestern! Das Haus ist verschlossen — sie verhöhnen mich dann —!“ sie schauderte.

„O mein Gott, also wirklich!“ knirschte er zwischen den Zähnen. „So weit ist es schon gekommen, und nicht das einmal sollte ich hindern können?“

„Waldemar, thu mir nur eins zu lieb,“ flehte Folde, kaum noch ihrer Sinne mächtig. „Laß mich jetzt gehen, besorge einen Wagen und dann laß mich allein! Ich kann heute nicht mehr!“

„Gewiß, mein Liebstes! Wie Du befehlst, so soll es geschehen!“ Er hüllte sie sorglich in ihren

Mantel und führte sie hinaus. Die Droschke wartete schon. Der langbewährte Pförtner des fürstlichen Hauses ließ einen befremdeten, bedauernden Blick von Folde auf seinen Herrn hingleiten. Ein junger Diener hatte zufällig in der Halle gestanden und öffnete jetzt dienstbeflissen den Schlag des Wagens. Der Fürst hob sie hinein, ruhig, sehr ernst, mit großer Hausherrnwürde, verneigte sich noch einmal ehrerbietig und kehrte langsam ins Haus zurück.

## X.

In dem Augenblick, als der Wagen fortrollte, kam Doktor Volkmann die Straße herauf. Er warf einen Blick in die Droschke, über welche noch das Licht der großen Portallampe hinsiel und trat dann rasch zur Thür hinein.

„War das nicht Fräulein Bernhardi?“ fragte er verwundert.

„Ja wohl, Herr Doktor!“

„Aber ich denke, Gräfin Elfriede ist nicht zu Hause?“

„Nein, Herr Doktor! Aber der Fürst ist zu Hause —“ diesmal war es nicht der Pförtner, sondern der junge Diener, welcher gesprochen, und unwillkürlich sah Gebhard nach ihm hin. Was Worte und Ton noch nicht genugsam ausgedrückt, das vollendete die lächelnde Unverschämtheit, die sich unter der vorchriftsmäßigen Glätte des Gesichts verbarg. Volkmann würdigte ihn keiner Beachtung und ging unangemeldet, wie gewöhnlich, den Fürsten aufzusuchen.

Waldemar war in der Mitte seines Zimmers stehen geblieben, den Kopf gesenkt, wie betäubt. Verwirrt und hoffnungslos starrten Gegenwart und Zukunft ihm ins Gesicht, wie Ungeheuer, mit denen er vergebens den Kampf versucht, schon im Beginn erlahmt vor ihrer Übermacht.

Ein Pochen an der Thür überhörte er, dann aber öffnete sie sich und Gebhard Volkmann trat herein.

„Waldemar, warum bist Du denn nicht gekommen? Wir haben Dich lange erwartet!“

Waldemar hob den Kopf ein wenig und sah ihn verständnislos an. Das Licht der Ampel lag voll auf dem verstörten Antlitz, das deutlich den Ausdruck einer furchtbaren, gewaltsam niedergezwungenen Erregung zeigte.

„Was ist Dir denn eigentlich?“ fragte Gebhard.

Er that einige Schritte vorwärts, da stieß sein Fuß an einen weichen Gegenstand und er hob ihn auf, eine kleine, schwarze Persiamuffe. Er erkannte sie. Langsam hob er den Blick zu Waldemar empor und ihre Augen trafen sich.

Waldemar wandte sich ab und eine Purpurnelle stieg unter der feinen dunklen Haut zu den Schläfen hinauf.

Ein tiefes, tödliches Schweigen trat ein. Dann, ohne ein weiteres Wort schritt Gebhard Volkmann



der Thür zu. Da schrak Walbemar auf. Mit schneller Bewegung hatte er ihm den Weg abgeschnitten.

„Halt, Gebhard, wo willst Du hin?“

„Ich will ihr dies wiederbringen! Es ist nicht nötig, daß Deine Bedienten es morgen finden!“

„Heute Abend noch?“

„Nein, morgen!“

„Du kannst das mir überlassen! Was geht es Dich an?“

„Bitte, gib mir den Weg frei!“

„Nein, Gebhard, bleib! Wenn Du so über meine Schwelle gehst, ich weiß es, dann kommst Du nicht wieder!“

„Sicher nicht!“ lautete die Antwort, kurz und hart wie ein Hammerschlag.

„Gebhard, Deine Auffassung ist ungerecht und unbegründet! Bedenke, sie schädigt — sie, mehr als mich!“

Da sprühten Gebhards Augen auf, wie Eisen in der Feueresse.

„Nein, in meinen Augen schädigt es den Vogel nicht, wenn er ahnungslos in die Teufelsneze flattert, die der gewissenlose Vogelfsteller ihm aufgebaut!“

Walbemar hatte jetzt seine Selbstbeherrschung wiedergewonnen.

„Mein lieber Gebhard, ein paar kurze Worte der Aufklärung dürftest Du Dir denn doch gefallen lassen, um ihret-, nicht um meinetwillen, und nur Dir sollen sie vergönnt sein! Es handelt sich hier gar nicht um Nege und Vogelzug! Sie von der wir sprechen, war oben bei meiner Mutter, hatte dort erfahren, wir dürften uns nicht heiraten, sie müßte verzichten und mich zum Verzicht bewegen. Als sie die Treppe herunterkam, trat ich ihr entgegen und sah auf ihrem Gesicht die herzbrechende Verzweiflung. Du wirst mir glauben, daß wir nicht ruhig aneinander vorüberzugehen vermochten, wirst auch einsehen, daß die zwischen uns notwendige Unterredung nicht auf der Treppe geführt werden konnte! Da that ich in der Aufregung den unverzeihlichen, aber dennoch unvermeidlichen Schritt, sie mit mir hier hereinzuziehen!“

„Was bezweckst Du mit dieser Aufklärung!“ fragte Gebhard kalt. „Daß eine Verabredung vorläge habe ich ohnehin nicht angenommen!“

„Aber was erregt Dich so gegen mich? Wir haben hier zusammen über unsere traurige Angelegenheit gesprochen, ich habe vor ihr gestanden, wie ein Vasall vor seiner Königin und sie dann respektvoll zum Wagen begleitet! Du wirst mir doch wohl glauben, daß ihr kein Leid wiederfahren ist!“

„Das nehme ich als selbstverständlich an! Für einen Schurken habe ich Dich noch niemals gehalten!“ rief Gebhard. „Aber es genügt mir gerade, daß Deine grinsenden Laken sie um diese Stunde haben aus Deinem Zimmer kommen sehen, und nach Kräften die Neuigkeit in der Welt verbreiten werden! Es genügt, daß Du erst den Frieden ihrer Seele vernichtet hast und nun auch ihren guten Ruf hinterher! Du wußtest, daß das so kommen mußte, — und bist gewarnt worden, immer wieder! Wenn Du das ehrenhaft nennst —“

„Halt, Gebhard! spiele die Unterhaltung nicht auf ein so bedenkliches Gebiet hinüber! Ich würde Dir ja gewiß zur Verfügung stehen, aber sage selbst, was käme dabei heraus? Was nützeft Du ihr, wenn Du mich unschädlich machst? Du tötest sie mit, denn ihr Leben hängt an dem meinen! Du hast aber auch keine Ursache dazu, denn ich beabsichtige keineswegs verräterisch und treulos an ihr zu handeln!“

„Treulos?“ gab Gebhard erregt zurück. „Was beabsichtigst Du denn? Willst Du sie etwa heiraten und mit ihr hausieren gehen oder Konzerte geben? Ich kenne Eure Hausgesetze gar wohl! und Du Walbemar, kanntest sie auch!“

„Ja wohl, Du weißt aber nicht, welche Opfer ich bereit bin, meiner Neigung zu bringen! Was kümmert es Dich? Was müßest Du Dich in meine Angelegenheiten? Du liebst sie selber, darum empörst Du Dich gegen den Gedanken, daß ich sie Dir rauben könnte!“

„Was ist denn noch übrig geblieben, das Du mir rauben könntest!“ rief Gebhard und ein Ausdruck leidenschaftlichen Schmerzes verzog sein Gesicht.

„Gewiß liebe ich sie, nicht einen Augenblick werde ich das leugnen! Und weiß Gott, das sollte mich nicht hindern, sie mit Freuden an Deiner Seite glücklich zu sehen! Wenn sie es werden könnte! Aber wie unglücklich würdest Du sie machen! Alles was Du aufgeben und entbehren müßtest um ihretwillen, würdest Du von ihr fordern und ihr zum Vorwurf machen und zur lebenslänglichen Qual! Du weißt, daß ich nicht übertreibe, Du kennst Dich selber am besten! Und einem solchen Lose soll sie überliefert werden! Wie auch Deine Absichten sein mögen, ich dulde es nicht, verlaß Dich darauf!“

„Himmel und Hölle, Deine Sprache fängt an unmöglich zu werden!“ brauste Walbemar auf. „Solde ist mein, ihre Liebe gehört mir und anderen Hindernissen werde ich sie abzutroßen wissen, als Deinen unberechtigten Einmischungen!“

Gebhards Augen loderten in weißglühendem Zorn. „Ja wohl, Du wirst sie Dir extrogen und dann zerbrechen und in den Staub treten, ich glaube es Dir gern!“

„Und wenn ich das thue, was kümmert es Dich? Was verdächtigst Du mich, warum trittst Du mir in den Weg? Du siehst, ich will mein Leben an diese Sache setzen! was berechtigt Dich, sie mir zu entreißen? Ich liebe sie wie mein Leben!“

„Ich auch!“ sagte Gebhard trocken.

„Und soll das heißen, daß Du eine Rivalität mit mir aufnehmen willst?“ gab Walbemar, flammend vor Leidenschaft, zurück.

Grollend und unendlich traurig zugleich blickten die klaren, hellblauen Augen ihn an. „Das würde mir wohl wenig nützen. Sonst, wenn ich könnte, solltest Du mich gewiß nicht daran hindern!“

„O freilich, ich weiß es wohl, sie thäte besser, Dich zu lieben, anstatt mich!“ rief Walbemar in immer steigender Erregung.

„Ja gewiß!“ sagte Gebhard.

Ihre Blicke wurzelten drohend ineinander. Endlich wandte Walbemar die seinen fort. Ein Schmerz-

haftes, unerträgliches Gefühl der Mut- und Hoffnungslosigkeit stürmte auf ihn ein. Gebhard hatte recht geurteilt: Er kannte sich selber! In seinen Händen war Ifolbes Glück nicht geborgen! Der andere aber nahm mit Zuversicht dies stolze Bewußtsein für sich in Anspruch. Er warf sich zu Ifolbes Beschützer auf und beschuldigte ihn des Verrats gegen sie und der Gewissenlosigkeit. Entsetzlich war es!

Als ob Gebhards Anblick ihm unerträglich wäre, wandte er sich endlich von ihm ab. Ein Schweigen entstand, das ihnen beiden Zeit gab, ihre Ruhe wieder zu finden.

„Was gedenkst Du denn nun zu thun, wenn ich fragen darf?“ sagte Gebhard endlich kurz und rauh.

Walbemar schüttelte stumm abweisend den Kopf.

„Es wäre auch jetzt noch Deine Pflicht, sie ganz und völlig aufzugeben!“ fuhr der andere fort. „Ja, es ist das einzige, was Du thun kannst, Walbemar.“

Es zuckte über dessen Gesicht. „Um sie Dir zu überlassen!“ wollte er sagen, doch unterdrückte er's. „Es ist heute überhaupt nicht der Zeitpunkt für uns, gute Ratschläge auszutauschen!“ sagte er finster.

„Nein, Du hast recht! mit Ratschlägen ist nichts mehr auszurichten. Gute Nacht denn!“

Er ging und Walbemar blieb allein. Allein mit seinem Kampf und Unterliegen, mit der lautredenden Stimme seines anklagenden Gewissens.

## XI.

Wie im wachen Traume verbrachte Ifolde diese Nacht, fiebernd, gepeinigt von Zweifeln und Seelenqual. Stöhnend warf sie sich auf ihrem Lager hin und her, bis endlich Thusnelda aus dem Schlummer auffuhr und sich mit unwirschlichen Worten die Störung verbat, da sie zu schlafen wünschte.

Da preßte Ifolde das Antlitz in die Kissen und stöhnte nicht mehr. Aber unerträglich war dieser Zwang, der kleinliche, erbärmliche! schlimmer als die große Tragik des Schicksals!

Doch schlummerte sie endlich gegen Morgen ein, bald wieder aufgeweckt durch Thusneldas geräuschvolles Gantieren. Ach, und sie hätte so gern wenigstens eine Stunde noch Ruhe gehabt.

Später, als Mutter und Schwestern, erschien sie am Frühstückstisch. Der Kaffee sah trübe aus und war kalt. Wie geistesabwesend blickte sie in die halbgefüllte Tasse hinein.

„Nun sehe ein Mensch dies übernächtige Gesicht an!“ höhnte Rösi, welche in ganzer Länge auf dem Sofa ausgestreckt lag und mit ihren zierlichen Pantöffelchen an der Lehne einen Walzertakt trommelte. „Aber natürlich, wenn man um ein Uhr nachts von feinen Rendezvous nach Hause kommt —“ sie schloß mit der laut hingeträllerten Melodie eines beliebten Gassenhauers, der ihr für die Situation geeigneter erschien.

Ifolde erhob sich und verließ das Zimmer, mit zorniger Wucht die Thür hinter sich schließend. Schallendes Gelächter folgte ihr.

„Nein, ich kann es nicht länger ertragen!“ klang es zornbebend von ihren Lippen.

Sie kleidete sich an und ging hinaus ins Freie. Ein frischer Wind strich ihr kühlend, belebend über Stirn und Wangen. Auf den einsamen Pfaden des Thiergartens wandelte sie lange umher. Zwischen den Bäumen lag hie und da ein wenig Schnee, Schwarz ragte das feine, kahle Geäst empor und zeichnete sich scharf auf dem blassen Winterhimmel ab. Nur hin und wieder eilte ein geschäftiger Fußgänger an ihr vorüber, rollte ein Wagen den Straßendamm entlang. Es war noch stille Zeit für die sonst so belebten Wege, kein bekanntes Gesicht störte sie auf der einsamen Wanderung. Und das war eine Erholung für sie. Doch war ihr Herz immer noch schwer genug, als sie die Treppe hinaufflog zu ihrer Wohnung.

Erschrocken zögerte ihr Fuß. Welch Lärm schallte ihr entgegen aus ihrem eigenen Zimmer! Entsetzlich, besaß sie denn nicht einen Winkel, in dem sie für sich sein konnte, wo ihre Schwestern nicht eindringen mit ihrem Unfrieden und wie jetzt, mit ihrem bunten Gefolge.

Gesungen und gespielt wurde in Ifolbes Zimmer! Mit einer schroffen Bewegung öffnete sie die Thür und blieb auf der Schwelle stehen.

Alle drei Schwestern waren darin. Thusnelda mit der Küchenschürze, Alberta im Schlafrock mit der Watteaufalte, nur Rösi im fertigen Anzuge, sauber und niedlich wie immer.

Vor dem Flügel, — ihrem Flügel, — an dem Walbemar sie die Brünnhilde singen gelehrt, — saß eine fremde Person in auffallendem, übermodernem Anzuge, nach Schönheitsmitteln duftend, den Kneifer auf der Nase und begleitete, während ein Jüngling mit gebranntem Haar und glattrasiertem Schauspielergesicht ein Couplet vortrug. Eine zweite von Rösis Kolleginnen saß an Ifolbes Schreibtisch und hielt wohlgefallig lächelnd Waldemars Bild, — das Seemannsbild von Sylt in der Hand. Alberta stand daneben und weidete sich zum hundertsten Male mit ihr an dem Anblick.

Ifoldes Eintritt wirkte wie ein Blitzstrahl, oder eine überraschende Springslutwelle. Der Zorn sprühte aus diesen sonst so weichen Augen und die Rüstern der feinen Nase bebten. Sie sah wirklich recht ungemütlich aus in diesem Augenblick.

„Steh da, die Fürstin erscheint!“ rief Alberta! „Gut amüsiert, Frau Fürstin?“ Ein verächtlicher Blick nur aus dem Auge der Schwester streifte die taktlose Person.

„Ich bedauere, die Herrschaften bitten zu müssen, in das andere Zimmer zu übersiedeln, ich habe hier Unterricht zu geben!“ sagte sie, den Gruß der ungebeten Gäste mit einem stolzen Kopfneigen erwidern.

„Wir wollen uns empfehlen,“ meinten die Schauspieler, „um in diesen heiligen Hallen nicht länger lästig zu fallen!“

Es währte aber noch lange, bis sie auf den Weg kamen. Ifolde stand in wartender Haltung, herausfordernd, kühl und sah ihnen zu, bis sie endlich unter Lärm und Geschwäg zur Thür hinaus waren.

Dann wandte sie sich zu ihren Schwestern zurück, von einer zur andern blickend, bis auf der ältesten ihr zorniges Auge haften blieb.

„Alberta, Schwestern ich habe es Euch hundert Mal gesagt, daß mein Zimmer nicht das Gurige ist, daß ich Eure unwürdigen Gäste nicht darin dulden will! Ihr beachtet meinen Wunsch nicht, Ihr verhöhnt und mißhandelt mich; — ich kann und will es nicht länger ertragen. Bis zum ersten April habe ich diese Wohnung bezahlt, — von da ab sei sie Euch überlassen. Thut dann, was Ihr wollt; ich gehe fort und zwar sogleich! suche mir ein eigenes Heim, in dem ich Ruhe und Frieden habe! Die Mutter und Harald werde ich bitten, mich zu begleiten, mit Euch dagegen will ich nicht länger unter einem Dache sein!“

Sie sprach es, wie man das letzte Wort in einer Sache zu sagen pflegt. Ein fürchterlicher Strom von Zorn und Schmähungen brach aus drei entfesselten Schleusen zugleich über sie los. Auch Thusenelba, die sich oft sonst auf ihre Seite gestellt, fand kaum Worte, ihrer Entrüstung Ausdruck zu verleihen. Alberta aber erlaubte sich Anspielungen über Hsoldes Verhältnis zu dem Fürsten, welche diese nicht einmal verstanden hätte, selbst wenn ihr Ihr die Laute richtig vernommen. Nur das empfand sie deutlich, daß dieser ganze Auftritt ihrer unwürdig wäre bis zur Unerträglichkeit. Stolz und wortlos wandte sie sich ab und verließ das Zimmer, um ihres Bruders Nähe aufzusuchen. In ihm sah sie fortan ihre einzige Zuflucht auf Erden.

Harald saß an seinem Tisch, den Kopf in beide Hände gestützt, zusammengesunken wie jemand, über den soeben ein Unglück hereingebrochen. Was war geschehen?

Vor ihm an den Tisch gelehnt, stand Gebhard Volkmann, — bleich und erregt. Man sah, er hatte geredet und seine Worte waren es, die den andern so schmerzlich erschütterten.

„Sie haben Ihr Fräulein Schwester noch nicht gesprochen, seit sie von Hohensteins zurückkam?“ setzte er nach einer Pause fragend hinzu.

Harald richtete sich auf. „Nein, nicht gesprochen! Doch gesehen! Ich hatte ihre Rückkehr erwartet und wollte sie fragen, wie sie den Abend verlebte. Doch bei ihrem Anblick verging mir das Fragen!“

„Wieso?“ fragte Gebhard angstvoll.

„Sie erschien mir wie leblos, oder lebensunfähig! Meinen Gruß beachtete sie nicht, meine Anrede hörte sie kaum. Wie zu Tode verwundet ging sie an mir vorüber und mir blieb die Qual der Ungewißheit die ganze schlaflose Nacht hindurch, bis sie kamen und mir alles mittheilten! Das freilich hab' ich nicht geglaubt,“ fuhr er zornig auf, „daß ich meine Schwester nicht in jenes Haus gehen lassen könnte, ohne für ihre Sicherheit und ihren Ruf fürchten zu müssen!“

„Was Sie da sagen ist leider nicht ungerechtfertigt!“ erwiderte Gebhard. „Aber doch sehr hart! Fräulein Hsolde wird Sie ja darüber aufklären, was Hohenstein ihr gesagt. Er hat gewiß wie ein von

Leidenschaft Verblendeter gehandelt, aber doch ist er ein Ehrenmann!“

„Meinen Sie?“ fragte Harald mit erregter Stimme. „Hat er wie ein solcher gehandelt an dem Herzen dieses arglosen Kindes?“

„Aber wie soll ich meiner Schwester Recht und Genugthuung verschaffen?“ fuhr er aufgeregter fort. „Das Waffenhandwerk habe ich nicht gelernt. Wenn ich ihn forderte, wenn ich selbst das Herz dieses Mannes zu durchbohren vermöchte mit tödlicher Kugel, — würde ich dann dem ihrigen dadurch Ruhe und Frieden zurückerwerben?“

„Nein!“ sagte Gebhard heiser. „Sonst, ich schwöre es Ihnen, lebte er nicht mehr!“

„Ich denke, Sie sind sein Freund?“ gab Harald finster zurück.

„Ja, aber ich liebe Ihre Schwester!“

„Sie — meine Schwester? auch das noch!“

Dann schwiegen sie beide. Ein hastiger Schritt näherte sich der Thür und Hsolde trat herein. Ihr Antlitz zeigte die Spuren zorniger Erregung, durch die eben stattgehabte Scene mit den Schwestern hervorgerufen. Bei Gebhards Anblick veränderte sich der Ausdruck.

„Sie hier, Doktor Volkmann? o, ich wußte das nicht!“ Sie reichte ihm ihre Hand, die er einige Sekunden festhielt mit dem leisen, forschenden Tasten, das ihm oftmals eigen war. Er fühlte das siebernde Klopfen ihrer Pulse. Ihr Blick begegnete dem seinen.

„Was bringen Sie uns, Herr Doktor? Sie sehen nicht aus, als hätte ein Freundschaftsbesuch Sie hergeführt!“

„Ich bringe Ihnen die kleine Pelzmuffe, die Sie gestern bei Hohensteins vergessen haben! Ich fand sie, bald nachdem Sie gegangen waren!“

„O danke sehr! Hatte ich sie vergessen? darum fror mich auch heute so!“ sie schauerte in nervösem Frösteln. Doch dann schaute sie ihn wieder an und es war, als ob eine beängstigende Erinnerung sie überkäme.

„Waren Sie gestern auch dort?“ fragte sie unruhig.

„Ja, gestern abend! nachdem Sie die Fürstin verlassen!“ Er bereute, etwas gesagt zu haben, was sie beunruhigen konnte.

„Ich will jetzt gehen, Fräulein Hsolde! Lange genug schon habe ich Ihren Herrn Bruder aufgehalten!“ Der eigentümlich warme und kummervolle Blick seiner Augen berührte ihr überreiztes Empfinden wohlthuend, verständnisvoll, wie kaum je zuvor. Sie fühlte, als hätte er in ihrem Herzen gelesen und ihr seine Hülfe zugeschworen, wenn auch alles andere sie verließ.

„Sie lassen sich so selten bei uns sehen, Herr Doktor,“ sagte sie, dieser Empfindung nachgebend. „Wenn es aber geschieht, nicht wahr, dann kommen Sie als unser Freund!“

„Ja, Hsolde, als Ihr Freund bis in den Tod!“

„Und auch als der Seinige?“ setzte sie leise fragend hinzu.

„Auch das!“ erwiderte er mit erstickter Stimme, beugte sich über ihre Hand und ging.

Die Geschwister waren allein.

„Was habt Ihr gesprochen, Harald?“ fragte Ihsolde mechanisch.

„Er erzählte mir, was Du verschwiegen hast, liebe Schwester! Es war hohe Zeit, daß ich es erfuhr!“

„Was solltest Du erfahren, Harald? Unsere Liebe? Ich durfte nicht davon sprechen! und wozu auch? hindern konntest Du sie nicht mehr!“

„Ja, Kind, ich hätte doch Deine Illusionen zerstören können, ehe sie Dir so ganz das Herz umstrickten, daß Du keine andere Stimme mehr daneben vernahmst! Ich habe nicht geglaubt, daß der Fürst sich so weit würde hinreißen lassen!“

Nun hast Du es wohl schon erfahren, daß Du die Seine nicht werden kannst! Nicht ohne sein ganzes Lebensschicksal aus dem Gleichgewicht zu bringen! Und ein solches Eingreifen bedeutet für Dich kein Glück! Dem Vorwurf, der Dich treffen würde, kannst und darfst Du Dich nicht aussetzen! Er trafe Dich mit Recht!“

„Gewiß, ich habe das alles gestern schon gehört und ihm meine endgültige Erklärung gegeben! Ich bin seine Braut nicht mehr. Sein Weib will und kann ich nicht werden!“

Sie warf sich an Haralds Seite nieder und schmiegte den Kopf an seine Brust, mit dem Ausdruck quälender Erschöpfung.

„Sage mir nur eins, Harald! Er liebt mich und bedarf meiner und mein Herz und Seele sind

sein Eigentum! Würde es zu seinem Glück sein, wenn ich mich ihm opferte, mein ganzes Leben, und mehr als das?“

Harald erschrak bis ins innerste Herz hinein. Ihn schwindelte. Wie beschützend legte er den Arm um sie.

„Nein, mein Kind! Es kann niemals eines Menschen Glück sein, wenn er ein fluchwürdiges Verbrechen auf seine Seele ladet!“

Ihsolde schloß die Augen und stöhnte leise. „Ja, so ist es!“ sagte sie endlich. „Gut, daß Du mich daran erinnerst! Ich will es ihm sagen, wenn er — mich fragen sollte!“

„D,“ rief Harald zähneknirschend. „Du könntest auch mir die Antwort überlassen!“

Erschrocken richtete sich Ihsolde auf. „Das ist nicht notwendig, Harald! Er wird nicht fragen, und es bedarf Deiner Einmischung nicht! Er ist großmütig! Ich war schutzlos in seine Hand gegeben gestern abend, denn ich versprach, ihm jeden Wunsch zu erfüllen! Da war er es allein, der mich schützte vor seiner und meiner Verblendung!“

„Um so besser, Ihsolde,“ erwiderte Harald. „So bleibe nun stark und bleibe Dir selber treu und Deinet- und feinetwillen! Mag auch Dein Lebensglück vernichtet sein, Du haust es nicht wieder auf, indem Du ihm Dein edles Selbst zum Opfer bringst!“

„Ja!“ sagte Ihsolde. „Ich weiß, es ist so, wie Du sagst. So laß es einen Abschluß sein fürs Leben!“

(Fortsetzung folgt.)

## Auf der großen Landstraße.

Roman

von

H. Schobert.

### Erstes Kapitel.

Er verbeugte sich tief vor ihr.

„Darf ich um die Ehre bitten, gnädige Frau?“

Frau von Konreuth wandte ihm ein blaßes Gesicht zu, das gelangweilt und müde aussah, trotz der roten Lippen und dem sehnsüchtigen Glanz in den großen dunklen Augen. Sie mochte erschöpft auch wohl sein, denn sie saß einsam in dem großen überfüllten Tanzsaal, wo es keinen Atemzug frischer Luft gab, der durchtränkt war mit den Ausdünstungen starker Parfüms, welkender Blumen und dem Gas, das den venetianischen Krystallkronleuchtern entströmte.

Die rauschende Melodie eines Straußschen Walzers füllte ihn völlig aus, klang von den Wänden zurück und gestattete ein verständliches Zwiegespräch nur denen, die sich dazu ganz nahe zu einander beugten.

Hendrik ter Welp hatte nicht laut gesprochen, eigentlich erriet man mehr aus seiner Haltung, was er wollte. Nun sah sie überlegend einen Augenblick

zu ihm auf. Sie hatte bis jetzt abgelehnt, viel zu tanzen, es ermüdete sie und machte ihr kein Vergnügen, die wenigen Extratouren, die sie bisher bewilligt, galten nur den intimeren Bekannten des Hauses, dessen Gast sie heute Abend war, und selbst Prinz Philipp hatte sich eben einen Korb von ihr geholt. Aber als sie nun auffah zu dem vor ihr Stehenden, dessen schlankte Gestalt sich in lässiger Grazie aufrecht hielt, und in dessen Augen eine un-conventionelle, fast zu deutliche Bewunderung ihrer Person ausgebrückt lag, da überkam sie plötzlich eine unwiderstehliche Tanzeslust. Sie erhob sich und folgte ihm. Er führte sie sehr sicher und elegant. Zum ersten Mal seit langer, langer Zeit, empfand sie wieder Freude an den rhythmischen Bewegungen und Drehungen des Walzers, erregte es ihr kein unbehagliches Gefühl, sich von dem Arm dieses fremden Mannes umfaßt zu fühlen. Sie drehte den Kopf ein wenig und streifte ihn unter den gefenkten Lidern hervor mit einem flüchtigen Blick.

Wer mochte er sein? Sie kannte ihn nicht. Er wäre ihr aufgefallen, wenn ihn ihr jemand vor-

gestellt hätte, irgend etwas war an ihm, das sich dem Gedächtnis einprägt, und sich nicht so leicht vergißt. Nein — sie kannte ihn nicht — sicher nicht.

„Danke!“ sagte sie, nachdem sie einmal mit ihm den Saal durchmessen, aber er mußte es nicht verstanden haben, denn er fuhr ruhig zu tanzen fort, nur legte er den Arm etwas fester um sie wie bisher.

Eigentlich war sie ja auch nicht erschöpft und folgte ihm ganz willig, es war nur ihre Gewohnheit, niemals bis zur Erhitzung zu tanzen, weil sie fand, daß das unschön mache — unbehaglich dazu. Aber es tanzte sich gut mit ihm. Er überragte sie, aber nicht viel, und der leise Duft, der von ihm ausströmte, war ihr angenehm, stieß sie nicht ab, wie sonst meistens, und so gab sie sich dem seltenen Genuß, gern zu tanzen, willig hin.

„Ich wußte nicht, daß die Konreuth so süperb walzt, sie thut es sonst selten,“ sagte ein kahlköpfiger älterer Herr, dem man den Diplomaten ansah, zu seinem Nebenmann, einem noch jungen, herförsch gebauten Herrn mit kurzem Nacken, breiter Stirn und energisch geschnittenem Mund, den ein kurzer, dunkler Bart dicht umgab. „Ein schönes Weib, Doktor, aber kalt — kalt! Ob sich für so eine lebende Statue wohl auch ein Pygmalion findet?“

Er setzte das Monocle ein und folgte dem Paar mit den Augen, so entging ihm die Blutwelle, die einen Augenblick Doktor Heinz Schrattenbachs Gesicht färbte.

„Excellenz,“ sagte er mit tiefem, fast gereiztem Tonsfall, „man soll nicht über etwas leichtfertig scherzen, das uns nur Grund zur Verehrung giebt. Wer Frau von Konreuth kennt, hat dazu alle Ursache, — zu anderem —“

„Hm!“ machte die Excellenz und ließ das Monocle fallen. „Sie müssen das ja am besten beurteilen können, Doktor. Wie lange sind Sie schon Hausarzt da?“

„Fast ein Jahr.“

„Und wie steht es um Konreuth?“

Der Arzt suchte die Achseln. Die Geberde war so sprechend, daß Excellenz sich dieselbe sofort überlegte. Er fand aber nebenbei, daß, wenn Doktor Schrattenbach auch die Formen der guten Gesellschaft vollkommen beherrschte, sein Frack tabellos saß, doch etwas an dem Mann war, etwas Hartes, Urmühsiges, das nichts mit diesen Außerlichkeiten zu thun hatte und deshalb gerade unbehaglich wirken konnte. Er sah nebenbei aus, als ob er alle diese schmalen, parfümierten Gestalten mit einem Griff seiner Hand zerbrechen könne und auch zerbrechen würde, wenn sie sich ihm hindernd in den Weg zu stellen versuchten. Außerdem fand er dies schweigende, ablehnende Achselzucken unerhört, denn er rechnete sich zu den guten Freunden des verwandten staatsrätlichen Hauses.

„Mein Mann wäre er absolut nicht,“ dachte die Excellenz mit einem schnellen, verstimmten Seitenblick auf die hünenhafte Gestalt. „Ich begreife nicht, was Herstkotts und Konreuths an ihm haben.“

Heinz Schrattenbach dagegen hatte seinen schma-

len, vornehmen Nachbar neben sich längst vergessen. Während seines ganzen bisherigen Lebens begriff er niemals, daß es sich lohnen könne, um die Gunst der Vornehmen zu werden, niemals auch, daß es sich außer Menschenpflicht und Menschenrecht noch um andere Dinge handeln könne, die dem Einzelnen erspriesslicher sein dürften, als die idealen Forderungen der Gesamtheit an das Individuum.

Seine Kollegen schüttelten die Köpfe über ihn und nannten ihn einen wunderlichen Heiligen, wenn sie sahen, wie wenig er sich daraus machte, ein in die Mode gekommener Arzt zu sein, und daß er mit derselben Hingabe das erste beste alte Weib behandelte, das aus dem Armenviertel in seine Sprechstunden schlich, als die hohe Aristokratie die sich nach einer besonders glücklichen Kur an einem auf der Menschheit Höhen um ihn drängte. Ja, er machte nicht einmal ein Hehl daraus, daß ihm nichts Schrecklicher sei, als eine Konsultation mit einer nervösen, gelangweilten, vornehmen Dame im duftenden, atlasgepolsterten Boudoir, und besleißigte sich dabei manchmal einer so urwüchsigen Geradheit, daß die Frauen allmählich einzusehen begannen, ganz ließen sich doch niemals die Spuren der Geburt und Kinderstubenerziehung vertilgen. Denn Heinz Schrattenbach stammte aus den einfachsten, ärmlichsten Verhältnissen und machte gegen niemand ein Hehl daraus. Aber trotz aller schlechten Behandlung ließ man ihn doch nicht fallen, er war eben Mode, und nebenbei, er schlug so gar kein Kapital aus dieser Mode, er war „zum rot werden billig“ — wie Frau von Herstkott mancher ihrer vielen Freundinnen gestand. Freilich, man hatte auch kein Vergnügen mit ihm — gar keins! Er plauderte nicht und schmeichelte nicht, er kannte keinen Klatsch, und jede pikante, boshafte Bemerkung prallte an seiner Verständnislosigkeit spurlos ab. Diese Frauen bedeuteten ihm nichts.

Und doch stand dieser selbe sonst so blinde Doktor in diesem Augenblick völlig verloren da und folgte mit selbstvergebenen Augen einer hohen, schlanken, tanzenden Gestalt. Er kannte Vera von Konreuth seit zehn Monaten, täglich kam er in ihr Haus, täglich sah er sie in derselben schweigenden, duldbenden Art und Weise um den Gatten beschäftigt, und daraus war ihm schließlich eine Art Verehrung für sie erwachsen, die stärker war als er selber ahnte. Sie bildete für ihn den Mittelpunkt alles Schönen, Guten, Großen; sie war ihm ein Heiligenbild, zu dem man beten durfte, dessen bloßes Ansehen schon beglückt und Frieden giebt — kein Weib wie die anderen.

An solchen Gesellschaftsabenden — man zog den Hausarzt hinzu, sobald sich die Einladungen erweiterten — begnügte er sich aber stets mit einem Gruß aus der Ferne und nahte sich Vera nie, aber dann stand er an eine Säule gelehnt, in einen Winkel gedrückt und verfolgte sie unablässig mit den Augen, wie sie ging, wie sie sprach, wie sie aussah. Er allein gewährte den Zug der Ermüdung und Ungeduld, der sich zuletzt um ihre Lippen zu legen pflegte, wenn sie jemand andauernd mit jedem Geschwätz belästigte, und dann brannte ihm der Boden unter den Füßen, er hätte auf den Lästigen zustrizen

mögen, um ihn zur Seite zu schleudern, er hätte alles von ihr fern halten mögen, was sich ihr unbequem in den Weg stellte, er hätte Leib und Leben freudig für sie hingegeben, um ihr zu dienen, und doch hatte er keinen selbstjüchtigen Gedanken dabei.

Zum ersten Mal, so lange er Frau von Konreuth kannte, empfand er etwas wie ein undefinierbares Unbehagen, als er sie in ter Welps Armen sah, das seltsame Gefühl kroch ihm langsam den Nacken herab und pflanzte sich bis in seine Fingerspitzen fort, so daß er sich vor sich selbst zu schämen begann. Was sollte das bedeuten? Sie tanzten wie die andern Paare nach den Klängen des Walzers, sein Schnurrbart streifte ihre Schläfe, während er auf sie herabsah, sein Arm hielt sie umfaßt, genau wie all die andern, aber Heinz Schrattenbach kam es plötzlich vor, als sei der Tanz etwas häßliches, etwas das in der guten Gesellschaft nicht gelitten werden dürfte, etwas das ihm die Kehle zudrückte, und den Atem nahm.

„O, o!“ rief die Excellenz und klemmte geschickt sein Monocle ein, denn mitten im Saal war ein Paar gestürzt. „Die arme Callwitz! Kommen Sie mit, Doktor, wir wollen ihr behülflich sein oder wenigstens kondolieren!“ und aalgleich wand er sich vorwärts, während Schrattenbach folgte.

Das lange Kleid der Dame hätte Vera und ihren Tänzer auch fast zu Fall gebracht, aber ter Welp machte eine schnelle Wendung nach links, zog seine Tänzerin hastig an sich, und die Gefahr war vorüber. Einen Augenblick hatte sie dabei sein Herz schlagen gefühlt, wilde, unregelmäßige Schläge, viel heftiger, als sie die Tanzerregung rechtfertigte, es war ihr als empfände sie die Erschütterung unangenehm an sich selber, und plötzlich blieb sie stehen.

„Danke!“ sagte sie diesmal laut und entschieden, während ein feines Rot in ihre bis jetzt noch blaffen Wangen stieg. Er sah sie an, machte aber keinen Versuch, sie zu halten, sondern bot ihr sofort den Arm.

„Wie Sie befehlen, gnädigste Frau. Darf ich Sie zu Ihrem Sitz zurückbegleiten, oder ziehen Sie die Nebenzimmer vor, dort ist es kühler.“

Vera blickte nach dem Sessel, von dem sie ihrem Tänzer gefolgt war, eine alte Dame hatte sich dort niedergelassen und sprach eifrig mit ihrer Nachbarin. Sie kannte den Inhalt solcher Gespräche, es gelüstete sie wenig, daran Theil zu nehmen. Überall schienen sich Gruppen gebildet zu haben, denen sich zuzugesellen ihr nicht angenehm dünkte, sie sah unentschlossen aus.

Hendrik hatte schon den Weg nach den Nebenzimmern eingeschlagen, sie folgte ihm willig, obgleich sie jetzt die vollkommenste Überzeugung hatte, daß er ihr ganz unbekannt war.

Nun, das that nicht viel, ein Versehen höchstens. Auf Frau von Herkotts Soiréen, deren Gatte Staatsrat war und ein großes Haus ausmachte, begegnete man nur guter Gesellschaft. Allerdings nicht ausschließlich der Aristokratie. Georgine that sich etwas darauf zu Gute, auch hervorragende Leute anderer Art zu sich heranzuziehen, freilich ausschließlich Männer,

in Bezug auf Frauen war sie bedeutend weniger tolerant.

„Ich bitte sie, liebste Excellenz,“ hatte sie achselzuckend mit ihrer etwas scharfen, hellen Stimme zur alten Gräfin Murbach gesagt, die ihr leise Vorstellungen machte, als sie einmal den Tenoristen der Oper in ihrem Salon getroffen hatte. „Was wollen Sie! Heut zu Tage gehört es doch mit zum guten Ton liberal zu sein — nun — ich bin es auch, aber in meiner Weise.“

Excellenz Murbach hatte dann gütig gelächelt, diesem harmlosen großen Rinde konnte man eben nicht ernstlich böse sein! Was für eine prächtige Gattin und Stiefmutter sie überdies war, und wie man sich stets bei ihr amüsierte! Beides war ein Kunststück, denn der sechzigjährige Staatsrat hatte sicher seine Launen wie jeder ältere Herr, und mit Hülfe war auch kein leichtes Auskommen, das wußten ihre Freundinnen zur Genüge, aber trotzdem schien im Herkottschen Hause immer nur Sonnenschein zu herrschen, und was die Gesellschaften anbelangte, so versäumte sogar Prinz Philipp keine einzige, und jeder und jede fand stets das dort, was sie gerade am meisten interessierte.

„Die liebe Georgine ist so taktvoll!“ sagte man deshalb anerkennend hinter ihrem Rücken. —

Das Nebenzimmer, in das Hendrik ter Welp seine Dame geführt hatte, war allerdings bedeutend kühler. Blattpflanzen, gedämpftes Licht und verhältnismäßige Stille wirkten im Augenblick wohlthuend auf die angespannten Nerven. Mit tiefem Aufatmen sank Vera in den nächsten Sessel, dicht vor dem Kamine, hinter dessen mattem Schirm von Marienglas heut nur künstliches Kohlenfeuer glühte. Dicht neben sie trat Hendrik ter Welp, den Arm auf den Raminmantel gestützt, blickte er zu ihr hinab. Sie schwiegen beide. — Einen Augenblick, zwei, drei, dann begann es ihnen peinlich zu werden.

Rasselnd schlug Vera ihren großen weißen Straußfederfächer auf und bewegte ihn nachlässig hin und her. Die Brillanten an Hals, Armen, Schultern und Haaren funkelten nur matt, eigentlich schimmerten sie nur in diesem Halbdunkel. Er stand und sah sie an. In seinem Blick war etwas objektives, kritisches, trotzdem er das Weib vor sich bewundernd schön fand.

Aus dem Tanzsaal kamen einzelne Paare hinein, gingen vorbei, nahmen in andern Theilen des Boudoirs Platz, das durch japanische Schirme und Palmen in viele lauschige Winkelchen geteilt war, und trotzdem hatte Vera das Gefühl, als befände sie sich ganz allein mit ihrem Partner und als stiege ihr das Unbehagen darüber langsam und peinigend in die Kehle.

Bis jetzt hatte sie es vermieden ihn anzusehen, nun schlug sie die Augen groß und voll zu ihm auf, die stumme Frage lag darin, weshalb er seine Kavalierverschuldung, sie zu unterhalten, so sehr vernachlässigte. Er verstand sie recht gut, zog das rotseidene Tuch aus der weitausgeschnittenen Weste, fuhr sich über den langen, dunklen Schnurrbart und fragte: „Haben Sie sich von Ihrem Schreck völlig erholt, gnädigste Frau?“

„Schred?“ wiederholte sie fast erstaunt.

„Gewiß; ich dachte an den Sturz des Paares vor uns im Ballsaal.“

Sie lehnte den Kopf an das Polster der Rücklehne und fühlte sich geärgert und enttäuscht. Mein Gott, so banal konnte ja jeder mit ihr sprechen! Von dieser Konversation hatte sie etwas mehr erwartet, — was — warum, das wußte sie selber nicht, aber er kam ihr anders vor wie die übrigen, anders als diese alltäglichen Menschen mit denen sie ihr ganzes Leben zubringen mußte. Sie streifte ihn mit einem schnellen prüfenden Blick, konnte sie sich so sehr getäuscht haben? Schade — ach schade! —

„Die arme Frau von Callwitz,“ sagte sie mit jenem nachlässigen Air der großen Dame, das Hendrik so gut kannte. „Ich hoffe, es hat ihr nicht geschadet.“

„Befehlen Sie, daß ich mich danach erkundige? Ich sah Excellenz Murbach auf sie zuweilen, von ihm erfahre ich sicher das Nähere.“

„Sie schüttelte dankend und ablehnend zugleich den Kopf, ein Zug von suchendem Nachdenken war in ihr schönes Gesicht getreten, den er mit einem flüchtigen Lächeln bemerkte. Einen Augenblick zögerte sie noch, dann gewann doch die Neugier in ihr die Oberhand. Sie blickte zu ihm auf.“

„Wo soll ich Sie nur hinbringen,“ sagte sie halb fragend halb entschuldigend. „Mein Gedächtnis läßt mich Ihnen gegenüber im Stich.“

„Ich hatte noch nicht die Ehre Ihnen vorgestellt zu sein, gnädige Frau.“

„D!“ — es klang doch etwas wie Ärger durch den kurzen Laut, obgleich es sie kaum überraschte.

Er nahm den Arm vom Raminmantel und verbeugte sich tadellos vor ihr.

„Mein Name ist Hendrik ter Welp!“

Sie richtete sich auf und sah ihn mit großen, erstaunten Augen an.

„Ter Welp! Der Maler des Bildes: Auf der großen Landstraße, das man mit der goldenen Medaille ausgezeichnet hat?“

„Derselbe!“

„D, wie mich das freut!“ Aus den großen Augen war alle Gleichgültigkeit verschwunden, als sie ihn durch eine Handbewegung zum sitzen neben sich einlud. „Aber warum erfahre ich das erst jetzt! Warum mußte es der Zufall sein, der Sie mir in den Weg führte? Meine Cousine wußte doch, daß mich Ihre Bekanntschaft sehr erfreuen würde.“

Er lächelte ein wenig. „Frau von Herzkott war so gütig, mir von Ihrer Sympathie für mein Bild zu sprechen und daraufhin diese kleine Überraschung zu planen, seien Sie mir deshalb nicht böse.“

Sie schüttelte hastig den Kopf, auf ihren Wangen lag ein warmes Rot, ihre Augen leuchteten, und die ganze Frau war durch diesen Ausdruck von Herzenswärme noch viel schöner, viel verführerischer geworden. Ihm entging das nicht.

„Es freut mich,“ wiederholte sie noch einmal nachdrücklich. „Sie glauben garnicht, wie mir Ihr Bild Freund geworden ist, Sympathie war ein armseliger Ausdruck! Oft und oft habe ich davor gelesen

und die Gedanken des Künstlers gesucht, meine eigenen und ihn selbst. Es ist ein großes Gnadengeschenk, ausdrücken zu können was uns bewegt, auf andere einwirken, zu erheben, zu trösten, zu ermahnen. Wissen Sie, daß Ihr Bild das letztere thut?“

„Doch nicht für Sie, gnädige Frau,“ mehrte er ab.

„Vielleicht — vielleicht doch!“ — Sie schloß nachdenklich den Fächer und öffnete ihn wieder, es schien ihm, als seufze sie ein wenig, dann blickte sie auf. „Aber das Bild, das ich mir gelegentlich von Ihnen selbst gemacht hatte, war anders,“ gestand sie mit leisem Lächeln. Ihre Blicke trafen sich und blieben eine Sekunde in einander hängen; aus den seinen strahlte ihr etwas entgegen, sie wußte nicht was, aber das bannte sie für die flüchtige Dauer des Augenblicks. Die schwarze, halb verschleierte Iris sah aus wie ein Lavastein auf bläulichem Grunde, und in ihr phosphoreszierte die ganze heißblütige, leichtbewegliche Seele des Künstlers. Sie hatte das Gefühl, als ströme ihr daraus fühlbare Wärme entgegen und umfinge sie wohlthuend. Wieder atmete sie tief, aber diesmal war es kein Seufzer.

Er nahm ihre Hand und berührte mit seinen Lippen den langen, hellen, schwedischen Handschuh, der bis auf den Oberarm reichte; es schien ihm nicht genug damit, flüchtig glitt sein Blick über das Leder hinauf, an das sich marmorweißes Fleisch schloß, dann widerstand er der Versuchung,kehrte nur die ergriffene Hand um und küßte das rosige Fleckchen, das sich vor dem ersten Knopf aus der Handfläche stahl.

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau, für all die guten Worte, die Sie mir gesagt haben, sie sind mir mehr wert als die goldene Medaille, und wenn meine Kunst von jetzt ab den höchsten Zielen zustrebt, Ihnen verdanke ich es — von heute an.“

Und wieder küßte er dieselbe Stelle, inbrünstig wie ein Andächtiger seine Reliquie.

„Herr ter Welp,“ sagte sie abwehrend und errötete. Aus dem Nebenzimmer klangen die stürmischen Rhythmen eines Galopps, man hörte die raschen Bewegungen der Tanzenden, hier in diesem Winkelchen war es still und abgeschlossen, als sei es von der ganzen Welt vergessen; wie ein Zauber unspann es plötzlich die beiden Menschen, die sich erst seit wenigen Augenblicken kannten, sich aber für einander interessiert hatten, ehe sie noch wußten, ob das Bild ihrer Phantasie der Wirklichkeit gegenüber standhalten würde.

Plötzlich zog sie mit einer raschen Bewegung die Hand zurück, die er noch immer festgehalten hatte, er fühlte, daß sie gleichzeitig zusammen zuckte, und bittend sah er sie an.

„Ich wollte Ihnen noch so vieles sagen, gnädige Frau, ich wollte Sie bitten, herzlich bitten, auch für den Schöpfer des Bildes einen guten Gedanken zu haben, ihn nicht ganz zu vergessen, wenn Sie sein Bild betrachten — mein Gott, wie anders das alles klingt, als das was ich Ihnen sagen möchte!“ . . .

Er hielt erstaunt, fast erschreckt inne. Hochaufgerichtet, eine kleine Falte zwischen den Brauen, sah sie jetzt im Sessel, ihre Augen auf den Eingang des

Zimmers geheset. Als Hendrik ihren Blicken folgte, war es ihm, als sähe er eine schattenhafte Männergestalt dort verschwinden. Nun blickte er wieder auf Vera und hatte das Gefühl, als wäre ein lebendes Geschöpf in Stein verwandelt, so ruhig und kühl war der Ausdruck ihres Gesichts, während das Rot ihrer Wangen erblaste und sich die Augen verdunkelten; gerade als erlosch hinter ihnen ein glanzvolles Licht, das ihre Züge bis jetzt von innen angestrahlt hatte.

„Ist Ihnen nicht wohl?“ wollte er fragen, aber sie kam ihm zuvor.

„Sagen Sie mir doch,“ begann sie beinahe hastig, „warum haben Sie sich solch ein trauriges Motiv gewählt, und mit welchen Empfindungen haben Sie an Ihrem Bild gemalt?“

Er lächelte; das gab ihm etwas Melancholisches.

„Das läßt sich schwer beantworten, gnädige Frau. Aber ich glaube, keinem bleibt wohl die große Landstraße ‚Leben‘ genannt sein Pächchen schuldig.“

„Und doch sind es nicht die Lasttragenden, die mich am meisten gerührt haben, sondern die hohe Frauengestalt im Vordergrund mit dem toten, hoffnungslosen Blick. Wenn ihr auch nur an einem Arm ein Stückchen Kette herabhängt, so scheint sie mir doch die am meisten beklagenswerte unter ihren Leidensgefährten. Was wollten Sie in dieser Figur versinnbildlichen?“

Er sah sie ungewiß an. Was er von ihren persönlichen Verhältnissen gehört hatte war zwar wenig, immerhin aber genügend, um es gewagt erscheinen zu lassen ihr die Wahrheit zu sagen. Auch ihrer Ehe schien nicht die Sklavenkette zu fehlen, durfte er also daran rühren?

„Ich dachte an unsichtbare Bürden,“ sagte er deshalb zurückhaltend. „Sie sind meist schwerer zu tragen als Krankheit, Armut, Not.“

„Ja,“ sagte Vera leise, „ja, Sie haben recht, es ist wohl keinem vergönnt, diese große Landstraße leichten Herzens und leichten Fußes zu durchmessen, auch wenn es nach außen hin den Anschein hat. Das ist aber eine traurige Überzeugung, Herr ter Welp, meinen Sie nicht?“

Er lächelte. „Vielleicht nicht so sehr, denn in dem Augenblick, wo wir etwas Unabänderliches geduldig auf uns nehmen, verliert es meist seinen Stachel, und wir sehen uns nach Ersatz um. Ich habe nicht umsonst Blumen am Rande des staubigen grellen Weges sprießen lassen, und diese Blumen haben alle ihre Namen.“

Sie schüttelte abwehrend den Kopf. „Wer sich noch nach Blumen bücken mag, der fühlt nicht die ganze Labe und Schwere des Weges.“

„Im Gegenteil,“ rief er lebhaft, bog sich vor und sah in ihr schönes Gesicht, „wer es sich nicht erträglich gestaltet durch ein paar bunte Blumen, der verdient es nicht, daß sie ihm trotz Staub, Sonnenbrand und Last entgegen wachsen. Er ist einfach ein Thor.“

Vera sah auf ihren Fächer herab, dessen Federn sie mechanisch durch die Finger zog.

„Immer das alte Lied,“ sagte sie wie müde, „Entschädigung für alles das suchen, was wir ohne

unsern Willen entbehren müssen. Da steht die größte Lüge des Lebens; die unausbleibliche Reaktion würde uns zermalmen.“

Er war ganz verblüfft. „Was für grüblerische Gedanken hinter einer so schönen Frauenstirn,“ tabelte er, „und sie sind nicht einmal richtig in all ihrem Pessimismus. Ist eine Blume deshalb weniger schön, weil sie welkt, ein Glück weniger erstreckenswert, weil wir es wieder hergeben müssen? Ich sage nein, meine gnädigste Frau, und ich versichere Sie, ich handle auch danach.“

„Sie sind Mann und Künstler, für Sie hat das Leben naturgemäß andere Farben.“

Sie seufzte ein wenig, als sie das sagte und lehnte sich wieder in den Sessel zurück, ohne ihn anzusehen.

Es brannte ihm auf der Zunge ihr zu sagen, wie hinreißend schön er sie fand in dem weissen schimmernden Atlas, mit dem hochfrisierten rotbraunen Haar und den tiefen sehnsüchtigen Augen.

Er war es gewohnt Frauen zu huldigen, und daß sie seine Schmeicheleien mit Freude aufnahmen, ja, noch mehr, daß sie den Mann für das belohnten, was der Künstler an ihnen fand, aber dieser fast noch mädchenhaft schlanken Erscheinung gegenüber, an der doch alles so gereift, fertig und abgeschlossen erschien, überkam es ihn plötzlich wie eine gewisse Scheu, er wagte es nicht, ihr auch nur mit dem kleinsten Kompliment zu nahen, er wäre sich schrecklich albern und geschmacklos vorgekommen. Dafür sah er sie nun wenigstens an, die nachlässige Grazie ihrer Haltung, das feine Profil, die sanfte Rundung der Wange, das kleine Ohr. Ihm fiel dabei ein, was Frau von Herskott von ihrer Cousine und deren Vorliebe für sein Bild gesprochen hatte. „Vera erwärmt sich nicht leicht. Schön mag sie sein wie die marmornen alten olympischen Göttinnen, aber eben so kalt, daher ist die Sache ungefährlich, und ich kann Sie dreist meiner Cousine bringen.“

Er hatte sich auf den heutigen Abend, die verheißene Bekanntschaft gefreut, und nun saß er zum zweiten Mal stumm neben ihr und konnte nichts andres, als sie ansehen. Freilich gerade genug für sein Künstlerauge.

In diesem Augenblick trat die Staatsrätin über die Schwelle. „Nun, was sagst Du Vera,“ rief sie lustig, „ist meine Überraschung gelungen? Und Sie, ter Welp, habe ich Ihnen zu viel versprochen? Ich sah Deine erstaunte Miene, mein Schatz,“ wandte sie sich wieder an ihre Cousine, „als Dich ein fremder Herr aufforderte, und wäre ich nicht gerade so völlig in Anspruch genommen gewesen, hätte ich mir die Sache ganz in der Nähe besehen, aber man hat ja keines Atemzuges Länge für sich.“

Ter Welp war aufgestanden, um der Hausfrau seinen Platz anzubieten, aber Georgine stützte sich nur leicht auf die Lehne des Sessels, hinter dem sie stehen blieb. Die rastlosen Augen in dem feinen blassen Gesicht, das recht gut ausah, aber keinen Anspruch auf Schönheit machen konnte, wanderten von einem zum andern.

„Sie müssen nicht sonderlich unterhaltend ge-



wesen sein, ter Welp; Vera sieht um kein Jota animierter aus, als wenn sie Durchlaucht an ihrer Seite hat, und das will nicht viel sagen."

"Wir haben ernsthaft miteinander gesprochen," unterbrach sie Frau von Konreuth etwas unzufrieden, „das ist mehr als man sonst erwarten kann."

"Guter Gott! Ernsthaft unterhalten, während nebenan Wiener Walzer erklingen und man jung ist! Ter Welp, ich hatte wirklich darauf gerechnet, daß Sie einen guten Einfluß auf meine Cousine haben sollten, Ihr Bild machte bereits den Anfang, sonst müßte ich Vera endgültig aufgeben. Sie ist sechs- undzwanzig Jahr und hat das Air einer Greisin von siebzig. Selbst die gute Excellenz Murbach ist noch lebensfroher wie sie, das ist Unnatur, und alle Unnatur ist mir gründlich verhaßt."

Ter Welp unterdrückte ein Lächeln.

Frau von Herstott, an die er durch einen Münchener Bekannten empfohlen war, erschien ihm mit ihrem Lodengewirr, das fast auf die Augen herab hing und in seiner rotblonden Farbe die Hand des kundigen Friseurs verriet, dem matten Teint und dunkel umrandeten Augen auch nicht als das Prototyp der Natur.

"Übrigens, Lorenz ist vorhin nach Hause gefahren, er soll sich nicht wohl gefühlt haben, wie mir Hilbe sagte."

Vera erhob sich sofort. „Lorenz? Warum ließ er es mich denn nicht wissen?"

"Hilbe meinte, er hätte Dich gesucht, es wird wohl nicht so arg gewesen sein."

"Auf alle Fälle will ich ihm folgen. Adieu, Georgine, leben Sie wohl, Herr ter Welp."

"Ach Unsinn!" rief Frau von Herstott ärgerlich. „Du weißt doch, daß Lorenz alle Augenblicke irgend etwas spürt. Laß ihn ruhig ausschlafen und bleibe hier. Daß es nichts Ernstes war, siehst Du schon daraus, daß er nicht einmal mit Schrattenbach gesprochen hat."

"Gleichviel," sagte Vera entschieden, „es ist meine Pflicht."

"Prinz Philipp ist wütend, Du hast ihm vorhin einen Tanz abgeschlagen."

"Weil ich ermüdet war."

"Aber mit ter Welp hast Du doch getanzt! Der Prinz beklagte sich jammervoll über Dich, und um ihn zu besänftigen gelobte ich Dich ihm feierlichst als Tischdame."

"Das thut mir leid, er wird schon Ersatz finden," sagte Vera merkwürdig ungeduldig.

Hendrik stand stumm dabei. Wieviel ihm daran lag, daß die schöne Frau, die sein Künstlerauge entflammt hatte, blieb, so sehr er sich auf eine Fortsetzung ihres Gesprächs gefreut hatte, er wagte kein Wort. Außerdem stand sie ihm jetzt ungünstig. Von irgendwoher kam ein Schatten, der ihr schönes Gesicht verdunkelte, sie erschien ihm wieder so kalt und unnahbar wie er sie zuerst gesehen, ehe er sich ihr näherte.

Als sie an ihm vorüberging sagte er halblaut: „Pflichten! Auch eine Bürde der großen Landstraße, gnädige Frau." Sie nickte ernsthaft. Ich kenne sie

genau . . .! sagten ihre dunklen Augen, als sie sich zum letzten Mal auf sein Gesicht besehten.

"Ich begreife die Frauen nicht, die es über sich gewinnen, ihren Männern stets nachzulaufen," begann Georgine ärgerlich, sich in Veras verlassenen Sessel werfend und die Füße gegen das Bronzegitter stemmend. „Mir fiel das im Traum nicht ein! Dies ewige Nörgeln und Stöhnen von Lorenz brächte mich um, wenn ich seine Frau wäre. Aber Vera, — immer geduldig, immer lammesmäßig! Ach ter Welp, das ist eigentlich nicht für Ihre Ohren bestimmt, ich weiß es wohl, aber denken Sie nur, mir so davon zu laufen kurz vor dem Souper. Wo soll ich nun für den Prinzen eine Dame hernehmen? Ich bin wahrhaftig ärgerlich!"

"Frau von Konreuth kann doch am wenigsten dafür, wie mir scheint!" warf er ein.

"Allerdings nur mittelbar. Aber warum ist sie so temperamentlos! Das sollte mir nur mein Mann immer so machen. Ich bin überzeugt, Lorenz hat Sie mit Vera sprechen sehen, und das ist der ganze Kern der Gesichte!"

"Aber um Gotteswillen, gnädige Frau," fuhr er betroffen auf.

"Ja, er ist eifersüchtig, der gute Mann, das ist ein öffentliches Geheimnis, und sage ich es Ihnen nicht, so erzählt es Ihnen heute abend doch ein anderer. Im Ernst, er hat es nicht nötig. Diese Frau hat bei all ihrer Schönheit keinen Tropfen warmen Blutes, und oft, wenn ich sie so ansehe, wandelt mich die Lust an sie zu kneifen, ob sie auch „Au" schreit. Deshalb macht sie auch niemals etwas aus sich, und man hält sie für dumm. Es war schon ein Ereignis, daß sie sich für ein Bild interessierte und ich hoffte im Geheimen auf Sie, ter Welp. Sie haben aber greulich Fiasko gemacht, wie ich sehe."

"Wie grausam, meine gnädigste Frau."

Er hatte sich wieder in seinen verlassenen Sessel gesetzt, zu einem abermaligen tête à tête, nur daß es diesmal ohne besonderen Reiz für ihn war. Georgine blickte ihn lächelnd von der Seite an.

"Ja, schämen Sie sich, ich hatte Ihnen mehr zugetraut," sagte sie in der halb launigen, halb frivolen Manier, die ihr eigen, „aber sie haben recht wenig Eindruck auf meine Cousine gemacht."

Er sah sie durchdringend an. „Darf ich so unbescheiden sein zu fragen, meine gnädigste Frau, weshalb Sie das Gegenteil so dringend wünschen?"

Sie zupfte an ihren Stirnlöchchen und spielte mit ihren Armbändern. „Mein Gott, ich bin eben eine schrecklich gutmütige Frau," sagte sie so obenhin, „mich dauert es, wenn ich sehe, wie jemand das große, unwiederbringliche Gut — die Jugend — achlos verschleudert. Ich möchte meiner Cousine ein Interesse gönnen, irgend etwas, das sie von dem langweiligen Krankenwärterinnendienst abzieht, den ihr Mann von ihr verlangt. Irgend einen Reiz — ein wenig Lebenslust . . ."

"Blumen," sagte er unwillkürlich halblaut.

"Blumen vom Rand der staubigen Landstraße."

Georgine lachte. „Was sagen Sie da? Blumen? Ja, bester ter Welp, wenn Sie die Eitelkeit haben,

sich selbst mit derartigen interessanten Vergleichen zu beglücken, bin ich eigentlich am Ende meiner Schmeicheleien. Nein, daß Sie für Vera zu einer Blume werden sollen, will ich gar nicht einmal sagen, nur sie ein wenig ablenken, zerstreuen, — wahrhaftig sie dauert mich.“

„Und fürchten Sie nicht, gnädige Frau, daß das ein sehr gefährliches Spiel werden könnte?“

„Für wen? Für Sie etwa? Bah, verehrter Freund, Künstlerliebe-Strohfeuer! Das lobert auf und erlischt. Für Sie ist mir nicht bange, dazu giebt es zu viel schöne Frauen auf der Welt; ‚Variatio delectat‘ heißt es bei Euch. Und für Vera? Frauen wie die sind gefeit. Wenn deren Empfinden ein paar Grad über Null steigt, so schadet das niemals, es bewahrt sie nur vor dem Erfrieren. Übrigens Scherz beiseite, alle Ihre verführerischen Gaben anerkannt, ich glaube nicht einmal, daß Sie gerade der rechte Mann wären, Vera auf die Dauer zu gefallen. Sie sind eitel, mein Freund, und tugendhafte Frauen fürchten eitle Männer aus Instinkt.“

„Ich bin nicht eitel,“ widersprach er fast heftig. „Doch, Sie sind es. Beweis, daß Sie geärgert und zerfahren aussehen, seitdem Sie meiner Cousine keinen Eindruck gemacht haben. A propos, möchten Sie sie malen?“

„Ich wüßte nicht, was mir eine größere Freude sein könnte, ein künstlerischer Genuß. . .“

„Ja, aber ich glaube doch nicht, daß Lorenz schließlich darein willigen wird, er ist in manchen Dingen ein wunderlicher Heiliger. Sie haben ihn nicht gesehen — schade! Er paßt gar nicht zu seiner Frau.“

Hendrik brannte vor Begierde, etwas Näheres über Frau von Konreuth zu hören, wagte aber nicht zu fragen, vielleicht verübelte man es ihm doch nachträglich, wenn er sein Interesse allzu unverhüllt kundgab. Die großen Damen sind bei all ihrer Vertraulichkeit doch manchmal wunderbarlich, sobald es sich um Dinge handelt, die sie als Ubergrieffe ansehen können; er war durch Erfahrung gewizigt und deshalb vorsichtig geworden. Aber Frau von Herzkott schien vertrauensselig aufgelegt, wenigstens in Bezug auf eine andere. Sie stützte den Arm auf das Polster, streifte langsam den Handschuh von der Rechten und fuhr fort:

„Vera ist ein eigentümliches Geschöpf, gar nicht wie andere Frauen, darin liegt auch eine gewisse Entschuldigung für Lorenz. Würde sie ihn einmal brüskieren, einmal einen ordentlichen Zank mit ihm haben, glauben Sie mir, er wäre anders zu ihr.“

Sie kam nicht weiter, Prinz Philipp, der apanagierte Sproß eines kleinen Fürstenhauses, trat in glänzender Dragoneruniform über die Schwelle und eilte auf die Staatsrätin zu.

„Pardon, wenn ich störe, Gnädigste, aber ich sah soeben, daß Frau von Konreuth mit Ihrem Fräulein Tochter den Saal verließ, sie ist doch nicht schon aufgebrochen?“

„Allerdings, zu meinem aufrichtigen Bedauern, ihr Mann ist unwohl geworden, Durchlaucht, da begreifen Sie doch, daß die Gattin keine Ruhe hat.“

Es klang etwas spöttisch, und der Prinz fürchte

die Stirn. „Ich habe ganz besonderes Unglück mit Frau von Konreuth,“ sagte er pikirt, „als ich um einen Tanz bat, war sie ermüdet, und vor dem Souper fährt sie nach Hause.“

„Ich verspreche Ihnen jeden nur möglichen Erjaß, Durchlaucht,“ jagte die Staatsrätin zuvorkommend, „bitte, treffen Sie selbst die Wahl.“

Prinz Philipp strich über seinen hellen, noch sehr dünnen Schurrbart.

„Darf ich mir dann die Ehre ausbitten, Sie, meine gnädigste Frau führen zu dürfen? Mit Fräulein von Herzkott habe ich auch trübe Erfahrungen gemacht.“

Georgine biß sich auf die Lippen. So leicht und weltmännisch der Ton auch war, in dem der Prinz sprach, sie merkte eine gewisse Indignation heraus, und dann ärgerte es sie, daß er erst jetzt darauf kam, um ihre Gesellschaft zu bitten.

„Lieber Gott, Durchlaucht, machen Sie mich nur nicht für die ungezogenen Eigentümlichkeiten meiner Stieftochter verantwortlich, das wäre zu viel für mich,“ wehrte sie etwas gereizt. „Stiefmütter, die nicht viel älter sind, haben meist einen schweren Stand. Darf ich mir erlauben, Ihnen Herrn ter Welp vorzustellen? Der Maler des berühmten Bildes: ‚Auf der großen Landstraße‘.“ Prinz Philipp sah gönnerhaft drein:

„Ich weiß — ich weiß, Excellenz Murdach hat mich schon auf den Herrn aufmerksam gemacht, als Frau von Konreuth ihm liebenswürdig den Tanz gewährte, den sie mir verweigerte. Die Künstler sind doch glückliche Leute, überall bevorzugt, überall gern gesehen, besonders bei den Damen.“

„Daß ich nicht wüßte!“ bemerkte Hendrik trocken. „Was war ihm Prinz Philipp!“

Er fand diesen hochgebornen Schwäzer mit dem ausdruckslosen Gesicht und dem blitzenden Monocle im Auge einstweilen unausstehlich und war nur zu sehr geneigt, seinen Gefühlen in diesem Punkte keinen Zwang anzuthun. Die ganze Eitelkeit und Selbstherrlichkeit des Künstlers saß ihm im Nacken und flüsterte ihm zu, daß er nicht nötig habe, sich vor jemand geringer zu fühlen, der eine geschlossene Krone trug. Das war Zufall, Geburtsrecht, das jenen so hoch hob, bei ihm aber war die Stellung, die er sich errungen, eigene Schöpfung, folglich galt sie mehr, mußte sie mehr gelten als jene.

Georgines dunkle Augen hasteten fest auf ter Welps Gesicht, sie sah seine Verstimmung deutlich, und es belustigte sie jetzt! — einen Augenblick vorher hatte sie ein peinvolles Empfinden von Furcht gehabt. — Wenn der Maler, den sie selbst doch erst so kurze Zeit kannte, sich nicht völlig korrekt benahm, wenn es zu einer noch so geringen Reibung zwischen diesem unberechenbaren Künstlertemperament und dem Prinzen kam, auf dessen Verkehr sie so stolz war, wie unangenehm für die Hausfrau. Sie war sofort entschlossen, dann Partei für die Durchlaucht zu nehmen, wenn ihr auch der Verlust des talentvollen Künstlers leid that. Nun atmete sie unmerklich auf, als der Moment vorüber. Ter Welp war also ein vollendeter Gentleman, mit dem sie keine Gefahr lief, das gefiel ihr außerordentlich.

Sie lächelte ihm zu, als er sich höflich vor dem Prinzen verbeugte und rief dann aufstehend:

„Soll ich Ihnen Gesellschaft schicken, ter Welp?“

Es gelüstete ihm wenig darnach, und er war froh, als er das Paar im Tanzsaal verschwinden sah. Ihm war zu Mute, als müßte er regungslos träumen, willenlos, sich nur der angenehmen Erinnerung bewußt, daß seit langer Zeit wieder einmal eine Frauengestalt seinen Lebensweg gekreuzt, die ihn beschäftigte und interessierte. Es gehörte für ihn mit zur Lebensbedingung, daß seine Phantasie in Thätigkeit war, er glaubte sonst nicht arbeiten zu können, aber er war verwöhnt und anspruchsvoll, und es gelang nicht leicht, ihn zu reizen. —

### Zweites Kapitel.

Als Vera den Tanzsaal durchschritt um sich zu entfernen, löste sich aus der Gruppe der jungen Mädchen Hildegard Herzkott und kam auf sie zu. Die hübschen, ernsten Augen in dem kaum zwanzigjährigen Gesicht blickten mit mitleidiger Aufmerksamkeit auf ihre Verwandte.

„Du willst auch gehen, Vera?“

„Ja Hilbe, aber bitte ohne Aufsehen. Seit wann ist Dein Onkel fort? Hat er Dir einen Auftrag hinterlassen?“

„Nein, nichts. Er sah in Mamas Boudoir hinein und — o Vera, er sah Dich und Herrn ter Welp.“

„Vorausichtlich, da wir ja groß genug sind.“

„Onkel fuhr zurück, und gleich darauf sah sein Gesicht so gelb aus, wie das einer Citrone.“

„Hildegard!“

„Vera, verzeih, verzeih! Wir wissen es ja doch alle, daß Onkel nicht gut zu Dir ist, daß er Dich quält, und ich bin seither keinen Augenblick froh gewesen. Am liebsten wäre ich zu Dir hineingelaufen, aber ich glaubte, es würde Dir Vergnügen machen, den Maler Deines Lieblingsbildes kennen zu lernen.“

„Das hat es auch.“

„Wie gefiel er Dir?“

„O gut — er ist ein sehr schöner Mann, nur hatte ich ihn mir anders gedacht — reifer — älter.“

Sie standen in der Garderobe, die durch eine Glasthür von der Treppe abgeschlossen war.

„Ist mein Wagen schon zurück?“ fragte Frau von Konreuth den Diener, der ihr den pelzgefütterten Mantel umgab.

„Nein, gnädige Frau.“

Sie trat vor den großen Ankleidespiegel, Hilbe stand neben ihr.

„Wie lange kann es her sein, daß Onkel Lorenz Euer Haus verlassen hat?“ fragte sie halblaut.

„Reichlich eine halbe Stunde.“

„Dann will ich noch etwas warten. Aber Du, Hilbe, geh hinein, Du erkältest Dich sonst.“

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf, ihr Kleid war zwar leicht und der Temperaturunterschied bedeutend, aber in ihr lebte ein wahres Feuer der Teilnahme und des Mitgeföhls.

„Laß mich bei Dir bleiben,“ bat sie und lehnte sich leicht an Veras Schulter.

Gleich hoch und schlant gewachsen, wie sie waren, hätte man sie so lange für Schwestern halten können, als man ihnen nicht in das Gesicht sah, denn neben Veras frapperender Schönheit verblaßte Hilbes Liebreiz zur Unbedeutendheit, aber keine non ihnen hatte bisher davon auch nur einen Gedanken verschwendet.

„Ich dachte doch, der Wagen müßte längst hier sein,“ begann Hilbe halblaut. „Zwischen uns und Euch beträgt die Entfernung ja kaum zehn Minuten. Soll Friedrich einmal nachsehen?“ —

Die Antwort des Dieners lautete verneinend. „Das kann nur Absicht sein,“ diesmal flüsterte es Hilbe kaum verständlich ihrer jungen, geliebten Tante in das Ohr. „Glaube mir, Vera, um elf Uhr war Onkel fort, jetzt schlägt es bereits zwölf.“

„Friedrich soll mir eine Droschke holen!“

Der Diener verschwand wieder, und kaum war er gegangen, schlang Hildegard beide Arme um Vera.

„Arme! Liebe! Warum sprichst Du nicht einmal! Warum erleichterst Du Dein Herz nicht! Glaubst Du, ich fühlte nicht mit Dir? Ich wüßte nicht, welch hartes Los Du in Engelsgebuld trägst?“

In den Augen der Sprechenden standen dicke Thränen, alles an dem Mädchen atmete Zärtlichkeit und Hingebung. Vera versuchte zu lächeln, es mißlang und wurde nur zu einem schmerzlichen Zucken; sie preßte einen Augenblick die Hand ihrer Nichte, kurz, heftig, fast schmerzhaft, dann sagte sie, ohne sie anzusehen:

„Aber begreifst Du nicht, Hilbe, daß es Dinge giebt, über die man nicht sprechen kann! Die nur zu ertragen sind, so lange man darüber schweigt! Ich ginge zu Grunde, wollte ich nur einmal mein Schweigen brechen.“

Hildegard wüßte verstopfen die Thränen ab. Wie groß und heilig kam ihr die schöne Frau in ihrer qualvollen Selbstverleugnung vor. Sie hätte ihre Hände küssen, ihr tausend liebe, warm tröstende Worte sagen mögen, aber sie konnte es nicht. Wer bürgte ihr dafür, daß nicht jedes Wort an der verstickten blutenden Wunde rührte, die sie ja nur mit dem Instinkt ihrer warmen Mädchenliebe ahnte, ohne sich ganz darüber klar zu sein; dann war es auch schon zu spät, Doktor Schrattenbach trat in die Garderobe und sah sich suchend um.

„Ich freue mich, daß ich nicht zu spät komme, gnädige Frau, und Sie begleiten kann,“ sagte er hastig. „Hoffe zwar, daß Herrn von Konreuths Unwohlsein ganz unbedeutend ist, aber ich bin nun einmal ein solcher Sicherheitskommisarius, daß ich um einen Platz in Ihrem Wagen bitten möchte.“

„Sie wollen wirklich noch mitkommen, Doktor?“ fragte Vera erstaunt, fast betroffen. „Ich glaube es ist nicht nötig.“

„Sicher ist sicher!“ Er schloß seinen Pelz und langte nach seinem Hut. „Ihnen, gnädiges Fräulein, möchte ich auch noch in aller Eile ein Privatstimmium über Erkältungen halten. Wie unvorsichtig, hier im

Zuge zu stehen. Seien Sie froh, daß Sie mich nun nicht zum Tischgenossen haben."

"Nein, gar nicht!" sagte Hilbe bedrückt, und preßte die Hände ineinander. Sie hatte sich so auf diese Stunde bei Tische gefreut. Ein Zufall nur hatte ihr diese lange schon heimlich ersehnte Gelegenheit verschafft, und nun gab er es auf, ohne dringenden Grund, ohne ein Gefühl des Bedauerns, nur einer eifersüchtigen Laune ihres Onkels wegen. Daß man sich doch auf nichts freuen durfte, wollte man nicht gründlich enttäuscht werden!

"Im Ernst, Doktor, bleiben Sie hier, es thut mir leid, Sie noch in der Nacht zu bemühen, denn — ich glaube nicht völlig an Lorenz' Unwohlsein," begann Vera noch einmal.

"Nur auf Ihren Befehl, gnädige Frau."

"Daran denke ich natürlich nicht." —

"Die Droschke ist da!" meldete der Diener.

"Gute Nacht, Vera!" — "Gute Nacht, Hilbe!"

"Gute Nacht, Herr Doktor." —

Als Hildegard in den Tanzsaal zurückkehrte, kam ihr ihre Stiefmutter entgegen, das lachende Gesicht recht ärgerlich verzogen.

"Wo siehst Du denn, Hilbe!" Die scharfe, helle Stimme klang, obgleich gedämpft, doch zornig. "Der Prinz ist außer sich, er hat sich bitter über Dich beklagt. Weshalb tanztest Du nicht mit ihm, als er Dich aufforderte?"

"Weil ich mit dem Doktor engagiert war!"

"Du hättest es lösen können. Prinzen sind es nicht gewohnt, daß man sie ungezogen behandelt. Für die Zukunft merke Dir das, bitte!"

"Ich glaube, daß sich Doktor Schrattenbach ebenso wenig daran gewöhnen läßt," erwiderte Hilbe mit einem Anflug von Trotz, "und ich sehe nicht ein, weshalb ich gegen den eher ungezogen sein darf, als gegen den Prinzen?"

"Mein Himmel," sagte Georgine und sah ihrer Stieftochter mit ganz runden, erlauchten Augen in das Gesicht. "Was Du doch für ein Kind bist, Hildegard. Den Doktor laden wir nur aus Höflichkeit ein, er ist sonst unser Hausarzt und wird dafür bezahlt, der Prinz erweist uns aber durch seine Gegenwart eine Ehre. Das ist der Unterschied, den Du festhalten mußt."

"Für mich ist Doktor Schrattenbach denn doch etwas mehr, als nur der bezahlte Arzt unseres Hauses," sagte Hilbe entrüstet. "Ich achte und ehre den Menschen in ihm, der sich selbst hintenan setzt, um andern zu helfen, der etwas leistet, etwas ist. . . Ach Mama, ich glaube, Du verstehst mich nicht."

"Ich verstehe Dich," entgegnete Georgine bedächtig, "aber unbeschadet dessen erwarte ich, daß Du meinen Anordnungen folgst. Und nun mache nicht solch ein betrübtes Gesicht, Kleine, man könnte sonst glauben, ich hätte mit Dir gezankt."

"Und das darf man unter keiner Bedingung," dachte Hildegard bitter, indem sie sich abwandte.

Georgine aber beschloß, die heut abend gemachte Entdeckung vor allen Dingen im Auge zu behalten.

"Das wäre mir eine schöne Geschichte," überlegte sie, während sie sich wieder lächelnd ihren Gästen zu-

wandte, "Hilbe ist gerade in den Jahren einer überspannten Mädchenphantasie, und der Doktor vielleicht gar nicht abgeneigt, im Trüben zu fischen, trotz seiner Aïrs als bon homme! Daraus wird nichts, so lange ich hier noch die Zügel in den Händen halte." —

Frau von Konreuth und Schrattenbach waren mit einander die Treppe hinab gegangen. Schnee mit Regen gemischt schlug ihnen draußen fröstelnd entgegen, und sehr überrascht sah der Doktor auf den Mietswagen, der vor der Thür hielt, aber nur einen Augenblick, dann begriff er, und half ihr schweigend beim Einsteigen.

Die beiden Insassen des Wagens sprachen anfangs kein Wort. Vera saß aufgerichtet in der einen Ecke, die Hände lässig im Schooß, die großen, traurigen Augen auf die weißen zerrinnenden Flöckchen gerichtet, die unaufhörlich an die Scheiben tickten und im Wagen ein eigentümliches Halblicht erzeugten; nur ganz verstohlen warf der Arzt zuweilen einen scheuen, flüchtigen Blick in das schöne, feine Gesicht, in den sich Mitleid und Bewunderung mischten. Er mußte recht gut, weshalb er auf diesen ärztlichen Besuch zu so ungewöhnlicher Stunde gedrungen hatte! Das Recht dazu war ihm freilich von Konreuth in seiner wahnsinnigen Angst vor einem möglichen Tode gegeben worden, aber ob er es unter anderen Verhältnissen bei dieser Gelegenheit für sich in Anspruch genommen haben würde, das war eine andere Frage. Im Grunde war er ebenso überzeugt wie Vera, daß Lorenz' plötzliches Verschwinden mit ganz anderen Dingen zusammenhing als mit seiner Krankheit.

Auch er war in der Nähe gewesen und hatte es unwillkürlich beobachtet, in welcher Art Konreuth zurückgefahren, als er seine Frau mit ihrem Tänzer im Boudoir der Hausfrau gesehen hatte; ihm waren in der Länge der Zeit die Dornen nicht mehr unbekannt, die Veras Fuß täglich auf ihrem Lebenswege sand, und weil er bereit gewesen wäre, für die Reinheit und Tugend dieser Frau einen körperlichen Eid abzulegen, deshalb empörte ihn Konreuths eifersüchtige Bosheit bisweilen bis zum Haß, und zwang ihm auch heut abend die Maske des sorgsamten Hausarztes auf, wo er in Wahrheit doch nur darauf bedacht war, sie vor einem allzu heftigen Ausbruch eines krankhaft gereizten, boshaften Temperaments zu schützen.

Wohnte Vera etwas von dieser Ansicht? Plötzlich drehte sie sich zu ihrem Begleiter herum.

"Sie sollten sich wirklich nicht die Mühe machen, Doktor, wenn Sie nicht die Möglichkeit irgend eines ernstlichen Zufalls in Erwägung ziehen."

Er begriff recht gut, daß sie allein sein wollte und überlegte ernstlich, ob er ihr nicht am Ende den besten Dienst erwiese, wenn er zurückblieb; aber jede Fieber in ihm widerstrebte dem Gedanken. Eine schwache, schuldlose Frau und ein Mensch, dessen geistige Beschaffenheit schon lange nicht mehr völlig normal war, wie Lorenz Konreuth, ein Mensch, der dazu boshaft, egoistisch und brutal veranlagt war. — Nein, tausendmal nein! Wozu war er denn Arzt und hatte die Macht in Händen, auf seinen Patienten einzuwirken, wenn er sie nicht einmal im Interesse der Frau anwenden wollte, die, das beklagenswerte Opfer

schredlicher Verhältnisse, in seinen Augen durch die Art wie sie es ertrug, zu einer Heiligen geworden war. Möchte sie ihn für aufbringlich halten, immerzu, das wollte er gern ertragen, wern es ihm nur gelang, sie unauffällig zu schützen.

Er lächelte still vor sich hin, als sie ihm abermals ein Zurückbleiben nahe legte, ein gutes warmes Lächeln, das aber auch gleichzeitig einen festen Entschluß ausdrückte, und Vera, die ihn angesehen, sagte darauf mit einem kleinen Seufzer:

„Ach, ich weiß, Doktor, Sie sind sehr eigensinnig.“

„Gnädige Frau,“ fragte er, als ob er sie ablenken wollte, „wer war der Herr, mit dem ich Sie zuletzt tanzen sah?“

„Der Welp! Der Maler des Bildes ‚Auf der großen Landstraße.‘ Hätten Sie das für möglich gehalten? Ich dachte ihn mir mit grauem Haar und reichen Erfahrungen.“

Sie hatte lebhafter gesprochen wie sonst, ein feines Rot flog momentan über ihr Gesicht. Schrattenbach wußte ja auch, wie sehr sie das aufgestellte Kunstwerk interessierte, ihm gegenüber brauchte sie aus ihrem Erstaunen kein Hehl zu machen.

„Der Welp!“ wiederholte er nachdenklich. „Und wie gefiel er Ihnen?“

„O, ich hatte nicht viel Gelegenheit ihn kennen zu lernen, höchstens eine Viertelstunde, die ich mit ihm sprach, und da war ich anfangs zu sehr überrascht; aber je mehr ich darüber nachdachte, je mehr finde ich, daß wir doppelten Grund zur Bewunderung eines so bevorzugten Menschen haben, bei dem das Genie die Erfahrung ersetzt. Wenn ich jemand beneiden könnte, wäre es einen produzierenden Künstler, nicht wahr, Doktor? Der schafft sich alles was ihn bedrückt und quält von der Seele, als wäre es nie vorhanden gewesen.“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Heinz Schrattenbach und drehte sein Gesicht so, daß es ziemlich im Dunkel war, „denn in mir sehen Sie nur einen Alltagsmenschen, gnädigste Frau, der nicht einmal besonderes Verständnis oder Sympathie für das hat, was der Künstler am nötigsten braucht — Phantasie. — Das Positive allein fordert mich zum Denken und Handeln auf, und das ist meist recht nüchtern im Leben. — Doch da sind wir, bitte reichen Sie mir jetzt die Hand, gnädige Frau, es ist glatt auf dem Trittbrett.“

Er stand vor ihr, von Floden umstäubt und nur matt von dem Licht der Laterne hinter ihm beleuchtet; groß, kräftig wie aus Erz gegossen; wer ihn so sah, mußte das Gefühl haben, es gäbe keine sicherere Stütze in den Stürmen des Lebens als Heinz Schrattenbach. Auch Vera teilte sich unwillkürlich diese Empfindung mit, während sie sich auf ihn stützend aus dem Wagen stieg und dabei zu den matt erleuchteten Fenstern der ersten Etage hinaufjah, wo sich der schattenhafte Umriß einer schmalshulterigen, langen Männergestalt mit auffallend kleinem Kopf zeigte.

„Lorenz ist noch auf,“ sagte sie und zog den Schleier tiefer in die Stirn hinab.

Das Vestibül, in das sie eintraten war völlig dunkel, so, als erwarte man niemanden mehr. Feucht-

narmer Luft, untermischt mit dem starken Duft großer Kübeloleander schlug ihnen entgegen.

„Was ist denn das,“ sagte der Doktor unmutig, „kein Licht hier und Sie noch nicht zu Haus, gnädige Frau. Die Dienstmoten sind doch unglaublich unzuverlässig! Warten Sie nur einen Augenblick.“

Ein Wachszündholz blüzte auf, dann entzündete er das Gas in der Schale die ein Rohr mit ausgestrecktem Arm emporhielt. „So, das wäre gethan! Wir stoßen nun wenigstens nirgends mehr an.“

Vera hatte schon die ersten Stufen der breiten Marmortreppe erklimmt, die ein durchbrochenes bronzenes Geländer an beiden Seiten begrenzte, jetzt drehte sie sich um und sah ihren Begleiter an.

„Ich danke Ihnen, Doktor.“

Ein flüchtiges Lächeln flog über ihre Züge, Heinz Schrattenbach sah aber nichts als die großen traurigen Augen in dem blassen Gesicht. „Du arme junge Frau,“ dachte er ergriffen „könnte ich Dir doch alles aus dem Wege räumen, das sich Dir entgentürmt, wie gern wollte ich Dir zur Seite bleiben!“ Aber er sagte nichts, als er langsam hinter ihr die Treppe emporstieg.

Droben in der ersten Etage knarrte leise eine Thür, so, als ob jemand vorsichtig ein Schloß wieder zudrückt. In der tiefen Stille ringsum hörte man das deutlich.

Während der Doktor in dem noch erhliten Vestibül ablegte — er zögerte absichtlich damit, — trat Vera im Mantel in das Zimmer ihres Vaters. Er empfing sie sitzend, zornige Bosheit in dem gelben faltenreichen Gesicht, das in dem gedämpften Licht der niedrigen Lampe einen abstoßenden Eindruck machte.

„Ah, Madame bemühen sich noch selbst! Zu viel Ehre, wahrhaftig! Aber was soll das heißen, diese Begleitung mitten in der Nacht!“ Er ballte die Faust — „Hast Du nicht an einem Liebhaber genug für den Abend? Müssen es gleich zwei sein?“

Sie gab keine Antwort auf seine Ausfälle.

„Du hattest Dich unter dem Vorwande von Unwohlsein zurückgezogen, Dein Arzt hielt es für seine Pflicht nach Dir zu sehn,“ sagte sie kalt.

„Ja Ausreden! Wenn man von Ausreden selig würde, Du kämest gewiß in den Himmel,“ höhnte er, „aber so . . .“ Sie trat dicht an seine Seite.

„Mäßige Dich, bitte,“ sagte sie halblaut aber entschieden, und ihr Blick glitt über die schlaff zusammengesunkene Gestalt des Mannes im Sessel, der nur noch das Lebensbedürfnis zu haben schien, seine Umgebung zu quälen. „Der Doktor kommt gleich.“

Heinz Schrattenbach trat ein. In dieser dämmerigen Umgebung von raffiniertem, fast weiblichem Luxus, der überall herrschte und im Gegensatz zu dem Mann im Sessel, fiel seine große, herkulische Gestalt, die energische Art, in der er den Kopf trug, die ganze Männlichkeit, die seine Erscheinung atmete, erst recht auf. Mit der sicheren Ruhe die immer das Rechte trifft, die ihm alle seine Patienten zu leidenschaftlicher Anhänglichkeit gewann, kam er auf Herrn von Ronreuth zu und bot ihm die Hand.

„Wie unrecht, mich nichts bei Herkotts wissen

zu lassen, ich wäre ja gleich mit Ihnen gekommen, wenn es ernst war. Was hat Ihnen gefehlt?" fragte er und zog sich einen Stuhl dicht neben den Hausherrn, der nun seinerseits die herabgeglittene Seidenbede wieder sorglich um sich breitete. Dabei lag ein cynisches Lächeln um den eingefallenen schmallippigen Mund, und höhnisch glomm es hinter den Brillengläsern hervor.

"Wirklich?!"

"Allerdings muß ich gestehn, daß meine Begleitung Ihrer Frau Gemahlin auch nicht ohne Nutzen war. Jrgend ein Nachlässiger hatte im Vestibül das Gas ausgelöscht, als ob niemand mehr erwartet würde."

"Ich hatte es befohlen," antwortete Lorenz von Konreuth triumphierend.

"So! — Weshalb?"

Der Doktor heftete seine klaren hellen Augen durchdringend auf sein Gegenüber, es war fast der Blick des Wändigers gegen ein zähnefleischendes Raubtier, und ebenso duckte sich auch nach einer kleinen Weile der schmale Kopf mit dem dünnen Haar zur Seite.

"Aus Sparfamkeitsrücksichten," knurrte er.

Schrattenbach lachte.

"Ja, das ist freilich nötig! Ich vermute auch, daß sich aus diesem Grunde Ihre Frau Gemahlin einen Mietswagen nehmen mußte!"

"Was geht Sie meine Frau an?" rief Konreuth geärgert und warf die Decke beiseite. "Ich dachte, Sie hätten es nur mit meiner Gesundheit zu thun, das ist Ihr Feld allein, Doktor."

"Und meine Pflicht als Gentleman, jeder Dame — verstehen Sie wohl — jeder Dame im gegebenen Fall meine Dienste anzubieten."

Konreuth nickte vor sich hin und lachte dazu, ein kleines, häßliches, kurzes Medern, seine Brillengläser funkelten.

"Ja, ja, bieten Sie nur so lange an, bis Sie endlich auch ein Haar darin finden, so geht es jedem von uns. Ich bin nur erstaunt, daß Sie meine Frau so geschwind aus den Krallen dieses interessanten Malers herausbekommen haben, ich hätte mir das nicht getraut — wahrhaftig nicht — ich hatte vorher meine Studien gemacht."

Der Doktor runzelte die Stirn.

"Sie thun Frau von Konreuth absolut unrecht, ich traf sie schon fertig angezogen, im Begriff die Garderobe zu verlassen, um nach Hause zu fahren."

"Aber Sie sind gern mitgekommen — wie?"

"Das kam so lauernd heraus. Die ganze Art des Mannes war empörend. Schrattenbach mußte sich ordentlich Gewalt anthun."

"Ich habe Ihnen darauf schon geantwortet. Es scheint mir jetzt an der Zeit, von Ihrem Unwohlsein zu sprechen," sagte er schroff.

"Nur nicht so hitzig, Doktor, ich weiß ganz allein, daß meine Frau schön ist, daß sie den Männern die Köpfe verdreht, aber alles Blendwerk, Doktor, glauben Sie mir — alles! Nur weil ich die Frauen kenne, weiß ich auch, daß bei ihnen eine feste Hand not

thut, und ich habe diese feste Hand, verlassen Sie sich darauf."

Er schloß die schmale gelbe Hand zur Faust, legte sie in den Lichtschein, der die eine Seite des Tisches traf, und betrachtete sie liebevoll mit schiefem Kopf. An den dünnen Fingern funkelten kostbare Ringe, aber die ganze unsympathische Persönlichkeit des Mannes schien in diesem Gließe einen besonderen Ausdruck empfangen zu haben, und Schrattenbach, dessen Augen der Geberde des anderen gefolgt waren, fühlte sich noch mehr als gewöhnlich von seinem Patienten abgestoßen.

"Weshalb also sind Sie bei Staatsrats aufgebroschen?" fragte der Doktor aufs neue, gerade auf sein Ziel losgehend. "Sie wissen, daß Sie mir nichts verheimlichen dürfen."

Gleich sank die schmale, haltlose Gestalt greisenhaft zusammen, scheu blickte er zu seinem Arzt empor.

"Steht es wirklich so schlimm um mich, daß Sie die Besorgnis hergetrieben hat, Doktor? Lieber Freund, machen Sie mich doch endlich einmal gesund! Ein solcher Körper ist schrecklich. Alles thut mir weh, alles! — Sie freilich weiß nichts davon — bei solch einer unverschämten Gesundheit, Doktor, kann man kein Mitgefühl erwarten — wenn Sie's nur einmal spüren wollte, — einmal!"

Und mit einem haßerfüllten, gierigen Ausdruck umfaßte er die Gestalt seiner eben wieder eintretenden Gattin.

"Lorenz, trinkst Du noch eine Tasse Thee mit uns? Herr Doktor, ich hoffe Sie leisten uns Gesellschaft, es ist ja noch früh genug dazu."

"Thee!" nörgelte Lorenz, "Thee! Welch ein Unsinn! Als ob man darnach die ganze Nacht ein Auge zu thun kann."

"O, ich schon!" erwiderte sie freundlich.

"Du, ja natürlich, Du! Du bist in allen Dingen die allein Maßgebende! Sei so gütig und nimm auch noch auf andere, weniger robust organisierte Menschenkinder Rücksicht, — wenn Du das kannst."

"Ich schließe mich Ihnen herzlich gern an, gnädige Frau," fiel ihm Schrattenbach hastig in die Rede, "eine Tasse Thee bei der feuchten Kälte und dem langen Heimweg wird mir gut thun."

"Und Du Lorenz? Was befehlst Du. Anna ist noch auf und kann Dir alles besorgen."

"Nichts! Laß mich in Ruhe," murmelte er verbissen.

Seine Gedanken drehten sich augenblicklich nur um eins, um die Sorge für seine Gesundheit. Es stand gewiß viel schlimmer um ihn, als Schrattenbach ihn glauben ließ, wozu sonst dieser Nachtbesuch. Er fürchtete sicherlich für sein Leben! Jede Stunde, jede kleine Zufälligkeit konnte ihm vielleicht den Tod bringen, und sein Arzt mußte das, hielt es ihm nur aus Menschlichkeit verborgen. . . Seine Gedanken begannen sich zu verwirren, eine folternde Angst erfaßte ihn. Er vergaß, daß ihm zuerst sein eifersüchtiges Mißtrauen zugerant hatte, dieser Besuch geschehe nur um Veras willen, er vergaß beinahe die Ursache, die ihn aus dem Hause seines Veters getrieben, die nichts weiter gewesen war, als das bos-

hafte Vergnügen, seine Frau aus einer Unterhaltung zu reißen, die ihr offenbar angenehm war; daß sie ihm sofort folgen würde, wußte er ja aus Erfahrung. So strafte er den Handfuß des Frechen, den er voll eifersüchtiger Wut mit angesehen, und gleichzeitig die Frau, die ihn gebuhlet hatte, ohne sich dabei bloßzustellen. Er hatte seinen Zweck erreicht, Vera saß ihm gegenüber, weit genug von dem Manne entfernt, den er schon deshalb mit scheelen Augen ansah, weil er der Maler des Bildes war, das seine Frau so bewegt hatte — den Grund ahnte er wohl — aber wo blieb sein Triumph? Nichts anderes hatte in diesem Augenblick Macht über ihn als die Angst vor dem Tode.

So saß er da, zusammengefauert, regungslos, voll Grauen nach Schmerzen spähend, die ihn irgendwo gepackt haben könnten. Und nun, da er nicht zugestehen wollte, daß sein ganzes Unwohlsein eine Finte gewesen, nun er voll Ohnmacht dasaß und auf seine Frau und den Doktor starrte, die am Theetisch einander gegenüber saßen, beide jung, gesund, in vollster Lebenskraft und Elastizität, da schlug der alte Haß, der stets in ihm wühlte, sobald er sah, daß diese Dinge auf der Welt nicht käuflich waren, wieder lobernd empor. Und gerade darnach gelüftete es ihn. Was hatte er sonst von seinem Reichthum?

Er konnte sterben mit Gold in den fleischen Händen, Gold auf den welken Lippen, Gold überall! Aber das Gold verlängerte ihm auch nicht einen Tag seines Lebens, es blieb zurück, wenn er von dannen mußte, es wurde Veras Eigentum. . . Er schickte einen schnellen, haßerfüllten, schrägen Blick zu dem jungen Weibe hinüber und preßte die schmalen Lippen fest zusammen; ein böser Gedanke durchzuckte sein Hirn, aber auch er ging zunächst wieder verloren in der peinigenden Angst um sein Befinden.

### Drittes Kapitel.

„Gute Nacht!“ sagte Heinz Schrattenbach, nach einer Weile aufstehend und seinem Patienten die Hand reichend. „Gehen Sie jetzt ohne alle Aufregung zu Bett und sagen Sie mir morgen, daß Sie gute Ruhe gehabt haben, Herr von Konreuth.“

Lorenz umklammerte den Arm des Arztes.

„Gehen Sie nicht, Doktor, gehen Sie nicht! Denken Sie, wenn es schlimmer würde! Bleiben Sie die Nacht im Fremdenzimmer, damit ich Sie zur Hand habe, Sie glauben gar nicht, wie elend ich mich fühle —“ klagte er wimmernd.

„Das ist nicht nötig, nehmen Sie nur Ihre Tropfen und dann Ruhe — Ruhe und noch einmal Ruhe. Gute Nacht!“ Schrattenbach befreite seinen Arm fast etwas gewaltsam aus den dürren, ihn umklammernden Fingern, die ihm, gegen seinen Willen, stets einen gewissen Abscheu einflößten, und wandte sich zu Vera.

„Auch Sie gehen jetzt zur Ruhe, meine gnädige Frau.“ Er zögerte absichtlich, damit sie eher als er das Zimmer verlassen sollte, aber sie that es nicht, sie wußte, daß Lorenz von ihr seine beruhigenden

Tropfen erwartete und entzog sich niemals einer der vielen Anforderungen, die er an sie zu stellen liebte. Sie band sich auf das strengste an das, was sie für ihre Pflicht hielt und war für ihren Mann stets die opferbereiteste Pflegerin.

Raum fiel die Thür hinter dem Doktor zu, begann Konreuth: „Hat Dir Schrattenbach irgend welche beunruhigende Mitteilung über meinen Zustand gemacht, Vera? Sag' mir die Wahrheit, ich will es wissen.“

„Nein gar nicht, wie kommst Du nur darauf?“ fragte sie erstaunt.

„Sein nächtlicher Besuch bei mir — seine Sorge um mich — sag' mir die Wahrheit, Vera.“

Sie blickte über ihn hin, die Angst stand ihm deutlich lesbar in seinem jammervoll verzerrten Gesicht, den dicken Schweißperlen der Stirn; sollte sie ihm mitleidig sagen, daß sie die Vermutung habe, Schrattenbach wäre nur zu ihrem Schutz mitgekommen? Es würde ihn freilich beruhigen, aber auch gleichzeitig das grünäugige Ungeheuer seiner rasenden Eifersucht aufstacheln, und der Doktor ihm zum Opfer fallen. Nein, das hatte er nicht verdient — sie besaß nicht das Recht, ihn dem Zorn ihres Gatten zu überantworten.

„Er hat mir nur dasselbe gesagt wie Dir, Ruhe sei vor allen Dingen notwendig.“

„Und wo soll ich Ruhe hernehmen,“ freischte Konreuth plötzlich auf, „wenn ich doch eine Frau habe, die mir täglich die Galle ins Blut treibt. Du willst mich töten, sage es nur dreist, mich töten durch fortgesetzten Ärger und wenn es Dir gelungen, nachher mit meinem Gelde die große Dame spielen, nicht wahr? Welch' eine andere anständige Frau läßt sich sonst wohl von solch' einem hergelaufenen Kerl wie dieser Maler, süße Augen machen und sich die Handfläche küssen. Ich weiß es jetzt noch nicht, weshalb ich nicht dazwischen fuhr.“

„Ja, ich weiß es auch nicht,“ sagte sie ruhig, die Hand leicht auf den Tisch stützend, vor dem sie stand. „Vermutlich aber wohl deshalb, weil Du die felsenfeste Überzeugung hast, ich selbst werde nichts Ungehöriges dulden.“

„So? Wer sagt Dir das?“ höhnte er herausfordernd. „Kannst Du überhaupt fühlen wie andere gesittete, anständige Frauen? Woher denn? Wer hat es Dich gelehrt?“

Sie war noch um einen Schein blasser geworden, ihre dunklen Augen sprühten auf.

„Mein eigenes Empfinden,“ sagte sie energisch und sah ihn an, „Du freilich nicht, Lorenz, Du nicht! Alles was Gutes und Edles in einer Menschenseele lebt, Du verstehst es zu vergiften und zu zerstören, daß auch keine Spur mehr davon übrig bleibt, mag man sich dagegen wehren, so sehr man will, und wenn ich bis jetzt geblieben bin was ich war — Du hast kein Verdienst daran.“

„Vielleicht Dein Vater?“ fragte er mit der ganzen Bosheit deren er fähig

Sie sah ihn nur stumm an, und diesmal senkte er doch für einen Augenblick die Augen.

„Das liegt einmal im Blut,“ fuhr er erbarmungs-

los fort und trommelte mit den dünnen Fingern ein Marschtempo auf der Tischplatte umher, „Deine Natur treibt Dich. Von Deiner Mutter weiß ich nichts, aber Dein Vater war ein Spieler und Trinker, ein Mann, der das Wort ‚Ehre‘ nicht von weitem kannte. Er setzte Dich, sein einziges Kind, auf eine Karte und verspielte Dich gegen mich. Du kannst von Glück sagen, daß ich Dich heiratete damals, weil ich so vernarrt in Dich war, was wäre Dir sonst übrig geblieben als die Schande, bettelarm, schön, jung und verlassen, wie Du damals warst.“

„Vielleicht der Tod,“ sagte sie langsam mit einem tiefen, zitternden Ton in der Kehle.

„Geschwäg! Mit neunzehn Jahren geht man nicht in den Tod, sondern . . .“ er hielt doch inne, obgleich sie ihn nicht einmal ansah. Ihre hohe, schlankte Gestalt umfloß ein solcher Hauch von Reinheit und Jungfräulichkeit, daß ihm selbst das Bewußtsein der Lächerlichkeit seiner Anklagen kam. Aber das empörte ihn aufs neue gegen sie.

„Liebes Kind,“ sagte er kalt, „es ist durchaus nötig, daß ich Dir manchmal den Schmutz vorhalte, in dem Deine Jugend steckte. Ich bin ein alter Praktikus, glaube wohl an Vererbung böser Eigenschaften, aber niemals an Tugend bei einer Frau. Wenn der Rechte kommt, sind sie alle zu haben. Und Gott bewahre mich, was Euch oft als der Rechte erscheint! Ihr seid ein erbärmliches Geschlecht, das man entweder kaufen oder händigen muß. Es lohnt eigentlich nicht der Mühe, Euch zu besitzen. Der Philosoph wird Euch auch weder heiraten noch verführen, hat er aber einmal diese Dummheit begangen, dann wenigstens dafür sorgen, daß Euch nicht jeder Schnurrbart gefährlich wird.“

Er schwieg einen Augenblick, leuchtend, hustend, auf der Stirne Schweißperlen.

„Bist Du zu Ende?“ fragte Vera ruhig und griff nach der Schleppe ihres Kleides, um zu gehen.

„Nein, noch nicht. Ich verbiete Dir, daß Du mit diesem Maler in irgend welche Beziehungen trittst, ich verbiete Dir, ihn in mein Haus einzuladen und Georginen werde ich dasselbe sagen.“

„Warum?“ fragte sie, sich hoch aufrichtend. Ein plötzliches Gefühl von Schreck und Scham befiel sie. „Ist es nicht genug, wenn Du mir das sagst? Ich habe noch stets Deine Befehle respektiert. Es ist ja Dein Haus, in dem Du der Herr bist.“

„Das schließt noch nicht aus, daß Du außerhalb desselben machst, was Du willst. Georgine hat mir von Deiner lächerlichen Schwärmerei für das alberne Bild wohl erzählt.“

„Und was knüpfst Du daran?“

„Daß Dir der Schöpfer dann auch gefährlich werden könnte, Ihr liebt ja so etwas Ideales, Schmachtlappiges. Aber bei Gott, das dulde ich nicht! Noch lebe ich — noch trägst Du meinen Namen, und ich bin Dein Herr in Bezug auf Deine Ehre.“

„Ich werde ihn nicht wiedersehen,“ jagte sie ruhig, „wenn Dich das befänstigen kann.“

Er schwieg einen Augenblick überlegend. „Gut! Gut! Aber wer garantiert mir dafür, daß Du Dein

Wort hältst? Ja, wenn Du wie Georgine wärst! Die Frau liebt ihren Mann und macht ihn glücklich trotz des Unterschiedes der Jahre.“

Sie wandte sich zu ihm und sah ihm überrascht in das Gesicht; einen Augenblick schien es, als wollte sie etwas sagen, dann schloß sie die Lippen desto fester, aber ein Zucken flog über ihr Gesicht, halb Verachtung, halb Belustigung, doch Lorenz bemerkte es nicht.

„Ja, Georgine ist eine anständige Frau,“ sagte er wieder, „mit der wird man leicht fertig. Sie akkomodiert sich den Verhältnissen und ist immer lustig und liebenswürdig. Warum kannst Du nicht auch so sein!“

Sie faßte nach dem Tropfenglas ohne zu antworten und mischte ihm den Schlaftrunk, ihre Hände zitterten unmerklich dabei, ein Gefühl von Ekel vor dem ganzen Dasein peinigte sie. Ihr Mann sang der Frau seines Betters ein Loblied und verdächtigte sie! Wie sonderbar es doch in der Welt zugeht!

Als sie endlich in ihr Schlafzimmer kam, ließ sie alle Lichter löschen und schickte das Mädchen fort. Die gute Seele, die ihre Herrin leidenschaftlich liebte, weil sie genau wußte, was für ein Leben die schöne junge Frau an der Seite dieses alternden boshaften Mannes führte, war wie immer besorgt gewesen, ihr wenigstens nach besten Kräften äußeres Behagen zu bereiten. Im Kamin glimmte friische Blut, die seidenen Kissen waren lockend aufgebreitet, der Nachtrunk stand bereit — nun ging sie auf leisen Sohlen hinaus, denn ihre gütige, aber schweigsame Herrin hätte kein sichtbares Zeichen ihrer Anhänglichkeit geduldet.

Endlich also war sie allein, und mit einem Seufzer der Befriedigung sank sie in den Sessel vor dem Kamin. Ihr war zu Mut, als hätte sie viel — ungeheuer viel zu denken, und sie wußte doch nicht was, als bedeute dieser Abend etwas in ihrem Leben, und doch war sie sich nicht klar weshalb!

Den Kopf an die Lehne gedrückt, die Arme über ihm verschränkt lag sie da und sah in die verglimmenden Kohlen. Hendrik ter Welps Gesicht stand deutlich vor ihr, wie sie es in ähnlicher Beleuchtung im Douboir ihrer Cousine gesehen; ein schönes Gesicht! Aber sie war es sonst nicht gewohnt, die Menschen auf ihre Schönheit oder Häßlichkeit zu taxieren. Es mußte etwas anderes sein, das sie anzog, etwas Geistiges, über das Gewöhnliche erhabene. Vielleicht war es die Künstlerseele in ihm, die ihr aus seinen Augen entgegenstrahlte, die in sich selbst das Verständnis für so wechselvolle Empfindungen barg, an die andere nicht einmal mit einem Gedanken heranreichen. Ob er wohl glücklich war? Ganz befriedigt von seinem Schaffen, ganz eins mit seiner Kunst? Sie hatte schon manchmal vor seinem Bilde darüber nachgedrüberelt, aber da hielt sie ihn für einen reifen, abgeklärten Mann — nun begriff sie sich kaum. Das war noch keine Reise, kein geistiges Herabschauen auf die Landstraße des Lebens, das war noch schmerzhaftes Ringen mit der Bürde, die auch ihm vielleicht zu tragen mitgegeben war. Sie fühlte deutlich, daß die Entwicklung eines Künstlers Kämpfe fordern müsse, an der der ganze Mensch zugleich beteiligt sei, und



in ihr wurde der Wunsch rege, zu sehen, ob diese Kämpfe nun auch den ganzen Menschen läutern, nicht verbittern, wie sie an sich selbst so oft erfuhr.

„Und doch wirst Du ihn nicht wiedersehen,“ dachte sie traurig, als ihr das Versprechen einfiel, das sie ihrem Manne gegeben, dessen knöcherne Hand ihr wieder einmal ein Stückchen Freude zerdrückt hatte, wie es seine Beschäftigung schon seit Jahren war.

Ihr fiel es nicht ein, nach irgend einem Kompromiß zu suchen, es stand fest bei ihr, daß sie ihn nicht wiedersehen durfte; aber vielleicht erfuhr sie einmal durch andere von ihm — durch Georgine . . . Sie erhob sich plötzlich aus ihrer liegenden Stellung, setzte sich aufrecht und schüttelte sich wie vor etwas Häßlichem. An dieser Frau hing der Gatte mit einer für sein Alter beinahe lächerlichen Leidenschaft, die für Hilde kaum noch ein kleines Stückchen Gefühl übrig ließ, überall liebte man sie, huldigte ihr, umkleidete sie mit dem Heiligenschein einer vortrefflichen Frau und Mutter. Nur Vera wußte, daß Georgine gewiß nicht mehr das Recht hatte, sich so zu nennen. War sie doch einst die unfreiwillige Zeugin von heißen, leidenschaftlichen Küßten gewesen, die ihr Jugendfreund Georginen in einem unbewachten Augenblick auf die Lippen gedrückt, und die diese ehrbare Frau nicht minder heiß erwiderte; sie hatte den zitternden Ton der begehrenden Leidenschaft gehört, in dem seine Worte an Georgines Ohr drangen, und da litt es sie nicht länger auf ihrem ungewollten Lauscherposten, sich dazwischenstellend, hatte sie sofortige Trennung, sofortige Abreise des jungen Mannes um den Preis ihres Schweigens den beiden Überführten zur Bedingung gemacht.

„Warum? Was geht es Dich an?“ hatte Georgine gefragt, und sie sah noch selbst in der Erinnerung mit einem unbehaglichen Gefühl das heiße Funkeln ihrer Augen.

„Ich will die Ehre Deines Hauses schützen, so gut ich kann,“ hatte sie damals geantwortet, sicher und ruhig in dem Bewußtsein, das Rechte erwählt zu haben.

Und er war gegangen! Wie hieß er doch gleich? Sie stützte den Kopf in die Hand und grübelte darüber nach, aber ihr Gedächtnis ließ sie im Stich, nur das wußte sie noch, daß er Marineuniform getragen.

Niemals war Vera der Gedanke gekommen, ob sie damals nicht hart und grausam gegen Georgine gewesen. Sie verachtete sie seitdem im tiefsten Herzen, wie sie sich selbst verachtet haben würde, falls sie etwas Ähnliches gethan. Ihre Grundsätze waren streng und tugendhaft, und sie hatte ihr ganzes Leben daran gesetzt, um sie sich so zu erhalten. Nicht der Hauch eines Gedanken hatte bisher einen Schatten darauf geworfen, trotz der Behandlung, die der Gatte ihr zuteil werden ließ, und das war bei dem großen Leid, daß ihr diese Ehe gebracht, ihr Stolz.

Mit Georgine hatte sie nie wieder auch nur eine Silbe über jene Scene gesprochen, alle Aufklärungen wies sie auf das Entschiedenste zurück. Außerdem hatte zwischen der Staatsrätin und ihr nie ein innerliches Band bestanden, und das äußerliche konnten

sie ohnehin nicht lösen, ohne der Welt Stoff zum Klatschen zu geben. Aber Vera hatte seitdem manchmal das Gefühl, als würde sie von der Frau gehaßt und diese warte nur auf die Gelegenheit, sich für das Geschehene an ihr zu rächen. Sie begriff sich selbst eigentlich nicht mehr, woher ihr diese Ahnung kam. Georgine mit ihrem leichtlebigen Temperament hatte anscheinend schon in kürzester Zeit alles vergessen, das bewies sie deutlich durch die erneute Freundschaft, die sie Vera entgegenbrachte, durch die lebenswürdige Sorge, ihr das harte Los an des Gatten Seite etwas zu erleichtern, und nur sie selbst war Schuld daran, daß kein wirkliches Freundschaftsverhältnis zwischen ihnen zustande kam.

Vier Jahre waren seitdem verflossen, und heute war Emil Herstkott noch ebenso glücklich im Besitz seiner Frau wie damals, und Georginens Stellung in der Gesellschaft die denkbar beste — ja, ihr eigener Gatte stellte sie ihr als Muster hin. Nur der Schein galt ihnen allen, nur Worte waren die landläufige Münze, die ausreichten zur Beurteilung eines andern.

Wie oft hatte Vera schon darüber gegrübelt, wie oft Bitterkeit für sich selbst aus diesen Gedanken gezogen; heute aber kam ihr zum ersten Mal die Frage nahe, ob es nicht doch am Ende einen Milderungsgrund für Georgine gegeben hatte. Wer sich sündenlos fühlt, ist so leicht bei der Hand im Nichten! Wie nun, wenn dieser junge Mann damals nur durch unüberwindliche Verhältnisse von Georginens Seite gerissen worden war, wenn sie ihn liebte . . . wenigstens geliebt hatte . . . Es war so schwer, ein Leben zu ertragen, in dem es nichts gab als Pflichten, nichts als Kampf mit dem eigenen Herzen.

Liebe! so lange sie denken konnte, hatte sie eine gewisse scheue Verehrung vor diesem Wort gehabt, es bezeichnete für sie etwas Erhabenes, Göttliches, etwas das den ganzen Menschen fordert und Himmelseligkeit dafür wiedergiebt. Ihr war es nicht auf Erden zu teil geworden; der Ring an ihrem Finger den sie sich freiwillig angesteckt hatte, er schloß sie aus den Reichen derer aus, die nach Liebe verlangen durften. Nur ihr Gatte hatte Anrecht an sie, ihr Gatte, der sich einbildete ihr Wohlthäter gewesen zu sein, während er ihr in Wahrheit zum grausamsten Kerkermeister und Folterknecht wurde. Was hätte er vielleicht schon aus ihr gemacht, wenn nicht in ihrer tiefsten Natur selbst der Abscheu vor einer jeden Herabwürdigung gelegen, wenn sie nicht so stark im Wollen, so pflichttreu im Handeln gewesen wäre. Aber war ein Mensch wie der andere? Konnte sie Georgine verurteilen, nachdem sie doch genau wußte, ihre Naturen waren so völlig verschieden, daß eine sich dem Verständnis der andern entzog?

Die Verachtung, die sie bis jetzt doch noch immer im stillen für ihre Cousine gefühlt, schwand gegen ihren Willen, ein Funke Mitgefühl regte sich dafür.

„Ob sie ihn vergessen hat?“ dachte sie grübelnd. „Ist es überhaupt möglich, etwas zu vergessen, was man einmal mit ganzer Seele, jeder Faser des Herzens geliebt hat?“ Und dann stand sie auf.

„Wie komme ich nur auf die alten Geschichten?“ fragte sie sich halblaut und strich über die Augen.

# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## Weihnachten.

Es war zur jetzigen Weihnachtszeit,  
Schneeflocken flogen weit und breit  
Und deckten dicht die Erde.  
Da sprach er glücklich, stolz zu mir:  
„Das nächste Christfest feiern wir  
Vereint am eigenen Herde.“ —  
Es ist unjelige Weihnachtszeit.  
Die Erde starrt im Totenkleid,  
Mich friert am eigenen Herde.  
Mein kurzer Traum von Glück ist aus!  
Er ging. — Mich trägt man bald hinaus  
Zum Frieden unter die Erde.

F. Schulze.

## Die Waise und der Abendstern.

Ein Weihnachtsmärchen von Marie Schwarz.

Es war ein Mal ein armer, armer Knabe. Wißt Ihr, warum ich ihn doppelt arm nenne? Weil er weder Vater noch Mutter mehr hatte. Das sind noch lang keine armen Kinder, die ihre lieben Eltern noch haben, leben sie gleich mit ihnen in Dürftigkeit und müssen tagtäglich Kartoffeln mit Salz essen. In Vater und Mutter besitzen sie so reiche Schätze der Liebe, daß sie sich trotz aller Armut glücklich preisen können. Arm, ganz arm war nur der kleine Anton; er hatte nicht einmal eine Erinnerung an seine Eltern, weil er sie beide schon verloren hatte, da er noch ein ganz kleines Bübchen war, das weder stehen noch gehen konnte. Er vermochte sich nicht zu besinnen, je von einer Mutter geküßt worden zu sein, oder auf Vaters Knie geritten zu haben. Er wohnte im Armenhause, wo er der Obhut einer alten Frau, die dort ebenfalls als Armenhauselerin lebte, übergeben war. Das Häuschen lag auf einer Anhöhe über dem Dorf, und die Luft wehte dort besonders frisch. Für den Gesundheitszustand der darin einquartierten Armen war mithin bestens gesorgt. Schade nur, daß nicht auch auf Befriedigung des dadurch angeregten, größeren Appetites Bedacht genommen wurde. Die Gemeinde gab der Alten monatlich nur drei Mark für Unterhaltung des kleinen Waisenknaben, und da fielen die schmalen Pfennige, die sie mit ihm teilte, besonders farg für ihn aus. Darum waren Kartoffeln und Salz mit Brot auch die einzige Abwechslung, die der Küchenzettel im Armenhause aufzuweisen hatte; das einzige aber, was reichlich vorhanden, war frisches Brunnenwasser. Davon statt warmer Suppe zu trinken, war Anton so viel ihm nur beliebt, gestattet.

Fragte der kleine Bube die alte Anke ein Mal, wo denn seine Eltern wären, dann deutete sie, die mürrisch war und von vielem Wortemachen nichts hielt, kurz mit der Hand zum Himmel; und da war es öfter schon vorgekommen, wenn er in der Schummerstunde, während Anke spann, diese Frage that, daß sie geradeswegs auf den Abendstern gewiesen hatte. Anton hatte sich anfangs keinen rechten Vers aus dieser Ant-

wort zu machen gewußt, sie sich endlich aber dahin ausgelegt, daß der hellleuchtende Stern sein Vater sein müsse. Immer mehr befestigte sich diese wunderliche Meinung im Köpfchen des Kindes und dieses ward ordentlich stolz darauf, solch einen aparten Vater zu haben, wie keines der anderen Kinder im Dorf. Besonders gern sah er seitdem zu dem Stern auf, und manchmal kam es ihm vor, als könne er in demselben ein Gesicht unterscheiden, das ihn freundlich anzulächeln schien. „Heut plinkt mir Vater wieder zu!“ sagte er dann erfreut zu sich und nickte und lächelte zurück.

„Mir scheint, der Junge wird mondsüchtig,“ murmelte dagegen die alte Anke, sah sie ihn also seine Studien am Sternenhimmel treiben. —

Ein recht trüber Tag war für das freudlose Kind immer der Weihnachtstag. Alles freute sich dann, ward beschenkt und war darob fröhlich und selig. Nur für Anton gab es keine Weihnachtsfreuden. Froh mußte er schon sein, wenn er von der alten Anke statt des gewöhnlichen Stückes trocknen Brotes nach dem Vesperkaffee noch ein Extratöpflein des wohlthuenden, heißen Trankes erhielt. Dazu gab es als besondere Weihnachtsbelustigung und etwas unerhört Feines eine Wecke. Das war die ganze Weihnachtsfeier im Armenhause, wobei die Alte noch zu murren pflegte, daß sie dem Christfest zu lieb eigentlich viel zu viel des Guten thäte.

Für gewöhnlich mußte Anton schon um sieben Uhr im Winter zu Bett gehen. Die Alte hielt streng darauf, weil sie froh war, wenn ihr damit der lästige Bube, der alle Augenblicke etwas zu fragen hatte, aus dem Wege geschafft war. Als er sie heut nach der Abendmahlszeit aber bat, noch ein Weilchen ins Dorf gehen zu dürfen, um sich von außen die Bescherung bei den reichen Bauersleuten anzusehen, erwiderte sie brummig: „Meinetwegen geh, aber lauf nicht so arg, damit Du Dir die Wecke nicht gleich wieder ausspringst, kaum daß Du sie in Dich hineingegessen hast; sonst bist Du morgen früh gar nicht satt zu machen! — Das will immerfort nur essen und essen und denkt gar nicht daran, wo ich's hernehme!“ feste sie grämlich hinzu.

Fröhlich sprang Anton fort. Er war der alten Anke so dankbar, daß sie ihm erlaubt hatte, noch ein bißchen ins Dorf zu spazieren. Das Schöne alles mit ansehen zu dürfen, was das Christkind den anderen Kindern gebracht, war allein schon ein Vergnügen. Konnte er sich zum Beispiel nicht, wenn eines von ihnen seinen neuen Hampelmann springen ließ, an dessen Gliederverrenkungen ganz gut mit freuen? Ja, ja, liebe Kinder, wenn man so arm ist, wie Freund Anton, dann lernt man die Genügsamkeit ganz von selber!

Als so — langsam sollte er ja gehen, sich nicht den Magen leer laufen. Die alte Anke hatte heute schon ein Recht, das zu verlangen. Er hatte es wohl gesehen, daß sie ihm trotz alles Brummens die größte Wecke gegeben hatte. Unschlüssig hatte sie ein paar Augenblicke beide betrachtet und ihm dann hastig, als fürchte sie, es könne ihr wieder leid werden, die bedeutend größere hingeschoben. Und dabei hatte sie etwas gemurmelt, das wie: „Armer Schelm!“ geklungen hatte.

Manchmal konnte sie doch gut sein; das Bewußtsein aber, daß heute jemand gut zu ihm gewesen sei, stimmte den armen Knaben besonders froh.

Dann stand er, vor Frost zähneklappend, vor den Fenstern, lugte in die Häuser und Häuschen alle hinein und sah sich den Weihnachtsjubel darinnen an. Neidlos freute er sich mit den glücklichen Kindern; selbst das prächtige Wiegenpferd, auf dem der Lerchenbauerns Pepi sich schaukeln sah, machte keinen anderen Wunsch in ihm rege, als ein einziges Mal nur auch darauf reiten zu dürfen; und als er die Kinder vergnügt von ihrem Weihnachtszeuge, den Äpfeln, Nüssen und Pfefferkuchen schmausen sah, klopfte er sich selbstgenügsam auf den Magen. Das sollte so viel heißen als: „Hier drinnen habe ich auch schon meinen Teil von der Weihnachtsfreude!“

Als er aber in einem der Häuschen eine Mutter ihr Kind, einen Knaben in seinem Alter, unter dem Tannenbaum herzen und küssen sah, gab es ihm einen förmlichen Stich ins Herz. Gegen diesen Anblick war er mit nichts gerüstet. Hierüber konnte ihn die genossene Wecke, so schön sie auch gewesen, doch nicht trösten, und die Thränen liefen ihm darum so dicht über die Wangen, daß er nichts mehr sehen konnte. Er wollte auch gar nichts mehr sehen! Der arme Schelm! Schluchzend lief er aufs Feld hinaus, blickte dort zum sternbesäeten Himmel auf und rief dem heut in besonders hellem Glanze strahlenden Abendstern zu: „Vaterlieber Vater, komm doch nur ein einziges Mal zu mir herab und küsse mich, wie die Frau dort ihr Kind!“

Kaum hatte er's gesagt, als ein freudiger Schreck ihn durchzuckte. Er sah durch Thränen hindurch den Stern sich am Himmel hin- und herbewegen und endlich sacht niederwärts gleiten. Immer größer und größer wurde er, und zuletzt stand vor dem froh erschrockenen Knaben ein schöner, goldglänzender Engel mit einem silbernen Weihnachtsstern in der Hand.

„Vater!“ stammelte Anton.

Doch der Engel sprach: „Ich bin Dein Vater nicht, mein Kind. Deine Eltern sind beim lieben Gott im Himmel droben. Ich aber komme, vom Herrn gesandt, als derjenige seiner Engel, der besonders dazu bestellt ist, sich aller Waisen anzunehmen, um Dir einen neuen Vater, eine neue Mutter zu geben. Siehst Du jenes Häuschen dort, das am Waldrande steht, abseits von den übrigen, und sich durch besondere Helligkeit und Sauberkeit vor allen anderen auszeichnet? Dort hinein gehe und wenn Du über die Schwelle trittst, dann sprich nur recht vertrauensvoll: Mütterlein, lieb Mütterlein! — und dieses Zauberwort wird Dir die Pforten des Kindheitsparadieses erschließen.“

Der Knabe wandte sich, um dem Gebot des Engels zu folgen. Einmal noch blickte er auf seinem Wege nach der Lichtgestalt zurück, doch sie war schon verschwunden, und am Himmel strahlte wieder der Abendstern in milchem Glanze. —

In dem vom Engel bezeichneten Häuschen sitzt des Försters junge Frau regungslos, in tiefe Gedanken versunken an einem Tische. Inmitten desselben steht ein zierlich angepuztes Tannenbäumchen und darunter hat sie die Bescherung gebreitet. Sie erwartet, mit allen Weihnachtsvorbereitungen fertig, ihren Mann, der jeden Augenblick aus dem Walde kommen muß. Sie lebt gar glücklich mit ihm. Warum dann aber die Wehmut in ihren sanften Zügen, die großen Thränen in ihren Augen, als sie jetzt nach der Wiege hinblickt. Ach, daß diese noch immer leer steht, noch immer kein liebes Kindlein aufzunehmen hat, ist ihr steter Herzenskummer bei allem Glück, das sie an der Seite eines braven, sie treu liebenden Mannes genießt.

Wie oft hat sie Gott schon gebeten, ihr doch ein teures Kind ans Herz zu legen und er hat sie dessen bis heut nicht würdig erachtet. Fast mehr noch um ihres guten Mannes willen, als für sich selbst, ersehnt und erstrebt sie das süße Mutterglück; denn so wenig er es sie je hat fühlen lassen, daß ihm zu vollkommenem, häuslichem Glück nur ein Kind fehlt, sie weiß es doch, was er ihr rücksichtsvoll verschweigt, und sie weiß auch — woher wüßte sie selbst nicht zu sagen — es beruht das wohl auf dem Ahnungsvermögen echter, rechter Liebe — daß es ein Sohn ist, den er sich ganz besonders wünscht.

Darum fragt sie auch heut, den thränenschweren Blick auf die leere Wiege gerichtet: „Herr, Herr, wann endlich wirst Du uns ein liebes Söhnlein geben!“

Da weht ein kalter Luftzug sie an, und wie sie aufschaut, steht auf der Schwelle ein blondlockiger, kleiner Knabe. Er sieht sie aus großen, blauen Augen zutraulich und doch fragend und zweifelnd an und sagt schüchtern mit süßem Stimmchen: „Bist Du mein liebes, neues Mütterlein?“

Mit großen, staunenden Augen sieht die Frau auf ihn. Sie kennt ihn wohl, den armen, verwaisten Kleinen. Öfter hat sie ihm schon, wenn sie ihn im Dorfe antraf, mitleidig über den blonden Lockenkopf gestrichen. Er hatte keine Eltern, sie kein Kind; sie waren sozusagen Leidensgefährten. Daß sie aber solch ein verwaistes Kind statt eines eigenen liebend an ihr Herz nehmen könne, daran hat sie bisher nie gedacht. Doch jetzt! — welch ein Himmelsglanz in ihren Augen! Fast wie ein Abglanz des so schmerzlich entbehrten Mutterglücks leuchtet es plötzlich darin auf. Sie hat des Herrn Meinung begriffen. Das Kind, das dort auf ihrer Schwelle steht, ist seine Antwort auf ihre bange Frage. Mit einem Jubelruf breitet sie der Waise die Arme entgegen — und Anton ist in dem Paradiese, das ihm der Engel verkindigt. —

Als der kleine Knabe am heiligen Abend nicht in das Armenhaus zurückkehrte, dachte die alte Anke nicht anders, als er sei irgendwo im Schnee erfroren. Sie verbrachte darüber eine höchst unruhige Nacht. Sonderbar! Sollte einem solch ein lästiger Dube wirklich ans Herz wachsen können!

Als sie des Morgens dann zum Dorfbrunnen kam und dort die erstaunliche Neuigkeit hörte, daß die kinderlosen Förstersleute Anton an Kindesstatt annehmen wollten, meinte sie nur grämlich: „Mir ist's schon recht, wenn ich ihn los werde. Freilich ist mir's lieber, daß er hübsch im Warmen Unterschlupf gefunden hat, als wenn er im Schnee erfroren wäre. Na, für die alte Anke wird er nun doch so gut wie tot sein. Der Förstersohn wird sich der Armenhauselerin schämen!“

Und sie ging von dannen, sich heimlich einen Wassertropfen aus den Augen wischend, der nicht aus dem Brunnen stammte, und dachte, wie einsam es nun um sie sein werde. Ein unnützer Dube, der immer nur essen wollte, war doch noch besser gewesen, als gar nichts Lebendes. —

Als der nächste Christabend nun herangekommen war, hatte auch Anton sein reichlich Teil an der allgemeinen Weihnachtsfreude. Die neuen Eltern hatten ihren lieben Jungen reich beschenkt, denn er war ihnen, da er ein bescheidenes, gutgeartetes Kind war, in diesem einen Jahr gleich einem eigenen ans Herz gewachsen. Wer aber, meint Ihr wohl, mußte an seiner Freude teilnehmen? Ihr werdet's kaum glauben, die alte Anke! So mürrisch und unfreundlich sie stets gegen ihn gewesen war, die größere Wecke am

letzten Weihnachtsabend bei ihr hatte ihr sein dankbares Herzchen doch nicht vergessen. Sie machte in seinen Augen all ihre sonstige Rauheit gut.

Und so thue auch Du, mein lieber Leser! Das Gute, das Dir jemand erweist, schreib unauslöschlich in Dein Gedächtnis ein. War es auch nur gering, so hat es Dir doch den guten Willen des anderen bewiesen. Die Erinnerung an Böses aber laß in alle vier Winde verwehen!

So that auch Anton, darum ruhte er nicht eher mit Schmeichelworten, bis ihm sein Mütterchen erlaubte, das alte Weiblein zur Bescherung einzuladen. Dabei fiel natürlich auch für sie so manches ihr Hochwillkommene ab. Als sie später, mit Weihnachtsschätzen reich beladen, die kleine Anhöhe zu ihrem Armenhäuschen hinaufkletterte, murmelte sie gerührt: „Guter, kleiner Anton, gutes Kind! Er hat sich doch nicht der alten Pflegemutter geschämt! Gottes Segen über ihn!“

Armes, altes Weiblein! Das Leben hatte ihr übel genug mitgespielt, die Menschen ihr selten oder nie Liebe erwiesen; darum hatte sich eine harte Kruste um ihr im Grunde braves Herz gebildet. Aber siehe, eines guten Kindes Liebe durfte nur mit sanftem Fingerlein daran pochen und das kalte Eis schmolz und stieg, oh Wunder, in warmen Tropfen, die noch spät da innen etwas zum Blühen bringen sollten, aus ihrem einsamen, alten Herzen in ihre Augen hinauf. Antons weinte: zwei große Tropfen rollten über ihre gefurchten Wangen herab.

Ich glaube aber, diese zwei Thränen, von der alten, armen Antons geweint, werden dereinst, wenn es zur Abrechnung seines Lebens kommt, so manches in Anton's Schuldbuche gut machen und auflösen.

### Weihnachtsliebe.

Es gleicht dem Frühling, der duftet und blüht,  
In junger Liebe ein frohes Gemüt,  
Das leuchtet hell wie der Morgen!  
Es gleicht aber der Weihnachtszeit  
Das stille Lieben der Innigkeit,  
Die tief im Herzen verborgen.

Es deckt sie mit dunklen Flügeln die Nacht,  
Und heimlich darunter sich regt und wacht  
Die freundlich sorgende Liebe,  
Die kommt und beschert wie der heilige Christ,  
Die warm im kältesten Winter ist  
Und leise im laut'sten Getriebe.

Sie gleicht dem ernststen Tannenbaum,  
Der zwar den berausenden Blütentraum  
Der Maientage nicht kennt;  
Der grünend aber in Winternacht,  
Zum Bilde der heiligsten Freude gemacht,  
In himmlischem Glanze brennet.

Die Liebe, die nimmer fordert und mißt,  
Die, wenn sie giebt, es so schnell vergißt,  
Die leuchtet am Weihnachtsfeste.  
Sie ist wie ein Stern, der vom Himmel fällt,  
Sie kommt von Gott, und sie ist in der Welt  
Von allen Lieben die beste!

Elisabeth Messerschmidt.

### Unterwegs.

Eine Weihnachtsreise von Carl Postumus.

#### II.

Wie wunderbar doch der Mondschein die Winterlandschaft verschönte! Ich kannte Schlesien noch nicht, so schaute ich mich neugierig um, obwohl Freund Conte mir diese Strecke als „einsömig und platt wie'n Eierkuchen“ geschildert hatte. Mir boten sich bei klarem Frosthimmel andere und viel reizvollere Eindrücke dar, ja mir schien es, als hoben sich gegen den blauen Himmel weiß schimmernde Bergkuppen ab. Natürlich wunderbare, fast körperhafte Wolkengebilde! Wenn ich es nicht besser wüßte, legte ich einen Eid drauf ab, das seien wirkliche, hochstrebende Felsmassen, von Schnee und Eis umgürtet, deren Formen selbstamerweise in immer schärferen Umrissen hervortraten. Ich staunte die Erscheinung an, wie der Wüstenreisende eine Fata Morgana.

Ohne an meine Reisegesellschaft zu denken, öffnete ich das Fenster, da bewegte sich etwas hinter mir. O weh, solch zartes Dämchen fürchtet sich vor'm Zuglüftchen!

Doch darin irrte ich mich. Meine Reisegefährtin trat im Gegenteile näher ans Fenster und rief erstaunt: „Was heißt denn das? Da haben wir ja unser Riesengebirge?“ Mit schneller Bewegung schlug sie den störenden Schleier zurück.

Noch mehr als ihr Ausruf, setzte ihr süßes Gesichtchen mich in Erstaunen. Das war keine langweilige Regelmäßigkeit, sondern feste feste Züge, und auf der gelblichen zarten Haut lag ein schwacher roter Hauch.

„Das wären keine Wolkengebilde?“

„Wolken?“ Ein Paar schwarze Augen sahen mich Zweifelnden an, dann lachte sie mich übermütig aus. Welch' allerliebste Grübchen und schöne Zähne sie zeigte.

„Was? Kennen Sie Mübezahls Reich nicht? Mir ist's nur rätselhaft wie wir hierherkommen!“

Ihre Frage konnte ich Unwissender leider nicht beantworten. Wie anziehend diese sichere Unbefangenheit sie machte. Ganz verzaubert sah ich ihr ins blitzende Auge. War das die Sicherheit der verheirateten Frau oder mädchenhafte Harmlosigkeit? Jedenfalls gehörte sie der besten Gesellschaft an, und ebenso selbstverständlich empfand ich die Verpflichtung, die uns beide gleichmäßig betreffende Angelegenheit aufzuklären.

Gerade fuhren wir in einen Bahnhof ein. Der frierende Schaffner wolt' eifrig bei uns vorbeistürzen. Ich steckte den Kopf zum Fenster hinaus. „Wie kommen wir hierher?“ rufe ich ihn an.

Ganz entsetzt fällt des Erstarrten Blick auf mich und die hinter mir stehende Dame, dann greift er an seine Stirn und stammelt erblässend:

„Mein Gott, ich habe Sie ganz vergessen!“

Er springt auf's Trittbrett und nimmt meine Hand. „Um aller Heiligen willen, Herr Lieutenant,“ flehte er, „machen Sie mich nicht brotlos, zeigen Sie meine Nachlässigkeit nicht an! Ich bin Familienvater, habe sechs unversorgte Kinder!“

Den Nachlässigen nicht anzeigen, wo wir durch seine Schuld (er hatte unsern Wagen in Kohnfurt an den Gebirgszug gekoppelt), statt in Breslau zu sein, dem Riesengebirge in die Arme fuhren, und ich kein Geld zu neuer Fahrkarte besaß. Trotzdem that der Mann mir in seiner Angst leid. Unser Gespräch weckte die Schläfer in den Nachbarabteilungen.

Neugierige Köpfe, denen unser Mißgeschick eine ergötzliche Unterhaltung schien, zeigten sich, wie wir noch das Fär und Wider überlegten, an den Fenstern. Ich war zum Schaffner auf den Bahnsteig gesprungen.

„Ah, nach Breslau?“ hieß es.

„Ja, über Hirschberg kommen Sie da erst um Mittag an!“ lachte ein anderer.

„Na, alle Wege führen nach Rom, auch Umwege!“

„Nein, solche Gewissenlosigkeit des Beamten!“ zankte der erste wieder und machte ein so bitterböses Gesicht, als wäre er und nicht ich der Geschädigte.

„Aber die Bahn muß Sie frei befördern, mein Herr!“

„Gewiß, wenn der Herr Lieutenant in Hirschberg nur mit dem Bahnvorsteher sprechen wollten!“ warf der Schaffner ein und blickte mich wieder bittend an.

„Nun gut!“

Etwas beruhigt stieg ich wieder zu meiner Leidensgefährtin, der ich Bericht erstattete.

„Der arme schlaftrunkene Mensch darf natürlich nicht dafür büßen!“ sagte sie warnerzig. „Wir halten es schon noch ein paar Stunden miteinander aus!“

Eine Ewigkeit! hätte ich am liebsten geantwortet, statt dessen fragte ich wohlgefittet: „Gnädige Frau fahren auch nach Breslau? Wohnen dort?“

„Wir werden dort erwartet!“ war ihre diplomatische Antwort. „Aber damit sie nicht denken, wir gingen verloren, werd' ich in Hirschberg gleich telegraphieren.“

Unsere unfreiwillige gemeinsame Reise hatte das Eis der Zurückhaltung zwischen uns zertrört, so plauderten wir wie ein Paar alte Bekannte zusammen.

Bei dem Lampenlichte sah ich jetzt erst, daß der jungen Frau Haar, — sie hatte sich meine Anrede ruhig gefallen lassen, — am Hinterkopf in einem mächtigen Knoten zusammengesteckt war, aus dem sich, wohl durch die Unbequemlichkeit der nächtlichen Fahrt, kurzes Gelock hervorstaht. Das Wunderbarste aber war der Ausdruck ihres Mundes, der obgleich gar nicht klein, mir doch von seltenem Liebreiz schien. Sein übermühtig schelmisches Lächeln stand freilich zu den Augen, welche manchmal wie in ernster Frage auf mir ruhten, in eigentümlichem Gegensatz.

Mir prosaischem Menschen ward märchenhaft zu Mute. Der Mond draußen beleuchtete die jetzt im Morgendunkel liegende Erde nicht mehr, dagegen ging in mir ein zauberhaftes Licht auf, gegen dessen nie geahnte, wonnige Wärme ich mich gar nicht sträubte. Mir war zu Mute wie dem Kinde, daß den für sich geschmückten, verheißungsvollen Weihnachtsbaum endlich vor sich sieht.

Als der Schaffner Hirschberg meldete, reichte die junge Frau mir plötzlich einen Fünzigmarkschein, und sagte errötend: „Bitte, Lieutenant Vär, für Sie und uns, falls doch neue Fahrkarten nötig wären!“

„Ah, Sie wissen?“

Sie sah mir freimühtig ins Auge: „Ja, ich hörte wie Sie dem Freunde edelmühtig Ihre Barschaft gaben. Machen Sie nur getrost eine Anleihe bei mir.“

Natürlich wollte ich mich jetzt in aller Form vorstellen, doch sie wehrte lachend ab: „Nein, nein! Wo zu? Lassen wir's bei Ihrem Spottnamen, während ich für Sie — die Gnädigste — bleibe! Ich bestelle gleich Ihren Kaffee mit. Ja?“

Damit schritt sie, das Kind an der Hand, dem Wartesaal zu. Mit welcher Anmut sie sich bewegte! Ich blickte

ihr mit dankbarem Entzücken nach, dankbar weil sie mich so zu jagen liebenswürdig mit Beschlag belegte.

Der rothbemühte Vorsteher schien mir noch etwas verschlafen, doch kam er mir nach meiner knapp gehaltenen Meldung, die der Schaffner dann wehmühtig ergänzte, sehr entgegen, und entschuldigte die Nachlässigkeit des Beamten. Von einer Bezahlung unsererseits wäre natürlich keine Rede; ja, er telegraphierte noch, damit unser Gepäck auf den Freiburger Bahnhof befördert würde.

So blieb jener mir kostbare Geldschein unangetastet. Von ihr, gerade von ihr borgen zu müssen, wäre mir, so hübsch ihr Anerbieten an und für sich war, recht peinlich gewesen. Nachdem ich meinem äußeren Menschen in aller Eile einige Aufmerksamkeit widmete, trat ich zu ihr. Ihr Blick traf mich sofort und winkte mich heran.

„Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert! Bitte!“

Auf den Stuhl ihr gegenüber zeigend, schenkte sie mir mit allerliebster Geschäftigkeit ein, rückte mir Semmel und Brod näher, sorgte für mich wie eine kleine Hausfrau.

Wenn doch alle Mädchen wüßten, wie solch freiwilliges Dienen ihre Reize in den Augen von uns Männern erhöht, sie würden, statt nichts als aufgepumpte, plappernde Puppen vorzustellen, sich mehr bemühen Wirtschaftlichkeit zu zeigen, wirtschaftlich zu sein.

Der Kaffee schmeckte mir wie ein Göttertrank, und der vom ersten matten Morgenschimmer dämmrig erhellte Wartesaal erschien mir an ihrer Seite ein himmlischer Aufenthalt. Diese herzige Art und Weise ihres Plauderns! Sie hatte ihren Pelz abgeworfen, so daß ich ihren schlanken und doch üppigen Wuchs bewundern konnte. Noch mehr aber als alle äußeren Vorzüge begeisterte es mich, wie liebevoll sie ihre kleine Nichte an sich zu fesseln verstand, was bei deren Eigenwillen gewiß gar so leicht nicht war.

Reisen wird Kindern ja meist zur Pein. Auch Elawa langweilte sich, nachdem sie sich die wenigen Fremden und den mageren, altbackenen Inhalt des Anrichtentisches beschaut hatte. Um unsere Aufmerksamkeit ihrem Persönchen zuzulenken, froh sie auf den Stuhl, stützte ihr Köpfchen, uns anschauend, in beide Hände, und sagte wichtig:

„Du, Tantchen, der Kellner nannte den Herrn vorhin „Deinen Herrn Gemahl!“

Ich glaube wir erröteten beide, wenn auch wohl aus sehr ungleichen Empfindungen. Meine Gnädige versuchte zwar zu thun, als hätte sie nichts gehört, doch gelang es ihr schlecht das letzte Wort wieder zu finden, und sie runzelte, während sie den kleinen Störenfried strenge ansah, die schmale Stirn. Das schien die Kleine nicht gerade einzuschüchtern, doch zum Nachdenken zu veranlassen, wenigstens schaute sie eine Weile ganz ernsthaft in das reizvolle Frauenantlitz vor ihr, dann fragte sie, ohne eine Miene zu verziehen:

„Tantchen, sobald Du böse bist, runzelst Du Dich da am ganzen Körper?“

Es war uns unmöglich ernst zu bleiben; der Kleinen Annahme wirkte unsagbar komisch. Wir lachten und lachten, daß Elawa uns ob der Wirkung ihrer Mißbegierde ganz verduht ansah.

Da hieß es: „Einstiegen Breslau“. Ich hielt ihr schnell den Pelz zum Hineinschlüpfen hin und zog meine Börse. Mein Frühstück war noch nicht bezahlt. Doch sie raunte mir zu: „Alles in Ordnung, Lieutenant Vär, und ich schrieb's, wie Sie bei Ihrem Freunde Conte, in den Schornstein! Ach

bitte, nehmen Sie die kleine und die Sachen in den Wagen, ich muß noch bespechieren!"

„Könnte ich nicht? —“ Doch sie stürmte davon.

„Sie, Schlauberger,“ drohte sie atemlos, als sie zu uns einstieg, „auf die Weise wäre es Ihnen leicht geglückt mein hübsches Unerkanntsein zu durchschauen!“

Inzwischen hatte ich die Gelegenheit benutzt, der Kleinen auf den Zahn zu fühlen; da kam ich aber schon an.

„Das darf ich Ihnen nicht sagen,“ hieß es schnippisch, wobei das Ding mich mit den dunklen Augen der Tante anlachte.

Ich hatte bis jetzt wirklich noch nicht den leisesten Anhalt und begriff der Dame Beharrlichkeit gar nicht. Ihr Name an und für sich war mir ja vollkommen gleichgültig, mochte sie meinewegen Meier oder Müller heißen, wenn ich sie durch denselben nur auffinden konnte. Geschmeidig wie ein Mal wich sie jedoch allen dahin zielenden Bitten aus, obgleich sie sonst ohne Hinterhalt von sich und ihren Neigungen erzählte, und meine Zunge wunderbar zu lösen verstand. Was ich noch keinem anvertraut hatte, meine Liebeslere Kindheit und Jugend, — durch den zeitigen Tod meiner Eltern verlor ich früh die Heimat in des Wortes wärmster Bedeutung, — das schüttete ich der Fremden aus.

Der Fremden, Unbekannten? Es ist ein wunderbar Ding mit dem Vertrauen unter uns Menschen! Ihr hätte ich, trotz meiner sonstigen Zurückhaltung, alles sagen können, und daß ich's nicht that, lag einzig und allein in der Gegenwart des Kindes.

(Schluß folgt.)

### Der Schwester des Schmerzes.

Du Unbekanntes, das durchs Unendliche hin  
Die Welten streut  
Und über sie Tage und Nächte,  
Ich, dieses Ständchens Erde Staub,  
Empfinden darf ich,  
Mit ganzem Ich empfinden darf ich  
Dein großes Heiliges!

Ihr meine Augen,  
Wie wart ihr schwach,  
Ehe die Nacht euch zu sehen gelehrt  
Mit ihres Dunkels Geheimnissen  
Und ihren stillen  
Weltenfündern, den Sternen droben  
Und hinieden,  
Dem Fensterchimmer aus Menschenhütten!  
Du meine Seele,  
Wie warst du taub,  
Ehe die Stimmen der Nacht dich gelehrt  
Auch das Ferne und Leise zu hören am Tag!  
Wie warst du arm,  
Du meine Seele,  
Wie bist du reich!

Was auf der Erde atmet und fühlt,  
Mit stumpfen Sinnen  
In einem Wirrsal verschwommener Formen  
Tastet so oft es durch Engen dahin —  
Mich aber führtest du, Schmerz,  
Mich aber weihdest du, Schmerz, zum Glück.

Dem nicht die Feindin,  
Wie Kinder glauben,  
Ist dir die Freude:  
Des gleichen Vaters  
Erhabene Züge trägt sie wie du,  
Und durch dein ernstes Land  
Führst du uns selber der Schwester zu.

Freude, Schwester des Schmerzes du,  
Weinenden Auges jubl' ich:  
Durch meine Adern rauscht's wie Gesang —  
Wie vom Schöpfungsmorgen betaut,  
Neu ist, was ich erblickte!

Ferd. Avenarius.

### Fünfzig Jahre.

Am 2. Januar 1848 ist der Verlag Otto Janke begründet worden — am 2. Januar 1893 feiert er das Fest des 50 jährigen Bestehens. Ein Festtag dieser Art giebt uns das Recht, der verfloffenen Zeit an dieser Stelle zu gedenken.

Der Verlag hatte seine erste Stätte in Potsdam. Das erste Werk, das der Begründer, Otto Janke, herausgab, war die „*Rommerische Bibel*“ 1843, von der sich leider kein Abzug im Archiv des Hauses befindet.

1845 erschienen als erstes belletristisches Verlagswerk zwei Novellen von **de la Motte Fouqué**.

Aber erst als 1850 die Überfiedelung des Geschäftes nach Berlin (Alexandrinenstr. 90) stattgefunden hatte, begann die Bedeutung des Geschäftes zu steigen. Wohl erschienen auch Unterhaltungsschriften, zunächst **Mügges** „*Boigt von Sylt*“ (1850), aber die größte Thatkraft verwandte der Verleger auf die Gründung und Einführung der „*Berliner Muster- und Modenzeitung*“ (2. Heft 1851), die bald große Verbreitung gewann. (Später führte sie den Titel „*Victoria*“.)

Dem folgenden Überblick kann der Leser entnehmen, zu welcher Zeit bekannte und bedeutende Schriftsteller in den Kreis der Mitarbeiter eingetreten sind. Auch sind die sonstigen wichtigeren Vorgänge hier aufgenommen.

**1853. Luise Mühlbach** („*Friedrich der Große und sein Hof*“).

**1858. H. E. Brachvogel** („*Friedemann Bach*“). **Hans Wachenhusen, George Gesekiel.**

**1859.** Neudruck der Werke von **Wilibald Alexis.**

**1860. Friedrich Spielhagen, Johann Petwald.** Überfiedelung nach der Anhaltstr. 11.

**1864.** Begründung der „*Deutschen Romanzeitung*“ und des — seitdem wieder aufgegebenen „*Roman-Magazins des Auslandes*“.

In diesem und den folgenden Jahren erschienen Arbeiten von **Wilhelm Raabe, Karl Gutzkow, Wilhelmine v. Hillern, Robert Schweißel, Ph. Galen, Max Ring.**

**1870. Otto Ludwigs Werke.**

**1872** trat Dr. Gust. Janke in das Geschäft ein.

Aus den nächsten Jahren stammt die Verbindung mit **Louise v. François, Gregor Samarow, Solo Raimund, W. Jensen, Ernst Wichert, M. Jókai, Ludovica Gesekiel** u. s. w.

**1878.** Übernahme der „*Deutschen Revue*.“ Arbeiten von **E. Juncker, Karl Bertow, Herm. Sings, Feltz Dahn.**

1883 trat Richard Janke als Gesellschafter ein. Die Zeitung der Roman-Zeitung ging von Rob. Schweichel an D. v. Leigner über.

Von nun an beginnt der Ausbau der „Kollektion Janke“, jener Sammlung billiger Romane, die den Anlaß zu ähnlichen Unternehmungen gegeben hat. Sie umfaßt heute über 400 Bände. In ihr sind neben Werken schon genannter Schriftsteller solche von **H. J. v. Mantuffel**, **J. Bodenstedt**, **v. Dewall**, **Leigner** u. s. w., aufgenommen.

1885 feierte der Begründer des Hauses das Jubiläum seiner fünfzigjährigen Thätigkeit als Buchhändler und Verleger und schied aus der Firma aus. Schon

1887 am 7. Dez. erfolgte sein Tod.

1888 erschienen **Schneiders** Buch über Kaiser Wilhelm, vorher und nachher Romane von **E. v. Waldt Jedtwik**, **G. Hartwig**, **Hans Werder**, **E. Haidheim**, **Erich Meyer**, **H. Marby**, **D. Stern**, **S. Schobert** zc.

1891–92 traten **R. Telmann**, **Otto Mora**, **J. v. Sobeltik** und **Agnes Harder** in den Kreis der Mitarbeiter.

In dem Beiblatte der „Deutschen Romanzeitung“ haben viele der begabtesten älteren und jungen Schriftsteller und Dichter Arbeiten veröffentlicht oder sind hier zum ersten Male aufgetreten. Wir nennen nur Hamerling, Lingg, Martin Greif, Eskar Linke und viele Vertreter der jungen Strömungen.

Von ausländischen Roman-, Schriftstellern des Verlages seien genannt: Praddon, Duida, Turgenjew, Tolstoi, Dostojewski, Wood, Collins, Erdmann-Chatrian. Von Verlagswerken auf anderen Gebieten erwähnen wir:

**Marg.** „Beethoven“ 4. Aufl. 1884.

**Hildebrandt**, „Reise um die Welt“ 8. Aufl. 1888.

**J. E. Motley**, „Briefwechsel“ 2. Aufl. 1892.

**Museum romischer Vorträge** und andere humoristische Werke.

Im ganzen sind im Verlage 1384 Werke von 436 Schriftstellern erschienen. In der letzten Zahl sind natürlich die Mitarbeiter des Beiblattes der „D. R.-Ztg.“ nicht eingerechnet.

Was diese Zahlen sagen, kann der Außenstehende natürlich nicht beurteilen. Sie schließen in sich eine Fülle von Arbeit, von Erfolg und von Enttäuschungen. Das Haus Janke hält, unbeirrt von dem Ungeist der Zeit, der leider auch im Verlagswesen viele unerfreuliche Erscheinungen gezüchtet hat, an den guten Überlieferungen früherer Jahrzehnte fest und errentet sich allgemeiner Achtung.

Wenn ich hier an dieser Stelle den beiden Inhabern des Verlages meine herzlichsten Wünsche zu dem nahen Ehrentage des Hauses ausspreche, so thue ich es nicht nur als Leiter des Blattes und als ihr Freund, sondern zugleich im Gefühle warmer Dankbarkeit. Es dürfte wohl nicht oft vorkommen, daß Verleger und Leiter einer Zeitschrift von so einheitlichen Anschauungen befeelt sind und noch seltener, daß der Verlag dem Leiter mit solchem Vertrauen freie Hand läßt. Nirgendwo hätte ich diese unbedingte Freiheit, meine Gedanken rücksichtslos auszusprechen, gefunden, nirgendwo so für meine künstlerischen und sittlich-religiösen Leitbilder kämpfen können. Es drängt mich, diesen Gefühlen einmal vor der Öffentlichkeit Worte zu leihen.

Otto von Leigner.

## Für den Weihnachtstisch.

Die bräugende Zeit macht es mir unmöglich, alle empfehlenswerten Bücher zu besprechen. Ich bringe daher folgendes Verzeichnis und behalte mir vor, auf die wichtigeren Erscheinungen wieder zurückzukommen. D. v. L.

Erzählendes.

**Vor Zeiten.** Novellen von Theodor Storm. 2. Aufl. (Eckenhof; Zur Chronik von Grieshaus; Menate; Aquis submersus; Ein Fest auf Haderslevhuus). (Berlin 1892, Gebr. Paetel.)

Bietet Perlen der Storm'schen Erzählungskunst.

**G. Hartner.** **Ein Kind des Reichthums.** Roman. (Leipzig 1892, Carl Reißner.)

Besonders für Frauen und tiefer angelegte Mädchen geeignet.

„**Es fiel ein Reif in der Frühlingnacht.**“ Novellen von Ossip Schubin (Plandu; Memento mori; Schneeglöckchen.) 3. Aufl. (Berlin 1892, Gebr. Paetel.)

**Vom grünen Wasser.** Seegezeiten und Schilberungen von Johannes Fiegler. (Berlin 1892, Verein der Bücherfreunde.)

22 Skizzen, darunter viele von echt künstlerischer Einfachheit. Für Männer besonders empfohlen.

**Lyndall.** Roman aus dem südafrikanischen Farmerleben von Nalpy Iron. (Clive Schreiner.) Deutsch von Marie Schramm-Macdonald. (München 1892, Fr. Bassermann.)

Künstlerisch in der Form nicht gerade hervorragend, aber fesselnd durch die Schilderung des Bodens, auf dem sich die Ereignisse abspielen, durch die oft hervortretende ursprüngliche Kraft der Empfindung und durch zuweilen echt dichterischen Schwung. Dabei gesund in der allgemeinen Lebensauffassung. Sehr zu empfehlen.

Gedichte und Dichtungen.

**Durch Frost und Glut.** Gedichte von Heinrich Vulkhaupt. 2. gänzlich umgestaltete Auflage. (Oldenburg, H. Schwarz.) 4 Mk.

Überall zeigt sich ein edler Sinn, reife Bildung, die den Schein verachtet. Fehlt auch eigentliche lyrische Ursprünglichkeit, so bietet die Sammlung so viel des Anregenden, daß sie warme Empfehlung verdient; besonders Männer dürften die Art Vulkhaupt's schätzen.

**Neue Gedichte** von Angelica von Hörmann. (Leipzig 1893, M. G. Liebeskind.)

Warmes Gemüt und schlichte Innigkeit zeichnen auch diese Sammlung der Tiroler Dichterin aus, die verdient, daß ihr die norddeutschen Frauen mehr Aufmerksamkeit zuwenden, als es bis jetzt der Fall ist.

**In Zwei'n im Süden.** Dichtungen von Karl Woermann. (Dresden 1892, L. Ehlermann.)

Das poetisch verklärte Denkmal einer Hochzeitsreise, in der sich Liebe, Natur und Kunst vereinten „Zwei“ glücklich zu machen. Ein bißchen ästhetische Selbstsucht, aber sonntig überstrahlt vom Licht des Südens. Die Ausstattung zeugt von ungewöhnlich gutem Geschmack.

**Gedichte** von Paul Warntke. (Dresden 1892, G. Pierjóns Verlag.)

Es ist ein reines Menschenherz, das sich in diesen Liedern, die zumeist der Liebe entstammen, offenbart. Die Empfindungen sind nicht gemacht, Sprache und Form zeugen für das Streben

nach Schlichtheit; in ganz kurzen Gedichten ist oft eine Stimmung fein verkörpert. Heiligkeit des Gemüths überwiegt, doch scheut der junge Poet auch den Ernst nicht. Es wird mich herzlich freuen, wenn fernere Schöpfungen die Anlagen Wankes in edler Weise zeigen.

**Gesammelte Werke** von Hoffmann von Fallersleben. (Berlin, F. Fontane u. Co.)

Von dieser Ausgabe, deren erste 4 Bände wir angezeigt und empfohlen haben, liegen nun Bd. V und Bd. VI vor. Der fünfte Band enthält die „Zeitgedichte“ aus den Vierzigerjahren, und bietet in ihnen ein Bild jener unruhigen und unklaren Tage. Manches Lied erscheint hier zum ersten Mal. Der sechste Band umfaßt eine sehr geschickt zusammengestellte Auswahl von Gelegenheitsgedichten und Trinksprüchen, in denen die Formgewandtheit und der Wig H.'s oft in glänzender Weise zutage treten. Sie umfassen die Zeit von 1822 bis 1874. Sehr rühmend ist der Fleiß, den der Herausgeber, Dr. Gerstenberg, auf diesen Band verwendet hat. Hier sind die Anmerkungen und die Auskünfte über die einzelnen Persönlichkeiten unbedingt nötig. Die zwei letzten Bände, die Lebensbeschreibung enthaltend, erscheinen halb. Die Ausgabe bildet ein empfehlenswertes Festgeschenk.

**Lachende Lieder.** Neue Dichtungen von R. Schmidt-Cabanis. (1893, R. Vells Verlag.)

Auch dieser Band beweist das ungewöhnliche Geschick des Verfassers; für ihn giebt's keine Reimschwierigkeiten. Am besten gelungen sind jene Gedichte, die witzigen Ulf zum Stoffe haben, wie „Kasimir und Abelaide“. Freunden dieser Gattung wird das hübsch ausgestattete Buch gewiß Spaß machen.

**Lieder-Symphonien** von Schulte von Prühl. Zweites Tausend. (Biesbaden, L. Schellenberg.)

Der hübsch ausgestattete Band enthält Lyrisches und Episches. Grundstimmung ist ernst, doch kommt zuweilen auch der Humor zu Worte. Der Verf. handhabt alle Formen mit Geschick und verrät überall in Gedanken und im Ausdruck den Mann von Bildung und Geschmack.

**Aus meinem Liederbuch** von Karl Hendell. (München, Dr. C. Albert u. Co.)

In sehr geschmackvoller Ausstattung eine Sammlung zumeist schöner Gedichte. Hier spricht der haßfreie Dichter und wir lauschen ihm gerne. Eingehendere Besprechung behalte ich mir vor.

**Alaus Groths gesammelte Werke.** 4 Bde. (Stiel und Leipzig, Lipsius u. Tischer.)

Allen Freunden des Plattdeutschen wird es eine große Freude sein, daß endlich eine Gesamtausgabe der Werke Groths vorliegt; und sicher wird es auch den Dichter freuen, alle Kinder in einem Hause untergebracht zu sehen. Die Einteilung ist folgende: Bd. 1: Luickborn I; Bd. 2: Luickborn II; Bd. 3: Plattdeutsche Erzählungen; Bd. 4: Plattdeutsche Erzählungen und hochdeutsche Gedichte. Die Ausgabe ist so billig (8 Mk. geb. 10 Mk.), daß sie sicherlich weite Verbreitung finden wird. Hoffentlich wird sie auch die Mainlinie überschreiten und den Dichter im Süden bekannter machen, als er dort es ist. Ich empfehle die Werke unseren Lesern als ein schönes Festgeschenk, dessen Wert nicht nach einmaligem Lesen erschöpft ist.

**Der große Kaiser im deutschen Lied.** Ein Gedtenbuch für Schule und Haus von Paul Grotowsky. (Leipzig, Deutscher Verlag [G. Bauer].)

Der Band vereint 173 Gedichte, die sich auf Kaiser

Wilhelm I. beziehen und sein Leben und Wirken im Spiegel der Dichtung zeigen. Der Sammler verdient Dank für seine Mühe. Wir empfehlen das Buch dem deutschen Hause bestens.

Vermischtes.

**Die einheimischen Stubenvögel.** Von Dr. Karl Nuß. (Magdeburg 1892, Kreuz.) 6 Mk.

Die früheren Auflagen dieses Werkes, das dem Wissen und dem Fleiße des Verfassers ein Denkmal setz, sind hier schon auf das Wärmste anerkannt worden. Die 3. Aufl. ist völlig umgearbeitet und hat bedeutend an Wert gewonnen. Vögelliebhaber und Züchter können einen verlässlicheren Ratgeber nicht finden.

**Der fahrenden Schüler Liederbuch.** Eine Auswahl der Bagatellen in modernen Übertragungen mit einer Einführung in das Wejen und die Poesie der „Fahrenden“ von Karl Mische. (Berlin 1893, Paul Letto.) 3 Mk.

Die Auswahl ist mit glücklicher Hand getroffen und enthält 99 Bagatellenlieder. Die lateinischen Liebanfänge sind beigelegt. Sehr dankenswert ist die „Einführung“ (S. 163--208), die alles Wichtige übersichtlich zusammenfaßt. Die Übersetzungen sind gut. Das Büchlein sei allen empfohlen, die der deutschen Vergangenheit Teilnahme zuwenden. Denn gar manches dieser Lieder ist nur im Gewande fremdartig, im Inhalt ganz deutsch, und nicht nur geschichtlich bedeutsam, sondern auch dichterisch wertvoll.

**Berlin 1688—1840.** Geschichte des geistigen Lebens der preussischen Hauptstadt. Von Ludwig Geiger. (Berlin 1892/93, Gebr. Paetel.)

Von diesem Werke, das ungemein reichen Quellenstoff verarbeitet, ist die zweite Hälfte des 1. Bandes erschienen. Eine Besprechung folgt, wir empfehlen es aber schon jetzt als Festgeschenk für alle, die sich über das geistige Leben des alten Berlins unterrichten möchten.

**Deutsch' See-Gras.** Ein Stück Reichsgeschichte. Von Vice-Admiral Batsch. (Berlin 1892, Gebr. Paetel.)

In der Hauptsache eine Geschichte der ersten „deutschen Flotte“ und eine Streitschrift für die Entfaltung unserer heutigen Seemacht von großen Gesichtspunkten aufgefaßt. Das Buch fesselt vom Anfang bis zum Ende; es ist sachlich und in der Darstellung vorzüglich, ein Werk, das jeder Deutsche lesen sollte. Möge es in günstigem Sinne auf die Aufschauungen aller wirken, die einen Blick für die Zukunftsaufgaben unseres Volkes besitzen.

**Wilmars und Jena** von Adolf Stahr. 3 Aufl. Mit einem Vorwort von D. Ed. von der Hüllern. (Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.)

Das bekannte Buch verdient noch immer gelesen zu werden, wenn es mir auch manchenorts etwas zu sehr oberflächlich erscheint. Die Einleitung D. v. H.'s ist bemerkenswert, besonders in jenen Wendungen, die von dem „Urwald von Büchern, Aufsätzen und Miscellen“ sprechen, der heute die Werke unserer großen Dichter umgiebt.

**Paul Mölrs Völkz-Kalender** als Schreibunterlage für das Jahr 1893. 17. Jahrgang. (Lithogr. Institut, Berlin W. Potsdamerstr. 110.) 2 Mk.

**Paul Mölrs Haushaltungsbuch** für den Schreibtisch deutscher Hausfrauen 1893. (Genda) 3 Mk.

Die beiden vortrefflichen Hausfreunde bedürfen keiner Empfehlung mehr. Sie haben sich allmählich einen sehr großen Kreis von Abnehmern erobert, die sie gar nicht mehr missen mögen. Jedes Jahr bringt neue Verbesserungen, auch



dieses weist solche auf; die Ausstattung ist gebiegen, wie immer.

### Ansterblich.

Gestorben ist der schöne Sommertag  
In seiner grauengebengten Witwe Armen,  
Der Nacht, die mit des Schleiers dunkler Pracht  
Ihn eingehüllt voll Schmerz und voll Erbarmen.

Und ihre Thränen tropfen tausendfach  
Auf diesen weiten schwarzen Witwenschleier,  
Sie strahlen auf und leuchten, je ein Stern,  
In stiller Wacht der langen Totenfeier.

Doch wenn der Thränen heller Silberglanz  
Erbleicht und schwindet, und ein ahnend Weben  
Der Auferstehung zittert durch die Welt,  
Ersteht der junge Tag zu neuem Leben. —

Ulrich Kleist.

### Briefkasten.

Herrn Dr. C. P. in B. Das Blatt arbeitet fast nur für eine Sippe; sein Leserkreis ist beschränkt, so daß es mit Unter-schuß arbeitet. Der darin herrschende Ton ist durchaus nicht maßgebend für die Anschauungen weiterer Kreise. — Frau W. S. in G. Viele müssen 1—1½ Jahre auf den Abdruck angenommener Gedichte warten. Ich kann jährlich etwa 220 bringen — und es kommen etwa 4—5000, von denen ungefähr 300 brauchbar sind. Haben Sie Geduld. Auch Ihre Gedichte werden erscheinen. „Beethovens Traum“ ist gut im Stoff, aber die Ausführung entbehrt der hier nötigen Kraft. — Frä. Marie S. in M. „Heimkehr“ angenommen! Ich wünsche baldige Besserung! Besten Gruß. — Herrn Jos. F. in G. Die Gedichte werden noch zur Anzeige kommen. Besten Gruß. — Savonarola. Senden Sie nur, aber nicht mehr als drei Gedichte. — Fr. D. F. in G. (Disfriesland.) Leider nicht genügend. Vermeiden Sie auch Fremdwörter, die sich in Iurischen Gedichten abscheulich ausnehmen. — Frä. Elise B. g. Leider zu wenig Eigen-

artiges. — Herrn M. B. in Dresden. Nicht ohne Spuren von Begabung, aber noch zu jugendlich. — Frä. A. S. in B. h. M. Alle drei Gedichte zeugen für echtes warmes Gefühl und sogar für selbständige Auffassung einzelner Züge „Sei still“ und „Nacht“ müßten den Stoff aber knapper zusammenfassen; sie sind zu lang; das Versmaß in „Sei still“ mit den kürzeren Verszeilen paßt nicht recht. „Sommerfäden“ sollen kommen und Sie dürfen gelegentlich wieder drei Gedichte senden. Besten Gruß. — H. S. in Straßburg. Leider nicht gut genug. — Frä. Rita C. in C. Nicht geeignet. — Herrn S. S. in Sch. Nach „An der Jahreswende“ läßt sich Ihre Begabung nicht beurteilen. Senden Sie mir gelegentlich 3—4 Gedichte. Für die Schlussworte des Briefes besten Dank. — Herrn Carlos Sch. Zu jugendlich. Nun, das giebt sich ja. — Frä. M. S. Warm gefühlt, aber leider zu unkünstlerisch. — Frä. J. W. in M. Ihr Brieflein ist so lustig und voll natürlicher Frische, Ihre Gedichte aber seufzen, weinen und stöhnen. Man fühlt, daß Sie im künstlichen Schmerz so schwelgen, daß Sie Reime und Rhythmus darüber ganz vergessen. Wissen Sie: senden Sie mir zur Abwechslung einen Thränenbrief und recht lustige Gedichte. Die kann ich gerade brauchen. — Frau Baronin v. C. in V. 1. Geb. 18 Mt., 2. geb. 5,50 Mt. Besten Dank! — Herrn Dr. M. W. in G. Ich habe eben von anderer Seite erfahren, daß der Genannte mich in dem Buch in unflätiger Art angegriffen hat. Auf so glücklich versteckte Angriffe antworte ich nicht. Ich erlaube mir die Bitte, daß Sie die Sache auch nicht beachten möchten. Es lohnt nicht die Mühe.

### Inhalt der Nr. 13.

Mein Erbarmen. Roman von C. von Wald-Jedtwik. Forts. — Das Lied des Todes. Roman von Franz Wichmann. Schluß. — **Beiblatt:** Weihnachten! Von F. Schulze. — Die Waise und der Abendstern. Ein Weihnachtsmärchen von Marie Schwarz. — Weihnachtsliebe. Von Elisabeth Messerschmidt. — Unterwegs. Eine Weihnachtsreise von Carl Postumus. II. — Die Schwester des Schmerzes. Von Ferd. Avenarius. — Fünfzig Jahre. Von Otto von Leirner. — Für den Weihnachtstisch. — Ansterblich. Von Ulrich Kleist. — Briefkasten.

Unseren verehrlichen Abonnenten zur Nachricht, daß mit diesem Hefte (No. 13) das Vierteljahr schließt. Wir bitten rechtzeitig bei den betreffenden Buchhandlungen und Postämtern die Fortsetzung bestellen zu wollen.

Wir sind in der angenehmen Lage unseren Lesern die Mitteilung machen zu können, daß in den ersten Heften des neuen Vierteljahres ein

## neuer, großer Roman von Hans Werder

betitelt

## Die Sonntagskinder

beginnen wird. Der so überaus beliebte Verfasser von Junker Jürgen und Der wilde Reutlingen giebt hier ein Werk von ganz besonderem Interesse, da der Roman in der Jetztzeit spielt.

Die Verlagsbuchhandlung von Otto Janke.







